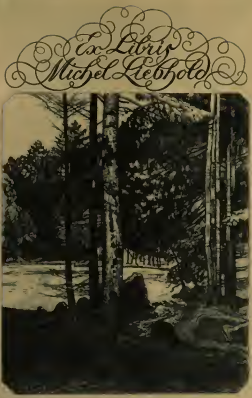

Ex Libris
Michel Liebhold

Süddeutsche Monatshefte.

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Hans Pfitzner,
Hans Thoma, Karl Voll

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Zehnter Jahrgang. Erster Band.

Oktober 1912 bis März 1913.

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München

Druck von F. Bruckmann A. G., München.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Anmerkungen 301
Auch ein „aigner Lebenslauf" 878
Aus dem Münchener Kulturleben 656
Bayerischer Industriellen-Verband, Brief 867
Behn, Fritz, Zur Frage der Mischehen 155
Behrens, Eduard, Die Jungtürken 839
Berrsche, Alexander, Zur Parsifalfrage 153
Aus dem Münchener Kulturleben . . . 464
Bittinger, Polizeidirektor Dr., Grünes Kreuz 655
Bonn, M. J., Ein Bürgerkrieg? 622
Der Kern des Home Rule-Problems 722
Brentano, Lujo, Über den Syndikalismus 320
Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum 537
Entgegnung 868
Briefe Miquels an Marquardsen, Die. Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller 807
Briefe Schellings und anderer Philosophen. Mitgeteilt von Alfred Löckle 577
Bücher des Monats 880
Busching, Paul, Rot oder Gelb? 418
Croissant-Rust, Anna, Weppo. Erzählung 566
Crusius, Otto, Das Dresdener Ständehaus und sonst noch einiges 149
Hellenika 466
Das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz 759
Die Karikatur und die Balkanvölker 463
Dingler, Hugo, Ziffern und Ziffernsysteme der Kulturvölker in alter und neuer Zeit 767
Drei Briefe Treitschkes an Heinrich von Marquardsen. Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller 390

Düring, Ernst von, Der Niedergang des Osmanischen Reiches
I. Die Verwaltung 769
Ebstein, Erich, Gottfried August Bürger 761
Populär-medizinische Werke 877
Eckhel, Anna Hilaria von, *Primula aurea.* Erzählung . . . 657
Ein Brief von Sir Alfred Mond an Lujo Brentano . . 654
Ein hartes Frauenleben 874
Endres, Fritz, Männer und Zeiten 156
Anmerkungen 646
Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern. Mitgeteilt von U. W. Züricher 22, 229, 376, 683
Federer, Heinrich, Sisto e Sesto. Eine Erzählung aus den Abruzzen 42, 161, 343
Fischer, Hermann, Zu Uhlands Gedächtnis 515
Flesch, Karl, Die Heilsarmee und das Krankenversicherungsgesetz 413
Frank Wedekind und die Universität Dublin 465
Gerulanos, Marcuos, Die Griechen in Saloniki 757
Hauptmann, Moritz, Die „Bergrede". Ein Protest 292
Haushofer, Karl, Der Kaiser von Japan 399
Heigel, Karl Theodor, Das Leben des Schauspielers und Schriftstellers Cäsar Max Heigel 1, 183
Heinsheimer, Karl, Das Recht in Goethes Faust 760
Herbst, Curt, Ist die Entwicklungserregung jungfräulicher Eier möglich? 847
Hermann, Rudolf, Die Wanderungsverhältnisse in Bayern . 644
Die deutschen Kolonien 878
Heymel, Alfred Walter, Eine Unterhaltung über Cecil Rhodes 249
Hildebrandt, Hans, Joachim Skovgaard 742
His, Eduard, Goldrahmen 152
Hofmiller, Josef, Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland 111
Anmerkungen zu Büchern 137, 456
Bilder aus Tirol 266
Bücher zum Kaufen und Schenken 468
Anmerkungen 651, 739
Auguste Supper 796
Huldschiner, Richard, Briefe von einer Weltreise 411, 613, 783

J. H., Ein Buschdenkmal? 609
Ille-Beeg, Marie, Eduard Ille und Marie von Ebner-Eschenbach.
Die Geschichte einer Freundschaft 204
Kardinal, Jesuit und Prügelstrafe 759
Karo, Georg, Vom neuen Hellas 430
Kerschensteiner, Hermann, Arzneiglaube 85
Khuenberg, Sophie von, Petrinas Kind. Erzählung . . . 193
Klein, Tim, Christoph Martin Wieland 752
Kunkel, Josef, Stiftspropst von Türk 296
Löchl, Johann Georg, Aigner Lebenslauf 481, 710, 786
Losch, Hermann, Menschenbilanzen und Wanderungsbilanzen 615
Louis, Rudolf, Anmerkungen zu Büchern 440
Meebold, Alfred, Ein fahrender Hinduschüler 499
Moeschlin, Felix, Die Selbstmörderin. Erzählung 57
Die olympischen Spiele in Stockholm . . 142
Die Kette 826
Münchhausen, Börries Freiherr von, Die Sohn-Klage. Ballade 817
Nadoleczny, Max, Hygiene des Sprechens 257
Naumann, Friedrich, Der deutsche Süden 114
Brief 864
Oetker, Friedrich, Die Strafrechtsreform 698
Parallelausgaben 873
Pariser, Ludwig, Richard Weltrich 754
Pfitzner, Mimi, Der Schmied von Kochel 103
Pöhlmann, Robert von, „Freier Volksstaat“ und Kulturstaat 591
Prinz Ludwig 631
Rauscher, Ulrich, Vom Berliner Theater 640, 746, 869
Riezler, Walter, Musik in Hellerau 404
Sakmann, Paul, Friedrich Karl Lang 762
Der demokratische Imperialismus 763
Schillings, Carl G., Offener Brief (begleitet von Aktenstücken) an Seine Exzellenz Herrn Dr. jur. Hahl, Kaiserlicher Gouverneur von Deutsch-Neuguinea 272
Schmauß, August, Das Publikum und die Wetterprognose . 100
Schmidt, Joseph, Die Enteignungsfrage in den Ostmarken . . 829

Schöner, Otto, Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen 396
Schrempf, Christoph, Der Priester der Zukunft 59
Schulze, Friedrich, Ein unbekannter Bericht über das Ende Jerusalem-Werthers 865
Scotti, Tommaso Gallarati, Der Kreuzfahrer und die heilige Ruth. Erzählung 305
Seitz, Ludwig, Die Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen 94
Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen 398
Semper, Max, Ein Unterschied zwischen Norddeutschland und Süddeutschland 145
Spectator Germanicus, Koloniale Aviatik 284
Eisenbahnsorgen in Deutsch-Südwestafrika . 736
Die Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe 832
Spectator novus, Zur Geschichte der Jesuiten 121
Steinitzer, Heinrich, Der Freundschaftsdienst. Erzählung . . 178
Der Hausschwamm. Erzählung 820
Strauß und Torney, Lulu von, Die Wiedertäufer zu Münster. Historische Erzählung 67, 217, 368, 525
Supper, Auguste, Johannes Diepolds Vermächtnis. Erzählung 11
Die denkenden Pferde 491
Thoma, Hans, J. P. Hebels Schatzkästlein 151
Karl Haider 462
Ungedruckte Gedichte von Rückert. Mitgeteilt von Hans Niemeyer 827
Vischer, A. L., Tripolisbücher 467
Vogelfreunde 465
Voll, Karl, Peter Cornelius und Adolf Menzel 108
Anmerkungen zu Büchern 446
Wartenberg, Oberstleutnant a. D. Carl von, „Hier bin ich. Wollt ihr mich hören?“ 158
Wolters, Paul, Eine Chronik des Athenatempels in Lindos 874
Zielinski, Thaddäus, Aristophanes und die Nachwelt . . . 147
Zwergern, Franz von, Über Wassergewinnung in Deutsch-Südwestafrika 559

Das Leben des Schauspielers und Schriftstellers Cäsar Max Heigel.

Von Karl Theodor Heigel in München.

Ich muß, wenn ich aufrichtig sein will, das für einen Historiker bedenkliche Bekenntnis machen, daß ich mich für die Geschichte meiner eigenen Familie niemals interessiert habe. Im heimischen Kreise gab es eine phantastische Tradition, die meinem lieben Bruder und anderen Verwandten als Geschichte galt und auch in Künstleralmanache Eingang fand. Darnach wäre unser heutiger Familienname nur angenommen, meine Vorfahren hätten — natürlich! — auf einem Schloß an der blauen Adria gehaust und wären in der Zeit Maria Theresias um sträflicher politischer Gesinnung willen aus der Heimat verbannt worden. Ich halte das Ganze für ein Ammenmärchen. Ich fühle mich so stark und lebendig als Deutscher, daß ich tatsächlich schon deshalb eine Zugehörigkeit meiner Familie zu einer andren Nation gar nicht für möglich halten kann. Ich würde eine Zeitverschwendung darin erblicken, dem fabulosen Schnickschnack nachzugehen. Für mich beginnt die Geschichte meiner Familie mit meinem Großvater, dem Münchner Hofschauspieler und Hofschauspieldirektor Franz Xaver Heigel und seiner ebenfalls am Münchner Theater tätigen Frau, der „schönen Heiglin", wie sie von galanten Theaterreferenten genannt wurde.

Franz Xaver Heigel muß ein tüchtiger Schauspieler gewesen sein. „Eine Mischung schlichter Natürlichkeit und biedermännischer Geradheit", wird in Legbands Geschichte des Münchner Theaters versichert, „verleugnete sich in seinen künstlerischen Leistungen nie." Seine Gattin war die erste Münchner Julia und Minna; die Rollen empfindsamer Frauen lagen ihr am besten; sie war eine rührende Marie Beaumarchais, ließ aber zum Beispiel als Desdemona das „Ungekünstelte vermissen". Als sie 1778 mit ihrem Gatten vorübergehend nach Salzburg übersiedelte, überreichte ihr die Münchner Akademie als Abschiedsangebinde ihre goldene Medaille mit dem nicht gerade delikaten Lob, daß sie „mehr als Schauspielerin sei, da ihr sittlicher Charakter sie über diesen Stand erhebe". Legband entwirft ein liebenswürdiges Bild von der Wirksamkeit des Schauspielerpaares. Es waren Abende von rein künstlerischer Wirkung, wenn Vater, Mutter und drei Söhne, Ferdinand, Karl und Max, auf der Nationalbühne, die damals noch

im heutigen Residenztheater ihr Heim hatte, auftraten. Die Oberdeutsche Staatszeitung berichtet (2. September 1787), daß in dem Drama „Edelmuth und Niedrigkeit" ein sechsjähriges Söhnchen des Herrn Heigel (das kann nur unser Cäsar Max gewesen sein!) mit so viel Empfindung gespielt habe, daß dem Berichterstatter selbst die Tränen über die Backen liefen. Der etwas ältere Sohn Ferdinand habe seine Rolle so ergreifend durchgeführt, daß ihn das Publikum am Schluß der Vorstellung förmlich hervorjubelte. Auch in dem vom Vater selbst verfaßten Lustspiel „Die glückliche Jagd" wirkten die Kinder an der Seite der Eltern mit. Schon im nächsten Jahre starb der elfjährige Ferdinand. Kein Geringerer als Lorenz Westenrieder widmete dem hochbegabten Knaben einen ehrenden Nachruf und rühmte dabei auch „die seelische Größe der Mutter, die sich in diesen Tagen kundgab". Zu den vertrauten Freunden des Hauses zählte auch der junge Musiker Karl Maria von Weber, der in München den ersten Musikunterricht erhielt und später seine ersten Kompositionen zur Aufführung brachte. Zur Totenfeier seines Gönners, des Hofschauspieldirektors Heigel (14. Juni 1811), komponierte er, „um dem Geschiedenen seine Achtung und Liebe noch im Grabe zu beweisen," einen leider verloren gegangenen Trauergesang für gemischten Chor: „Hörst du der Klage dumpfen Schall?"[1])

Mein Großvater muß auch ein sehr wohlhabender Mann gewesen sein, denn er nannte ein hübsches Schlößchen am Nordostende der Stadt sein eigen, sowie einen ungeheuren Garten, auf dessen Grund später die Pilotystraße und die Galeriestraße gebaut wurden. Mochten meine Großeltern aber auch tüchtige Künstler sein, sparsame Hauswirte waren sie nicht. Nicht ohne unbehagliche Empfindung stieß ich in einer Zeit, da meine eigene Sach' auf nichts gestellt war, in den handschriftlichen Memoiren des Galeriedirektors von Mannlich unvermutet auf die Erzählung, wie Mannlich seinem Freunde, meinem Großvater, immer wieder Summen vorstreckte, bis ihn dieser selbst bat, zum Ersatz für das allzu hoch angewachsene Darlehen das Besitztum an der Stadtmauer anzunehmen.

Um meine Großeltern war ein stattlicher Familienkreis versammelt. Vom frühen Ableben des ältesten Sohnes Ferdinand war schon die Rede. Der zweitälteste, Josef, ging schon in jungen Jahren nach Paris und bildete sich dort zum Miniaturmaler aus. Auf einer unlängst in München veranstalteten Miniaturen-Ausstellung fanden die von Josef Heigel gemalten Porträts vielen Beifall. Der dritte Sohn Karl wurde

[1]) Max von Weber, Lebensbild Karl Maria von Webers, I, 274. — Jähns, Karl Maria von Weber, 140.

Schauspieler und übernahm 1804 die Leitung des Theaters in Frankfurt. Auf eine Tochter Adelheid werde ich noch zu reden kommen. Der jüngste Sohn August, mein Vater, machte als bayerischer Offizier die Napoleonischen Feldzüge mit, trat nach dem Friedensschluß zur Bühne über und wurde Hofschauspieler und Oberregisseur in München.

Die theatralische Laufbahn schlug auch der vierte Sohn, Cäsar Max, ein, dessen Leben und Wirken ich ausführlicher behandeln möchte. Den Anlaß dazu bot mir die glückliche Aufspürung eines Exemplars seiner heute so gut wie verschollenen Selbstbiographie („Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens," Aarau, 1820). Wir haben nicht solchen Überfluß an zeitgenössischen Nachrichten über die Einwirkung der französischen Revolution und des Bonapartismus auf die deutsche Jugend, daß wir an den darüber manchen Aufschluß bietenden Selbstbekenntnissen eines reich begabten, wenn auch leichtlebigen jungen Mannes, eines Beaumarchais nach deutscher Art, achtlos vorübergehen dürften. Überdies vermag ich den Bericht des Erzählers zu kontrollieren und zu ergänzen durch Aktenbelege, sowie durch Mitteilungen seines Sohnes, zu denen ich auf merkwürdige Weise gelangte. Vor etwa zwölf Jahren erhielt ich plötzlich einen Brief aus — Sibirien. Ein Gymnasialprofessor in Jenisseisk, Georg Heigel, von dessen Existenz ich keine Ahnung gehabt hatte, stellte sich mir als Sohn meines Oheims Cäsar Max vor. Er war nach einem bewegten Leben als Hauslehrer zu einer adeligen Familie in Petersburg gekommen; als er dort entbehrlich geworden war, hatte man ihm eine Anstellung im Gymnasialdienst verschafft. Eines Tages nun hatte er während einer langweiligen Lehrerkonferenz im Brockhaus geblättert und war dabei auf meinen Namen gestoßen. Dem ersten Briefe folgten viele, denn ich lernte in Vetter Georg einen gemütvollen und feingebildeten Mann kennen. Ich verdankte ihm interessante Nachrichten über die russische Revolution, die er, der zwar ein guter Deutscher geblieben war, aber sich als treuer Untertan des Zaren fühlte, leidenschaftlich verurteilte. Auch über unsere Familie erzählte er mancherlei, vor allem über seinen Vater, dessen er, obwohl der unstäte Mann schließlich seine Familie schnöde verlassen hatte, nur mit zärtlicher Liebe gedachte.[1])

Ich besitze ein treffliches Bild meines Oheims von der Hand seines obengenannten Bruders Josef. Ein interessantes Porträt! Ein hübscher, junger Mann, — das Bild ist 1815 gemalt —, der offenbar auf seine Erscheinung etwas hält, lebhaft sprechende Augen, ein sinnlicher Mund, blondes, gekraustes, schon etwas schütteres Haar. Offenbar ein heller,

[1]) Vetter Georg ist inzwischen zu Kostroma gestorben; seine Söhne haben den deutschen Namen abgelegt.

aufgeweckter Kopf, in dem leidenschaftliche Gedanken und Triebe beständig hin und her fluten.[1])

Die Selbstbiographie bestätigt den Eindruck des Porträts. Heigel war eine Persönlichkeit, wie sie das 18. Jahrhundert zahlreicher aufwies als das neunzehnte, ein Stück Genie und ein Stück Abenteurer, ein unruhig von einer Beschäftigung zur anderen, von einem Land zum anderen flackernder Irrwisch! Das von Goethe auf Lenz angewendete englische Wort *whimsical* würde auch auf ihn passen. Ein Projektmacher, der sich am Wechsel seiner Pläne berauscht, der sich auf allen möglichen Gebieten versucht, der unablässig produziert, aber nicht die sittliche Kraft besitzt, sich nur mit dem Besten zufrieden zu geben. Auch in seinen politischen Ideen schwankt er unreif hin und her, bald ist er leidenschaftlicher Brutus, bald loyaler Staatsbürger, und bei alledem besitzt er so viel gesundes Urteil, daß er sich der verfehlten Wandlungen seines Lebensganges voll bewußt ist.

Seine Denkwürdigkeiten erinnern in manchen Zügen, insbesondere auch durch die häufige Einflechtung von Versen, an Thümmels Reise durch das mittägliche Frankreich. Sie wurden meines Wissens noch von keinem Historiker benützt und sind auch in den literargeschichtlichen Werken nicht berücksichtigt. Ich glaube mich aber, wenn ich darauf aufmerksam mache, keiner Überschätzung schuldig zu machen. Der Autor schreibt einen überraschend guten Stil, die wechselvollen Geschicke sind lebendig und anschaulich geschildert, und nicht selten überraschen seine psychologische Beobachtungen.

Heigel schrieb das Büchlein im Jahre 1818, also in seinem 35. Lebensjahre, in Sigmaringen, wo er nach zwei Jahrzehnten unruhiger Wanderung und peinlicher Abenteuer zum erstenmal das Glück schlichten Familienlebens kennen gelernt hatte. „In Italiens Orangenhainen, am Senegal und am Ohio, im rauschenden Feldlager und in den glänzenden Salons von Paris dürstete ich vergebens nach Genuß, nach dem Genuß, der dies ewige Sehnen in meiner Brust zu stillen vermöge, und nun bin ich hier, in einem kleinen schwäbischen Städtchen, in einer reizentblößten Gegend, und frage entzückt: wer ist glücklicher, als ich?" In der Gegenüberstellung mit dem Ehedem will er das Heute sich noch lieblicher vor Augen bringen; deshalb will er, in die Vergangenheit zurückschauend,

[1]) Das Bild ist im Katalog der Münchner Miniaturenausstellung als Selbstporträt des Malers Josef Heigel aufgeführt. Da liegt wohl ein Irrtum vor. Es gibt noch ein zweites Bild von Cäsar Max Heigel, das den von ihm herausgegebenen „Nürnberger Skizzen" aus den dreißiger Jahren beigegeben ist. Trotz der Veränderung infolge des Altersunterschieds ist die Identität der beiden Bildnisse unverkennbar.

die Geschichte seines Lebens schreiben, zur Warnung für alle, die im Strudel der Welt das Glück zu finden wähnen, statt in gelassenem Sich-Bescheiden und schlichter Lebensordnung.

Von seinem „herrlichen" Vater spricht er mit höchster Anerkennung, während er seine Mutter für die verhängnisvollen Auswüchse seines Charakters verantwortlich macht. Da sich trotz großen Wohlstands der Familie nicht erhoffen ließ, daß jedem der vierzehn Kinder ein bedeutendes Kapital verbleiben könne, verwendete der Vater große Summen auf die Erziehung der Kinder. Außer einem Hofmeister gab es eine Menge Lehrer, und da der gegenseitige Wetteifer ein mächtiger Sporn war, machten die Zöglinge die günstigsten Fortschritte. Allen voran der mit lebhaftester Phantasie, „ungeheuerem Gedächtnis und noch größerem Ehrgeiz" ausgestattete Cäsar Max.

„Es lag wahrlich nicht an den Schmarotzern und Fats, welche meines Vaters Tisch und meiner Mutter Toilette belagerten, wenn mich nicht die ganze Stadt schon in meinem sechsten Jahre für ein Wunderkind hielt. Ich wußte wirklich meinen Büsching und Raff so ziemlich auswendig, fand auf der Landkarte mit verbundenen Augen die Hauptstädte, schwätzte von Alexander dem Großen und Julius Cäsar, als wären sie meine Gesellen beim Ballspiel, und konjugierte *amo* und *j'aime* mit gleicher Geläufigkeit, nicht zu vergessen, daß ich es auf dem Klavier bis zum ‚Blühe, liebes Veilchen', und im Zeichnen bis zum Profilo mit allem Zubehör gebracht hatte." Bei den Abendgesellschaften paradierte der Knabe mit seinen Künsten, und die Gäste wünschten den Eltern Glück zu dem neuen *Pic de Mirandole*. Die Mutter war eine sehr gelehrte Dame, eine richtige *Précieuse*. In ihrem Salon glaubte man sich im *Hôtel Rambouillet* zu befinden, sie sammelte Antiken und Schmetterlinge, Kupferstiche und Skelette, sie hatte ein physikalisches, ein mineralogisches, ein numismatisches Kabinett; sie unterhielt sich, wo es nur anging, mit „scientivischen Charlatans", jedes bemerkenswerte Buch wollte sie kennen lernen, und was das Schlimme dabei war, jedes mußte ihr der gescheiteste von ihren Söhnen — das war unser Cäsar Max — vorlesen. „Auf diesen Fehler der Mutter ist mein ganzer wilder Lebensroman gegründet." Eine weiche, feingestimmte Knabenseele, unter der Einwirkung einer bildungssüchtigen Mutter verzerrt zu einem Gemisch von Überspanntheit und Verwilderung. Namentlich die vielen Reisebeschreibungen wirkten berauschend auf die Phantasie von Mutter und Sohn. Die mündlichen Erzählungen eines Gefährten der Cookschen Weltumseglung und die Schätze einer von ihm mitgebrachten polynesischen Raritätensammlung versetzten das ganze Haus in Aufregung. „Austra-

lien war bei uns an der Tagesordnung, der Schoßhund erhielt den Namen Amaï, eine Lieblingslaube im Park wurde Ulitihea genannt, meine Schwester ging am nächsten Sonntag mit einem polynesischen Strick als Halsschmuck in die elegante Messe, und meine Wenigkeit wurde allen Ernstes als Schiffsjunge angetragen, wenn der Kapitän allenfalls Lust bekommen sollte, noch einmal den fünften Weltteil zu besuchen." Alles Mögliche wirkte zusammen, um die Einbildungskraft des Knaben nicht bloß zu nähren, sondern zu überfüttern. In jedem Moosfleckchen sah er einen Tannenwald, und es war ihm ein Leichtes, ein halbes Dutzend Rieseneichen zum Busensträußchen einer Enakstochter zu ordnen. Nur ein genialisierendes Leben schien ihm des Lebens wert zu sein. Er kannte bald alle berühmteren poetischen Werke und fühlte sich bei jedem selbst als Held der Dichtung. Auch die Schriften Voltaires, Diderots und d'Alemberts las er seiner Mutter vor, wodurch seine religiösen Begriffe in arge Verwirrung gerieten. Seine Freigeisterei hinderte nicht, daß er auch wieder mit inbrünstiger Andacht die katholischen Feste mitfeierte. Die Münchner Festgebräuche in der Karwoche, am Fronleichnamstag und zu Weihnachten werden in den Memoiren anmutig geschildert.

Die Bekanntschaft mit Plutarch und Thukydides, Cornelius Nepos und Livius weckte in dem Jungen auch leidenschaftlichen Freiheitsdrang, der durch die gleichzeitigen Ereignisse in Frankreich natürlich noch geschürt wurde. Die Lehre Rousseaus galt ihm als Höchstes. Die französische Revolution rief bei Eltern und Kindern eine Spaltung hervor. Der Vater begrüßte die Mirabeau und Barnave, weil er des Glaubens war, daß den Menschen ein natürliches Recht zustehe, ein allzu peinlich drückendes Joch abzuwerfen, die Mutter „entschied sich für die Aristokraten, sobald sie hörte, daß die Demokraten ungekämmte Haare und Bärte trügen". In den Abendgesellschaften der Mutter verkehrten zahlreiche französische Emigranten, aber die Süßlichkeit der Herren Abbés und der Bettelstolz der Kavaliere bestärkten den Knaben erst recht in seinem trotzigen Unabhängigkeitssinn. Die Abneigung gegen den Despotismus wurde noch gesteigert, als die Österreicher, in denen die Bayern seit hundert Jahren ihre gefährlichsten Feinde erblickten, zur Rettung des französischen Königsthrones die Waffen erhoben. „Ich glaubte, die Sache, welche Österreich, das ich im geheimen stets mit dem Reiche des Artaxerxes verglich, anfeindete, müßte die gute seyn." Seiner Knabenjahre vergessend, hielt er im Familienkreise donnernde Reden für die Pariser Volkshelden, „obwohl ihn ihre Verbrechen im Innersten der Seele schaudern machten". Über solchen Eindrücken und Kämpfen

ging ihm alle Heiterkeit der Jugend verloren. Er erschien sich selbst als ein zweiter Brutus, als er am Neujahrstag, nachdem seine Geschwister den Eltern Verse, Zeichnungen und andere Geschenke dargeboten hatten, auf eine freundliche Frage der Mutter mit feierlicher Verbeugung zur Antwort gab: „Am 1. Vendémiaire!"

Über sein erstes Liebesleid und auch über die kurze Studienzeit in Ingolstadt geht er flüchtig hinweg. Die Verbindungen des Vaters verhalfen ihm rasch zu einem Posten; er sollte in die diplomatische Laufbahn eintreten. Auch bei einer späteren Verhaftung gab er nach Ausweis der Akten an, er sei in Diensten des Grafen Montgelas gestanden. Der Minister erwiderte jedoch auf eine Anfrage des französischen Gesandten, der Angeklagte sei niemals im Ministerium angestellt gewesen. Der Widerspruch wird sich wohl dahin aufklären lassen, daß dem jungen Mann nur eine Art Praxis eingeräumt war.

Merkwürdigerweise wird der erste dramatische Versuch gar nicht erwähnt. Die Münchner Bibliothek besitzt eine Druckschrift: „Ahnung und Gewißheit, ein analoges Vorspiel bey der Genesung Ihrer Durchlaucht der Kurfürstin Friderike Karoline. Von C. M. H., München, 1799." Das mit hyperloyalen Anspielungen gespickte Festspiel ist also zweifellos verfaßt von dem stolzen Freiheitsschwärmer, — einer der vielen Widersprüche, denen wir in der psychologischen Entwicklung unseres Helden begegnen werden.

Bald nach der patriotischen Feier muß es zu der fürs ganze Leben verhängnisvollen Katastrophe gekommen sein. Er wollte sich, obwohl die Aussichten im Vaterlande für ihn überaus günstig waren, „um keinen Preis wie ein Sklave an einem morschen Wrack anschmieden" lassen. Der Drang, seine Kraft dem Dienst der Freiheit zu widmen, war in ihm so mächtig geworden, daß er eines Tages dem Vater rund heraus erklärte, er hasse und verachte den Schlendrian der engen deutschen Kreise, er wolle unter den Fahnen der französischen Republik kämpfen für die Sache der Menschheit.

Bayern stand damals auf seiten Österreichs. Der Vater wies also darauf hin, daß ein Bayer, der unter die Fahnen Frankreichs trete, als Überläufer und Verräter zu betrachten sei. Vergebens! „Ich liebte das Land, in welchem ich geboren war, ich liebte es leidenschaftlich, doch sah ich sein Heil nur in einem Bündnisse mit Frankreich!" Umsonst waren alle Vorstellungen, Bitten, Drohungen, der Junge umarmte den weinenden Vater und floh noch am nämlichen Tage mit wohlgefüllter Sparbüchse zu den feindlichen Vorposten. Als gemeiner Soldat trat er in ein Husarenregiment ein. „Die knechtische Arbeit des Stall-

reinigens, Holztragens und so weiter widerte mir, und selbst des Alkiden Beispiel konnte mir das Gemeine nicht in einem helleren Lichte zeigen." Bald waren auch seine Kräfte erschöpft, da machte ein von ihm entworfener Situationsplan den Obersten Chevalier auf den Zeichner aufmerksam, der wohlwollende Mann nahm sich des Überläufers an, so daß dieser mit goldener Quaste am Säbel den Feldzug in Oberdeutschland mitmachen konnte.

Er war schon zum Offizier im Generalstab vorgerückt, als das Korps Dessolles, in dem er diente, siegreich die Grenzen Bayerns überschritt. „Stolz zog ich mit den fremden Kriegern in die Tore meiner Vaterstadt ein und war verblendet genug, zu wähnen, Bewunderung feßle die Blicke meiner Mitbürger an mich, die zornglühend oder verachtend an mir hingen." Im väterlichen Hause, wo er unangemeldet eintrat, wurde er mit stummer Trauer aufgenommen. Die Mutter verschloß sich in ihr Zimmer, die Brüder wichen ihm wie einem unwillkommenen Fremden aus, und der Vater bat den verlorenen Sohn, der freventlich Vaterland, Eltern und Geschwister aufgegeben hatte, nunmehr auch folgerichtig in der selbstgewählten Rolle zu bleiben und das Haus eines deutschen Bürgers zu meiden. Die Verbannung aus dem Kreise der Seinen erfüllte den Siebzehnjährigen mit namenlosem Schmerz, aber das fröhliche, buntfarbige Treiben des Biwaks brachte ihn rasch wieder auf andere Gedanken. Er gefiel sich so recht im Leben eines bonapartischen Landsknechts; der Haushofmeister des vornehmen Münchner Quartiergebers hatte mit ihm seine liebe Not. „Bis jetzt hatten mich die großen Todten zum Republikaner gebildet, aber nun hämmerten und meisselten die kleinen Lebendigen und Ultra-Lebendigen so emsig an mir, daß bald aus dem griechischen Heros ein Pariser *Freluquet du quartier St. Germain* wurde." Allmählich widerte ihn jedoch das wilde Treiben an; es erfolgte eine innere Umkehr, die dadurch beschleunigt wurde, daß ihm auch zahlreiche bayerische Mitbürger durch schnöde Bemühungen, ihr Vaterland zum Sklaven der französischen Republik zu machen, die Verwerflichkeit des Landesverrats wie in einem Spiegel zeigten. „Mit Staunen sah ich Männer, welche Rang und Amt am festesten an das Interesse ihres Monarchen fesseln sollte, Männer, welchen der unglückliche Fürst zum Theile die Leitung der Geschäfte während seiner Abwesenheit vertraut hatte, sich als Verräther an ihrer Regierung den feindlichen Feldherrn nahen." Die Zahl der Neuerungssüchtigen sei so groß gewesen, versichert Heigel, durch dessen Hände die meisten an das französische Hauptquartier gerichteten Briefe gingen, daß es ein Leichtes schien, ganz Süddeutschland bis zum Rhein und Main zu revolutionieren. Doch der Sieg bei

Hohenlinden ließ den Franzosen die verächtliche Bundesgenossenschaft überflüssig erscheinen, und „bald darauf krochen die meisten von den Männern, die kein Irrwahn, keine falsche Hoffnung, in der neuen Gestaltung des Volkes Heil zu finden, sondern Ehrgeiz und die Sucht nach den ersten Stellen in der Transrhenanischen Republik verleitet hatte, wieder zu den Füßen der verrathenen Fürsten und erhielten noch neue Ehrenstellen und Gunstbezeigungen".

Im blutigen Gefecht auf der Walser Heide wurde Heigel schwer verwundet. Man brachte ihn nach Salzburg, das vom Korps Decaen eingenommen worden war. In der Neujahrsnacht (1800) kam er wieder zur Besinnung. „Kanonen donnerten, eine rauschende Musik schallte über die Straße in mein einsames Zimmer herüber, und die Nacht war durch tausend Lampen zum Tage gelichtet. Mühsam raffte ich mich aus verworrenen Träumen auf und rief dem treuen Lacour. Der Befragte berichtete mir, daß das Fest der Ankunft des Generals Moreau gelte, und dann — lächelte er aus dem Schnurrbart hervor — ist es auch das alte neue Jahr! Das alte neue Jahr, wiederholte ich und lachte bitter in mich hinein über den Vendémiaire und St. Silvesterius Neues Jahr. — Ein neues Jahrhundert, brütete ich nun fort, und doch das alte, so ganz das alte! In wirren Bildern glitt jetzt Merciers 2440 vor mir vorüber und Lykurgs Freistaat und die todtgeborne Transrhenanische Republik. Zu ihrer Beerdigung rollte der Donner des Geschützes, wie damals in der Hohenlindner Schlacht! Der rasche Walzer rief zum Tanze auf ihrem Grabe, ich wollte mich verzweifelt lustig im Reigen drehen, da stieß ich an mein zerschossenes Bein, in dem Schmerzensruf zerstob der phantastische Spuk, und ich erwachte mit einem Wundfieber im neuen Jahrhundert!" —

Die „Erinnerungen" halten nicht an der Zeitfolge fest, sondern greifen oft wirr durcheinander. Der Abenteuer und „Rettungen" gibt es so viele, daß sich dem Leser unwillkürlich die ängstliche Frage aufdrängt, ob das Dargebotene eine Lebensgeschichte oder ein Roman sei. Glücklicherweise läßt sich wenigstens der Bericht über die wichtigsten Ereignisse durch authentische Schriftstücke nachprüfen.

Die Freude des jungen Bayern am französischen Waffendienst dauerte nur so lange, als er unter Moreaus Fahnen stand. Das Jahr 1804 brachte eine traurige Wende. Moreau unterlag im Kampf mit dem größeren Nebenbuhler, und sein Sturz riß auch seinen Anhänger zu Boden. Heigel lud den Zorn der konsularischen Regierung auf sich, weil er der „Verachtung des vielfachen Verräters an seinem König, an der Republik, an der ganzen Nation" unverhohlen Ausdruck gegeben und in einer Flugschrift den

General Menou angegriffen hatte. Nur rasche Flucht konnte ihn retten. Er irrte nun in der Schweiz und in Süddeutschland umher, bis er endlich Schutz hinter Klostermauern suchte und fand. Es war ein schwäbisches Benediktinerkloster, in das er eintrat, vermutlich das Stift Sankt Blasien im Schwarzwald. Bart und Locken fielen unter Messer und Schere, und die bunte Uniform wich dem schwarzen Habit. Der Novize fand an dem Klosterleben Gefallen. Er zollt den Jüngern des hl. Benedikt — ich muß an Atavismus denken, wenn ich mich der schwärmerischen Vorliebe meines Bruders für diesen Orden erinnere — begeistertes Lob. Während ihm „Loyolas Brut" als „späteres Erzeugniß einer rachsüchtigen Hierarchie" verhaßt ist, nennt er die reichen Klöster der Benediktiner „in Wahrheit Nationalgüter" und die Ordensbrüder „Wohltäter der Menschheit, bei denen jedes arme und gequälte Menschenherz Trost und Schutz finden kann".

Durch ein Memorandum, das Heigel während des Aufenthaltes im Kloster ausarbeitete und das den Beweis liefern sollte, daß die Erhaltung der deutschen Reichsstifter dem wahren Interesse der französischen Regierung entsprechen würde, hatte er die Aufmerksamkeit seiner Feinde auf sich gelenkt. Er mußte auf schleunige Flucht bedacht sein. Um den geschorenen Kopf zu verbergen, bedeckte er sein Haupt mit der gewaltigen Perücke des Klosterrichters. Vom Abt reich beschenkt, begab er sich auf die Wanderschaft. Am blühenden Gestade des Bodensees fühlte er neuen Lebensmut in sich erwachen. „Nein, nicht für die Einsamkeit — für die geselligen Freuden, für alle Seligkeiten des häuslichen und bürgerlichen Lebens schuf mich Natur, und dankbar, fröhlich will ich sie genießen!" Er stand eben im Begriff, sich mit einem schönen und reichen Mädchen in Konstanz zu vermählen, als ihm ein ehemaliger Kriegskamerad einen Wink gab, daß von den französischen Behörden wieder auf ihn gefahndet werde. Die Braut und mit ihr ein behagliches Glück mußte aufgegeben werden; er floh nach Tirol, weil er wußte, daß sich dort ein Aufstand gegen die napoleonische Zwingherrschaft vorbereite. Da sich aber „des ersten Grimmes Aufbrausen" (1806) der Gewalt vorerst noch fügte, griff er wieder zum Wanderstab. Bald da, bald dort wird er von Spähern in kaiserlichem Solde erkannt, weiß sich aber immer zu retten. Doch im Frühjahr 1807 ereilte ihn das Geschick.

(Schluß folgt.)

Johannes Diepolds Vermächtnis.

Von A. Supper in Korntal bei Stuttgart.

Wenn mein Freund meiner ansichtig wird, dann fragt er, ehe er mir richtig Grüß Gott sagt: „Weißt du keine Geschichte?"

Ich muß dann oft zur Antwort geben, was meine Großmutter meist entgegnete, wenn wir sie im Herbst um einen Apfel angingen: „Es ist zu spät. Sie sind schon alle im Trog und werden zu Most zermahlen, daß man wieder auf ein Jahr zu trinken hat".

Ja, an Geschichten fehlts wohl nie auf dieser geschehnisreichen Erde. Aber sie kommen meist unbesehen miteinander in den Trog, und die Tage, die Stunden, die schwere Stumpfheit rollt darüber hin. Der Most, der aus all dem Gequetschten sickert, ist dann die trübe Brühe der Erfahrungen, die, wenn sie ordentlich ins Gähren kommt und sich „gut baut", wie die Küfer sagen, wohl eine Weltanschauung, einen Charakter, eine Persönlichkeit abgeben kann. Meist wird sie schlicht das Jahr hindurch als Most verbraucht.

Die ablehnende Antwort meiner Großmutter war nie buchstäblich zu nehmen. Irgendwo hatte sie von der allgemeinen Zerquetschung doch noch etliche unversehrte Äpfel zurückbehalten. Und nicht die schlechtesten. Äußerlich sahen diese Geretteten oft nach nichts aus. Aber wenn man hineinbiß, dann merkte man, daß die alte Frau sich in den Sorten auskannte.

Auch unter den Geschichten sind nicht immer die rotbackigen und lachenden die besten. Wenn man ihnen zu Leibe geht, erweisen sie sich oft genug als saftlos oder fad oder sauer, daß einem die Zähne daran stumpf werden.

Für diesmal, Freund, habe ich die Geschichte vom Maler Johannes Diepold erwischt. Groß ist sie nicht und viel vorstellen tut sie auch nicht. Aber ein Säftlein fand ich darin, das den Durst stillt, wenn man auf heißen Wegen wandern muß. Und wer muß dies nicht zu Zeiten, Freund, wer muß dies nicht? — —

Vom Maler Johannes Diepold habe ich zum erstenmal reden hören, als mein Gaul — du weißt, mein alter Schimmel — sichtlich mißfarbener wurde und ich mit dem Frauenberger Tierarzt über diese Erscheinung Rücksprache nahm.

„Ei," sagte der lachend, „Sie müssen ihn anstreichen lassen vom Johannes Diepold, sonst gibts kein Mittel."

Ich bezahlte den Tierarzt für seine Bemühungen, gab meinem Rößlein nicht die Sporen, aber doch einen deutlichen Wink, daß ich aus

Frauenberg hinauszukommen wünsche, und ritt langsam heimwärts gen Eberstal.

Selbstverständlich hatte ich nicht die Absicht, die Dienste des Johannes Diepold in Anspruch zu nehmen. Bin ich auch ein naives Gemüt, wie man wohlweislich bleibt, wenn man sieht, daß allenthalben auf der Welt die geriebensten Leute die dümmsten Streiche machen, so lag es mir doch gänzlich fern, auf einem angestrichenen Gaul reiten zu wollen.

Nicht weit von Eberstal ist auf der Höhe ein Punkt, von dem aus man einen Fleck Erde sehen kann, der buchstäblich bis auf die Knochen hinein mir gehört. Dort halte ich an, so oft mein Gaul mich auf die Höhe trägt. Dann schaue ich hinunter, bis mich die alten Augen wie Feuer brennen. Es lodert alsdann ein unendlicher Glanz, ein ewiges Licht um den winzigen Erdenfleck in der Tiefe, und mir wird das Herz still und stark, daß ich meinen Weg wieder stracks gehen kann in der Gewißheit, daß das Ziel die Wanderung lohnt.

Ein paar Gaulslängen von dem Punkt ist ein Kreuzweg, auf dem früher die Hexen tanzten und heute die Chauffeurs fluchend mit ihren Karren langsam tun, denn es sind viele Wege da und einer so schlecht wie der andere.

An jenem Tag hatte ein Mann im langen grauweißen Kittel seine Bockleiter vor dem dortigen Wegweiser aufgestellt und hantierte eifrig und völlig versunken mit Farbtöpfen und Pinseln.

Mir sagte eine innere Stimme, daß es der Johannes Diepold, der Maler sei, doch lag mir nichts daran, mir sofort Gewißheit zu verschaffen.

Mein Schimmel aber trottete hinzu. So alt er ist, er hat noch ein brennendes Interesse für alles, was an seinen Wegen auftaucht. Darin hat ihn nur mein seliger Schnauzel übertroffen. Ich glaube nicht, daß es eine Lästerung ist, von einem eingegangenen Hund als einem seligen Schnauzel zu reden. Denn wenn jene große, unverbrüchliche Treue, wenn die ganze stille Reinheit und Gelassenheit, die aus den dunklen, feuchten Hundeaugen sprach, spurlos verflog, als das Tröpflein Gift den alterskranken Hundeleib dahinwarf, — dann ists umsonst, an Dauerndes zu glauben.

Wenn mein Hund und mein Gaul zu ihrer Gabe und ihrem Drang nach Beobachtung auch noch die Gabe der Sprache gehabt hätten, ihr Herr hätte in solcher Schule und Gemeinschaft einer der weisesten Menschen werden können. So ist er durch die Zwei, die stumm und unbeirrbar stets ihre Forschungswege gingen, wenigstens ein einigermaßen nachgiebiger und geduldiger Mensch geworden, der nicht immer seinen eigenen Kopf durchsetzen will. Was auch schon etwas ist.

Erst als mein Schimmel ihn hinten am Kittel prüfend beschnupperte,

schaute sich der Mann auf der Bockleiter um. Dann zog er, ohne einen Blick von dem zudringlichen Gaul zu lassen, die wettergeprüfte Kappe, so daß es durchaus den Eindruck machte, als gelte der Gruß dem Roß und nicht dem Reiter.

Das freute mich und sprach mich an. Sie sind ja so selten, die Menschen mit dem großen Blick und den weiten Seelen, die alle Kreaturen von ganzem Herzen grüßen.

Ich redete den Mann an. Sein Gesicht war weiß. Teils von natürlicher, etwas ungesunder Bläße, teils von Ölfarbe.

Das eine Auge war leer. Das lahmscheinende Lid tief darüberhergesunken. Im anderen aber war — Ja — was war da? Es ist nicht leicht, dies kurz zu sagen. Man sieht den Ausdurck oft in Bauernaugen. Mißtrauen ist nicht das richtige Wort dafür. Zurückhaltung klingt zu städtisch und sagt auch nur die Hälfte. Es ist, als ob der Blick solcher Augen schnell und sicher einen Graben ziehen und vollkommen ruhig sagen würde: „Du bist mir lieb und wert, und ich will nichts gegen dich sagen. Aber bleibe über dem Graben drüben auf deiner Seite, wie ich auf der meinen. Es braucht keinen Durcheinander".

Der Blick freut mich, so oft ich ihn sehe. Er schafft eine klare Sachlage und da geht nichts drüber.

Aus tatsächlichem Wissensdrang heraus, nicht um leutselig zu erscheinen, fragte ich den Maler, ob er den Wegweiser anstreiche?

„Jo", sagte er, „er hot's nötig, mer sieht kei' Färble meh'". —

Diese sachliche Antwort bewies mir, daß der Mann meine Motive richtig erkannt hatte. Hätte er läppische Leutseligkeit hinter meiner Frage gewittert, so wäre die Antwort erfolgt: „Noi, noi, i' streich do kein Wegweiser an. J' schüttel Zwetschge' auf meiner Leiter".

Hinter uns ratterte jetzt ein Automobil vorüber, das uns alle in eine Staubwolke hüllte, aus der der Malersmann und mein Schimmel, dank ihrer praktischen Farbe, wenig verändert hervorgingen, während mein dunkler Rock geschändet war.

Der Mann auf der Bockleiter deutete mit dem Pinselstiel auf mich und bemerkte: „Er wälzet mich in der Asche". Mehr sagte er nicht. Sogleich fuhr er fort, an einem der Zeigerarme herumzupinseln.

Ich aber spürte unschwer dem Wort an, wo es gewachsen ist, und entnahm daraus, daß der Maler um die gleichen Hecken und Zäune schleicht wie ich in meinen Feierstunden.

Ich wagte einen Vorstoß. „Meister", sagte ich, „das ist keine kleine Sache, einen Wegweiser neu anzustreichen. Wenn da einer ein schlechter Kerl ist, oder wenn ihn der Übermut sticht —"

Er nickte eifrig, ehe ich ausreden konnte. „Wohl, wohl," fiel er ein, „wenn i' e falsch's Wörtle an so en Arm hinmol, no fährt so e' Teufelskarre' über de Abhang na, nix denn Schöners! Oder wer auf Beitinge' will, kommt auf Eichsfeld im Handumdrehe'. 'S Wegweiseranstreiche ist fast wie's Predige': Bleibt mer net bei d'r Wohr'et, no hot mer älle die auf 'm G'wisse', wo vom Weg kommet". —

Der Mann stotterte ein wenig. Er hätte jedenfalls viel mehr gestottert, wenn er nicht eine ganz langsame Sprechweise gehabt hätte, die dem Fehler seiner Zunge zur helfenden Krücke ward. Diese Art zu sprechen mutete mich, ganz abgesehen vom Inhalt der Rede, wie Weisheit an. Sie zeigte mir, daß wir unsere Gebrechen zureiten können wie ungebärdige Gäule, daß wir sie in die Hand bekommen können in kühler Überlegenheit.

Ich dirigierte jetzt meinen Schimmel so, daß ich den Mann besser im Gesicht hatte. „Meister," sagte ich, „vier Wege sind da in vier Täler. Vier Tafeln malet Ihr da an und von Rechts wegen — —"

Wieder fiel er mir ins Wort. Diese Sorte Leute versteht einen entweder gar nicht oder zu bald.

„Wohl, wohl," meinte er, „vier Weg'. Und doch ist's eigentlich bloß einer. Doch wär eigentlich bloß ein Arm anz'mole'. Und der müßt dort nunter zeige' —". Er wies mit der Rechten der Gegend zu, wo auch ich ein Fleckchen Erde mein Eigen nenne. Wir sahen beide über den Hang von verwilderten Akazien hin, aus deren weißen Blütentrauben ein betäubender Duft bei jedem Windhauch auf die Höhe kam.

„Ja," sagte ich, „auf den einen Arm müßtet Ihr hinschreiben: Erde zur Erde".

Er tauchte langsam den Pinsel in den weißen Topf. „Noi," entgegnete er ruhig, „'s müßt heiße': Himmelan nur himmelan". Ich blieb eine zeitlang still, weil mirs fast vorkam, als sei mir der auf seiner Bockleiter mit dem Pinsel über den Mund gefahren. Dann ermannte ich mich nach und nach wieder und sagte, um auf neutraleren Boden zu kommen: „Vorhin hat mir der Tierarzt von Frauenberg gesagt, wenn mir die Farbe an meinem Gaul nicht gefalle, dann soll ich ihn vom Johannes Diepold anstreichen lassen."

Der Mann drehte den Kopf und musterte meinen Gaul von oben bis unten. Ein leises, phlegmatisches Lachen kam von seinen Lippen und ich sah bei dieser Gelegenheit, daß er eine Reihe prachtvoll falscher Zähne hatte. Eine Garnitur von jener Sorte, die so gar kein individuelles Gepräge hat, wie ein billiger, fertig gekaufter Anzug. Ich fand, daß das zu diesem Mann nicht paßte und bemerkte auch, daß er die Perlenreihe öfter mit der Zunge bewegte, als wolle er sie loshaben.

„Jo," sagte er jetzt. „D' Farb ist net 's Schönst' an dem Gaul, des muß i' sage'. Aber ein Mensch siehet, was vor Augen ist, der Herr aber siehet das Herz an."

Ich wußte im Augenblick nicht, ob das Zitat eine Leichtfertigkeit oder etwas Rechtes bedeuten sollte und versuchte, mit einem kurzen Lachen über die Situation hinüberzukommen. Aber der Malersmann schaute mich aus seinem einen Auge seltsam kühl und tadelnd an. „Glaubet Sie des net? Glaubet Sie net, daß au' so e Gaul ebbes gilt vor unserem Herrgott? Hänt Sie nie g'lese': Denn auch die Kreatur frei werden wird vom Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes? —"

Er sprach so voll Nachdruck und Wucht und stieg dabei rückwärts die Leiter herunter, als müsse er bei solcher Rede fest auf dem Erdboden stehen. An meinen Gaul trat er heran und streichelte ihm zart den Kopf und ich sah, wie das Augenlid über der leeren Höhle zitterte.

Aber mein alter Schimmel ist nicht an Vertraulichkeiten von Fremden gewöhnt. Vielleicht auch war ihm der starke Ölfarbgeruch, den Johannes Diepold ausströmte, unangenehm. Kurz, er hob die Lefzen von den langen, gelben Zähnen und versuchte nach dem Mann zu beißen.

Da trat der zurück und ließ die Arme sinken. Sein Gebiß tanzte ein wenig auf der Zunge, dann drückte er es an den richtigen Platz und sagte mit einer Stimme voll Traurigkeit: „Sie hänt de gute Glaube' an d' Leut verloren, die Viecher, und sie hänt Recht — —".

Ich wollte ein Wort der Entschuldigung sagen. Ich weiß nicht, der Entschuldigung für den Schimmel oder für die Menschen. Aber mein Gaul hatte in der Ferne irgend etwas erblickt, was seine Wißbegierde erregte, und er trug mich von dannen, ehe ich mein Vorhaben ausführen konnte. — —

Zum zweitenmal sah ich den Johannes Diepold im Krankenhaus. Es war damals, als ich mir auf dem letzten schmelzenden Schnee eines fast schneelosen Winters den Arm gebrochen hatte bei einem Sturz in der Dämmerung.

Der Spaß kostete mich vier Wochen böse Zeit im Elisabethenkrankenhaus und die harmlose Sicherheit, mit der ich bis dahin meine Schritte auf Erden getan hatte.

Ich habe mir in der Folge ein ängstliches Tasten angewöhnt, eine argwöhnische Bedächtigkeit im Fußfassen, die das Leben nicht schöner und nicht leichter macht, und die mir mehr als jeder Kalender in die Ohren schreit: Du bist alt geworden, alt, alt! —

Zum Elisabethenhaus gehört ein prächtiger, ausgedehnter Garten, den eine hohe steinerne Mauer schützt gegen das Anbranden der lauten Stadt.

Aus den besonnten Rasenflächen dieses Gartens brachen damals die ersten Schneeglöckchen und Krokus, und freche Amseln zogen frühlingsfroh die Würmer aus der gelockerten Erde.

Ich ging, den Arm in warmer Schlinge, in der linden Sonne über die Sandwege, sah den Blumen und den Vögeln zu und spürte in meinen geschindelten Knochen das leise Prickeln des Heilens.

Blau und still war der Tag. So recht ein Tag, da man an Frieden glauben möchte und an ein ewiges Genesen.

Drüben über der Rasenfläche, um das noch leere und winterlich verwahrte Bassin des Springbrunnens, standen bettenbelegte Liegestühle, auf denen die Schwestern luftbedürftige, hilflose Kranke über Mittag in die Sonne zu stellen pflegten.

Ich empfand den Anblick dieser Stühle erst als etwas Störendes. Dann aber kam mir jene Fähigkeit zu Hilfe, die ich von meiner seligen Mutter ererbt habe: an allem eine gute Seite zu finden. Die Liegestühle riefen denn auch plötzlich ein Gefühl froher Dankbarkeit in mir wach, daß ich so selbständig auf meinen eigenen Füßen, wenn auch mit geschindeltem Arm, in der Sonne wandeln konnte. Das ist ja überhaupt ein Vorzug des Spitallebens — oder ists vielleicht der Vorzug jeglicher Vergesellschaftung? — daß man, auch wenn man noch so elend ist, doch immer noch auf Elendere treffen kann und sich nicht einsam in der tiefsten Tiefe wähnen muß.

In behaglicher Müdigkeit setzte ich mich auf ein Bänkchen, von dem aus ich die Hilflosen im Auge hatte.

Der kaum spürbare Wind, der schon etwas wie fernen Veilchenduft mit sich trug, führte mir dann und wann einen Laut von denen am Springbrunnen zu. Oft klang es wie ein leises Stöhnen, ein unterdrücktes Achzen. Aber was so unklar daher kommt, das kann man sich auslegen wie man will. Ich redete mir ein, sie sprächen dort drüben vom Frühling und vom Gesunden.

Auf einmal aber vernahm ich etwas ganz Eindeutiges. „Himmelherrgottsakkerment, muß ich jetzt so daliegen?" fluchte Einer und stöhnte laut.

Ich spitzte meine Ohren. Wo geflucht wird, muß Einer sein, der aufmerksam zuhört, sonst ist die Sache doppelt sinnlos. Es folgte eine kleine Stille. Niemand gab dem Menschen Antwort auf seine Frage. Vielleicht erwartete er auch keine. Dann aber sagte eine andere Männerstimme langsam und mit einem seltsamen, sozusagen gewaltsam glattgezogenen Stottern: „Du hast es vielleicht nicht gerne, so man versucht mit dir zu reden, aber wer kann sichs enthalten?" Mehr verstand ich nicht.

Ich lauschte angestrengter als zuvor. Ein Erinnern zog mir vorüber. Diese Sprechweise kannte ich. Dieses geglättete, durch große Bedächtigkeit gebändigte Stottern hatte ich schon einmal gehört. Von einer Bockleiter herunter an einem Kreuzweg.

Ich bin zu den Liegestühlen hinübergewandert.

Johannes Diepold, der Maler, war da in die Sonne gebettet. Ich hätte ihn nicht wieder erkannt, wenn ihn nicht seine Sprache verraten hätte.

Sein Gesicht trug keine Ölfarbflecke und im eingefallenen Mund fehlten die Perlenzähne. Abgezehrt wie ein Skelett war der Mann und gelb wie eine Quitte.

Aber sein eines Auge hatte noch den alten klaren Blick, der die Lage zu überschauen wußte.

Ich trat zu ihm und erinnerte ihn an jenen Tag. Er fragte nach meinem Gaul. Ich fragte nach seinem Leiden.

Dann kamen die Schwestern und die Pfleger und schafften die Männer in ihren Liegestühlen ins Haus, weil die Mittagsstunde vorüber war.

Die Schwester, die mich verpflegte, war nicht Diakonissin von Profession. Vorübergehend nur arbeitete sie im Spital, um das, was sie im Krankenpflegekurs gelernt, nicht zu vergessen.

Ich nannte mich ihr Versuchskarnickel und sie stimmte mit Lachen zu. Lachen konnte dieses Mädchen, das über die erste Jugend hinüber war, zu jeder Zeit. Mir war es oft, als bringe dieses Lachen meine gebrochenen Knochen schneller zum Heilen als alle Verbände.

Aber sie hatte auch eine leichte und geschickte Hand, die Schwester Erika, und kluge, klare Augen. Ich pflegte, wenn sie bei mir war, die unterschiedlichsten Dinge mit ihr zu bereden. Sie beriet mich, wenn ich nicht wußte, was ich lesen sollte und gab mir die Adresse eines Weibes, das wollene Strümpfe stopfte. Sie klärte mich über die Unsinnigkeit der materialistischen Weltanschauung auf und zeigte mir, wie man ein Schuhband knüpft, daß es niemals von selbst aufgehen kann. Sie sagte mir, daß Nietzsche einmal freiwilliger Krankenpfleger gewesen sei, und daß die Weichselkirschen gern den Stiel und Kern am Baume lassen, wenn man sie pflückt.

Als Schwester Erika an jenem Nachmittag zu mir kam, fragte ich sie nach der Erkrankung und nach der Genesungshoffnung des Johannes Diepold. Ich war so sehr der Meinung, dieses lachende, handfeste Menschenkind müsse über alles Auskunft geben können, daß mich ihr Kopfschütteln, ihr Nichtwissen in dieser Sache völlig ratlos machte.

Sie sah es und lachte und versprach, mir bis zum Abend einen Be-

richt zu bringen, der auch über den kleinsten Punkt keine Unklarheit bestehen lasse.

Als sie nach Stunden in mein Zimmer trat, es war schon dämmerig und ich saß am geschlossenen Fenster, kam sie viel langsamer auf mich zu, als es sonst ihre Art war.

„Nun," fragte ich, „was ist's mit dem Diepold?"

Sie lachte nicht. „O," antwortete sie, „er muß wohl sterben."

Ich konnte nichts sagen. Es war etwas in mir wie bittere, heiße Ungeduld. Zu was waren sie dann da, diese stillen, blauen Lenztage voll linder Sonne, voll Friedens- und Genesensträumen, wenn doch das Leben nicht siegen durfte! War es dann nicht eine dumpfe Rohheit, die Männer in den Liegestühlen ins warme Licht zu tragen, statt für die lange Nacht sie zu bereiten und für die engste aller Kammern?

Die Schwester setzte sich, wie sie allabendlich tat, ein wenig auf den Tischrand und verschränkte die Arme.

„Er hat eine schwere Blutvergiftung, der Mann," sagte sie leise. „Es hat ihn ein Hund gebissen, als er ihm aus einer Grube mit ungelöschtem Kalk heraushelfen wollte. Doktor Ritter glaubt, er sei über den Berg; aber Schwester Olga sagt, sein Herz tue nicht mehr lange mit."

Jetzt lachte sie leise. „Die Ärzte wissen ja mehr als wir; aber wir spüren mehr als die Ärzte."

„Ja," warf ich hin, um sie recht in Zug zu bringen, denn ich höre sie so gerne reden, „wie es mit Männerherzen aussieht, das spüren die Schwestern."

Sie ging heute nicht ein auf meinen Ton. „Merkwürdig," sagte sie, „was dieser Mann für ein Pech hat!"

„Wissen Sie denn etwas von ihm?" fragte ich.

„Viel weiß ich sogar," gab sie zur Antwort, „ich habe mich doch orientiert, um Ihnen Bescheid bringen zu können. Sie ziehen einem ja die Haut vom Leib mit ihren Fragen!"

Gar so schlimm ist's nun wohl nicht. Doch gebe ich zu, daß ich immer viel zu fragen habe. Aber wie könnte ich sonst auch jetzt im Klaren sein über Nietzsche und Weichselkirschen und Materialismus und wollene Strümpfe und sonst noch einiges? Aus nichts wird nichts.

„Schwester Erika," sagte ich und rückte mit meinem Stuhl etwas näher zu ihr hin, „ich will ja nicht fragen; aber könnten Sie mir vielleicht sagen, was mit Johannes Diepold los ist? Der Frauenberger Tierarzt hat mir nämlich geraten, ich soll durch ihn meinen alten Schimmel frisch anstreichen lassen. Und ehe man Handwerksleute ins Brot setzt, sollte man sie kennen."

Sie nickte ernsthaft. „Ja, man sollte die Leute viel mehr kennen. Nicht immer alle in einen Sack stopfen, kopfüber und kopfunter. Jeden sollte man für sich betrachten, denn jeder ist etwas Besonderes".

„Und der Diepold", drängte ich, „was ist's mit dem?" —

Sie fuhr wie aus tiefem Nachdenken auf und sagte: „Vor dem Diepold dürfen wir uns alle verkriechen. Sie, lieber Herr Fragseilig, und ich und wir alle!"

„Herr Fragseilig ist gut", gab ich zu, „aber wie könnnte man denn aus Ihnen etwas herauskriegen, wenn man nicht immer und immer wieder fragen würde! Sie sind ja heute einmal wieder wie ein Brunnen, an dem das Rohr verstopft ist".

Jetzt lachte sie hell und kam ins rechte Fahrwasser. „Also merken Sie auf!" gebot sie. „Der Johannes Diepold hat als ein kleiner Bub seines Vaters Kuh die Bremsen gewehrt im Hochsommer. Da dreht sich das Tier um und stößt wütend nach dem Buben, trifft ihn ins Auge und bohrt es ihm aus ohne Gnade."

„So" — sage ich.

„Ja — so", antwortet sie und fährt fort: „Der Johannes Diepold hat als Soldat einen von seiner Kompagnie, der im Rausch auf den Unteroffizier los will, zurückgerissen. Da nimmt der ein Brotmesser vom Tisch und stößt es dem Diepold durch die Rippen, daß man noch eine böse Narbe sieht, sagt Schwester Olga".

„So" —.

„Ja — so! — Der Johannes Diepold ist einem, der sich ertränken wollte, in den Fluß nachgesprungen. Da gibt ihm der mit dem Stiefel einen wütenden Tritt auf den Mund, daß man den Diepold bewußtlos ans Ufer bringt. Alle Zähne waren ihm eingeschlagen."

„Und der Andere?" fragte ich interessiert.

„Der Andere geht uns nichts an", belehrte mich Schwester Erika.

„So", sagte ich, „und vorhin wollten Sie, man sollte jeden für sich betrachten, denn jeder sei etwas Besonderes".

„Sie sind ein Wortklauber", behauptete sie und setzte sich ein bißchen fester auf den Tisch, als komme jetzt erst das Beste.

„Dieser Johannes Diepold aber", fuhr sie im Erzählerton fort, „dieser Mann, der jedesmal mißhandelt worden ist, wenn er Mensch oder Vieh eine Guttat erweisen wollte, der predigt jetzt da drunten in seinem Saal den andern, den Fluchern, den Radaumachern, sagt Schwester Olga."

„So" —.

Sie fuhr auf. „So! so! so! Mehr wissen Sie da nicht, mehr nicht?"

Ich lächelte. So recht aufreizend lächelte ich. Denn ich mag das

zu gern, wenn das prachtvolle Frauenzimmer ins Feuer kommt. Und so recht geringschätzig und von oben herunter warf ich hin: „Predigen ist auch nicht mehr als Wegweiser anstreichen —“.

Ich verriet nicht, daß dieses Kräutlein gar nicht in meinem Garten gewachsen war, daß ich es unmittelbar von Johannes Diepold selber hatte.

Sie rutschte vom Tisch und trat dicht vor mich hin. Ihre klaren großen Augen flammten mich an in ehrlicher Empörung. „Sie — Sie“, stieß sie hervor, „spüren Sie denn nicht, daß das etwas Großes ist, etwas ganz Großes, wenn ein Mensch so ist — so — spüren Sie denn das nicht?“

Auch ich stand jetzt auf. „Ich spüre, daß mein Verband schlecht sitzt, Schwester Erika“, sagte ich und drehte das elektrische Licht auf.

Da tat sie bleich und mit zitternden Händen ihre Pflicht und ging mit einem ganz kurzen kalten Gruß davon.

Ich mußte hinter ihr herlächeln. Wie jung sind doch alle guten Weiber, wie kindergleich und kinderjung! —

Johannes Diepold ist noch einmal aus dem Spital entlassen worden. Sein Herz hielt doch länger aus, als Schwester Olga vermutete. Ich habe ihn wiedergesehen. Nicht auf der Bockleiter und mit den Farbtöpfen.

Er streifte oft mit mir auf jener Höhe umher, wo der Kreuzweg ist, von dem aus so viele Pfade in die Weite führen.

Wenn ich mit ihm an dem Hang mit den verwilderten Akazien saß, und er den Mund auftat, in dem immer noch die prachtvollen Zähne fehlten, dann sah ich oft von all den Wegen nur einen so recht klar und deutlich.

Dann wars, als ob die Schwere, die sonst an meinen Schuhen klebt, dahinschmelze. Leicht und tatenfroh wurden mir die Füße, als sollten und wollten sie eilends den Pfad beschreiten und davonstürmen, himmelan, nur himmelan.

So haben wir es fast einen Sommer lang getrieben.

Der elende und vergiftete Leib des Johannes Diepold wollte oft fast nicht mehr auf die Höhe. Aber er mußte. Keuchend und stotternd schritt der Mann an meinem Arm und sagte: „J' bin net umsonst Soldat g'we'. J' werd' doch au' noch do 'naufkomme'.“ —

Ich habe nie zu ihm gesagt: bleibe unten! Denn immer noch war in seinem einen Auge der stete Blick, der den Graben zog und befahl: du drüben und ich hüben! Ich dachte nur mehr als einmal, daß es doch eine große Sache sei, wenn dem Menschen das Soldatsein so bis in den Tod hinein im Blute liegt. Und ich rief mir's ins Gedächtnis, daß auch ich einmal zur Fahne geschworen habe.

An einem Tag im September, als eine unaussprechliche Klarheit jede Ferne herbeirückte, daß man meinte, man könne sie mit Händen greifen, blieb Johannes Diepold aus.

Umsonst wartete ich auf ihn, droben, nicht weit vom Wegweiser. Es gingen Männer vorüber, Arbeiter von Eberstal, die mich kannten und es für ihre Pflicht hielten, nicht stumm an mir vorbeizuschreiten.

„Wartet Sie auf Ein'n?" fragten sie freundschaftlich.

„Ja," sagte ich, „aber er kommt nicht".

„Er wird halt en andere Weg 'gange' sein, 's gibt no' meh', als der Diepold do nag'molt hot," riefen sie lachend zurück und deuteten auf den Wegweiser.

Da durchfuhr mich's wie große Freude oder wie jäher Schrecken.

Ich sah den einen, den längsten Arm am Wegzeiger und darauf geschrieben: „Himmelan, nur himmelan".

Ich stieg zu Tal, als schon der Abend sank.

Ein Weib stand in meinem Garten. Sie gab mir ein Päckchen in die Hand, das war verschnürt und versiegelt.

„Vom Diepold," sagte sie, „er ist heut' Nachmittag g'storbe'".

Ich ließ sie gehen und fragte nicht weiter nach. Es ist nicht würdig, bei den Knechten nach der Herren Tun und Treiben zu forschen.

Im Dämmerlicht auf meinem Bänkchen vor dem Haus habe ich die Schnüre gelöst und das Päckchen geöffnet. Eine weiße Schachtel hielt ich in der Hand, auf der etwas geschrieben stand. Ich konnte es nicht mehr lesen, so dunkel war's.

Da tat ich den Schachteldeckel auf.

Und es grinste mich eine Reihe Zähne an, prachtvolle, weiße Zähne an einer Kautschukplatte. — —

Bei meiner Lampe Licht las ich später, was auf dem Schachteldeckel stand.

„Es hat siebenundvierzig Mark gekostet und ist fast neu. Zum Andenken. Sonst hab ich nichts Rechtes. Johannes Diepold."

Jenes Weib, das mir des Malers Vermächtnis überbrachte, sprengte nachher in Eberstal aus, ich hätte es dem Diepold abgeschwätzt zu seinen Lebzeiten.

Gott ist mein Zeuge, daß ich, so oft ich auch dem Mann auf den Mund gesehen habe, mich nie gelüsten ließ — —

Ich habe die Schachtel in meinem Garten neben meinem seligen Schnauzel begraben.

Familienbriefe von Karl Stauffer-Bern.

Durch das ehrende Zutrauen der Angehörigen Stauffers bin ich ermächtigt worden, die Briefe, die der Künstler an seine Familie geschrieben, durchzusehen und zu veröffentlichen. Demjenigen, der das schöne Staufferbuch von Otto Brahm kennt, geben sie nichts prinzipiell Neues. Die Linien dieses Lebens sind so klar umrissen, alle Lebensäußerungen sind so unmittelbar wahr, daß man sich eigentlich schon Gewalt antun muß, um von einem „Problem" Stauffer zu sprechen, das durch irgend welche neue Dokumente seiner Lösung näher gebracht werden könnte. Damit will ich natürlich nicht etwa sagen, daß die bisher unveröffentlichten Briefe nicht volle Anteilnahme verdienten. Gewiß tun sie das. Sie sind alle voll sprühenden Lebens, voll ursprünglicher Kraft. Sie stellen sich seinen andern Briefen ebenbürtig zur Seite. Sie bekräftigen in jeder Zeile den Eindruck, den man aus dem Brahmschen Staufferbuch, wie auch aus der trefflichen Arbeit von Max Lehrs davongetragen, den Eindruck nämlich, daß hier ein kurzes vollgültiges Künstlerleben vorübergegangen, das durchaus von einem unablässigen Vollendungsstreben beherrscht war. Den immer noch zahlreichen Seldwylergehirnen zum Trotz muß man betonen, daß dies eben das Wesentlichste an ihm war, und nicht die allbekannte verhängnisvolle Romangeschichte, die ihm zum Untergang geworden. Und jenes Wesentlichste ist moralischer Art, wenn Moral wenigstens heißt, sich einem selbstgewollten sehr harten Gesetz streng unterordnen. Stauffer behauptet zwar, er habe sein Schicksal infolge seiner Verirrungen redlich verdient. Schön! das zu sagen, hat er das Recht. Wir aber haben als außenstehende Charakterschilderer die Pflicht, das ganze Leben in Betracht zu ziehen und nicht nur ein paar öffentlich gewordene Schwächen. Und das, was dem nicht sensationslüsternen Kopf an diesem Leben zuerst in die Augen fällt, ist eben jener im Dienst eines hohen Strebens stehende unbeirrbare Fleiß. In ganz ungewöhnlichem Maße trat hier zu reichen Geistesgaben ein schweres Verantwortlichkeitsgefühl, welches das hundertfältige Früchtetragen als seine „Moral" auffaßte, auffassen mußte. Freilich haben wir es in dieser Strenge gegen sich selbst mit moralischen Eigenschaften zu tun, die nicht so alltäglich sind, in denen nun auch Stauffer sicherlich die meisten übertrifft, die wegen seines tragischen Liebeskonfliktes meinen, hochmütig von ihm abrücken zu müssen. Die Fähigkeit zur innerlichen Selbsterneuerung war bei Stauffer ungeheuer. Nach allen Qualen italienischer Gefängnisse und Irrenhäuser, nach der schwersten Liebesenttäuschung, nachdem ihn Scham und Ekel bis zum Selbstmordversuch getrieben und nachher ihn ernstlich den Übertritt zum Katholizismus und zum Klosterfrieden überlegen ließen: Nach all dem schuf er in seinem Bubenberg plötzlich wieder ein Meisterwerk, das zeigt, was alles noch von diesem Leben zu erwarten gewesen wäre, wenn der Körper ausgehalten hätte. Also um zusammenzufassen: Ein Künstler kann in Stauffers Lebenswerk mehr „ethische" Anregung holen als in dicken Bänden hochangesehener Berufsethiker. Ich meine auch, der moralische Anstand verlange es, daß derjenige, der über Stauffers Charakter glaubt absprechen zu dürfen, ebenso viele Lebens- und Schaffenswerte in die Wagschale zu werfen habe, wie der „wilde Schweizerkarl". Dabei aber könnten denn doch manche bebrillte Pharisäer und Pharisäerinnen recht unsanft an das

mit Recht berühmte Splitter- und Balkengleichnis erinnert werden. Und daß die unablässig erkämpfte künstlerische Unabhängigkeit, die Lauterkeit in der Arbeit, das nie Kleinliche und Berechnende der Gesinnung auch mitzuwägen ist, daß das auch moralische Eigenschaften sind, möchte ich noch außerdem zu bedenken geben.

So, das wäre das eine: Der Charakter Stauffers. Daß man nun auch seine künstlerischen Fähigkeiten zu verteidigen habe, kommt mir selber etwas unerwartet. Und doch, seit Wilhelm Schäfer in Form einer fiktiven Autobiographie seinerseits ein Staufferbuch geschrieben, ist das durchaus notwendig geworden. Besonders weil dieses Werk fast von der ganzen Presse überaus gelobt wurde und von vielen sogar als wahre Tat gepriesen wird. Außer dem Protest der Schwester von Karl Stauffer ist mir persönlich nur im Basler Samstag eine kräftige resolute Ablehnung zu Gesicht gekommen. Und doch bringt uns Schäfer einen ganz andern Stauffer, als wir ihn aus Stauffers eigenen Werken und Worten kennen und lieben.

Selbst wenn man den Gedanken von gefälschten Lebenserinnerungen billigen würde, was ich durchaus nicht tue, so wäre doch der Urteilsmaßstab für ein derartiges Werk, daß man die Meinung bekommt, als ob es der untergeschobene Verfasser wirklich selbst geschrieben habe. Und das strebt Schäfer ja zweifellos an. Nur hat man beim Lesen leider lebhaft das Gefühl, Karl Stauffer hätte das Machwerk des verehrten Kunstschriftstellers mit ein paar Kernflüchen in die erste beste Ecke geschmissen.

Schäfer ist ein gewandter und siebenmal gesiebter Stilist, ist recht gebildet und mit allen Wassern des glücklich abgeklungenen neunzehnten Jahrhunderts gewaschen. So hat er ein Buch zu stande gebracht, das es dem unkritischen Leser sogar in Nebensächlichem schwer macht, sich Stauffer anders vorzustellen als Schäfer ihn darstellt. Es gibt Kritiker, die von Schäfer sprechen, als ob er so eine Art alt, besonnen und milde gewordener Stauffer wäre. Und das ist er nun eben nicht. Freilich stimmen viele der äußeren Tatsachen, freilich sind viele Briefstellen benützt worden: das wäre das Echte an dem Buch. Und weil manches von dem da ist, merkt man gar nicht so leicht, wie oft Schäfer gewandt bestimmte Staufferſche Urteile ummodelt und neue Schäferſche beifügt, so daß ganz unter der Hand die Sache aussieht, als ob Stauffer endlich zur Einsicht gelangt wäre, daß er sein ganzes Leben lang im Dunkeln getappt, daß er, weil unmusikalisch, kein Künstler gewesen sei, daß auch seine Ansichten über Kunst falsch gewesen, daß hingegen diejenigen von Herrn Schäfer und andern nach Paris schielenden Ästheten richtiger, einzig richtig seien, und daß er, Stauffer, alles das gründlich einsehe und vor seinem Tod noch der Nachwelt mitteilen wolle. Und dies Verfahren Schäfers nennen nun die Kritiker wohlwollend, gebildet, tolerant, taktvoll.

Es tut mir leid. Ich kann nicht mitmachen. Es ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, für einen Maler nicht gerade nützlich, die Zeitschriftenredakteure und tonangebenden Kunstbonzen am Ohrläppchen zu zupfen. Die Herren haben ja bei dem Tiefstand des Publikums so leicht Gelegenheit, sich durch objektiv klingende Kritik wieder zu rächen. Nun, Herr Schäfer wird das sicherlich nicht tun: denn er ist ja, wie man sagt, wohlwollend und tolerant, und so will ich „geruhsam" weiter schreiben.

Also nicht nur die Autobiographie, sondern, was schlimmer ist, der Charakter

und der künstlerische Wert Stauffers erscheinen mir bei Schäfer gefälscht und zwar bis in die letzte Wortwahl, die letzte Satzstellung hinein. Wenn ich das durch Beispiel belegen will, so komme ich in den Verdacht kleinlich zu sein, zu nörgeln. Und doch, Schäfer ist viel zu gewandt, um sich grobe Verstöße zu Schulden kommen zu lassen. Es sind lauter scheinbare Kleinigkeiten; aber hundert Strichlein geben schließlich auch einen dicken Strich.

Ich bringe ein Beispiel für viele: Stauffer las Kellers Martin Salander. Er schreibt darüber an die „verehrte Frau und Freundin“:

„Ich habe den Salander gelesen, er ist doch ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet! Ich hatte immer das Gefühl, er könnte ein wenig senil sein, aber es ist keine Spur. Was ist diese Frau Salander für eine Prachtperson und über das ganze ausgegossen dieser goldene Kellersche Lokalton. Ich bin kein Freund von Erzählungen, die überall passiert sein könnten. Um etwas Glaubwürdiges, Wahres zu schaffen, muß man auf einen bestimmten Boden abstellen und die Leute, welche man schildert, müssen irgendwo daheim sein. Ja der Gottfried ist ein großer Meister und was er macht ist immer ein Kunstwerk.“

Soweit Stauffer. Schäfer aber legt seinem Pseudostauffer folgende daraus fabrizierten Modephrasen in den Mund:

„Zufällig fiel mir der Martin Salander von Gottfried Keller in die Hand, von dem ich immer das Gefühl gehabt hätte, er könnte schon ein wenig senil sein: er war es gar nicht, und als ich die letzten Seiten des geruhsamen Buches aus der Hand legte, wußte ich mit einem Mal, daß es nicht nur in der Dichtung weniger auf den Gegenstand ankommt als auf die Musik, die darin gemacht wird. Dieses Lebensschicksal des alternden Salander hätte ebensowohl ein wildes, bitteres auch trocken schilderndes Buch werden können, wie es nun ein voller Strom von reichen Herbstfarben ist. Ob mir das Bild nur davon kam, weil draußen der Herbst mächtig ins Land zog und, obwohl es kühlsonnig blieb, alles mit Gold anfärbte? Mir ging auf einmal bei dem Buch auf, daß es so farbig wirkte, weil es so musikalisch war; ich aber hatte keine Farbe gehabt von Anfang an und würde sie nie haben, weil ich unmusikalisch wie selten einer war.“

Dieses einzelne Beispiel hat den Vorteil, daß es mir auch gleich das Material zu dem liefert, was ich sonst noch zu dem Schäferbuch zu sagen hätte. Erstensmal die Urteile Stauffers über sich selbst. Freilich gibt es viele Briefstellen, wo Stauffer von sich schlecht redet, wo er von Mutlosigkeit schreibt, wo er verzweifelt. Aber wenn er auch wie alle ehrlich ringenden Künstler die Welt und sich darin hie und da grau in grau sah, wenn er zeitweise das Vertrauen zu sich verlor, so hat er denn doch nicht an chronischer Wehleidigkeit gelitten. Das mutvoll Vorwärtsdringende und Zielbewußte überwiegt ganz zweifellos. Die Worte trüber Stunden kann man durchaus nicht als abschließende Urteile gelten lassen, sondern nur als Äußerung des Unterschieds zwischen Erreichtem und Erstrebtem. Gewiß hätte Stauffer in einer Selbstbiographie, wo er die Summe seines Lebens zog, nie gesagt, daß seinem Erfolg viel unverdienter Zufall und ein wenig Lächerlichkeit anhafteten, und noch weniger hätte er es gedacht. Ein Jammerling, wie ihn Schäfer darstellt, hätte auch nie diese zähe Energie entwickeln können, denn schließlich haben wir ja zur

Beurteilung Stauffers seine Werke. Und nun möchte ich wirklich fragen, ob dieser Mann, der dreiunddreißigjährig starb und dabei eine solche Fülle hinterlassen hat, ob der, wie Schäfer meint, weil unmusikalisch auch unkünstlerisch gewesen sei. Sogar der Radierung gegenüber wird er von Herrn Schäfer als unnütz Liebender hingestellt, wo man doch die Radierer der neuern Zeit, die mit ihm verglichen werden können, an den Fingern einer Hand aufzählen könnte. Und wenn schließlich nur ein halbes Dutzend wirklicher Meisterwerke unter den Radierungen wären, ja, wenn er nur das wunderbare Blatt mit der Mutter des Künstlers vorzuweisen hätte: wie mancher kommt denn überhaupt dazu, Meisterwerke zu schaffen?

Aber neben dem Radierer haben wir den Maler, den Bildhauer, den Dichter und überall stark und reif. Als Maler wird ja Stauffer noch sehr umstritten. Gewiß ist seine wesentliche Begabung in Modellierung und Linie. Wohl mögen andere farbiger und ideenreicher sein. Aber man studiere mal die Sammlung von Staufferwerken im bernischen Kunstmuseum, meinetwegen bloß den liegenden männlichen Akt, und dann frage man sich, ob man nicht berechtigt sei, Stauffer auch als Maler mit sehr Berühmten, etwa Ribera, in einem Atem zu nennen. Vom Bildhauer Stauffer gibt's ja nur zwei Werke, aber dafür zwei, die sich sehen lassen dürfen. Und daß Stauffer auch Dichter war, freilich ohne Routine, aber voll echten künstlerischen Lebens, dafür legen seine Briefe und Gedichte genügend Zeugnis ab.

Nein, unsern Staufferkarl lassen wir uns nicht klein machen.

Ich hätte noch manches auszusetzen. Auf die geographischen und andern kleinen Schnitzer will ich gar nicht eintreten, auch nicht darauf, daß Stauffer wohl kaum von Walthard, dessen großes Grauholzbild im bernischen Großratssaal hängt, als von einem verschollenen Maler gesprochen hätte. Aber auf die Musik muß ich doch noch zu sprechen kommen. Schäfer tut immer, als ob die musikalische Begabung mit allen andern Hand in Hand gehen müsse, und daß deshalb Stauffer, weil angeblich unmusikalisch, auch unkünstlerisch gewesen sei. Ich habe mir sagen lassen, auch Goethe sei nicht gerade ein Musiker gewesen, also wohl auch kein Künstler! Aber muß man denn immer zuerst nach den übrigen Begabungen eines Mannes fragen? Zeugt das nicht einfach von einem Mangel an unmittelbarer künstlerischer Empfänglichkeit? Ein Beispiel: Ich stehe vor Stauffers Entwurf zum Bubenbergdenkmal. Die kühne, konzentrierte, herbe Geschlossenheit packt mich, „erhebt" mich, wie man zu sagen pflegt. Nun eben, das ist eine künstlerische Wirkung, die von Stauffer auf mich übergeht. Deshalb ist Stauffer für mich ein Künstler und zwar ein Vollkünstler. Da brauche ich gar nicht weiter nach seiner musikalischen Ader zu fragen. Die Frage ist für mich erledigt.

So viel zum Schäferschen Staufferbuch. Daß es übrigens Leuten, die Stauffer nicht kennen, in seiner eleganten, glatten Gefälligkeit zusagen kann, begreife ich ganz gut. Aber gerade das ist um so ärgerlicher, denn dadurch bürgert sich ein völlig falsches Bild des Künstlers in der Lesewelt ein. Doch genug davon.

Eine Frage möchte ich aber noch aufstellen: Kommt Stauffer zu der Geltung, die ihm so reichlich gebührt? Warum ist sein Entwurf zum Bubenbergdenkmal nie ausgeführt worden? Das ihm vorgezogene Werk Leus, das in Bern steht, ist ja soweit eine ganz brave Arbeit; aber neben dem Staufferschen Entwurf, der

seinerzeit bei der Konkurrenz übergangen wurde, wirkt er doch recht theatralisch. Zum Schluß also noch ein Wunsch und eine Hoffnung in die Schweiz hinein: Könnte nicht unter der Leitung eines tüchtigen Bildhauers, vielleicht Hugo Siegwarts, der Stauffer'sche Bubenberg doch noch groß gegossen und an passender Stelle, etwa in der malerischen Hauptstraße Murtens, aufgestellt werden? —

Und nun will ich Stauffer selber das Wort lassen. Da die Briefe für eine Zeitschrift bestimmt sind, habe ich aus dem sehr umfangreichen Material nur eine relativ enge Auswahl von Kernstellen treffen müssen. Es sind Proben aus allen Lebensstadien dabei, angefangen von der Lehrlingszeit in München bis zu den letzten Jahren in Rom. Zur Orientierung füge ich bei, daß Stauffer im Jahre 1857 geboren wurde. Anschließend folgen noch einige bisher auch unveröffentlichte Stauffersche Gedichte.

Ringoldswil ob Gunten (Kanton Bern). U. W. Züricher.

München, 2. Sept. 74.

Liebe Eltern!

Ich habe Euch nicht vorher geschrieben aus verschiedenen Gründen, erstens weil ich alle Augenblicke anderer Laune bin und je nachdem der Brief ausfallen würde, zum andern aber habe ich ein wenig warten wollen, bis ich mich in dem Geschäft ꝛc. zurecht gefunden habe, zum dritten und letzten habe ich, auch wenn ich den Brief geschrieben hätte, selten Geld gehabt um ihn zu frankieren; denn mit den 2 Gulden pfeife ich manchmal den Mäusen hübsche Melodien — doch zur Sache. Ich schreibe Euch diesen Brief, um Euch ein wenig zu explicieren wie, was und woher ꝛc. Was das Geschäft anbetrifft, hat Herr Wenzel nur mich und ihn, manchmal noch einen zur Aushülfe. Werkstätte haben wir keine, nur einen Keller, wo wir die ganze Schmier, die zum Geschäft gehört, drein schmeißen. Von Ordnung ist keine Rede, wohl aber von einer großen Sauerei, wie ich die ganze Haushaltung von A bis Z betiteln möchte und wahrscheinlich nicht weit gefehlt habe. Herr Wenzel ist wahrscheinlich der beste Arbeiter in Holzarbeiten und was die Ausmalung, die Technik selbst betrifft, in ganz München, was Composition und Kunst anbetrifft hingegen nicht. Er hat viel Gefühl für reine Formen und geschmackvolle Farbenzusammenstellung. Ich habe schon viel gelernt, ich kann anstreichen, verkitten, vergypsen, Leimfarbstreichen, habe einen Begriff wie man einen Plafond oder Wand zubereitet um sie zu streichen, kann schablonieren, Schablonen schneiden, kann maserieren, Nußbaum, Eichenholz, Palisander ꝛc., trotz dem besten Holzfarbmaler .... Wenn ich hier so schimpfe, so weiß ich deshalb gleichwohl warum und wozu ich nach München zum Wenzel in die Lehre bin, ich bereue es nicht im entferntesten, denn ich habe gelernt, was ich gewollt habe, und habe mich selber wieder gefunden, das heißt, ich kann mich selber achten. Wer weiß, was das ist, sich selber achten können, der wird wissen, wie es mir trotz

allebem zu Mut ist. Ich habe den Punkt gefunden, wo man den Hebel ansetzen muß, um die Kunst aus den Angeln zu heben .... „Das geistige Leben in München ist ja so anregend", was ich mich doch an dieser Phrase schon geärgert habe. Ja, wenn man Geld hat und auf der Akademie ist, schon, und Bücher zum Lesen und keine solche Meistersfrau wie ich; aber es kostet halt alles Geld. Jetzt mit dem geistigen Leben habe ich noch nicht gelebt, sondern auf der Arbeit muß ich auch zu trinken haben, sonst wenn man Durst oder Hunger hat, kann man nicht arbeiten...... Überhaupt kann es meine Absicht nicht sein, Decorationsmaler vom Fach zu werden. Ich bin zum Wentzel in die Lehre, um arbeiten zu lernen, einen Willen zu kriegen, und zugleich die Mittel an die Hand zu kriegen, mir während meiner Studienzeit zum Unterhalt genügend Geld zwischen hinein zu verdienen. Das habe ich nun erreicht. Ich habe mir einen Willen angeeignet, der das Wort unmöglich in dem Gebiet der Kunst nicht mehr kennen will. Ich habe Lust und Freude an der Arbeit überhaupt (wenn ich genug zu essen und zu trinken habe). Ich kann mir meinen Unterhalt selber verdienen, und bin wieder würdig, das Gebiet der Kunst zu betreten. Ich habe mich demzufolge entschlossen, nächsten Winter auf die Akademie der Künste unter dem Directorat von Piloty zu gehen und dort bis in einem Jahr den ersten Preis zu kriegen. An dem Entschluß ist weder zu wanken noch zu rütteln. Ich habe dir zwar versprochen, ich wolle meine Lehrzeit ausmachen. Eigentlich breche ich mein Wort; aber ich habe es doch gehalten, denn meine Lehrzeit, die ich brauche um ein Mann zu werden im vollen Sinne des Wortes, die habe ich gemacht. Ich bin ein Mann, kann ich zu mir sagen und darf Euch herzhaft in die Augen schauen. Es fragt sich jetzt nur, was Ihr dazu für Gesichter macht, ob Ihr mir zürnen wollt, oder ob Ihr verständig euch die Sache überlegt, das könnt Ihr jetzt ganz nach Eurem Gefallen tun; denn ich gehe auf die Akademie so gewiß wie ich in einem Jahr den ersten Preis haben will....... Wenn Ihr zürnen wollt, so dürft Ihr es bis Neujahr, länger hat es keinen Zweck; denn ich werde schon bis Neujahr der erste von meiner Klasse........ Überlegt Euch die Sache genau und betrachtet es nicht als eine Laune oder weil mir die Arbeit verleidet sei ꝛc., sondern mich treibt's an allen Haaren zur Kunst hin und jedes Hindernis, das sich mir in den Weg legt, will ich überwinden; denn ich habe den Willen und die Kraft, ein großer Maler zu werden........

München 2. März 1875.

Lieber Vater!

........[1]) Ich habe beim Durchlesen des Briefes mit Valentin im

[1]) Ein paar Freunde Stauffers hatten einmal nachts auf seiner Bude ein Lied angestimmt. Daraufhin wurde er von der Hausfrau als Nachtlärmer angeschwärzt.

Faust gedacht: „Könnt ich dir an den dürren Leib, verfluchtes hundsgemeines Weib, ich hoffte aller meiner Sünden Vergebung reiches Maß zu finden“, so hat mich das Zeug geärgert. Bei einem Glase Bier und einem Stück Limburger Käse habe ich die Ruhe wieder erlangt, und fand, daß man einem alten zornigen Weibe etwas zu gute halten müsse, da es nichts taktloseres, gemeineres und zähnefletschenderes gibt als so ein alter rachedürstender Drache. Denn gemein und zähnefletschend ist ihr Betragen gegen mich und Euch. Sie hat mit diesem Brief den Apfel der Zwietracht und des Zweifels in Eure Herzen gelegt, und der Zweifel klebt fest wo er einmal angesetzt hat. Ich werde jetzt lange sagen können, wie mich der Professor lobt, in der Ferne ist gut reden. Wohl aber werden die Versuchungen einer Großstadt als da sind Bordelle, Caféhäuser, Bierkneipen, Spielbänke, Weinhallen, schlechte Gesellschaft 2c. 2c. wie Gespenster jeden Erfolg mir verkleinern und es wird Euch keine Ruhe lassen. Denn wie wird so ein Grünschnabel wie ich dem Zeug allem widerstehen können, an allen Haaren wird es ihn aus der Schule ziehn, und durch alle Staffeln des Lasters hinabsteigend wird er endlich beim Selbstmord anlangen, eine graulige Zuversicht und ein seltsamer Contrast, der den Vorsätzen, die ich kundgegeben, nämlich Künstler zu werden, respektive bis nächsten Herbst die Medaille für Zeichnung nach der Antike zu kriegen, schnurstraks entgegenläuft. Das macht auf mich alles gar keinen Eindruck. Ich arbeite trotz aller Verläumdung nach wie vor im gleichen Tempo nach bestem Wissen und Gewissen fort, und das Ende wird zeigen ob ich recht getan. Wenn einer in Sachen der Kunst, wie mir Hr. Prof. Straehuber gesagt immer ein richtig zutreffendes Urteil hat, warum sollte der immer wie ein Rohr im Winde schwanken, wo es seine eigenen Angelegenheiten anbetrifft. Ich gehe schon den rechten Weg, das wird sich bis Ostern gehörig zeigen. . . . .

Mai 76.

Liebe Eltern!

. . . . Ich schreibe darum so wenig von meinem Privatleben, weil alle Gedanken, alles was ich mit Augen in mich aufnehme am Ende doch nur auf die Malerei ausgeht. Ich kann gar nicht anders als den ganzen Tag nur über Gemälde und Malen denken und kritisieren und hier gibt es für mich also kein Privatleben in der Beziehung wie Ihr meint. . . . . .

München, d. 22. Feb. 77.

Liebe Eltern!

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet bin ich schon im Krankenhaus, morgen nämlich verschwinde ich für 2—3 Wochen in diesem angenehmen Lokal. Ihr braucht Euch deshalb nicht zu ängstigen. Wenn ich unter guter ärzt-

licher Pflege bin, so wird das Zeug etwa auch nachlassen. Also nur keine langen Gesichter! Was ich habe kann ich Euch mit Bestimmtheit nicht sagen, weil sich P. Hellermann mir gegenüber auch nicht genau ausgesprochen hat. Aber was ich spüre kann ich Euch sehr gut sagen, eine Müdigkeit, daß ich gestern faktisch kaum stehen konnte, ferner Diarrhoe und zwar prima Qualität, ferner Katarrh, ferner anhaltende Kopfschmerzen, daß ich fast nicht schlafen, das heißt nicht liegen kann, denn wo ich aufliege schmerzt es mich furchtbar und um dem ganzen die Krone aufzusetzen so Frostfieber ..... Ich bin halt immer auf die Schule gelaufen um das Modell fertig zu machen bis es mir heute eine Unmöglichkeit geworden, da ich viel zu müde war. Es ist mir sehr unangenehm, der Zeitverlust, aber ich werde womöglich meine Zeit schon nützlich anwenden. Ihr sollt Euch deshalb aber nicht so ängstigen, denn bei guter Pflege wie man sie dort hat wird die Geschichte bald wieder gut sein. Was den Nervus rerum anbetrifft, wäre es mir lieber, wenn Ihr nicht zu lange zögern tätet, denn ich nenne gegenwärtig nichts mehr mein. Das kommt weniger vom Lumpen als weil ich Brehms Tierleben, die Germania von Scherr und Walter Scott abonniert habe, wo man halt nach einigen Monaten immer ein wenig in Rückstand kommt. Das sind keine überflüssigen Ausgaben, sondern grad Brehms Tierleben muß man ja haben, wenn [man] Tiere auch studieren will; ferner die Germania ist ein wunderbares Werk was Text sowohl als Ausstattung mit Xylographien betrifft. Walter Scott ist auch illustriert und sehr gut ausgestattet; das habe ich allerdings mehr zu meinem Vergnügen. .... Ich bitte Euch also seid so gut und ängstigt Euch möglichst wenig, denn Unkraut verdirbt nicht. ....

München 77.

Liebe Eltern!

...... Mit L. verhält sich nun doch die Sache etwas anders als Mama meint. Er steht mit seinen Eltern ganz gut im Einvernehmen, und ich muß annehmen, daß sie sehr wohl gewußt haben, wie er in der Tinte ist. Statt ihm aber bei Zeit Geld zu schicken, hat ihm seine Mutter 2 Briefe geschrieben voll christlicher Ermahnungen, er solle nur auf Gott vertrauen und fleißig in die Kirche gehen, dann werde er gewiß nicht verhungern, so auf das wenigstens ist es ausgegangen .... Die Leute scheinen gar keinen Begriff zu haben, wie es einem in der Fremde gehen kann; denn mit einer Gemütsruhe empfahl ihm seine Mutter das Gottvertrauen, die einem [bei] diesem von Frömmelei förmlich odorierenden Brief nur ein Lächeln abzwingen konnte. ..... Seine Eltern haben so ärmlich getan in dem letzten Brief mit dem das Reisgeld kam. Unter anderem stand drin, daß sich der Papa das Blut unter den Nägeln hervor arbeiten müsse, um nur sich und die

Kleinen zur Not zu erhalten, zumal da jetzt die Gemüse so teuer seien, und er wisse wohl, daß sie furchtbar sparen müssen, um ihren Hausgang neu anstreichen zu lassen, alles garniert mit passenden Stellen aus der Bibel. Das Ganze schien mir so eingerichtet gewesen zu sein, daß ich den Brief lesen und von ihrer Armut überzeugt werden solle, um zur Erkenntnis zu kommen, daß ich ein Werk der Barmherzigkeit tue; denn was du dem Geringsten unter deinen Brüdern tust, das hast du mir getan. . . . .

. . . . . Ich sagte das nur zur Schilderung einer solchen Familie. Es muß das Verhältnis nicht gemütlich sein zwischen Eltern und Kindern, wenn das zweite Wort entweder eine affektierte Demütigung, oder um der Sache den *Haut goût* zu geben mit einer Bibelstelle gewürzt ist. Ich fragte ihn nämlich, warum er denn so in einem merkwürdigen Ton heimschreibe, da tat er seinen Mund auf und sprach, weil sie es sonst übel nehmen! . . . . . Mich ergreift ein merkwürdiges Gefühl, ein solches Verhältnis scheint mir so hohl, wie nur irgend möglich. Ich bin nicht ein frommer Jüngling, dennoch glaube ich ein richtigeres Verständnis zu haben für die christliche Moral als solche, die viele Worte machen, die sie nur zum Deckmantel ihrer schwachen Seiten brauchen. Ich begreife nicht, sind so Menschen so raffiniert, oder merken sie nicht wie sie sich lächerlich machen. Nachdem ich diese Briefe gelesen, habe ich wirklich einen förmlichen Ekel gekriegt. . . . . Genug von dieser Schmier. Das was ich davon gemerkt habe ist das, daß wenn man einen Sohn von einem orthodoxen Pfarrer beherbergt, man da nur seine Pflicht tut, und auf einen Segen geistiger Natur zu hoffen hat, nicht aber auf ein Wort des Dankes von dem betreffenden Herrn. . . . . .

München, den 28. März 77.

. . . . . . Ich will Euch jetzt sagen, habe ich nichts zum lesen, was mir speziell Vergnügen macht (zeichnen kann man Abends nicht, wenn man über Tag gearbeitet hat), so gehe ich halt um mich zu unterhalten ins Wirtshaus. Dort geht das Geld auch flöten. Gebraucht wird es immer und ich denke, es ist besser ich bleibe zu Hause und lese etwas von meinen Büchern, als daß ich meine Zeit unnütz verliere. . . . .

. . . . . Die 10 Mark für die sonst besser gegessen wird, brauche ich halt um meinen Geist besser zu speisen, um mich eines poetischen Ausdrucks zu bedienen. Ferner sagt Ihr, es gibt Bibliotheken. Ja wir haben eine, da kriegt man 2 Bücher, ich mag aber nicht immer gerade in dem lesen was ich habe; man muß Abwechslung haben. Heute gefällt es mir Göthe zu lesen, morgen Schiller, übermorgen was andres. . . . .

18. April 77.

. . . . . Auf dem Kunstverein ist diese Woche vom Matthias Schmid, dem

Maler der Herrgottshändler (das Bild müßt Ihr auf jeden Fall kennen) eine ganz wunderbare Arbeit ausgestellt, die Vertreibung der Zillerthaler Protestanten aus ihrer Heimat im Jahre des Heils 1837 wie sie den letzten Blick in die Heimat tun. Es ist gezeichnet und gemalt und componiert, daß einem ordentlich das Herz lacht. Er ist einer der ältesten Pilotyschüler, malt aber viel feiner als der Piloty. Auch eine Büste von C. Waagmüller, dem besten Münchner Bildhauer, ein Portrait war droben. Die Natur kann nicht lebendiger, weicher sein als die Modellierung dieses Kopfes.

München, Herbst 1877.

Liebe Eltern!

..... Von Überlingen sind wir nach Meersburg gefahren, dem alten Schloß wo Conradin von Staufen von seiner Mutter Abschied nahm, um nach Italien zu gehen. Wenn ich denke, daß Meersburg mir gehörte, ich ginge nicht nach Italien, um mich dort köpfen zu lassen, und unser erlauchter Namensvetter hätte auch besser getan, er wäre zu Hause bei der Mutter geblieben! .....

München, 4. Nov. 1877.

Chère soeur!

..... Du sollest lebhaft Heimweh haben. Ich finde das absolut nicht zweckentsprechend, denn man langweilt sich nur dabei. Ich für meinen Teil befinde mich ganz wohl, einen moralischen Kater, der mir permanent auf der Nase sitzt, ausgenommen. Malen tue ich, daß es der Hölle graust; aber nur noch etliche Wochen Geduld, und es wird sich auch ändern und zwar hoffentlich zum besten. Von zu Hause habe ich noch keinen Brief gekriegt; aber eine [Karte] letzthin, aus der zu ersehen ist, daß morgen und Mittwoch Züglete [Umzug] stattfindet. Es kommt mir ganz merkwürdig vor eine Züglete bei uns. Juhe! Es muß grad so ein Gefühl sein beizuwohnen wie seiner Zeit bei der Metzgete, wo fast alle geweint hatten, wenn die Sau abgestochen wurde, der Mund aber grad so wässerig war dabei wie die Augen, wenn man dann an die Leberwürste und Blutwürste, wenn es gut ging auch Bratwürste dachte. Schon beim Gedanken daran geht mein Gemüt auf, nicht wie die Sonne am Morgen, sondern wie ein Küchli im Anken ....

München, 12. Nov. 77.

Meine Lieben!

Ihr werdet mir nicht übel nehmen, daß ich Euch nicht eher geschrieben; denn was soll man schreiben, wenn einem der Kopf von moralischen Ohrfeigen, die von links und rechts treffen, summt. Schaut man hier und dort hin, nirgends kann man etwas ganz. Malt man am Morgen, so kommt der Professor und gibt einem den freundlichen Rat „das Zeug weg z'thoa,

weil's doch koa Schod drum is". Geht man dann in die Pinakothek, so steigert sich das Unbehagen zur höhern Ungemütlichkeit. Man geht auf die Anatomie, schneidet an seinem Präparat herum; in dem Höllengestank steigert sich die Ungemütlichkeit zum ausgesprochenen Katzenjammer. Abends im Aktsaal und völlig daheim, wenn man sich versteigt, etwas ornamentales oder figürliches zu komponieren, formiert sich der Katzenjammer zum richtigen grauen Elend. Studierte ich Schauspieler würde ich ausrufen: O Menschenherz, wo ist dein Glück? Sintemal aber mir das dazugehörige Pathos vollständig abgeht, so sage ich gar nichts und denke einfach, man wird nicht in ein paar Wochen Van Dyk. Aber ein verdammtes Gefühl ist es, wenn man so gut sieht, wie schön die Natur ist, wie fein und so weiter, und um alles bringt man es nicht auf die Leinwand: dies Gefühl künstlerischen Unvermögens verstimmt mich kolossal. Malen heißt für mich und für jeden, der es ernst meint, der Natur folgen auf die feinsten Bewegungen in Ton und Linie und sie auf möglichst einfachem Wege darstellen. Die das können sind nicht etwa dick gesäet, und es wird eine geraume Zeit vergehen bis ich den ersten Kopf male, der etwas wert ist, das heißt bei dem ich einige Befriedigung empfinde, und ich mache mir die Sache nicht leicht. Es stürmt mit einemmal viel miteinander auf mich ein, und ich werde etwas konfus, aber trotz allen Katzenjammers weiß ich, daß ich grad so gut wie jeder andre, das Zeug lernen werde, nur ein oder 2 Semester Geduld. *Post tenebras lux.* Wenn einmal diese „Großmoosallee"[1]) von koloristischen und andern Vorstudien durchwandert ist, dann ist das Behagen um so größer. Also ich bitte, mich nicht etwa bedauern zu wollen, denn ich glaube, die Weisheit fängt da an, wo man einsieht, daß man nichts kann. Auf diesen allerdings primitiven Standpunkt bin ich neuerdings zurückgekommen. Auf der Anatomie habe ich einen Arm gekriegt und schnitze dran und verschneide eigentlich mehr als ich präpariere. Es ist verdammt kitzlich das Zeug zu präparieren und braucht viel Aufmerksamkeit. Der Prosector geht einem sehr an die Hand und ist oft da, aber man muß doch die Sache von sich aus hauptsächlich machen. Mit der Beschreibung des Seciersaales will ich Euch verschonen, denn ästhetisch würde sie kaum ausfallen. Ich glaube übrigens, später werde ich mich auf das Anschauen beschränken und blos Zeichnungen machen nach dem was andere präpariert haben, um nicht so viel Zeit zu verlieren.......

München, 10. Dez. 77.

Liebe Mama!

..... Von der Farbe glaube ich nachgerade den richtigen Begriff zu kriegen, wenn ich es auch noch nicht malen, das heißt auf die Leinwand

[1]) Lange Pappelallee im bernischen Seeland.

bringen kann, so sehe ich doch wie es sein soll, und das ist schon viel wert. Sobald man einmal sieht wie eine Farbe leuchtet, ist es nur eine Sache der Übung und der Zeit, ob man sie auch darstellen kann. Ich studiere sehr die alten Venetianer, Tizian, Tintoretto, Giorgione, von den Niederländern hauptsächlich Van Dyk und ganz besonders die Spaniolen, Velasquez und Ribera. Das weiß ich, daß, wenn ich einmal malen kann, ich kaum der kleinste sein werde unter meinen Brüdern, denn dafür habe ich eine zu hohe Meinung von der Sache. . . . .

. . . . . Jetzt bin ich wieder in einer Tätigkeit, wo ich gar nicht weiß wo wehren, damit man nicht stehen bleibt. Die perspektivischen Aufgaben nehmen auch so viel Zeit weg. Sie sind so kompliciert zu konstruieren; aber wir wollen uns mal durchfressen durch das „Gebirg von Hirsebrei", der anatomischen, perspektivischen und technischen Vorarbeiten. Endlich kommen wir doch durch und zum Ziel. . . . .

. . . . . Bei mir ist es immer so; je größer ich mir eine Aufgabe stelle, desto fröhlicher arbeite ich dran, desto besser bin ich aufgelegt, weil ich mich ordentlich als was rechtes fühle. Gelingt sie mir nicht oder nur zum Teil, so lasse ich auf meinen Kummer kein Gras wachsen, sondern es geht das nächste mal besser; gelingt's mir aber, so ist meine Freude sehr groß. . . . . .

München, den 18. Dez. 77.

Meine Lieben . . . . .

. . . . . Ich bin jetzt in einer unausgesetzten Tätigkeit. Ich konkuriere nämlich mit bei der heurigen, akademischen Preisaufgabe (natürlich ohne entfernte Hoffnung auf einen Preis), sondern lediglich um zu sehen, was ich leisten kann. Es ist ein Entwurf zu einer Decke mit Darstellung der 4 Jahreszeiten, ein sehr lohnendes Thema und ich setze meine ganze Spannkraft dran, etwas stylgerechtes, mehr oder weniger originelles zu machen. Wie gesagt Ihr müßt Euch nicht etwa einbilden, ich könnte einen Preis bekommen. Von dem ist keine Rede, denn es sind Leute da, die noch viel besser zeichnen als das Careli, aber man kann ja mal einen unschuldigen Versuch machen. Ich komme mir so vor, wie eine Hexenküche, so viel tolles Zeug komponiere ich mir im Schädel zusammen. Ich bestrebe mich das Zeug in deutscher Renaissance zu machen *à la* Holbein, Stimmer etc. etc., das heißt in respektvoller Auseinanderhaltung der künstlerischen Größenunterschiede. Ihr werdet also auf meine gesegneten Umstände Rücksicht nehmen, und nicht allzu lange Episteln von mir erwarten, bis meine Entbindung vorüber ist. Um meinen Nebenverdienst nächstes Jahr ist mir nicht mehr bang; denn ich bin jetzt im Stande kunstgewerbliche Sachen zu aller Zufriedenheit zu machen. Und daß diese Tätigkeit nicht mehr, wie es bislang Mode war von den Künstlern

als unwürdige Beschäftigung angesehen wird, bürgt dafür, daß die Akademie selber für dieses Jahr einen mehr oder minder in das Gebiet schlagenden Gegenstand als allgemeine Konkurrenz ausgeschrieben. Ich hoffe Ihr werdet nicht etwa am Neujahr die Köpfe hängen lassen. Es ist keine Zeit dazu, denn ich feiere ja meine künstlerische Erstgeburt und Ihr glaubt nicht was das für ein Vergnügen ist seines eigenen Geistes Kinder nach und nach entstehen zu sehen. . . . .

München, 1. April [?].

. . . . . Alles gäbe ich, aber Ruhe möchte ich haben. R. kann natürlich nichts dafür, er sucht nicht mich zu belästigen; aber was nicht Kunst und Familienangelegenheiten sind, das wird mir zur Last, weil es mich zerstreut. Es ist eigentlich schlecht von mir so zu denken, aber es ist einmal nicht anders . . . . .

. . . . . Ich mag nicht phantasieren auf Kosten der Wahrheit . . . . . Ich täte gern das Ding so machen, daß in Basel einmal doch die Meinung unterminiert würde, die dort zu herrschen scheint, als sei ich so ein zweckloser Schwärmer, etwas Schöngeist und das übrige Plageur . . . . .

. . . . . Ein hübsches Scizzenbuch voll Landschaften werde ich mitbringen *à la* Calame gezeichnet. Der Professor hat letzthin eine Scizze lange angeschaut und mir so halb und halb zu verstehen gegeben er möchte sie gern, aber der Karl hat nichts gemerkt! Einen Feldstuhl habe ich mir gekauft und wenn schön Wetter ist, so wird scizziert auf Leben und Tod, jetzt kann ich scizzieren mit Erfolg, weil ich eine einfache Naturauffassung bekommen habe, vorher war es nur halbes Zeug. Ich habe jetzt auch Freude daran, weil es hübsche Blätter werden. . . . .

München, den 12. Sept. 78.

Liebe Mama!

Du mußt beim Abfassen Deines letzten Briefes etwas erregt gewesen sein, denn als Geburtstagsepistel ist er etwas zu besorgt. Dein lieber Sohn an dem „ich" Wohlgefallen habe, macht sich trotz Deiner Ahnungen ganz gut. Ich glaube Du hast Dir im Traum oder so fast eingebildet es könnte mir gegangen sein wie dem guten Melchior, daß ich ohne mütterliche Aufsicht und Pflege von dem engen Pfade der Tugend, auf dem es übrigens sehr schwer gehen sein soll, abgewichen und auf der breiten Straße der „Schulmädchenverführungsversuche" und sonstiger Laster pfeilgrad im preußischen Sturmschritt als vollendeter Teufelsbraten in den Höllenrachen eile. Glücklicherweise bin ich kein Schulmeister, sondern ein Maler und habe es nicht nötig solche staatsgefährliche Attentate zu machen. Dies zu Deiner Beruhigung. Wenn Ihr doch nicht immer ahnen wolltet, ich ahne nie und befinde mich viel wohler. Du hast auch geahnt, daß ich dem Materialismus

in die Hände gefallen sei, daß ich vor lauter Essen und Trinken und sinnlicher Weltanschauung mich nicht mehr zu dem Ideal und zur Weltbeglückung aufschwingen könne, o über mich rabenschwarze Seele! Was ist Wahrheit? sagte einmal Pilatus. Was ist Idealismus, Realismus, Materialismus? frage ich: Dummheiten sind sie, das eine wie das andere bloß zur Verwirrung der Gemüter, von müßigen Strohköpfen, höchst wahrscheinlich Kunstgelehrten, erfunden und werden jetzt die armen Maler danach eingeteilt und zusammengepfercht. Wenn doch dieses ganze Tremblement von solch stupiden Gelehrten der Teufel holen möchte. Da halten z. B. die einen den Rubens für einen Realisten, die andern halten ihn für einen Idealisten, die andern für einen Politiker und perfiden Kerl ꝛc. ꝛc. Mir ist er bloß der Maler, der seine Anschauungen eben mit großer Kunst gemalt hat und ein Mensch war von Fleisch und Blut, nicht ein zur Kontur gewordener schwindsüchtiger, fadenscheiniger Begriff. Also ich werde Euren Befürchtungen zum Trotz einmal malen was mich freut, ohne jede Rücksicht auf Ideal- und Realismus oder moralische Tendenz. Die Kunst ist Selbstzweck und ich bin meine Ästhetik, ob Krüppel und Lahme mit andern Worten das Publikum meine Bilder schön findet, ist mir egal. Du redest da von Kampf zwischen Idealismus und Realismus, der in mir vorgehen soll. — Ich habe von dem Kampfgeschrei noch nichts gehört, ja hin und wieder, aber das ist nur mein Magen, das ist keiner von den zwei Kampfhähnen. Weil die Begriffe bei mir gar nicht existieren, so können sie auch nicht kämpfen. Lieber als mit diesen zwei windigen Begriffen kämpfe ich hin und wieder mit einer guten Bratwurst oder so. Ich finde das die ächte Lebensweisheit. Wenn Du um mein geistiges Wohl nur nicht so bekümmert sein wolltest und einmal einsähest, daß Dein erstgeborner der eminenteste Kerl unter der Sonne ist. Es scheint aber, dafür geht Euch das Verständnis ab; man kann es Euch eigentlich nicht übelnehmen, es geht andern Leuten auch so. Übrigens Spaß *à part*, ich glaube deine ganze mütterliche Besorgnis reduciert sich darauf, daß Du meinst, ich faulenze wieder einmal. Da kann ich Dir die vollste Beruhigung geben, daß das nicht der Fall ist. Ich arbeite immer meinen Stiefel weiter, unbekümmert um Idea- und Materialismus bloß darauf bedacht verzwickt gut malen zu lernen, was vor allem die Hauptsache ist. . . . .

München, 7. Dez. 78.

Meine liebe Schwester!

. . . . . Soviel ich aus dem Briefe von Mama ersehe, will M. heirathen, sie hat recht, aber ärgern tut's mich, daß sie nicht auf mich gewartet hat. Ich war grad im Begriff mir neue Zähne machen zu lassen, um meine Gestalt entsprechend zu verschönern, damit ich ihr in den nächsten Ferien den

3*

Hof machen könnte. Jetzt ist's vergebens, das ärgert mich, aber die Zähne laß ich mir doch einsetzen, sie sollen sich schon rentieren. . . . .

München, den 15. Juli 1879.

Meine Lieben.

. . . . . Also am Samstag um 2 Uhr wird die Ausstellung geöffnet. Das ist für uns Maler etwa gleichbedeutend wie für Kinder das Weihnachtsfest. Ich freue mich ganz wahnsinnig darauf, denn mein sehnlichster Wunsch einmal tüchtige Franzosen zu sehen geht dadurch in Erfüllung. Die französische Regierung, die eine Zeitlang Schwierigkeiten machte zu beschicken, wird jetzt die besten französischen Bilder, die in den letzten 10 Jahren gemacht worden, herschicken. . . . .

München, 26. Juli 79.

Meine Lieben!

. . . . . Also gestern war Semesterschluß und Ausstellung der Akademie. Boß und ich erhielten die silberne, Luz die bronzene Medaille. Von den andern, die aus Bern sind, hat keiner was gekriegt. Unsere Ausstellung, d. h. die von der Loefftzschule war die beste nach dem allgemeinen Urteil. Also mit diesem Faktum oder durch dasselbe wird mir das Stipendium wieder sicher sein, denn die Malereien selber, glaube ich, werden gefallen. . . . .

. . . . . Mir ist es absolut nicht mehr ums Malen zu tun. Ich möchte Pinsel und Palette, den ganzen künstlerischen Apparat in die erste beste Ecke schmeißen, daß sie in hunderttausend Fetzen flögen und wieder einmal auf einer Alp droben herumlungern und mich in der Sonne wälzen. Man kann das Malen auch dick kriegen, wenn alles auf den Bahnhof geht mit Sack und Pack und die Kurierzüge die Kerls davon tragen nach Tirol, Schweiz, Venedig, kurz eben fort, — aber die Landschaft wird doch noch fertig, nicht, daß Ihr etwa Angst kriegt, daß Euer lieber Karl übermorgen ins Haus geschneit käme. . . . .

München, den 13. Dez. 79.

. . . . . In der Schule arbeiten wir an dem gekreuzigten Heiligen weiter ohne Rast und Ruh, aber der Professor [Löfftz] hat uns ordentlich in den Fingern. Ich lerne den Mann immer mehr schätzen. Er hat eine Anschauung der Natur, wie nur wenige sie besitzen, so ungeheuer fein und nobel. Jedesmal, wenn er korrigiert, fühlt man wie man ordentlich was gelernt. Er ist keiner von denen, die kommen und sagen, das ist recht und das ist falsch, sondern er bemüht sich aus uns Leute zu machen, die nur das Noble in der Malerei anstreben, jeder Kleinigkeitskrämerei fern bleiben. Er lehrt uns nicht nur etwas möglichst talentvoll malen, sondern er strebt an uns das Wesen der Kunst auseinander zu setzen, das heißt uns das Gefühl für

Schönheit in Auffassung, Form und Farbe zu wecken und so weit wie möglich zu vervollkommnen. Er opfert sich vollständig für seine Schüler, und ich glaube er tut es nicht umsonst. Den Akt werden wir zwar kaum fertig bringen, aber ich glaube wir haben sehr viel gelernt dabei, das uns wieder um viel weiter gebracht hat. . . . .

München, 22. Dez. 1879.

. . . . . Was mich betrifft, so habe ich halt wieder einmal die große Studie, einen lebensgroßen Menschen, der am Kreuz hängt, absolut nicht malen können, teils aus technischem Unvermögen, teils aus Umständen, die der Platz mit sich gebracht, den ich in der Schule inne hatte. Nun der Ärger ist vorbei, wir, d. h. Luz und ich, malen auf unserm Atelier über Weihnachten jetzt einen andern Akt, einen jungen Bengel von 16 Jahren, ganz prächtigen Kerl von frischer Farbe und Gliedern. Kann ich ihn fertig bringen, dann sollen mich die Kosten nicht reuen, und werde ich meine gute Laune wieder haben. . . . .

München, (ohne Datum).

Mein lieber Papa!

. . . . . Ich glaube, wenn auch hin und wieder Sachen vorkommen, die uns scheinen als seien sie nicht zu unserem Heile, und wenn es uns scheint, es gehe nicht vom Fleck, es geht doch am Ende alles noch, und bis dato hat noch nichts zu bleibendem Schaden sich ausgewachsen. Und besonders da der Frühling jetzt kommt, dünkt es mich sollte einen gar nichts mehr verzagt machen können. Ich schaue mit einem großen Mut und Zuversicht in das Jahr hinein, erstens weil ich sehe, daß es mit mir vom Fleck geht und ich hoffe im Laufe des Jahres noch 1 bis 2 Bilder zu machen, zweitens weil ich Euch alle gesund weiß und kräftig. Manchmal habe ich auch einen großen moralischen, aber der wird überwunden und immer kommt der Mut wieder. Wie ich höre, bist Du nicht immer ganz heiterer Stimmung sondern manchmal übernimmt Dich auch wieder der Unmut und Zweifel und alles Mögliche kommen zum Vorschein. Wenn ich Dich bitten darf, verliere um alles den Mut nicht. . . . . Jetzt wenn der Frühling kommt, glaube ich, wird auch Dir der alte mächtige, fröhliche Geist wiederkehren, der alles was ihm in die Quere kommt, niederschlägt. . . . .

. . . . . Es sind die Osterfeiertage Charfreitag bis Ostermontag hier die berühmtesten Passionsmusiken von Allegri, Palestrina, Händel und Ett aufgeführt worden. Von Händel am Charsamstag in der protestantischen Kirche die Passionsmusik aus Messias vocal und instrumental, hauptsächlich Gesang und Orgel. Ich glaubte wahrhaftig den Herrn im Gewitter reden zu hören, es spottet jeder Beschreibung diese Gewalt. Es kam mir vor, so etwa müßten die Posaunen des Gerichts tönen. Die protestantische Kirche hat eine sehr

gute Akustik. Dann in der Bonifaziuskirche das große Miserere von Allegri (aus dem 16. Jh.) am Charfreitag war von einem Riesenschmerz erfüllt. Ohne zu übertreiben, man hätte bald selbst geweint. Wenn man solch wunderbare Musik, gegen die mir die Theatermusik wie Flittergold vorkommt, hört, da muß einem das Herz aufgehen. Man kann gegen so etwas nicht kalt bleiben. Am Ostermontag hörte ich das 8stimmige Oratorium von Ett aus dem 18. Jh. Es war halt wie Engelsgesang. Es geht doch nichts über kirchliche Musik oder überhaupt ideale Kunst, alles andere ist weit darunter. ..... Also Papa, ich hoffe, Du nimmst mir nicht übel, was ich Dir geschrieben, ich konnte faktisch nicht anders und sei geküßt und geherzt von Deinem lieben und getreuen Sohn Karl.

München, 18. Jan. 80.

Meine Lieben!

..... Also in den Neujahrsferien haben wir auf unserem Atelier einen Buben, Halbakt gemalt. Ist aber nicht viel dabei herausgekommen. Ich habe einen ganz bedeutenden Katzenjammer davon getragen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, viel genauer zu studieren, als es bis dahin geschehen ist, jede Studie ganz gewissenhaft, ohne sichtbare Technik durchzumodellieren, wie es die Franzosen bei ihren Sachen tun. Das ist mir nun natürlich nicht auf den ersten Hieb gelungen; aber es geht doch. Gegenwärtig malen wir in der Schule einen Kopf (leider ein alter Kerl und nichts weniger als schön), der mir wieder einmal gelingt und den ich wieder als Eckstein in meiner Entwicklung betrachten kann. Nicht im Gelingen aus lauter Zufall, sondern durch Berechnung und Durcharbeitung jeder Form auf das gewissenhafteste. Der Professor scheint mir sehr zufrieden zu sein; er kann wenigstens nicht genug rühmen. Ich habe wieder ein ganzes Vierteljahr gebraucht, um etwas Neues zu lernen, und ist mir während dieser Zeit so viel wie nichts geglückt. Den ganzen Akt habe ich auf die Seite stellen müssen. Es war mir nicht möglich ihn wie den andern im vorigen Semester so herunter zu schmettern, weil ich diese Art nach Sicht der Ausstellung prinzipiell verwerfe, und anders hat es halt nicht gehen wollen. Jetzt habe ich wieder festen Boden unter den Füßen, und es soll gehen wie geschmiert. Ich habe wieder Vertrauen zu mir und ich glaube, das ist die Hauptsache. ..... Meine Unentschiedenheit in Wahl meiner Branche in der Malerei fängt an nach und nach zu weichen. Ich denke, ich werde mich in erster Linie dem Portrait zuwenden. Ich glaube, daß ich dazu am meisten befähigt bin. Zwar nicht der seichten Portraitmalerei, wie man sie gewohnt ist, sondern nach Vorbild der alten großen Portraitisten, Holbein, Velasquez und Franz Hals und Rembrandt. Ich habe einen unsagbaren Drang, wenn meine Kenntnisse derart sind, daß ich auf eigenen Füßen stehen kann, das heißt

keine Korrektur mehr brauche, diese Meister eingehend zu studieren, mir ihre Eigentümlichkeiten, ihre feine Auffassung der Natur zu eigen zu machen und zwar durch kopieren, um immer die guten Vorbilder in meinem Atelier zu haben, und ich habe im Sinn, dieses Jahr die großen Ferien dazu zu benutzen, einige der besten Portraits zu kopieren. . . . .

München, den 27. Feb. 80.

Meine Lieben!

Endlich nach langen und gewaltigen Geburtswehen hat der männliche Profilkopf mit dem roten Bart seine Schöpfung überstanden. Es ist eine sehr anspruchslose Studie und ich glaube nicht, daß Jemand, der die glatte Vollendung sieht, eine Ahnung davon hat, daß der Maler 4 Wochen daran gemalt und dabei schier des Kukuks geworden. Ich habe jede Form, jede auch die geringste Modellierung mit größter Gewissenhaftigkeit hineingemalt und bin der Ansicht, daß es in der Farbe das wahrste, wenn auch nicht das brillanteste von meinen Malwerken ist. Es ist ein edles römisches Profil, das sich gar wohl eignet zur Ausstellung. Ich denke es auch auszustellen. . . .

. . . . . Ich habe eine wahre Arbeitswut, es geht mir nichts schnell genug und befriedigt mich nichts. Ich gehe herum wie ein brüllender Löwe und während der Arbeit bin ich ganz bissig. Die Überzeugung habe ich, daß wenn ich noch Zeit habe, mich ordentlich auszubilden, im Portraitfach mich so leicht einer nicht ausstechen soll. In keinem andern Zweige der Malerei habe ich dasselbe Gefühl. Ich kann mir leicht denken, daß mich da einer überflügeln kann, aber im Portrait nicht. Nur Geduld, wir werden es schon machen. . . . . .

München, den 10. März 80.

. . . . . Ich frage mich immer noch manchmal, soll ich die schweizerische Ausstellung wirklich mit meinen Portraiten beschicken, oder soll ich es bleiben lassen? Ich bin darüber eigentlich noch nicht klar. Der Unterschied meiner Köpfe von dem gewöhnlichen Zeug was in einer schweizerischen Kunstausstellung ist, besteht nur darin, daß meine Sachen, die ich jetzt mache, bis zur Bewußtlosigkeit studiert, während die Bilder, die hinkommen, gewöhnlich eben bloß auf den Verkauf gemacht sind, und die Maler nur das Publikum nicht vor allem sich selbst zu befriedigen suchen. Vom gewöhnlichen Publikum kann ich nun, da die 2 Köpfe nicht knallen, sondern sehr bescheiden sind in der Wirkung, und auch nicht groß, eigentlich nicht mehr Interesse erwarten, als es für einen jeden beliebigen Portrait- oder Studienkopf, er mag etwas besser oder schlechter sein (wenn er nur nichts auffälliges hat) zeigen wird. Auch kann ich nicht wissen ob nicht der eine oder andere der Herren „Kunstkenner“ in Bern etwa eine Glosse oder ein „*Bonmot*“ drüber macht, welches Anklang findet und mir auf Jahre hinaus schaden kann. . . . . . .

..... Jetzt kommt das Angenehme: Ich habe da den Brief beigelegt von meinem Freunde Katsch in Berlin, der mich ungemein freundlich einladet, auf einige Zeit sein Gast zu sein, mir alles auf die loyalste Weise zur Verfügung stellt, Atelier, Wohnung, Modell, kurz eben alles. Da es nun in Berlin eine sehr schöne Sammlung alter Meister, Franz Hals, Velasquez rc. gibt, so bin ich keinen Augenblick mit Eurer Einwilligung im Zweifel, was ich da tue. Dadurch, daß ich eine Zeitlang sein Gast bin, werde ich das Geld rausschlagen, Dresden und die Gallerie von Cassel zu besuchen, kann in Berlin mich umsehen, vieles sehen und vieles lernen. Eine solche Gelegenheit wird sobald nicht wieder kommen. Lest den Brief selber, kann man freundlicher, netter sein? .....

München, 20. März 80.

Meine Lieben!

..... Im letzten Brief habe ich mich in einer schlechten Stimmung befunden und habe dann meine Laune an dem Berner Publikum ausgelassen. Da mag schon etwas zu dick aufgetragen gewesen sein. Nun es ist jedenfalls nicht so schlimm, aber etwas ist doch dran. Wenn ich so etwas schreibe, so habe ich regelmäßig eine schlechte Laune über mich, weil mir etwas nicht gerade geworden wie ich gedacht. Dann lasse ich meine Wut an dem ersten besten Gegenstand aus, wie der Alte in der Heidenhöhle und nachher ist mir wieder wohl. Diesmal hat der Zufall gerade die schweizerische Kunstausstellung getroffen. Mein Ärger war einfach der, daß ich nichts habe, was ganz gut und zugleich effectvoll auf einer Ausstellung wirken würde, also über mich. Da ich aber selbstverständlich nicht über mich schimpfen kann, weil mir das keine Beruhigung ist, so schimpfte ich auf die Ausstellung, weil sie das nächste war, was mich ärgerte. Ihr müßt so etwas nicht allzuscharf nehmen. Es ist nicht halb so bös gemeint. Ich weiß sehr wohl, daß ich in Bern zu Ansehen kommen muß, um zu reüssieren und unterschätze keineswegs meine Vaterstadt. ....

München, den 18. April 80.

..... Ich plage mich bei allem, was ich mache, furchtbar, aber ich glaube, es schadet nicht. In der Pinacothek habe ich diese Ferien eine Kopie gemacht, einen jungen spanischen Edelmann, vermutlich von Velasquez. Es ist ein herrlicher Kopf, sehr geeignet, sowohl wegen seiner Leuchtkraft als leichten Behandlungsweise auch das größere Publikum zu interessieren. ...

München, den 5. Mai 80.

..... Ich kopiere jetzt in der Pinacothek ein männliches Brustbild von Van Dyk. Wenn es mir gelingt, so wird es sehr gut aussehen; denn es ist ein sehr schöner Kopf, aber furchtbar schwer zum kopieren. Er hat so

weiche Formen und ein sehr schwieriges Kolorit und besonders eine ungeheuer feine Modellierung. . . . .

. . . . . Ich finde das Kopieren ist für mich gegenwärtig sehr zweckmäßig. Ich habe jetzt bald 3 Jahre nach der Natur gemalt, habe also meine eigene Anschauung mir gebildet. Ich möchte jetzt mein technisches Können mir vervollständigen, und den Alten auf die Finger schauen, wie sie etwas angepackt und zu Ende geführt haben. . . . .

München, 14. Mai 80.

. . . . . Hingegen hat das Ausstellen bei Petion die Nachteile, daß Jedermann an der etwas scizzenhaften Arbeit seine Gelehrsamkeit respektive Kunstkenntnis in zweifelhafter Weise zur Geltung bringen kann. Der Neider sind genug, die mich wütig auf dem Strich haben aus verschiedenen Ursachen und die nicht ermangeln werden, denen die es wissen wollen *ad oculos* zu demonstrieren, wie meine Malerei eigentlich doch nichts sei als ein paar geschickte Pinselstriche. . . . .

München, 14. August 80.

. . . . . Endlich sind meine Geschäfte hier beendigt. Ich brauche nur noch dem Van Dyk am Montag eine Generallasur zu geben, so ist er fertig. Ich glaube, wenigstens was ich von allen Seiten höre, sowohl von müßigen Zuschauern als auch Malern, daß er allgemein gefällt. Ich habe ihn aber auch mit einer Liebe durchgeführt, die nicht Jedermanns Sache ist. Er wird Euch, wenn er im Herbst zum Stipendium nach Bern kommt, gewiß Freude machen. Mama hat ja speziell Vergnügen an guten Portraits. . . . . .

München, August 80.

. . . . . Es ist ein eigentümliches Gefühl von einer Stadt zu scheiden in der man die Jahre der Entwicklung durchgelebt hat, die die bedeutendsten sind für das ganze Leben. Ich habe hier meine künstlerische Gymnasialzeit absolviert und meine Anschauung auf ein ganz bestimmtes Ziel gerichtet, das ich mir kaum im Lauf der Jahre wieder sehr verrücken werde. Ich kann zwar nicht sagen, ich hatte nichts als diesen Stab, als ich über den Jordan ging; denn ich hatte 1000 Frc. Stipendium, aber das kann ich sagen, jetzt habe ich viele Schafe und Rinder, das heißt, ich habe viel gelernt, sehr viel. Es gibt nicht manchen, der es mir zuvortäte hier im Köpfemalen. Sie sind zu zählen, und es ist doch ein nettes Gefühl, das Bewußtsein eines gewissen Könnens; und ohne großes Eigenlob zu verüben kann ich sagen, daß in den 4½ Jahren wo ich hier studiere, ich mir so viel vom Künstlerhandwerk angeeignet habe, um mit Ehren bestehen zu können. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Sisto e Sesto.

Eine Erzählung aus den Abruzzen.

Von Heinrich Federer in Zürich.

Am Fuß der sibillinischen Berge, im einsamsten Winkel der Abruzzen, brach am Vorabend einer Tour auf den Monte Priore ein Regenwetter so sündig grau und frostig und unermüdlich los, daß mein Begleiter und ich mehrere Tage in einem kirchen- und wirtshauslosen Nest zwischen den vier dunkeln, vom offenen Feuerherd durchrauchten Wänden eines Ziegenbauern zubringen und uns die Zeit mit den wilden Sagen der dutzendköpfigen Gemeinde, die hier zusammenhockte, und mit ihrem ebenso wilden Wein vertreiben mußten. Diese alten Berichte, halb Geschichte, halb Legende, glichen dem Rauch der düstern Stube oder dem Nebel vor den Fenstergitterchen in Farbe und wirrem Geknäuel. Sie schlichen auch so schwer und gespenstisch an den festen Wänden der Vergangenheit zur Diele empor, verdichteten sich oben zu unheimlichen Fratzen oder Drohfiguren und lösten sich nur langsam und gleichsam gegen ihre böse Seele am Ende in leichten blauen Dunst auf.

In diesen Berglegenden spielte das gesetzlose, verwilderte Element, sei es im Wasser oder Feuer oder Tier oder Menschen, die vorderste Rolle. Tote gingen um und bellten wie Wölfe, der Teufel kam in Blitz und Sonnenschein, der Himmel redete, die Gipfel des Gebirgs rauchten wie der Sinai, und bald unterirdisch, bald überweltlich erscholl Musik, wozu ein Erdbeben die Trommel oder ein dauerhafter Donner die Pauke schlug. Aber noch lieber ward von den Briganten dieser Wildnis, ihren Heldenstücken und ihrem stürmischen Untergang erzählt. Und gern tauchte die gewaltige Gestalt des Papstes Sixtus V., der vormals die Räuber durch Wald und Wüste zu Tode gehetzt hat, in mehr oder minder deutlicher Zeichnung, doch immer felsig und unerbittlich gleich dem Monte Priore, aus solch banditenreichem Sagennebel hervor.

Das Schönste war die Erzählung von Sisto e Sesto. Denn hier ein einziges Mal milderte die Sage die Härten der Geschichte und zog den Fels ins menschlich warme Leben herunter. Oft schon habe ich sie erzählt. Aber nie fand ich den Mut, sie aufzuschreiben. Denn bei so einem Abenteuer muß man mit beiden Händen mitsprechen, muß leise und laute Worte wechseln, muß sich zusammenducken und plötzlich in einer scharfen Schicksalswendung emporschnellen, kurz, muß die Geschichte erleben und zeigen können, wie sie mir von Gesicht zu Gesicht im Rauch und Feuer jener Abruzzenstube geoffenbart worden ist.

Krame ich sie nun doch auf diesem leblosen Papier da aus, so ist

es, weil sie mir noch immer keine Ruhe läßt. Sie plagt und drängt mich wie ein Fieber und brennt mir auf die Finger. Sie will durchaus geschrieben sein. Versuchs ich' denn und gleich jetzt, wo draußen ein nasser Wind ans Fenster klatscht und aus der Zimmerecke die Scheiter im Ofen krachen, so daß ich meine, noch immer in jener italienischen Bergstube zu sitzen und selber zu lauschen.

* * *

Vor vierhundert Jahren hausten in den sibillinischen Bergen weitverzweigte Banden von Räubern. Steg und Weg war unsicher und den Schurken weder mit Gesetz noch Gewalt beizukommen. Denn die kleinen Fürsten von Spoleto und Foligno und Nursia (das heutige Norcia) herauf und von den jenseitigen Marken herüber bedienten sich der Briganten bald für private Heimlichkeiten, bald für ihre offene Hauspolitik. Ja, angesehene Reisende, wie Botschafter und kirchliche Nuntien, die auf dem kürzesten Wege von einem zum andern Meere reisen wollten, mußten gern oder ungern solche Wildleute zu Wegweisern nehmen. Aber wer glaubt nun das: die blutigsten Banditen wohnten bei ihrer Familie im Dorf und lagen, wenn sie nicht räuberten und mordeten, so sanft phlegmatisch wie nur je ein zahmes Menschlein im Gras unter Kind und Kegel und kauten an einem Halm oder schoren ein Schaf oder orgelten ein Scherzlied aus der Handharmonika.

Im Dorf Paritondo, das den Grafen von Spenchi pflichtig war, zählte man unter fünfundachtzig Seelen ein starkes Dutzend solcher harmloser Dudler im Gras. Daneben wiegten sie ihre schmutzigen Kindlein im Arm, kochten Polenta im Freien oder scheuerten der kranken Frau bei guter Laune die Kammer, knieten Sonntags in der alten Kirche und schliefen unter der langen Predigt des Pfarrers Donaldi da Dia von Surigno wie Gerechte ein. Aber pünktlich beim Amen erwachten sie und sangen dann die Litanei so laut und so schön, als wären sie geborne Choristen. Den tiefsten und weichsten Baß sang Sesto Peretti, am Tage Küster und Gemeindeschreiber und Schafhirte in einer Person, zu Nacht Bandit vom schwärzesten Wasser. Am Tage harmlos und mild wie Milch, zu Nacht rot und gefährlich wie Blut.

Sein Vater hatte nach dem Tode der ersten Frau und nach den Klostergelübden seines einzigen, kränklichen, aber streberischen Sohnes Felice eine jähe Romagnolin geheiratet. Sie war Sestos Mutter und verflackerte wie alle solche wilde, rasche Flammen nach wenigen Jahren. Da verwilderte der Vater, der das zweite Weib dreimal heißer als die knappe und strenge Frau der ersten Ehe geliebt hatte. Lange Zeit vaga-

bundierte der Alte mit seinem Jungen in den Marken umher und siedelte sich endlich, des Schweifens müde, in den umbrischen Bergen an. Hier starb er als hoher Achtziger im Augenblick, da sein Enkelknab Poz'do ihm den ersten selbständigen Raub vor die Füße schüttete und zugleich das Gerücht meldete, Felice Peretti sei Kardinal der römischen Kirche geworden und lasse in allen Windstrichen nach seinem verschollenen Vater oder andern nahen Verwandten fahnden. Die rote, goldgebortete Schärpe hier und da der dicke Karfunkelring rühre vom ausgeraubten, römischen Sendling.

Vielleicht hörte der Greis diese Kunde nicht mehr. Denn als man ihm gratulieren wollte zum großartigen Sohne und nicht minder zu einem so würdigen Enkel, gab er den Händedruck nicht zurück, sondern ließ den Arm wie ein Holzscheit auf die Decke fallen. Seit Tagen war er wortlos im Todeskampf gelegen. Jetzt, da er nicht nur seinen Sohn, sondern auch den Sohn seines Sohnes noch in voller Berufshöhe gesehen hatte, konnte seine Brigantenseele ruhig scheiden. Wie bei einem Docht, der kaum noch geglommen hatte, merkte keiner das genaue Erlöschen.

Als er sich aber steif und eiskalt anfühlte und also sicher tot war, ging Sesto zu da Dia nach Surigno hinunter, der halbblind und dort nur noch Frühmesser war, aber als Seelsorger von Paritondo die Geburten und Todesfälle ins Kirchenbuch einzeichnen mußte. Er brachte ihm den ledernen Kodex und meldete den Hinscheid. Während der Geistliche die Daten ordnungsgemäß auf Folium 19 einkritzelte, freilich mit den Buchstaben eines Riesen, schrieb auch Sesto, halblaut da Dias lateinische Worte nachplappernd, auf ein Dokument die Todesmeldung seines Vaters und erbat die Unterschrift des Priesters. In Wirklichkeit hatte er notiert, daß der alte Peretti gestorben sei und niemand wisse, wo Sesto, des Kardinals Stiefbruder, durch die Welt jage, ob er am Ende nicht längst in der Erde ruhe. Mit so tückisch kleinen Buchstaben hatte er das geschrieben, daß da Dia keine Silbe lesen konnte und mit gutem Glauben seinen Namen und das Kirchensiegel dazugab. So wanderte das Dokument zum Kardinal. Seitdem ward es still zwischen Rom und Paritondo.

Bis nach Jahren die Hiobspost kam, der neue stahlharte Papst Sixtus V. jage die Räuber wie Ratten zusammen, durchstöbere ihre hintersten Löcher und hänge, wo er sie finde, alle Äste und Zäune davon voll. Er habe das Wort in seinen Bart geschworen: Ich will in meinem Hause keine Mäuse, so daß jeder Gast nachts gut schlafen kann und nicht der Bayer oder der Engländer daheim schimpft, im Kirchenstaat sei man keine Stunde seiner Tasche oder seines Lebens sicher.

Doch zuerst ward um Rom und die Campagna gegen Neapel hin-

unter gesäubert, wo ja der Unfug den fremden Herren Gästen am meisten in die Augen stach. Darnach zogen die Beamten über die Sabinerberge und Aquila ins heilige Umbrien hinauf. Aber da gab es so viel zu fechten und zu hängen, daß wieder zwei Jahre gemächlich verliefen, ehe in Paritondo, so weit hinten an den sibillinischen Gewaltsbergen, ein Vortrab dieser Spürhunde gesichtet wurde. Man hatte inzwischen noch Zeit, den chilenischen Granden Carlos des los Herreras um einen Seidenrock mit zehn Pfund Goldpiastern im Futter zu erleichtern, dem Baron Albert von Schreck, der vom Tirol nach Rom ritt, Zelt, Rüstungen und alle Dienstmannen abzunehmen und sogar steife venetianische Senatoren, die einen schweren Peterspfennig nebst ihren sieben glattrasierten Intrigantenköpfen nach dem Vatikan trugen, gleich von beiderlei Beschwer zu erlösen und ihnen zwischen Busch und Fels eine flinke zivile Bestattung zu geben.

Aber eines Tages hatte Poz'do, der junge, rotstruppige Sohn Sestos, auf einer Spionage ins offene Tal hinunter unweit Spello einen langen Zug Geknebelter gesehen. Er konnte vor Wut kaum erzählen, wie schmählich das anzuschauen war. Edle, feine, hochhäuptige Briganten gingen in Stricken, die man von Hals zu Hals gezogen hatte, gerade wie dem Metzgervieh. Und ringsum trabten gleichgültige Soldaten zu Roß mit und stießen jetzt ihr Maultier, jetzt ihren Gefangenen mit der Pike vorwärts. Der aalglatte Junge schlich diesem himmeltraurigen Elend mit verbissenen Lippen ins Städtchen nach. Es zwang ihn, das Unglück fertig zu kosten. Und sieh' da die Gemeinheit: ohne Verhör und Spruch, als ob sich das so von selbst verstände, ward Paar um Paar über den Markt zum großen Brunnen geschoben, wo Sankt Michael sich hoch über dem Becken erhebt. Mit einem festen Knopf ward der eine rechts, der andere links an die eiserne Wage geknüpft, die der Erzengel weit über den Brunnenstock hinaushebt. Vornehme Leute schauten auf eigens herbeigeholten Stühlen dem Prozeß zu und hatten ihren Spaß daran, weil das Jünglein an der Wage so drollig auf und niederspielte, bis die armen Burschen ausgezappelt hatten. Gleich folgten zwei andere, immer zwei dünne oder zwei dicke, damit nicht der gewichtigere die Schale zu tief drücke und mit den Zehen aufs Gesimse abstehen könne. Die reichen Spellerbuben lachten, die armen weinten fast gar. Aber sie wagten nicht zu schreien: halt, das ist mein Bruder, ... halt, das ist mein Vater! ... Da riß sich Poz'do schaudernd und im Innersten gekränkt los und lief Tag und Nacht über die drei Bergketten und schleuderte nach dreißig galoppierenden Stunden den braven Kumpanen in der Küsterstube diese zuckenden Marterbilder vor den Kopf. Darauf

tranken jene den roten Wein aus, schoben noch ein tapferes Stück Ziegenkäse zwischen die Zähne und sagten zuletzt langsam: „Man muß es da Dia berichten. Kommt er am Samstag, Peretti?"

„Wartet, das ist der dritte, nein der vierte August. Natürlich, da Dia muß uns am ersten Monatssonntag Gottesdienst halten. Im übrigen, wie viel Geld haben wir noch?"

Der Genossensäckel ward über den Tisch ausgeleert. Fünfzehn Silberstücke und vier Pfund Kupfer. „Das hält noch länger als zwei Wochen", beruhigte Sultigni, der Proviantmeister von Paritondo, und spuckte großartig bis zur Türe hinüber. „Bis dahin ist der Schrecken vorüber."

2.

Der alte Pfarrer und Benefiziat da Dia kam am Samstag nachmittag von Surigno herauf. Zwei Frauen knieten im Kirchlein und wollten ihre Sünden bekennen. Hernach besuchte der Priester den Pietro Solio in der obersten Dorfhütte. Der Mann litt an der Wassersucht und sah heute so erbärmlich aus und schnappte so knapp nach Luft, daß Donaldi da Dia beschloß, ihm morgen die heilige Wegzehrung zu reichen. Indessen nahm er ihm die Beichte ab, salbte ihn mit dem Krankenöl und sprach ihm einige tröstliche Gebete mit seiner tiefen, stillen Greisenstimme mehr aus dem Herzen als aus dem geöffneten lateinischen Büchlein vor.

Ernst und ein bißchen mißmutig schritt er dann das einzige Lottergäßchen Paritondos zurück zum verfallenen Pfrundhaus. Nur ein Raum zum Kochen und Schlafen und Predigtstudieren war da noch leidlich erhalten. Was brauchten auch die Paritonder ein Pfarrhaus wegen zwölf Gottesdiensten im Jahr? Nun ja, darüber wollte sich da Dia nicht mehr ärgern. Aber von den Samstagskindern, die er nach dem Tridentinum hier jedesmal im Glauben unterweisen sollte, ließ sich kein Bein sehen. Die Wildlinge trieben sich noch immer mit den Herden auf den obern Weiden von Pratalpe herum. Da war vor Mariä Himmelfahrt nichts zu machen. Verdrossen zog er sein Brevier hervor und betete, im struppigen Gärtchen auf und abschreitend, die Nokturnen, während ihm die Küstersfrau, Anizia Peretti, eine Minestra aus Kräutern, Erbsen und dünner Hühnerbrühe faustdick zusammenkochte.

Ihr Gatte begab sich inzwischen in die Sakristei und legte mit ungewöhnlichem Eifer die gottesdienstlichen Gewänder für die heutige Abendandacht und den morgigen Gottesdienst bereit. Besonders stattlich hing er die weißseidene Kasel (das eigentliche Meßkleid) über den Kniestuhl aus, die schönste von den drei vorrätigen, die einzige auch, die auf ordentlichem Stiftungsweg in den Kirchenschrank von Paritondo gelangt war.

Auch den besondern Kelch für hohe Feste nahm er aus dem Beschluß und setzte dicke, weiße Kerzen in die Altarstöcke. Dann breitete er einen Teppich aus echtem Persergewebe, weiß Gott woher gestohlen und wie-so dahergekommen, über die krachenden Altarstufen und zog ein prachtvoll gehäkeltes Linnen über den morschen Meßtisch, in dessen Zipfeln man ein englisches Baronatswappen sah. Das Kreuz in der Mitte des Altars war einem päpstlichen Legaten auf seinem Zug nach Spoleto abgenommen und das selige Madonnenbild auf dem Steinsockel aus einem reichen Gubbierkloster schon zur Zeit der Fehde zwischen Papst und deutschem Federigo geholt worden. Diesem Liebfrauenbild hing Sesto zwei schwere Ketten aus altem, dunklem Gold und Armbänder mit echten Rubinen um und setzte ihm ein Krönlein aus haardünnem Silberdraht mit eingeflochtenen Goldrosen aufs Haupt. All dieser Schmuck war gestohlen, aber die Paritonder protzten damit hochmütiger, als wenn sie den ganzen Zierat selber gewirkt oder doch gekauft hätten. Besonders auf das Krönlein hielten sie hohe Stücke. Denn beim damaligen Überfall zweier französischer Bischöfe mit reisigem Gefolge hatten sich die Franzmänner glorreich verteidigt und drei Paritondер, darunter Sestos Schwiegervater, mit kunstgerechten Fronthieben erschlagen. Vom Szepter Mariens rührte auch der lahme Arm des Giosue Cardini, vom Armband die stumpfgehauene, nur noch dreifingerige Hand des Pietro Gualsi. Sesto Peretti selbst verdankte die tiefe Narbe von der hohen Stirne mitten in die schöne Braue dem Altarkreuz aus handgetriebenem Eisen. So oft er den heilig Gekreuzigten daran erblickte, schlug er sich brummelnd auf die Brust: Miserere nobis! und lachte dann mit beiden kieselgrauen Augen vor anregender Erinnerung ans Abenteuer. Wahrhaft, sie hatten für ihre Schätze mehr als Goldbatzen, sie hatten ihre gesunden Glieder und ihr rauchendes schweres Abruzzenblut dafür bezahlt. Darum wachten sie eifersüchtig über dem lebensgefährlichen Reichtum und verriegelten gleich nach der Kirchenfeier die ganze heilige Herrlichkeit wieder schnell in der eisernen Truhe der Sakristei. Diese Räuber fürchteten auf der Welt nichts als Räuber.

Etwas fehlt. Jedes Weib in Paritondo hat einen Schleier, nur die Madonna nicht. Einst trug sie einen. Silberfädig war er, und man staunte, wie Lilienstengel und Lilienkelche da zu einem Nesseltuch verschlungen waren ohne jedes andere Zwischengewebe. Dieser Schleier blitzte wie der Weihnachtsschnee am Sasso Rompo zu Mittag. Seit er fehlte, ward es schattig ums Madonnenhaupt. Jeden Sonntag bildet es für die Paritondergemeinde eine neue Überwindung, diesen berühmten Schleier zu entbehren. Wenn doch nur eine hohe Edelfrau wieder mit

einem solchen himmlischen Gespinnste ihren tüchtigen Raubburschen in die Hände ließe!

Jetzt schwingt Sesto das einzige scherbige Glöcklein zum Rosenkranz in den frühen Gebirgsabend hinaus. Wie das verloren aus den Bergecken zurückhallt! Schnell humpeln die alten Weiblein hinein. Dann mit einem Ruck stößt sich das Trüppchen Halbwüchsiger vor. Nun die paar Männer, die immer und so genau wie der Samstag selbst hereinkommen. Die paar? Was ist das? Mannsschritt um Mannsschritt schallt auf dem Steinboden. Das ganze Dorf kommt, füllt die Bänke, atmet schwer und sinkt wuchtig auf die Knieschemel. Der Pfarrer wundert sich gewaltig.... Die haben Angst!.... Sesto zündet sechs Altarkerzen an. Warum sechse wie zu Ostern? Zwei sind gerade recht. Per Dio, die Paritonder sind und bleiben Sonderlinge.

Der Küster ringelt den Rosenkranz auf und betet vor. Da Dia setzt sich ins Chorstühlchen und beginnt bei einem züngelnden Wachsstöcklein die Laudes halb aus dem Brevier, halb auswendig zu lispeln.

Aber er kann sich nicht sammeln. Immer wieder springen seine Gedanken über die alten Buchdeckel ins Kirchenschiff hinaus. Es fällt ihm auf, daß man anders betet als sonst. Es klingt weniger schläfrig und schleifend, mit einer ernsten, herzlichen Betonung. Mitunter, wie in bekümmerter Sprache, fallen Seufzer dazwischen. Es dünkte Don Dia, so stark hätten die Leute erst einmal gebetet, als das Hochgewitter eine Sintflut von Wasser und Schlamm von den Bergen niederwälzte und das Häuschen Paritondo mit Mann und Maus zu verschlingen drohte. Draußen vor der Kirche strudelten die Fluten fürchterlich, drinnen streckte man die Arme aus und überschrie den Lärm mit immer neuen Paternostern.

Dennoch war es anders. Vor den Kirchenmauern lag diesmal eine stille dunkle Nacht, und in der Halle wurde ohne Geschrei, aber schön und eindringlich gebetet. Perettis Samtstimme klang noch tiefer und melodischer als gewöhnlich: „Der für uns Blut geschwitzt hat! Erbarme dich unser!"

Don Dia klemmte den Daumen ins Buch und sann nach. Dieses Volk leidet. Es hat Hunger. Es kommt arm zur Welt und geht ärmer aus ihr, die doch so voll Reichtümer ist. Nicht ein Splitterchen merkt es von ihnen. Es kann wahrhaft dem Herrgott nichts davon erzählen, wenn es hinüberkommt, wie gut der Vesuvwein, wie süß die Kuchen von Siena, wie lustig der Fasching von Rom und wie prächtig die Stanzen Raffaels im Vatikan seien. Es kennt nur seine Paritonder Kirchenschätze, eine Stunde lang zum Anschauen und sich daran zu blenden. Dann kommt wieder die wochenlange glanzlose und kahle Armut des Werktags.

Es gibt Räuber unter diesen Leuten. Man munkelt tief ins Tal hinunter allerlei Unsauberes. Aber müssen sie denn nicht stehlen? Sie könnten vielleicht betteln. Aber hier ist niemand, den man anbetteln könnte. Kein Signore lebt da oben. Alle sind sie Bettler. Also an die Straße liegen und den zu Hablichen und zu Gesegneten vom Überfluß etwas abzwacken. Ach Gott, was ist das für eine Welt!

„Der für uns ist gegeißelt worden", betete Peretti, „Erbarme dich unser!" rauschte es dumpf durch die Kirche.

Es sind gute Leute, spann Don Dia fort. Wie hat nicht mit heiterer Demut Pietro Solio vor einer Stunde sein geringes Sündengepäck abgeladen und Stück für Stück herzlich bedauert. Augen wie ein Kaninchen machte er dabei und nickte und dankte siebenmal dem Reverendo für den Segen. Der Pfarrer zieht entschlossen den Finger aus dem Psalmenbuch. Er bringt doch keinen Vers mehr über die Lippen. An dieses Völklein muß er nur immer denken.

Er hat sie gerne, die rauhen Schweiger hier oben. Je weniger sie klagen, um so inniger fühlt er ihr Heimliches mit. Jeden zehnten April müssen sie, und sollten sie es von den eigenen Knochen schnitzeln, dem Grafen von Spenchi fünf und dem päpstlichen Legaten in Spoleto nochmals fünf Pfund Silber zinsen. Das bedeutet ein Vermögen für Bettler. Aber sie bringen es immer zusammen. Sonst würde ihr blitzendes Dutzend Jünglinge in die Garnison von Ancona oder Perugia gesteckt. Das wollen sie nicht. Krieg führen am hellen Tag, auf offenem Plan einem Menschen, der mich nichts angeht, entgegenreiten, ihn totstechen oder ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, das widersteht ihrer sanften höflichen Gemütsart. Sie verkaufen das wenige Gemüse ihres wilden Bezirks und das erlegte Raubgetier und die Fuchs- und Marderfelle und begnügen sich mit ihren Disteln und magern Ziegen und dem Sackleinen bei Schneewetter, nur um dem Soldatendienst zu entgehen. Auch sind sie gastfreundlich und lieben einander ohne Falsch. Das ist ihre gute Seite, sozusagen die Sonnenseite ihres Lebens. Die Schattenseite, die heimliche, na . . . . . aber vor sechs Jahren haben sie den kostbaren Schleier der Madonna, den Zwischenhändlern tausend Dublonen, ihnen hunderttausend wert, den Talgenossen nach Surigno hinunter geschickt, weil das Dorf nach langer Pest und Dürre halb verbrannt und halb verhungert dalag. Die elenden Brüder möchten Milch und Brot daraus machen. Das bleibt ihnen unvergessen.

Dieser Peretti, wie er nur vorbeten kann. Wie ein Cherubim. Und wie er jetzt die Hilfrufe der Litanei betont. Der Meßmer in der Sixtinischen Kapelle kann es sicher nicht halb so geschickt. Dieser Sesto macht

eigentlich alles anders als die Hiesigen; nicht niedrig, herrisch ist sein Antlitz geformt. Und steckte sein Bube Poz'do in einem Junkerhabit, man würde den Kerl für einen Herzogssohn halten. So weiße Stirnen und schmale Nasen und lange silbergraue Augen und so leises, feines, rotbraunes Haar wachsen nicht hier. Ich wette, die haben noble Gevattersleute. Peretti ist ein großer Name. Seine Heiligkeit zu Rom heißt auch Peretti. Und sucht ja Vettern und Brüder aus dem Dunkel der gemeinen Abstammung in sein Weltlicht zu ziehen und findet sie nicht. Wer weiß, wer weiß! Nur ist der Peretti hier zahm wie ein Lamm. Der andere gebärdet sich wie ein Löwe Gottes. Sein Brüllen schallt weit über Italien hinaus. Die Könige zittern davor, und Gesetz und Recht werden wieder Herr. Sauber und vollkommen hobelt der Papst die Welt, bis sie dem reinen, runden Himmel über ihr gleicht. Der Hobel freilich tut weh. Und das Stammholz der Christenheit knirscht darunter, wenn ihm das Eisen in die harten und verwilderten Schößlinge fährt.

Hier fallen dem greisen Donaldi da Dia die Galgen und Pfähle der letzten Woche ein. In Gottes Namen, Gerechtigkeit muß sein. Dem Wegelagerer, dem Brandstifter, dem sakrilegischen Dieb gehören Rad und Beil und Hänfling. Aber die Bergler hier tun einem leid, gegen die man jetzt loszieht. Das ist eine andere Sorte. Gemeine Verbrecher sind das nicht. Sünder, gut, wer heißt nicht so! Santissima Madonna, ich werde doch keine Räuber entschuldigen. Lieber beten! „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder . . . . ."

„Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens, Amen."

So summt es hoch und tief das Kirchlein hinunter. Dem Pfarrer wird es eigen zumute, fast wie damals, wo das Wildwasser um das Chor klatschte. Seine alten dünnen Ohren hören fein. Und er hört wieder leise glucksen, wie von kleinen Wellen, dann nagen, kerben, beißen, zischen um die Friedhofmauer. Ist das so starke Erinnerung oder was?

Nach dem Rosenkranz gibt er mit dem eisernen Kreuz des Legaten von Spoleto den Segen. Tief senken sich die Kopftücher und weit ausholend bekreuzen sich die Männer. Aber darnach rennt niemand hinaus, wie es sonst Brauch ist, um auf der Friedhofmauer noch ein wenig zu sitzen und in den grellen Bergmond oder in die mildere Himmelfahrt der Sterne ein langsames, eintöniges Hirtenlied zu singen. Selbst die Kinder bleiben.

In der Sakristei fragt Peretti den Pfarrer, ob es recht sei, morgen den besseren Kelch und das feinere Meßgewand aufzulegen.

Ja, ja, er macht es ja immer recht.

„Noch ein Wort!“ Sesto Peretti wächst wie ein Übermensch dem kleinen, magern, von dünnen Silberfasern umwehten Geistlichen über den Kopf und streckt die Arme wie Eisenhämmer aus. Sein weißes Gesicht wird grau wie Stein. Die kieselfarbenen Augen leuchten und das dichte weiche Haar loht fahl an der Stirne empor. „Noch ein Wort“, droht der Riese gewaltig.

„Redet doch, so redet doch, Sesto!“ versetzte da Dia bange und sich duckend vor dem großen Lamm Peretti, das urplötzlich wie ein Löwe tut.

„Es sind unterm Rosenkranz Soldaten von Spoleto gekommen. Sie stehen hinter den Friedhofbüschen und wollen Räuber holen. Habt Ihr denn nichts gehört? Wir wußten, daß alles so kommt und nicht zu vereiteln ist. Jetzt sagt mir: werdet Ihr uns helfen wie ein Hirte oder uns verraten wie ein Mietling? Rasch!“

Er hob den rechten Eisenhammer über das dürre Greisenköpflein, als wollte er es, sowie ein Nein hervorkäme, mit aller leiblichen Zubehör auf einen Hieb ungespitzt in den Boden schlagen, dieses sanfte Lamm Sesto Peretti.

„Ich weiß nichts anderes,“ schrie Don Dia, „als daß ihr gute Leute seid, ich weiß nichts anderes und will nichts anderes wissen.“

„Gut, so ziehet Euch da an und kommt mit uns vor die Kirche! Ihr seid ein Reverendo, Ihr könnt am besten mit den Häschern unterhandeln.“

„Wozu Albe und Kasel? So wie ich bin! Es ist jetzt nicht Meßzeit.“

„Da,“ gebot Sesto mit furchtbarer Stimme, „und da und da!“ Dabei warf er ihm Schultertuch und den langen weißen Linnenrock um, kreuzte ihm die Stola über die Brust und schob ihm einen wunderschönen, goldbortigen Manipel (ein Armschmuck aus dem gleichen Stoff wie Stola und Kasula) über den linken Arm. Dann holte er die Kasel, die nur beim heiligen Opfer getragen werden darf.

„Es geht jetzt nicht zur Messe,“ wiederholte der alte, kleine Priester ängstlich und half dabei doch hastig mit, daß die geweihten Gewänder gut lagen. Aber bei der Kasel weigerte er sich nun doch entschieden.

„So nehmt den Vespermantel,“ sagte Sesto kühl und legte ihm auch sofort statt der morgendlichen Kasel den festabendlichen, weiten Purpurmantel um, von dem es im Kircheninventar hieß, ein burgundischer Bischof habe ihn auf der Durchreise hier zurückgelassen. Gelbe Flammen loderten durch diesen schweren Brokat, die Flammen des französischen Fahnentuches. Indessen mußte der geplünderte Prälat ein wahrer Roland von Größe gewesen sein. Denn wie jetzt, besohlen und gestoßen, Don Dia zum Altar trat, so schleifte er den halben Purpur als Riesenschleppe

hinter sich her. Er nahm das Kreuz vom Altar und schritt zur Porte hinunter, ohne zu wissen, was er nun sagen, was tun sollte. Kein Gebet, keine passende Zeremonie, nichts fiel ihm ein als eine große Angst vor dem, was seiner da draußen harrte, und noch mehr vor dem, was hinter ihm mit der steinernen Miene Perettis drohte. Rechts und links hörte er im Vorbeigehen sich die Bänke leeren, sah das Volk ihn umringen und Sesto mit Weihwasserkessel und Wedel stramm neben ihm marschieren. Aber das Geschirr hielt der Mensch wie einen Schild und den Wedel wie ein Schwert in Händen.

Als er den Ledervorhang mit dem Ellbogen zur Seite schob, blickten ihm ins Kirchlein ein Dutzend gezogener Pistolenläufe entgegen. Ein Hauptmann erhob die Hand wie zum Signal: Feuer! Hinter den zwölf Mordröhren starrten zweimal so viele spanische Piken und lange Mantuanerflinten mit ihren eisernen Beschlägen in die vom Sterngeflimmer leise erhellte Nachtluft empor. Schwarz lagen über dem Sträßchen die Hütten. Nirgends äugte ein noch so schwaches Dorflicht. Am Monte Rosso oben hörte man deutlich den Wind blasen.

Der Pfarrer wich zurück, aber auch die Angreifer waren auf einen solchen frommen Aufzug nicht gefaßt und stutzten. Nur Peretti tunkte kurzerhand den Weihwasserwedel ins Gefäß und reichte ihn dem Priester. Instinktiv, wie jeden Sonntag vor der Hauptmesse, nahm ihn Don da Dia und besprengte die Bewaffneten, indem er dazu innig sagte: „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!" Da senkten die Soldaten ihre Feuerwaffen, bekreuzten sich unwillig, aber brummten dennoch: „Amen!"

„Mit wem wir da Händel kriegen, fragt, Curato, mit wem?" raunte der Küster dem Pfarrer ins Ohr.

„Wozu seid ihr gegen uns ausgezogen?" rief nun Don Dia im lauten Pathos der Bibel und mehr noch seiner Angst. „Was traget ihr den Krieg da herauf, wo fast keine Menschen mehr und bald nur noch Felsen sind? Was möget ihr von uns? Wasser und Steine, mehr können wir nicht geben."

Der Hauptmann ward immer verwirrter. — „Wir sind keine Verbrecher", tuschelte Peretti dem Pfarrer als Stichwort ins Ohr.

„Sucht ihr Verbrecher hier," fuhr da Dia weiter. „Was können wir verbrochen haben bei Wasser und Stein? Verbrecher suchet drunten im Land beim Wein und Geld der Stadtleute. Gibt es hier ein Verbrechen, so ist es das, daß wir arm sind und so wenig haben als der Wind dort oben auf dem Monte Rosso und daß wir gleich ihm nie aus dem Hunger kommen. Müsset ihr das züchtigen, so züchtiget den Herrgott.

Er hat uns so mit dem Hunger zusammen erschaffen. Nein, nein, gehet von uns und suchet euere Sträflinge in Florenz oder Rom!"

„Bravo, Curato!" raunte ihm Sesto zu.

Don da Dia, der schüchtern war, aber immer ein braves Maß von Beredsamkeit besessen hatte, das diesmal durch die Not und die Stichworte Sestos noch erheblich gewürzt wurde, Don Dia erhob beim letzten Satz beschwörend seine Rechte, und da funkelte im Laternenlicht des Ministranten der Manipel auf, und deutlich gewahrte man das adelige Wappen und den harten, in der fremden Sprache der Inglesi geschriebenen Namen des bestohlenen Eigentümers.

Sogleich erholte sich der Hauptmann von aller Scheu, trat fest herzu und sprach: „Mann, woher hast du denn dieses teure Kleid? und woher das seltene Kreuz? wächst so was hier oben? Heraus mit den feinen Meistern! Wo sind euere Stickerinnen, die silberne Madonnenschleier machen, wie den von Surigno? Laßt einmal sehen, wie man solche Kunst wirkt! Ihr verbergt noch viel Ähnliches da innen. Platz da! im Namen Seiner Heiligkeit, Platz!"

Wieder hoben die Soldaten ihre Terzerolen und blitzten die Picken.

Der ratlose Pfarrer sprengte aufs neue das Weihwasser über die feindliche Armee. Er wußte nichts Besseres und Stärkeres zu tun.

„Laß' das, Pfaff, du willst wohl nur das Pulver verderben. Zieh deine gestohlenen Kleider aus, bei dir wollen wir anfangen, he, Mannschaft!" Damit riß er dem ehrwürdigen Priester den Manipel vom Arm, andere zerrten am Rauchmantel, einer griff nach dem Kreuz. Da reckte sich Sesto Peretti blitzschnell in seiner alles überragenden Größe auf und schlug den vollen Weihwasserkessel dem Hauptmann über den Kopf, daß die Hirnschale krachte und die heilige Flut an ihm wie Regen vom Dache troff. Zugleich schrie Peretti, aber nicht mehr mit dem Psalterton des Sigrist, sondern im Gewaltskommando eines Bandenhäuptlings: „Männer, Büchsen vor!" — Und Fahnen und Kreuze und Rosenkränze fielen, und im Nu blinkte aus jedem Kittel eine Pistole oder ein Dolch hervor.

„Jetzt seid so höflich und stellt euch vor!" rief Peretti. „Wer seid ihr, Feind oder gut Freund?"

Der Hauptmann schüttete das gesegnete Wasser aus den Hutkrempen und sammelte sich ein kurzes Weilchen. Dann wandte er sich in seine Reihe zurück und sagte kurz und höflich: „Verlies das Dekret, Tommaseo!"

Ein stangenlanger, waffenloser Mann trat aus dem Haufen. Er zog eine Rolle aus dem Ledersack und hielt sie ans Laternlein des Ministranten, um besser zu lesen. Da blies Peretti die drei Wachskerzen im

Drahtgitter mit einem Atem aus. Zugleich gab der vielgewandte Mann dem Pfarrer einen bedeutsamen Wink zur Kirche hinein.

„Nicht hier, nicht hier! kommt in die Kirche", bat Don Dia. „Dort brennen sechs Altarstöcke. Dort verleset! Gott, was Gottes, und dem Cäsar, was des Cäsars ist!"

Man ging also ins Kirchlein zurück und im Schein des Altars, unter dem Blick der schleierlosen Madonna, begann Tommaseo zu lesen:

„Sixtus der Fünfte, Knecht der Knechte, Statthalter der römischen Kirche und Verwalter des Patrimoniums Petri . . . . ."

Bei diesen volltönenden Namen beugten sich die Dörfler und die Kriegsleute tief. Aber am tiefsten Don Dia. Durchs ganze Kirchenschiff rauschte die starre, gewaltige Seide seines Mantels bei der Reverenz.

„Kund und zu wissen, daß im Gebiet zu Spoleto und Nursia unser Diener Markgraf Antonin Saavedro Gebot und Macht hat, für die Sicherheit der Provinz, vorab für strenge Säuberung der Straßen zu sorgen und dem gottlosen Treiben der Wegelagerer, Abenteurer, Räuber und Totschläger mit unserer ganzen richterlichen Schärfe zu begegnen. Auf Diebstahl über einen Dukaten ist der Strang gesetzt, auf jeden Raub desgleichen, auf Schädigung von Gut und Habe, Mißhandlung und Mord desgleichen. Wird der Maleficant auf frischer Tat ertappt, oder in sonstiger Dringlichkeit des Gerichts, mag ohne Prozeß exekutiert werden. Wer einem Banditen Unterschlupf gewährt oder sich ihm sonst hold erzeigt, sei an den gleichen Galgen geknüpft. Doch sorge der Richter, daß jeglicher Delinquent in Reue und Buße scheide, damit dem Tode des Leibes nicht auch der Tod der Seele folge."

Grabesstille herrschte. Nur der Rauchmantel schauderte ein weniges zusammen.

Der Hauptmann winkte mit der früheren Höflichkeit und nun entrollte Tommaseo einen zweiten Pergamentbogen:

„Auf mehrfaches, inständiges Klagen der Edelleute dal Pres und dal Ferri, des erlauchten Prinzen Giovanni Massari di Mugnone, des Bischofs Guereldo und der Kaufleute von Ancona, Spello, Nursia, Foligno, Spoleto und Aquila verfügen wir Markgraf von Spoleto und Bevollmächtigter des Heiligen Stuhles:

„*primo*, das Verhör der Alpleute von Paritondo,

„*secundo*, Festnahme und *stante pede* Exekution der Überwiesenen,

„*tertio*, Auslieferung und Expedierung eines jeden, so des Raubes oder Vagantentums anrüchig ist, ans Gericht von Spoleto.

„Im glorreichen fünften Jahr des Pontificats und in unterschriftlicher und besiegelter Bestätigung Seiner Heiligkeit, des Papstes Sixtus des Fünften."

Wieder bogen sich alle Häupter, einige Frauen mit dem Pfarrer knieten sogar nieder, und viele Männer, diese großen Kinder des Gebirgs, klopften wie beim Segen mit dem Allerheiligsten an ihre Brust. Nur der Meßmer zeigte nichts von all diesem ehrerbietigen Respekt und Schrecken. Vielmehr reckte er den Hals mit dem felsigen Kopf im Verlesen der Proklamation immer sicherer in die Höhe, und während die Seufzer des Volkes im Dunkel verschwammen, leuchtete sein fuchsgrauer Scheitel in den sechs Kerzenlichtern wie ein Berggipfel, den die Nacht am spätesten erreicht. Und über ihm leuchtete jemand noch unbesieglicher und lächelte sogar unter dem rabenschwarzen Gelock hervor mit roten Wangen und kindsblauen Augen: die schleierlose Madonna auf dem Altar.

„Und wie hat dieser unterschriebene Papst geheißen, bevor er auf den Thron kam?" fragte nun Sesto mit rollender Stimme. Alles war wieder still, denn die Frage hatte den Ton eines Mächtigen, der nicht vor Gericht steht, sondern selbst zu Gericht sitzt.

„Felice Peretti!" riefen mehrere.

„War er nicht ein Winzerbub in den Marken, der Sohn des Gianbattista Peretti?"

„Ja, Felice Peretti aus Grottamare!"

„Eben, so liegt der Vater dieses Papstes da draußen vor der Kirchtüre, und ich, schaut mich an, ich bin sein Kind so gut wie Sixtus der Fünfte."

Der Tod kann nicht starrer sein als die Stille, die nun ward.

„Sagt Ihr es, Hochwürden, habt nicht Ihr eigenhändig meinen Vater da draußen eingesegnet und ihm die erste Schaufel Erde auf den Sarg geschüttet? Und habt Ihr nicht meinen Brief an den Kardinal Felice Peretti mit einem lateinischen Satz und Euerem Namen unterschrieben und nach Rom geschickt, als mein Stiefbruder von dort wissen wollte, wo seine arme Familie lebe und wie er ihr aufhelfen könne? Perbacco, damals lachte ich, aber jetzt schrei' ich ihn an: hilf Bruder, jetzt brauchen wir dich!"

Er blickte auf Poz'do, aber der Bub nickte nicht ja! Das kannte er nicht, Hilfe. Das hatte er noch nie gebraucht.

Die Soldaten sperrten vor endloser Überraschung ihre bärtigen Mäuler weit auf. Doch der kleine Priestergreis im verzogenen Mantel und schiefen Birret nickte gewaltig für sieben Poz'dos mit dem dürren Köpflein, und so naß waren seine stummen Blicke und so bleich wurde Sesto selber beim Reden, daß jeder sozusagen die Wahrheit seiner Aussage mit Händen griff.

„Ihr wäret . . . . ." brachte der Kapitano endlich über die schwere

Junge und wich respektvoll einen Schritt zurück, „. . . . . der Bruder unseres heiligen Vaters zu Rom!"

„Wartet," befahl Sesto bündig und verschwand in der Sakristei.

Ein halblautes Gerede pflanzte sich von Kopf zu Kopf durch den bewaffneten Kirchengang hinunter. Was tun wir jetzt? . . . . . Ob er's beweisen kann? . . . . . Klingt nicht alles wie ein Märchen? . . . . . Aber Dieb ist Dieb und Mörder bleibt Mörder! Der Papst hat geschworen, daß er seinen eigenen Vater nicht schonen würde. Pst, Pst! da kommt der Riese zurück! . . . . .

Der Sakristan brachte das alte Kirchenbuch, woran zwei Silberschlößchen gar lustig in die so unlustige Stunde klingelten. Er öffnete ein mittleres Blatt nach allen Gesichtern hin. Es war mit guter, dickgezogener Tinte durchschnörkelt. Zuletzt hielt er es dem Pfarrer gebieterisch vor. Und mit zitteriger Stimme begann der Alte sein Skriptum zu lesen: *„Anno 1576 obiit in hacce villa Paritondense Joannes Baptista Peretti, nonnagenarius, ex Ancona, quem sepului die septimo Octobris 1576. Natus 1486, pater Sixti, vulgo Sesti, sacellani nostri, ex posteriore, Emminentissimi D. D. Princ. Cardinalis, Felicis Peretti, ex primo matrimonio. Cui Deo indulgeat! R. I. P."* (Im Jahre 1576 verschied in diesem Ortchen Paritondo Johannes Baptista Peretti, neunzig Jahre alt, aus Ancona, den ich am 7. Oktober 1576 begrub. Er war 1486 geboren, Vater des Sixtus, in der Landessprache des Sesto, unseres Küsters, aus der zweiten . . . . . Seiner Eminenz des erlauchten Cardinal Felix Peretti, aus der ersten Ehe. Gott sei ihm gnädig! R. I. P.)

„Vater Ihrer Eminenz," wiederholte der Vorleser in der Landessprache, „des hochwürdigsten Kardinals und Kirchenfürsten Felix Peretti!"

So stand es, so hieß es, so war es. Dem Hauptmann schwindelte. Die Mannschaft war nahe daran, vor dem Küster, über dem der Purpur des Bruders, nein, nunmehr der Schnee des Papstgewandes leuchtete, sich bis auf den Gurt zu verneigen.

Stolz überschaute Sesto das volle, zu Tod verblüffte Kirchlein. Dann ergriff er seinen schlanken, rothaarigen Sohn am Arm und kommandierte ruhig:

„Ihr habt es gehört. Nun führt uns zwei nach Rom. Auf mich und mein Kind nehme ich alles. Der Bruder selbst soll uns richten. Die andern," beschloß er mit milderem Kameradenton, „die lasset bis dahin nur im Frieden. Ich bürge für sie. So ists am gescheitesten."

„So ists am gescheitesten," murmelte auch der Hauptmann mit erleichtertem Herzen. Noch in der gleichen, lauen Sommernacht schritten die Soldaten mit Sesto Peretti und seinem Sohn Poz'do gegen Surigno

hinunter. Die Sterne blinkten ob den schwarzen Bergmassen, die kleinen Gewässer plauderten in den Abgründen, ein Wolf bellte über Pratalpe und hinter dem weißen, kalten Stirnlein des Papstneffen schimmerte es von köstlichen Bildern. Marmortürme, Domkuppeln, hohe Flußbrücken, worunter unsäglich breite Fluten glitzern, dann Kanonen und grelle Garden, Glockengeläute bis in die Wolken, Straßengefechte, die dreifache Krone des Onkels! Und zwischen diesen Wundern flog das kühne Knabenherz wie ein junger Bergfalke nach Abenteuern aus.

In Paritondo tröstete Don da Dia indessen den Pietro Solio aus, der in der Morgenfrühe, auf der Hausstiege sitzend, seine alte Alplerseele zu den Häuptern der sibillinischen Berge emporschickte. Frau Peretti, zugleich um Bub und Mann trauernd, wachte an der Leiche mit den Mienen einer Witwe. Aber jedermann wußte, daß nicht dieser Tote, sondern zwei Lebende sie zur Witwe gemacht hatten.

Aber im verlassenen Kirchlein lächelte, nachdem alle sechs Kerzen heruntergebrannt waren, noch hell und unverzagt, wie eine, die sich Lichts genug ist, die schleierlose Madonna.

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstmörderin.

Von Felix Moeschlin in Leksand (Schweden).

Sie wollte sterben, so schlecht gefiel es ihr auf der Welt.

Sie war nämlich bloß Dienstmädchen, und ihr Bäcker war ihr vor drei Tagen untreu geworden.

Darum wollte sie sterben!

Aber wie?

Schließlich entschied sie sich für einen Sprung ins Wasser. Denn sie hatte irgendwo gelesen, daß dies ganz schmerzlos, ja sogar genußreich sei. Und Wasser fand sich übergenug in der Nähe.

Also! Mut gefaßt, übers Brückengeländer geklettert, in den Fluß gesprungen, und aus ist's! Herz, was willst du mehr!

Aber wie sie so an den Tod dachte, da fielen ihr die hundertachtundachtzig Franken wieder ein, die sie auf der Ersparniskasse hatte.

Sollte dies viele Geld einer entfernten Verwandten zufallen?

Nein, dazu war es ihr zu gut.

Aber was mit dem Gelde anfangen?

Dem Heim für verwahrloste Mädchen schenken? Dem Marthastift? Oder dem Verein zur Unterstützung und Belohnung alter Dienerinnen?

Aber was hatte sie selber dann von diesem Gelde, das sie mit soviel Müh und Fleiß zusammengespart hatte?

Nein, da war es doch vernünftiger, sich mit dem Gelde zu allerletzt noch eine kleine Freude zu machen. Warum soll man es nicht auch einmal gut haben? Denn in den Himmel kam sie ja doch nicht, wenn sie ins Wasser sprang.

Sie hatte sich ihrer Lebtag nach einem hübschen Kleide gesehnt. Gut denn, nun war die rechte Gelegenheit gekommen.

Und sie kaufte sich ein hübsches Kleid. Und einen passenden Hut und passende Strümpfe und Schuhe. Und auch Unterkleider, soweit das Geld reichte. (Damit sie sich nicht zu schämen brauchte, wenn sie irgendwo am Flußufer gefunden wurde.)

Sie hörte erst dann mit dem Kaufen auf, als von den hundertachtundachtzig Franken auch nicht ein Rappen übrig war.

Nun wollte sie sich an dem allem recht herzlich freuen und dann sterben.

Aber als sie in den Spiegel schaute, wurde sie unschlüssig.

Sie hatte nicht gewußt, daß sie so hübsch sei.

War's nicht sündenschade, daß ein solches Mädchen sterben sollte?

Doch, das war's! Und es war auch sündenschade um das teure Kleid. Ja, hauptsächlich um das teure, neue Kleid.

Eigentlich ... wenn sie es sich so recht überlegte ... so starb man ja später einmal ganz von selbst.

Ja ... also ... hm ... nun ... ach ... aber ... wenn ... doch ... nein ... schließlich ... jedenfalls ...

Jedenfalls wollte sie in ihrem hübschen, neuen Kleide erst noch ein bißchen auf der Straße herumspazieren, eh sie ins Wasser sprang.

Sie führte den Entschluß aus und ging auf die Straße.

Und da ...

Alle Herren schauten ihr nach, die ledigen so gut wie die verheirateten.

Und da ...

Ja, wie ging's denn nur auch weiter?

Ich weiß nicht mehr recht, was dann geschah.

Doch, nun fällt's mir wieder ein.

Also: Sie ging auf die Straße.

Alle Herren schauten ihr nach.

Und da ...

Da traf sie ihren Bäcker.

Und der war so entzückt von ihr, daß er sich flugs aufs neue in sie verliebte und vier Wochen danach mit ihr zum Standesamte ging.

Da ließ sie das Sterben vorläufig bleiben!

Der Priester der Zukunft.

Von Christoph Schrempf in Eßlingen.

August Horneffer hat das letzte Kapitel seines Werks „Der Priester" dem Priester der Zukunft gewidmet [1]). Ich habe sein Werk nicht lesen können, habe mir nur dieses Kapitel und ausgewählte Stücke aus der vorausgehenden Anaiyse des Priesters der Vergangenheit vorlesen lassen können. Ich habe also kein Recht, mich über das Buch zu äußern. Aber da mir das Priesterproblem zu einem Problem meines Lebens wurde; da ich es in der verschiedensten Weise und von den verschiedensten Seiten aus durchdenken mußte, als einer, der Priester für andere sein sollte, und als einer, der einen Priester für sich suchte, — so darf ich wohl die Gedanken, die Horneffer in mir angeregt hat, auch aussprechen. Sie treten in scharfen Gegensatz zu ihm. Da ich aber sein Werk, wie gesagt, nicht selbst lesen und also wirklich durcharbeiten konnte, so kann ich auch nur meine Meinung gegen seine Meinung stellen, ohne mir anmaßen zu dürfen, ihn widerlegt zu haben — wenn auf diesen Gebieten überhaupt etwas zu widerlegen wäre. Dagegen wird sich, hoffe ich, dabei ein prinzipieller, typischer Gegensatz in der Auffassung der Religion deutlich herausstellen.

Horneffer ist der Überzeugung, daß auch die Religion der Zukunft den Priester nicht werde entbehren können. Ja, er geht noch weiter: sogar die Profession des Priesters soll in der Religion der Zukunft erhalten bleiben. Es werde nicht genügen, daß immer wieder berufene, geborene Priester auftreten; die Priester sollen auch fernerhin einen Stand bilden, das Priestertum soll auch fernerhin ein Beruf bleiben, den auch der ergreifen kann, der zum Priester nicht berufen, nicht geboren ist.

Ich setze sofort meine Meinung entgegen.

Die Religion der Zukunft wollen wir abwarten. Was ich aber, durch die Vergangenheit belehrt, für die Zukunft zum voraus unbedingt ablehne, das ist die Profession des Priesters. Nicht den Priester, aber die Profession des Priesters. Ich wünsche mir nicht selten für mich einen Priester; und je und je wünschte ich auch anderen Priester sein zu können. Aber die Profession der Priester möchte ich nie wieder ergreifen; und der Priester, den ich mir wünsche, ist nicht der professionelle, sondern der berufene, der geborene, der wirkliche Priester. Dieser kann sich auch in dem Stand der Priester

[1]) A. Horneffer, Der Priester (E. Diederichs, Jena, 1912; 2 Bände). Da ich im Text nur den Gegensatz hervorheben konnte, trage ich in der Anmerkung nach, daß das Werk viel interessantes Material aus der Religionsgeschichte, feine psychologische Beobachtung und scharfsinnige Reflexion enthält, auch in einem guten Ton geschrieben ist.

finden: zufällig, wie in jedem anderen Stand. Nur ist der wirkliche Priester unter den Priestern von Profession vielleicht seltener als unter Menschen von anderer Profession. Denn der professionelle Betrieb des Priestertums ist ein Hindernis wirklichen Priestertums; darum haßt der wirkliche Priester seine Profession, wenn er zufällig Priester von Profession geworden ist. Auch haben die bloß professionellen Priester den wirklichen Priester immer gehaßt.

Also: Priester wird es hoffentlich immer geben; und leider wird es auch immer eine Profession der Priester geben. Als Aufgabe kann ich es nur begreifen, daß man dem professionellen Priestertum entgegenarbeite, um der Wirksamkeit des wirklichen Priesters das schwerste Hindernis aus dem Weg zu räumen. Wenn ich von einer idealen Zukunft träume, an die ich nicht glaube, so ist darin die Profession des Priesters verschwunden und vergessen.

Daß Horneffer für die Religion der Zukunft auch das professionelle Priestertum braucht, hat seinen letzten Grund in seiner Auffassung der Religion. Und daß ich das professionelle Priestertum nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart und die Vergangenheit ablehne, hat seinen letzten Grund in meiner Auffassung der Religion.

Für Horneffer ist die Religion ein Kulturfaktor, und er hat gegen die Religion die Liebenswürdigkeit, in ihr einen dauernden Faktor der Kultur zu sehen, obgleich sie der Kultur in seinem Sinne auch hinderlich geworden ist. Die Religionen der Vergangenheit, Buddhismus und Christentum eingeschlossen, sind für Horneffer Wahnsysteme, die eine gewisse Kultur getragen haben. Der Priester hat die Suggestion des Wahns vermittelt, auf dem die Kultur ruhte; und da eine Volkskultur nur darauf ruhen konnte, daß die ganze Organisation von dem die Kultur tragenden Wahn durchtränkt war, erforderte die Kultur einen dem Organismus des Volkes einorganisierten Stand, der den Wahn immer wieder belebte: so wurde der Priester, der Priesterstand zu einem wichtigen Kulturfaktor. Die Religionen der Vergangenheit lehnt Horneffer nicht sowohl aus dem Grunde ab, daß er das Wahnhafte in ihnen durchschaut: das ist für ihn gänzlich Nebensache. Entscheidend ist für ihn vielmehr, daß die Kulturkraft ihres Wahns abgenutzt ist, oder daß sie den Sinn für eine Kultur, wie er sie wünscht, schädigen. Die Religion der Zukunft wird Horneffer natürlich nicht als ein neues Wahnsystem bezeichnen. Aber ihr Wert beruht für ihn wieder nicht in ihrer Wahrheit, sondern in ihrer Fähigkeit eine Kultur zu tragen. Deshalb muß sie offenbar wieder Volksreligion sein; und so kann sie wieder nicht auf eigener, freier, klarer Überzeugung des Individuums beruhen, sondern muß wieder durch eine Macht der Suggestion erhalten werden. Darum genügt ihr auch nicht der einzelne, geborene, berufene, wirkliche Priester; darum ist wieder ein ganzer Priesterstand erforderlich, der dem Volksganzen eingegliedert ist und das

Leben des Volkes durch die notwendigen Suggestionen verinnerlicht, erwärmt, vertieft. Für die Massensuggestion ist es ja ersprießlich, daß der Priester als Standesperson auftritt, was seiner Wirkung auf den denkenden, kritischen Einzelnen eher hinderlich ist.

Horneffer versteht und wertet die Religion kulturgeschichtlich. Das steht ihm natürlich frei; wie es jedem frei steht, jede Sache von der Seite zu nehmen, die ihm am besten paßt. Aber in der kulturgeschichtlichen Auffassung der Religion wird diese nicht nach ihrem eigenen Sinn verstanden und gewertet. Ich möchte die Religion nach ihrem eigenen Sinne nehmen.

Der religiöse Mensch hat in seiner Religion nie eine Bedingung der Kultur gesehen; vielmehr glaubte er in ihr das richtige Verständnis der Wirklichkeit zu besitzen und die richtige Stellung zur Wirklichkeit einzunehmen. Er hat seine Religion nur kraft der Überzeugung von ihrer Wahrheit; wenn er die Wahrheit, die er darin zu haben glaubte, als Wahn erkennt, so gibt er seine Religion selbstverständlich auf. Welchen Sinn hätte es, seine Stellung zur Wirklichkeit nach einem bewußt falschen Verständnis der Wirklichkeit einzurichten?

So glaubte einst der Mensch in seinem äußeren Dasein von unsichtbaren Mächten, Geistern oder Göttern oder einem Gott abhängig zu sein. Er setzte sich also zur Erhaltung und Erhöhung seines äußeren Daseins mit den von ihm geglaubten höheren Mächten auf eine Weise, die ihm passend dünkte, in Beziehung. Das war seine Religion. Aber diese Religion halten wir für einen Wahn, und damit ist sie für uns abgetan. „Da hilft kein Beten, da gehört Mist her." Das ist eine Erkenntnis, der sich auch der frömmste Bauer von heutzutage nicht mehr verschließt. Was sich in der jetzigen Religionsübung noch von jener Religion erhalten hat, ist Romantik ohne Ernst oder törichter Aberglaube. Im Ernst erwartet der moderne Mensch für sein äußeres Dasein alles von seiner Arbeit, nichts von seinem Gebet, das heißt von dem besonderen Eingreifen eines Gottes, das er durch sein Gebet veranlassen könnte. Für den Kriegsfall erwartet auch der christlichste Staat alles von einem großen Heer, vielen Kanonen, Dreadnoughts, Torpedos, Luftschiffen, nichts von dem Gebet in den Kirchen.

Eine ganz andere Art von Religion entsteht dann, wenn der Mensch seine persönliche Befriedigung nicht mehr von der Gestaltung seines äußeren Lebens erhoffen kann. Gibt ihm das äußere Leben überhaupt kein wirkliches Leben mehr, so muß er nach einem anderen Leben suchen, das erst wahres Leben ist. Man kann schon das Verlangen nach dem ewigen Leben Religion heißen, man kann die Religion auch darauf beschränken, daß man in der Verbindung mit einer übersinnlichen Realität, mit „Gott", wahres Leben gefunden zu haben glaubt. Ob nun aber dieses wahre Leben, das

den noch beleben kann, der in dem sinnlichen Leben kein Genüge mehr findet, nicht ein bloßer Wahn sei: das ist noch eine offene Frage, die wohl auch in alle Zeit offen bleiben wird. Diese zweite Art von Religion wird also heutzutage, wie zu allen Zeiten, von den einen als bloße Einbildung erachtet, von den anderen als das höchste Leben, das sie erreichen konnten, über alles geschätzt; wieder andere können eine sichere Stellung zu ihr nicht gewinnen.

Die erste Art der Religion hat ein gewisses Verhältnis zur Kultur, sofern ja die Gestaltung des äußeren Lebens von den Göttern abhängig sein soll. Trotzdem ist Kultur nur ihr Nebenprodukt; Hauptsache ist für den religiösen Menschen dieser ersten Art immer nur, daß er zu seinen Göttern das richtige Verhältnis findet. So liegt ihm zum Beispiel nichts an der Schönheit des Götterbilds, alles daran, ob er Erhörung findet, wenn er an dieses oder jenes Götterbild sein Gebet richtet; es liegt ihm auch nichts an dem poetischen Wert seines Gebets, alles an der Wirksamkeit. Das ist der Ernst in seiner Religion.

Die Religion zweiter Art setzt voraus, daß man in der Kultur kein Genüge mehr findet. Wem Wissenschaft als Wissen vom Endlichen und Kunst als Darstellung des Endlichen noch genügt, der braucht diese Religion nicht. Sie hat überhaupt kein Verhältnis zur Kultur. Denn die Kultur gehört der Zeit an; ihr aber fällt der Schwerpunkt des Lebens in das Verhältnis zum Ewigen, zum Unzeitlichen, Überzeitlichen. Als Nebenprodukt hat sie doch auch eine Kultur hervorgebracht, aber gerade für den religiösen Menschen ist dieses Nebenprodukt so gut wie gleichgültig. Wer im Besitz oder in der Hoffnung ewigen Lebens sein wirkliches Leben hat, der braucht alle Madonnen und Kreuzigungen nicht, braucht auch keinen stilvollen Dom, keine religiöse Musik und nichts dergleichen. Er kann sich solcher Schönheiten freuen; aber gegen das Wahre, das er in seiner Religion hat, ist das alles doch nur belanglose Nebensache.

Wie die Kultur als Nebenprodukt der Religion entsteht, wäre einer besonderen Untersuchung wert. Von Bedeutung ist für uns hier nur, daß der religiöse Mensch seine Religion nicht nach ihrem Kulturwert schätzt, sondern nach ihrer Wahrheit. Deshalb ist auch die gesamte Religion der ersten Art für uns als Religion abgetan und hat nur noch psychologisches Interesse. Ernsthaft zu beschäftigen haben wir uns in religiösem Interesse eigentlich nur noch mit Buddhismus und Christentum, den beiden bedeutendsten geschichtlichen Ausprägungen der Religion zweiter Art. Das religiöse Interesse an diesen Religionen richtet sich aber nur auf ihren Wahrheitsgehalt; ihr Kulturwert ist für ihre religiöse Würdigung ganz und gar irrelevant. Ist der christliche Glaube an „Gott" und das „ewige Leben" Wahn, so ist das Christentum als Religion abgetan und die christliche Kultur wird es nicht am Leben erhalten, sondern mit ihm abdorren.

Um zu dem Priester zurückzukehren: in der Religion erster Art vermittelte der Priester das ersprießliche Verhältnis zu den Göttern. Das hat so lange Sinn, als der Priester und der, für den er bei den Göttern eintritt, an diese Götter und den Wert seines Eintretens glaubt. Nachdem wir uns überzeugt haben, daß dieser Glaube Wahn ist, ist der Priester dieser Religion für uns ein betrogener Betrüger. Glaubt er selbst nicht, so ist er ein einfacher Betrüger, dessen Betrug durch keine Kulturmission gerechtfertigt wird. Der Priester der Zukunft kann nur noch Priester der Religion zweiter Art sein. Denn die Religion erster Art ist tot, auch wenn sie noch fortvegetiert; und eine dritte Art von Religion gibt es nicht.

Die Priester der Vergangenheit waren nach Horneffer zumeist abnorme Menschen; auch die Priesterschaft der Zukunft wird sich vorwiegend aus der Zahl der Abnormen rekrutieren. Während aber der Priester der Vergangenheit sein abnormes Dasein gerne als das höchste Leben darstellte und so die Normalen zur Abnormität verführte, wird der Priester der Zukunft die Selbstverleugnung besitzen, den anderen gerade den Sinn für den Wert der Norm zu öffnen. Das kann er deswegen, weil er durch das eigene abnorme Dasein den Segen der Norm tiefer verstehen gelernt hat.

Mir will das nicht einleuchten. Was Horneffer unter der „Norm" versteht, kann ich ganz übergehen: sei diese Norm wirklich die Norm, so darf der Priester doch nicht die Stellung zu ihr einnehmen, die Horneffer ihm zuweist. Ich möchte ein solcher Priester nicht sein; ich würde mich eines solchen Priesters auch nicht bedienen. Oder doch nur mit der allergrößten Vorsicht; so daß der Schwerpunkt nicht in das fiele, was er für mich tut, sondern in das, was ich aus ihm mache. Denn der selbst Abnorme hat notwendig eine schiefe, phantastische Vorstellung von dem Normalen, das er ja nicht erleben, nur dichten kann. Um nur eins zu nennen: ich würde mich nicht von einem Zölibatär über Wesen und Wert der Ehe belehren lassen. Junggesellen, wie Schopenhauer und Nietzsche, fühlen sich freilich ganz besonders dazu berufen, über die Frauen zu reden. Nun, es ist auch darnach, was sie sagen.

Wie verhält es sich nun mit der Abnormität des Priesters? Denn mit dieser hat es wirklich seine Richtigkeit. Ich entnehme die Antwort auf diese Frage nicht dem Museum, oder der Rumpelkammer, oder der Kloake der Religionsgeschichte, sondern gehe von dem aus, daß ich mir selbst schon einen Priester wünschte und selbst andern schon gerne ein Priester geworden wäre, wenn ich es nur vermöchte.

Wer leicht dahinlebt, braucht keinen Priester. Sein leichtes Leben hat für ihn einen unmittelbar ansprechenden Sinn, so daß er nicht darüber nachzudenken braucht, und noch weniger eines andern bedarf, der es ihm deutete.

Nur wer schwer lebt, bedarf des Priesters: wer so schwer lebt, daß er nicht mehr leben kann, ohne seinem schweren Leben einen Sinn abzugewinnen; daß er diesen Sinn nicht selbst finden kann, sondern eines andern bedarf, der ihn ihm deute. Der bedarf des Priesters wirklich, und kein anderer.

Wer aber ist der Priester, der ihm helfen kann? Gewiß nicht der Leichtlebende, der noch gar nicht das Bedürfnis gefühlt hat, sich sein Leben zu erklären, da es ihn bis dahin immer unmittelbar angesprochen hat. Nur der Schwerlebende kann dem Schwerlebenden das Leben deuten. Ja, wer dem Schwerlebenden helfen will, der muß noch schwerer gelebt haben als der bei ihm Hilfe sucht. Daß er sich mit einem eigenen, noch schwereren Leben zurecht gefunden hat, das gibt ihm allein die Fähigkeit, dem Schwerlebenden sein Leben zu deuten, das gibt seiner Deutung auch allein die Autorität, die ihr Eingang in das Gemüt des Schwerlebenden verschafft. Wann hätte je einer, der das Leid überhaupt nicht kennen lernte, den Leidenden zu trösten, aufzurichten vermocht?

Wenn der, der aus äußeren und inneren Gründen schwer lebt, außerhalb der Norm des Menschenlebens steht, so muß der Priester allerdings ein abnormer Mensch mit einem abnormen Schicksal sein.

Wie kann er dann aber dem Schwerlebenden helfen? Nur indem er ihm das Verständnis des Lebens mitteilt, das er durch sein eigenes schweres Leben gewonnen hat. Das wird aber immer darauf hinauslaufen, daß er in der Schwere, also Abnormität des eigenen Lebens die Kraft entdeckt hat, die ihn zu einem höheren, dem wahren Leben emportrieb: so ist ihm das Schwere im Leben der Schlüssel zum Verständnis des Lebens überhaupt geworden. Dann kann er aber dem schwerlebenden, unter abnormen Lebensverhältnissen leidenden Menschen nicht das leichte, normale Leben als das wahre Leben anpreisen. Das wäre ja nur ein Hohn auf den, der Hilfe von ihm begehrt; damit müßte ja der Priester auch seine eigene Überzeugung verleugnen. Außerdem würde er schon durch den Ton seiner Rede verraten, daß er entweder von Sachen spricht, die er nicht versteht (denn der Schwerlebende versteht sich gerade auf das leichte Leben nicht), oder das leichte, normale Leben eigentlich nur ironisch oder humoristisch rühmt.

Deshalb kann der Priester die Menschen nicht für die Norm gewinnen, von der er selbst ausgeschlossen ist; deshalb wollen auch die normalen Menschen selbstverständlich nichts von ihm wissen. Damit haben diese natürlich recht; und der wirkliche Priester wird das zu würdigen wissen. Was sollen sie mit einer Deutung des Lebens anfangen, die sie gar nicht brauchen? mit der Lösung von Rätseln, die sie zum Glück noch gar nicht kennen gelernt haben? Der wirkliche Priester aber, der sich selbst versteht, wird nicht auf den törichten Einfall kommen, andern das Leben schwer zu machen,

damit er seine Deutung des Lebens bei ihnen anbringen könne. Damit würde er ja nur für den Schein arbeiten. Das Leben wirklich schwer zu machen, so, daß man einer Deutung und also des Priesters bedarf, ist Sache des Schicksals; dem Priester fällt nur die Aufgabe zu, dem, der ein Schicksal bekommen hat, zum Verständnis seines Schicksals zu helfen.

Ist der Priester der Schwerstlebende, der den Schwerlebenden zum Verständnis ihres Lebens verhelfen will, so wird er freilich weder Interesse, noch Zeit, noch Kraft nötig haben für seine angebliche Kulturmission. Vielmehr wird er notgedrungen den, der bei ihm Hilfe sucht, weil das Leben für ihn seinen ersten, unmittelbaren Sinn verloren hat, auf den zweiten Sinn des Lebens hinweisen, in dem er selbst das Verständnis des eigenen Lebens gefunden hat. Das heißt: er wird vom „ewigen Leben" reden, aber nicht von der „Kultur". Denen, die seiner bedürfen, ist mit „Kultur" nicht geholfen; so werden sie auch in der Arbeit für die „Kultur" nicht mehr den erlösenden Sinn des Lebens finden.

Welcher Art die Tätigkeit des Priesters der Zukunft sein sollte, müßte natürlich erst durch die Religion der Zukunft bestimmt werden. Ich kann mir, trotz der Ausführungen Horneffers im letzten Kapitel seines Werks, davon keine deutliche Vorstellung machen. Doch will ich an ein paar einzelne Äußerungen Horneffers noch ein paar Gedanken anknüpfen, die vielleicht gesagt zu werden verdienen.

„Wenn doch unsere Seelsorger die Reinheit und Schönheit Jesu wiedergewinnen und sie mit dem robusten Lebensmut der Griechen verbinden möchten" (II 295). „Schönheit" scheint mir kein charakteristisches Prädikat Jesu zu sein, so wenig wie „Der liebe Heiland". Und an den „robusten Lebensmut" der Griechen kann ich nicht recht glauben. Aber lassen wir Jesus und die Griechen weg, so sollten die Seelsorger der Zukunft Reinheit verbinden mit robustem Lebensmut. Ich wüßte nicht, wie sie das angreifen sollten. Der robuste Lebensmut hat noch immer gefunden, daß man so kinderrein nicht bleiben könne; und wer auf Reinheit des Lebens hält, der darf nicht mit robustem Mut drauf los leben. Freilich, Mut kann er trotzdem haben, und vielleicht sogar einen höheren als der Mann mit dem robusten Lebensmut. Die größten Heldentaten sind meines Erachtens von dem empfindlichen Gewissen ausgeführt worden. Es fragt sich freilich, was man eben unter Heldentat versteht. Um doch noch einmal auf Jesus und die Griechen zurückzukommen: ich schätze den Mut Jesu höher ein als den Mut der Miltiades, Leonidas, Themistokles und aller anderen griechischen Helden. Man muß freilich den „lieben Heiland" etwas besser vergessen als Horneffer ihn vergessen hat, um das zu sehen.

Horneffer fährt am genannten Orte fort: „Oder hätten wir zwischen beiden

zu wählen und wäre Jesu seelsorgerisches Genie an die christliche Weltverneinung gebunden, während die Weltbejahung notwendig zur Feindschaft gegen die Seelsorge und zur Verwahrlosung des Priesterberufes führte?" — Wenn doch das langweilige, trügerische Gerede von Weltverneinung und Weltbejahung endlich einmal wieder verstummen würde! Es hat noch niemand die Welt im Ernst verneint, dem sich nicht zuerst die Welt verneint hätte; und dann braucht er sie nicht mehr zu verneinen. Dem Christen hatte sich die Welt verneint (und dadurch wurde er dann vielleicht Christ), oder hat er die Welt nicht verneint: wirkliche Weltverneinung ist unter den „Christen" so selten wie unter den „Griechen". Wer aber die Welt erst bejahen muß, dem hat sich die Welt verneint; und daß er sich trotzdem zur Bejahung der Welt zwingt, das hat nur den Sinn, daß er sich diese Tatsache nicht einzugestehen vermag. Es gibt keinen überzeugenderen Beweis von Nietzsches fortdauerndem Pessimismus als seine forcierte Bejahung des Lebens. Wenn ich in seinen Schriften von dem notwendigen täglichen Tanz und Gelächter lese, so höre ich ihn die Zähne vor Schmerz zusammenbeißen, daß sie knirschen: so bejaht er das Leben. Mir imponiert das nicht. Es wäre für Nietzsche wohl auch viel gesünder gewesen, er hätte sich redlich zugestanden, daß er ein unerträgliches Leben leben mußte. Übrigens macht auch Horneffers Lebensbejahung keinen wirklich frohen Eindruck. Verstehe ich seine Stimmung recht, so ist er ein Gegenwartspessimist, der den leeren Traum von einer schönen Zukunft träumt. Da gefällt mir ein resoluter Diesseitspessimismus, der auch diesen Traum ausgeträumt hat, schon besser.

Endlich will ich noch erwähnen, daß Horneffer dem Seelsorger der Zukunft die Mahnung gibt, sich nicht an die Unheilbaren zu verschwenden. *In praxi* wird das darauf hinauslaufen, daß er sich mit den Schwerkranken, den Schwerlebenden, überhaupt nicht einläßt. Das wird ihm dadurch erleichtert werden, daß die, die so schwer leben, daß sie eines Seelsorgers bedürfen, sich nicht an ihn wenden. Und so wird er in die angenehme Stellung des Arztes kommen, der begeisterte Reden über Gesundheit hält und von dem lästigen Besuch der Kranken verschont bleibt.

Ich wünsche den Menschen der Zukunft so viel robusten Lebensmut, daß sie sich alle Seelsorgerei ersparen, so lange sie sich einigermaßen selbst helfen können. Wie ja auch ein Mensch mit einer robusten Gesundheit nicht wegen jedes Katarrhs zum Arzt läuft. Wer dann wirklich einen Seelsorger braucht, wird dann gewiß auch einen finden, der sich nicht zum Prinzip gemacht hat, sich mit den Unheilbaren nicht zu befassen. Wenn nicht unter den Lebenden, so doch unter den Toten.

Die Wiedertäufer zu Münster.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

Zu Münster in Westfalen, in dem schönen hellen Landesmuseum, steht in einem stillen Saal ein Kreis steinerner Heiliger, von jener herben Größe und Einfalt, wie die gläubige frühe Kunst sie bildete. Sie stehen aber alle da wie aus einer schweren Schlacht gekommen: der eine reckt einen steinernen Armstumpf hoch, dem andern ist der Fuß zerschmettert oder Kopf und Schulter. Wenn diese grauen Steingesichter reden könnten, sie würden eine wilde, dunkle und unbegreiflich furchtbare Geschichte zu erzählen wissen, die sich ums Jahr 1530 und weiterhin in dieser Stadt Münster zugetragen hat.

Die steinernen Heiligen reden nicht. Es gab aber Leute, die ebenso wie sie Augenzeugen dieser düsteren Geschichte waren und über das Erlebte nicht so schweigen konnten, sondern sich hinsetzen mußten, es sich von der Seele zu schreiben. Denn sie fühlten wohl, daß sie Unerhörtes mit erlebt hatten, das über hundert und tausend Jahre noch den Nachfahren eine Warnung Gottes sein würde.

Wenn diese Leute zurücksahen, so wurde ihnen das Grauen so stark, daß sie meinten, Himmel und Erde müßten sich dazumal mit entsetzt und den großen Schrecken mit furchtbaren Vorzeichen verkündet haben. Sonne und Mond verfinsterten sich, Blut regnete aus den Wolken, Pestilenz schlich vor dem Gericht Gottes her. Kometen schreckten drei Jahre nacheinander die Menschen, der letzte und hellste war ein langes feuriges Schwert und zeigte wochenlang die Nächte herunter auf die Türme von Münster. Gespenstige Reiterheere schlugen Schlachten in der Luft, auf den leeren Stadtwällen hob sich nachts Lärm von Pauken, Trompeten und Trommeln, aus den Gräbern seufzten die Toten. Auch das Münsterland rings herum wartete längst auf furchtbare Dinge und wußte, daß sie nahe waren; denn dieses schweigsame westfälische Volk sieht Gesichte und ahnt Künftiges vor. Hütejungen und Bauern, die nächtens bei den Kühen in einsamen Weidekämpen lagen, erschraken, wenn sie über Stunden Weges die Stadt Münster in Feuer stehen sahen wie von einem großen Brand. Standen sie aber auf und liefen dem Feuerschein näher, so war er verschwunden und die Stadt lag dunkel und unversehrt.

Die schreckenden Vorgeschichten dieser Jahre aber sahen und erlebten die Menschen nur, weil ihr Gemüt im tiefsten erregt war. Das neue deutsche Evangelium Doktor Luthers war wie ein Feuer Gottes von Wittenberg aus durchs Reich gelaufen. Es zündete aber nicht nur himmlische, sondern auch irdische Hoffnungen an; denn diese zwei hat das geringe Volk, das aus Hunger und harter Arbeit immer nach Erlösung aussieht, zu keiner

Zeit auseinanderzuhalten verstanden. Und da nun ein neuer Tag Gottes ihnen gepredigt wurde, so meinten viele von ihnen in aller Einfalt, es müßte nun alles Alte abgetan werden, und Doktor Luther tat ihnen lange noch nicht genug. Schwarmköpfe standen auf, die sich selber für weit größere Propheten hielten und die armen dumpfen Seelen verwirrten. In Schwaben und Franken steckten die Bauern den Bundschuh als Feldzeichen auf, zogen als Mordbrenner von Schloß zu Schloß und forderten blutige Rechenschaft von Pfaffen und Herren. In den Schweizer Kantonen, in Straßburg, in Niederland, unter Handwerkern und geringen Leuten, taten sich kleine Gemeinden zusammen, die Kirchensatzung und Kindertaufe verwarfen, durch eine neue Taufe sich zum neuen Volke Gottes heiligen wollten und dem tausendjährigen Reich Christi glühend entgegenwarteten. Obrigkeit und Kirche spürten wohl den gefährlichen Fanatikergeist dieser Sekte und gingen ihr nach der erbarmungslosen Weise der Zeit mit Gefängnis, Schwert und Scheiterhaufen zu Leibe. Aber ihre Blutzeugen stärkten den neuen Schwärmern den Glauben an ihre göttliche Erwählung, und ihre Sendboten strichen nun insgeheim weit herum, predigten und tauften in kleinen Handwerkerstuben und weitabgelegenen Bauernhöfen, und warben neue Brüder von Friesland bis nach Frankenland.

Auch das fromme Münster, in dem von früh bis Nacht die Glocken gingen, war in dieser wunderlich erregten Zeit ein Herd für allerhand Unruhen geworden. Die Wellen der großen Geistererhebung draußen im Reich schlugen auch über seine Mauern herein und weckten auf, was Jahrhunderte unter dem Krummstab in dumpfer Untertänigkeit stillgesessen hatte. Der gemeine Mann lernte plötzlich seine Augen aufmachen und gebrauchen, und was er sah, das machte böses Blut. Jeder dritte Mensch, der ihm auf der Gasse begegnete, war ein Domherr, ein Fraterherr oder sonst ein Pfaff. Diese ganze heilige Klerisei, deren Heiligkeit fadenscheinig war, saß auf fetten Pfründen und in schwerreichen Klöstern, war von Abgaben und Kriegsdienst frei und hatte nichts als Rechte, der Bürger aber und der bedrückte kleine Mann dafür die Lasten und die Pflichten. Eine dumpfe Erbitterung rührte sich in diesen schwerfälligen westfälischen Köpfen, wuchs von Tage zu Tage und fing bald hier bald da an, sich in Taten zu äußern.

Die sie zuerst zu spüren bekamen, waren die Nönnchen von Kloster Niesinck bei St. Servatius. Denen rückten eines Abends spät drei Galgenvögel ins Haus, die sich auf die Frage der frommen Schwestern nach Namen und Begehr mit frechem Spaß Holschen Dierik, Roloff Potteken und Pipenkänneken nannten. Aber die Magd der Pröbstin von Dülmen, die just im Kloster zu Gaste war, kannte die wahren Namen der Kerle, und als diese sich verraten sahen, wagten sie ihren dreisten Anschlag auf das Kloster

nicht auszuführen. Sie wurden von den guten Jungfern noch im Gasthaus bewirtet und dann höflichst hinauskomplimentiert, worauf der Pöbelhaufen, der mit Säcken und Körben am Klostertor wartete und auf recht ergiebige Plünderung hoffte, sich verlief. Als aber anderntags der Rat die Anstifter des Auflaufs zur Verantwortung auf das Rathaus holen ließ, lief der Pöbel auf dem Marktplatz zusammen, verlangte lärmend ihre Loslassung und rückte dem Rat mit einer Reihe von Artikeln zu Leibe, die nicht nur die Zerstörung der Webstühle und Arbeitswerkzeuge bei den fleißigen Nönnchen in Niesinck und den Fraterherren forderten, durch deren Arbeit sich der kleine Mann in seinem Verdienst geschädigt glaubte, sondern sogar auf Abschaffung aller Steuer- und Kriegsdienstfreiheit für die Geistlichkeit und Einziehung ihrer Renten drangen. Der Rat fing damals schon sein unglückliches System des halben Nachgebens und Auf-zwei-Händen-Tragens an, schickte Zimmerleute hin, die den Klosterjungfern die Webstühle abbrechen mußten, nahm ihre Rentenbriefe in Verwahrung und gab sich zugleich Mühe, zwischen Domkapitel, Bischof und Bürgerschaft zu vermitteln. Ein Kompromißfriede kam zustande, der weder die aufgehetzte Bürgerschaft, noch die gekränkte Geistlichkeit befriedigte.

Daß hinter diesem Pöbelaufruhr verschlagene und gewissenlose Hetzer steckten, war Rat und Bischof kein Geheimnis. Es lebte um die Zeit Bernhard Knipperdolling in der Stadt, ein Tuchhändler in schlechten Vermögensumständen, und ein unzufriedener und ehrgeiziger Kopf. Er kam auf Handelsreisen viel herum und mit den neuen gärenden Gedanken der Zeit in Berührung. Der Bischof hatte längst ein Auge auf den dreisten und unruhigen Menschen, der einen großen Anhang in der Stadt hatte und den geistlichen Herrn selber wegen seiner Beschäftigung mit Drechslerarbeit als Spillendreher lächerlich machte. Als nun im Jahre 1527 ein neuer Ausbruch der drohenden Volksstimmung geschah und ein Pöbelhaufe unter Anführung eines gewissen Anton Kruse das sogenannte Paradies, die Vorhalle des Domes, stürmte, während der bischöfliche Offizial dort Gericht hielt, der Rat aber auf ausdrücklichen Befehl des Bischofs diesen Kruse festnehmen ließ, stellte sich Knipperdolling plötzlich an die Spitze des aufgeregten johlenden Haufens, der den Gefangenen mit Gewalt befreite und mit ihm in eine Weinschenke zog, um da seine Heldentat zu feiern. Ganz ungestraft sollte diese Verhöhnung der Obrigkeit freilich nicht hingehen, denn der Rat ließ ein paar der schlimmsten Tumultuanten aus der Stadt verweisen, und Knipperdolling selbst wurde auf einer Handelsreise durch Bedienstete des Bischofs plötzlich festgenommen und zu Vechta ins Gefängnis gesetzt. Aber seine Anhänger in Münster, die nun die Schwäche des Rats schon kannten, schlugen so heftig neuen Lärm, daß der geängstigte Rat selber sich beim

Bischof für Losgabe seines Gefangenen verwandte, die der fromme Herr mit dem Ausdruck mißbilligenden Erstaunens gewährte.

So stand eine schwüle, allseitig gereizte Stimmung wie ein drohender Gewitterhimmel über der Stadt Münster, als im Jahre 1529 der Magister Bernhard Rothmann als Kaplan an die Stiftskirche von St. Mauritz berufen wurde, ein Westfale, aus Stadtloen gebürtig. Die Kanonici des Stifts waren anfangs zufrieden mit ihrem neuen Prediger; aber nach und nach schien sich ihnen allerhand Befremdliches in seine Predigt zu mischen, so daß sie es geraten fanden, ihn vorerst noch auf einer katholischen Universität seine theologischen Studien fortsetzen zu lassen. Sie gaben ihm die Mittel dazu und schickten ihn nach Köln. Rothmann aber ging statt dessen auf eigene Faust nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon und Luther bekannt wurde. Nach einer längeren Reise in Oberdeutschland und der Schweiz, wo sowohl die evangelische Bewegung wie das Sektenwesen stark entwickelt waren, kam er 1530 wieder nach Münster. Und nun währte es nicht lange, bis das Gerücht durch die Stadt lief, daß der Kaplan von St. Mauritz auf offener Kanzel gegen Messe und Papsttum predige. Die Wirkung war schlagend, denn es gab in der Bürgerschaft schon viele, die längst im Herzen lutherisch waren, wenn sie auch noch zu Beichte und Messe gingen. Der katholischen Klerisei wurde es angst und bange, wenn ganz Münster in hellen Haufen aus dem Tor lief, um den gedrungenen vierkantigen Mann auf der Kanzel von St. Mauritz predigen zu hören, indes die anderen Pfarrkirchen der Stadt fast leer standen. Denn dieser gefährliche Mensch „kont so reden, dat seins glicken nicht en was mit behendigkheit ..."

Zunächst freilich gab Rothmann selbst seinen Gegnern die Waffe in die Hand; denn der Erfolg seiner Predigt und seine eigene Heftigkeit verleiteten ihn, jede Mäßigung zu vergessen. Ein gehässiger persönlicher Angriff gegen den Franziskanerguardian Johann von Deventer, der im Dom predigte, diente als Ursache, ihn seines Amtes zu entsetzen und aus der Stadt zu verweisen. Der Prädikant ging zum einen Stadttor heraus, wurde von seinen Anhängern im Triumph zum andern wieder hereingeführt und hielt sich nun in den Häusern lutherisch gesinnter Bürger auf, von wo aus er eine schriftliche Verteidigung an den Bischof sandte und um Aufhebung des Urteils bat. Als dieser aber seinen Spruch aufrechthielt und ihm jegliches Predigen in der Stadt untersagte, steigerte sich sein und seiner Anhänger Trotz derart, daß sie an einem Februarsonntag des Jahres 1532 in lärmendem Haufen unter Führung Knipperdollings nach der Lambertikirche zogen, und da sie die Kirchentüren versperrt fanden, Rothmann mit Hallo auf die hölzerne Kanzel führten, die vor dem Beinhaus auf dem Kirchhof stand. Die Hetzpredigt, die er dort hielt, zündete so stark in der aufgeregten Masse,

daß diese im Sturm in St. Lamberti und die anderen Pfarrkirchen der Stadt einbrach, Kirchengeräte und Heiligenbilder in Trümmer und Fetzen schlug und aus eigener Machtvollkommenheit Rothmann an Stelle des alten Pfarrers in St. Lamberti einsetzte.

Bischof Friedrich war ein friedliebender Herr. Er fühlte sich den aufsteigenden Stürmen nicht gewachsen und legte sein Amt in der Sakristei des Kirchleins zu Werne in die Hände des Domkapitels nieder. An seiner Stelle wurde Herzog Erich von Braunschweig, Bischof von Osnabrück, gewählt, der sein Amt mit dem scharfen Befehl an die Stadt Münster begann, Rothmann auszuweisen und den katholischen Gottesdienst wieder herzustellen. Ehe er seinem Befehl hatte Gehorsam verschaffen können, starb er, knapp zwei Monate nach seiner Wahl, zu Fürstenau. Sein Nachfolger, Graf Franz zu Waldeck, trat mit der gleichen Forderung wie sein Vorgänger auf den Kampfplatz und schien entschlossen, sie durchzusetzen.

Es sah aber nicht so aus, als ob sich der Gang der Dinge in Münster noch aufhalten ließe. Rothmann war jetzt durch den vom Pöbel geängsteten und bedrängten Rat in aller Form Rechtens zum Prediger an der Lambertikirche eingesetzt. Seine Anhänger in Gilden und Bürgerschaft verlangten in einer stürmischen und fast in eine Schlägerei ausartenden Versammlung Abschaffung aller katholischen Kirchengebräuche und Einführung einer neuen Kirchenordnung. Rat und Bürgermeister, die es weder mit dem neuen bischöflichen Landesherrn noch mit der jetzt übermächtigen Fortschrittspartei verderben wollten, sandten dem ersteren eine ehrfurchtsvolle, aber unbestimmt hinhaltende Antwort auf seine drohende Forderung und ermahnten die Bürgerschaft zur Ruhe mit dem Versprechen, die verlangte neue Kirchenordnung demnächst einzuführen.

Aber diese halben Maßregeln und Unterhandlungen verschlugen nicht mehr, denn alles drängte jetzt zur Tat, sowohl die wachsende Aufregung der Masse, der Fanatismus der Führer, wie der Unwille des Bischofs. Unter dem Druck der Rothmannschen Partei mußte sich der zögernde Rat zu der versprochenen umfassenden Kirchenerneuerung verstehen und die neuen evangelischen Prädikanten an Stelle der katholischen Prediger an allen Kirchen von Münster anstellen. Der erzürnte Bischof, der ein tatkräftiger Herr war, griff nun zu Zwangsmaßregeln. Er beschlagnahmte kurzerhand eine Herde Ochsen, die von Münster aus auf den Markt nach Köln geführt wurde, verhaftete münstersche Bürger zu Wollbeck und wo sie ihm sonst in die Hände fielen und sperrte durch gepanzerte Reiter auf allen Landstraßen die Zufuhr nach der Stadt. Die Erbitterung in der Bürgerschaft wuchs mit jedem Tage. Die Stadt warb Soldknechte und ließ ihre starken Schanzwerke instand setzen. Ein letzter Versuch der zu Billerbeck tagenden

Ritterschaft des Stifts, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, war vergeblich, ebenso die dringlichen Mahn- und Warnbriefe, die Philipp Melanchthon und Dr. Martin Luther selbst an Bernhard Rothmann sowie an den Magistrat der Stadt Münster richteten. Die ritterschaftlichen Familien, die zu Münster ihre Höfe hatten, sogar manche der Ratsmitglieder und alteingesessenen Bürger zogen aus der Stadt, die Ruhigen und Klarsehenden unter den evangelisch Gesinnten suchten in Voraussicht schwerer kommender Stürme Anschluß bei dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Schmalkaldischen Bund.

Die Fanatikerpartei aber, die den Rat jetzt völlig in der Hand hatte, hielt nun die Zeit für gekommen, den ganzen Kampf mit einem verwegenen Schlag zu endigen. Am Tage vor Weihnachten kam der Bischof mit kleiner Eskorte von Lübbeke im Stift Minden nach Telgte, eine Meile von Münster, wo ihn Domkapitel und Ritterschaft erwarteten, um von dort aus Unterhandlungen mit der aufsässigen Stadt zu führen. Aber ehe diese zum Schluß gekommen waren, rückte in sternklarer Winternacht ein Haufen bewaffneter Bürger und zweifelhaften Volks aus Münster und kam unbemerkt vor Telgte an. In grauer Morgenfrühe rannten sie mit Hebebäumen die Stadttore ein, brachen plündernd in die Häuser der noch schlafenden Stadt und rissen die erschrockenen Domherren aus den Betten. Der Dompropst und ein paar der Kapitularen flüchteten barfuß und in bloßem Hemd über das Eis der zugefrorenen Ems, die andern, ein gutes Dutzend samt einigen Herren von der Ritterschaft, wurden unter dem Johlen des Pöbels am zweiten Weihnachtstag auf Wagen gefangen in Münster eingebracht.

Den Bischof selber aber suchten die von Münster umsonst in Telgte, denn er war schon tagsvorher wieder nach Iburg abgereist; und durch sein Entkommen war der ganze Handstreich nicht nur verfehlt, sondern er verschlimmerte die Sache der Stadt beträchtlich. Der aufgebrachte Landesherr wandte sich um Hilfe an die benachbarten Fürsten, den Kölner Erzbischof und die Herzöge von Cleve und Geldern. In Münster selbst brach sich die Einsicht Bahn, daß die Stadt das verwegene Unternehmen vielleicht teuer werde bezahlen müssen. Die gemäßigte Partei hatte plötzlich Oberwasser, der Magistrat entschuldigte sich bei seinen Gefangenen und knüpfte durch den gelehrten Münsteraner Doktor Johann Wyk neue und dringende Unterhandlung mit dem Landgrafen von Hessen an, der, nach einigen strengen Vermahnungen zur Ruhe, der Stadt seine Vermittlung bei ihrem Landesherrn versprach. Es gelang den fürstlichen Herren, schon im Februar 1533 einen Frieden zwischen Bischof und Stadt zustande zu bringen, in dem jeder Teil dem anderen Konzessionen machte und die strittigen Fragen möglichst geschlichtet wurden. Der Stadt wurde die Freiheit des evangelischen Bekennt-

nisses gewährt und die sechs Pfarrkirchen den lutherischen Predigern eingeräumt, unter denen Rothmann die Stelle des Superintendenten erhielt. Dafür sollten dem Domkapitel und den Stiftern und Klöstern des Stadtbezirks der ungestörte katholische Gottesdienst gesichert und dem Bischof die weltlichen landesherrlichen Rechte ungeschmälert verbleiben. An einem Maisonntag ritt der Bischof unter Kanonenschüssen und Glockengeläute in seine Stadt Münster ein, wurde von der Bürgerschaft und Geistlichkeit mit Fahnen, Fackeln und Kirchengesang empfangen und im Dom feierlich inthronisiert. Anderntags huldigte ihm die Stadtobrigkeit auf offenem Domplatz, und eine große und prunkvolle Festtafel, bei der es bis in die Nacht hoch herging, beschloß die Festlichkeit.

Nun schien endlich Friede. Die deutschen Psalmen und Gesänge klangen unverboten in den Stadtkirchen, statt des Meßopfers wurde das Abendmahl in beiderlei Gestalt gehalten und alle Bedingungen zu freiem Aufblühen einer starken evangelischen Gemeinde wären gegeben gewesen, wenn die evangelische Bewegung selbst aus lauteren Beweggründen entsprungen wäre. Aber der dunkle Unterstrom von dumpfem Schwärmertum, von unreinen Leidenschaften und Aufrührergeist, der ihr in Münster von Anbeginn beigemischt war, schwoll im geheimen immer stärker an. Und alles bisher Geschehene war nur das Vorspiel zu der furchtbarsten Wahnsinnstragödie, die je auf deutschem Boden gespielt hat.

Rothmanns Ruf als radikaler Umstürzler und Volksprädikant hatte die ganzen Jahre hindurch fremden Zuzug nach Münster gelockt, teils überspannte fanatische Sektenbrüder, deren phantastischen Hoffnungen der ruhige Fortgang der protestantischen Sache nicht genügte, teils Gesindel, das im Trüben zu fischen dachte. Knipperdolling war auf seinen Reisen mit den wiedertäuferischen Gemeinden und ihrem Propheten, dem Kürschner Melchior Hoffmann, in Verbindung gekommen. Als die Verfolgung der Täufersekte in Holland jetzt wuchs, zogen sich die flüchtenden Brüder in Haufen nach Münster, wo sie günstigen Boden vermuteten.

Alle diese lichtscheuen Elemente sollten nun durch Rothmann auf ihre Rechnung kommen. In dem heftigen und ehrgeizigen Mann war ein ruheloser Drang, von sich reden zu machen, sich in den Vordergrund zu stellen, zu herrschen. Seiner neuen Einrichtung, beim Abendmahl das hausbackene weiße Brot, den sogenannten Stuten, in eine Schüssel zu brocken und den Wein darüber zu gießen, verdankte er den Beinamen Stutenbernt, unter dem er in ganz Münster bekannt war. Bisher war er alles andere als ein Weltverächter gewesen; jetzt fing er plötzlich an, ein asketisches und frömmelndes Wesen anzunehmen, bis in seinen Gang und die Züge seines fahlbleichen Gesichtes herein. Auf der Kanzel wurde sein Ton düster und mystisch.

Er verkündigte aus den Propheten und der Offenbarung die nahe Wiederkunft des Herrn und rief Wehe über das verderbte Geschlecht. Buße, Buße war die einzige Rettung, und wer zum auserwählten Volke Gottes gehören wollte, der mußte der Welt entsagen und sich taufen lassen mit einer neuen Taufe, ehe es zu spät war!

Damit war das Stichwort gegeben, das alle verhalten lauernden verderblichen Kräfte losband. Mit einem Schlage standen bestallte und unbestallte Prediger zu Dutzenden auf, die von den Kanzeln und auf offenem Markt die wiedertäuferischen Lehren verkündigten. Der Rat und die gemäßigte Partei der Bürgerschaft erschrak. Rothmann wurde von obrigkeitswegen verwarnt, keine Irrlehren und überflüssigen Neuerungen zu predigen. Als sich in den Kirchen Tumultszenen ereigneten, weil die wiedertäuferischen fremden Prediger den zum Taufstein gebrachten Kindern das Taufwasser verweigerten, versuchte der Rat schärfere Maßregeln, entsetzte die Prediger ihres Amtes und wies sie aus der Stadt. Er mußte seine eigene Ohnmacht erfahren, da sie sich offen dem Befehl widersetzten. Schließlich wurde mit dem Führer der Bewegung, Rothmann, ein Kompromiß geschlossen, nach dem er sich schriftlich verpflichtete, in öffentlicher Predigt sich aller taufwidrigen Lehren zu enthalten.

Bernhard Rothmann hielt sein Wort wie ein Fuchs und nicht wie ein ehrlicher Mann. Was er tags und auf offener Kanzel nicht aussprechen durfte, das predigte er zur Nachtzeit heimlich in den Bürgerhäusern, wo sich seine Anhänger zusammenstahlen, wenn ein Flintenschuß das Zeichen gegeben hatte. In seinem Keller stand eine Buchdruckerpresse. Hier wurden seine Sendschreiben in anmaßlichem Prophetenton, hier die verbotenen Glaubensartikel gedruckt, die in der Stadt verstohlen von Hand zu Hand gingen, und in nackten Worten den Aufruhr predigten gegen alles, was Gesetz und Ordnung hieß in der Welt.

Die Kindertaufe ist vor Gott ein Greuel, hieß es darin; die geweihte Hostie, die über dem Altar steht, ist der große Baal. Kein Christ darf die Kirchen der Ungläubigen besuchen. Mit den Gottlosen und mit den Heiden darf man keinen Umgang haben. Die Papisten und Lutheraner sind gottlose Leute. Sie fressen, saufen, huren und widerstreben dem Worte Gottes. Die Wiedertäufer aber sollen nicht nur ihre katholischen, sondern auch ihre lutherischen Eltern schmähen. Der Obrigkeit der Heiden muß man nicht gehorchen. Alle Ehen der Christen müssen aufgehoben werden, weil sie vor der Wiedertaufe keine gültigen Ehen waren. Diejenigen sind Christen, die zuerst an Christum glauben, hernach auf dessen Namen getauft sind. Kein Christ soll mit den Gottlosen vor Gericht gehen. Es soll kein Christ Wucher treiben, weder Einkünfte beitreiben noch bezahlen; sondern alles soll, nach dem Beispiel der Apostel, gemein sein.

Diese Artikel zündeten wie Funken im Stroh; und nicht nur bei bettelhaftem Gesindel, das bei Gütergemeinschaft und Anarchie nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte. Auch achtbare Bürger und Frauen kamen in ehrlichem Glaubenseifer, legten ihre Ersparnisse dem Prädikanten in die Hände und verbrannten ihre Schuldscheine. Knipperdollings Schwiegermutter, die Brandsteinin, eine schwerreiche Frau, schickte ihren Schuldnern die Schuldbriefe mitsamt den Zinsen zurück.

Bernhard Rothmann war zu einer Macht in Münster geworden, und die obrigkeitliche Gewalt des Rates zum Schatten. Die Herren machten freilich noch einzelne Versuche, den wachsenden Brand zu löschen. Auf Befehl des Magistrats wurden zu Beginn des November 1533 alle Kirchen der Stadt geschlossen und eine Ausweisung sämtlicher ketzerischen Prediger mit Weib und Kind vorbereitet, denen der Bischof sicheres Geleit durch sein Gebiet zugesagt hatte. An dem festgesetzten Tage aber war der Pöbel plötzlich in hellem Aufruhr, im Rate selbst schlug sich neben Knipperdolling auch der Bürgermeister Hermann Tylbecke heftig auf die Seite der Wiedertäufer, und nach einem stürmischen Tag, währenddessen die ganze Stadt unter Waffen stand, blieb alles doch beim Alten. Dem lutherischen Prediger Fabricius, den der Landgraf von Hessen auf Bitten des Rats nach Münster schickte, warf Rothmann unter dem Gottesdienst freche Schimpfworte ins Gesicht und war nahe daran, ihn vor der Kirchentür tätlich anzugreifen. Er selber hielt jetzt dreist, trotz des obrigkeitlichen Verbotes, öffentliche Predigt unter einem Lindenbaum auf dem Servatii-Kirchhofe, acht Tage später in der Kirche selbst, und fing ungescheut an zu taufen. Die Weiber liefen ihm in Scharen zu, brachten ihm ihre goldenen und silbernen Schnallen und ließen sich wiedertaufen. Aus den Klöstern von Überwasser und St. Ägidien rückten die Nonnen halbdutzendweise heimlich aus, weil der Prophet drohend geweissagt hatte, daß an einem bestimmten Tage Schlag Mitternacht ihre Klöster einstürzen und versinken sollten. In der prophezeiten Unglücksnacht lagerten Massen aufgeregten Volks um die Klöster, um das schreckliche Mirakel mit anzusehen. Daß es nicht erfolgte, focht Rothmann wenig an; er erklärte, der Zorn Gottes habe sich gewendet, weil jene Nonnen noch zu rechter Zeit Buße getan und die Taufe angenommen hätten.

Als der Magistrat, der Rothmann selbst nicht anzutasten wagte, ein paar der andern Wiedertäuferprädikanten durch Stadtdiener aus dem Tor führen ließ, holten die Täuferbrüder sie in hellen Haufen zurück und veranstalteten zu offnem Hohn einen feierlichen Einzug. Schließlich wandte sich dieser ratlose Rat an den Bischof selber, der einen strengen Ächtungsbefehl gegen Rothmann und seinen Anhang ausgehen ließ.

Es war zu spät. Und es wäre zu spät gewesen, selbst wenn Rothmann

dem Befehl gehorcht hätte; denn das Schicksal der Stadt, das sich jetzt dunkel und furchtbar über ihr zusammenzog, hing nicht mehr von diesem einen Mann allein ab, so wenig er das selbst auch zugegeben hätte.

Die stadtfremden, aus ihrer Heimat vertriebenen Holländer und Friesen, die in fremder Tracht und mit blassen und tiefäugigen Gesichtern in allen Herbergen und Bürgerhäusern saßen und sich auf der Straße mit dem brüderlichen Friedenskuß grüßten, wußten ihren Wirten wunderliche und tiefe Dinge zu erzählen. Sie nahmen sie mit in heimliche Versammlungen, wo sie bei trüben Lämpchen das Brot brachen und in stammelnden Gebeten verzückt das Kommen des Reichs herbeiriefen. Die Zukunft des Herrn und der Untergang aller Gottlosen war nahe. Neue Propheten waren unter den Menschen erweckt, den Tag des Herrn zu verkündigen und Wehe zu rufen über dieses verlorene Geschlecht. Die aber Buße taten zu rechter Zeit und auserwählt waren, die sollten mitherrschen in dem tausendjährigen Reich Christi auf Erden und Münster sollte sein die Stadt vor allen Städten, denn es war erwählt zur Stadt Gottes und zum neuen Zion!

Diesen schwerfällig ernsten westfälischen Menschen, diesem Volk des zweiten Gesichts und der Vorgeschichten lag das Grübeln über dunkle und übernatürliche Dinge im Blut. Wie ein schleichendes Fieber ging die Ansteckung der neuen Lehren von einem zum andern. Wo die Männer im Haus noch ruhig Blut wahrten, da stieg den Weibern der Taumel ins Gehirn, daß sie nichts als das Kommen des Reichs redeten und träumten. In das ganze Münsterland hinaus und weiter munkelten seltsame Gerüchte von dem großen Tag Gottes, der zu Münster aufgehen sollte. Stundenweit kamen die Leute aus Coesfeld und Warendorf und den anderen stillen kleinen Städten, auf lehmigen Wegen zwischen winterlich einsamen Weidekämpen und Heidemoor, um selbst zu hören und zu sehen, was die fremden Propheten verkündigten.

Es lief um die Zeit ein halbwüchsiger Junge und Domschüler in Münster herum, der hieß Hermann von Kerßenbroick. Als reifer Mann und Rektor seiner alten Domschule zu Münster hat er später die Geschichte dieser dunklen Zeit geschrieben und darin aufgezeichnet, was er selber erlebt und gesehen hat. Dieser Domschüler, der dazumal bei dem gelehrten Doktor und Wiedertäuferfeind, Herrn Johann Wesselinck, im Haus wohnte und mit hellen unbeirrten Jungenaugen sich in dieser Stadt des wachsenden Wahnsinns umtrieb, hatte auch die zwei Männer in fremder und seltsamer Tracht in den Gassen gehen sehen, die seit der Mitte des Januar 1534 bei Knipperdolling eingekehrt waren und von denen die kleinen Leute raunten, daß es die Propheten Enoch und Elias seien. Elias war aber ein Schneider aus der Stadt Leyden und hieß Jan Bockelson, und Enoch, ein langer schwarzbärtiger Kerl, der Harlemer Bäcker Jan Matthießen. Den einen dieser

Männer und den Ratsherrn Knipperdolling sah der Junge am achten des Hornung wie betrunken um drei Uhr mittags durch alle Gassen von Münster rennen, barhaupt und schreiend, daß die ganze Stadt erschrak vor ihrem heulenden Ruf: „Buße! Buße! Wehe! Wehe! Buße!"

Der Domschüler sah aber noch mehr, denn an diesem Tage war endlich der schleichende Wahnwitz in heller Flamme aufgeschlagen. Er hörte unter dem Gewölbe von Bernhard Schwertings Haus eines Schneiders blutjunge Tochter in wirrer Verzückung predigen, Wehe rufen und plappern „wie ein Specht". Unten auf der Gasse sah er den blinden Bettler taumelnd hinschlagen, der schon die halbe Nacht Buße schreiend unterwegs war, bis an die Kniee kotbespritzt. Unsinnige Weiber, Schaffschellen am Gürtel, rannten durch die Stadt und prophezeiten heulend den Einsturz des Himmels, ehrbare Bürgersmänner gerieten außer sich, hüpften, schlugen in die Hände oder wälzten sich im Schmutz und sahen im Gesichte die Herrlichkeit Gottes in den Wolken und hunderttausend Engel.

Was wußten unnütze Jungen von dem schrecklichen Ernst dieser Torheit? Auf dem Markt, wo es am tollsten herging und die Leute sich weinend in die Arme fielen, rotteten sich die Domschüler lachend und johlend zusammen und liefen spottend hinter den Rasenden her wie hinter Betrunkenen. In Knipperdollings Haus stand das Tor sperrweit offen. Drinnen in einem Winkel sahen sie Knipperdolling selbst, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Sie hörten ihn in abgebrochenen Sätzen und dunklem Gemurmel mit dem himmlischen Vater reden, bis er mit schäumenden Lippen taumelte....

Was nicht täuferisch gesinnt war, das saß indes hinter verrammelten Türen in den Häusern und horchte in dumpfer Angst nach dem heulenden Unwesen hinaus auf die Gasse. Aber gegen Mittag lief auf einmal das Schreckensgerücht durch die Stadt, daß die auf dem Markt zusammengerotteten Wiedertäufer in plötzlichem Sturm das Rathaus überrumpelt und besetzt hätten, in dem Waffen aller Art haufenweise aufbewahrt wurden. Der entsetzte Rat jagte die Stadtdiener herum, die gutgesinnten Bürger auf den Kirchhof von Überwasser zu bestellen. Evangelische und Katholiken trafen sich da, sechshundert und mehr; wer keine Waffen hatte, ließ sie sich heimlich durch Weib oder Magd unter den langen Kleidern zutragen. Seinem gelehrten Hauswirt, dem Doktor Wesseling, schleppte der junge Domschüler Kerßenbroick tapfer die Waffen nach, verkroch sich aber nachher doch in heller Angst vor Schüssen, Geschrei und Lärmen hinter dem Beinhaus des Ägidien-Kirchhofs.

Hätte der Rat jetzt den rasenden Haufen auf dem Markt angegriffen, er hätte noch an diesem Tage Herr der Bewegung werden können. Aber er ließ den Gegnern Zeit. Und in ein paar knappen Stunden war der Markt

in ein fest verschanztes Lager verwandelt, das Rathaus, der Lambertiturm und alle Häuser rings mit Geschütz besetzt und die Straßen mit Brettern und mit Bänken verrammelt, die in aller Eile aus St. Lambert herausgerissen wurden. Auch die auf dem Überwasser-Kirchhof hatten sich befestigt, so gut sie konnten, die Türme des Doms und der Stadtmauer besetzt, die hölzernen Brücken über die Aa abgeworfen und in die Straßenzugänge Kanonen gepflanzt. Hier und da in den Gassen kam es zu kleinen Scharmützeln, Pfeilschüssen und Schimpfworten, aber zu keinem ernsten Angriff. Ein paar Boten des Rats jagten zum Stadttor hinaus nach Wollbeck, den bischöflichen Drosten von Merveldt um Hilfe zu bitten. Auf den Dörfern um Münster gingen Trommeln und Sturmglocken.

Als die Nacht einfiel, war die Stadt ein Feldlager. In Überwasser, wo das Feldgeschrei „Christus" hieß, ging der hessische Prediger Fabricius herum und sprach den Bürgern Mut ein. Vom Markt herüber kam in der Dunkelheit der wilde Gesang der Wiedertäufer, die unter dem Gewehr unaufhörlich Psalmen brüllten, dazwischen die schrecklichen Stimmen und abgerissenen Rufe rasender Verzückter. In der Bäckerherberge am Fischmarkt gingen die Wiedertäuferschen in ihren holländischen Mützen aus und ein, murmelten plappernde Gebete oder schrien mit hochgeworfenen zuckenden Armen zum Vater hinauf.

Als der Tag eben grau über den Dächern heraufkroch, kam plötzlich einer der furchtbaren Rufe näher und näher. Bernhard Knipperdolling lief wie ein Toller im Halbdunkel durch die Gassen, auf die Wachtfeuer und Posten der Bürger in Überwasser los und schrie Buße und Rache Gottes. Er wäre von Caspar Judefeld, dem Bürgermeister, niedergestoßen, wenn nicht einige aus der Bürgerschaft dazwischengefahren wären; doch wurde er festgenommen und in den Turm der Überwasserkirche gesperrt, wo schon ein paar täuferische Prädikanten und andere früher Gefangene saßen. Aus den Luken des Turmes kam den ganzen Morgen lang das heisere wilde Singen der Eingesperrten.

Als es Tag war, kam die Hilfe: der Drost von Wollbeck mit einem starken Bauernaufgebot mit Sensen, Piken und Morgensternen. Der Bischof selber, der sich eilig aufs Pferd geworfen hatte, war mit einem Trupp Reiter schon unterwegs. Und nun war dieser Haufen Tollhäusler auf dem Markte noch einmal verloren, wenn kein Wunder geschah und sie rettete. Da schickten sie den wiedertäuferischen Ratsherrn Kippenbroick mit einem anderen Bürger nach Überwasser hinüber um zu unterhandeln. Als die nicht gleich zur Verständigung kamen, griff der Bürgermeister Hermann Tylbecke ein, der zwar mit in Überwasser geblieben war, aber längst schon auf zwei Händen trug; er redete dringend vom Blutvergießen ab und warnte vor dem Einrücken des Bischofs, der der Stadt als ein Feind und nicht als ein Helfer kommen

werde. So kam denn wider Erwarten ein Friede zustande, in dem alle Parteien einander Gleichberechtigung und freie Religionsübung zugestanden, Bürgen stellten und die gegenseitigen Gefangenen losgaben.

Dem Drosten von Wollbeck sprangen die zornigen Tränen in die Augen, als er von diesem Hundefrieden erfuhr, der das Schicksal der Stadt besiegelte. Die geladenen Kanonen, mit denen nun Freudenschüsse abgebrannt wurden, dröhnten hinter ihm her, als er aus der Stadt ritt. Draußen aber auf der Landstraße riß der Bischof, der die Türme von Münster schon liegen sah, mit einem Fluch sein Pferd herum und führte seine gepanzerten Reiter zurück.

Auf dem Markt zu Münster aber war die Hölle los. Denn die bewaffneten Wiedertäufer waren kaum abgerückt, so war er plötzlich voll von kreischenden Weibern, die zu Hunderten mit wirrem Haar, mit fliegenden halbgelösten Kleidern zusammenrannten, sprangen, auf die Knie stürzten, sich im Kot wälzten, heulend die Brüste schlugen und mit schäumendem Munde wilde Gebete und Flüche schrien oder mit irren Augen den Himmel offen und alle Heerscharen des Höchsten niedersteigen sahen.

Mit dieser tollen Groteske begann das neue Zion in der Stadt Münster, und was noch von rechtschaffenen und reichen Bürgern in der Stadt war, das flüchtete in den nächsten Tagen mit Weib und Kind aus allen Toren, die Wagen und Karren mit Hausgeräten hinterher. Den Zügen der Flüchtenden aber begegneten unter den Toren und auf den Landstraßen andere wandernde Menschen in dunklen Haufen, die alle in die Stadt hinein drängten. Denn Bernhard Rothmann hatte mit Knipperdolling und den holländischen Propheten ein Sendschreiben ausgehen lassen, in dem er alle, denen an ihrer Seelen Seligkeit gelegen, aufforderte, liegen und stehen zu lassen, was sie besaßen und mit Weib und Kind zu ihm zu kommen, sein heiliges Jerusalem und Zion zu sehen und ihm den Tempel Salomonis aufrichten zu helfen; außer den himmlischen Schätzen sollten sie auch irdische Güter genug finden.

Das Sendschreiben ging in alle Städte des Münsterlandes und weiter, nach Osnabrück, Soest, Hamm, Coesfeld, nach Warendorf, Wesel und Dülmen. Da kam über diese stillen und seßhaften Menschen ein sonderbarer Wanderdrang, daß sie hier und da in den Städten aus ihren Häusern liefen und mit Weib, Kindern und Nachbarsleuten nach diesem neuen Jerusalem ausgingen. Und mit ihnen kam verwegenes Gesindel, Landsknechte, die sich zu Münster anwerben lassen wollten, Bettelvolk, dem es wenig um himmlische Güter zu tun war, und blasse Sektenbrüder mit harten Grüblergesichtern und mit Psalmen auf den Lippen. Bernd Krechting, der Pfarrer zu Gildehaus, kam mit vielen seiner Pfarrkinder und seinem Bruder Heinrich Krechting, Gograf zu Schoppingen. Peter Schwering aus Coesfeld kam mit

seiner Frau und einem dicken Geldsack, und die Freifrau von Recke zu Drensteinfurth lief ihrem Mann mit der jüngsten verlobten Tochter davon und ließ sich zu Münster taufen nebst ihren zwei älteren Töchtern, die Nonnen zu Überwasser gewesen waren.

Die ganze aufgeregte Stadt Münster, die voll abenteuerlichen fremden Volks lag, war in diesen Februartagen ein großes Narrenhaus voll finsterer, schrecklicher Lustigkeit und feierte einen Karneval, wie sie noch keinen gesehen hatte. Ein Wagen fuhr durch alle Gassen, mit sechs Kerlen bespannt, die als Mönche und Ordensherren gekleidet waren. Ein Bischof war Kutscher, und bei einem scheinbar Sterbenden saß ein Priester mit Weihwedel und Buch auf dem Karren und näselte Schmutzlieder im Kirchenton. Mit Kreuzen und Kirchenfahnen unter Glockengeläute trugen sie einen stadtbekannten Spitzbuben in feierlichem Umgang herum, wie sonst die Reliquien und die Hostie getragen wurden. Indes stand Rothmann auf dem Markte und taufte.

Hermann Tylbecke, der Bürgermeister, hatte sich taufen lassen mit seinem ganzen Hause und hatte wohl geglaubt, sich so auf seinem Platze zu halten. Aber als am ersten Montag in den Fasten die neue Ratswahl gehalten werden sollte, brach in der Versammlung ein drohendes Murren aus und einer der Volksvorsteher erklärte laut, bisher sei der Rat nach der Eingebung des Fleisches gewählt worden, heute aber solle die Wahl nach der Eingebung des Geistes geschehen. Diese Eingebung fiel aus, wie zu erwarten stand: in einem rein wiedertäuferischen Rat saßen als Bürgermeister Knipperdolling und der Schneider Gerhard Kippenbroick, die beiden heftigsten Hetzer.

Wenn unter dem vorigen Magistrat noch ein Schatten von Recht und Ordnung in der Stadt gewesen war, so wurde jetzt die Anarchie Gesetz. Am Nachmittage des gleichen Tages noch brach eine johlende Rotte in den Dom ein, riß dem Küster die Schlüssel weg und wütete eine ganze Nacht bei Fackellicht und aufgefahrenen Biertonnen in dem alten stolzen Gotteshaus, als wolle sie es der Erde gleich machen. Am andern Morgen standen nur noch die nackten Mauern und Gewölbe — die große Steinkuhle, wie die Wiedertäufer selbst den verwüsteten Dom später benannten. Das kunstvolle Uhrwerk und die berühmte Orgel waren mit Beilen zerschlagen, die Heiligenbilder zerschnitten und die schönen gemalten Fenster in Scherben. Die kostbaren illuminierten Bände der Bücherei waren schändlich beschmutzt und ins Feuer geworfen, die Hostie, die Reliquien und die Gebeine der Bischöfe und Domherren aus den aufgebrochenen Särgen lagen zertreten auf dem Kirchhof. Die steinernen Heiligen, Sybillen und Propheten, denen Köpfe und Glieder abgehauen waren, wurden samt anderm Getrümmer fortgeschleppt, um beim Aufwerfen der Schanzen gebraucht zu werden.

An diesen Schanzwerken wurde jetzt mit fieberhafter Eile gearbeitet. Denn der Bischof lag mit seinen gepanzerten Reitern eine Meile von der Stadt, in Telgte, seine Werber streiften bis an den Rhein herunter und der hohe Sold zog die Landsknechte haufenweise unter seine Fahne. Pulvermühlen wurden gebaut, Steinkugeln und Blei, Mörser und Feldschlangen gekauft. Zwei große Kanonen, der Teufel und des Teufels Mutter mit Namen, schickte der Landgraf von Hessen, der die aufrührerische Stadt jetzt völlig fallen ließ, dem Bischof zur Hilfe. Eine harte und lange Belagerung stand vor der Tür.

Die neuen Heiligen zu Münster vergaßen aber in allem Wahnwitz die irdische Klugheit nicht. Schon die freiwillig Flüchtenden hatten keinen Sack Korn, keine Speckseite aus der Stadt bringen dürfen. Der Domschüler Hermann von Kerßenbroick erzählt, daß seinem Stubenburschen und Kameraden, den er bei seiner Flucht aus der Stadt auf den Weg brachte, unter dem Tor sogar die zwei Wecken genommen wurden, die er als Wegzehrung im Bündel hatte. Jetzt drohte bei dem starken Zulauf fremden Volks die Zahl der hungrigen Mäuler während einer Belagerung zu groß zu werden, auch gab es unter den eingesessenen Bürgern noch genug, die dem Täuferwesen feindlich gesinnt waren und zu Verrätern werden konnten.

Der blutrünstige Fanatismus des Propheten Jan Matthießen wäre auch vor dem äußersten Mittel nicht zurückgeschreckt, wenn er damit durchgedrungen wäre. Es war bei einer hitzigen Beratung in Knipperdollings Hause — dieser selbst und Jan Bockelson lagen auf dem Schneidertische und Matthießen lief in der Kammer auf und ab —, daß der furchtbare Mann plötzlich mit wildem Gebaren den Kopf hoch warf und anfing zu rufen: „Morde! Slag dot!" Da wurden Johann von Leyden und der Knipperdolling erschrocken und Johann von Leyden sprach: „Ach, Herr Gott, daß doch Mönche und Pfaffen gewarnet werden." Knipperdolling aber lief auf das Rathaus und rief: „Vater, gib Gnade, Vater, gib Gnade . . . ."

Den 24. Februar war die Ratswahl gehalten. Den Tag darauf gab am Nachmittag ein Kanonenschuß das Zeichen zu der Predigt, die Matthießen in einem Hause am Fischmarkt hielt. In dieser Predigt erklärte der Prophet, es sei der Wille des Vaters, daß das neue Jerusalem von aller Unreinigkeit gesäubert werde. Deshalb müsse man alle Papisten, Lutheraner und nicht täuferisch Gesinnten umbringen, damit die reine Lehre allein übrig bleibe und das Volk Gottes zu Münster dem Vater ungestört dienen könne.

Das Volk Gottes johlte dem Propheten zu. Und es wäre um das Leben von Hunderten unschuldiger Menschen geschehen gewesen, wenn nicht Bernt Knipperdolling von einem plötzlichen Entsetzen vor diesem blutigen Verderben seiner Vaterstadt gepackt worden wäre. Er tat heftig Einsprache: es sei genug,

die Ungläubigen, wenn sie sich nicht den Tag wollten taufen lassen, aus der Stadt zu jagen und so die Tenne des Herrn von Spreu zu reinigen. Sein Vorschlag drang durch, Matthießen mußte sich widerwillig fügen.

Der andere Tag ging mit einem trüben drohenden Morgenrot auf, das rasch in Wolken und fegendem Schneegestöber ertrank. In den frühen Morgenstunden schon rannte der Prophet Buße schreiend und heulend durch alle Gassen, kam schließlich taumelnd auf dem Marktplatz an und warf sich da zwischen der schon erregten lärmenden Menge in wilden Gebeten und Drohungen gegen die Ungläubigen auf die nackte Erde.

Eine furchtbare Aufregung lief plötzlich wie fliegendes Feuer über den ganzen Markt. Heraus mit den Gottlosen! Gott wollte aufwachen, sie zu strafen! Heraus! Es gab kein Halten mehr in der rasenden Menge. Mit einem Schlage war die Stadt voll von brüllenden Horden, die durch alle Gassen rasten, die Haustüren einschlugen und mit Stößen und Fußtritten in das Unwetter hinausjagten, was nicht ihresgleichen war. Heulende Weiber, denen fast die Kleider vom Leibe gerissen wurden, Alte, die sich kaum am Stock schleppten; hilflose Kranke und Kindbetterinnen, kleine Kinder, die mit nackten Füßen schreiend durch den Schnee wateten, ein ganzes Volk von Unglücklichen flüchtete in blinder Angst aus allen Toren, auf die Landstraße hinaus, über die eiskalter Wind und Schlackerschnee hinfegten. Wer noch ein warmes Tuch, ein armseliges Schmuckstück an sich hatte, dem wurde es unter dem Tor abgerissen. Dem alten schneeweißen Probst von St. Mauritz setzte Matthießen selber die Pike auf die Brust und ließ ihn erst gehen, als er ihm die Ringe vom Finger und den letzten Heller aus der Tasche abgezwungen. Der dicken Wirtin zur Rose, die nicht mehr gehen konnte, wurde von Rothmann unter Todesdrohungen so heftig zugesetzt, daß sie sich taufen lassen solle, daß die derbe Frau schließlich zornig ausrief: „Wenn du mich denn wiedertaufen willst, so tue es im Namen aller Teufel, denn im Namen Gottes bin ich schon einmal getauft!"

Mit der Familie seines Hauswirts Dr. Weßling war auch der junge Domschüler Kerßenbroick aus den Toren geflüchtet, der bis dahin ein Augenzeuge dieser wilden und wirren Begebenheiten war und alles Weitere nur noch von Hörensagen zu berichten weiß.

Es war aber in den Tagen vor diesem verhängnisvollen Freitag ein anderes münstersches Stadtkind, ein junger Handwerksmann, Meister Heinrich Gresbeck, nach Münster gekommen, wie er meinte, nur für kurze Zeit, um nach seiner alten Mutter zu sehen, die im Überwasserkirchspiel ein Häuschen hatte. Zum Schutz der armen Frau und ihres bißchen Eigentums blieb er, als der Wiedertäufersturm über die Stadt hereinbrach, und ließ sich taufen. Mochte sein, daß ihn auch andere Gründe hielten, denn er nahm kurz nach

seiner Ankunft schon ein junges Weib aus alteingesessener münsterscher Familie, mit dem er in seiner Mutter Haus zog. Mit den „rechten Wiederdoepers" hatte er keinerlei Umgang, sondern war nur einer von dem großen Haufen der mehr oder minder gezwungenen Mitläufer, die in dumpfer Angst unter dem Druck dieses Wahnsinnsreglmentes hinlebten, litten und am Ende zu Hunderten starben und verkamen. Fünfzehn furchtbare Monate verlebte der junge Heinrich Gresbeck in Münster, bis es ihm schließlich im höchsten Elend glückte, im Dunkeln über den Wall zu entkommen. Was er in diesen Monaten gesehen und gehört, hat Meister Heinrich später aufgeschrieben, schlicht und ehrlich, wie er es wohl Nachbarsleuten am Herd erzählen mochte, und mit einem Körnchen trockenen münsterländischen Humors. Aber das dunkle Grauen vor dem erlebten Schrecklichen schlägt durch die Erzählerruhe manchmal durch, daß ihm sogar die kernhaften Worte seines Plattdeutsch versagen, weil diese Dinge „unmaglich to schriwen ofte to seggen" sind.

In diesen Tagen, während alle Gassen voll von dem Heulen und Schreien der Flüchtenden waren, standen auf dem Markte von Münster drei Prädikanten, jeder einen Eimer Wasser vor sich, und tauften, was vor ihnen auf den Knien lag, einerlei, ob es freiwillig kam oder mit Schlägen oder Stößen getrieben. Über allen Lärm weg aber ging das furchtbare heisere Schreien der Bußrufer, die wie von Sinnen durch die ganze Stadt rasten, Knipperdolling voran, weiß im Gesicht wie ein Toter „und sach in die Lucht (Luft) und hatt ein bister (gräßlich) gestalt an sick".

Die Propheten schossen jetzt zu Münster auf wie die Pilze aus faulem Boden, und kein rechter Wiedertäufer und Auserwählter Gottes, der nicht seine eigenen Gesichte und Offenbarungen des Höchsten hatte. Kippenbroick und Knipperdolling, die Bürgermeister, machten nächtens die Runde auf den Wällen mit ein paar Ratsherren, Rottmeistern und dem Propheten von Leyden. Da sahen sie draußen vor der Stadt ein Feuer stehen, das brannte zwischen zwei Schlachtschwertern mannshoch in die Dunkelheit herauf, ein Zeichen Gottes, daß er selber die Wacht hielt vor seiner Stadt. Knipperdolling wies mit dem Finger hinauf nach dem Mond, wo ihm dunkle Männer, „von Angesicht gilk wu ein Morian", neben der weißen Scheibe erschienen. In einer Nacht sahen die Propheten drei Städte schwebend am Himmel, das waren Straßburg, Deventer und Münster, denn diese drei hatte Gott auserkoren und wollte darin ein heiliges Volk haben.

Münster zur heiligen Stadt Gottes zu machen, waren die Propheten jetzt mit aller Macht am Werk. Unter ihrer Führung brachen wiedertäuferische Banden brüllend in die Baalstempel und Mordkuhlen — Kirchen und Klöster — ein und verwüsteten, was noch zu verwüsten übrig war. Ein paar Hundert rückten mit Beilen und Hacken aus dem Tor und fielen in das verlassene

Stift von St. Mauritz ein. Was die geflüchteten Kanonici an Hausgerät, Betten, Vorräten dagelassen hatten, wurde auf hochgetürmten Wagen und Karren in die Stadt geführt, dann aber Feuer in Stift und Kirche geworfen. Was übrig blieb, war ein Schutthaufen und ein paar brandschwarze Mauerreste. Aus Rathaus und Kanzlei wurden die alten Urkunden, Briefe und Privilegien der Stadt herausgerissen und ins Feuer geworfen, das große Stadtsiegel mit dem Haupte St. Pauli vernichtet. Im bischöflichen Schloß hausten sie wie die Wilden. Flöten, Leiern und Geigen flogen aus den Fenstern, Dambretter und Würfelbecher krachten unter schweren Füßen, des Bischofs Wappen lag im Kot zertreten. In die leeren Klöster, die verlassenen adeligen Höfe rückten hordenweise die fremden Wiedertäufer ins Quartier; Matthießen und Jan Bockelson, ihre Propheten, waren jetzt die Herren in Münster.

Offen wagte keiner mehr gegen sie und ihre wüsten Banden aufzustehen. Aber es gab unter den Einheimischen mehr als genug, die es wurmte, daß diese hergelaufenen Menschen zu Münster regierten. Einem Schmiedemeister, Hubert Ruscher, war es eines Abends auf der Wache derb herausgefahren: diese Propheten und Prädikanten sollen wohl noch so lange „propheteeren", bis sie uns alle um den Hals bringen, sie müssen wohl den Düwel im Leibe haben!

Anderntags wußten die Propheten, was er gelästert hatte, und er lag im Turm. Jan Matthießen aber ließ die ganze Gemeinde in Wehr und Waffen auf den Domhof kommen und den Schmied in den Ring führen. Das Gericht war kurz und furchtbar. Auf die Anklage der Propheten konnte Ruscher nicht leugnen, weil sie Zeugen hatten. Als Jan Bockelson das Todesurteil forderte, schrie der unglückliche Mensch jammernd auf und bat um sein Leben. Der frühere Bürgermeister Tylbecke und der Bürgervorsteher Redecker taten Einspruch, weil keiner zugleich Kläger und Richter sein könne. Aber Bockelson schrie sie in rasendem Zorn an, dieser gottlose Mensch müsse sterben, und ihm, dem Propheten, sei vom Vater die Gewalt des Gerichtes übergeben. Wie er sein Schwert herausriß, rannte schon Matthießen dem Schmied eine schwere Hellebarde durch den Leib. Die Gemeinde war wie gelähmt vor Schrecken, daß niemand eine Hand aufzuheben wagte. Auf Befehl der schrecklichen Männer Gottes sangen sie noch einen Lobpsalm, ehe sie dumpf entsetzt auseinandergingen.

(Fortsetzung folgt.)

Arzneiglaube.

Von Hermann Kerschensteiner in München.

In unseren Museen stehen alte Apothekeneinrichtungen: hohe Kästen und Regale voll Gläser und bunter Töpfe, deren geheimnisvoller Inhalt, meist längst nicht mehr gebrauchte mineralische, pflanzliche, tierische Stoffe, gemischt, mit Wasser oder Weingeist ausgezogen, in große Glasflaschen mit weit abstehender Papieretikette gefüllt, teuer bezahlt, mit Andacht und Grausen verschluckt wurde. Der moderne Mensch liebt es, über diese medizinisch-pharmazeutischen Altertümer zu lächeln und empfindet sie wie die Justizaltertümer in der Nähe als Reste einer barbarischen Vorzeit. Er glaubt nicht mehr an die alten Medikamente, er glaubt vielleicht überhaupt nicht mehr an Arzneien, sondern sieht in den Krankheiten die Folgen übler Lebensgewohnheiten seiner eignen Person oder seiner Vorfahren, die, wenn überhaupt, nur durch bessere Lebensgewohnheiten zu beseitigen sind.

Den Glauben an die Arzneien haben die Ärzte zerstört, die Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts lebten. Es vollzog sich in der ärztlichen Wissenschaft ein Ereignis, das man mit der französischen Revolution vergleichen kann und das in letzter Linie auch auf dieselbe geistige Umwälzung zurückgeht. Die alten medizinischen Theorien, ein Flickwerk aus antiken Trümmern der humoralpathologischen und methodischen Lehren, verquickt mit naturphilosophisch-dynamistischen Spekulationen, stürzten in sich zusammen und die medizinische Forschung fing von vorne an mit nüchterner Beobachtung des sinnlich Erkennbaren. Die alten Hypothesen wurden abgewiesen, das Aufstellen neuer verpönt. Mit den alten Theorien wurde der alten Behandlungsweise und der alten Arzneimitteltherapie der Boden entzogen. War sie ja doch streng den alten Lehrsätzen angepaßt: Entleerung schädlicher Stoffe, Zusammenziehung erschlaffter, Erschlaffung gespannter Fasern, Reizung und Reizmilderung. Einige hervorragende Lehrer der führenden sogenannten zweiten Wiener Schule gingen so weit, auf die ganze unsicher und unklar gewordene Arzneibehandlung zu verzichten und dem Arznei verlangenden Kranken, damit er nur zufrieden war, eine Lösung von Gummi arabicum zu geben. Die Praktiker verloren beim Rezeptschreiben das gute Gewissen, eine Droge nach der andern schwand mit dem Ableben der alten Ärzte aus dem Rezeptschatz, sie wurde „obsolet", der alte Arzneimittelschatz schrumpfte ärmlich zusammen.

Um dieselbe Zeit blühte die Homöopathie und die Kaltwasserheilkunde auf. Die sicher nicht schlechten Erfolge der Homöopathie wurden von der Überzahl derer, die sich nicht zu dem Glauben an die homöopathische Doktrin entschließen konnten, damit erklärt, daß es eben mit Medikamenten, die Nichtse sind,

auch geht, unter Umständen besser. Vinzenz Priesnitz, der erste Popularisator der Kaltwasserheilkunde, wurde in den dreißiger Jahren zur europäischen Berühmtheit. Seine Behandlung war arzneilos, er selbst arzneifeindlich.

So hat die Skepsis ihren Weg in das Laienpublikum gefunden, langsam schwand der Arzneiglaube, erst in der Stadt, dann auch am Lande und nur mehr selten finden sich Hinterwäldler, die wie ehedem zweistündlich ihren Löffel bitterer Arznei schlucken wollen.

Die Medizin hat dieses Stadium des therapeutischen Nihilismus, wie man es nennt, bald überwunden. Systematische Prüfung in den pharmakologischen Instituten und Kliniken stellte bald den Wert der Arzneistoffe wiederum fest, wenn auch die Arzneimittelliste ein anderes Aussehen bekam als früher und die Arzneien eine bequemere Form. An Stelle der veralteten Arzneistoffe hat uns die Chemie eine große Menge neuer, zum Teil äußerst wertvoller Mittel beschert. Sie hat uns aus den Steinkohlen, den Resten versunkener Tropenwälder, nicht bloß Farben von unerhörter Pracht, sondern auch Heilkräfte hervorgezaubert, die in ihnen schlummerten, nicht wider die Natur, wie die modernen Arzneifeinde meinen, sondern mit und aus der Natur. Ohne auf die bewunderungswürdigen Leistungen chemischen Scharfsinnes näher einzugehen, sei nur erinnert an die Stoffe der Antipyrin-, der Salizylreihe, an die Schlafmittel wie Veronal, an die Wassersuchtsmittel (Diuretin, Theocin usw.), an die Mittel zur Erzielung lokaler Schmerzlosigkeit und viele andere.

Während in der Ärztewelt bald wieder eine ungeheure Arzneifreudigkeit unter dem Einfluß dieser Entdeckungen Platz griff, kehrte das Publikum keineswegs ohne weiteres zum alten Arzneiglauben zurück. Breite Schichten der Bevölkerung machten sogar den Schritt von der Arzneiskepsis zur Arzneifeindschaft. Die Naturheilkunde, durch Pfarrer Kneipps Auftreten zu einer zweiten Blüte gelangt und durch die modernen Hilfsmittel der Presse, des Vereinswesens und kompakter Organisation zu einer Macht geworden, lehnte und lehnt jedes ärztlich verordnete Arzneimittel als Gift ab und hat in weitesten Kreisen nicht bloß Zweifel sondern Angst vor jeder ärztlichen Ordination hervorgerufen. Und trotzdem hat gerade die Naturheilkunde so gut wie die ärztliche Wissenschaft an der Wiedererweckung des Arzneiglaubens gearbeitet. Keiner „Naturarzt" war Priesnitz, Pfarrer Kneipp hat, dem tief eingewurzelten Bedürfnis der Menschen nach Arzneien entsprechend, ausgedehnten Gebrauch von Arzneistoffen, auch starkwirkenden, gemacht und ihm folgen die modernen Naturheilkundigen. Ein Teil verwendet allerdings homöopathische Mittel, ein großer Teil aber dieselben Drogen, die jeder Medizinstudierende lernen und kennen muß. In der Sprache des Naturheilarztes heißt nur derselbe Stoff, der auf dem Rezept des Arztes „Gift" benannt

wird, wenn er ihn selbst aus dem Kästchen herausnimmt „Heilkraut". Gerade durch die Naturheilkunde ist eine Medizinirerei eingeführt worden, die an Intensität und Art vollständig an die alten Zeiten erinnert. Vorschrift der Naturheilkunde ist bekanntlich nur, daß alles in Form von „Tee" (ja nicht etwa in Form eines Infusums) gebraucht werden muß. So meinen viele Leute heute über den Arzneiglauben erhaben zu sein und bedenken nicht, daß sie einen sehr starken Arzneiglauben besitzen, nur ist er nicht im modernen Stil, sondern im bronzezeitlichen. Sie fahren in der Kutsche statt im Auto, die Sache ist dieselbe, nur versäumen sie manchmal den Anschluß.

Doch tritt der Einfluß der Ärzte und Kurpfuscher, ihr Kampf um den Glauben des Publikums, jetzt ganz zurück, nachdem ein dritter Faktor eingegriffen hat, der weit mächtiger ist als Arzt und Kurpfuscher, eine Großmacht: die moderne Industrie mit ihrer Reklame.

Seit bekannt wurde, daß in den bei der Farbstoffindustrie vorkommenden Nebenprodukten wirksame Arzneikörper drinstecken, mit denen viel Geld zu verdienen ist, wandte sich der Eifer und Scharfsinn der Chemiker diesen Stoffen zu. Die wunderbaren Erfolge dieser Bemühungen sind erwähnt worden und nochmals soll, um Mißverständnissen vorzubeugen, hier ausgesprochen sein, daß die Ärzteschaft wohl weiß, welchen Dank sie unserer chemischen Industrie schuldet. Doch muß hier leider mehr auf die unliebsamen Nebenerscheinungen dieser Blüte der Arzneimittelindustrie eingegangen werden. Daß die Ärzte verleitet werden, was die Freunde der Naturheilkunde immer bejammern, immer mehr chemische Körper an Stelle von Drogen („Heilkräuter") zu verwenden, ist nicht schlimm. Erfahrung und Experiment allein entscheidet, ob im Einzelfalle der chemische Körper oder der Pflanzenstoff verwendet werden soll, und wenn die Droge als solche nicht ersetzbar ist, wird sie die Chemie nicht beseitigen können.

Die üblen Nebenerscheinungen sind folgende: Mit den Arzneikörpern wurde sehr viel Geld verdient und dieser Erwerb rief auch bei Personen die Bestrebung hervor teilzunehmen, denen die innere Berechtigung dazu fehlte. Man suchte ihn immer müheloser zu gestalten, man fand bald heraus, daß es ebenso einträglich und viel bequemer ist, nicht mit Überlegung und mühevollem Experimentieren neue Mittel zu finden, sondern altbekannte zusammenzumischen. Hauptsache ist nur elegante Verpackung und vor allem ein schöner Name. Wir sind heute soweit, daß wir eine ganze Reihe der alten auf Rezepten verordneten Arzneigemische in der Fabrikpackung fertig in der Apotheke haben können. Eine Sintflut von Mitteln droht uns zu überschwemmen; um auf dem Laufenden zu bleiben hat der Arzt jedes Jahr förmlich neu Arzneimittellehre zu studieren, eine Unmasse neuer Namen zu lernen, wofür er dann allerdings fast ebensoviel alte vergessen darf. Man

kann keine medizinische Zeitung mehr lesen ohne einen Papierkorb neben sich zu haben, denn zu Dutzenden fallen die eingelegten Blätter mit den Arzneimittelanzeigen heraus. Die Blüte der chemischen Industrie begleitet eine ebensolche der unreellen Geheimmittelindustrie, die durch die bestehenden Verordnungen kaum in Schranken gehalten werden kann. Auch das Ausland überschüttet uns mit Arzneimitteln (1910 für 1,599,000 Mark) und Geheimmitteln.

Daß die von allen Seiten zugegebene und beklagte Überproduktion für die solide Industrie selbst von Schaden ist, braucht nicht weiter besprochen zu werden. Sie wird von derselben Unruhe und Atemlosigkeit ergriffen, die wir in allen Zweigen mit Überproduktion finden.

Um die Konkurrenz bestehen zu können oder um überhaupt in die Höhe zu kommen, muß zu allen von unserer Zeit für erlaubt gehaltenen Mitteln gegriffen werden. Diese Mittel sind die verschiedenen Sorten von Reklame, das System, welches man Amerikanismus nennt. Man trifft gelegentlich alte, etwas grießgrämige Sonderlinge — sie sind natürlich nicht ernst zu nehmen — die sagen: „Das moderne Reklamewesen verdirbt die ganze ethische und ästhetische Kultur. Die Reklame frißt die Kultur fort wie Rost das Eisen, sie überzieht ganz Deutschland mit ihrem widerlichen Schleim. Statt Eiche und Linde werden unsere Nachfahren die Tafeln mit Leibnizkakes für das charakteristische Moment der deutschen Landschaft und ‚Continentalpneumatik'-Inschriften für den schönsten Schmuck des deutschen Bauernhauses halten: von der Etsch bis an den Belt. Die Reklame ist der brutale Sieg der Erwerbsgier über Anstand und Geschmack."

Natürlich muß einem Mittel, das von selbst nicht geht, durch Reklame aufgeholfen werden. So setzte in den achtziger Jahren die Arzneimittelreklame mächtiger und immer mächtiger ein. Auch die ernstesten Firmen sind schließlich in den Strudel des Reklamewesens hineingezogen worden und haben alle Mühe dem marktschreierischen Ton der Konkurrenz gegenüber standzuhalten.

Die Krankenbehandlung hat unter den neuen Verhältnissen ein ganz anderes Gesicht bekommen. Früher ordinierte der Arzt, der Apotheker gab die nach Rezept verfertigte Arznei ab. Oder der Kurpfuscher ordinierte den Tee, den er aus der Drogerie bezogen hatte. Das soll jetzt anders werden und ist schon anders geworden. Das ganze Rezepturwesen soll ausgeschaltet werden und ist schon fast ausgeschaltet. Der Apotheker soll nicht mehr Arzneikenner und Arzneihersteller sein, sondern Zwischenverkäufer der Produkte chemischer Fabriken. Schon sind eine ganze Reihe der alten Rezepte fertig, von der Fabrik in Tablettenform gebracht, in Originalpackung zu haben. Man stöbert die Rezepte durch, um die einigermaßen häufig verordneten fabrikmäßig her-

stellen zu lassen. Das hat ja gewiß große Vorteile. Die neuen Mittelchen sind sehr elegant in Form von Bonbons oder Kügelchen in hübschen Gläschen und Paketchen, sie sind bequem auf die Reise mitzunehmen, sie sind sicher auch großenteils vom Großhandel billiger zu liefern. Der junge Arzt braucht keine Rezeptur mehr zu lernen, keine Arzneimitteldosen, er verordnet ja einfach sein Röhrchen, sagen wir „Reklamol Originalpackung". Aber die Sache hat ihre Haken. Handelt es sich um Bodenwichse oder Kunstdünger, so ist ja nichts gegen ein solches Verfahren einzuwenden. Es handelt sich aber um Dinge, die auf Gesundheit, ja sogar auf das Leben von Menschen einwirken. Der Apotheker ist kein Händler. Er ist vom Staate angestellt und ausgebildet, um das was er abgibt, in wissenschaftlicher Weise zu prüfen und dem Publikum Garantie und Schutz vor Gefahren zu bieten. Das Publikum zahlt mit den sogenannten Apothekerpreisen die Entschädigung für diese wissenschaftliche Leistung. Wer übernimmt die Garantie bei den Fertigpackungen der heutigen Industrie? Eine rechtliche Verpflichtung dazu hat der Apotheker nicht, er hat nur die Verpflichtung an Stelle des Originalreklamols kein anderes zu verkaufen. Der Fabrikant hat diese Verpflichtung auch nicht. Solide Firmen sorgen natürlich, daß nichts passiert. Daß es aber nicht alle tun, ist notorisch. Wer sorgt dafür, daß die zur Bereitung des Mittels verwendete Droge nicht alt und verdorben, verfälscht ist, daß das Mittel die zur Wirksamkeit erforderliche Gleichmäßigkeit besitzt? Je mehr kleine Fabriken, die wie man weiß gelegentlich nur aus einer Waschküche bestehen, je mehr unsolide Elemente sich an der tollen Konkurrenz beteiligen, desto schlimmer wird die Sache werden. So wird der Schutzwall, der im Apothekerstand gegen Gefahr und Übervorteilung errichtet worden ist, durchbrochen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der Apotheker nicht mehr das ist, was er sein soll, daß er fast schon zum einfachen Zwischenhändler degradiert ist. Die Nahrungsmittel werden in strenger und wirksamer Weise kontrolliert, die Prüfung der Arzneimittel, die ebenso wichtig wäre, besteht in der Tat nicht mehr. Da der Apotheker aus vielen Gründen die Prüfung der modernen Arzneimittel nicht übernehmen kann, bedarf es der Einrichtung eigener Ämter und Institute zur Überwachung des Arzneiverkehres.

Man kann es nicht verschweigen, daß die Gesetzgebung in Arzneimittelfragen außerordentlich lahm und schwerfällig ist. Könnte man schließlich auf Prüfung der schon eingebürgerten Mittel verzichten, da die häufigst angewendeten Mitteln von durchaus reellen Firmen hergestellt werden, so besteht doch eine schwere Gefahr darin, daß jedes neue Mittel so lange unbehelligt zirkulieren darf, bis gehäufte Schädigung seine Einreihung in die Liste der nur auf Rezept hin abzugebenden Substanzen veranlaßt. Neu auftauchende Mittel können, wenn es sich nicht um Gemenge oder sonstige

pharmazeutische Herstellungen handelt, frei verkauft werden. Nur pharmazeutische Herstellungen sind den Apothekern vorbehalten, andere Mittel (ungemischte Pulver, Tabletten und so weiter) sind dem freien Verkehr erst entzogen, wenn sie auf einer eigenen Liste namhaft gemacht sind, ebenso unterliegen starkwirkende Mittel dem Rezeptenzwang erst, wenn sie durch kaiserliche oder königliche Verordnung eigens namhaft gemacht sind. Ob der Reichskanzler das Recht hatte, das Veronal, nachdem eine Reihe tötlicher Vergiftungen (Selbstmorde) vorgekommen sind, auf diese Liste zu setzen, wird bestritten. So kommt es, daß eine Anzahl starkwirkender Medikamente, zum Beispiel Schlafmittel, jederzeit ohne Rezept käuflich sind, während andere Mittel, die nicht schädlicher, wohl aber bewährter sind, nicht mehr „frei", also nur auf Rezept hin käuflich sind. Hier kann man wirklich von polizeilich geduldeten „Versuchen am Menschen" sprechen. Das System, welches zu wünschen wäre, ist die Herstellung einer sogenannten positiven Liste, wie sie in der Schweiz besteht, das heißt, es sollen nicht die Mittel durch Reichsgesetz namhaft gemacht werden, die den Apotheken vorbehalten sind, sondern umgekehrt die, welche freihändig verkauft werden können. Bis die Unschädlichkeit eines Mittels im freien Verkehr festgestellt ist, müßte es dem Apotheken-, eventuell auch Rezeptzwang vorbehalten bleiben. Die Prüfung und Sicherung der neuen Mittel müßte erste Aufgabe des sehnlich gewünschten Reichsarzneimittelprüfungsamtes sein. Die gesetzliche Erledigung der Arzneiverkehrsfragen müßte bedeutend erleichtert werden, so daß eine jährliche Revision der Listen stattfinden könnte.

Der Umstand, daß bewährte Mittel nach kürzerer oder längerer Zeit ins Arzneibuch aufgenommen werden, nicht mehr frei sind und daher nicht mehr so viel abgesetzt werden, hat zu der eigentümlichen Praxis geführt, daß einige Fabriken sich selbst Konkurrenz machen, das heißt vor Ablauf des freihändigen Verkaufes ein neues, ähnlich wirkendes, aber etwas verschiedenes und anders benanntes Mittel herausgeben, das dann wieder einige Zeit durch freihändig verkauft werden kann. Viele Mittel haben auf diese Weise zwei oder drei überflüssige Ersatzpräparate. Andere Fabriken geben wieder ähnliche Präparate, des Wortzeichenschutzgesetzes halber natürlich anders benannt, heraus. So kommt es, daß der Arzt statt eines Präparates ebensogut fünf, sechs oder noch mehr andere verordnen kann.

Die Tendenz der Industrie geht nun dahin, nicht bloß den Apotheker, sondern auch den Arzt auszuschalten. Die Reklame wendet sich direkt an das Publikum. Die sogenannten Originalpackungen enthalten oft ausführliche Anweisungen, wozu das Mittel gut ist, sie enthalten Hinweise auf andere Mittel der Firma für andere Krankheiten. Was liegt näher, als daß sich die Leute mit Umgehung des Arztes die Medikamente selbst be-

sorgen und sich selbst ordinieren. Das Ideal mancher Industrieller wäre, daß jeder der 65 Millionen Deutschen täglich nicht bloß ihre Seife und ihr Zahnwasser benützt, sondern auch seine tüchtige Portion Stärkungsmittel, sagen wir Reklamalz, sein Nervenmittel, nennen wir es Reklamocitin, zu sich nimmt. Dazu im Herbst, Winter und Frühling sein Mittel gegen Erkältung und so weiter. Daß überall Automaten mit den Medikamenten für vorübergehende Unpäßlichkeiten aufgestellt werden müssen, ist selbstverständlich. Unsere Bahnhofverwaltung hat schon Karmelitergeistautomaten aufstellen lassen. Das ist ein bißchen unmodern, aber doch ein ganz vielversprechender Anfang.

Es entsteht auf diese Weise ein klägliches Gepfusche am eigenen Leibe, das jeder Beschreibung spottet. Auf die Gefahr des Sichverpfuschens, zum Beispiel durch übermäßigen Gebrauch von Schlafmitteln, brauche ich nicht weiter hinzuweisen.

Daß die Tendenz, den Arzt auszuschalten, in der chemischen Industrie wirklich besteht, hat L. Krieger in der Zeitschrift für angewandte Chemie 1912, 12. Juli, mit dürren Worten ausgesprochen. Die Versuche des Kongresses für innere Medizin, dem Reklameunfug etwas auf den Leib zu rücken, gaben ihm Anlaß zu folgender Äußerung: „Vermindern sich so die Aussichten auf weitere Erhaltung der vielleicht zu sehr umbuhlten Gunst der Ärzte für die einen rein wissenschaftlichen Charakter tragenden pharmazeutischen Spezialpräparate der chemischen Fabriken, dann wird die einschlägige Industrie ihr künftiges Interesse weniger den seriösen (wie man so gern in diesen Kreisen sagt) medizinischen Zubereitungen zuwenden dürfen, sondern eine auf breiterer Grundlage aufgebaute Propaganda für populäre Arzneispezialitäten, die sich direkt an das große Laienpublikum wendet, entfalten müssen. Ob eine derartige Wirkung der hier gekennzeichneten Bewegung mancher ärztlicher Kreise gegen die chemische Industrie für den Ärztestand ersprießlich sein wird, mag billig bezweifelt werden.“ Daß es sich hier nicht um Chemiker und Ärzte, sondern um Volkswohl und Volkswohlstand handelt, dieser Gedanke scheint so unmöglich, daß er gar nicht berührt wird. Armes Publikum!

Mag man auch zugeben, daß die mit besonderer Reklame vertriebenen Präparate meist sehr harmlos sind, so ist doch nicht gleichgültig, daß durch die Industrie ein Arzneiglaube großgezüchtet wird — und damit kommen wir auf unser Problem zurück —, der an die schönsten Zeiten der Vergangenheit erinnert, aber der inneren Begründung viel mehr entbehrt. Das Klägliche ist der schreiende Kontrast der oft gar nicht „seriösen“ Produkte mit der angeblichen modernen Bildung und Intelligenz. Wenn wir von Sympathiemitteln und Amuletten hören, so sind das Dinge, die der all-

gemeinen Weltanschauung früherer Zeiten angepaßt waren, heutzutage vorkommend volkskundlich interessante Überlebsel des Altertums. Wenn aber jetzt künstlich ein Aberglaube großgezogen wird, der in keinerlei Zusammenhang mit irgendeiner Weltanschauung oder geistreichen Denkungsart steht, sondern nur auf willkürlichem Mißbrauch halbfertiger wissenschaftlicher Theorien zu Geschäftszwecken beruht, so ist das eine Prostitution der Wissenschaft. Ein Beispiel für viele: Die Physiologie hat nachgewiesen, daß die Markhülle der Nerven von einer fettähnlichen phosphorhaltigen Substanz gebildet wird, die man Lezithin nennt und die auch im Eidotter vorkommt. Nerven — Lezithin — Eidotter, diese drei Worte sind zwar nicht logisch verknüpft, aber ihr räumlich nahes Zusammenstehen hat eine große blühende Industrie hervorgerufen. Daß die sogenannten Nervenleiden mit dem Nervenmark gar nichts zu tun haben, überhaupt nichts mit der chemisch faßbaren Nervensubstanz, daß man das Lezithin in einem Spiegelei billiger hat als in den Tabletten, wird nicht berücksichtigt. Es wird schon helfen. So entwickelt sich neben der wissenschaftlichen Medizin und Therapie noch ein zweites Afterwesen, das sich gebärdet und daherredet, als ob es Wissenschaft wäre. Die Reklamebroschüren sind oft so raffiniert nachäffend gemacht, daß ich eine solche schon als Rezensionsexemplar wie eine wissenschaftliche Arbeit zugesandt erhielt, um die interessanten, darin enthaltenen Theorien zu besprechen. Die geschickte Art der Reklame und der mächtige Drang des Publikums macht es auch dem Arzte schwer, sich der allgemeinen Strömung zu entziehen, und es soll durchaus nicht verschwiegen sein, daß die Ärzte an dem emporkommenden Unwesen ein gutes Teil Mitschuld tragen.

So stehen wir in der ungeheuren Reklameflut und werden fortgerissen, Ärzte, Apotheker, Publikum. Noch weittragender als die sachlich medizinischen und die ästhetischen Konsequenzen scheinen mir die ethischen. Dem Publikum werden tagtäglich Behauptungen vorgetischt, die man im grobianischen unkultivierten Zeitalter Lügen genannt hätte. Es besteht Gefahr, daß man sich an das Lügen gewöhnt, daß man es gar nicht mehr merkt, was Lüge ist, man findet es harmlos, erlaubt, schließlich als notwendiges Geschäftsgebaren. Die Manieren des Marktschreiers finden Eingang in Kreisen, die sie früher weit von sich gewiesen hätten. Ein charakteristisches Zeichen für das Laxerwerden der Begriffe war ein Sensationsprozeß, der sich vor einiger Zeit abspielte. Ein Fabrikant, über dessen persönliche moralische Integrität und *bona fides* wohl kein Zweifel besteht, verkaufte eine Mischung von Fleischextrakt und Hühnereiweiß als Fleischsaft und machte damit ein Bombengeschäft. Wohl die Majorität der Bevölkerung, der Presse nach zu urteilen, darunter hochbedeutende Männer, fanden nichts weiter daran auszusetzen. Wir stehen hier vor einer bemerkenswerten Umwandlung der Moral-

begriffe, nicht daß so etwas geschieht, sondern daß man es für selbstverständlich findet. Man begriff gar nicht, daß einer unserer ersten Gelehrten es der Mühe wert fand, die Sache aufzudecken, und ließ es deutlich merken, daß eben hier eine Konkurrenzfirma dahinter stecken müsse. Die hätte ja, so klang es, wohl eine innere Berechtigung dazu gehabt. Wo ist nun hier die Grenze, was ist erlaubt, was nicht mehr? Man hat den Eindruck, daß die Grenze mehr und mehr hinausgeschoben wird. Und die Altmodischen werden sich wohl daran gewöhnen müssen. Denn zu ändern ist es nicht. Die Gesetzgebung ist machtlos. Alle politischen Parteien sind abhängig von der Presse und die Presse will vielleicht etwas tun, aber sie kann nicht. Man kann nicht von ihr verlangen, daß sie sich selbst ruiniert. Charakteristisch ist die Äußerung des Organs der Londoner Zeitungsverleger (*Newspaper Owner*): „Sollen wir Männer unterstützen, die annonciert haben, annoncieren und in Zukunft annoncieren werden, oder diejenigen, welche nicht an die Reklame glauben, respektive kein Geld haben, Reklame zu machen?" Die ersten sind die Geheimmittelfabrikanten, welche jährlich 40 Millionen für Annoncen in Londoner Zeitungen ausgeben sollen, die letzten sind wir Ärzte. Auch hier, wie im zitierten Artikel von Krieger, eine Drohung, wenn wir nicht stille sind. Es ist uns auch schon in Aussicht gestellt worden, daß, um den Ärztestand zu schädigen, alle sogenannten Kunstfehler ausführlich in der Presse erörtert werden sollen. Wir wissen, daß unser Kampf fast aussichtslos ist, wir sind, selbst wenn wir zusammenhalten, in Deutschland nur 30000, kommen als Wählermasse gar nicht in Betracht, und sind wenig kapitalkräftig. Wir spielen keine Rolle, aber hier, wie in allen Dingen, die zum Volkswohl gehören, halten wir es für unsere Pflicht, unsere warnende Stimme zu erheben.

Eine Schädigung unseres Geldbeutels durch unsere Ausschaltung beim Arzneiverkehr fürchten wir übrigens nicht. Eine Krankenbehandlung ohne persönliches Moment gibt es nicht, und auch wenn es keine Medikamente gäbe, müßte es Ärzte geben. Eine unvermeidliche Folge des zunehmenden Arzneiglaubens und Arzneiaberglaubens wird eine zunehmende Verängstigung des Publikums auf dem Wege der Annoncen sein. Je mehr das Reklamewesen um sich greift, je eindringlicher die Annoncen werden, desto eingeschüchterter, sich selbst beobachtender werden die Leute werden und die Hypochonder werden uns nach vergeblicher Selbstbehandlung in Scharen zuströmen. Das ist auch eine Wirkung des Arznei- und Reklameglaubens.

Die Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen.

Von Ludwig Seitz in Erlangen.

Es ist eine der merkwürdigsten, schwer begreiflichen Erscheinungen im Naturgeschehen, daß regelmäßig mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Auf 100 Mädchen treffen bei der Geburt 106 Knaben. Dieser Knabenüberschuß bei der Geburt wird bekanntlich später in das Gegenteil verkehrt, so daß die Gesamtbevölkerung einen beträchtlichen Überschuß an weiblichen Individuen aufweist. Schon unter der Geburt unterliegt wegen des größeren Körpergewichtes und des größeren Kopfumfanges eine größere Zahl von Knaben; durch eine höhere Krankheitsanfälligkeit und die gesteigerte Gefahr des Berufes werden im späteren Alter die Reihen der Knaben und Männer stärker gelichtet als der weiblichen Individuen.

Dieses Zahlenverhältnis scheint indes nicht ganz unabänderlich zu sein, namentlich hat die Nationalität einen gewissen Einfluß auf die Hervorbringung des Geschlechtes. Es ist zum Beispiel bei den Juden das Geschlechtsverhältnis größer als bei den Deutschen und beträgt 110 und mehr, das heißt es werden bei den Juden weit mehr männliche als weibliche Kinder geboren. Die Ursache soll in der Vermeidung einer Vermischung mit andern Völkern zu suchen sein. Geringer als 106 ist das Geschlechtsverhältnis bei den Russen und Polen, und erst vor einigen Jahren hat Srdinko[1]) an der Hand der österreichisch-ungarischen Statistik durch getrennte Berechnung der einzelnen Rassen nachzuweisen vermocht, daß auch bei den Slawen unseres Nachbarstaates das Verhältnis hinter den deutschen Ländern um ungefähr 1 zurückbleibt. Srdinko sieht diese Eigenschaften vom Standpunkt des Entwicklungsforschers als ein gutes Zeichen für die weitere Vermehrung der slawischen Völker an und will die Erscheinung durch die größere Jugendlichkeit und Lebenskraft der slawischen Rasse erklären. Er meint, wenn die Natur das Bestreben hat, einen Stamm besonders zu vermehren, so geschehe es außer der Steigerung der Quantität noch dadurch, daß sie möglichst viel weibliche Individuen produziere. Es hängt mit der Biologie der Zeugungsvorgänge zusammen, daß auf diese Weise eine größere Gewähr für eine ausgiebige Vermehrung gegeben ist.

Es läßt sich demnach nicht bestreiten, daß die Geschlechtsproportion durch Rasseeigentümlichkeiten, durch ungenügende Mischung und Inzucht und vielleicht auch noch durch andere schwer zu ergründende Ursachen eine geringe Variation erfahren kann. Doch ergeben sehr große Zahlenreihen innerhalb einer Volksgemeinschaft ein ganz auffällig konstantes Verhältnis, und es ist jedenfalls das hauptsächlichste Resultat der Statistiken das, daß die

[1]) Srdinko: Arch. f. Gyn. B. 84, 1908.

Natur mit einer bewunderungswürdigen Zähigkeit sich bemüht, ein bestimmtes Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter bei der Geburt aufrecht zu erhalten.

Diese Zahlen und Tatsachen muß man sich vor Augen halten, wenn man an die Frage nach der Möglichkeit der Vorausbestimmung des Geschlechtes herangeht. Sie beweisen uns, daß die Natur nicht leichten Kaufes von einem immer wieder festzustellenden Gesetz abweichen wird.

Bei der Wichtigkeit der hier in Frage kommenden Verhältnisse ist es verständlich, daß der Mensch, wie überall im Naturgeschehen, auch hier den Versuch macht, die Gesetze willkürlich nach seinem Belieben und nach seinem Sinne abzuändern, oder, da dies meistens nicht möglich ist, wenigstens für seine Zwecke auszubeuten versucht. Gelang der Versuch doch auf vielen andern Gebieten, warum sollte er gerade bei der Vorausbestimmung des Geschlechtes versagen? Das Problem hat von jeher zu viel Anziehungskraft gehabt, als daß nicht immer und immer wieder Versuche zu seiner Lösung unternommen worden wären.

Die modernen Bestrebungen zur Aufhellung des Problems lassen sich in zwei verschiedenwertige Gruppen teilen; die erste Gruppe, die weitaus wertvollere und wissenschaftliche, geht von möglichst primitiven Lebewesen aus; hier liegen die Verhältnisse meist relativ einfach. Es läßt sich die Versuchsanordnung nach Belieben regeln und modifizieren. Die Methode hat auch bereits zu sehr bedeutsamen Resultaten geführt und eröffnet bei methodischer Weiterarbeit hoffnungsvolle Perspektiven.

Es ist zum Beispiel Hertwig gelungen, durch Veränderung in den Existenzbedingungen bei Fröschen künstlich mehr weibliche Individuen zu erzeugen, als das der Geschlechtsproportion bei den Fröschen entspricht. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß wir vorläufig noch ganz im Anfang einer Forschung stehen, und man darf namentlich nicht vergessen, daß solche Versuche bei niedrig stehenden Tieren noch nicht ohne weiteres eine Übertragung auf die Verhältnisse beim Menschen erlauben, was übrigens diese Forscher bisher auch nie getan haben.

Die zweite Gruppe geht bei ihren Untersuchungen vom Menschen selbst aus, gemäß dem Grundsatz, daß der Mensch am besten an sich selbst studiert wird. Sie versuchen durch Studium der einzelnen Vorgänge und durch zahlenmäßige Berechnungen dem Problem auf den Grund zu kommen. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Methode wegen der schlechten Übersichtlichkeit und der Kompliziertheit der Verhältnisse recht wenig verläßlich ist und daß die Forscher deshalb sehr leicht auf Irrwege gelangen können.

Noch ist in der Erinnerung vieler der Fall Schenk. Der sonst verdiente

Wiener Embryologe glaubte auf ungenügender Basis und auf Grund nur weniger, vieldeutiger Erfahrungen beim Menschen gefunden zu haben, daß es durch eine bestimmte Art der Ernährung möglich sei, willkürlich das eine oder andere Geschlecht zu erzeugen, und er hat mit einer für einen wissenschaftlichen Forscher ungewohnten Reklame für seine Ansichten Propaganda gemacht. Er mußte seine voreilige und kritiklose Hypothese mit dem Verluste seines wissenschaftlichen Namens und seines Lehrstuhles bezahlen.

Die Schenksche und viele ähnliche Theorien gehen alle von dem Gedanken aus, daß jedes befruchtete Ei zunächst gewissermaßen ein Neutrum ist, das heißt, daß es weder ein weibliches noch männliches Geschlecht hat und daß es erst im Laufe der ersten Monate definitiv zur Entwicklung eines bestimmten Geschlechtes kommt. Die rein äußerliche Betrachtung gibt dieser Auffassung auch insoferne recht, als es in der Tat morphologisch erst ungefähr vom dritten Monate ab möglich ist, das Geschlecht des Kindes sicher zu erkennen. Diese Unmöglichkeit einer sicheren Geschlechtserkennung gibt indes selbstverständlich noch nicht das Recht anzunehmen, daß um diese Zeit eine Differenzierung der Geschlechter überhaupt noch nicht vorhanden ist. Ein solcher Schluß wäre genau so, wie wenn jemand von einem einmonatlichen Embryo, bei dem noch gar nichts von einer Armanlage zu sehen ist, schließen wollte, er hätte überhaupt keinen Arm bekommen.

Die Schwäche einer solchen Beweisführung einsehend, stehen die meisten Forscher auf dem Standpunkt, eine Prädestination des Geschlechtes im Ei anzunehmen. Ist diese Ansicht richtig, dann ist es von vorneherein ausgeschlossen, noch nach der Empfängnis das Geschlecht des Kindes willkürlich, wie dies Schenk getan hat, beeinflussen zu wollen.

Von einem ganz anderen Standpunkte geht Schöner[1]) in seinem vor kurzem erschienenen Buche „Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechtes beim Menschen" aus. Er beabsichtigt nicht durch irgendwelche Manipulationen die Geschlechtsbildung künstlich zu beeinflussen, er macht vielmehr den Versuch, den Merkmalen nachzuspüren, an denen man erkennen kann, ob das im Eierstock sich lösende Ei männlichen oder weiblichen Ursprungs ist. Gelingt es, das Geschlecht des sich lösenden Eies vorher festzustellen, so braucht man nach der Ansicht Schöners nur den richtigen Zeitpunkt für die Befruchtung zu wählen, um das gewünschte Geschlecht zu erhalten.

Schöner stellt sich ganz auf den Boden der Prädestinationstheorie. Jedes Ei des Eierstocks ist bereits in seinem Geschlechte präformiert. Das männliche Prinzip, das Sperma, sei ohne jeden Einfluß auf die Geschlechtsbildung. Schöner rechnet bereits im Eierstock mit einer geschlechtlichen Differenzierung

[1]) Schöner: Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechtes beim Menschen. Med. Verl. Schweizer & Co., Berlin.

als mit einer konstanten, rechnerisch greif- und faßbaren Zahl; denn es ist klar, daß dann, wenn die Prädestinationslehre richtig ist, etwas mehr als die Hälfte aller Eier männlich, die andere weiblich ist, wie es dem Geschlechtsverhältnis der Geborenen entspricht. Das ist die Grundlage der Schönerschen Beweisführung. Ist sie falsch, so fällt auch das ganze System zusammen. Vieles spricht ja in der Tat für die Richtigkeit der Prädestinationslehre, so zum Beispiel, daß eineiige Zwillinge stets das gleiche Geschlecht haben, ferner die neueren Forschungen von Löw, der in seinen Experimenten fand, daß die Rolle des Spermas für die Weiterentwicklung des Eies relativ gering ist und daß es gelingt, künstlich durch andere Einflüsse, die zur Sprengung der Eihülle führen, eine Entwicklung der Eier bis zu einem gewissen Grade des Embryonalzustandes zu erzeugen. Allein wir sind heute noch weit davon entfernt, die Hypothese bereits als Gesetz ansehen zu können und mit ihr, als mit einer konstanten Tatsache, wie Schöner tut, zu rechnen. Indes was bedeuten solche prinzipielle Bedenken, wenn es Schöner gelingen sollte, durch tatsächliche Erfahrungen das Geschlecht im voraus zu bestimmen! Seine Erfahrungen wären dann umgekehrt dazu angetan, die Prädestinationstheorie zu stützen. Betrachten wir also die Weiterentwicklung seiner Methode.

Das erste Gesetz, das er gefunden zu haben glaubt, ist das Gesetz von der Alternation. Es besagt, jeder Eierstock liefert abwechselnd ein Ei, das heißt das eine Mal ovuliert der rechte, dann der linke Eierstock und so weiter. Die zwischen zwei Ovulationen gelegene Zeit differiert etwas, beträgt aber im allgemeinen 28 Tage. Es setzt dabei Schöner die Menstruation gleich mit Ovulation, das heißt, daß Periodenblutung und Eilieferung zeitlich zusammenfallen und daß erstere kausal durch letztere bedingt ist.

Schöner rechnet auch hier mit ganz bestimmten Dingen, während er sich tatsächlich auf durchaus schwankendem und hypothetischem Boden bewegt. Mit Ausnahme einiger menschenähnlicher Affen, die wegen ihrer Seltenheit schwer der Beobachtung zugänglich sind, ist bekanntlich das menschliche Weib das einzige lebende Wesen, das eine Menstruation aufweist. Beobachtungen am Menschen sind immer schwer und mit größter Vorsicht zu deuten und so kommt es, daß noch nicht einmal sicher feststeht, ob Menstruation und Ovulation zusammenfallen. Man hat früher auf Grund allgemein klinischer Erfahrungen allerdings ziemlich allgemein angenommen, daß in dem Augenblicke, in dem sich die Menstruation zeige oder kurze Zeit vorher, sich auch ein Eichen löst. Allein wir wissen durch exakte Untersuchungen von Leopold, daß das durchaus nicht immer der Fall ist und daß in einem größeren Prozentsatz die Ovulation im Intervall erfolgt. Ja Born und L. Fränkel haben es durch eine große Anzahl von Tierbeobachtungen sogar wahrscheinlich

gemacht, daß das Eichen regelmäßig bereits im Intervall frei wird; auch darf man nicht vergessen, daß der Menstruationstermin nicht immer 28 Tage auseinander liegt, sondern daß kürzere und längere Zwischenräume tagtägliche Erscheinungen sind. Schöner geht bei seinen Berechnungen stets von einem 28tägigen Intervall aus und stellt dadurch seine Berechnungen von vornherein auf eine unsichere Basis.

Sehen wir von diesen Schwächen und Fehlern der Schönerschen Beweisführung ab und fragen wir uns, wie kommt Schöner zu der Annahme, daß die Eierstöcke im regelmäßigen Turnus bei der Ovulation alternieren. Bisher sind genügend Beweise, wie Schöner selbst betont, für eine solche Annahme noch nicht vorhanden. Einige Beobachtungen am Menschen sprechen zwar dafür, aber von einer sicheren Beweisführung konnte bisher noch nicht die Rede sein. Schöner glaubt nun die Alternation der Eierstöcke folgendermaßen bewiesen zu haben. Er untersuchte menstruierende Frauen und will gefunden haben, daß der Eierstock, der gerade ovuliert, bei der Betastung besonders druckempfindlich ist. Schöners Beweisführung ist also eine rein klinische. Einer solchen hängen stets eine Reihe von Fehlerquellen an, und die Befunde dürfen nur mit großer Vorsicht verwertet werden. Eine Sicherheit geben nur anatomische Befunde. Indes ist auch die klinische Methode Schöners sehr angreifbar, da bei stärkerem Drucke jeder Eierstock empfindlich ist; wie will man da kleine Differenzen zu einer so wichtigen Entscheidung verwerten, wie darf man überhaupt Schmerzäußerungen, also eines der allersubjektivsten und variabelsten Symptome, zu einer objektiven Feststellung verwerten? Näher läge es, worauf Schöner nicht hinweist, die Vergrößerung des Eierstockes zur Feststellung der Ovulation zu benützen. Natürlich würden auch diesem Verfahren zahlreiche Fehlerquellen anhaften.

Schöner stellt noch ein zweites und ein drittes Gesetz auf. Das zweite Gesetz handelt davon, wie die Eier aufeinander folgen, nämlich immer in entgegengesetzter Geschlechtsanlage vom rechten zum linken Ovarium. Das dritte Gesetz ist das sogenannte Zahlengesetz, welches besagt: jedes Ovar liefert fortlaufend zweimal das gleiche und einmal das entgegengesetzte Geschlecht, und zwar liefert das rechte Ovar zum größten Teil männliche, das linke Ovar zum größten Teil weibliche Eier. Das Verhältnis ist zwei zu eins. Schöner glaubt mit Hilfe dieses Zahlengesetzes das Geschlecht des kommenden Kindes voraussagen zu können. Es ist zum Beispiel bei einer Frau, die bereits geboren hat, nur nötig, das Geschlecht des bereits geborenen Kindes und die Zahl der seit der Geburt erfolgten Menstruationen zu wissen, oder bei einer, die noch nicht geboren hat, festzustellen, welches Ovar gerade während der Menstruation ovuliert. Dieses Gesetz als richtig angenommen, wäre jeder, der im Besitz dieser mathematischen Zauberformel

ist, in der Lage, durch Regulierung der Zeit des Geschlechtsverkehrs das von ihm gewünschte Geschlecht zu erzeugen. Praktisch wäre damit die Vorausbestimmung des Geschlechts ja erreicht. Schöner versäumt nicht am Schluß seines Buches in schillernden Farben die Folgen zu beleuchten, die die Durchführung seines Zahlengesetzes und die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts in der sozialen Zusammensetzung des Menschengeschlechtes haben würde.

Das von Schöner aufgestellte Zahlengesetz ist eine rein mathematische Konstruktion, die gerade wegen ihres rein rechnerischen Charakters anfänglich imponiert, bei genauerem Zusehen indes jede Beweiskraft verliert. Wie kam Schöner zu dem Zahlengesetz? Er benützte das alte Familientaufbuch im Pfarrhof zu Egern am Tegernsee, in dem die Geburten sorgfältig familienweise eingetragen sind, und zieht so 1489 Kinder auf Grund des oben entwickelten Grundsatzes in den Kreis seiner Berechnung. Da jeder Fall einzeln nachgerechnet werden mußte, so bedeutet das eine Riesenarbeit, die man als solche staunend anerkennen muß. Leider steht der Wert der Arbeit im Vergleich zu der aufgewendeten Mühe in keinem Verhältnis.

Wir haben bereits bei der Besprechung der Prädestination der Geschlechter, bei der Menstruation und Ovulation, bei der Alternation der Ovulation gesehen, wie unsicher und wacklig die Grundlagen sind, von denen Schöner ausgeht. Auf diesen unsicheren Prämissen baut er sein mathematisches Gebäude auf. Aber auch das Material des Familientaufbuches selbst ist für eine statistische Bearbeitung ungeeignet; denn es handelt sich um standesamtliche Aufzeichnungen, bei denen naturgemäß alle die hier in Frage kommenden Gesichtspunkte außer acht gelassen sind. Wir wissen nichts über die Menstruationsverhältnisse der Frauen, über den Eintritt der ersten Menstruation nach der Geburt, über die Dauer des Stillens, in der meist die Menstruation aussetzt, nichts über die Zahl der Aborte und dergleichen mehr, kurz, es schleichen sich so viele Fehlerquellen ein, daß die ganze Berechnung illusorisch ist und jede Beweiskraft verlieren muß. Es hängt ganz von dem subjektiven Ermessen des Untersuchenden ab, ob er einen Fall in diese oder jene Kategorie eingruppieren will. Es ist meines Wissens auch der erste Versuch, ein rein biologisches Problem, wie es doch zweifellos die Vorausbestimmung des Geschlechts darstellt, durch statistische Berechnungen auf Grund standesamtlicher Bücher lösen zu wollen.

Trotz dieser berechtigten Einwände, so wird mancher sagen, ist es doch wunderlich, daß es Schöner gelungen ist, praktisch das Geschlecht vorauszubestimmen. Indes die im Buche mitgeteilten Fälle sind sehr wenig zahlreich; sie beweisen gar nichts, denn man vergesse nicht, daß man bei jeder Geburt von vornherein eine Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent hat, das

richtige Geschlecht zu erraten. Wenn jemand Glück hat, so kann er unter hundert Fällen sogar achtzig und mehrmals das richtige treffen. Auf andere Weise suchte sich ein alter kluger Geburtshelfer zu helfen. Er kündigte jedesmal ein Mädchen an. Kam ein Knabe, so wurde die falsche Prophezeiung rasch vergessen, kam ein Mädchen, dann hatte er es ja vorausgesagt.

Schöner ist von der Richtigkeit seiner Schlüsse und von der Wichtigkeit seiner Entdeckung vollständig überzeugt und trägt sie mit einer warmen inneren Begeisterung vor, die geeignet ist, auch andere, die weniger in der Sache Bescheid wissen, mit sich fortzureißen. Es ist daher notwendig, auf die Unhaltbarkeit der Schönerschen Schlußfolgerungen vor einer breiteren Öffentlichkeit, für die ja das Buch bestimmt ist, ausführlich hinzuweisen.

Trotz Schöner hält die Natur ihr Geheimnis noch mit „Klammern und mit Schrauben" fest, und es wird noch langer und mühevoller Arbeit bedürfen, ehe es gelingt, den Schleier zu lüften. Ob es überhaupt je gelingen wird?

Das Publikum und die Wetterprognose.

Von August Schmauß in München.

Es ist eine für uns Meteorologen betrübliche Tatsache, daß bis hinauf in die gebildetsten Kreise kein rechtes Verständnis für die Wetterprognose angetroffen wird. Man glaube nicht, daß diese Beschwerde einer Selbsttäuschung über den Wert der Wetterprognose entspringt. Wir sind uns vollständig klar darüber, da wir verpflichtet sind, täglich die Richtigkeit unserer Überlegungen zu prüfen, während das Publikum sich nur darum kümmert, wenn es die Prognose braucht, ein Urteil sogar meist nur dann abgibt, wenn es Grund hat, damit unzufrieden zu sein.

Nicht gegen die Kritik der Wetterprognose überhaupt möchte ich mich wenden, wohl aber gegen den Spott und Hohn, der sich gelegentlich dareinmengt. Spott verdient nur der, dessen Leistungen hinter seiner Einbildung zurückbleiben. An jedem Prognosenanschlag ist aber deutlich zu lesen: „Voraussichtliche Witterung". Wer je einen wirklichen Einblick in die Grundlagen der Wetterprognose gewonnen hat, weiß, mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hat, so daß Sicherheit als unmöglich bezeichnet werden muß.

Man kann die Frage aufwerfen, warum man den Wetterdienst begonnen habe, ehe die Kenntnisse die nötige Vertiefung erlangt haben. Für Bismarck war der Gedanke in der Tat bestimmend, um sich dem Wunsche Neumayers auf Errichtung eines Prognosendienstes zu widersetzen. Nach seiner Ansicht darf sich ein staatliches Institut nicht blamieren. Wenn trotzdem die Wetterprognose geschaffen wurde, und zwar auf Wunsch des Publi-

kums, geschah das aus der vielleicht unbewußten Erkenntnis heraus, daß unsere ganze Lebensführung auf Wahrscheinlichkeiten, und nicht auf Sicherheiten aufgebaut ist. Wir vertrauen dem Arzte, dem Politiker, dem Bankier, obwohl sie sich gelegentlich irren; warum billigt man nicht dem Meteorologen die gleiche Nachsicht zu? Allerdings ist den erwähnten Berufen nicht jeder Fehlschluß so leicht, namentlich nicht so bald nachzuweisen wie dem Meteorologen, dem jedes Kind in die Ohren zu schreien sich berechtigt fühlt, wenn er sich geirrt hat.

Gelegentlich wird die Wetterprognose sogar unverdientermaßen der Kritik des Publikums preisgegeben. Gar nicht selten zum Beispiel bleibt, besonders an kleineren Landpostanstalten, der Anschlag tagelang unerneuert. Man geht rasch herzu, liest, ohne sich zu vergewissern, ob der Anschlag auch für den betreffenden Tag erfolgte, und das Urteil ist fertig. Ein Erlebnis, das sich stark meinem Gedächtnis eingegraben hat, legt Zeugnis ab von der oft unglaublichen Gedankenlosigkeit, mit der die Prognosen gelesen und verwertet werden. Das Unglück auf dem Hochschneeberg am 25. März dieses Jahres ist wohl noch in allgemeiner Erinnerung. In einem Aufsatze „Der weiße Tod" schilderte einer unserer beliebtesten alpinen Schriftsteller die Situation. Darin findet sich der Satz: „Nun wissen wir aber, daß gerade an diesem Tage das Barometer rasch und auffällig zu steigen begann, und daß die Meteorologen verkündeten: Fortschreitende Besserung." Dieses war aber der Wortlaut der bayerischen, für den 26. März ausgegebenen Prognose! Der Verfasser konnte auf Vorhalt nicht einsehen, daß er damit, ohne es zu wollen, dem Ansehen unserer Prognose arg zugesetzt habe. Er war „der Überzeugung, daß die Leser zunächst an österreichische Verhältnisse dachten". Also man nimmt die für einen andern Tag bestimmte bayerische Prognose und malt mit poetischer Lizenz aus, daß die österreichischen Touristen im Vertrauen auf Barometer und Prognose auf der Ausführung der Tour bestanden!

Der Unverstand in bezug auf die Ansprüche, die an die Wetterprognose gestellt werden dürfen, erklärt sich aus einem ganz alltäglichen Irrtum. Wenn man zehn Menschen frägt, wo sie das Wetterinstitut suchen würden, antworten gewiß neun: an der Sternwarte. Eine größere Ironie kann man sich nicht denken, als daß die exakteste aller Naturwissenschaften, die Astronomie, in den Verdacht kommt, sich mit Wetterprognosen befassen zu müssen. Die Verwechslung ist für die Wetterprognose fatal, weil unwillkürlich die Unsicherheit derselben mit der Präzision astronomischer Berechnungen in Vergleich gesetzt wird. Wenn das Publikum in höchstes Erstaunen gerät, daß zum Beispiel der Eintritt einer Sonnenfinsternis so genau voraus angegeben werden kann, weiß es eben nicht, wie einfach diese Aufgabe ist.

Die Wetterprognose ist, mathematisch gesprochen, eine Gleichung mit so vielen Variablen, daß daneben die astronomischen Probleme wie Aufgaben aus der niederen Mathematik erscheinen.

Leider handelt es sich bei dieser Verwechslung nicht bloß um einen formalen Irrtum, als vielmehr um den zwar poetischen, aber haltlosen Glauben des Volkes, daß den astronomischen Vorgängen, insbesondere den Stellungen des Mondes, ein wesentlicher Einfluß auf die Witterungsgestaltung zukomme. Ich weiß, man wird mir entgegenhalten, die Wissenschaft kümmere sich nicht um wohlberechtigte Meinungen des Volkes. Es haben aber eingehende Arbeiten gewissenhafter Meteorologen sich mit einem etwaigen Mondeinfluß befaßt. Ist es denn nicht selbstverständlich, daß gerade wir Meteorologen uns einen Zusammenhang zwischen Mond und Wetter dienstbar machen würden? Es wäre wahrlich bequemer, wenn uns ein Blick in den Kalender über die ebenso schwierigen, wie leider auch oft erfolglosen Überlegungen hinweghelfen könnte.

Erfahrungsgemäß werden die, welche gerne das Ergebnis der Wissenschaft annehmen und vom Monde loskommen wollten, schwankend gemacht durch das gelegentliche Eintreffen von Mondregeln. Sie machen sich offenbar nicht klar, daß auch der Zufall zu seinem Rechte kommen muß. Würden sie gewissenhafte Aufschreibungen machen, dann würden sie finden, daß in hundert Fällen fünfzigmal die „Regel“ sich als richtig erwies, aber auch fünfzigmal versagte.

Um einen wirklichen Zusammenhang des Mondes mit der Witterung würde es sich offenbar erst dann handeln, wenn die Behauptung nicht in fünfzig, sondern in siebzig oder achtzig Fällen von hundert sich als richtig erwiesen haben sollte. Die überzeugten Mondanhänger glauben in der Tat siebzig Prozent Treffer aufzählen zu können, weil es ganz menschlich ist, in der bloßen Erinnerung die Nieten zugunsten der Treffer zu verringern.

Greifen wir eine von den vielen „Mondregeln“ heraus: Mondwechsel bringt Witterungswechsel. Diesem Satze brauchen wir gar nicht mit dem Rüstzeug einer exakten Statistik zu begegnen, wir können ihn rein logisch widerlegen. Ein Mondwechsel ist ein für die ganze Erde gleichzeitiges Phänomen. Demnach müßte sich die Witterung auf der ganzen Erde gleichzeitig ändern. Die Witterung ist aber deutlich an die Luftdruckgebilde gebunden und wandert mit ihnen, in unseren Breiten meist von West nach Ost, mit einer meßbaren Geschwindigkeit.

Daß die Unhaltbarkeit des Glaubens an den Mond unseren erfahrensten Wetterpropheten, den Landleuten, Hirten, Jägern und so weiter nicht aufgefallen ist, kann nur aus dem im Menschen vorhandenen Hang zum Mystischen verstanden werden. Diese Berufsklassen sind doch sonst dank ihrer

fortwährenden Beschäftigung im Freien derart geübte Beobachter, daß sie darin unsere höchste Bewunderung verdienen. Die langjährige Schulung verleiht ihnen in der Beurteilung der augenblicklichen Wetterlage eine solche Sicherheit, daß sie fast instinktmäßig die Bedeutung der Wolkenbildungen, der Windrichtung, kurz der „Wetterzeichen" erkennen.

Bei aller Hochachtung vor der Wettererfahrung dieser Leute darf man jedoch nicht vergessen, daß ihr Wissen beschränkt ist. Sie sind ausschließlich kompetent in ihrer oft recht eng umgrenzten Heimat. Ihnen gegenüber hat der Meteorologe an der Hand der Luftdruckverteilung eine umfassendere, mehr auf das Große gehende Kenntnis der atmosphärischen Erscheinungen. Er ist, bildlich gesprochen, der praktische Arzt, der trotz des Vorhandenseins routinierter Spezialisten unentbehrlich ist. Es zeugt demnach von geringer Sachkenntnis, wenn gelegentlich besonders Geistreiche über die Wetterprognose mit dem Argumente spotten, daß jeder Laie mehr vom Wetter verstehe als die Meteorologen.

Der Schmied von Kochel.

Josef Ruederer hat eine Tragödie geschrieben, die am 30. September 1911 am Münchener Schauspielhaus ihre Uraufführung mit vollkommenem Mißerfolg erlebte. Das Straßburger Stadttheater verhalf dem Werk am 27. Oktober 1911 zu einem starken Premierenerfolg; nach der zweiten Aufführung verschwand das Stück vom Spielplan, weil die Einnahme unter der erlaubten Norm blieb. Es ist mir, da ich keiner Vorstellung beiwohnte, unbekannt, ob und wieviel Schuld an dem Mißerfolg der Darstellung zukommt, oder ob einzig das Meisterwerk selbst seinem Wesen nach den Märtyrergang gehen mußte.

Was ist Geschichte? Notierungen von Namen, Daten, äußeren Entscheidungen; sonst wildes Spiel, dem der Weise in Schauern lauscht, demütig dankend, wenn nach unendlichem Harren er nur Eine Verschlingung dieses Spiels begreift, nur Ein Antlitz sich ihm ohne Larve weist. — Wir aber lernen „Geschichte" — erfahren von Helden, von der Parteinahme Gottes, wissen mit vierzehn Jahren, wen wir zu verachten, wen wir zu verehren haben. Und sind wir wenig älter, suchen und finden wir Ursache und Wirkung; nun können wir nach Herzenslust dozieren, rühren und erheben.

Peinlich, wenn da eines Tages ein Mann kommt und uns ohne Rücksicht ein belehrendes, rührendes oder erhebendes Ereignis wegnimmt, um es mit Seherauge und schaffender Hand umzudeuten zur Tragödie. — Tragödie

— also Untergang, Untergang nicht von außen, sondern von innen; ernst gesprochen: gesuchter Untergang. Denn nur so ist der tragische Held zu begreifen — er allein, ihm selbst unbewußt, erzeugt die Ereignisse, die ihn fällen müssen, weil er fallen will, weil nur im Untergang ihm das Geheimnis seines Wesens gelöst werden kann. — Alles wird zum Helfer. Die Stärke seines innern Wunsches zieht unwiderstehlich das Dienende zu ihm; er sendet Boten, behält Hüter — er spannt Netze der Seele, in denen die Fernsten sehnsuchtsvoll sich fangen; er saugt aus der Natur nur das ihm Notwendige — er zwingt die Dinge an ihren Ort. Bis die Stunde der Erfüllung da ist. —

Wie kommt es, daß ein Bauernschmied Führer wird in einer politischen Angelegenheit? Ist er ein Patriot — ein Mann mit sozialem Interesse — ein Bejahender? Nichts von alledem. In der Waldschmiede weht die Luft mystischer Sehnsucht; so heißer Sehnsucht, daß sie Wunder erlebt, Wunder verlangt.

In der Einsamkeit erwachsen, bei der steilen Felswand, die nicht redet, nah dem dunklen, auch schweigenden See, — stark und stumm — ein unbegriffenes Leben führend — Fragen auf Fragen in der Seele — so war der Schmied. Neben ihm ein Weib — geheimnisvoll zu ihm gezwungen, voll Furcht vor ihm und seinen Geistern, und doch ihm machtlos hingegeben. Keine Erfüllung bedeutet sie ihm, nur ein Rätsel mehr auch dies. Wann kommt die Lösung? Sie bringt ein Tag: „ich saß vor der Schmiede, da tönt es herab mit Posaunenklängen die Straße, so lang sie ist und so breit. Erst Soldaten zu Fuß, dann Pferde, dann Lafetten, Kanonen, Fahnen und dann kam ein heller Schein; der fiel auf glänzendes Metall, . . . wie die Sonne stach er in die Augen, daß man zur Erde gebeugt wurde, und von ihm stieg's über die Tannen und Fichten zur Höhe."

Verkörperung der Sehnsucht, Wunder — Flehen aller Menschheit — nun ist es da. — Der silberne Ritter, daß er ihn sah, Zeichen der Berufung; ihm ist er verfallen — er ist sein Herr über Leben und Tod. — Bald fünfzehn Jahre, erfüllt vom Lichte der Erscheinung, vergehen in der Schmiede, zugleich voll ahnender Erwartung. Nicht weiß der Schmied, wer sein silberner Ritter ist; aber eins durchdringt ihn: noch ist das Siegel des Opfers nicht auf die Erwählung gedrückt, wann kommt die Stunde, die dies fordert?

„Von unten, vom Dorfe, so weit das auch liegt, war's schon heraufgedrungen, das Schreien, das Toben, so gellend, so herzzerreißend, wie vom Kindermord zu Bethlehem." Zum zweiten Male spricht die Welt zum Schmied — fordernd kommen die Werber auch in sein Haus. Und die Fäden, die zwischen ihm und dem silbernen Ritter gesponnen, verdichten sich zum Netz — zum Netz des Opfers, das den Sohn bindet. — Denn nun

wird alles klar — der silberne Ritter — es ist der Kurfürst Max Emanuel. Da gibt es kein Fragen — nur opfern. Und der Schmied opfert — opfert den Sohn, der sich in wilder Angst vor den Werbern versteckt; nur der Vater kennt den Schlupfwinkel — „dort aber, hinter der Esse" zog er ihn vor — ihn, den er liebt, wie die Mutter ihn liebt, vielleicht noch heißer. Denn der Vater, der den Sohn so ruhig dem leiblichen Verderben preisgibt, wenn es gilt, ein Ewiges zu leben, ist er der höchsten Liebesblüte nicht näher als die Mutter, die, an die körperliche Nähe gebunden, zerbricht an der Tat des Schmiedes? — Mathias, der Sohn, scheidet mit einem Blick „wie der gegeißelte Christus". Stumm, in irrem Weh, von Zeit zu Zeit nach dem Sohne wandernd, so lebt die Mutter. Den Hammer nicht mehr anrührend — ganz Sehnsucht, durch Mannes Ruhe und Geduld gebundene Sehnsucht — so der Schmied. Denn nun ist alles Symbol geworden, einzige Luft, in der der religiös Geniale atmen kann. Wie tief charakteristisch: Berufsarbeit zu enden; das Werkzeug dieser Arbeit aber aufzusparen zu symbolischer Handlung! — wie elementar mystisch, alle Fäden zusammenzubinden in einen Knoten: wenn Mathias kommt, dann schmiedet er wieder — denn dann ist die Stunde da, wo der silberne Ritter zurückkehrt. Denn nun stehen sie auf gleich — er, der Waldschmied, und der ferne Fürst. Um den Schmied geschart, warten sie mit ihm, die Bauern, die Gesundheit, Wohlstand und Kinder hergeben mußten. Ihre zagen, müden und trostesarmen Herzen nähren sich von der Seele des Schmieds. Wie das Sakrament, reicht er ihnen stets von neuem die Erzählung von dem Wunder der Erscheinung, der Berufung, des Opfers. Süß beruhigt warten sie weiter, wenn der Schmied die Kunde von der sichern Wiederkehr abermals gespendet hat. —

Was aber fühlen Bayern, was der Kurfürst, was der Sohn von diesem Traum? Dies zeigt ein meisterlicher erster Akt. Wild wogt da alles durcheinander — Feigheit, rohes Sich-Abfinden mit dem Schicksal des Landes, derbe Daseinsfreude und dagegen zorniges Anklägertum, kaltblütige Aufwieglerei und empörter Zynismus des Entwurzelten. — Der Kurfürst? Eine reizvolle Genießernatur wurde er zum Verräter als es galt, sich zu bewähren. „Der Max Emanuel hat, um seine Erbfolge in Spanien zu sichern, unserm gnädigsten Kaiser, seinem erlauchten Schwieger, aufs allergemeinste die Treue gebrochen. Den Franzosen hat er die Festungen geöffnet und deutschen Namen schimpflich verraten. Darauf ward er des Thrones für immer verlustig erklärt." — „Jetzt hockt er in Brüssel als Statthalter des Vierzehnten Ludwig und frißt französisches Gnadenbrot." — Für die hilfeflehende Schrift des Jägerwirts hat er nur Hohn; sein gänzliches Versagen reißt diesen zu gewaltiger politischer Unternehmung auf — macht aus

dem scharf Intellektuellen den Handelnden, der alle Brücken abbricht. Er schafft die große Lüge von der Botschaft des Kurfürsten: „grüß mir mein Baierland, in der Christnacht steh' ich bei München". Mit dieser Lüge will er die Münchner zwingen, das Landvolk, den Schmied. Denn ihn, dessen Geheimnis von der irren Frau erzählt, von dem heimkehrenden, zerbrochenen Sohn bestätigt wird, braucht er. „Fragt das Volk rings um die Schmiede: Wenn der Balthasar wieder die Esse schürt, steigt der Ritter zur Türe herein." Dann muß die Empörung das Land durchfluten — muß den Kurfürsten herzwingen, die Österreicher verjagen.

Groß, weil auch ganz, steht neben ihm Mathias, der Sohn. Ihm ist die Erde eine bleibende Statt; auf dem Heimatboden zu leben — einzige Wurzel eines möglichen Daseins. Die Tat des Schmieds, Heimweh, ehrloses Soldatentum, äußeres Elend meißelten ihn zum Anarchisten. Rachsüchtig, mit der harten Klarheit des Hoffnungslosen spricht er seine Worte — reift auch er zu grausiger Tat. Die ihn auflas in seiner Not, Camilla, einst das Fürstenliebchen, jetzt eine verwüstete Dirne, die die Erinnerung an den Kurfürsten aufgesäugt hat zu extatischer Schwärmerei. Er wird ihr und aller Heiland und Retter sein! —

Und nun der zweite Akt, hoch oben in der Schmiede. Hoffnungslos prallt die Realpolitik des Jägerwirtes ab an des Schmiedes nur Horchen auf die innere Stimme. Ebensowenig vermag konventionelle Moral oder rohe Gewalt über den, der sein Gesetz in sich trägt. Er schmiedet nicht, wenn man ihn auffordert, er harrt des Zeichens. Da tritt sie ein — seine Frau — mit der Botschaft: Mathias ist da, „liegt halbtot in der Stadt". — Der Schmied: „Jetzt ist's entschieden." — Und nun kommt, für mein Empfinden, mit die musikalischste Szene des Stückes. Wie es schwer melodisch einsetzt, dies Fragen über die Vorbereitungen zum Schmieden — wie die Frau spricht — wie der Schmied antwortet — sein Künden von der Dunkelheit seiner Seele, von dem Vorgefühl des Untergangs bis zu der aus Glauben, Trotz und Erfüllungssehnsucht geborenen Tat des Schmiedens. Und dann der trunkene Jubel der Bauern, mit dem sie — alles zur Waffe machend — hinausstürmen: „Dorthin zu ihm — dorthin zur Welt."

Dritter Akt! Christnacht, Christnacht, in der die Glocken nicht geläutet werden dürfen über München. Denn nicht mehr sind sie Zungen des Friedens; ihr Tönen meldet den Feind. — Gaststube des Jägerwirts; nur Weihnachtsvorbereitungen scheinbar. Stadtkommandant und Bürgermeister, beides Liebhaber der Jägerwirtin, verbringen den Abend mit Trinken, angefeuert durch den Hauptmann Mayer, bis sie in schweren Schlaf sinken. Dahinter bis ins einzelnste vorbereitete Revolution. Der Hauptmann hat das Wasser am Haupttor abgelassen — hundert Freischärler stehen am Roten Turm,

hundert am Klostertor, das Landvolk auf dem Weg zur Hauptstadt. Alles scheint zu glücken, getragen von dem bis zum äußersten angespannten Willen des Jägerwirtes. Und doch mißlingt alles. Mathias packt die Gelegenheit zu gigantischer Rache; er läutet die Glocke, die die schlafende, ahnungslose Stadt weckt, und die Bauern, die mit heiliger Siegeshoffnung die Stadt betreten, werden mit einem Schlag zu Opfertieren, dem sicheren Verderben preisgegeben.

Und nun beginnt der letzte, des Schmiedes großer Akt. Gewaltig dehnt sich da diese Seele; wunderbare Wege findet sie noch, wo für alle andern das Ende ist. Denn dies ist das tief Geheimnisvolle an der tragischen Seele, daß gerade der Untergang ihr neues Leben gebiert. Zurückgeschlagen, mit Wunden bedeckt, in eiskalter Nacht, nicht wissend, was die nächste Stunde bringt, wie sollten da die Bauern nicht verzweifeln? Er aber, der Schmied, steht ruhig, an die Höhe gelehnt, sieht auf die Stadt hinab, und in seiner Seele blüht es. Gedanken und Gefühle, die er nicht gekannt, erfüllen ihn; neue Erkenntnis beginnt zu wachsen. Nichts dünkt ihm sein Warten all die Jahre lang; nicht war er reif, und darum galt es nicht. Nun aber wartet er, wie er soll: einsam und groß. Tief bewegen, nicht aber wanken machen, kann ihn die schauerliche Anklage des Sohnes und die große Abrechnung zwischen ihnen, die nun folgt. Mehr noch, sie führt ihn zu dem Gipfel seines Gefühls: der Schmied betet — aufrecht stehend und gläubig, betet er zu dem Kurfürsten; mit ihm Camilla, mit ihm die Bauern.

„Über der Stadt meldet sich am winterlichen Firmament der Morgen. Ganz aus der Ferne tönen Trompetensignale". O süße und letzte Hoffnung, die die Herzen erfüllt. „Ist es das Heer, ist es der Kurfürst?" Wehe, es sind die Kaiserlichen! Jetzt jäh zum Ende. Der Generalpardon wird den Aufwieglern versprochen, wenn sie ruhig heimziehen. Doch der Schmied: „Heim? Heim? Und noch einmal warten, bis nichts weiter kommt als so ein Morgen, so ein eiskalter Morgen, der das Herz im Leib erfriert und die Seele dazu? Nein, ich weiß ein besseres Mittel." — Und er geht den Soldaten entgegen — wählt den Tod. Und mit dem Schmied, der ohne es selbst zu wissen, immer todessehnsüchtig war, geht der Jägerwirt, der verspielt hat und lieber den Tod an der Seite dieses Großen will als den ehrlosen auf dem Schafott. In fanatischer Ekstase folgt Camilla — sagt die schönsten Worte ewigen Glaubens: „Blendwerk der Menschen hat alles zunichte gemacht, hat Berge und Welten dazwischen gelegt; der Kurfürst lebt. Durch alle Soldaten geht es zu ihm." — Und der mächtige Führer der Seelen reißt durch sein Beispiel noch manche der Bauern in das Todesland. Arm und unselig, die zurückbleiben!

Spricht man von dem Werk eines großen Künstlers, so verläßt einen die Empfindung nicht: wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun. Zumal, wenn es sich um ein dramatisches Werk handelt; das soll man sehen, nicht aber sich davon erzählen lassen. Was sagt es, Einzelheiten noch zu melden von der gemeißelten Sprache, von der Fülle der Gestalten, und wie jede klar und rund dasteht, wert: allein und genau betrachtet zu werden; wie jene seltsame Stimmung jede Szene erfüllt, welche nur der großen Tragödie eigen, wie das Herz des Volkes — dieses gleich teuflische wie göttliche Ding — in dem Werk pocht. Daß der Schmied von Kochel aufgeführt wird, so aufgeführt wie er es braucht, das täte not.

Leysin. Mimi Pfitzner.

Peter Cornelius und Adolf Menzel.

Von Karl Voll in München.

Die Wege der Entwicklungsgeschichte der Kunst sind sehr verwickelt. Je mehr unsere Kenntnis der historischen Vorgänge wächst, desto weniger können wir mit den Begriffen arbeiten, die bis vor kurzem sichere Richtungslinien geben sollten. Vor allem gilt das für die scheinbar so klaren Begriffe Realismus und Idealismus, nach denen man noch im Jahre 1906 die berühmte Berliner Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst gegliedert hatte. Gleiche Epochen stellen allen Künstlern die gleichen Aufgaben, ob sie Realisten oder Idealisten sind. Die Lösungen sind verschieden, aber was sie so verschieden macht, ist nicht die Stellung der Künstler zur Natur, sondern ihr persönliches Temperament, das dann unter anderem auch die einzelnen Maler sich den Erscheinungen des Lebens gegenüber sehr verschieden halten läßt. Und nun verschlingen sich die Fäden.

Ich möchte hier einen sehr beachtenswerten, aber bis jetzt nicht beachteten Fall aus der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts herausgreifen. Er zeigt uns — was man nie gedacht hätte — Cornelius und Menzel fast genau in denselben Jahren sich um dasselbe Thema bemühend. In der Mitte des 4. Jahrzehnts, rund um 1835, schuf Peter Cornelius die Entwürfe für die Loggien im Fürstengang der Alten Pinakothek. Dieser in seiner Art prachtvolle Gang, der lange Jahre als Rumpelkammer gedient hat, ist erst durch Herrn von Tschudi wieder zu Ehren gebracht worden. Er ziert die Südseite der Pinakothek, die die Schauseite des edlen Gebäudes ist. Von hier aus sollte man in einen mit würdigen Denkmälern geschmückten Garten sehen. Späterhin machte man der Kosten wegen die schmale, nach der Barerstraße schauende Front zur Eingangsseite und ließ die Denkmäler nicht aus-

führen. So ist der Sinn des Baues einigermaßen gestört. Es wäre ein großes Verdienst, wenn man die ursprüngliche Konstruktion doch noch durch einen Umbau in ihr Recht einsetzen wollte, und manche Raumnot, über die so sehr geklagt wird, könnte dadurch in der Pinakothek behoben werden, ohne daß ein eigener Anbau gemacht werden müßte. Diesen Fürstengang sollte Cornelius mit historischen Allegorien auf das Leben der großen alten Meister ausschmücken. Er hat viel Liebe an das Projekt gewandt und viel Verdruß dafür geerntet; denn nicht er selbst durfte die Entwürfe ausführen oder wenigstens ausführen lassen, sondern ein heute nur noch wenigen bekannter Maler Zimmermann erhielt den Auftrag. Cornelius aber, der zur selben Zeit auch in Sachen des für die Ludwigskirche gemalten Jüngsten Gerichtes viele Kränkungen erfuhr, zog aus all den ärgerlichen Vorkommnissen die für ihn und München verhängnisvolle Konsequenz und siedelte nach Berlin über.

Der Grundgedanke für die Ausschmückung war ähnlich wie bei den Arkaden des Hofgartens. Über breiten, nur wenig verzierten Feldern von einem jetzt sehr sanft gewordenen pompejanischen Rot sind Lünetten mit Geschichten aus dem Leben der wichtigsten alten Meister angebracht. Außerdem sind noch Deckengemälde zu jedem dieser Wandfelder mit zahlreichen sinnbildlichen Darstellungen aus dem Kreis derselben Künstler gegeben. Als Dekoration im ganzen ist die Leistung noch immer hervorragend, und in Hinsicht der Erfindung von dekorativen Details sogar außerordentlich feinsinnig und abwechslungsreich. Das Vorbild waren die Loggien der italienischen Renaissancevillen, und dieses Vorbild war viel zu gut, als daß nicht gerade die im Ornament ausgezeichnete erste Hälfte des 19. Jahrhunderts den größten Nutzen aus ihm hätte ziehen müssen und auch dürfen. Was nun aber die Hauptaufgabe, die Illustrierung der Lebensläufe der Künstler anlangt, da treffen sie wenig, was uns Heutigen noch verständlich ist. Anekdoten, die man in den Malerbiographien lesen kann, und die damals wie heute allgemein bekannt waren, bildeten das jeweilige Thema, kunstphilosophische Erwägungen aber gaben Stoff für die begleitenden Allegorien. In dieser Hinsicht war die auf das Inhaltliche gerichtete Kunst von Cornelius im gegebenen Fall recht steril gewesen. Die weitere Entwicklung der deutschen Malerei wurde durch diese Entwürfe nicht gefördert, kaum berührt.

Und doch konnte die Aufgabe so gelöst werden, daß neue, für die Zukunft bedeutende Faktoren eingeführt wurden. Das sehen wir an der Art, wie Menzel sich ebenfalls im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an das Problem gemacht hat. Freilich durfte er sich anderer Mittel bedienen, und es war kein monumentales Fresko, sondern nur ein feiner Buchschmuck, was er zu machen hatte. In den Jahren 1836—1842 erschienen die großen

ausgezeichneten Lithographien von Franz Hanfstängl nach den „vorzüglichsten Gemälden der Dresdener Galerie". Zu diesem Werk wurde ein erläuterndes Vorwort geschrieben, in dem jedes der Bilder und sein Meister besprochen wurden. Die Besprechungen aber wurden mit Illustrationen versehen, wo gerade, wie durch Cornelius, die Bedeutung der Künstler bildlich gefeiert werden sollte. Menzel hat leider nur die sieben ersten Illustrationen ausgeführt, dann ließ er den Auftrag fallen, weil er wohl mit den bekannten Zeichnungen für Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen zu sehr beschäftigt war. Hosemann und andere traten an seine Stelle. Menzel hat nun diese Illustrationen nicht, wie bei dem erwähnten Buche, für den Holzschnitt entworfen, sondern sie eigenhändig mit der Feder auf die lithographische Platte gezeichnet. Diese sieben Lithographien sind in den Jahren 1838—1840 entstanden und gehören zum Besten und Fortschrittlichsten, was Menzel je gemacht hat. Er war 23 Jahre alt, wie er das erste und 25, wie er das letzte der Blätter entwarf. Das heißt, während Cornelius als ein reifer Künstler, der seine Haupttaten schon vollbracht hatte, den Schmuck des Korridors skizzierte, stand Menzel am Anfang seiner künstlerischen Tätigkeit.

Menzel stellte sich der Aufgabe zunächst noch ähnlich gegenüber wie Cornelius. Er beginnt mit der Apotheose von Tizian in einem Blatt, das uns trotz mancher Vorzüge doch so gleichgültig ist wie Menzels spätere Allegorien auch. Aber dann lenkt er in sein eigenes Gebiet über und zugleich auf die Bahn, die im wesentlichen das ganze folgende 19. Jahrhundert hindurch die wichtigste war. Er sagt sich, daß es wenig Wert hat, uns im Bilde das zu erzählen, was wir schon aus Büchern über mehr oder weniger wichtige Vorkommnisse im Leben der alten Meister wissen: er will uns die Künstler lieber bei der Arbeit zeigen. So sehen wir den Schlachtenmaler Wouwerman am Fenster seiner Wohnung sitzen, da kommt eine glänzende Kavalkade die Straße herab, und eilends ergreift der Künstler den Stift und das Skizzenbuch, um die pittoreske Szene festzuhalten. Oder Jacob Ruisdael weilt zu Besuch bei einem vornehmen Herrn. Er geht mit ihm in den Park, um sich ein schönes Motiv für ein Bild auszusuchen; hinter ihm geht sein Lehrjunge und trägt die Malgeräte. Menzel schildert hier eine prachtvolle Landschaft. Oder endlich in der letzten Illustration behandelt er die bekannte Szene von Carlo Dolcis Tod, der, von Arbeit und Krankheit entkräftet, in den Armen seiner Freunde am offenen Fenster stirbt. Scheinbar ist das die gleiche Auffassung wie bei Cornelius: in der Tat interessiert sich aber Menzel nicht sowohl um den historischen Vorgang als um die Schilderung des Gegensatzes von dem dunkel verhängten Atelier und dem hellen Lichte, das von außen hereinflutet. Das ist das erste jener heute so hoch geschätzten Interieurs, die Menzel in den wenigen Jahren geschaffen hat, und

mit denen er eine erst sehr spät erkannte, hohe Stellung innerhalb der deutschen Malerei einnimmt. Man sieht, im Gegensatz zu Cornelius hatte Menzel die Zukunft für sich.

Wir können heute nicht umhin, Menzel den Preis zuzuerkennen, aber seinerzeit war das Publikum dem Peter Cornelius günstig. Wir können das aus folgendem erkennen. In den Jahren 1838—1842 erschien eine in ihrer Art ausgezeichnete Kunstzeitschrift, herausgegeben von jenem Kunstgelehrten Marggraff, der später den Katalog der Alten Pinakothek verfaßt hat. Die Zeitschrift war das Organ der besten damaligen Kunstschriftsteller: Rumohr, Passavant, Waag und manche andere schrieben Berichte, die noch jetzt einen gewissen Wert haben, für sie. Trotzdem ist sie bald eingegangen. Heute ist sie nur noch selten in kompletten Exemplaren zu haben, obschon alle Jahrgänge zusammen nur einen einzigen Band füllen. In ihr wurden die Entwürfe von Cornelius in einer ausführlichen Besprechung mit dem höchsten Lob bedacht: auch Hanfstängls Lithographien der Dresdener Galerie wurden sehr anerkennend behandelt; aber die Lithographien von Menzel werden mit keiner Silbe erwähnt, und doch ist es ein besonderes Verdienst dieser ersten „Münchener Jahrbücher für bildende Kunst", daß sie den damals erschienenen illustrierten Werken große und verständnisvolle Aufmerksamkeit widmeten. Aber mit wenigen Ausnahmen, zum Beispiel den Büchern des Grafen Pocci, haben sie hauptsächlich die französischen Illustrationen besprochen. Sie übersahen völlig, daß Menzel hier schon ein Werk geschaffen hatte, das nur an Umfang, aber nicht an innerem Wert der glänzendsten Leistung deutscher Illustration im 19. Jahrhundert nachsteht, nämlich den Zeichnungen ebendesselben Menzel zum Leben und zu den Werken von Friedrich dem Großen.

Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland.

Von Josef Hofmiller in München.

Als ich seinerzeit Herbert Eulenbergs „Schattenbilder" las, hatte ich trotz aller Mühe, die ich mir gab, dem Buche gerecht zu werden, ein unbehagliches Gefühl: es störte mich, abgesehen von dem anmaßenden Untertitel „Eine Fibel für Kulturbedürftige in Deutschland" die Fixigkeit, mit der er sich auf die entgegengesetztesten Geister einstellt: Homer und Franz von Assisi, Dante und Zola, Michelangelo und Ibsen. Wenn ich zu Shakespeare ein herzliches Verhältnis gefunden habe, kann ich keins mehr zu Ibsen finden. Wenn Dante oder Michelangelo ins Zimmer der Seele treten, drücken sich Bursche wie Zola oder Wilde. Der gewissermaßen Nachlese haltende Band „Neue Bilder" nun (Bruno Cassirer, Berlin) verstärkt dies

Unbehagen bis zum Widerwillen. Wer mit aller Weltliteratur und Kunst so Schmollis ist, wie Eulenberg, ist nur ein feuilletonistischer Pater Baumgartner. Gleich der Auftakt des Bandes ist bös: eine Verwechslung von Horaz, sagen wir etwa mit Fritz Reuter. Die Oberflächlichkeit, mit der Eulenberg an eine so feine und schwierige Persönlichkeit herantritt, beweist, daß er vom wirklichen Geisterbeschwören keine Ahnung hat: Geister wollen Blut, nicht Tinte. Der Einfall um die Seele Nikolaus Lenaus einen Engel und einen Teufel streiten zu lassen, war eines von Buschens Frommer Helene inspirierten Untersekundaners würdig; aber ich zweifle, ob er sich zu der wüsten Sturmunddrangmeierei des Schlusses erniedrigt hätte: „Und so ist es gekommen, daß jetzo bei Nacht Lenau traurig in der Hölle dem Teufel bei seinen tollen satanischen Festen wilde Weisen auf der mit seinen eigenen Gedärmen bespannten Geige aufspielen und fiedeln muß" usw. Stendhal soll uns durch einen fingierten Brief Mérimées näher gebracht werden, dessen Unmöglichkeit nur durch diejenige der Antwort des Konsuls von Civita Vecchia erreicht wird. Es sei denn durch die Unmöglichkeit des Dialoges zwischen Baudelaire und einem jungen Arzt, oder durch die groteske innere Unwahrheit des Gesprächs zwischen Dickens mit seinem Töchterchen, in das die Namen aller berühmten Gestalten aus seinen Romanen hineingestopft sind wie in einen alten Strumpf. Weiß Eulenberg, daß er ahnungslos die Kritik seines eigenen Verfahrens in dem übrigens auch recht üblen Stück über Stauffer-Bern gegeben hat? „Wir lesen heute im Hiob und in den Psalmen und morgen Dante und die Sakuntala und übermorgen Keller und Flaubert, alles durcheinander, und vomieren dann die Jahrhunderte." Nein, derlei Spielereien sind keine Fibel für Kulturbedürftige, sondern das Gegenteil: nichtsnutzige Geschmacksverderber; sie befördern das alte Erbübel des Deutschen: lieber über einen Dichter zu lesen, als den Dichter. Um von Homer einen Begriff zu bekommen, wird es schließlich doch am schlauesten sein, die Odyssee vorzunehmen. Wenn ich von Franz von Assisi etwas wissen will, greife ich zu den Fioretti. Jede Handzeichnung Holbeins sagt mir mehr, als Eulenbergs Brief über ihn, den er den im Berliner Museum hängenden Georg Gisze schreiben läßt, weil es doch nicht gut angeht, ihn von der Madonna des Bürgermeisters Meyer schreiben zu lassen. Am lehrreichsten für Eulenbergs Manier, seine Panoptikumsfiguren mechanisch Arme und Beine bewegen und die Augen rollen zu lassen, ist das letzte Stück: Richard Wagner in Venedig: ... „sog den schwülen Blumenduft ein, der über den gleich Woglinde und Wellgunde sich wiegenden Wellen wehte ... sein hartes, kraftvolles Kinn, das rücksichtsloseste Kinn der Menschheit ... der rosaseidene, mit Eiderdaunen gefütterte Hausrock, der mit Bändern und blumigen Aufschlägen nach seinen eigenen Zeichnungen und Vorschriften von einer Wiener Putzmacherin geschmückt worden war ...

Lauschen wir seinen Worten! ... Siegfried ist noch zu jung, und wer weiß, ob er's vermag! Die Frau hat Sorgen und Pflichten mit den Kindern die Hülle und Fülle ... höher und hehrer ... Telephus ward gleich Amfortas durch den Speer des Achilleus, der ihn verwundet hatte, auch wieder geheilt. Siech saß er im Kahn, wie Tristan ... einzig der Feind zum Freund ihm erkiest durch des Schicksals Schickung ... Warum ich nur heute immer wieder ans Sterben denken muß? ... O, diese Wollust des Leidenkönnens, wer hat sie seit Christus tiefer empfunden als ich? ... Wen hat es so heiß nach Bitternissen gelüstet wie Tannhäuser und mich? ... Wie singt Siegfried? ... Keiner, selbst Buddha und Schopenhauer nicht, ist so prädestiniert zum großen Leiden und zum Pessimismus gewesen wie ich... Niemand hat den Fluch, der auf dem Golde ruht, ergreifender schildern können als ich! ... In welche Klemmen und Klammen bin ich gleich Alberich... War es nicht hier in Venedig, wo ich einem Liszt schreiben mußte... Im Grunde bin ich der Revolutionär geblieben ... wie Freund Gobineau sagt ... heißt es in meinen Meistersingern ... unstet wie mein fliegender Holländer... Dort! Ecco! ... hab' ich den zweiten Akt des Tristan komponiert... Es ist ein großes Glück für die Menschheit geworden, daß ich damals meiner Neigung für Mathilde Wesendonck Herr wurde ... wie mir Siegfried erzählte ... hat mir unlängst dieser Thode berichtet ... wie sie mich Anno Tannhäuser in Paris noch nannten ... dieser Lindau und Hanslick ... ich der „Wager" ... ihr volles blondes Haar, das sie ihm zwei Wochen später auf die Brust mit ins Grab geben sollte, wehte wie Isoldens Tuch im Wind ... weit breitete er die Arme in seinem Mantel, wie Klingsor der Zauberer ... reicht einer dem andern weiter wie den Gral..." Das ist das Eulenbergsche Rezept: aus allen möglichen biographischen Brocken geschwind ein feuilletonistisches Gulyas zu machen; als Gewürz möglichst viel Anspielungen hineinzubringen — man möchte sagen à la Harden, wenn der Vergleich nicht Harden unrecht täte. Die Kasserolle ist geschwind zur Hand: entweder ein Monolog, oder ein Dialog, oder ein Brief, oder eine Grabrede, oder eine Apostrophe: „Du, der Du ... Du bist ... Du hast ... Du warst ... bist Du nicht? ... hast Du nicht? ... warst Du nicht? ..." (Das Stück über Mozart). Nein, meine lieben Deutschen, die ihr kulturbedürftig seid: fallt mir nicht auf das Lob herein, das ihr in den Besprechungen dieser Bilder lesen werdet und das den Satz eines Hamburger Blattes variieren wird: „Sie sind in Wahrheit Brot und Trank für Kulturbedürftige und für alle Kunsthungerigen mehr wert, als ganze Bände kunsthistorischer Abhandlungen gelehrter Forscher." Es gibt kein abgekürztes Verfahren, um zu den Königen der Kunst zu gelangen. Vor ihnen macht man Front und bleibt stehen; man tippt nicht nur mit drei Fingern ans Käppi: „Servus, Schani"...

Es gibt die gearbeitete Form des Essay und die inspirierte Form der Landorschen *Imaginary Conversations*; dies Eulenbergsche weder gearbeitete noch inspirierte Mittelding von einem Essaychen, das eigentlich eine Novelle, von einem Dialog, der eigentlich ein zergangener Konversationslexikonartikel ist, das gibt es nicht, das existiert nicht. Das hat vielleicht mit literarischer Industrie etwas zu tun, aber nichts mit geistiger Kultur. Man vergleiche mit der aufdringlichen, knallenden Manier der Eulenbergschen Feuilletons einmal die von Ludwig Speidel, und man wird wieder einmal zugestehen müssen, daß die Generation vor uns im kleinen Finger mehr Kultur gehabt hat als die heutige, die bei jeder Gelegenheit mit diesem albernen Modewort auftrumpft, von der Koiberger Anstalt für Exterikultur an bis zum Kunstwart für Ausdruckskultur. Die Gefahr ist, daß durch derlei dutzendweise gefällig fabrizierte Kinkerlitzchen die Unmündigen an Jahren und am Geiste leicht zu der Meinung kommen, man könne das Erbe der Vergangenheit um einen Pappenstiel beziehen, sauber verpackt, handsam und bequem, wie Fays Sodener Tabletten, dreißig Stück mit einer Dreingabe bloß vier Mark. Nein, wenn es euch ernst ist, so lest die Werke selbst! Und habt ihr Bedürfnis nach Auslegung, so greift zu den soliden Sachen: zu Hermann Grimms Goethe, Scherers Literaturgeschichte, Woltmanns Holbein, Hettners Achtzehntem, Treitschkes Neunzehntem Jahrhundert, Vischers Shakespeare, Hehns Goethe; lest die Briefe Petrarkas, die Fioretti des heiligen Franziskus, Stendhals Römische Spaziergänge, die Briefe Mozarts, Beethovens, Schumanns, Eckermanns Gespräche mit Goethe, die Essays von Taine, die Renaissance von Walter Pater, — ich nenne aufs Geratewohl, wie mir die Namen einfallen —: kurz, lest etwas, woran ihr zu beißen habt, etwas Festes, Nahrhaftes, Nachhaltiges, aber schnullt keine Kulturpralines, mit denen ihr euch nur Zähne und Magen, Aufmerksamkeit und Geschmack verderbt!

Der deutsche Süden.

Von Friedrich Naumann in Berlin.

Als vor neun Jahren die erste Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" erschien, habe ich einen Aufsatz geschrieben, der die Überschrift trug „Der deutsche Süden". Es lag ja schon im Namen der Hefte, daß die besonderen süddeutschen Zustände mit Sorgfalt beachtet werden sollten. An diesen früheren Aufsatz statistischen Inhaltes möchte ich jetzt anknüpfen und sehen, was sich in der Zwischenzeit verändert oder verschoben hat. Damals arbeitete ich auf Grund der Berufszählung von 1895 und der Volkszählung von 1900, jetzt liegen die inzwischen erfolgten neuen Zählungen von 1907 und 1910 auf meinem Tisch. Damals auch war ich mit Süddeutschland noch nicht so eng verflochten,

wie es inzwischen durch die Zeit meiner Reichstagsarbeit für den Heilbronner Kreis geschehen ist. Kurz, es liegt mir daran, mit neuem Material und mit verstärkter Einsicht die Frage von damals zu wiederholen: was bedeutet, statistisch betrachtet, Süddeutschland im reichsdeutschen Gesamtleben?

Die süddeutsche Bodenfläche hat sich nicht geändert; sie beträgt noch immer etwa 1/4 des deutschen Landes (24,4%). Die Bevölkerung aber ist in ihrem Verhältnis zur deutschen Gesamtmasse noch weiter gesunken. Sie beträgt jetzt 22,5% der Reichsdeutschen. Das ist an sich nicht gefährlich, nur gibt es deshalb zu denken, weil früher Süddeutschland weit über dem Reichsdurchschnitt bevölkert war. Rechnet man den heutigen Umfang von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen, so besaß dieses Landgebiet im Jahre 1816 beinahe 1/3 der Bevölkerung des heutigen Reichs (31,7%). Noch im Jahre 1855 waren es 27,3%. Vor zehn Jahren zählten wir 23,2%. Jetzt also stehen wir bei 22,5%, und es kann heute noch ebenso wie damals heißen: „Man sieht die Zeit kommen, wo die Süddeutschen nur noch 1/5 betragen werden."

Natürlich handelt es sich nicht um eigentliche Bevölkerungsabnahme, sondern um langsamere Zunahme. Der Norden wächst im allgemeinen stärker. Trotz zurückbleibender östlicher Provinzen wächst Preußen im ganzen über Reichsdurchschnitt, Süddeutschland aber unter Durchschnitt. Aller schöne und berechtigte Stolz, den die Süddeutschen auf ihre besondere und freiere Kultur haben, kann die üble Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß bei ihnen die Menge der Kulturträger nicht im gleichen Verhältnis zunimmt. Es liegt eine ähnliche Verschiebung im kleineren vor, wie zwischen Deutschland und Frankreich im größeren. Ein Jahrhundert bedeutet eine Verschiebung um fast 10%.

Beim Aufsuchen der Gründe für diese immerhin bedrückende Veränderung muß sich der Süddeutsche zuerst seine Kinderstube ansehen. Überall wird jetzt von sinkender Geburtenzahl geredet, überall meldet sich das französische Gespenst, aber doppelte Veranlassung zur Überlegung haben die näher an Frankreich herangrenzenden Teile Deutschlands. Was leistet der Süden an Kindern? Wie groß ist die Sterblichkeit? Wie berechnet sich der natürliche Zuwachs? Die Ziffern sind von 1910:

	Kinderzahl	Sterblichkeit	Überschuß
Bayern	32,3‰	20,0‰	12,3‰
Württemberg	30,5 „	18,0 „	12,5 „
Baden	30,4 „	17,5 „	13,0 „
Hessen	28,0 „	15,0 „	13,1 „
Elsaß-Lothringen	26,5 „	16,4 „	10,1 „
Preußen	31,5 „	16,9 „	14,6 „
Deutsches Reich	30,7 „	17,1 „	13,6 „

8*

Man kann im allgemeinen sagen, daß an der österreichischen Grenze alles naturwüchsiger ist als an der französischen: die Geburtenzahl und das Sterben. Das beste Ergebnis haben Baden und Hessen, aber auch sie stehen im Erfolg ihrer Jahresleistung noch etwas unter Reichsdurchschnitt und ziemlich weit hinter Preußen. Wenn wir zwar die bayerische Pfalz als Land für sich betrachten und nicht zum übrigen Bayern hinzuzählen wollen, so ist sie der gesundeste Strich Süddeutschlands. Die Pfalz wird an Bevölkerungsleistung nur von Westpreußen, Posen, Westfalen, Rheinland und Oldenburg übertroffen, gehört also zu den deutschen Normalprovinzen. Vielleicht gibt es auch noch andere kleinere Gebiete, die bei genauerer Nachprüfung sich als tadellosen Menschenacker bewähren, aber ihr Leuchten wird verdunkelt durch die Schatten benachbarter Gebiete, die nur geringe Fruchtbarkeit aufweisen.

Das alles ist nicht so zu verstehen, als ob die süddeutsche Kinderstube nun schon zu den Leistungsarmen gehörte. Das ist nicht der Fall, es wird noch ganz ordentlich geschafft. In Bayern erblicken sogar viele Kinder das schöne Licht der Welt, nur sterben sie auch leicht wieder weg. Süddeutschland steht an Bevölkerungszuwachs etwas über Österreich-Ungarn, reichlich über der Schweiz (von Frankreich nicht zu reden), aber hinter Italien. Es hat sozusagen die Naturbedingungen, ein straff fortschreitendes Volk zu sein, nur ist es etwas zu behaglich dazu: wozu sollten sich die guten Frauen so sehr anstrengen? Wozu soll die Bevölkerung gar so sehr wachsen? Wozu soll man jedes kranke Kind am Leben erhalten? Es ist ja sonst noch genug vorhanden! Diese Gelassenheit ist etwas Schönes und Feines, nur bleiben dann auch die Folgen nicht aus. Man kann nicht zugleich langsam gehen und an der Spitze marschieren wollen.

Es ist aber nicht allein der Unterschied in der Bevölkerungsleistung, durch den Preußen gegenüber Süddeutschland vorankommt, sondern auch die negative Wanderungsbilanz des deutschen Südens. Für diesen Teil meiner Darlegungen kann ich bestimmte Ziffern nicht bieten, da nirgends einheitlich festgestellt ist, wie viele Süddeutsche aus Süddeutschland auswandern. Wenn nämlich ein Bayer sich nach Württemberg verschiebt oder ein Badener ins Elsaß zieht, so ist das zwar eine Abwanderung im Sinne des Einzelstaates, aber nicht ein Verlassen der süddeutschen Heimat. Es besteht in allen süddeutschen Gebieten ein beständiger lebhafter Austausch. Bei der Berufszählung von 1907 finden wir beispielsweise in Württemberg 2 190 000 geborene Württemberger und etwa 150 000 andere. Als Württemberger gilt dabei aber schon jedes Kind, das innerhalb der Landesgrenzen geboren wird, mögen seine Eltern auch ganz wo anders herstammen. Bayern berechnet seinen Wanderungsverlust in den fünf Jahren von 1901 bis 1905

auf etwa 70 000 Köpfe. Was wir aber hier wissen möchten, steht nicht dabei, nämlich wie viele von diesen 70 000 nach Norddeutschland, Rheinland, Schweiz, Frankreich oder anderem Ausland gingen. Es sind das nicht ganz wenige. Überall in Süddeutschland führt das Privatgespräch bald auf ausgewanderte Bekannte oder Verwandte. Von alters her sind Bauern und Handwerker von hier fortgegangen und haben, wenn es ihnen draußen gut ging, noch den Rest ihrer Familien nachgezogen. Davon ist noch immer etwas vorhanden. Wo in aller Welt findet man nicht süddeutsche Bäcker, Friseure oder Kellner? Nebenbei interessiert vielleicht folgende kleine Tabelle:

rechtsrh. Bayern in Berlin	7890
Berliner im rechtsrh. Bayern	3400
Württemberger in Berlin	3510
Berliner in Württemberg	1160
Badener in Berlin	3410
Berliner in Baden	2420
Pfälzer und Hessen in Berlin	3030
Berliner in Hessen und Pfalz	1680
Elsässer und Lothringer in Berlin	2630
Berliner in Elsaß-Lothringen	1650

Man sieht sofort, daß mehr nach Berlin wandern als von dort kommen. Ebenso aber ist es auch mit anderen norddeutschen Landesteilen. Das Verhältnis Süddeutschlands zur Rheinprovinz freilich ist so eigenartig, daß wir selbst auf die Gefahr hin, dem Leser zu viel Ziffern vorzutragen, in diesem Falle noch die genaueren Angaben hierher setzen wollen:

rechtsrh. Bayern im Rheinland	24 430
Rheinländer im rechtsrh. Bayern	8 030
Württemberger im Rheinland	9500
Rheinländer in Württemberg	4 080
Badener im Rheinland	11 850
Rheinländer in Baden	11 020
Hessen und Pfälzer im Rheinland	41 970
Rheinländer in Hessen und Pfalz	28 250
Elsässer und Lothringer im Rheinland	18 360
Rheinländer in Elsaß-Lothringen	55 410

Zählt man zusammen, so hat man 106 000 Süddeutsche im Rheinland und 107 000 Rheinländer in Süddeutschland, nur darf dabei nicht übersehen werden, daß den überwiegenden Teil der letzteren das lothringische Industriegebiet aufnimmt, das seinem sonstigen Charakter nach gar nicht zu Süddeutschland gehört, sondern eine rheinländische großindustrielle Kolonie ist. Was die Rheinländer in Hessen und Pfalz und Baden anlangt, so

kommen wohl am meisten Mainz, Mannheim und Ludwigshafen in Betracht. Die Abwanderung erfolgt hauptsächlich vom Land und die Zuwanderung geht in die Städte.

Die Städte! Süddeutschland ist ein altes Städteland. Wieviel berühmte mittelalterliche Plätze liegen hier nahe beieinander! Nicht allen aber ist es geglückt, sich zu modernisieren. Als Freunde alter Romantik wissen wir das zu schätzen, aber auch diese Romantik alter Stadtmauern gehört zum Bilde, das wir eben zeichnen. Es berührt immer etwas eigen, wenn um alte Dome herum die elektrischen Wagen sausen, aber was hilft es? Nürnberg hat das lernen müssen und Straßburg und auch das goldene Mainz. Die größte der süddeutschen Städte ist München, das mit Leipzig ringt, nachdem es Dresden und Breslau hinter sich gelassen hat. Das ist ein gewaltiger Körper, eine fast wunderbare Erscheinung, weit vom Meer, fern von der Kohle, nicht im Mittelpunkt geschichtlicher Begebenheiten und doch wachsend, steigend und reifend. Wir stellen neben München die übrigen Hauptorte Süddeutschlands:

	1880	1910
München	230 000	596 000
Nürnberg	100 000	333 000
Stuttgart	117 000	286 000
Mannheim	53 000	194 000
Karlsruhe	49 000	134 000
Straßburg	104 000	179 000
	653,000	1722,000

Inzwischen ist auch Mainz zu 110 000, Darmstadt zu 87 000 gekommen, Würzburg zu 84 000, Ludwigshafen zu 83,000, Offenbach zu 75 000. Überall wird gebaut, auch in den meisten Kleinstädten, oft sehr nett und geschmackvoll. Auch in Süddeutschland wirkt der Zug vom Lande in die Stadt. Zwar an der Zahl der ländlichen Besitzungen hat sich sehr wenig geändert. Überall tritt eine kleine Vermehrung zutage, was aber wohl nur bedeutet, daß die Zerschneidung kleinster Parzellen noch etwas fortschreitet. Die Landwirtschaft im ganzen bleibt wie sie war. Auch der Viehstand bleibt; das heißt, er macht nicht diejenigen Fortschritte, die man von ihm erwarten könnte. Am auffälligsten ist das in der Schweinezucht, die in ziemlich vielen Gebieten direkten Rückgang aufweist. Wenn aber also der Landmann bleibt wie er ist, so muß der Zuwachs gewerblich werden.

Damit sind wir am Hauptthema Süddeutschlands angelangt, an der Frage der weiteren Industrialisierung.

Daß Süddeutschland auf dem besten Wege ist, ein Industrieland zu werden,

bedarf keiner besonderen Versicherung. Das sieht man überall, bis hinauf in die Täler des Schwarzwaldes und bis an den Rand der Alpen. Ob es schön ist, daß in jeder Ecke eine Werkstatt und bei jedem dritten Dorf eine Fabrik zu finden ist, das kann dem Geschmacke jedes einzelnen überlassen bleiben. Es gibt Leute, die den vergangenen Zustand mehr lieben als den zukünftigen. Aber auch sie fühlen, daß es hier kein Aufhalten gibt. Wovon sollen die Menschen leben, wenn sie im Lande bleiben wollen? Theoretisch sind sozusagen alle Parteien darüber einig, daß das Gewerbe gefördert werden muß. Auch der Landmann, Weingärtner und Handwerker wissen, daß sie den Fabrikverdienst direkt oder indirekt mit nötig haben. Zwischen dem Kleinbauern und dem Fabrikarbeiter ist gar keine strenge Scheidung möglich, da dieselben Familien und teilweise dieselben Personen industriell und landwirtschaftlich sind. Diese Verflochtenheit ist im Süden stärker als im Norden. Alles Volk braucht lohnende Arbeitsaufträge; die Schwierigkeit ist nur, sie immer zu haben.

Wenn man sich ausdenkt, daß einmal der große sozialistische Zentralstaat vorhanden sei, so ist es sehr fraglich, ob dabei Süddeutschland gut wegkommt, denn der Zentralstaat wird ja für jede Industrie auf der Erdkugel den Platz suchen oder begünstigen, wo sie die meisten natürlichen Voraussetzungen hat. Die natürlichen Voraussetzungen aber sind im deutschen Süden gering. Fast alles dort verarbeitete Material muß von draußen herangeholt werden. Nachdem eine Fabrik gebaut und eingerichtet ist, so ist sie in sehr vielen Fällen eine Art Kolonie, in der Auslandsstoffe mit Auslandskohle zu Auslandsware veredelt werden. Das Einheimische dabei sind allein die Menschen. Diese wollen hier leben und arbeiten und ihr Heimatswille zwingt dann den Produktionsvorgang zu ihnen hin. Es geht alles etwas schwerer als etwa am Niederrhein oder in Oberschlesien oder selbst in Sachsen, denn dort gab es wenigstens für die Anfänge genug eigene Kohle und auch Erz. Die süddeutsche gewerbliche Entwicklung ist ein Ergebnis von Energie und Biegsamkeit. Darin liegt das Interessante und Feine an ihr, aber auch das Gefährliche für die Zukunft.

Es ist erstaunlich, was geleistet wurde. Man darf natürlich nicht an rheinisch-westfälische Ziffern denken, aber wenn man sich die Wirtschafts- und Weltlage Süddeutschlands vergegenwärtigt, so muß man bekennen, daß die Entwicklung des letzten Jahrzehntes unerwartet lebendig erscheint. Da es unmöglich ist, das übergroße Ziffernmaterial aller Industriezweige hier vorzutragen, beschränken wir uns auf die zwei unter sich verwandten Hauptgebiete Metallverarbeitung und Maschinenbau. Wir benützen die Berichte der Gewerbe-Inspektoren über Zahl der gewerblichen Anlagen und der erwachsenen Arbeiter, indem wir das ganze süddeutsche Gebiet zusammenfassen:

Metallverarbeitung	1903	1910
Betriebe	3 500	5 000
Erwachsene Arbeiter	86 000	114 000
Maschinenbau		
Betriebe	3 300	5 200
Erwachsene Arbeiter	128 000	185 000

Welche Beweglichkeit! Von 1903 bis 1910 sind allein im Metallgebiete für etwa 85 000 erwachsene Arbeiter neue Arbeitsplätze geschaffen worden! Das haben die Unternehmer getan, weil sie damit verdienen wollten, aber sie haben es doch getan. Wenn die sozialdemokratische Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft bisweilen den Anschein erweckt, als sei das privatkapitalistische System schon nicht mehr imstande, den Aufgaben zu genügen, die die Gegenwart stellt, so können seine Vertreter immerhin mit einer gewissen Befriedigung auf derartige Gesamtleistungen hinweisen. Auch für eine sozialistische Organisation würde es keine Spielerei sein, jährlich etwa 12 000 neue Metallarbeiter in Süddeutschland unterzubringen.

Die hier von uns gegebenen Ziffern sind auch insofern echt süddeutsche, als sie zeigen, daß hier der Klein- und Mittelbetrieb noch gut bei Kräften ist. Die Zahl der Betriebe steigt mit der Arbeiterzahl. Es handelt sich um Feinindustrie, Spezialitäten, allerlei örtliche Gründungen. Das ist nicht so großzügig wie etwa die Schwereisenindustrie, aber für die Beteiligten auch nicht so aussichtslos. Die süddeutsche Industrie gleicht in gewissem Sinne der süddeutschen Landwirtschaft: wenig eigentlicher Großbetrieb aber viel selbständige Existenzen. Einzelne starke Fabrikationen heben sich in die Höhe und erbauen hohe Arbeitskasernen für viele Hunderte und selbst Tausende, aber der wirtschaftliche Gesamtcharakter ist noch nicht von ihnen bestimmt, wenigstens längst nicht so wie in den niederdeutschen Industrien. Darum passen auch manche Kampfesformeln der norddeutschen Unternehmer und Arbeiter nicht ganz nach Süddeutschland. Man spricht sie zwar nach, mildert sie aber sozusagen durch einheimischen Dialekt.

Alles süddeutsche Leben ist in seinem weiteren Fortgange abhängig von der Verkehrspolitik und von der Ausnützung der Wasserkräfte. Das liegt in dem vorhin kurz beschriebenen Charakter der wichtigsten Industrien. Reichseisenbahn, Kanalisation und Elektrizitätsanlagen sind die Probleme. Von der Reichseisenbahn redet man nicht gern, da es dem geschichtlichen und berechtigten Selbständigkeitsgefühle widerspricht, sich auch in der Eisenbahnfrage von den Preußen schleppen zu lassen, aber die Finanzminister der süddeutschen Staaten und die Handelskammern wissen, daß doch schließlich einmal eine Gemeinsamkeitsformel gefunden werden muß. Vorläufig hat die elsaß-lothringische Strecke den Vorteil von einem unnatürlichen Zu-

stand. Man fährt von Berlin nach Zürich um zwei Stunden schneller, wenn man den Umweg über Straßburg wählt! Was die Kanalisation anlangt, so liegt ja auch diese jetzt beim preußischen Landtag und erst von dort aus kehrt sie zu süddeutschen Vertretungen zurück. Von Süddeutschland für sich allein kann die Frage der Ausnutzung der Wasserkräfte in Angriff genommen werden, es geht aber noch etwas langsam. Jeder hat noch zu viel mit sich selber zu tun. Überblickt man aber die Wirtschaftszustände Süddeutschlands im ganzen, so möchte man zur Eile drängen. Dem Kohlenzentrum muß ein Wasserzentrum zur Seite gesetzt werden, schon damit auch die Rohstoffbehandlung mehr im Süden selber vorgenommen werden kann. Heute liegen Kohlenpreise, Syndikatspreise und Zollverteuerung gleichzeitig auf einer Industrie, die man die leichte nennt, die es aber gar nicht besonders leicht hat. Alle starken Mächte verlangen von den schwächeren ihren Tribut.

Wenn Süddeutschland sich mit Recht auf seine ältere Kultur beruft und sich seiner freieren Menschlichkeit rühmt, so darf es sicherlich nicht glauben, daß das bloße Aussprechen dieser inneren Überlegenheit auf die erfolgreichen härteren Gewalten einen sehr merkbaren Eindruck macht. Es muß zur Kultur der Erfolg kommen; das heißt, das langsame Sinken der Hauptziffern muß aufgehalten werden. Daran ist die ganze süddeutsche Bevölkerung interessiert. Sie muß alle Arbeitsmöglichkeiten daraufhin ansehen, was sich gerade auf süddeutschem Boden eignet. Damit aber überschreiten wir schon das Gebiet der statistischen Betrachtung, denn diese kann immer nur andeuten, was ist, nicht aber sagen, was werden soll.

Kirchenpolitische Briefe.

Zur Geschichte der Jesuiten.

Paris, 19. August 1912.

Ihr Spectator würde sich einer groben Unterlassungssünde schuldig machen, wenn er den heutigen 250. Todestag des Mannes, der der Schöpfer und unerreichte Meister des kirchenpolitischen Briefes war, ohne ein Wort der Erinnerung vorübergehen ließe. Pascals Name glänzt als der eines Entdeckers und Pfadfinders in den Annalen der Mathematik und Physik. Den weiten Kreisen der Gebildeten aber wurde er bekannt durch seine „Briefe an einen Provinzler", die im Jansenistenstreit Epoche machten und den allzufrüh triumphierenden Jesuiten Schläge versetzten, von denen der Orden bis heute sich nicht erholt hat. R. Eucken will in jener Zeit Analogien mit der Gegenwart überhaupt finden; Sie in Bayern mit seiner jesuitenfrommen Regierung mag speziell der überlegene Bekämpfer eines in der Sonne

Ludwigs XIV. üppig emporgeschossenen, das religiös-kirchliche Leben vergiftenden Jesuitismus interessieren. Darum soll diese Seite von Pascals Tätigkeit, die ihn vor allem unsterblich machte, heute hervorgekehrt werden.

Um seine berühmteste und verbreitetste, in alle Kultursprachen übersetzte Schrift zu verstehen, sind einige orientierende Bemerkungen über den Jansenismus nötig, da dessen Kenntnis sogar unter Theologen zu den Seltenheiten gehört, nachdem seine Geschichte durch die jesuitischen Gegner mit gewohnter Gewissenlosigkeit entstellt worden ist.

Zu einer Zeit, da Deutschland unter den Fußtritten einheimischer wie ausländischer Kriegshorden aus tausend Wunden blutete oder die Grundlagen eines geordneten Daseins erst mühsam wieder zu schaffen begann, stand Frankreich auf der Höhe politischer Macht und geistigen Lebens. Seine Literatur beherrschte die abendländische Bildung. Auch die gallikanische Kirche, noch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in der Erinnerung der Greise, deren Jugend nur mehr die letzten Lebensregungen der Altersschwachen geschaut hatte, „ein Werk des Himmels“, „ein Denkmal von Reichtum, Macht, Ansehen, Ruhm und Geist“, stand niemals glänzender da, als in den Tagen des Sonnenkönigs. Aber auch düstere Schatten fehlten nicht. Es waren die Vorboten verheerender Gewitter.

Die Jesuiten, nach dem Attentat ihres Schülers Jean Chastel auf Heinrich IV. (1594) aus Frankreich vertrieben, hatten dank der klugen Nachgiebigkeit ihres Generals Aquaviva schon 1603 zurückkehren dürfen und waren bald zu nie gesehener Macht gelangt. Zwar hatten sie als Bedingung ihrer Zulassung eidlich versprechen müssen, nichts gegen den König und die Ruhe des Reiches zu unternehmen, und ein Mitglied des Ordens mußte als Bürge für die Einlösung dieses Versprechens stets am Hofe sein. Nach dem Erscheinen des berühmten Buches von Mariana *De rege*, das den Mörder Heinrichs III. verherrlichte, hatten sie noch bestimmtere Sätze zu unterschreiben. Allein das Institut des Hofjesuiten, ursprünglich als Mittel gedacht, den Orden im Sinne des Königs zu beeinflussen, wirkte bald in umgekehrter Richtung[1]). Indem die jesuitischen Beichtväter zu den gröblichsten Verletzungen des christlichen Sittengesetzes durch den ehebrecherischen König stillschwiegen, gewannen sie mit der Zeit eine solche Macht über den Wollüstling wie über den ganzen Hof, daß der Beichtvater schließlich der einflußreichste Geistliche des ganzen Reiches wurde. Es ist kein Ruhmesblatt für die Geschichte des Ordens, daß die Mätressenwirtschaft am Pariser Hofe nie skandalöser war als in der Zeit, da die Beichtväter aus der „Gesellschaft Jesu“ den Ton angaben.

[1]) In diesem Lichte mag man sich die Tätigkeit der Jesuiten „nach Anordnung des Ortspfarrers und unter völliger Abhängigkeit von demselben“, wie sie die bayerischen Bischöfe in Aussicht stellen, weiter ausmalen.

Qualis rex, talis grex. Die Sittenlosigkeit der damaligen hohen Pariser Gesellschaft, der geistlichen teilweise nicht weniger als der weltlichen, ist sprichwörtlich geworden. Für eine solche Gesellschaft war natürlich die alte christliche Moral nicht salonfähig, es bedurfte einer neuen, und die Jesuiten waren die geeigneten Männer, eine solche zu schaffen. Wie klug sie es dabei angingen, wie gut sie ihr Publikum kannten, das lassen wir uns am besten von Pascal schildern. Von ihren Erfolgen zeugt das erschreckende Anwachsen einer antichristlichen Philosophie und die französische Revolution.

Gegen eine solche Karikatur des Christentums traten ernste, durch Religiosität und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer in die Schranken: Cornelius Jansen (1585—1638), eines Handwerkers Sohn aus Holland, und Jean du Vergier de Hauranne (1581—1643) aus Bayonne, nachmals Abt von St. Cyran. Beide hatten als Studenten an der Universität Löwen enge, ideale Freundschaft geschlossen. Vom Studium der Kirchenväter, besonders Augustins, wie des kirchlichen Altertums überhaupt ausgehend, gewahrten sie einen betrübenden Gegensatz zwischen dem Christentum der alten Kirche und dem Jesuitismus ihrer Zeit. So reifte ihr Entschluß, gemeinsam für eine Reform der Kirche zu arbeiten. Jansen übernahm es, die Lehre, Du Vergier die Verfassung und das Leben des christlichen Altertums als Spiegel für die Gegenwart darzustellen. Das Werk des ersteren erschien bereits 1631. Weil es das Episkopalsystem (Recht der Bischöfe) gegen die päpstliche Allgewalt vertrat, ward es von dem Jesuiten Sirmond heftig angegriffen. Jansens Buch „Augustinus" folgte erst 1640, zwei Jahre nach dem Tode des Verfassers, der 1636 von der spanischen Regierung zum Bischof von Ypern ernannt worden war. Zehnmal hatte er die Werke Augustins, dreißigmal dessen Schriften gegen die Pelagianer gelesen und gab nun die Lehre des afrikanischen Kirchenvaters einschließlich des strengen Prädestinationismus wieder, der im schroffsten Gegensatz zum Molinismus der Jesuiten stand. Vergeblich hatten diese die Drucklegung zu hindern gesucht, auch aus persönlichen Gründen, da Jansen nicht nur zweimal als Gesandter der Löwener Hochschule an den spanischen Hof gereist war, um den Ausschluß der Jesuiten von bestimmten Lehrstühlen zu erwirken, sondern auch den Erzbischof von Utrecht im Kampf gegen sie unterstützt hatte. Nun brachten sie ein Verbot seines Buches zustande, erst durch die Inquisition, dann (1642) durch eine Bulle Urbans VIII., der dazu umso bereitwilliger sein mochte, als der Verfasser durch seinen *Mars Gallicus* (1635) das Bündnis des katholischen Frankreich mit den deutschen Protestanten gegen das Haus Habsburg heftig getadelt und damit indirekt auch den Papst getroffen hatte, der im Einverständnis mit Richelieu stand.

Die Bulle fand indes entschiedenen Widerspruch der Universität Löwen

wie bei einigen Bischöfen. Hauptherd des Widerstandes aber war das berühmte Zisterzienserinnenkloster Port-Royal, in einem engen Waldtal zwischen Paris und Versailles gelegen. Seitdem Du Vergier dessen geistlicher Leiter war (1623), hatte Jansens Geist dort Einzug gehalten. Als die Zahl der Nonnen sich verzehnfachte, ward ein zweites Port-Royal in Paris gegründet. Nach dem Tode Du Vergiers gewann dessen Schüler, der Bruder der Äbtissin Angélique, Antoine Arnauld, von seinen Anhängern später der große Arnauld genannt, Einfluß auf die Nonnen. Der Vater der beiden, ebenfalls Antoine geheißen, hatte als Parlamentsrat im Jahre 1594 die europäisches Aufsehen erregende leidenschaftliche Rede gegen die Jesuiten gehalten, die das weder seinem jüngsten Sohne, noch seiner Tochter, noch dem Kloster vergaßen. Dazu veröffentlichte jener 1643 ein Buch »*De la frequente communion*«, das die jesuitische Theorie von der Überflüssigkeit einer das Herz erschütternden Buße vor Genuß des Abendmahls bekämpfte. Allen Bemühungen der Angegriffenen gelang es nicht, gegen die Schrift, von der trotz ihres großen Umfanges (950 Quartseiten) rasch fünf Auflagen vergriffen waren, ein Verbot in Rom zu erwirken. War sie ja von 20 Bischöfen und 24 Doktoren der Sorbonne (Theologenkollegium an der Universität Paris) gutgeheißen — alles zusammen Beweis genug, daß sie keine rigoristische, sektiererische Tendenzschrift war, wie behauptet wurde. Dagegen kamen zwei Schriften von Jesuiten gegen Arnauld auf den Index.

Durch diesen Mißerfolg nur noch mehr gereizt, versuchten die Jünger Loyolas auf einem anderen Wege, den verhaßten Gegner zu treffen. Auf ihr Anstiften beantragten im Jahre 1651 85 Bischöfe in Rom die Verdammung von fünf Sätzen aus Jansens Buch. Innozenz X., dem eine davon sicher zu erwartende Spaltung des oft genug seine gallikanische Gesinnung bekundenden französischen Episkopats nur erwünscht sein konnte, tat ihnen den Willen, obwohl Augustiner, Franziskaner und namentlich Dominikaner dringend warnten, man solle nicht Augustinus unter der Maske des Jansenius verurteilen. Aber die Verehrer des ehemaligen Bischofs von Ypern wußten Rat. Gewiß, erklärten sie, sind die Sätze irrig; sie sind mit Recht verurteilt, die *question du droit* ist zu bejahen. Aber ein anderes ist, ob die Sätze in dem Sinne bei Jansen stehen, in welchem der Papst sie verurteilte. Das ist die *question du fait*, und eine solche unterliegt nicht dem Urteile des Papstes, also ist man da auch keine Unterwerfung, sondern nur *silence respectueux* (*silentium obsequiosum*) schuldig — eine Ansicht, die dem gesunden Menschenverstand einleuchtet, wie denn auch der im Jahre 1764 verstorbene Jesuit Ives André schrieb: „Ich glaube fest, daß die fünf Sätze sich bei Jansen finden, aber man muß den Verstand verloren haben, um daraus einen Glaubensartikel zu machen“. Er ward doch gemacht. Den Jesuiten war es

gelungen, ihre alten Erbfeinde, die Dominikaner (aber nur die französischen), und damit die Majorität der Sorbonne gegen Arnauld zu gewinnen, der zwei seiner Sätze widerrufen sollte und, weil er sich weigerte, am 31. Januar 1656 aus jener Körperschaft ausgestoßen wurde. Am 10. Oktober desselben Jahres verwarf der jesuitenfreundliche Alexander VII. die Arnauldsche Unterscheidung.

Hier nun ist der Punkt, wo Blaise Pascal in die Bewegung eingriff und durch seine „Provinzialbriefe" dem Kampf eine Wendung gab.

Er hatte zum erstenmale im Jahre 1646 Bekanntschaft mit dem jansenistischen Geiste gemacht. Ein Beinbruch seines Vaters, dessen Heilung sich lange hinzog und die Ärzte drei Monate in dem Pascalschen Hause zurückhielt, wurde der Anlaß zur Lektüre von Schriften Jansens, Arnaulds und Du Vergiers, und hatte so für den damals Dreiundzwanzigjährigen eine Wirkung, die fast an die Umwandlung gemahnt, welche der Stifter des Jesuitenordens infolge seiner bei der Verteidigung von Pamplona empfangenen Wunde erfuhr. Die tiefsinnigen Ideen jener Männer machten einen um so nachhaltigeren Eindruck auf den Jüngling, weil sein Körper damals durch angestrengtes Studium ganz gebrochen, gelähmt war, so daß er kaum mit Hilfe von Krücken gehen konnte. Er lernte nun sein Leiden in christlichem Geiste auffassen, als eine zu seiner Läuterung verhängte Heimsuchung Gottes, der ihn an sich ziehen, aus den Fesseln der Welt zu geistiger Freiheit erheben wolle.

Seit dieser ersten „Bekehrung" teilt er seine Zeit zwischen religiöser Beschaulichkeit und wissenschaftlicher Forschung, welch letzterer sein bisheriges Leben ausschließlich gehört hatte. Schon als zwölfjähriger Knabe war er, ohne jeglichen mathematischen Unterricht, von sich aus auf euklidische Sätze gekommen, und sechzehnjährig hatte er eine Abhandlung über Kegelschnitte verfaßt, von der Leibniz urteilte, seit dem Altertum habe man nichts so Hervorragendes über dieses Thema gelesen. Zwei Jahre später hatte er die Welt mit einer Rechenmaschine überrascht, die patentiert wurde. Auf dieser Bahn schritt er nun weiter. Außerstandes, das Bett zu verlassen, ja auch nur zu schreiben, beschäftigt er sich mit mathematisch-physikalischen Problemen und läßt durch seinen Schwager Perier Experimente anstellen, die seine Hypothese glänzend bestätigen. So kann er seit 1647 seine bahnbrechenden Entdeckungen über Schwere der Luft, über Luftleere, über Höhenmessung mittels des Barometers bekannt geben. Er wird der Erfinder der hydraulischen Presse, des nach ihm benannten Dreiecks, der Infinitesimalrechnung usw.

Diese Arbeiten hatten mehr und mehr all seine Zeit und Kraft in Beschlag genommen und ihn teilweise seinen religiösen Interessen wiederum entfremdet. Da kam das „Jahr der Gnade" 1654. In der Nacht des 23. November ward der exakte Forscher, den freilich rastlose Arbeit bei fast beständigen körperlichen Schmerzen sensibel gemacht hatte, von einer

Art Vision so mächtig ergriffen, daß seine zweite und endgültige „Bekehrung" von da an datiert[1]). Eine fast wunderbare Rettung aus Lebensgefahr war im Oktober vorhergegangen. Von jetzt an entsagt er der weltlichen Wissenschaft und führt ein Leben strengster Askese. Nicht zufrieden mit seinen schmerzhaften Leiden, trägt er noch einen Gürtel mit eisernen Stacheln auf bloßem Leibe, um bei jedem eitlen Gedanken sich selbst zu züchtigen. Mit seiner jüngeren Schwester Jaqueline, die schon 1651 nach des Vaters Tode in Port-Royal des Champs eingetreten, bespricht er seinen Plan, sich den Einsiedlern *(solitaires)* zuzugesellen, die um jenes Kloster sich angesiedelt hatten. Das waren Jünger Du Vergiers, größtenteils Männer von Geist und Gelehrsamkeit, deren manche einst eine hohe Stellung in der Welt eingenommen hatten. Nur durch die Gemeinsamkeit religiöser Ideale waren sie mit den Nonnen des Klosters verbunden. Das Gebet der gottgeweihten Jungfrauen, sagten sie sich, erringe ihnen Kraft von Gott zum Kampf gegen die Welt. Pascal konnte freilich nicht immer bei den Einsiedlern leben, seine Studien trieben ihn oft nach Paris, wo er die meiste Zeit verbrachte. Aber an der entsagungsreichen Lebensordnung hielt er hier ebenso fest.

Als nun Arnaulds Verurteilung durch die Sorbonne zu befürchten war, sandte Pascal unter dem Pseudonym Louis de Montalte am 23. Januar 1656 eine *Lettre écrite à un provincial par un de ses amis* in die Welt, um die öffentliche Meinung für den Gefährdeten zu interessieren und durch sie auf das Tribunal zu wirken. Ein zweiter folgte ihm nach wenigen Tagen, ohne daß aber die Verurteilung Arnaulds dadurch verhindert worden wäre. Gegen sie protestiert ein dritter Brief (9. Februar), da Arnauld Augustin und andere Väter auf seiner Seite habe. Damit verläßt der Verfasser zunächst das dogmatische Gebiet, um zu einem Angriff auf die Moral der Jesuiten überzugehen.

Dem modernen Menschen mag es schwer werden zu verstehen, wie ein Mann von dem Geist und der Freisinnigkeit eines Pascal zur Zeit der höchsten Blüte der Wissenschaften sich zu den Theorien Jansens bekennen mochte. Noch auffälliger mag scheinen, daß diese eine Zeitlang die öffentliche Meinung Frankreichs für sich hatten. Die Folgen der Erbsünde wurden von dem Löwener Doktor gegenüber der Verflüchtigung durch die Jesuiten — ebenso wie von Augustin gegenüber der Leugnung durch Pelagius — aufs schärfste betont. Verstand und Wille sind nach ihm so sehr geschwächt, daß der Mensch mit seinen natürlichen Fähigkeiten das Gute weder erkennen noch lieben und tun kann. Nur die übernatürliche Gnade vermag ihn hiezu instand zu setzen. Gott allein hat es in der Hand und von Ewigkeit her darüber verfügt, daß die einen diese Gnade erlangen und dadurch der ewigen Seligkeit teilhaftig werden, die andern sie nicht bekommen und der ewigen

[1]) Vgl. sein „Memorial" darüber, z. B. „Hochland" IX, II, 558 f.

Verdammnis anheimfallen — Prädestination (Vorherbestimmung zum Leben oder zum Tode). Es widerstrebt dem menschlichen Gefühl, die Krone der Schöpfung in den eigensten Angelegenheiten so ganz machtlos, Gott so willkürlich sich zu denken. Aber der tiefe Sinn dieser Lehre ist die unbedingte Ergebung in Gottes Willen, das Gefühl, alles nur von Gott zu haben, die Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit einer Erlösung durch Christus. So bedeutet der Jansenismus eine Reaktion des religiösen Gefühls, des Bewußtseins völliger Abhängigkeit von Gott, gegen die Lehre und Praxis der Jesuiten. Diesen zufolge sollte der Mensch alles aus sich vermögen, durch probabilistische Kunststücke und Absichtslenkung den göttlichen Geboten zuwiderhandeln können, ohne daß Gott die schnödeste Verletzung seiner Gesetze bestrafen dürfte, weil der Sünder sich einen Rechtstitel, eine probable Meinung konstruiert hat. Seit Jahrzehnten hatte der Jesuitismus die Welt mit Folianten beglückt, in denen neue Sünden für die Einwohner des Mondes erfunden und dafür jene, so auf diesem Planeten begangen werden, entschuldigt, der christlichen Moral eine wächserne Nase gedreht war. Erlöser und Erlösung mußten, wo der Mensch alles vermochte, schließlich überflüssig und wertlos werden, das Christentum in einen Apparat äußerlicher Zeremonien und Übungen ausarten. Jansen und seine Anhänger nahmen den Kampf gegen das jesuitische Prinzip auf, und es zeugt für die Berechtigung ihres Vorgehens, daß die geistig und sittlich hervorragendsten Männer und Frauen, Menschen von tief innerlicher Frömmigkeit, auf ihre Seite traten.

Die an sich und in ihren Konsequenzen bedenkliche Sittenlehre der Jesuiten unterzieht Pascal in den Briefen IV—X einer vernichtenden, mit beißendem Sarkasmus gewürzten Kritik. Zunächst wendet er sich gegen die jesuitischen Voraussetzungen der Sünde. Wer gar nicht an Gott, an seine Sünden und Pflichten denkt, sagt der Jesuit Annat, wer nicht eine innere Erleuchtung und Beeinflussung von Gott erfährt, die ihn von der Sünde zurückhält, der sündigt nicht, wenn er pflichtmäßige Werke unterläßt und eine sündhafte Tat begeht. Worauf Pascal unter ironischem Beifall ausruft: „Ich sehe ungleich mehr Leute durch dieses Außerachtlassen Gottes gerechtfertigt, als durch die Gnade und Sakramente... Stets hatte ich geglaubt, man sündige um so mehr, je weniger man an Gott denkt; nun erkenne ich, daß alle Dinge rein sind, sobald man es erst soweit gebracht hat, gar nicht mehr an Gott zu denken." *Ecce qui tollit peccata mundi*, spottete Hallier über einen solchen Moralisten. Im fünften und sechsten Briefe werden Beispiele dafür angeführt, wie die Jesuiten durch ihren Probabilismus die klarsten Aussprüche der Schrift, der Konzilien und Väter zu umgehen wissen. Eine Meinung ist wahrscheinlich („probabel"), wenn sie auf ernste Erwägungen gegründet ist, sagen sie. Wenn nun auch die entgegengesetzte

mehr Gründe für sich hat, darf ich doch jener folgen, falls sie mir angenehmer und günstiger ist; ja, selbst wenn sie mir gar nicht probabel scheint, darf ich doch ihr entsprechend handeln, falls sie wenigstens von einem ernsten Doktor als probabel betrachtet wird. Auch der Beichtvater muß dem Beichtkinde die Absolution geben, wenn es einer probabeln Ansicht folgt, mag er selbst sie auch nicht für probabel halten. Von den Kirchenvätern braucht man sich dabei nicht beirren lassen; sie waren maßgebend für die Moral ihrer Zeit, für uns sind sie zu fern. „In den Moralfragen sind die neuen Kasuisten den alten Kirchenvätern vorzuziehen, obgleich diese den Aposteln näher waren", sagt der Jesuit Cellot. Diese „Neuen" wissen auch, wann ein Mönch die Kutte ablegen kann, ohne der darauf gesetzten Exkommunikation zu verfallen: nämlich wenn er es tut, um zu gaunern oder unerkannt Lasterhäuser zu besuchen und die Kutte nachher wieder anlegen will. Das haben die Päpste nicht ins Auge gefaßt. Aber auch wo sie dies getan haben, folgten sie eben einer probablen Auffassung, womit nicht gesagt ist, daß die entgegengesetzte nicht auch probabel sei, ich also das Verbotene nicht tun dürfe; denn man darf vom Für und Wider das aussuchen, was einem am meisten zusagt. Wer diese neue Moral kennt, der sündigt nicht, wenn er gegen das Verbot handelt, indem er einer probablen Meinung folgt; andernfalls, wenn er diese Moral nicht kannte, würde er sündigen. Die strengen Grundsätze der Bibel, sagt der Jesuit, sind heute nicht durchzuführen, die Menschen würden ganz von uns abfallen; um sie zu halten, haben unsere Kasuisten über die Laster, zu denen jeder Stand am meisten neigt, so milde Grundsätze aufgestellt, daß jeder dabei zufrieden sein kann. So wird gezeigt, wie man eine Kirchenpfründe sich um Geld verschaffen kann, ohne der Simonie und ihren Strafen zu verfallen. Ferner „steht es außer Frage, daß der Mönch, der sich auf eine probable Meinung stützen kann, nicht verpflichtet ist, seinen Vorgesetzten zu gehorchen, selbst wenn des Vorgesetzten Meinung auch probabel ist." Diener, welche mit ihrem Lohne unzufrieden sind, dürfen diesen heimlich aus dem Eigentum des Herrn soweit erhöhen, bis er ihrer Arbeit entspricht, wenn sie aus Armut gezwungen waren, die Stellung anzunehmen, und wenn Dienstboten an anderen Stellen mehr verdienen. Dazu erzählt Pascal die Geschichte eines Dieners bei den Jesuiten, der von diesen des Diebstahls angeklagt wurde. Er ist durchaus geständig, verlangt aber Freisprechung, indem er sich auf die Lehre des Pater Bauny und eines anderen Jesuiten beruft, bei dem er Kasuistik gehört. Der Richter jedoch war der Ansicht, „man müsse diesen allzugetreuen Diener vor der Tür der Schule durch den Henker auspeitschen lassen; dieser sollte dann zugleich die Schriften des Paters, die eine solche schädliche, allen natürlichen, göttlichen und menschlichen Gesetzen wider-

sprechende Lehre enthielten, verbrennen, und den Jesuiten sollte man bei Todesstrafe verbieten, eine solche Lehre zu verbreiten".

Mit der höchst interessanten Theorie der Absichtslenkung beschäftigt sich der siebente Brief. Ein Diener darf dem Herrn zu schlechten Handlungen behilflich sein, zum Beispiel ihm Türen und Fenster öffnen, ihm helfen, wenn er durch die Fenster steigt, die Leiter halten usw. — dies alles ist belanglos und erlaubt, falls er nur nicht seine Gedanken auf die Sünden lenkt, deren Vermittler er ist, sondern nur auf den Vorteil, den er dabei hat; die Leiter darf er allerdings erst halten, nachdem man ihn mehr als sonst im Falle von Ungehorsam getadelt hat. Der Sohn darf sich über den Tod des Vaters freuen, falls er nur dies nicht tut aus Haß, sondern um des erlangten Erbes willen. Man kann eine Herausforderung zum Duell annehmen und sogar selbst eine solche ergehen lassen, nur darf es nicht in der Absicht geschehen, sich zu duellieren, sondern um seine Ehre oder sein Vermögen zu retten. Der König, sagt Pascal, setzt seine Macht ein, um das Duell in seinem Staate zu verhindern, der fromme Sinn der Jesuiten aber setzt seine Spitzfindigkeit ein, um es in der Kirche zu ermöglichen. Einige von ihnen erlauben, den ungerechten Ankläger, falschen Zeugen und sogar den parteiischen Richter zu töten, um seine Ehre zu verteidigen; wenn andere dem auch widersprechen, so bleibt jenes doch eine probable Meinung. „Man darf den, der einen geohrfeigt hat, töten, und dies sogar, wenn er flieht, vorausgesetzt nur, daß man es nicht aus Haß oder Rache tut... Denn man darf seiner Ehre wie einem gestohlenen Besitztum nachgehen... und es bleibt wahr, daß ein Geohrfeigter ehrlos bleibt, bis er seinen Feind getötet hat." „Es ist sogar erlaubt, den zu töten, der einen ohrfeigen **will**, um ihm zuvorzukommen, falls man es nicht anders verhindern kann. Alle unsere Doktoren sind darüber einig." Nach Pater Baldelle und Escobar „ist es erlaubt, den zu töten, der sagt: Sie haben gelogen, wenn man die Beleidigung nicht auf andere Art zurückweisen kann". Ja ich darf jemanden, der mir ein Verbrechen vorwirft, im Interesse meiner Ehre töten, selbst wenn ich es wirklich begangen habe, es aber verborgen geblieben ist. Pater Lamy ist der Ansicht: „Es ist einem Geistlichen oder einem Mönche erlaubt, einen Verleumder zu töten, wenn dieser skandalöse Verbrechen, die seine Gemeinschaft oder er selbst begangen hat, offenbaren will, vorausgesetzt, daß es keine anderen Mittel gibt, ihn daran zu hindern". Freilich muß man, obschon diese Theorie probabel ist, bei der Wahl seiner Verteidigungsmittel bedacht sein, dem Staate keinen Schaden zuzufügen. Aber Pascal fürchtet: wenn nur Staatsrücksichten, nicht die Religion bestimmend seien, werden die Menschen ihrem Zorne den Lauf lassen. „Unsere Kasuisten, rühmt dagegen der Jesuit, machen es der Welt recht dadurch, daß sie die Tat erlauben, und sie tun

dem Evangelium Genüge, indem sie die Absichten heiligen." Jener aber meint: „Besser ist es mit Menschen zu tun zu haben, die gar keine Religion haben, als mit solchen, die bis zu dieser Lehre vorgedrungen sind".

Nicht minder geschickt sind die Jesuiten in Erfindung von Auswegen, wenn es sich um Bestechung von Richtern, um Zins und Wucher (gegenüber dem altkirchlichen Verbot des Zinsnehmens), um sogenannte Mohatraverträge, um Bankerott, um Schadenersatz handelt (VIII. Brief). Auch da sind sie es, *qui tollunt peccata mundi.* Teilweise wären die Einfälle sehr belustigend, wenn sie nicht zu traurig wären. — Der neunte Brief bringt Beispiele für eine alle Sittlichkeit auflösende Marienverehrung, wie sie die Jesuiten lehrten. Soviel Andachtsübungen zu Maria, soviel Himmelsschlüssel. Zum Beispiel: den Namen Mariens oft aussprechen; den Engeln auftragen, ihr ein Kompliment zu machen; ihr täglich „Guten Tag" und „Gute Nacht" sagen usw. Noch leichter ist: Tag und Nacht einen Rosenkranz als Armband, oder ein Bild der heiligen Jungfrau bei sich zu tragen. So machte es eine Frau, die dafür, nachdem sie in der Sünde gestorben, eigens wieder zum Leben erweckt wurde. Es ist also ein sicheres Mittel des Heils. Auf die Einwendung Pascals, wenn solche kleine Andachtsübungen ohne innere Besserung das Heil wirken sollen, so werden die Menschen in ihren Ausschweifungen nur bestärkt durch falsche Zuversicht, erwidert der Jesuit: die Hauptsache sei doch, daß wir in den Himmel kommen, das Wie sei Nebensache.[1]) Eine solch „mühelose Frömmigkeit" konnte sich freilich über die sauersehenden Heiligen vom Schlage der Jansenisten lustig machen, wie es Pater Le Moine tat. — Im Anschlusse daran werden die genugsam bekannten jesuitischen Lehren über zweideutige Ausdrücke und Mentalreservationen beleuchtet, durch die man bewußt und selbst unter Eid die Unwahrheit sagen kann, ohne zu lügen. Ferner wird über die Weitherzigkeit berichtet, mit welcher Pater Bauny jungen Mädchen Freiheiten gestattet, die ein heidnischer Dichter verpönte, oder Kaspar Hurtado und Coninck die leibliche Anwesenheit bei der Messe genügen lassen; der Geist dürfe abwesend sein, wenn nur eine ehrerbietige Haltung bewahrt werde. Im zehnten Briefe endlich rügt der Verfasser die bedenkliche Beichtpraxis der „Gesellschaft Jesu".

Die sechs folgenden Briefe (XI—XVI) wenden sich direkt an die Jesuiten. Pascal antwortet auf ihre Entgegnungen, indem er an der Hand ihrer Kasuisten nochmals auf ihre Lehren vom Almosen, von der Simonie, dem Bankerott, dem Duell und dem Morde eingeht und die Vernichtung des sittlichen Gefühls nachweist. Durch ihre Verleumdungen wissen sie ihre Gegner zu diskreditieren. Man darf ja verleumden, um die eigene Ehre zu retten.

[1]) Übrigens hat Alfons von Liguori, den Pius IX. zum Kirchenlehrer ernannte, die „Herrlichkeiten Mariens" genau wie die Jesuiten des 17. Jahrhunderts beschrieben.

Darum bezichtigen sie ihre Gegner der Ketzerei, des Einverständnisses mit den Kalvinisten. Womöglich überall das Gegenteil von dem zu sagen und zu tun, was man bei Ketzern hört und sieht, galt den Jesuiten von jeher als besonderes Zeichen von Kirchlichkeit. — In den beiden letzten Briefen kommt Pascal auf die dogmatischen Streitigkeiten zurück. Die Jansenisten leugnen kein Dogma, sondern nur, daß die berühmten fünf Sätze sich im „Augustinus" des Jansenius finden. Daß aber der Papst in einer *question du fait* irren kann, zeigt die Verurteilung des Galilei. Auch Papst Zacharias, indem er den heiligen Virgil in den Bann tat, weil er an die Antipoden glaubte, hat die neue Welt nicht vernichtet, man glaubt mehr dem Columbus, der sie entdeckte, als dem Papste, der sie nie sah. Der Kampf gegen Arnauld richte sich tatsächlich gegen Augustin, ja gegen die Lehre Christi, weil die Jesuiten, an dieser gemessen, Heiden und schlimmer als diese seien.

Die „Provinzialbriefe" erschienen einzeln, und jeder bedeutete ein Ereignis. Die Jesuiten sahen von einer unsichtbaren Hand ihre Verirrungen aufgedeckt. Der Autor konnte, wenn man ihn erwischte, sich auf ein schönes Honorar gefaßt machen. Hatten ja die Jesuiten den Hof zur Verfügung, der auf den jansenistischen Rigorismus schlecht zu sprechen war. Man sagte: wenn diese Richtung herrschend würde, könnte der König nicht einmal eine Mätresse halten. Die andern natürlich noch weniger. Ein durchschlagender Beweis. Ohnehin hatte der *Mars Gallicus* den Zorn Ludwigs XIV. erregt. Dazu waren unter den Einsiedlern von Port-Royal Männer der parlamentarischen Opposition. Du Vergier hatte, weil er einem Richelieu unbequem gewesen, fünf Jahre in hartem Kerker geschmachtet, den er erst nach des Gewaltigen Tode, körperlich gebrochen, verließ. Arnauld mußte sich ebenfalls vor der christlichen Liebe der Gesellschaft Jesu verborgen halten und konnte nur in Verkleidung zu den Versammlungen nach Port-Royal kommen. Später mußte er, schon ein Greis, wie Quesnel ins Ausland flüchten, und starb hochbetagt zu Brüssel im Jahre 1694. Es bedeutete darum eine kühne Tat, wenn der schwer leidende Pascal, ohne Furcht vor den Galeeren, den Jesuiten entgegentrat. Gleich der erste Brief schlug wie eine Bombe ein. Der königliche Kanzler soll dermaßen in Wut geraten sein, daß man ihm siebenmal zur Ader lassen mußte. Sofort wurden die Druckereien durchsucht, ein unschuldiger Drucker mitsamt Frau und Personal eingesperrt. Auch der Richtige (Petit) sollte geholt werden, hatte sich aber rechtzeitig unsichtbar gemacht, und seine Frau trug die Lettern, so schwer sie waren, in ihrer Schürze mitten durch die Wachen ins Nachbarhaus, wo sofort 1500 weitere Exemplare des zweiten Briefes abgezogen wurden. Da die Druckerei geschlossen und versiegelt war und man ein noch nasses Exemplar des zweiten Briefes vor den Polizeipräsidenten brachte, das dasselbe Papier und

dieselben Lettern wie der erste Brief aufwies, so schien beweisen, daß auch dieser nicht von Petit stammen könne. Ein Teil wäre nach der Überlieferung auf einem Waschschiff auf der Seine gedruckt worden. Noch weniger als vom Drucker hatte man vom Verfasser eine Ahnung, der damals mit humorvoller Kühnheit dem großen Jesuitenkolleg direkt in die Fenster sah. In solcher Nähe suchte man den Verwegenen am wenigsten.

Der kirchenpolitischen und literarischen Bedeutung der Briefe entsprach der Erfolg. In der lateinischen Übersetzung von Nicole (1658) flogen sie durch ganz Europa und weckten das öffentliche Gewissen gegen die Unmoral der Jünger Loyolas. Der Verfasser verstand es eben unübertrefflich, die scholastischen Distinktionen in einer lebensvollen, dem Laien verständlichen Sprache mit oft überwältigender Komik wiederzugeben. Der gesunde Menschenverstand und ein unverdorbenes sittliches Empfinden wandte sich mit Entrüstung oder Verachtung von den moralistischen Akrobaten ab. Noch heute sind die „*Provinciales*" ein Arsenal schärfster Waffen gegen jesuitischen Übermut. Natürlich wurden sie in Rom verdammt,[1]) auch bei der französischen Regierung und durch sie bei der Sorbonne und der Versammlung des französischen Klerus erreichten die Jesuiten unschwer eine Verurteilung. Aber auch mit der Verbrennung durch den Henker war das Buch nicht aus der Welt geschafft. Die kraftvolle, geistsprühende Sprache allein würde es unsterblich machen. Sogar den Sprachschatz des französischen Wörterbuchs hat es bereichert: *escobarderie* bedeutet „raffinierte Lüge", nach dem spanischen Moralisten Anton Escobar y Mendoza (1589—1669), der in diesen Künsten besonders versiert war und durch Pascal zu trauriger Berühmtheit gelangt ist.

Wenn man freilich die jesuitischen Gegner hört — auch in ihren neueren und neuesten Vertretern, zum Beispiel dem Kirchenlexikon und dem Herderschen Konversationslexikon —, so hätten die Provinzialbriefe nur „durch falsche Zitate, falsche Übersetzung, Zusammenziehen oder Auslassen von Stellen, Verallgemeinerung falscher Ansichten einzelner Jesuiten ein Zerrbild ihrer Moral" entworfen. Weiter sagt man: „Die jansenistischen Freunde lieferten ihm Auszüge aus jesuitischen Schriften, und so mag er anfangs von bewußter Entstellung freizusprechen sein; allein er fuhr in diesen Verleumdungen fort, auch als ihm durch die *Responsiones* des Paters Nouet u. a. die unehrliche Kampfesweise aufgedeckt war."[2]) Und W. Kreiten S. J. im Kirchenlexikon (IX, 1544) redet gar von (durch Pascal) „zugestandenen Verleumdungen gegen die Jesuiten". Daß manche aus diesem Orden die Charakteristik ihrer Moral als Ver-

[1]) Aber auch zwei jesuitische Gegenschriften!

[2]) Herders Konversationslexikon *s. v.* Pascal. Hier wie bei allen die Jesuiten berührenden Artikeln des Konversations- wie des Kirchenlexikons zeigt sich eine enorme Parteilichkeit, die diese Teile nur mit großer Vorsicht zu benützen gestattet.

leumdung bezeichnen, darf man nicht tragisch nehmen; man sucht gern bei anderen, was einem selbst geläufig ist. Daß aber Pascal selbst „zugestanden" hätte, er habe die Jesuiten „verleumdet", ist natürlich eine Jesuitenfabel; im Gegenteil erklärte er ein Jahr vor seinem Tode: „weit entfernt, die Briefe zu bereuen, würde ich sie noch schärfer machen, wenn ich sie nochmals zu schreiben hätte". Was Fehler in seiner Methode anlangt, so urteilt ein gewiegter Kenner wie Sainte-Beuve: „Seine Gegner haben hie und da ein ungenaues Zitat oder eine etwas arrangierte und zugespitzte Übersetzung hervorheben können; er stellt mitunter die Meinung des Gegners klarer hin, als sie heroortreten würde, wenn er den ganzen Text anführte; er nimmt, wie Annat sagt, oier Worte aus einer langen Stelle heraus, wenn ihm das paßt; er hilft gern dem Wortlaut etwas nach;[1]) endlich ist ihm auch bei dem Gewirre von Autoritäten und Meinungen hie und da ein Mißgriff begegnet". Bewußte Fälschung ist wenn nicht durch die Frömmigkeit und Askese Pascals — wir haben Beispiele genug, wie gerade solche, die diese Tugenden nach außen zur Schau tragen, zugleich Meister in jener Kunst sind: *‚pia fraus'* sagt genug —, so sicher durch seinen zeitlebens für die Wahrheit glühenden Charakter ausgeschlossen.

Den Vorwurf, Pascal habe „wirkliche Irrtümer einzelner dem ganzen Orden zur Last gelegt", sollten Jesuiten nicht erheben. Man kann nicht auf der einen Seite, wenn es gilt, den strikten Gehorsam und die stramme Zucht in der „Gesellschaft Jesu" zu rühmen, darauf hinweisen, wie keiner etwas schreiben darf, das nicht die strenge Zensur der Oberen passiert hätte, und anderseits bedenkliche Behauptungen einzelner über Fragen der christlichen Sittenlehre auf Privatkonto setzen. Wenn die Zensoren solch horrende Sätze passieren ließen, so hielten sie diese doch wohl für „probabel".

Vieles, was die Jesuiten an Pascals Ausführungen „widerlegten", haben sie übrigens durch ihre Taten vorher oder nachher bestätigt. Als 1625 mit Approbation des Generals Vitelleschi das Buch des Jesuiten A. Santarelli erschien, der dem Papste das Recht zusprach, Fürsten zu strafen und abzusetzen, wurden die Häupter der Pariser Jesuiten vom Parlament zitiert und gefragt, ob sie das Buch billigen. Sie erklärten: im Gegenteil, sie seien bereit, es zu widerlegen. Aber der General, wird ihnen entgegengehalten, habe das Buch approbiert. Sie: der sei in Rom und müsse gutheißen, was die römische Kurie gutheißt. Das Parlament: wenn Sie in Rom wären, was würden Sie tun? Antwort: Wir würden es machen wie die, welche dort sind. Worauf einzelne Mitglieder des Parlaments ausriefen: „Wie, Sie haben ein Gewissen für Paris und ein anderes für Rom? Gott

[1]) Alles das sind Mittel, deren sich nicht nur Jesuiten des 17., sondern auch des 20. Jahrhunderts, z. B. in den Stimmen aus Maria Laach, mit Vorliebe bedienen.

behüte uns vor solchen Beichtvätern" (F. H. Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens, München 1894, S. 60 f.).

Und wenn die jesuitischen Beichtväter am Hofe des Sonnenkönigs das ehebrecherische Treiben mit ansahen und ihn offenbar trotzdem absolvierten; wenn sie ihm nicht mannhaft entgegentraten und nicht lieber auf die Ehre verzichteten, Beichtväter eines notorischen Ehebrechers zu sein: dann mußten sie sich doch wohl ein *dictamen probabile relicta sententia probabiliore* zurechtgemacht haben, schlimmer als Pascal ihnen irgend eines vorhalten konnte. Hat ja noch in unseren Tagen A. Baumgartner S. J. jene höfische Konnivenz damit entschuldigen wollen: wenn die Beichtväter energisch aufgetreten wären, hätte das nur die Folge gehabt, daß Ludwig XIV. sich ganz von der Kirche abgewandt hätte (ähnliche Gründe hörten wir oben von Pascals Zeitgenossen)[1]. Worauf J. Hofmiller kaustisch antwortete, nun wissen wir, warum Herodes gar so gottlos wurde: weil der törichte Johannes d. T. ihm plump erklärte: „Es ist dir nicht erlaubt", statt so klug zu sein wie die jesuitischen Hofbeichtiger.

Im Regalienstreit (um behauptete königliche Rechte auf Kirchengut und Stellenbesetzung) zwischen Ludwig XIV. und Innozenz XI. stand nicht nur des ersteren Beichtvater P. Lachaise, sondern der gesamte französische Jesuitismus auf der Seite des Königs gegen den Papst. Das war der Orden, der sich durch ein viertes Gelübde zu besonderem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl verpflichtet hatte! Aber dieser Ungehorsam brachte ihm reichen Nutzen ein: faktisch erfolgte die Besetzung der vakanten Pfründen durch den Beichtvater, und die Jesuiten konnten so ihre Anhänger gegen die „Jansenisten" — so nannten sie jeden, der ihnen mißfiel — emporbringen. Verstieg sich ja der Jesuit Rapin zu der Behauptung, der König sei zu jenem Eingriffe in die kirchlichen Gerechtsamen durch seinen Krönungseid, daß er die Religion schützen wolle, verpflichtet (!) gewesen, weil er nur so verhindern konnte, daß Anhänger von Port-Royal zu Benefizien kämen.

Noch eklatanter war das Verhalten der Jesuiten in Frankreich während des Kampfes um die Freiheiten der gallikanischen Kirche. Sie ließen sich, um ihren Einfluß bei Hofe und im Lande zu behaupten, dazu herbei, die von Rom so schwer verpönten vier gallikanischen Artikel, welche der französischen Kirche eine weitgehende Unabhängigkeit vom Papste zusprachen, durch Unterschrift anzuerkennen. Dazu bedurfte es wiederum eines besonderen Gewissens für Paris, eines anderen für Rom. Das Detail mag man in Reuschs angeführtem, höchst lehrreichen Buche nachlesen.

Eine für die Moral der frommen Gesellschaft sehr bezeichnende Jesuiten-

[1]) Die bayerische Geschichte am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bietet ein ähnliches Beispiel.

fabel ist die Erfindung einer angeblichen Versammlung von Jansenistenhäuptern in Bourgfontaine, die im Jahre 1621 getagt und beschlossen haben solle, die christliche Religion zu zerstören, den Deismus einzuführen und als Mittel hiezu die jansenistischen Lehren und Übungen zu verbreiten. Diese ebenso boshafte wie plumpe Erfindung tauchte erst 1654 auf, mehr als ein Menschenalter nach dem angeblichen Faktum. Einer der Teilnehmer an der Versammlung, den man aber nie genannt hat (!), sollte die Sache verraten haben. Daß diese Lüge nur von den Jesuiten oder ihrem Anhang ausgehen konnte, ist evident. Bald war über den Charakter der Fälschung sich alles klar. Gleichwohl wurde der Bericht in verschiedene Sprachen übersetzt und allenthalben verbreitet, noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und noch in der zweiten Auflage des Kirchenlexikon (Band II, 1883, Sp. 1166) wagte der Jesuit R. Bauer das Publikum irrezuführen durch die Bemerkung, es sei unsicher, ob nicht die ganze Erzählung eine Mystifikation ist, während nichts sicherer ist, als daß sie das ist. Reusch gibt die Geschichte wieder als einen Beweis für A. Arnaulds Satz: „Die Jesuiten nehmen niemals die Verleumdungen zurück, die sie einmal ausgestreut haben".

Und zum Schluß die erbauliche Episode von dem falschen Arnauld, auch *La fourberie de Douai* genannt, von Reusch als Illustration des Satzes: „Der Zweck heiligt die Mittel" erzählt (a. a. O. 169 ff.). Im Jahre 1690 erhielt der Professor P. de Ligny an der Universität Douai, kurz nachdem er eine Rede zur Verteidigung des Jansenismus gehalten hatte, einen freundlichen Brief, Antoine A. unterzeichnet, so daß er annehmen mußte, er stamme von Antoine Arnauld, der damals in der Verborgenheit zu Brüssel lebte. Hocherfreut, von dem berühmten alten Theologen so ausgezeichnet zu werden, beeilte er sich, zu antworten. Nach und nach wurden es von jeder Seite 16 Briefe. Auch der frühere Professor der Theologie, Jacques Gilbert, erhielt um dieselbe Zeit 7—8 Briefe von Antoine A. und bat schließlich Arnauld, den er für den Absender halten mußte, sein Gewissensrat zu werden. Als dies bewilligt wurde, schickte er eine sechs Bogen lange Selbstbiographie, eine Art Beichte. An Ligny schrieb Antoine A., ein heiliger Bischof in Frankreich wolle ihn auf seine Empfehlung als Professor an seinem Seminar anstellen. Er möge, da sich demnächst eine günstige Gelegenheit bieten werde, seine seltensten Bücher und seine Briefe und Papiere vorausſenden; das Paket möge er in einer Herberge zu Valencienne an eine bestimmt bezeichnete Person abgeben lassen. Ligny tat alles. Mit der Zeit stellte sich aber die ganze Schreiberei des Antoine A. als ein ganz ordinäres Manöver heraus, um den Irregeführten Geständnisse und verfängliche Schriftstücke zu entlocken und sie mit deren Hilfe von der Universität zu verdrängen. Und wenn man nachher verkündete, im Jesuitenkolleg zu

Douai seien die Originale der auf diese edle Weise ergatterten Schreiben zur Einsicht aufgelegt, so wußte man Bescheid.

Wem seine Moral solche Kunststückchen erlaubt, dem steht das Klagen über angebliche Fälschungen Pascals schlecht an. Im Lichte der angeführten Fälle weiß man auch, was von der Entrüstung über jansenistische Gleisnerei in jesuitischen und in jesuitenfreundlichen Büchern zu halten ist. Die Geschichte des Jansenistenstreites ist von dieser Seite überhaupt aufs gewissenloseste verfälscht worden. Hier soll lauter Licht, dort lauter Schatten sein. Aber wenn ein Streit über ein Jahrhundert andauert, kann da immer nur die Bosheit der argen Jansenisten schuld sein? Indem die Jesuiten es so darstellen, zeigen sie nur, daß sie schlechte Historiker sind, die nicht einmal das Bedürfnis empfinden, pragmatisch die Entstehung der Kontroverse darzulegen. Freilich müßten sie dabei ihr bedenkliches Moralsystem und ihre rücksichtslose Herrschsucht in erster Linie zugestehen, und solchen Heroismus darf man nicht erwarten. Gewiß haben die Jansenisten in späterer Zeit nicht selten durch dieselben Mittel, mit denen ihre übermächtigen Gegner sie bekämpften, durch *reservatio mentalis* und durch Spitzfindigkeiten ihre Unterdrücker zu überlisten und zu betrügen gesucht. Aber das war, wie H. Reuchlin richtig sagt, erst „der in seiner Entwicklung gehemmte, ohne Erbarmen verfolgte, in seinem innersten Wesen gekränkte“ Jansenismus des 18. Jahrhunderts, den Voltaire und die starken Geister lächerlich machten. Aber — fährt derselbe Autor fort — „seine Sünde fällt am schwersten auf die Räuber der Gewissensfreiheit, und das ist das wahre Sakrilegium, nicht der Raub geweihten Goldes und Silbers“. Auch der katholische Theologe J. A. Möhler, der freilich um solcher Urteile willen niemals ein Liebling der Jesuiten war, erinnert daran, wieviele gehässige Maßregeln man sich glaubte erlauben zu dürfen, um den Jansenismus niederzuhalten, „der sich gewiß nicht zu solchen Abgeschmacktheiten würde verirrt haben, wenn man seine Anhänger nur einigermaßen schonend und mit christlicher Mäßigung behandelt hätte“. Die Zerstörung des blühenden Port-Royal allein schon war ein Akt rohester Barbarei. „Wer Port-Royal und seine Geschichte nicht kennt, kennt die Geschichte der Humanität nicht“, sagte Royer-Collard. Und wer die Geschichte seiner Unterdrückung nicht kennt, möchte man beifügen, kennt die Geschichte des Vandalismus und Fanatismus und die Geschichte der Jesuiten nicht.

Eine Autorität, wie den heroisch frommen Pascal, können uns die Jesuiten nicht einfach mit der verächtlichen Note eines Ketzers abtun. Seine ‚*Provinciales*‘ zeigen ebensoviel Geist, wie wahres Christentum; die Gegner konnten nur mit ledernen Folianten erwidern. Wo ist aber vollends der Jesuit, der den *Pensées* Pascals etwas halbwegs Ebenbürtiges an die Seite stellen könnte, diesem Werke, das gerade auf die tiefsten Geister nach-

haltigen, segensreichsten Einfluß übte? Ein John Henry Newman, den das Buch über die Schwelle der katholischen Kirche führte, ein Brunetière, der ihm seine veränderte Weltanschauung dankte, ein Aug. Sabatier, den es in seiner Jugend aufs tiefste bewegte, ein Monseigneur d'Hulst, ein Abbé de Broglie, ein Maurice Blondel, ein Fonsegrive — das sind wahrlich Jünger, auf die der von den Jesuiten Verfehmte stolz sein darf, und täuscht nicht alles, so steht ihm eine neue, glänzende Periode des Triumphes bevor.

Verzeihen Sie, muß ich mit Pascal mich entschuldigen, daß der Brief so lang geraten, ich hatte keine Zeit, ihn kürzer zu machen.

Spectator novus.

Rundschau.

Anmerkungen zu Büchern.

Seit langem hat mich kein Buch so festgehalten wie Alfons Paquets asiatisches Reisetagebuch Li oder Im neuen Osten (Rütten & Loening, M 3.50). Es gewährt Einblick in eine neue Welt und eine neue Zeit. Man ahnt die Bedeutung, welche jenes ungeheure Gebiet zwischen Rußland und China dereinst erlangen mag. Eine erstaunliche Gegenwärtigkeit erfüllt diese scharf gesehenen, scharf festgehaltenen Bilder von Ländern und Städten, die uns bisher kaum mehr waren als sonderbare Namen. Wir erleben jede Einzelheit der Reise mit, und sehen mit den glänzend beobachtenden Augen des Autors. Der Stil des Buches ist die Sachlichkeit selbst. Keine Pose, kein Interessant-tun, kein Geistreicheln. Paquet beschreibt nicht: er sieht. Er urteilt kaum: er sieht. Er lebt ganz im jeweiligen Augenblick; darum scheint bei ihm das beharrlich festgehaltene Präsenstempus, das fast bei allen Autoren als Unart stört, natürlich und dem Wesen des Werkes gemäß. Es ist keine Kunst über Rom ein anziehendes Buch zu schreiben. Aber wer über sibirische, mandschurische und chinesische Steppe so sachlich und zugleich so fesselnd schreibt, ist ein Künstler.

Das Jubiläum des Verfassers der *Confessions* rückte das alte Problem wieder in die Nähe: wie unterscheiden sich Autobiographie und autobiographischer Roman? Ein Buch, das den Leser zwingt darüber nachzudenken ist Otto Stoessls Roman Morgenrot (Georg Müller, M 5.—). Stoessl hat wiederholt bewiesen, daß er nicht umsonst Erzählern wie Keller und Meyer bei ihrer Arbeit aufmerksam und kritisch nachgegangen ist. Darum muß es überraschen, daß er diesen Kindheitsroman schrieb, der trotz aller Liebe, Treue und Feinheit in der Schilderung des Einzelnen als Ganzes an der Grenze des Gleichgültigen steht. Vor allem ist der Held, dessen Schicksale uns bis zur Militärzeit auf mehr als vierhundert Seiten bis ins kleinste mitgeteilt werden, für so eingehende epische Behandlung zu unbedeutend und diese Schicksale selbst zu alltäglich, so hübsch auch Stoessl sie erzählt. Den weitaus größten Teil nehmen die verschiedenen Etappen einer recht harmlosen

Knabenfreundschaft ein, deren eine Hälfte, der Toni, fast auch zur Hälfte des Buches wird. Nun ist aber dieser Toni noch unbedeutender als der Heid Dieter selbst, und man begreift kaum, daß seine Erlebnisse gegen das Ende seines Lebens, das zugleich mit dem des Buches zusammenfällt, soviel Raum und Wichtigkeit beanspruchen und die Worte Montaignes über seine Freundschaft mit Boetius gerade gut genug für diese Freundschaft zweier Wiener Mittelschüler sein sollen. Man denkt weiter nach und findet, daß es dem Buche überhaupt an Struktur, an Rückgrat, an Mittelpunkt gebricht (ein Fehler, den Stoessl im kleinen schon in Egon und Danitza gemacht hatte, wo ebenfalls der Held plötzlich ganz in den Hintergrund tritt, so daß man nicht versteht, warum er bisher soviel Interesse fordern durfte). So tut es einem leid, daß soviel verständnisreiches Bemühen um Stil und Sprache, soviel sinnende Klugheit, feine Beobachtung, so herzliches und gemütvolles Bewahren von Kindheitserinnerungen kein dauernd wertvolles Ganzes ausmachen konnten, weil der Autor sich über das Mißverhältnis zwischen seinem Helden und dem Umfange seines Werkes getäuscht hat. Eine Autobiographie, die da abschließt, wo das Leben des Individuums erst anfängt Bedeutung zu bekommen, nämlich anfangs der Zwanziger, kann nicht anders als unbedeutend sein, und muß als Ganzes, trotz aller Schönheiten ihrer einzelnen Teile, enttäuschen und verstimmen. Ein Autor von der kritischen Begabung Stoessls wird diese Einwände, die in einem Augenblicke niedergeschrieben werden, wo die Kunde von der Preiskrönung des Romans durch alle Blätter läuft, nicht als übel gemeint übelnehmen.

M. C. André: Mensch, erkenne dich selbst! Eine Vagantenhistorie. (München, Douglas. In Ganzpergament M 7.—.) Dies Buch bestätigt negativ aufs neue die Wahrheit, daß es für jeden Stoff zu einer bestimmten Zeit nur eine einzige beste Form gibt, gleichwie ein Gedanke schließlich nur auf eine einzige schärfste Form gebracht und eine Vorstellung nur durch einen einzigen treffendsten Ausdruck vermittelt werden kann. Für den Künstler des Wortes handelt es sich darum, diese einzige und höchste Form zu finden und sich mit keinem noch so bestechenden Surrogat, mit keinem Ungefähr, keinem Beinahe zufriedenzugeben. Für Andrés an sich witzige Zirkuserzählung nun hätte mir die Form Thomas Mann mit einem Einschlag Meyrink jene als ideales Ziel aufzustellende Form geschienen. Was aber in zahlreichen Kritiken an Form und Sprache der Geschichte gerühmt wird — wohlwollender Unverstand fühlt sich sogar an Lawrence Sterne erinnert — ist nichts anderes als jenes Unvermögen zur Form und sprachliche Simili-Naturburschentum, das in Deutschland mehr als anderwärts Aussicht hat mit Humor verwechselt zu werden. All die zahllosen Anführungszeichen, Gedankenstriche, Silbentrennungen, Anreden an den Leser, Nachlässigkeiten im Satzbau sollen und wollen im Grund nur eine Unzulänglichkeit verdecken, die sich auf den Kopf stellt und mit den Füßen Tschinellen schlägt, weil sie nicht gelernt hat, schön gerade zu gehen. Für einen Erzähler gibt es heute kaum einen Vergleich, der kompromittierender wäre, als der mit Sterne; es sei denn der mit Jean Paul. Womit dem Genialen und Wundervollen an jenen Beiden ja nichts geschmälert, sondern nur jeder Heutige gewarnt werden soll, sich ihrer für uns unwiderruflich historisch gewordenen, weil mit ihrem Meister und ihrem Zeitalter gestorbenen Form zu bedienen.

Eine Geschichte, wie Claude Farrères Vampyrerzählung „Das Geheimnis der Lebenden" (Rütten & Loening, M 2.50) ist höhere Schundliteratur. Ich möchte die richtige Schundliteratur durchaus nicht unterschätzen; für einen großen Teil der Leser ist sie das passendste Lesefutter, und man wäre versucht, den Kalauer von Hans von Bülow *Mundus vult schundus* noch um einen Buchstaben ehrlicher zu machen: *Schundus vult schundus*. Abstoßend ist erst die künstlerisch gehobene, nach Kunst hinschielende, die Mittel der Kunst mißbrauchende Schundliteratur. Es ist damit wie mit der Kriminalgeschichte. Sherlock Holmes lesen wir alle mit reinem Genuß; man kann kaum mit mehr Spannung erzählen. Sobald jedoch die Kriminalgeschichte psychologisch vertieft wird, ist sie unerträglich bis zur Lächerlichkeit. Spannung im vulgären Sinn schließt das Künstlerische aus; im Roman wie auf dem Theater. Es gibt eine gewisse Sorte Literatur, die, in Budapest auf schlechtes Papier gedruckt, in rosa Umschlägen an fröhliche Gentlemen von geschwächter Begabung sehr heimlich und sehr teuer verkauft wird; man nennt sie unhöflich Pornographie. Sie erfüllt ihren Zweck so gut es geht, naiv, grob und direkt. Die Pornographie wird erst unausstehlich, wenn sie sich literarisch aufputzt und uns weismachen will, sie habe immerhin künstlerische Qualitäten. Habe ich unrecht, wenn es mir so vorkommt als sei die niedrigste Art von Literatur diejenige, welche auf das Grauen spekuliert? und als sei es der schlimmste Mißbrauch einer Begabung, diese Art Literatur künstlerisch zu vertiefen oder zu verfeinern? Derlei Zeug wird gegenwärtig in Europa und Amerika massenhaft produziert, und in Deutschland massenhaft übersetzt. Ich sehe nicht ein, welcher Gewinn dabei für unsere Literatur herauskommen soll. Zu allem Überfluß sind die drei Vampyrgreise Farrères noch kindischer als Viktor Hugos *Burgraves*. Jules Verne ist an sich schon die üble Mésalliance einer unangenehm vorgeschrittenen Technik mit einer unangenehm rückständigen Erzählungsmanier. Farrère ist nur ein wild gewordener Verne. Selbst E. A. Poe, dessen Schauergeschichten der Verlag Gustav Kiepenheuer (Weimar) soeben als „Novellen des Todes" neu verlegt, ist für unser Gefühl veraltet. Künstlerische Werke veralten desto rascher, je mehr sie sich dem Variété nähern.

Eine ausgesprochene Erzählerbegabung innerhalb eines vorerst noch kleinen Gebietes künden die Sechs Novellen von Robert Schwerdtfeger an (Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Sie knüpfen, spannen, lösen gewandt und eigenartig; sie haben, mit Ausnahme der unbedeutenden zweiten, jede ihr volles Gewicht. Erfreulich berührt die kühle Sicherheit des Vortrages, die schöne Ruhe der Sprache. Daneben unterlaufen freilich noch recht überflüssige fremde Wörter, und das Streben nach Eigenheit des Tons läßt einen Unsinn entstehen wie „ich stand nicht an, mich für einen Menschen zu halten, dessen Glück nur durch sein eigenes noch übertroffen werden kann"; das Kaufmannsdeutsch „in dieser Absicht gingen sie trotz ihrer Jugend mit der Mutter einig" tut weh. Die üble Verbindung „sie hätte ablehnen gemußt" findet sich oft; „die Simplizität galt nicht mehr als *up to date*"; „welch Fant"; am schlimmsten Seite 159, auf der ein Franzose vor Franzosen erzählt: „Eine Kette von *cœurs brisés* bezeichnete meinen Weg, Messieurs. *Je ne sais pas comment*, aber, sehen Sie, mein Gott, es ist nicht zu leugnen und *pas du tout ma faute*" und so weiter. Man stelle sich ein französisch geschriebenes Buch

vor, in welchem ein Deutscher als vor Deutschen erzählend gedacht ist: „*Une chaine de* gebrochene Herzen *désignait mon chemin, meine Herren.* Ich weiß nicht wieso, *mais voyez-vous, mon Dieu, c'est incontestable et* durchaus nicht meine Schuld"! Daß ein solches Kauderwelsch sich in einem Buche findet, dessen Verfasser sonst sichtlich und mit Erfolg danach strebt, rein und schön zu schreiben, ist ein Zeichen, wie sehr auch den Besten von uns noch Bildung und Gewissenhaftigkeit in sprachlichen Dingen nottun.

Kühnemanns Herder, der in zweiter, völlig umgearbeiteter Auflage herauskam, (München, Beck, M 8.—), ist keine leichte, aber eine höchst gewinnbringende Lektüre; weniger eine Biographie, als eine pragmatisch-biographische Abhandlung im größten Stil. „Wenn man zu einem Deutschen von Lessing spricht, steigt vor seinen Augen eine ganz bestimmte und gleichsam fühlbare Gestalt auf. Wenn man ihm den Namen Herders nennt, regt sich in seiner Seele nichts als eine verschwommene Erinnerung. Er schaut uns mit der kleinen Verlegenheit an, die uns befällt, wenn wir uns bewußt sind: wir müßten davon wissen und wissen doch nichts." Mit diesen Sätzen begann die Vorrede zur ersten Auflage, „das einzige Stück, das unverändert geblieben ist". Wer diese Neuauflage gelesen hat, weiß etwas von Herder und kennt ihn; nicht nur den undeutlichen Herder der Literaturgeschichte, sondern vor allem den zuletzt grenzenlos enttäuschten und enttäuschenden Menschen. Er wollte Dichter sein und war kein Gestalter. Als Kritiker anfänglich begeisternd, verschloß er mehr und mehr sein Auge vor dem Großen, das unmittelbar vor ihm entstand. Die reproduktive Genialität der brausenden Frühzeit war mit den Jahren matter und am Ende schal geworden. Zu jung für die Generation der Klopstock und Wieland, ist er zu alt für die Goethes. Der Mensch: unsicher in sich selbst, sich im Geist immer mit anderen vergleichend, anderen nie das Gute verzeihend, das sie ihm antun; verbittert und gereizt, an der Seite einer ehrgeizigen, ihn blind anbetenden Frau. Eine verhängnisvolle Leichtigkeit der Produktion, die, unfähig zur inneren Struktur, sich bändeweise fortspinnt und kaum ein Ende findet. Im Sinne Goethes eine problematische Natur, aber nie und nimmer das Urbild des Faust, so viel auch darüber geschrieben worden ist. Als hätte Goethe nötig gehabt, seinen Faust außerhalb seines eigenen Ich zu suchen! Eine notwendigerweise unglückliche Existenz ohne inneres Schwergewicht; Weimar, für Goethe das Landhaus seiner Seele im Sinne Mark Aurels, ist für Herder nur ein ödes Nest, in das er sich gefoppt wähnt. Italien Goethen ein Jungbrunn, Herdern ein Probierstein im Sinne des Distichons an Kotzebue. Erschütternd baut Kühnemann so die innere Biographie seines Helden auf, alles verstehend, aber nichts beschönigend; eine unzeitgemäße Betrachtung für „Menschen, denen es um Bildung und Leben ernst ist, und die in ihnen Aufgaben sehen, mit denen wir uns abzufinden haben in bewußter Arbeit". Für uns, die wir „wieder einmal in einer Herderischen Epoche leben", ein Spiegel zugleich und ein Sporn, Antrieb und Warnung. Für das, was die Deutschen an großer Biographik besitzen, eine höchst wertvolle Bereicherung.

Sonderbar, daß manche Erzähler nicht merken, daß ihr Buch schon geschrieben ist, obwohl sie das — meist wertvollere — Vorbild sicher kennen; so daß sie sich's dreimal überlegen sollten, ob ihre Variation so viel Eigenes bringt, daß sie

ein Recht auf Entstehung hat. So ist zum Beispiel der erste Teil des neulich hier besprochenen *Ille mihi* das Thema Effi Briest, nur daß Frau von Henking es hart und spitz anschlägt, während es bei Fontane wie ein von Ironie zu Schwermut gleitendes Capriccio war. Auch **Frau Lori Granier** von **E. von Nesselrot** (Berlin, Fontane, M 5.—) läßt uns an eine Frau des großen Gestaltenschöpfers denken, an die Adultera, gleichwie der gute Granier an den famosen Van der Straaten. Das Buch ist gewandt geschrieben, es erzählt flott und geschickt; nur die Tagebuchform — eine äußerst schwierige, daher von Dilettanten bevorzugte Form — klappt nicht immer. Der Roman ist die Fortsetzung eines bereits früher erschienenen, des „Fräuleins von Beer", den ich nicht kenne, aber unbesehen für besser halte, da erfahrungsgemäß zweite Teile immer schwächer sind, von Über die Kraft an bis zur Henriette Jacoby. Frau Lori Granier ist eine Ehebruchsaffäre, die in ihrem Schluß — Selbstmord im Comer-See — beinah etwas Sudermännisches, in ihren vorderen Partien hingegen, solang sich die Verfasserin noch nicht in ihr Geschöpf verliebt hat, viel feine seelische Beobachtung hat. Die Vergiftung der Nebenbuhlerin durch den geheimnisvollen Ring und die Liebelei mit dem Pariser Geistlichen sind wieder mehr Sue als Sudermann. So gibt dies gescheite Buch wieder die alte Lehre: keine Fortsetzungen zu erfolgreichen Büchern! sie erreichen den ersten Teil doch nicht und laufen Gefahr, kriminalisch zu werden. Das Kriminalistische aber, für den geborenen Kriminalerzähler das Natürliche, ist beim reinen Erzähler meist schon ein Sympton mangelnder Einfälle.

Das glänzendste und stärkste erzählende Buch, das ich in dieser verregneten Sommerfrische gelesen habe, ist eine Novellensammlung „**Der Garten des Schuchan**" von **Willy Seidel** (Inselverlag): ein Buch, das nächste Weihnachten sicher in einer jener kostbaren, von den berühmten Malern der Zeit geschmückten Ausgaben zwischen drei- und siebenhundert Franken herauskäme, wenn es in Paris erschienen wäre. Man kennt die geborenen Erzähler an der Art, wie sie anfangen. Die Novelle, die dem Buch den Titel gegeben hat, beginnt also: „Sabaut hob den Kopf, der mit geschlossenen Augen nach vorn gesunken war. Und während seine Füße ungleichmäßig vorwärts fielen, schrie er: ‚Esch ... sch! Wahrlich, du Kalb, du bist toll geworden!' Er machte noch eine müde, beschwörende Bewegung, um seinem heiseren Ausruf Nachdruck zu geben, doch niemand sah ihm zu. Da nahm er seine lange Flinte und stieß dem Bischarin, das aus der Reihe getrabt war, kräftig mit dem Kolben in den samtenen, elastischen Bauch. Es grunzte leise." Die Novelle schildert nichts als die Schicksale einer Karawane in einer Oase; aber wie sind diese Schicksale gesehen, und wie sind sie erzählt! Es sind noch drei kürzere exotische Novellen dieser Art in dem Bande: eine arabische, eine innerafrikanische, eine aus Kamtschatka; jede von jener unvergeßlichen Eigenart, wie sie etwa Mérimée hat: Verbindung glühender Phantasie mit eisiger Sachlichkeit. Das folgende Stück „Vom kleinen Albert" beweist, daß Seidel durchaus keiner exotischen Landschaft bedarf, um starke Wirkungen zu erzielen. Für das Wertvollste halte ich jedoch die große Schlußnovelle, die „Der Weg zum Chef" betitelt ist: eine phantastische Höllen- und Himmelsfahrt, in der Art von Eduards Traum oder vom Schmetterling etwa, aber nicht grimmig schwermütig wie Busch, sondern voll metaphysischer Frömmig-

keit. Man möchte geradeheraus sagen, daß hier ein Meister vom Himmel gefallen sei, wäre nicht früher eine Legende des nämlichen Verfassers erschienen: Absalom (Stuttgart, Bonz, M 3.—), eine merkwürdige Verkettung des Absalomproblems mit dem der Bathseba und der Thamar. Welche Landschaftsschilderungen! Gleich der Anfang: „Zu Beginn des Mondes Nisan, um Mitte März, war die Luft über Judäa klar wie Glas; ein zarter Wind tummelte sich verstohlen über dem Silbergrau der Oliven; er war im Blau geboren, aus den Morgennebeln über dem Ei Gor und dem Toten Meere, und öffnete der Sonne ihren Pfad. Prächtig befreite sich ihre weiße Flamme." Man wird von der ferneren Entwicklung dieses jungen Erzählers viel hoffen dürfen, wenn ihm zu der Beherrschung der Form noch die inneren Erlebnisse geschenkt werden. Denn alles Exotische in der Erzählung hat eine außerordentliche Gefahr: Virtuosentum. Colomba und Carmen fesseln nicht durch ihre korsische und spanische Landschaft, sondern durch ihr ursprüngliches Stück starker Menschlichkeit.

München. Josef Hofmiller.

Die olympischen Spiele in Stockholm.

Man wohnte einer Apotheose des Sportes bei, wie sie noch nie erlebt worden ist. Wettläufe, Speerwürfe, Hochsprünge stellten sich als Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung dar — so unglaublich das auch klingt. Das Heil und die Ehre von fünfundzwanzig Nationen hing von ihnen ab — Tausende und Abertausende von schreienden, klatschenden, stampfenden, fähnchenschwingenden Zuschauern bestätigten es dem Zweifler und Ungläubigen (und hinterher Hunderte von Zeitungsartikeln, Photographien und kinematographischen Vorführungen). Läufer und Springer wurden zu neuen Nationalhelden. Man muß die Stockholmer Spiele (die keine Spiele mehr waren) gesehen haben, um die Macht und die Leidenschaft der Verehrung, die man den Helden der Arena zollte, ermessen zu können. Der Marathonsieger, der nach Zurücklegung einer 40,2 Kilometer langen, glühendheißen Landstraßenstrecke als Erster wieder an den Ausgangspunkt des Wettlaufs zurückkehrte — wobei von 67 Konkurrenten mehr als die Hälfte unterwegs den Kampf, einer sogar den Geist aufgab — wurde gefeiert wie ein König, nein, wie ein König nie gefeiert worden ist. (Man würde es begreifen, wenn einer der schwedischen Prinzen der Versuchung nicht widerstehen könnte, ein Marathonläufer zu werden. Denn wo winkt größere Ehre?)

Der Ausgang der Wettkämpfe und die sich durch ihn ergebende Rangordnung der Nationen ist sehr ernst und wichtig genommen worden. England, das vom ersten auf den dritten Platz gerückt ist, spricht von einer beschämenden Niederlage und untergrabenem Ansehen (weil sich unter anderem die Citypolizisten im Tauziehen von ihren Stockholmer Kollegen, die nicht so dick, aber stärker waren, besiegen ließen.) Schweden, das ganz unerwartet selbst die Amerikaner um vier Punkte übertroffen hat, schwelgt in patriotischer Begeisterung und fügt diesen Sieg als willkommenen Schlußstein in das Gebäude nationaler Erneuerung und Festigung, zu dem anno 1905 mit der Auflösung der Union der Grund gelegt worden ist. Und doch bedeutet das Ergebnis der olympischen Spiele keinen Gradmesser für den Stand der Körperkultur eines Volkes. Der schwer zu bestimmende Begriff des „Amateurs", der bisweilen mehr

zufällige (durch die Launenhaftigkeit des Loses beeinflußte und vorherbestimmte) als gerechte Ausgang der Wettkämpfe, die verschiedene Aufwendung von Kapital (Deutschland 40000, Amerika 700000 M) und die natürliche Meistbegünstigung der Nation, die den Wettstreit auf eigenem Boden durchführt, fälschen das Bild.

Man kommt der Wahrheit wohl ziemlich nahe, wenn man behauptet: jedes Land erreicht den Rang, den es erreichen will. Wenn Amerika die Ausgabe von 700000 M nicht scheut, seine Sportsleute ein gutes halbes Jahr lang ausschließlich für die olympischen Spiele trainieren läßt, ihnen dann ein bequemes Schiff zur Verfügung stellt, wo sie während der Überfahrt ungestört weiter üben können, und sie schließlich im Stockholmer Hafen sorgfältig pflegt und unter strenger Aufsicht hält wie die Favoriten eines Pferderennens, so kann es zum vornherein einer führenden Stelle sicher sein. (Übrigens haben auch die schwedischen Sportsleute nicht vergebens ein paar Monate lang in der Entbindungsanstalt hinter dem Stadion logiert und unter der Leitung eines erfahrenen schwedisch-amerikanischen Trainers „gearbeitet".)

Gewinnt auch in Deutschland die Ansicht, daß es sich im Wettkampfe der olympischen Spiele um die Ehre der Nation handle, die Oberhand, so wird es wohl auch möglich sein, in Berlin als dem Schauplatze der nächsten Olympiade dieser Ehrenforderung zu genügen. Man braucht bloß heute schon das entsprechende Menschenmaterial auszuwählen und systematisch und einseitig zu drillen. Nebenbei kann man ja auch bei den Naturvölkern der Kolonien nach geeigneten Leuten Umschau halten. (Soll es doch am Kilimandscharo Neger geben, die mit und ohne Anlauf 50 Zentimeter höher springen als die olympischen Rekorde.) Amerika hatte schon diesmal einen Neger, zwei Indianer und einen Hawai-Kanaken mit, die ihm denn auch 11 Punkte eintrugen. Schließlich bleibt es ja auch Deutschland unverwehrt, sich die laxe Auffassung des Amateurbegriffes, wie sie in anderen Ländern nicht allzu selten vorkommt, zu eigen zu machen. (Um nur ein Beispiel zu nennen: Lissaboner Grafen hatten einen Automobilarbeiter, dessen „Talent" von ihnen entdeckt worden war, mehr als ein Jahr lang von allen Familiensorgen befreit, so daß er ungestört für den Marathonlauf trainieren konnte. Leider aber starb dann dieser Portugiese auf der heißen Landstraße hoch im Norden am Sonnenstich, und die Ehre seines Landes mußte sich ohne ihn behelfen.)

Der Sport ist auf dem besten Wege, Selbstzweck zu werden. Die olympischen Spiele lassen keinen Zweifel daran aufkommen. Wie jetzt die vernünftigen Schweden, so werden sich 1916 die Deutschen aneifern und begeistern lassen. Darin liegt die Gefahr. Denn der Sport gibt sich nicht nur als Universalheilmittel für alle Schäden des modernen Volkskörpers, sondern er schmeichelt auch gleichzeitig dem Sensationsbedürfnisse der Menge. Das Turnen hat es nicht so leicht. Das war auch in Stockholm zu sehen. Dort fanden gleichzeitig mit den turnerischen Übungen Wettläufe statt (die Organisatoren wußten wohl warum). Der Wettlauf ist spannend und einfach zu beurteilen. Das Zerreißen des Zielbandes kann jeder konstatieren. Beim Turnen aber soll man Leistungen abschätzen und schauend genießen. Das kann die Menge nicht. Sie will im Grunde nicht den schönen Körper. Sie sieht im Menschen hauptsächlich einen Motor. Sie mißt und schätzt Schnelligkeit, Wurfweite, Sprunghöhe. Um das Aussehen des Körpers kümmert sie sich nicht, auch nicht um die har-

monische Bewegung. Der Zweite im Marathonlauf war klein und schief, der Zweite im 10000 Meter Wettgehen war plattfüßig und bucklig, ein anderer hatte bloß einen Arm. Die beiden amerikanischen Sieger im Kugelstoßen waren so unförmig und dick, daß man ihre Bilder als abschreckendes Beispiel in jede Schule hängen könnte — und doch wurde ihnen zugejubelt. Und wenn der Sieger im Marathonlauf auch ein verwachsener, krummbeiniger, wasserköpfiger Trottel gewesen wäre, er würde doch im Triumphe auf den Achseln herumgetragen worden sein. Denn die Menge will die Spannung, die Erregung, das Stiergefecht!

Ja, das Stiergefecht! Die Leidenschaftlichkeit des internationalen Publikums der olympischen Spiele war eine ungeahnte. (Man kann von der Erinnerung nicht loskommen.) Stürme der Begeisterung und Enttäuschung gingen durch das Stadion. Man spürte die ungeheue Kraft einer enthusiasmierten Volksmasse. (Und aus was für Ursachen ...) Die kriegerische Stimmung mitten im Frieden. Die nationalen Gegensätze unter dem Zeichen sportlicher Verbrüderung (die eben nicht tiefer geht als jede andere Verbrüderung). Es zeigte sich die Menge als rücksichtsloser, unbarmherziger Forderer. Diesmal forderte sie von den Wettläufern (ein anderes Mal ...). Sie verlangte das Äußerste, das Letzte. „Halt aus ... streng dich an ... eil dich ... vorwärts," schrie sie. Und die Läufer taten ihr Äußerstes. Die Zurufe, die Schreie, die flatternden Fähnchen ... die gingen ihnen in Leib und Blut und Willen wie einem Stier in Spanien die Lanzenstiche der Picadores und die mit Widerhaken versehenen Stäbe der Banderilleros. Und die Läufer keuchten — die Zuschauer sind aufgestanden, schreien immer lauter: „Schweden, streng dich an .. eil dich, England, .. vorwärts, Amerika ..." Und da ist er auch schon mit weit vorgestreckter Brust am Zielband, der Erste ... um sich dann niederzuwerfen (die Photographen bitten ihn umsonst, stehen zu bleiben). Man klatscht, stampft und schreit. Die Ehre einer Nation ist wieder einmal gerettet.

* * *

Die Jugend spiele, sie gehe und laufe — vor allem im Wandern. Denn sie gehe und laufe, um irgendwohin zu gelangen, nicht bloß um der Bewegung willen. Wer bloß das letztere tut, dessen Seele verarmt. Wir sind nicht auf der Welt, um so schnell wie möglich an den Dingen vorbeizukommen, sondern um so nahe wie möglich an die Dinge heranzukommen. Dadurch werden wir reicher, menschlicher. Wer wandert und dabei um sich schaut, so weit die Welt, so lang das Leben ist, der pflegt Leib und Seele. Und wer auch die Ruhe nicht vergißt, das Allergesündeste, dem fällt wohl auf einer grünen Wiese das Glück ins Herz.

Die körperliche Arbeit, die Sport genannt wird, verpufft ihre Kräfte in die Luft, ins Nichts. Es gibt aber körperliche Arbeit, die ebenso gesund ist, und etwas schafft: hobeln, sägen, hacken, graben. Jeden Tag ein Stündchen, und sieh': das Resultat dieser Armbewegungen, des Rumpfbeugens ist ein Häuslein, ein urbar gemachtes, in Gartenland verwandeltes Stück Erde, ein Heim für Weib und Kind. Ist das nicht ein Ziel, das ebensoviel Begeisterung und Willenskraft auszulösen vermag wie eine olympische Medaille? Was hilft uns eine gesunde Jugend, wenn sich zwei Drittel unserer Männer und Frauen in der Zeit ihrer besten Kraft nicht verheiraten können?

Grabt tiefer, möchte man rufen, wenn der Sport so hoch gepriesen wird. Geht dem Übel an die Wurzel. Fordert gesündere Arbeit, statt Sport, um die Wirkungen ungesunder Arbeit wenigstens teilweise aufzuheben. Fordert ein freudiges Leben, das Glück gar, von euch selber und von der Gemeinschaft. Beseitigt die innere Leere, die die Begeisterung der Zuschauer der olympischen Spiele offenbart. Könnten sie den Sieg eines Läufers um eine Zehntel-Sekunde so ernst, so wichtig, so tragisch, so heilig nehmen, wenn ihre Seele schon voll wäre von Ernstem und Heiligem? Wer Arbeit, Ziel und Freude besitzt, wird sich der so berauschen können? Wer schon begeistert ist, kann sich der so lärmend und schreiend begeistern? Fülle hat nicht Raum für solche Jubelfülle, den Raum hat bloß die Leere. Beseitigt sie!

Aber die Menge hat von alters her einen Hang für Surrogate. Sie geht am liebsten um die Hauptsache herum und hält sich an die Peripherie, wo Wein, Weib, Gesang — und Sport liegen. Und ihre einfach gerichtete Psyche macht aus dem Sport, der ihr als Mittel zur Körperkultur empfohlen wird, einen Selbstzweck. Das ist ihre Art. Was sie adoptiert, adoptiert sie mit Haut und Haar. Sie hört aufs Schlagwort, glaubt simplen Wahrheiten, verehrt absolute Begriffe und tut am liebsten dies oder jenes, nicht dies und jenes. Und da der Sport ihrem Sensationsbedürfnisse und ihrem Ehrgeiz auf höchst angenehme Weise entgegenkommt, Belohnung, Lob und Beifall verheißt, so hat er gewonnenes Spiel. In vier Jahren kommt die VI. Olympiade mit Musik und Festlichkeit nach Berlin, aufreizend und betörend. Wer Geist und Kultur liebt, schaue auf.

Leksand (Schweden). Felix Moeschlin.

Notizen.

Ein Unterschied zwischen Norddeutschland und Süddeutschland.

Professor Max Semper in Aachen schreibt uns: „Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken, den meiner Erfahrung nach Süddeutsche bei Beurteilung norddeutscher Verhältnisse oft übersehen und auch bei längerem Aufenthalt im Norden nicht leicht herausfinden. Ich rede dabei nicht vom östlichen Preußen, das mir nicht aus eigener Anschauung bekannt ist, sondern von meiner Heimat, Hamburg-Altona, resp. Schleswig-Holstein und vom Rheinland, in dem ich nun schon seit 15 Jahren lebe. Von Süddeutschland kenne ich München und Oberbayern, teils durch längeren Aufenthalt, teils durch Familienbeziehungen. Auch über Schweizer Verhältnisse habe ich durch Familienbeziehungen ein gewisses Urteil. Dieses zu meiner Legitimation, um zu zeigen, daß mir wenigstens Material beim Vergleichen zur Verfügung steht.

Für alle politischen und sozialen Verhältnisse im Norden ist bestimmend, daß das „Volk" eine andere Sprache spricht, als die Gebildeten. Noch vor 30—40 Jahren sprachen in Hamburg Dienstmädchen und Arbeiter unter sich nur plattdeutsch und betrachteten als selbstverständlich, daß der Gebildete mit ihnen platt sprach, es wenigstens verstand. Der Gebildete wuchs also in Niedersachsen früher zweisprachig auf; jetzt ist aber in den Städten das Plattdeutsche so gut wie ganz verschwunden, die Gebildeten kommen damit meist nur literarisch in Berührung und müssen es dann lernen wie eine fremde Sprache. Im Verkehr mit Arbeitern und Bauern

brauchen sie es nicht anzuwenden, weil jetzt diese zweisprachig sind, hochdeutsch verstehen und auch unter sich schon vielfach nur ein entstelltes, charakterloses Hochdeutsch mit zuchtlosem Sprachgebrauch reden. Das Volk beginnt also, sich seines Dialekts zu schämen, das Plattdeutsche beginnt als lebende Sprache abzusterben, und man stiftet bereits Vereine zu seiner Erhaltung. Dieser Rückgang der einheimischen Sprache greift in Holstein schon auf das flache Land über, so daß zum Beispiel Gutsbesitzer, was früher undenkbar gewesen wäre, dem Gesinde verbieten mußten, hochdeutsch zu sprechen, damit die Herrschaftskinder richtiges Platt und nicht ein kläglich falsches Hoch lernten.

Hier in Aachen scheint übrigens die Sache ähnlich zu liegen, nur daß wegen der vielen Beziehungen zu Belgien früher Französisch als Sprache der Gebildeten vielfach neben dem Hochdeutschen stand.

Wenn nun schon früher die Bildungs- und Standesunterschiede sich in der Sprache markierten, so haben sie sich jetzt empfindlich verschärft, weil das Plattdeutsche nicht mehr als allgemeine Volkssprache hingenommen wird, sondern anfängt, als minderwertiger Dialekt zu gelten. Sie treten noch dazu dann am nachdrücklichsten hervor, wenn man gerade vermeiden will, sie zu betonen: spreche ich zum Arbeiter oder Bauern plattdeutsch, so denkt er, daß ich zu ihm herabsteigen will und ärgert sich; lasse ich ihn hochdeutsch reden, so fühlt er, daß ich die Sprache der höheren Klassen besser beherrsche als er und ärgert sich wiederum. So wird sein Selbstbewußtsein stets verletzt, und er hilft sich dagegen, indem er es bei sich um so trotziger betont. Er verlangt daher geradezu von mir, daß ich ihm den Herrn zeige, denn er selbst würde es an meiner Stelle tun, und er verachtet mich, wenn ich es unterlasse. Infolgedessen finden Süddeutsche, daß der Norddeutsche als Arbeiter oder als Dienstmädchen keine „gute Behandlung" verträgt. Diese alltägliche Kleinigkeit halte ich für ein recht bedeutungsvolles Symptom eines sehr weitgehenden und weitwirkenden Unterschieds in den sozialen Zuständen des Südens und Nordens. Die Kehrseite, die Mißverständnisse, die der Norddeutsche im Süden aus diesem einzigen Grunde begeht und erleidet, ist Ihnen bekannt. Ich kann Ihnen aus meiner Erfahrung versichern, daß ich nach so langer und genauer Bekanntschaft mich süddeutschen Bauern und Arbeitern gegenüber noch immer höchst unsicher fühle.

Von den vielen Folgen, die ich hieraus ableite, will ich nur eine nicht-politische hervorheben: Die hochdeutsche Sprache ist in Norddeutschland auf dem Wege, völlig zu verarmen, da sie eine reine Buchsprache ist und von Leuten gesprochen wird, die, wenn die Zersetzung des einheimischen Volksdialekts noch weiter fortgeschritten sein wird, überhaupt keine lebende Sprache mehr besitzen. Es fehlt uns der natürliche Quell, aus dem sich Verluste stets neu ergänzen können. Ich hatte oft genug Gelegenheit, zu spüren, wie sehr das Schriftdeutsch seit Luthers Zeiten schon erstarrt und verarmt und, nicht nur bei Harden, verwildert ist. Und dabei ist Luthers Bibelübersetzung, obwohl für uns ein sprachlicher Jungbrunnen, doch nur ein abgeleiteter Quell.

Sie im Süden sind besser daran. Deshalb hatte ich seinerzeit Ihre Absicht, dem süddeutschen Schrifttum einen Konzentrationspunkt zu schaffen, so freudig begrüßt. Wenn ich nicht irre, hat man die Kraft des heutigen Schweizer Schrifttums schon

daraus abgeleitet, daß dort der Dialekt auch Sprache des Gebildeten ist; aber dem Gedanken kommt meines Erachtens viel weitere Bedeutung zu, als ihm bisher zugewiesen ist, und er ist sehr nützlich, um manche Unterschiede süd- und norddeutschen Wesens zu begreifen, zum Beispiel den Grund, aus dem man die gemeinsame Volksschule nicht zu uns übertragen kann, oder weshalb Begriff und Wesen der Demokratie bei uns etwas anderes ist, als bei Ihnen."

Aristophanes und die Nachwelt. Von Wilhelm Süß. Aus: Das Erbe der Alten. Schriften über Wesen und Wirkung der Antike. Gesammelt und herausgegeben von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski. Heft II/III. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig 1911, 226 S. 8°.

Daß der Name des Referenten mit an der Spitze der Sammlung steht, zu der auch die anzuzeigende Schrift gehört, legt ihm eine gewisse Reserve auf: Sein Lob würde wie Familienlob klingen, sein Tadel einen häuslichen Zwist vermuten lassen. Keinesfalls kann aber der beregte Umstand für ihn ein Hindernis sein, den Leser dieser Blätter mit den Problemen bekannt zu machen, deren Lösung hier versucht worden ist.

Der Kulturbesitz der alten Griechen und Römer ist an sich das Objekt einer Wissenschaft — der klassischen Altertumswissenschaft, wie wir sie nennen — wie der Kulturbesitz des Pharaonenreichs das Objekt der Ägyptologie und so weiter; diese Wissenschaft hat vor allem ihr Objekt zu erforschen, gründlich und ehrlich — ob sie es auch daneben wertet, ist ihr anheimgestellt. Was indessen das einzigartige des antiken Kulturbesitzes ausmacht, ist — von aller Wertung abgesehen — die nach vielen Jahrhunderten zählende Symbiose der modernen Menschheit mit ihm. Diese Symbiose bildet nun ein eigenes, sehr reizvolles Arbeitsfeld. Auch sie will zunächst nur erforscht werden; aber die rein faktischen Resultate dieser Erforschung ergeben indirekt Werturteile der Antike gegenüber, die, eben weil auf Forschungsresultaten beruhend, den objektiven Charakter dieser letzteren teilen. Wie sich jeder von uns zu Homer stellt, ist Sache seines subjektiven Ermessens, sein persönliches Werturteil wird notwendigerweise ein subjektives sein. Der Satz jedoch: „Für Goethe war Homer ein kostbarer Besitz" stellt in dieser Form ein objektives Forschungsresultat dar — und damit indirekt ein objektives Werturteil über Homer. Denn was einem so Großen so groß gewesen ist, muß gewiß etwas Großes sein.

Doch das war Homer; die vorliegende Arbeit hat es mit Aristophanes zu tun. Ihm gegenüber waren die Schwierigkeiten wesentlich anderer Art; denn, um es gleich zu sagen, von einem besonderen Einfluß des altattischen Komikers auf irgend ein Gebiet der modernen Kultur kann nicht wohl die Rede sein — dazu sind seine Gemeinden zu allen Zeiten zu schwach gewesen. Doch, ob stark ob schwach — der Forscher hat seines Amtes zu walten, und das hat Wilhelm Süß gewissenhaft getan. Von dieses Amtes wegen hat er den Jahrhunderten das Sprachrohr geliehen: wir hören ihre Stimme deutlich — wenn auch nicht immer allein. Das macht: unser Autor ist ein temperamentvoller Mann, auf die Dauer verliert er die Geduld, und statt seine Zeugen reden zu lassen, reißt er ihnen unwillig das Rohr aus dem Mund und redet eine Strecke lang selber hinein. Das muß der Leser schon mit in den Kauf nehmen — wird es auch, meine ich, nicht ungern tun.

Doch zur Sache. Wir sehen, wie Aristophanes seinen eigenen Nachfahren bald abhanden kommt: Menander löst ihn ab. Die ernste oder wenigstens ernst genommene Komödie der Sitten stellt in diesen immer undionysischer werdenden Zeiten den urdionysischen Dichter immer mehr in den Schatten. Unter diesen Umständen erscheint es als ein Rätsel, daß uns von ihm so viel erhalten ist. Des Rätsels Lösung erwartet man von einem Kapitel über Byzanz; doch verlangen wir nicht zuviel, noch ist dieses Land zu wenig angebaut. Unser Autor läßt unmittelbar hinter Lucian den Vorhang fallen; der zweite Akt führt uns direkt in die Renaissance hinein, der sich der deutsche Humanismus anschließt, über den *Eckius dedolatus* und Erasmus geht es zu Nikodemus Frischlin, als der Krone der humanistischen Aristophanik. England (Ben Jonson) wird nur ganz kurz und anhangweise bedacht; das dritte Kapitel führt uns in breiter Ausmalung das klassische Frankreich vor. Hier will es anfangs scheinen, als dämmere eine freiere Auffassung herauf; mit der Zunahme des Klassizismus verengt sich jedoch das Urteil, und die Muse des ausgehenden 17. Jahrhunderts steht mit ihrer Vorliebe für den altattischen Komiker einsam da — Anne Dacier, deren treue und mutige Parteinahme der Verfasser nicht hätte im späteren Verlauf als eine „Weiberschrulle" abtun sollen. Nicht anders stellen sich zu Aristophanes die „Aufklärung und Sturm und Drang" — die uns im IV. Kapitel nach Deutschland zurückführen, wenn auch speziell der letztere mit seiner Vorliebe für das Regellose ihm einige neue Seiten abgewinnen kann; und damit sind wir an der Schwelle der „Neuzeit" (Kapitel V) angelangt.

Es ist von allen das umfassendste; auch das bunteste. Philologische Arbeit an Aristophanes — Nachahmungen seiner Komödien in deutscher und griechischer Sprache — Herausarbeitung einer freieren Auffassung seiner Kunst — Geschichte des „Wolkenproblems" — alles das ist hier behandelt, um in eine längere Auseinandersetzung auszulaufen, in der Süß seine eigene Auffassung der aristophanischen Komik entwickelt. In der Tat wäre eine Rubrizierung hier sehr schwer gewesen, da eins zu sehr ins andere übergreift. Um hier von der philologischen Arbeit zu schweigen, liefert die Geschichte der Nachahmungen zunächst den unfreiwilligen Beweis ihrer geringen Lebensfähigkeit. Auch die in deutscher Sprache abgefaßten haben es nirgends über einen ephemeren Erfolg gebracht — mit Ausnahme etwa derjenigen, die in des Verfassers Verzeichnis merkwürdigerweise ganz fehlt. Seite 164 sollen nach vielen gut attestierten „die besten Aristophanes-Nachahmungen" folgen — da wird nun mancher gehofft haben, Th. Vischers (=Mystifizinsky) köstliche Faustparodie behandelt zu finden. Doch das läßt sich verschmerzen (und auch das Fehlen des Marbachschen „Herodes"); das positiv Wichtigste ist jedenfalls das, was ich soeben „die Herausarbeitung einer freieren Auffassung der aristophanischen Kunst" genannt habe. Die ist freilich ein Werk der „Neuzeit" — der Romantik, sagt Süß, indem er Fr. Schlegel nennt und diesen gegen die Schillersche „Klassik" ausspielt. Es ist doch eine eigene Ironie: eben diesen Fr. Schlegel hatte der Verfasser des Buches über das „Dogma vom klassischen Altertum" eben für dies Quasidogma verantwortlich gemacht. Lassen wir also die „Klassik" auf sich beruhen und sagen lieber, daß es der Neuhumanismus war, der, etwa von Herder an, unsere Augen für die Natur in der Poesie einerseits, für die historische Bedingtheit der poetischen Schöpfungen anderseits schärfte und

damit die beiden Postulate schuf, von denen aus sich auch für Aristophanes ein besseres Verständnis erzielen ließ. Mag dabei der romantischen Nebenlinie des Neuhumanismus — etwas anderes war sie nicht — ein Hauptverdienst zufallen; ist doch ihr Geniekultus nichts anderes, als eine Abart eben jenes Naturkultes, der das Wesen des Neuhumanismus ausmacht. Und um so mehr hätte es ein Hauptvertreter dieser romantischen Nebenlinie — ich meine Karl Immermann — verdient, den Lesern des Süßschen Buches auch positiv mit seinen tiefen Gedanken über Aristophanes und seinem Münchhausen und nicht nur negativ als der Platensche Nimmermann vorgeführt zu werden.

Und doch ist es noch lange nicht das letzte Wort — auch in unserem bedingten Sinne nicht ... es geht nicht anders, ich muß aus der Reserve heraustreten, die ich mir anfangs auferlegt habe. Das Verständnis der aristophanischen Kunst ist untrennbar mit dem Verständnis des Dionysischen verbunden — das ist das letzte Wort. Und eben das vermissen wir im Süßschen Buche: mit dem Gotte selber ist auch sein Prophet aus seinem Betrachtungskreise eliminiert. Selbst dort erscheint er nicht, wo ihn jedes Wort herbeizurufen scheint — in der Behandlung des Wolkenproblems. Das ist nicht zu verantworten: „Aristophanes und die Nachwelt" nennt sich das Buch — und von dieser ist Julius Richter mit 10 Seiten, Friedrich Nietzsche mit keiner Zeile bedacht worden.

Das mußte heraus — und nun genug. Wie der Leser sieht, sind es lockende Pfade, auf denen sich der Verfasser ergeht — mag er sich denn getrost seiner Führung anvertrauen.

St. Petersburg. Thaddäus Zielinski.

Das Dresdener Ständehaus und sonst noch einiges. Eben ist ein „repräsentativer Mann unserer Architektur" heimgegangen, nach einem Leben, reich an Arbeit und Erfolg: Paul Wallot. Der Nachruf, der in vielfachem Echo durch die Blätter klingt, rühmt die Wandlung seines Stils zu einfacherem Aufbau. „Das Palais für den Reichstagspräsidenten in Berlin, vor allem aber das sächsische Ständehaus an der Dresdener Elbterrasse, das sich mit diskreten und feinen Wirkungen dem großen Gesamtbild von Chiaveris Hofkirche und dem Schloßbau einfügt, sind Zeugen dieses Umschwunges in Wallots Schaffen".

Man mag den Spruch *de mortuis* gelten lassen: aber muß man just das Gegenteil von dem behaupten, was sich die Spatzen von den Dächern pfeifen? Wer noch das alte Dresdener Stadtbild in der Erinnerung trägt, mit dem graziösen Pavillon hinter der Freitreppe der Brühl'schen Terrasse, empfindet an Wallots respektablem Werk gerade das als das Allerschmerzlichste, daß sich diese lastende Masse in die zierlich-prächtige Umgebung nicht diskret einfügt, ebensowenig wie das neue Akademiegebäude oder die vom Dresdener Volksmund „Zitronenquetsche" getaufte gleißende Kuppel.

Immer wieder erleben wir die gleichen Mißgriffe. Die Nachbarstadt Dresdens, Leipzig, ist in den letzten Jahrzehnten völlig umgestaltet; aus dem alten Biedermeierstädtchen ist eine Konkurrentin Berlins geworden. Das mußte wohl so sein. Die ältesten Gebäude sind gesunken, der Kreuzgang, das Rote Kolleg, die Pleißenburg,

natürlich auch die Gedenkstätten an Bach und Wagner und das Gewandhaus. Im wesentlichen erhalten trotz seiner Restaurierung ist das alte Rathaus mit den beiden schönen Plätzen. Freilich hat der große Markt durch die Erweiterung des Thomasgäßchens, das nun als Fortsetzung des Hauptzugangs (der Grimmaischen Straße) erscheint, seinen abgeschlossenen Charakter eingebüßt: es ist als ob man in München den Torbau am alten Rathaus einreißen wollte. Schlimmer noch ist es der Plazetta gegangen, die neben dem Hauptmarkt auf der andern Seite des Rathauses liegt, etwa wie in Verona. Da stand zwischen der ruhigen Rückfront des Lotterschen Meisterwerks und einem zweistöckigen Hause mit ganz schlichten Formen der zierliche Saalbau der alten Börse, ein heiteres, lebhaft bewegtes Rokokoschmuckkästchen. Davor, nach der Grimmaischen Straße zu, ein zopfig-schlichter Brunnen mit flankierenden Löwen — gegenüber Auerbachs Keller. Es war eine der stimmungsvollsten Ecken in ganz Leipzig, ausgehendes achtzehntes Jahrhundert. Heute spreizt sich statt des zweistöckigen Häuschens das Stein- und Eisenmassiv eines Berliner Verkaufspalastes, Börse und Rathaus zusammendrückend. Und der Brunnen fließt nicht mehr; Auerbachs Keller und Hof wird abgerissen, um einem „Meßpalast" Platz zu machen. Dafür steht ein „junger Goethe" vor der Börse.....

Am schlimmsten ist die Wandlung des Gesamtbildes vielleicht in Heidelberg, das der Berichterstatter seit mehr als drei Jahrzehnten kennt und liebt. Die Ruinen des Schlosses, die früher von einsamer Höhe herniedergrüßten, muß man jetzt zwischen den frechen Konkurrenzbauten förmlich suchen; in Tübingen mit seiner wunderbar ausgeglichenen Silhouette — auf der einen Seite das Schloß, auf der andern Seite die Hauptkirche und der Österberg — wird's bald ähnlich aussehn.

In zärtlicher Erinnerung wird jeder alte Heidelberger das stille Klösterle mit dem Käppchen seines Dachreiters haben, neben der efeuübersponnenen Peterskirche, die Hans Thomas köstliche Andachtsbilder umschließt. Da reckt und räkelt sich jetzt der Bibliotheksneubau mit seinen Bankpalast-Skulpturen und seinen renommistischen Türmen — wie viele sind es doch? —, recht als solle nicht nur dem Kirchlein, sondern dem Schloß selbst Paroli geboten werden.

Wenn man heute in Rom vom Pincio auf die Engelsburg und die Peterskuppel hinüberblickt, fühlt man sein Auge immer wieder hinabgezwungen auf die weißleuchtende Steinmasse des Justizpalasts. Man mag das Gebäude wohl als den absichtlichen Gegentrumpf der *Roma moderna* gegen die *Roma aeterna* auffassen und empfinden können: erfreulich wirkt der breit hingelagerte Gebäudeblock an dieser Stelle des Bildes sicher nicht.

Wo künstlerisch Bedeutsames beherrschend dasteht, hat der Epigone die Pflicht, sein Werk einzuordnen und anzuschließen — besser, daß die hinzutretende neue Stimme nur wie ein begleitender Kontrapunkt wirkt, als daß sie dissonierend das als schön und reizvoll Bewährte stört oder überschreit.

Wer durch stille, alte Nester, wie Lüneburg, Wimpfen oder Dinkelsbühl gewandert ist, oder kleinere, noch nicht modernisierte italienische Städte kennen gelernt hat, der weiß, mit wie feinem Takt vergangene Generationen ihre wundervollen Plätze und Stadtsilhouetten schufen. In Deutschland muß man freilich meistens alte Stiche, etwa aus dem Merian, zur Hand nehmen, um sich die alte Herrlichkeit zu vergegenwärtigen.

Laien haben das vielleicht früher und lebhafter empfunden, als manche modernen Techniker und Architekten. In dem Aufsatz „Über den künstlerischen Zusammenhang architektonischer Situationen“ (Raumkunst 1908, auch in den gesammelten Abhandlungen) hat A. Hildebrand das Problem scharf formuliert und mit einigen schlagenden Beispielen erläutert. Die Debatten über die Augustinerkirche haben gezeigt, wie lebendig diese Gedanken in der Münchener Künstlerschaft sind. Wären sie's doch schon vor zwei, drei Jahrzehnten gewesen, in Dresden und — sonst.

München. Otto Crusius.

J. P. Hebels Schatzkästlein. Als engerer Landsmann von J. P. Hebel habe ich eine wahre Freude, daß dessen „Schatzkästlein“ im neuen, das heißt freilich im alten ihm so gut sitzenden Kleide von Dr. Voll im Delphinverlag herausgegeben worden ist, ich begrüße dies dankbar. Wir wissen ja, was dies „Schatzkästlein“ für das deutsche Volk bedeutet und daß es seinen Namen je länger je mehr verdient hat.

Es ist in demselben eine so reiche Fülle von treuherzigem Humor, von gutmütiger Schalkhaftigkeit, die sich bis in die oft philiströs erscheinende Lehrhaftigkeit erstreckt, daß man nicht müde wird diese Schätze immer wieder zu betrachten. — Es sind echte Perlen darunter, die wir mindestens als eine Seite des deutschen Wesens betrachten müssen, von der wir hoffen, daß sie uns erhalten bleibe.

Daß sie in dieser Neuherausgabe, in der ihnen eigenen äußeren Verfassung, mit der sie ursprünglich in die Welt traten, erscheinen, macht sie einem aufs neue lieb.

Dankbar ist man auch für die ursprünglichen Kalenderbilder — die man wohl lange Zeit als minderwertige Erzeugnisse verachtet hat; — aber nun mag wohl die Kritik stille sein, es sind gerade die Bilder, wie sie zu Hebels klarer Erzählungsweise gehören, sachlich, treuherzig deutlich wie Hebels Sprache es auch ist; — ebenso deutlich, also ebenso deutsch. — Das bißchen Ungeschick, das vielleicht da und dort den Bildern anhaftet, stört nicht mehr, sie sind in ihrer etwas nüchternen Ehrlichkeit die richtigsten und passendsten Illustrationen, die man sich zu diesen Kalendergeschichten denken kann.

In J. P. Hebel erscheint das ganze Wesen des allemannischen Volksstammes, vornehmlich in seinen Dialektdichtungen, auf das deutlichste. Aber auch seine Kalendergeschichten sind durchwoben von dem Geiste einer echt allemannischen, weinfröhlich herzlichen, dabei aber fast verschämt zurückhaltenden Gemütlichkeit; — einer Gemütlichkeit, wie sie der, welcher diesen Volksstamm genauer kennt, als dessen Eigenart leicht beobachten kann.

Wohltuend ist die vornehme Zurückhaltung, die der Erzähler, jedenfalls der Besten einer die es gibt, sich auferlegt — nie poltert er um dem Hörer zu imponieren; es ist als ob er wüßte, daß der Erzähler auch in seinem Herzen Stille brauchte, er hat Achtung vor denen, welchen er etwas erzählt, so daß sie zu dem Behagen kommen, welches immer eintritt, wenn man es mit einem taktvollen Menschen zu tun hat. Der Erzähler macht den Eindruck von etwas Urgesundem, in Scherz und Ernst spielt ein menschenfreundliches gütiges Lächeln in seinem Gesicht, das vielleicht sagt: wir kennen uns viel zu gut, als daß wir uns Wahrheiten,

die nur zu bekannt sind, unhöflich an den Kopf werfen sollten, wenn wir uns etwas erzählen.

Es muß eine recht schöne Zeit gewesen sein, die diese heiter friedliche Erzählerkunst hervorgebracht hat, und wenn das Schatzkästlein es veranlaßt, daß wir mit einiger Wehmut auf sie zurücksehen, als auf etwas, was wir nicht mehr haben, so schadet dies ja gewiß nichts — nur bekommt das Schatzkästlein zu seinem andern Wert auch noch Antiquitätswert.

Wir wollen uns an dieser stillern deutschen Art freuen und wollen hoffen, daß sie auch jetzt noch nicht ausgestorben ist, sondern weiter wirkt wie ein wärmender Ofen, als stille Glut nicht nur im allemannischen Gebiet, sondern in allen deutschen Landen; es möchte dadurch vielleicht manche kaltgewordene oder auch überhitzte Seele ihre Normaltemperatur wieder finden.

Es gibt eben kaum etwas Behaglicheres als einen Schwarzwälder Kachelofen, bei dem man sich Geschichten erzählt, wenn es draußen stürmt und schneit. — Und wenn dann in später Stunde der Nachtwächter mahnt: Verwahret Feuer und Licht, daß nirgend kein Unglück g'schiecht! — so freut man sich, daß das Feuer im Ofen so sicher ist und nur Wärme verbreitet, und wir hüten uns in ihm so zu stochern, daß das Feuer zu den Klappen herausflackert.

Säckingen, im August 1912. Hans Thoma.

Goldrahmen. Der erste Eindruck, der sich dem Besucher größerer Gemäldegalerien aufdrängt, ist der des Eintretens in einen Saal von fürstlichem Glanz und Reichtum; denn wo er hinsieht strahlen ihm von den Wänden die goldfunkelnden Bildrahmen entgegen. Das Aussehen eines solchen Saales (zum Beispiel im Palazzo Pitti) ist gewiß vornehm; mit einiger Phantasie kann man sich vorstellen, wie in diesem Raume des landesherrlichen Schlosses im hellen Lichterschein und Schimmern der Wände die Hofgesellschaft sich im Menuette wiegte.

Ich frage aber: sucht der Galeriebesucher solche Eindrücke? Er will doch sicher etwas anderes. Er will die einzelnen Gemälde betrachten, mit dem Meister intimer bekannt werden, dessen künstlerischen Absichten nachspüren, sich kritischem oder andachtsvollem Kunstgenusse hingeben, das Meisterwerk auf sich wirken lassen.

Der Goldrahmen tötet alle zarten Farbenwirkungen des Bildes. Der Goldglanz — wenn er nicht matt oder altgold ist — überstrahlt die Bildfarben von allen Seiten; im Auge des Beschauers bleibt nicht die vom Künstler gewollte Farbenharmonie, sondern ein widerliches Glitzern, das die Kraft der Bildfarben gar nicht zur Geltung kommen läßt. Es soll damit nicht gesagt sein, daß bei allen Gemälden der Goldrahmen schlecht am Platze wäre. Es gibt Werke, die geradezu in einen solchen gehören; ich denke an die prunkvollen, farbenfreudigen Riesengemälde eines Rubens (Münchner Pinakothek, Louvre usw.), ebenso an Altarbilder aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die nach Raumeinteilung und Farbenwirkung eigens für ein vergoldetes Rahmengehäuse gemalt sind. Aber was sollen die Meister der zarteren oder düsterern Farben in goldstrotzender Umrahmung? ein Raffael, ein Rembrandt, und andere? — Man glaubte einst, je ausgezeichneter der Meister, mit einem umso kostbarern Rahmen müsse er geehrt werden. Besonders Raffael,

der so lange als der König aller Maler galt, leidet bis heute schwer unter Vergoldung. Seine heilige Familie aus dem Hause Canigiani in der Münchner Pinakothek wird umstrahlt von einem kunstvollen Goldgehäuse und die herrliche Sixtinische Madonna in der Dresdner Galerie schwebt inmitten schön geschnitzter goldner Säulen. Wie müßten solche Werke wohl wirken, wenn sie von einer durchaus neutral getönten Wand aus schmucklosem, naturholzfarbigem Rahmen zu uns sprächen! Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man ein ausgeschnittenes Viereck so vors Auge hält, daß der Rahmen verdeckt wird und nur die Bildfläche durchblickt.

Zweck des Rahmens ist in der Regel doch nur, den unbemalten Teil der Leinwand, die hindurchgeschlagenen Nägel und anderes zu verdecken, das Bild von der Wand abzuheben und die Farben der Wand und der Nachbarbilder zu neutralisieren, — nicht aber, einem vielleicht wenig farbenstrahlenden, mehr dunkeln oder düstern Bild unverdienten Glanz zu verleihen. Goldene Prunkrahmen gehören in den Salon des Herrn Kommerzienrat Soundso, nicht in die öffentliche Galerie.

Unsere Generation, welche als eines der wichtigsten Postulate die Feinheit des Kolorits der kritischen Kunstbetrachtung unterstellt, sollte die Konsequenz ziehen und dem farbentötenden Goldrahmen den Krieg erklären. Hodler umrahmt seine Werke meist mit einfachem, weißbestrichenem, glattem Holz; dadurch erhöht er die modellierte Lebendigkeit seiner Gestalten und die Kraft seiner Farben. Mögen unsere Galeriedirektoren ein Ähnliches versuchen und zusehen, ob nicht ungeahnte Wirkungen mit alten Meisterwerken zu erzielen sind, wenn man sie in prunkloses Holz steckt. Dies ist eine Forderung des verfeinerten Kunstgenusses.

Basel. Eduard His.

Zur Parsifalfrage. „Wagner hat ausdrücklich gewünscht, daß sein Parsifal nur in Bayreuth aufgeführt würde. Daß wir diesem Großen zu Ehrfurcht und Dankbarkeit verpflichtet sind, ist klar. Daß wir diese Pflicht nur erfüllen können, indem wir seinen Willen tun, ist ebenfalls klar. Also muß der Parsifal ungeachtet aller künstlerischen Einwände dauernd Bayreuth vorbehalten bleiben!"

Wenn es geschieht, daß kluge und unpathetische Männer plötzlich solche Sätze sprechen, dann ist der erste Eindruck der: das klingt so klar, das muß unbedingt richtig sein. Die ethische Natur der ganzen Frage kommt der bestechenden Wirkung dieser kurzen Formel noch zu Hilfe, und niemand ist gerne Opponent, wo das leiseste Wort des Widerspruchs nicht nur gegen die logische Schlußfähigkeit, sondern auch gegen das ethische Feingefühl gedeutet werden kann.

Daher ist es dringend an der Zeit, durch diese dialektische Zwickmühle hindurchzugehen und die Ethiker ernsthaft auf ihre Voraussetzungen zu prüfen. Denn Eines ist sicher: diese Ethiker sind die einzigen würdigen Verfechter der lex Parsifal, und ihr Standpunkt, daß ethische Verpflichtungen nicht durch künstlerische oder kunstpolitische Erwägungen aus der Welt geschafft werden können, ist unangreifbar. — — Aber es fragt sich eben, welches in diesem Falle unsere ethische Verpflichtungen sind. Es fragt sich, ob nicht die buchstabenmäßige Befolgung des Wagnerschen Willens unter den heutigen Verhältnissen den wahren Inhalt dieses Willens fälscht. Warum wollte wohl Wagner seinen Parsifal allein in Bayreuth aufgeführt wissen? Doch

nur, weil er überzeugt war, daß man ihn dort am besten interpretieren werde. Oder um etwa das Snobgefühl von der „Weihe des Ortes" zu legimitieren? Dazu glich er doch zu wenig dem Geist, den die Wagnerianer begreifen. Für eine andere Weihe, als die durch hohe künstlerische Leistungen begründet wird, hätte ihm jegliches Verständnis gefehlt. — — Heute dirigiert entweder Dr. Muck oder Siegfried Wagner den Parsifal. Aber Siegfried ist nur der Sohn Richard Wagners, und von Dr. Muck läßt sich nicht einmal das behaupten. (Wir werden ihm in München seine schulmeisterlich trockene Aufführung der Eroika und der letzten Parsifalszenen nicht vergessen.)

Nun frage ich: sollte der Wille Wagners die Leistungen dieser beiden Dirigenten... „Schon gut, mein Lieber, wir merken schon, was kommt. Wenn man nach Gutdünken alles mögliche in eine klare Willensäußerung hineininterpretiert, kann man freilich alles beweisen."

Nein, liebe Ethiker, ihr habt hineininterpretiert, und nicht zur Ehre Wagners. Denn ihr schiebt ihm das Ungeheuerliche unter, er hätte eine mittelmäßige Aufführung in Bayreuth bedingungslos etwa einer vorzüglichen Aufführung in München oder Wien vorgezogen. Dieser Konsequenz läßt sich nicht ausweichen. Sie ist die Probe auf die Auslegung des Wagnerschen Willens. Und nun werden mir die Ethiker das Eine zugeben: wenn die Interpretation einer ethisch verpflichtenden Bestimmung zu widersinnigen und unethischen Konsequenzen führt, so ist entweder die Interpretation falsch oder die Bestimmung selbst widersinnig und unethisch. Entweder hat also Wagner seine Verfügung nur aus künstlerischen Motiven getroffen, dann widersetzt sich heute schon der Geist seiner Norm ihrer wörtlichen Befolgung; oder er hat aus anderen Motiven gehandelt und etwa ernstlich daran gedacht, die „Weihe des Ortes" prinzipiell als Surrogat für unzulängliche Aufführungen zu reklamieren, dann verliert seine Bestimmung ihre ethisch verpflichtende Kraft. Denn soweit gehen die sittlichen Befugnisse eines Künstlers nicht, daß er — den Fall der Selbstkritik ausgenommen — ein Recht gegen sein Werk hätte; die Möglichkeit, daß Wagner das Parsifalmonopol für Bayreuth bewußt ohne Rücksicht auf die Qualität der Aufführung gefordert haben könnte, würde seine Anordnung künstlerisch und ethisch indiskutabel machen. Soviel für die Ethiker.

„Sehr schön, aber was wird dann aus dem Parsifal, wenn er freigegeben ist? Ist nicht die Vorstellung unerträglich, durch welch' minderwertige Aufführungen das Werk an den kleinen Provinzbühnen entweiht werden kann?"

Unerträglich ist nur die Vorstellung, daß allein Dr. Muck und Siegfried Wagner den Parsifal dirigieren sollen, und daß man Männer wie Hans Pfitzner, Franz Fischer, Bruno Walter und Peter Raabe daran hindern zu dürfen glaubt. Zerstört nicht die Möglichkeit, daß die Besten unserer Zeit sich am Parsifal bewähren dürfen — wie etwa auch an Bach, Mozart und Beethoven, um ein paar ganz lumpige Namen zu nennen — und laßt dann getrost das Jammern über die sicherlich zahlreichen miserablen Aufführungen. Die „Entweihung des Parsifal" ist eine schlechte, sentimentale Metapher für den belanglosen, keineswegs überraschenden Vorgang, daß sich verschiedene Künstler blamieren werden. Es ist aber ganz gleichgültig, an welchem Gegenstand jemand seine Unfähigkeit demonstriert, und solange man nicht unsere religiösen Kitschmaler wegen Gotteslästerung einsperrt, möge man billiger-

weise die Leute, gegen deren „Fidelio"- und „Tristan"-Interpretation kein Gesetz beantragt wird, nicht in dem Experimentalbeweis stören, daß sie auch den „Parsifal" nicht aufführen können.

München. Alexander Berrsche.

Zur Frage der Mischehen. Der Bildhauer Professor Fritz Behn, bekanntlich ein Kenner unserer Kolonien, schreibt uns: „Was nirgends genug betont wurde ist: daß es sich um die Konstitutionierung eines ungeheuren Prinzips handelt, das von der allergrößten Bedeutung für unsere Zeit ist und die künftige werden muß.

Alles was sich dumpf auf der Welt vorbereitet, was wir unter dem Namen „Rassenfrage" zusammenfassen („gelbe Gefahr", äthiopische Bewegung und so weiter), was ich den „Weltsozialismus" nennen möchte, — wird hier in Bewegung gebracht durch ein äußerst gefährliches Axiom, das wir uns hüten sollten auszusprechen. Falls der Antrag der Budgetkommission auf unbeschränkte Zulassung der Mischehen Gesetz werden sollte, laden wir eine große Verantwortung auf uns.

Man mag sagen was man will von Brüdern in Christo, Menschenrechten, Gleichheit und Freiheit und Moral: wenn wir kolonisieren, so geschieht das nicht der schönen Augen des Negers wegen, sondern, weil wir uns expansieren müssen. Und das ist einfach eine Notwendigkeit, deren Schärfe wir mildern können und sollen, nie aber im Prinzip verlassen dürfen.

Wollen wir unsern Herrenstandpunkt aufgeben, wollen wir zum Beispiel den Neger mit Gleichstellungsgesetzen beglücken — bei der Verschiedenheit der Rassengrundlagen eine Utopie — so können wir unsere Kolonien aufgeben. Entweder wir sind Herren oder nicht. Unsere Macht beruht auf unseren Vorrechten. Das wird einleuchten: zum Beispiel in Ostafrika stehen wir mit 5000 Weißen etwa 4 Millionen Schwarzen gegenüber. Können wir das durchhalten (gesetzt auch, es werden einige tausend Europäer mehr), wenn wir unsere Stellung nicht als Machtstellung auffassen? Muß der Europäer nicht für den Neger ein Wesen mit größerer Macht und höheren Rechten bedeuten, wenn er uns respektieren soll und wir uns und das Land erhalten wollen?

Nehmen wir ein Beispiel, das auch *à propos* der Ehefrage charakteristisch ist: Irgendwo im Innern der Kolonie lebt ein Offizier allein mit seiner weißen Frau und der schwarzen Truppe, die ihm unterstellt ist. Es würde niemand einfallen, ihm die Truppe nehmen zu wollen, die er als realen Nachdruck seiner Machtstellung braucht, um das Land in Ordnung zu halten. Nun geht der Offizier mit der Truppe auf Expedition. Seine Frau bleibt auf der Station zurück, eigentlich nur beschützt durch ihr moralisches Herrenrecht als Weiße, das bis jetzt von jedem Eingeborenen respektiert wurde. (Die Frau wird übrigens immer in unseren tropischen Kolonien, die kein Ansiedlungsland sind, vereinzelt bleiben.) — Nun sagt sich der Neger (nach Einführung des neuen Ehegesetzes): Ich bin dasselbe, wie der Weiße, ich bin ihm gesetzlich gleichgestellt. Sofort maßt er sich einen Dünkel an, der durch nichts motiviert ist und der dieser Frau sehr gefährlich werden kann — er gehorcht nicht, oder erlaubt sich sogar Übergriffe (wie dies in Amerika oft der Fall ist).

Und dieses „Sichfühlen" wird auf sein ganzes Empfinden übergehen und uns die größten Schwierigkeiten, Aufstände und so weiter machen.

Alles das weiß der Engländer aus einer jahrhundertlangen kolonisatorischen Erfahrung. Er hat nicht das Umgehen des Herrenstandpunktes vermeiden können,— aber er hat keine Handhabe dazu gegeben. Der gute Engländer setzt sich noch immer nicht mit einem Farbigen oder Halfcast zu Tisch. Diese ungeschriebene Moral des Herrenrechtes und Herrenstandpunktes ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen — sein Rassenstolz hat seine Macht aufrechterhalten.

Nun kommen wir, die wir kolonisatorisch ziemlich unreif sind und erst anfangen mit Erfolg zu kolonisieren — setzen uns am grünen Tisch, wie so oft und gerne, mit Reden über Menschentum über die Praktik des Existenzkampfes hinweg, die nur Leute begreifen können, die drüben waren — und sind im Begriff, das zu zerstören, was mit Mühe erhalten wurde, — geben der Welt das klägliche Schauspiel eines seltenen Mangels an Rassenstolz und zünden damit eine Fackel an, die leicht einen vernichtenden Brand verursachen wird.

Europäische Begriffe, europäische Moral decken sich nicht mit kolonialen, mit denen der farbigen Rassen — das wird immer wieder vergessen.

Um auf eine direkte politische Folge hinzuweisen: Was werden die Engländer sagen, wenn wir gesetzlich ihre langjährige Vorsicht zunichte machen — sie sozusagen desavouieren vor aller Welt und vor ihren Kolonien?

Ein eklatanter Fall wird Ostafrika sein. Das gleiche Land mit der gleichen Bevölkerung, geteilt unter Deutsche und Engländer, wird zwei fundamental konträre Prinzipien und Gesetze haben. Glauben wir, daß die Engländer unserem Beispiel folgen werden? Oder müssen wir nicht, abgesehen davon, daß sie über unsere Unreife lächeln werden, prinzipielle Konflikte mit ihnen befürchten?

Also, „ziehe man die anderen Kolonialvölker zum Vergleich heran", wie der Vertreter des Zentrums auffordert — sehe man auf die Portugiesen — sehe, was Amerika mit seiner Gleichstellungspolitik ausrichtete — horche auf, wie infolge davon sich seit langem dort die Negerfrage als die politisch aktuellste zuspitzt — und achte lieber auf die Engländer, beherzige ihre langen und glücklichen Erfahrungen. Hüte man sich, den Herrenstandpunkt zu verlassen — den Rassenstolz aufzugeben — beschleunige man das nicht künstlich, was sich vielleicht unweigerlich vorbereitet und sich auskämpfen wird, was wir aber nicht entzünden sollten: den Kampf der farbigen Rasse gegen die weiße Vorherrschaft."

Männer und Zeiten. In zwei stattlichen Bänden hat Erich Marcks, der berühmte Hamburger Historiker, seine Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte unter dem Titel „Männer und Zeiten" gesammelt (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1911). Der erste Eindruck, den man beim Durchblättern dieser vornehm ausgestatteten Bücher empfängt, ist der einer ungeheuren Vielseitigkeit. Da finden wir unter den dargestellten Persönlichkeiten Philipp II. und Albrecht von Roon, Gaspard von Coligny und Wilhelm I., den jüngeren Pitt und Heinrich von Treitschke, Theodor Mommsen und vor allem in zahlreichen Aufsätzen Otto von Bismarck; da erscheinen vor unseren Augen das Königtum der großen Hohenzollern und das Jahr 1848, die Universität Heidelberg und das geschichtlich gewordene England, das Zeitalter der Religionskriege und das deutsch-österreichische Bündnis; da steht die streng-wissen-

schaftliche Studie über die Ermordung Franz von Guises neben dem entzückenden Feuilleton, das uns an die Stätten der Hugenottenkriege führt; da erhebt sich das erzene Bild des welthistorischen Bismarck unmittelbar neben dem von allem Reiz persönlicher Erinnerung belebten, gewaltigen und doch freundlichen Porträt des Gutsherrn von Friedrichsruh; da erklingt neben der ruhigen historischen Würdigung des Reichsgründers die erschütternde Klage über den Tod des größten Deutschen. Persönliches steht neben Sachlichem, aber auch das Persönliche führt zur Sache, und im Sachlichen spürt man die reiche, lebenatmende Natur einer starken Persönlichkeit. Nicht mit Unrecht sind die beiden Bände Alfred Lichtwark zugeeignet; auch in Erich Marcks hat sich jene fruchtbare Verbindung von Gelehrsamkeit und Kunst, von Inhalt und Form vollzogen, die allein Werke hervorbringen kann, die den Wandel der Zeiten und Anschauungen überdauern. Man möchte meinen, die Ernte eines ganzen Lebens sei in diesen beiden Bänden eingebracht; und doch sind es zum Teil nur Studien zu den Hauptwerken; denn hinter den Aufsätzen über die Religionskriege stehen die Lebensbeschreibungen Colignys und der Königin Elisabeth, hinter den das 19. Jahrhundert behandelnden erheben sich die großen Biographien Wilhelms I. und Bismarcks. Und überdies enthält die Sammlung nicht einmal alle Aufsätze, die Marcks geschrieben hat; mögen auch die Studien über Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ und über Ludwig Häusser zu umfangreich gewesen sein, um aufgenommen zu werden, so vermißt man doch schmerzlich manche tiefeindringende Besprechung und vor allem die warmherzige Lebensskizze Albert Naudés, die in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ der Historiker dem Fachgenossen, der Freund dem Freunde gewidmet hat.

Es ist nicht möglich, in einer kurzen Besprechung die wissenschaftliche Bedeutung des Hamburger Gelehrten eingehend zu würdigen; ein paar Andeutungen mögen genügen. Marcks ist, wie ich glaube, als Forscher der Repräsentant einer neuen Zeit, die zwar die Verbindung mit der alten, politisch-historischen Schule der Häusser, Sybel, Treitschke nicht völlig abgerissen hat und auch nicht abreißen will, deren Ziele und Wege aber selbst mit denen Heinrich von Treitschkes nicht mehr ganz zusammenfallen. Es ist kein Zufall, daß Marcks in einer geistvollen Vergleichung Goethe und Bismarck neben- und gegeneinander stellt; er versucht die Brücke zu schlagen zwischen „Tat und Betrachtung“, zwischen Ende und Anfang des 19. Jahrhunderts. Es war der deutschen Historie heilsam, daß sie durch die Schule des Realismus hindurch gehen mußte, daß sie den Willen zur Macht nachfühlen lernte, daß sie sich mit staatlicher Gesinnung erfüllte; aber die Gefahr der Verengung und Erstarrung war auf die Dauer kaum zu vermeiden. Gerade die besten unserer Historiker spürten das am stärksten. Man suchte das Gebiet der geschichtlichen Forschung zu erweitern, die Betrachtung der Tatsachen zu vertiefen, wieder dort anzuknüpfen, wo die Kette der Entwicklung zerschnitten schien, neben dem Bismarckschen auch das Goethesche Erbe anzutreten und zu vermehren. In Erich Marcks ist die Verbindung der Gegensätze vollzogen; er kommt von Bismarck her und will zu Goethe hin; er ist imstande beides zu umfassen, klassisch-idealistische Bildung der Einzelpersönlichkeit und staatlich-realistisches Machtbewußtsein, die beiden Grenzpunkte, zwischen denen das Leben eines ereignisvollen Jahrhunderts hin- und herwogt in unübersehbarer Fülle und Mannigfaltigkeit. Fritz Endres.

„Hier bin ich. Wollt Ihr mich hören?" Blutrot ging am 18. August 1870 die Sonne über den gewaltigen Heeresmassen auf, die in und um Metz standen, bereit, den am Abend des 16. abgebrochenen Kampf wieder aufzunehmen. Mein Regiment war in der Nacht vom 16. zum 17. in seinen Marschquartieren alarmiert worden und erst in später Nachmittagsstunde ins Biwak eingerückt. Die Nachrichten, die bis dahin eingelaufen waren, ließen darüber keinen Zweifel, daß es am nächsten Tage zum Schlagen kommen würde. Tiefer, stiller Ernst lag über der Truppe. Still ging auch jeder zur Ruhe. Indessen nur bei wenigen stellte sich der Schlaf ein. Der beschleunigte endlose Marsch hatte zwar Offiziere und Mannschaften sehr mitgenommen. Aber zu sehr beschäftigte die meisten die Frage, wie wohl der 18. August enden würde. Sehr begreiflich war es daher, daß im Lager schon beim ersten Schimmer der Morgenröte alles auf den Beinen war. Bis zum Aufbruch aus dem Biwak konnten aber noch Stunden vergehen. Darüber entschieden die Meldungen unserer Kavallerie über Stellungen und Bewegungen der Franzosen in der Frühe des Tages. Während vielseitig erwogen wurde, wie diese Meldungen lauten könnten, wurde es im Biwak plötzlich lebendig. Alles lief nach einer Richtung zusammen, dorthin, wo der evangelische Divisions-Geistliche — täuscht mich meine Erinnerung nicht — auf einem Leiterwagen Posto gefaßt hatte. Er war eingetroffen, um eine Ansprache zu halten. Niemals habe ich wieder eine so andächtige Gemeinde gesehen. Der Geistliche wies auf die aufgehende Sonne hin, sagte, er wisse es vom Divisions-Kommandeur, daß, wenn sie wieder unterginge, eine große Schlacht geschlagen sein würde, und forderte uns auf, vor dem schweren Tagewerk uns mit unserem Gotte auseinanderzusetzen. Lautlos wie sie herbeigeeilt war, ging die Gemeinde auseinander. Man hätte aber blind sein müssen, um nicht zu bemerken, daß das Wort des Geistlichen sie gestärkt hatte. Als einige Zeit darauf das Kommando „An die Gewehre" erscholl, zum Vormarsch gegen den Feind, da ging's kaum anders zu als beim Antreten auf dem Kasernenhof zu einer Felddienstübung; und auf dem Marsche wurden die Mannschaften wieder gesprächiger.

Der Reichstag hat in der zweiten Lesung des Militär-Etats im Mai dieses Jahres sich ziemlich eingehend mit dem militärischen Kirchgang, mittelbar also auch mit der Militärseelsorge befaßt und in der Mehrzahl seiner Redner heftig gegen jeden dienstlichen Zwang in dieser Hinsicht verwahrt. Ich verurteile einen solchen Zwang ebenfalls. Und da soll hier aus langjähriger Erfahrung heraus einer Reform der Militärseelsorge das Wort geredet und als für sie maßgebende Gesichtspunkte diejenigen empfohlen werden, unter denen sich die Andacht meines alten Regiments beim Sonnenaufgang des Tages von Gravelotte vollzogen hat. Dort herrschte nicht der geringste Zwang. Alle Offiziere und Mannschaften waren herbeigeeilt. Niemand stand abseits. Aber jeder war nur dem Zuge seines Herzens gefolgt. Und in welcher Weise hatten wir uns um den Geistlichen geschaart? Im buntesten Durcheinander stand in der hintersten Reihe der Oberst neben seinem Burschen, ganz vorn zu Füßen des Predigers der jüngste Leutnant neben dem Tambour, der Evangelische neben dem Katholiken, vor und hinter ihnen der Grenadier mosaischen Glaubens. Wenn irgendwo, so trat in jenem Feldbiwak deutlich zutage, daß es im Verhältnis der Menschen zu Gott keinen Unterschied gibt. Soll die Militärseelsorge ihre Aufgabe

erfüllen, das heißt unseren Offizieren und Mannschaften den schweren Kampf durch Erbauung und Stärkung der Seele erleichtern, so darf ihre Ausübung mit keinem Zwang verbunden sein. Von einer sehr kleinen Minderheit abgesehen, empfinden Offiziere wie Mannschaften namentlich den anbefohlenen Kirchgang als einen äußerst drückenden Dienst. Kürzt er ihnen doch an vielen Sonn- und Feiertagen noch die ohnehin auch an diesen Tagen nur knapp bemessene freie Zeit und legt namentlich den Mannschaften zugleich dienstliche Verrichtungen auf, wie die sorgfältige Herstellung des von der Kammer empfangenen besseren Anzugs, seine Säuberung und Abgabe nach der Rückkehr in die Kaserne. Nur Gelegenheit, sich geistlichen Zuspruch zu verschaffen, muß den Angehörigen des Heeres gegeben werden. Ob und wie sie hiervon Gebrauch machen, darüber haben sie selber zu entscheiden.

In der Garnison müssen Offiziere und Mannschaften, wenn sie nicht zu unerläßlichem Dienst heranzuziehen sind, an jedem Sonn- und Feiertage, vor- wie nachmittags, den Gottesdienst in jeder beliebigen Kirche besuchen dürfen; und dazu ist ihnen stets auch so viel Zeit zu lassen, daß sie sich mit ihren Gedanken darauf vorbereiten und nachher noch länger unter dem Eindruck des im Gotteshause Vernommenen bleiben können. Außerhalb der Garnison aber, gleichviel ob draußen vor dem Feinde oder während des Friedensdienstes, ist von Staates wegen für die Möglichkeit des Verkehrs der Offiziere und Mannschaften mit einem Geistlichen dort Sorge zu tragen, wo diese Möglichkeit erschwert ist; also im Lager und in Ortschaften ohne Kirche.

Hiermit werden keineswegs ungerechtfertigte Ansprüche erhoben. Nicht auf eigenen Wunsch, auch nicht gegen Bezahlung bringen unsere Mannschaften zwei, beziehungsweise drei der besten Jahre ihres Lebens im Heere zu, kehren sie nach Ableistung der zweijährigen Dienstzeit wiederholt noch in dessen Reihen zurück, sondern weil das Gesetz sie dazu zwingt. Man sollte meinen, angesichts solcher dem Staate zu bringenden Opfer sei es selbstverständlich, daß ihnen außer der Freiheit kirchlicher Betätigung auch im weitesten Maße die Möglichkeit geboten wird, sich geistlichen Zuspruch zu verschaffen. Die Offiziere freilich sind aus freien Stücken in den Heeresdienst getreten. Indessen auch für sie kann dasselbe wie für die Mannschaften verlangt werden. Liegt nicht in ihren Händen das Schicksal der Untergebenen? Nichts darf unterlassen werden, was sie in Erfüllung ihrer schweren Pflichten seelisch aufrechterhalten kann.

Das ist keine Frage, daß mit der Militärseelsorge, wie sie in dem Kirchgang der geschlossenen Truppe zum Ausdruck kommt, das Gegenteil von dem erreicht wird, was erreicht werden soll; nicht nur infolge der erheblichen Verkümmerung der den Offizieren und Mannschaften an den Sonn- und Feiertagen gebührenden dienstfreien Zeit durch diesen Kirchgang, sondern auch wegen mancher unerfreulichen Begleiterscheinungen, die erkennen lassen, daß er lediglich ein Dienst wie jeder andere Dienst ist, wie zum Beispiel Exerzieren oder Turnen oder Schießen, bei dem es vollkommen gleichgültig ist, wie Offiziere und Mannschaften sich persönlich zu ihm stellen. Niemand fragt sie, ob sie das Bedürfnis empfinden, sich erbauen zu lassen, ob der Geistliche ihr Mann ist, ob sie auch in Stimmung sind, von religiösen Dingen etwas zu hören, ob ihnen nicht etwa Gedanken hartnäckig durch den Kopf

gehen, die es ihnen geradezu unmöglich machen, der Predigt aufmerksam zu folgen. Weil sie durch Garnisonsbefehl in die Kirche kommandiert worden sind, finden sie sich dort ein. So ist's auch nicht zu verwundern, daß die Aufmerksamkeit der Gemeinde im militärischen Gottesdienst nicht sowohl dem Geistlichen am Altar und auf der Kanzel als vielmehr den Vorgesetzten in der Offiziersloge gilt, deren Ansicht über ihre Haltung in der Kirche und ihren Anzug ihr unendlich wichtiger erscheint als das, was der Prediger ausführt. Hat es doch Kommandeure gegeben, die, noch während die Mannschaften das Gotteshaus verließen, schleunigst die Bataillons-Kommandeure und Compagnie-Chefs zusammenriefen, um herbe Kritik zu üben. Und bevor die Truppe in die Kaserne zurückgekehrt war, wußte sie schon, was ihr am nächsten Tage blühen würde. Da wird der militärische Kirchgang den dazu Kommandierten sehr bald zur Qual, die auf die Dauer erbittern und schließlich eine ausgesprochene Abneigung gegen jeden Gottesdienst zur Folge haben muß. Und wo eine solche Abneigung nicht Platz greift, tritt Stumpfsinn zutage. Ich habe zum Beispiel niemals feststellen können, daß Mannschaften und Unteroffiziere sich für die Frage interessierten, welcher Geistliche den Gottesdienst abhalten würde. Und mochte der Geistliche mit Engelszungen reden, auf Widerhall in der Gemeinde, soweit Unteroffiziere und Mannschaften in Frage kamen, konnte er nicht rechnen.

Täte man dem gegenüber nicht vielleicht besser, auf die Militärseelsorge ganz zu verzichten? Keineswegs. Im Kriege vor allem ist sie unentbehrlich. Es ist für den Ausgang eines Kampfes durchaus nicht belanglos, ob die Truppe vorher geistlichen Zuspruch erfahren hat oder nicht. Dieser und jener Offizier mag sich aus eigener seelischer Kraft stark genug fühlen, dem Tode ohne Erschütterung ins Auge zu schauen. Alle übrigen Offiziere und die Mannschaften sehnen sich vor den Stunden, in denen es sich für sie um Leben und Sterben handelt, nach einer Auseinandersetzung mit Gott unter Zuhilfenahme eines Seelsorgers. Als die Sonne am Tage von Gravelotte zur Rüste ging, lag mehr als die Hälfte meines Regiments tot oder verwundet auf dem Kampfplatz. Auch nicht einen Augenblick hatte es in der Treue gegen das Vaterland gewankt. Sicherlich hat hierzu auch die kurze Andacht beigetragen, die der Divisions-Geistliche abgehalten hatte, als die Sonne aufging. Nein, die Seelsorge muß unserem Heere erhalten bleiben; aber sie muß nach dem Vorbild jener Andacht gestaltet werden. Die Truppe darf nicht durch dienstlichen Zwang dem Geistlichen zugeführt werden. Dieser muß vielmehr zu ihr kommen und ihr zurufen: „Hier bin ich. Wollt Ihr mich hören?"

Dresden. Oberstleutnant a. D. Carl von Wartenberg.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt.
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Sisto e Sesto.

Eine Erzählung aus den Abruzzen.

Von Heinrich Federer in Zürich.

3.

In einer kleinen, vergitterten Stube der Petersburg war Poz'do mit seinem Vater eingeriegelt. Rechts und links von der kleinen, stahlgebänderten Eichentüre war je eine Strohmatte in die enge, tiefe Mauernische geworfen. Das galt der kurzen Schlafenszeit. Aber für den langen, wachen Tag hatte man einige heilige Bücher auf einen Steinblock gelegt, der als Tisch dienen mußte. An der Wand war ein hölzernes Kreuz befestigt. Die gewölbte Diele hing hoch und dämmerig über den zweien und war ein wahrer Lust- und Wildplatz für große, schwarze Spinnen. Die Peretti hörten in die Zelle hineindringen Rufe der Brückenwache, das Marktgetöse am Dienstag und Freitag, die Marienprozession am Samstag und das dunkle Rauschen des Tiber gegen Mitternacht, wenn das übrige Rom endlich stille geworden war. Auch rieselten fast den ganzen Tag Glockenstimmen ins Gefängnis, selbst vom Lateran und von Santa Maria Maggiore, wenn der Wind von Albano her blies. Oft fiel das nahe Geläute der Sankt Petersglocken wie eine Vaterstimme in den Familienchor ein. Reiter trabten, Krämer schrien, die Gerüste für den Oktobermarkt wurden schon mit hundert Hämmern und Beilen gezimmert. Oft schritt eine geistliche, öfter noch eine munterweltliche Musik vorbei, umwirbelt von Kommandos oder dem übermütigen Jubel halbgebrochener Jünglingsstimmen. Einmal wurden sieben Kanonenschüsse gelöst, wohl im gleichen Burggemäuer, denn das ganze Zimmer zitterte siebenmal mit. Doch all das zusammen, dieses siegbewußte, wunderbare Geräusch der ewigen Stadt zerschlug sich an den Gittern und vermochte die entsetzliche Einsamkeit da innen nicht kleiner zu machen.

Diese Einsamkeit, diese Hexe der Hexen! Vater und Sohn wurden beinahe verrückt davon und wünschten aufrichtig lieber den Henker, als nochmals so einen einsamen Tag wie heute. Sie hatten eine so müde, gliederschwere Hitze und eine so dicke, staubige Luft früher nie gekannt und erstickten fast daran. Sie standen auf die Zehen, um über das steile Gesimse des schmalen, hohen Fensters hinaus etwa ferne Berge zu erblicken. Aber die Mauer war zu hoch. Nicht einmal der Riese

Sesto langte an die Brüstung auf. Da schwang sich Poz'do sehnig und geschmeidig wie eine schöne Natter am Vater empor und kniete ihm auf die Achseln. — Was siehst du? flehte Sesto. — Ach, nur wüste Dächer über Dächern, schimpfte der Bub. — Und darüber hinaus? dahinter? bettelte jener. — Staubige Bäume und leeres, langweiliges, graues Land, versetzte Poz'do und wollte flink wieder abspringen. — Und darüber, da muß noch etwas sein? schau gut, *Cuore mio!* hungerte der Alte. — Ehe! ich weiß nicht, ist es Rauch vom Feldfeuer und drückt ihn die Luft so zu Boden, oder ist es eine niedrige Mauer oder sind es die Monti Sabini. Pfui Teufel, solche Häuschen, wie daheim unsere Mäuse werfen! — Poz'do spie voll Ekel zum Gitter hinaus über diese ganze Wenigkeit da draußen und sprang dann elastisch wie eine Katze rückwärts ab. Da stand er nun wieder unten im Finstern. Aber er hatte in Wirklichkeit freie, herrliche Menschen auf der Tiberbrücke und grüne Bäume auf dem Aventin und im fernen Osten Berge, ach Gott, wahre Berge gesehen!

Mit müdem Gesicht blickte er den noch müdern Vater an, ob Sesto wohl seinen kindlichen Betrug bemerkt habe. Nein! Nur dünkte den Alten, Poz'do sehe auf einmal viel mutloser drein. Ach ja, wie wollte einem so jungen, wächsigen Leben nicht alle Bergkraft im Käfig gebrochen werden! Diese enge, dumpfe Stubenhaftigkeit tötete sicherer als Verhöre und Folter.

Sie schliefen beisammen auf den Fliesen und umschlangen sich so fest, als schlösse der eine noch im andern das letzte Stück Freiheit und wilde Natur im Arme. Was ihre rauhe Berglerart ihnen zeitlebens nie gestattet hätte, geschah jetzt: sie küßten sich wie Verliebte. Nun gab es für Poz'do nichts Schöneres anzustaunen, als seinen prachtvollen, steinharten Riesenvater mit dem krausen, rötlichgrauen Haar, dem geraden Rücken und dem tapfern Bart. So ein Held! Und nichts war feiner und ritterlicher für Sesto, als seinen Knaben, für den er früher nie recht Zeit oder Sinn gehabt hatte, endlich einmal sattsam zu betrachten.

Das hatte er ja gar nicht gewußt, daß er so einen großartigen Buben besitze. Wie keck und üppig aufgesprungen waren seine hitzigen Lippen, wie frisch, dünkte ihn, tönte noch die Melodie seiner ungebrochenen Stimme, wie unzerbrechlich glänzte die zwar von der Zimmerluft fahle, aber ungefurchte Knabenstirne, und wie tief hinab ging es in diesen kieselgrauen, immer feuchten Augen. Kam man da überhaupt auf den Grund? Schwamm und zappelte und wirrte es da nicht durcheinander und machte jeden Dreinblickenden, ehe er es sich versah, schwindelig wie beim Starren in ein tiefes, lebendiges Quellenwasser? Und was

für ein Puls schlug in diesem Burschen! Am ersten Morgen wollte er den Wärter niederschlagen, am zweiten nur noch die Gitter ausbrechen und müßte er sich dabei auch alle seine zornigen Zähne ausbeißen. Aber am dritten Morgen wollte er dem Papst schreiben: Du, Onkel, sei nicht so stolz und komme mit uns zu reden!

Und immer schüttelte Sesto den Kopf und küßte den Buben auf die offenen Lippen und die kalten, wilden Zähne, als wollte er die Schärfe so gefährlicher Waffen mit seiner Liebe mildern. Aber als der junge Tiger nun erst recht schnob und fauchte, da hieb ihm der Vater eine schallende Maulschelle über die Liebkosung weg.

Darauf schwieg Poz'do viele Tage hindurch wie ein Stein, aber zergrübelte im Geheimen seinen unverbrauchten Verstand, um die Maulschelle zu verstehen oder doch herauszufinden, mit was für andern Vorschlägen und Streichen er dem Vater genehmer wäre.

Um die Zeit erwachte Sesto eines Nachts und meinte nichts anderes, als daß er in seiner Küsterei in Paritondo sei und Frau Anizia ihm vor der Türe etwas gerufen habe wie von Sakristei, Kelch, Altartüchern. Mit einem Ruck wollte er aufspringen. Da sah er den vom Mond ganz gelb gemalten Gefängnisboden und mitten drin, wie mit Kohle kreuz und quer das Fenstergitter abgezeichnet. Das weckte ihn vollends, und nun wußte er klar, wo er sei. Er konnte nicht so bald wieder einschlafen, sondern mußte es leiden, daß Gedanken der Freiheit, so golden wie der Mondschein hier, und Gedanken der Haft, so schwarz wie die Gitterschatten darin, ihm in trübseligem Durcheinander den Kopf verwirbelten. Aber nach und nach legte sich diese wilde Träumerei und der Mond, so forschenden und herzdurchdringenden Lichtes er oft ist, gab den Gedanken Sestos eine geordnete und klare Richtung in die Vergangenheit zurück. Er grüßte mit merkwürdig bekanntem Gesicht durchs hohe, spitze Fenster herein und redete wie ein Kamerad aus alten Tagen mit ihm: Weißt du, damals habe ich auch geschienen zwischen den wilden Kastanien am Portsassa, wo ihr den Kaufherrn Giarni aus Verona nackt geplündert und in die Rovanaschlucht geworfen habt . . . Und damals habe ich wieder geschienen, als ihr im Marchenstreit zwischen Spello und Foligno in den Garten der Väter Dominikaner schlichet und die ganze Sakristei ausraubtet . . . Und in jenem September, wo ihr den deutschen Bischof bestahlt, seinen Kanzler und Hofkaplan niederhiebt, und den hohen Mann mit verbundenen Augen eine halbe Nacht lang in die Irre führtet, war ich tapfer mit dabei . . . Aber damals, damals verhüllte ich mich hinter einer Wolke und traute nicht zuzuschauen, als ihr den frommen und mutigen Wall-

fahrer Durati, der ganz allein und unbeschirmt den Zehnten ins Waisenhaus nach Perugia trug, euerer vier oder fünfe zusammen, niederstachet. Das war Mord und Feigheit.

Das dumme, gelbe, schadenfrohe Mondlicht!

Am Morgen nach diesem unruhigen Lager war Sesto noch weit schweigsamer als sein Sohn und berührte keine Speise. Er fing an zu merken, daß er nicht bloß irgend ein Unrecht, sondern ein ganz gemeines Unrecht lebenslang geübt habe. Ihn fröstelte beinahe und er rückte ins Sonnenlicht, das dünn durchs Gitter hereinfloß und in dessen Strahlen wie auf einer goldenen Leiter viele lebensfrohe Fliegen mit Speckbäuchlein und Flügelgeglitzer auf und niederschwirrten und sich immer wieder gemütlich auf Sestos feuchte Krausen niedersetzen wollten. Zornig scheuchte er sie. Da schoß so ein Tier vor Schrecken in die oberste Fensterecke und blieb mit allen häckeligen Zehen im Gefäde einer Spinne hängen. Gleich rannte die häßliche, ungeheure Brigantin aus dem Verschlupf und umkrallte das arme Ding. Es schimmerte und schlug klingende Räder vor Angst, aber konnte mit allem Gezappel doch nicht loskommen.

Dieses Henkerspiel hatte Sesto schon oft ohne ein anderes Gefühl als das des Respekts vor der famosen Banditin beobachtet. Aber diesmal konnte er nicht zuschauen. Er haßte die Räuberin geradezu, und da er bei weitem nicht zu ihr aufreichte, rief er dem Buben, der wie immer nicht auf dem Teppich, sondern auf den kühlen Steinplatten lag und mit dem er schon lange kein Wort mehr gewechselt hatte. Er sollte ihm nochmals auf den Buckel steigen und das Gespinnst zwischen den Stäben zerreißen. Aber auch so wollte es nicht in jene Ecke langen. Und im ganzen Raum fand sich nichts Dienliches, Stiel oder Stecken, womit man das Raubnest hätte vertilgen können.

Da zog Poz'do einen kleinen, gleißenden Taschendolch, den man zwischen zwei Fingern verbergen konnte, zum höchsten Staunen Sestos, unter dem Kittel hervor. Er hatte ihn, weiß Gott wie, im langgewachsenen Haupthaar, das auch so feurig blitzte, oder im Ziegenkragen oder sonst auf einem katzenschlauen Um- und Überweg ins Gefängnis geschmuggelt und einen ganzen Roman von Befreiungskapiteln heimlich gedichtet, durch deren jedes dieser Stahl wie ein Erlöser leuchtete. Aber jetzt warf er alle Pläne von sich. Während seine langen, kieselgrauen Augen das Metall noch weit überblitzten, fragte er nur: „Soll ich?"

„Tu's", nickte der Alte.

Da schmiß der Knabe den Dolch breitlings empor und gab ihm einen so schwungvollen Bogen durchs Netz hindurch, daß das Raubtier mit

dem Messer und einem kleinen Fetzen seines Königreichs über das Gitter hinaus und in die Stadt hinunterstürzte, indessen die Fliege verwundet aber frei in die Sonne flog.

Die Gefangenen sahen dem zerrinnenden Pünktlein lange nach und legten sich dann frierend in ihren Schatten zurück. Aber ihr Herz sang ein neues, kleines Lied. War es ihnen doch, als hätten sie einen Mord gut gemacht.

Aber ach, wie viel Schuld blieb noch! In der Nacht darauf schlief Sesto bis Mitternacht auch nicht einen Augenblick. Wie viele Fliegen galt es noch zu retten! Und wog dann so ein Insekt einen Menschen auf? Seufzend wandte er sich, da traf er seines Sohnes wache, weitaufgesperrte Augen. „Vater," bekannte der Junge leise und glänzte feucht über die mondbeschienenen Wangen herunter, „Vater, wir sind schlechte Menschen."

Sesto drehte sich eilig gegen die Mauer zurück. Er gab keine Antwort. Doch seine Glieder zuckten vor unbemeisterter Erregung.

Aber in der dritten Nacht, als es irgendwoher zwölfe schlug, da sagte Poz'do plötzlich mit heller, unbesieglicher Knabenstimme: „Vater, wir müssen dem Papst zu Füßen fallen, daß er uns richtet, aber daß uns Gott verzeiht. Mich plagen die Sünden in dieser stillen Stube da furchtbar."

Da widerstand der felsige Alte nicht länger. Er drückte mit beiden Armen den magern, aber wunderlieblichen Burschen an sich und ließ ihn bis zum Morgen, wiewohl das Paar sogleich in einen tiefen Schlummer fiel, nicht mehr von seiner erlösten Brust los.

4.

„Nein, Mario, gib zurück!"

So rollte es rauh wie Bergwasser vom schriftüberladenen Tischchen am Fenster zu den Vorhängen der Türe zurück, wo der Kammerherr stand. Ist das eine See oder ein Wind oder eine Welteiche, die so lärmt? Nein, es ist nur das kleine, grauhaarige, aber breitschulterige Männlein in schneeweißem Talar am Tischchen, das ohne sich merkbar zu rühren und ohne den umbarteten Mund größer als zu einem Schlücklein Wasser zu öffnen, gleich alle vier Wände mit Tosen erfüllt. Diese Stimme! . . Und noch etwas: diese kleinen, scharfen, eisigen Augen im staubigen Gesicht, kalt, schwer und doch so kugelig rollend und blitzend wie Quecksilbertropfen! Das ist Sixtus V. Sein langes, überhohes Gesicht scheint grau, verwittert und formlos wie ein Stein, mit drei Hammerschlägen gemodelt. Aber wenn man näher sieht, sind hundert feine Kerbe

hineingeschnitten, vom Kranksein viele, vom Studieren noch mehrere und vom Kämpfen mit seiner und der Welt Wildheit die meisten. Am Fenster arbeitet er. Wie ein Adler vom Horst späht er von hier über die Welt unter sich. Keinen Teppich unter den Füßen und keinen Baldachin ob dem Haupte mag er leiden. Zu lange hat er nur Erde zum Lager und nur den hohen Naturhimmel zum Dache gehabt. Selbst das Seidenmützchen ist ihm lästig. Es liegt auf einer alten Abschrift der Septuaginta, Folium 44, auf dessen breiten Rand der Papst noch eben seine Glossen mit kleinen, scharfen Schriftzügen hingekritzelt hat. Wer das lesen kann, muß Augen wie ein Sperber haben. Und erst, wer das so schreiben konnte! Der sieht der Menschheit auf die letzte und feinste Naht.

„Gebt her, Mario!"

Der Kammerherr Mario de Zucco stand schon unter den Türflügeln und machte gerade die dritte tiefe Abschiedsverbeugung, als es wie Widerwind so heftig und ungeahnt vom Schreibtisch zurückbrauste. Vor Verblüffung blieb er auf den Knien liegen. „Eilig, Mann!" herrschte ihn Sixtus an. „Wir wollen darüber nochmals mit uns zu Rate sitzen."

Das war das erstemal, daß der Heilige Vater ein schon unterzeichnetes Schriftstück wieder zurückzog, er der strenge und bestimmte und unverrückbare.

„Und wenn die Barone draußen warten, so führt sie herein!" rollte die Stimme zu Ende.

Doch keiner der haderlustigen Herren, weder Paolo Mossi noch Arrigo Fanciolla harrten in den Vorsälen. Sixtus wäre froh gewesen, wenn die Zänker schon daständen. Er bleibt jetzt nicht gern mit dem Skriptum da allein im Zimmer. Er möchte jetzt am liebsten recht gewaltig arbeiten, da mit Exegeten über die heillose Schwierigkeit zwischen Matthäus 1 und Lukas 3, oder dort bei den Plänen mit Baumeister Fontana über die Reparaturen am Quirinal und über die oft geflickten Wasserwerke; oder er möchte große, schwere Rechtssachen untersuchen, urteilen, richten, strafen, Stunde auf und Stunde ab, bis zum Rosenkranz in der Sixtina, nur um den Bruder und Brudersohn zu vergessen, die ihm so nahe leben, viele Wochen schon gefangen und immer noch nicht verurteilt. Sie wollen ihn sehen, sie heischen gebieterisch, mit dem Bruder und Onkel zu reden und das Gericht von seinem Munde zu empfangen, Gesicht gegen Gesicht, diese stolzen Bergleute und hochpochenden Verwandten.

Warum konnte er mondenlang nicht seinen Namen unter das Urteil setzen: „Enthaupten! Sixtus V." ? Sonst ging er so kaltblütig mit diesen dürren, tötenden Papieren um. Aber hier? nein! So oft er unterzeichnen

wollte, sah er ein altes und ein junges Gesicht aus dem Blatt schauen, hörte Vaters und seine eigene Knabenstimme, roch den Duft der armen Bauernstube daheim in Grottamare, einen Duft von Stroh, Lehm und halbgedörrten Rosinen, und den viel süßern des ersten gedruckten Buches, das ihm seine ernste Mutter heimlich eines Abends zusteckte, als er schlafen ging. Es war die Geschichte des Papstes Gregorius des Großen von Clemente Parvi, lateinisch für Schüler mit Regeln der Grammatik, und hatte das Weib die Arbeit von Monaten gekostet. Aber wie der harte Junge jetzt mit aufglühenden Augen dankte und bald das Buch bald die Hand der Mutter hitzig küßte, da war alles bezahlt. Der Vater brummte zwar, aber ließ ihn doch gewähren und lachte dann auch, wenn Felice später mit dem Pfarrer Latein sprach und es bald schöner und schneller konnte als der Priester selbst. O die ganze Jugendgeschichte öffnete ihre längst erloschenen Augen wieder auf diesem Papier. Denn da ging es um Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Er hatte seit einem Menschenalter sich frei und heimatlos und einsam geglaubt, ohne Ahne und ohne Nachkommen, ohne jede warme menschliche Gliederschaft, so recht wie sein Amt zwischen Himmel und Erde es brauchte. Und sieh, da kommen zwei Menschen, die ihm Bruder sagen und Ohm!

Er haßt sie und liebt sie. Ein entwöhntes Gefühl von Herzlichkeit will ihn bei ihrem Perettinamen ergreifen. Etwas wie damals, als er die Mutter küßte oder als er vor dem Konvent der Minoriten den Vater noch einmal geschämig und doch wild umarmte und dann schnell in den dunkeln Korridor entschlüpfte. Nie hat er seitdem wieder so gefühlt. Kalt ist er geworden wie ein Buch.

Aber es sind ja Banditen, punktum! Auf dieses böse Wort hin hatte er das Todesurteil rasch unterschrieben. Denn wie Erzengel Michael die Teufel, so haßte der Papst dieses Menschengezücht. Nein, nein, leicht soll es ihm werden, bei solchem blutigen Pack die Regungen der Natur zu unter . . .

„Euere Heiligkeit, die Herrschaften di Mossi und Fanciolla!"

Feierlich führte Mario auf ein Nicken des Papstes die Gemeldeten ein. Der kahlköpfige Siebziger di Mossi und der sechzehnjährige Fanciolla, beide in braunem Samt und kurzem spanischen Degenmantel, aber ohne Waffen, traten mit einem Gefolge von Advokaten und Zeugen ein. Di Mossi ist anzusehen wie eine zähe, graue Regenwolke, Fanciolla wie ein junges, lustiges Morgenrot. Der hochadelige Bursche ist gestern mündig und unbeschränkter Herr seines gewaltigen Erbes geworden. Er lacht immer ein wenig frech vor sich hin. Seine Kirschenlippen kann

er unmöglich schließen. Die eine blutet üppig über das weiße Knabenkinn herab, die andere schwellt zur frechen Spitznase auf. Dazwischen blecken wilde, große Zähne wie Marmorblöcke und wollen alles, was Ordnung und Würde heißt, aus lauter lachendem Übermut wie süße Kastanien zermalmen. Kläglich nimmt sich daneben der dürre Mossi aus, wie er den verschrumpften und zahnlosen Mund geizig zusammenknöpft. Die beiden Edelleute mit ihrem Chorus verbeugen sich dreimal in einem raschen, wunderbar gemeinsamen Rhythmus, wie nur Römer es verstehen. Es ist, als walle dreimal eine lange, schöne Welle auf und nieder. Dann stellen sie sich in einem weiten Bogen vor dem Pontifex auf, di Mossi und Fanciolla an beiden Flügeln, dem Oberhirten zunächst.

Es ging der Streit um ein Grenzland, halb mit Oliven, halb mit Reben bestellt, am mittäglichen Hang der Volskerberge. In diesem Prozeß waren massenhaft Advokaten bestochen, falsche Eide geschworen und eine Menge Bauern halbtot gepreßt worden. Aber immer, ohne mit einem Flecklein Blut die zarten, weißen Hände der beiden Nobili zu besudeln. Die Sache wurde zum Landesärgernis. Sixtus hatte sich über den Fall genau unterrichtet und wollte ihn jetzt mit einem Machtspruch ein für allemal aus der Welt schaffen.

Er winkte lässig, die Kläger möchten sich nur ungeniert aussprechen. Dann blickte er hartnäckig und immer ein wenig im Barte krauend auf den Boden, wo in den bunten Marmor der schwache Richter Heli gezeichnet war, mit allem Drum und Dran der biblischen Erzählung.

Die Parteien begannen, eine nach der andern, ihre Gerechtsame und erlittene Unbill zu schildern. Die Juristen mischten Sätze aus den Pandekten und aus dem Pseudoisidor ein und machten das Verzwickte mit jeder Glosse noch verzwickter. Die biedern Zeugen nickten, die Mossianer, so oft der Greis nach heiserem Gelispel wieder den Geifer vom zahnlosen Mund wischte, die Fanciollaner, so oft der üppige Arrigo den leisen Jünglingsflaum nach einem besonders tapfern und klingenden Satz mit seiner roten Zungenspitze netzte. Die Gegner schoben einander in gesitteten und höflichen Worten die gröbsten Frevel in die Schuhe. Zuletzt redeten nur noch der kahle Mossi und der frische Fanciolla, jener giftig und mager wie eine alte Wespe durch den Saal surrend, dieser hochfahrend und spottselig wie eine Edeldrossel singend. Aber alles geschah in den süßen Lauten der römischen Hofsprache.

Sixtus hatte indessen den grauen, in seine sündigen zwei Söhne vernarrten Heli genügend in der ganzen Elendigkeit beschaut und fragte nun, ohne aufzusehen, möglichst leise: „Um was handelt es sich also?“ Aber es rollte doch wie fernes Gewitter durch die Sala.

„Um ein Stück Wald und Weinland!“ ward mit Wichtigkeit wiederholt, „zwölfmal so groß wie der Petersplatz.“

„Ein paar Oliven und Trauben,“ wiederholte der Papst, „weiter!“ Tiefer noch neigte er die Stirne und reger spielten seine kurzen Finger im Bart. Es dünkte die Signori, er höre gar nichts von ihrem Zank. Er hatte wohl etwas Anderes, Größeres zu denken, dieser Mann der Weltgeschichte.

Die zwei führenden Advokaten verlasen jetzt Gutachten berühmter Bologneser Professoren, während Sixtus die gottlosen Buben des Priesters Heli verfolgte, wie sie am Tempeltor den opfernden Leuten Geld oder Geflügel oder ein frisches Böcklein abjagen und den Beraubten hintendrein erst noch ruchlos die Junge nachstrecken. Konnten das nicht die zwei Peretti drüben in der Burg sein? Ganz Rom weiß, was die Paritonder gefrevelt haben, hundertmal mehr als diese biblischen Schurken. Und da sollte er den Heli spielen und auf seinem Stuhle die Gerechtigkeit verschlafen, damit das ungestrafte Verbrechen auf ihn auch so schnöde Grimassen schneiden kann? Niemals! — Sein weißes Haar fing an zu wehen und seine Stirne rötete sich. Aber die tiefen Quecksilberaugen, die schon so manchen Beherzten unsicher und schwach gemacht, blieben steif im Boden haften.

Diese Unaufmerksamkeit des gefürchteten Richters ließ die Streiter nach und nach die Rücksicht auf den Ort, wo man stand, und auf die Person, zu der man sprach, immer mehr außer acht setzen. Die Vorwürfe wurden heftiger, die Worte minder gewählt, die Melodie des Vortrags ging verloren. Endlich gab es Schimpfnamen, wie sie vor Seiner Heiligkeit nie hätten ausgesprochen werden dürfen.

„Du eitler Zuckerbube, zeig' den Mädchen deine Zähne, nicht mir! Mir mußt du einen Bart zeigen und noch etwas dazu ... Verstand!“

„Wo suchen wir ihn, ehrwürdige Ruine unseres Jahrhunderts?“

„Wo ein Naseweis, wie du, nie hinkommt!“

„Und Euere Knochenherrlichkeit nie war.“

„Dein Gebein wird freilich nicht alt. Die Dirnen haben es längst zermürbt. Man sehe deine Fratze! Was ist daran als Maul? Alles Maul! An Maul bist du David und Goliath in einem.“

„Ach, hättet auch Ihr nur so viel Maul, um küssen und trinken zu können. Alter Salomon, ich weiß, Ihr gäbet all Euer totes Getrümmer an einen einzigen der vielen Küsse, die mich hinterm Vatikan noch diesen Abend begnadigen. Aber Ihr, ich kann es würdigen, haltet ewige Quadragesima.“

„Fabelst du immer in dieser Höhe, hübsches Äfflein?“

„Wann hätte, o Patriarch der Rumpelkammer, der Aschermittwoch nicht auf den Prinzen Karneval geflucht, wie so ein Habenichts immer auf den Millionär flucht?“

„Gottes Wunder! im Unverstand stecken wohl deine Aktiven!“

„Im Verstand, Vossignoria, Euere Passiven!“

„Ein Esel, wer noch mit dir redet!“

„Wohlan, nun seid Ihr gut getauft!“

„Asino, asino . . . .“

„Fahret weiter“, rollte und grollte es da unversehens vom schneegewandeten, tiefgebückten Männlein in die Gruppe hinüber.

Nein, der apostolische Fischer mußte tief in sein Weltgarn vergrübelt sein, daß er ihnen keinen Blitz, sondern dieses gedankenlose: fahret weiter! ins Gezänke warf. Er sann wohl über Philipp nach, der im Eskurial päpstlicher als der Papst sein wollte, und an den frühergrauten Schlaupelz in Paris, den vierten Heinz. Welcher war wohl der üblere?

Und weiter keifte und jubelte das gottlose Duett.

Sisto aber fuhr weder nach Madrid noch Paris, sondern haftete jetzt am schönen Jüngling Samuel, mitten in Helis Türe stehend, links und rechts die Hand flach auf die Pfosten gestützt, weit aufgesperrt den reinen Mund und die großen Kindsaugen, und das viele Haar gesträubt wie ein vom Geist Gottes am Schopf gepackter und unwiderstehlich getriebener Engel, schreiend mit Leib und Seele: Heli! Heli! . . Aber der mattherzige Richter hebt den Kopf kaum vom Kissen und sinkt wieder zurück in sein altes, feiges und feiles Schlafmützentum. So oft Sisto dieses sündhafte Phlegma sieht, kitzelt es ihn gewaltig, diesen Schlappgreisen aus dem Mosaik da ins spaßlose und schmerzhafte Leben zu reißen, vor sein Tribunal zu schleppen, ihm seine herzliche Verachtung ins Gesicht zu speien und den Alten alsdann dem Strang zu überliefern. Warum hat die Memme ihre Kinder verschont . . . selbst, da der Herr ihn so schreckhaft gemahnt hatte! . . Ihn, Sisto, soll man nicht mahnen. Kein Samuel braucht zu kommen . . Schon diese Narren, die da vor ihm ihren Wahnwitz auskramen, sind Samuels genug, ihn zu warnen, wenn er ein wenig sollte geschwankt haben. Man sieht es hier: so würde alles Volk, wenn es keinen unbestechlichen Richter mehr zu fürchten hätte, die Jungen alles verlachend wie hübsche Papageie, die Alten belfernd wie blinde und taube Uhus. Und was hätte erst der Richter oder eigentlich Mißrichter und Unrichter zu gewärtigen? Auf dem mittlern Mosaik des Saalbodens kann es jeder lesen: der Bote vom Feldzug ins Fenster hereinhängend . . . daß die Helissöhne von den Philistern erschlagen worden, hat er gemeldet und immer noch nicht den Atem

zurückgewonnen; nun der Vater selbst, hintenüber vom Sessel gefallen das Genick zerschmettert, und vor ihm die heilige Justizia, baumlang und gen Himmel blitzend wie eine ungebrochene Lanze. Ja, ja, mögen der Lanzenträger noch so viele sich bücken und zusammenknicken, sie bleibt immer unversehrt und hochauf. Aber er will neben ihr stehen, ganz so gerade und ganz so hoch, so daß Lanze und Lanzenhalter eines sind, und man in alle Zukunft keins vom andern trennen kann. Wer Gerechtigkeit sagt, sagt Sisto und wer Sisto meint, meint die Gerechtigkeit. So war es bis heute. Weg Fleisch und Blut! Wir zwei sind aus härterem Stoff. Zum Spruche denn!

Sixtus ließ die Rechte langsam aus dem Bart sinken, aber horchte nun ein Weilchen scharf der übeln Musik vor ihm zu, um aus der ehernen Bibel sich leichter in diese gegenwärtige Lappalie zu finden. Sein Gesicht war zwar von langen Priesterjahren mit hundert feinen Runzelfäden durchsponnen, aber im übrigen rauh und knochig wie seine Abstammung geblieben, und wie ein Stein lächelt, so lächelt er jetzt stumm über diese zierlich gebauten und blank gescheuerten Durchlauchten, die sich vor ihm in die Haare gerieten, wie die Gassenbuben im Trastevere. Es war, als lache der uralte Bauer über den uralten Kavalier der Weltgeschichte.

„Signori," fragte er nun, bemüht, den Donner seiner Stimme so gut er konnte zu verbergen, „sind es denn wirklich ein paar Krüge Öl und etliche Schüsseln voll Trauben wert, daß sich meine durchlauchtigsten Söhne so erhitzen! Was meint Ihr, liebe Fanciullini?"

Stille, dann ein greises Hüsteln, dann ein Kräuseln der Knabenlippen.

„Ich sehe klar, das Unrecht liegt auf beiden Seiten und keine Partei, auch die obsiegende nicht, möchte sich fürder an diesem dubiosen Stück Erde edelmännisch, ich meine, so recht in Rittereehren erlustigen. Nun wohl, erspart uns allen ein weiteres! Hier Signori," der Papst drückte die Faust auf einen Aktenstoß seines Tisches, „hier ist für jeden Fürwitz die nötige Antwort, aber noch unbarmherzig viel mehr enthalten. Seid weise und lasset es euch darnach nicht weiter gelüsten!"

Das Hüsteln wird erstickend dünn. Der alte Mossi knöpft die Lippen verzweifelt zusammen. Aber dem Fanciolla züngelt das wahre, adelige Blut in zwei roten Fackeln die bleichen Wangen herauf und Zähne und Zunge lachen ihm sozusagen wie einem vergnügten jungen Leu aus dem offenen Maul.

„Gebet also, Signori, den nichtigen Fetzen und seine ganze Plackerei dem Gubernatore in Orvieto zuhanden der dortigen Notleidenden. Es hat davon in jener Gegend eine schreckliche Menge vom Krieg und vom verflossenen Hungerjahr her. *Pauperibus, figliuoli miei, pauperibus!*"

Als der graue di Mossi auch noch dieses letzte übelriechende Wort geschluckt hatte, verzog er sein wohlgepflegtes und glattgeschminktes, steinaltes Gesicht, als hätte er Rattengift bekommen. Und von einer solchen unglücklichen Ratte unterschied ihn auch wirklich nichts weiter, als daß er in hübscher Verkleidung und ohne sichtbaren Schwanz auf den Hinterbeinen aufrecht stand.

Aber der frische Bube Fanciolla lachte großartig und rief dann mit klirrenden Zähnen: „Euere Heiligkeit hat vollkommen recht. Ich trete meine Ansprüche all diesen Käuzen und armen Hungerleidern von Viterbo ab. Das ist die Stadt meiner Väter. Der möchte ich das Almosen zuhalten."

Sixtus nickte dem Bürschchen, das aus einem Cherub und einem jungen Teufel in den einen Junker Arrigo di Fanciolla zusammengegossen schien, ein wenig unwillig und ein wenig wohlwollend zu. Dann richtete er das Auge auf den Alten:

„Und Ihr, Edler von Mossi?"

Der Gerufene schrak zusammen und zitterte über den ganzen Leib. Dann aber schoß er bissig auf und pfiff giftig aus seiner grauen Rattenseele heraus: „Ich, oh no no no! Der Prozeß soll entschei . . ."

„Di Mossi", fuhr es jetzt wie ein Donnerschlag neben ihn in den Boden. Alle hoben die Köpfe. Wenig fehlte und sie hätten sich auch noch bekreuzt.

„Ich weiß," donnerte das päpstliche Gewitter weiter, „wie du auf deinen Gütern vom Umbrischen herauf bis zu den Abruzzen deine Pächter und Zinseintreiber schalten lässest. Die Bauern müssen vom Stehlen leben, wenn sie nicht verhungert in deinen Schollen umfallen sollen. So übel saugst du sie mit Zehnt' und Fron aus!"

„Heiligkeit!" stöhnte di Mossi. Jedes Wort geißelte ihn. Aber am meisten brannte es seinen uralten Grafenstolz, daß der Papst ihn so derb duzte.

„Auch Ihr, Marchese Arrigo di Fanciolla," sprach Sixtus und zielte mit dem kurzen, dicken Zeigfinger auf den Jüngling, „geht wild und herrisch mit Euern vielen kleinen Leuten um. Aber freilich, Ihr seid noch jung und hitzig und habt kein besseres Vorbild gehabt. Auch sagt man, daß Ihr Herz besitzet und Euern Knechten nach der Peitsche wieder Wein und Kuchen gönnet . . ."

„Heiligkeit!" wehrte Arrigo überglücklich ab.

„Milch und Brot sollen sie haben, das ist das wenigste", rollte die Stimme des weißen, kleinen Mannes nun furchtbar schwer über beide schuldige Häupter, den Kahlkopf und den Bubenwirbel. „Was soll ich das Land von Dieben säubern und die Banditen aufknüpfen und — —"

hier stockte das Gewitter einen schwachen Augenblick, aber polterte dann umso gewaltiger fort, „und den eigenen Bruder und Neffen unter das Beil schicken . . . .“

Tief und in feierlichem Anstand neigten hier alle die Stirnen.

. . . . . . „Was hilft das, wenn ihr das arme Volk durch Euern Geiz, di Mossi, und durch Euere Tollheiten, Fanciolla, doch immer wieder in Verzweiflung treibt, bis ihnen nichts mehr übrig bleibt, als Briganten zu werden? Signori, Signori, bekennet, wo finge ich besser mit dem Galgenstrick an, dort oben im Gebirge oder hier in Rom bei meinen Adeligen mit Ring und Reif!“

„Hier,“ sagte mit seinen klirrenden Zähnen der junge, raschblütige Marchese und das Rot seiner Wangen fing an, aus dem hellen Übermut in eine dunklere Scham überzugehen.

„Hier,“ wiederholte er ehrlich und tupfte schuldbewußt an seine, aber hernach gleich auch mit kindischer Schadenfreude dem alten Widerpart an die Brust.

„Geht! . . daß ich kein Wort mehr von jenem Erdhäuschen höre! Ein paar Oliven und Reben galten euch mehr als eine ganze verhungerte Provinz. Seid froh, daß ich dieses Verbrechen so sanft abtue. Das Gut gehört von jetzt an der Armengemeinde von Viterbo, und Ihr, junger Herr, leistet mir ein Probestück Eueres gebesserten Adels, indem Ihr als Schirmer und Verwalter des Vermögens darüber wie über Euer Liebstes wachet und fleißig sorget, daß jene Oliven und Trauben in die richtigen Teller fallen! Gehet!“

„Euern Segen, Heiligkeit!“ hörte man jetzt den alten di Mossi mit halbtoter Stimme betteln. Wenn er dann gar nichts aus der Audienz rettete, so wollte er wenigstens den einen Profit einer solchen Gelegenheit nicht fahren lassen und dem Pontifex zum mindesten einen recht scharfen Segen für das Übriggebliebene abmarkten. Denn bis ins ungreifbar Geistliche und Heilige trieb es dieser Geizhals mit seinem Prozentenhunger. Vom päpstlichen Segen, so nahe, im gleichen Saal, nur auf vierzehn Köpfe verteilt, erwartete sein sonderbares geschäftliches Christentum mindestens einen zwanzigprozentigen Nutzen.

Geduldig wie unser Herrgott, der über Täubchen und Geier die Sonne aufgehen läßt und beim ersten wie beim tausendsten Mal unerschütterlich hofft, daß doch jetzt, jetzt ein Fünklein solcher Gnade auch einen schlimmen Vogel zur Tugend führe: so breitete Sixtus seine weißen, rauhen Hände aus und segnete mit gewohnter Langmut, was da vor ihm in buntscheckiger Stimmung niederkniete und ein schallendes Kreuz von der Stirne zur Brust schlug.

Dann küßte vom Prozeßvölklein eins ums andere den Fischerring und ging mit dreimal gebogenem Knie von dannen.

Als sich Sixtus allein sah, ward ihm, dem audienzumlagerten Greis, ungefähr so viel leichter wie einem Gärtner, der von dickem Gestrüpp umwuchert, sich wieder einmal mit der Axt Luft und Licht geschaffen hat. Der kleine Herr erhob sich, nahm das Todesurteil der zwei Peretti wieder vom Tische und maß den Saal mit jenen breiten und in die Knie hotzelnden Schritten, wie er sie aus dem Bauernland gebracht, in der Klosterzucht dann abgehobelt und in der Prälatur poliert hatte, aber seit der päpstlichen Omnipotenz wieder in der rohen, ursprünglichen Zimmerung übte, zum Verdruß der spanischen Kardinäle, zum Spaß der französischen, aber zur herzlichen Genugtuung der Schweizergarde, die in Pluderhosen und Harnisch ihr Hirtenblut nicht verleugnete und da einen verwandten Tropfen herausfühlte.

So ging Sixtus auf und ab, immer rascher, um sich nun auch zum zweiten Gerichtsspruch zu ermannen, und immer, wenn er gegen die Helischilderung geriet, richtete er es so ein, daß er mit einem herschreitenden Fuß dem jüngern, mit einem zurückkehrenden dem ältern Schurken mitten in den Nacken trat. Dabei trug er sich seine Gedanken in lauter, eindringlicher Rede vor, als wäre es eine offene Gerichtssitzung:

„Die ganze Stadt weiß, daß mein Bruder und Nepote als Briganten festgenommen und in die Burg geworfen worden sind. Ich habe es sogleich und ungescheut laut werden lassen."

„Aus Eitelkeit?"

Sixtus sah auf die Seite, wo er sich immer einen Doppelgänger in schwarzer Bettlerkutte vorstellte, den Mönch Sixtus, der dem Papst Sixtus ins Gewissen redete. Dieser arme, geringe Sixtus hatte soeben gesprochen.

„Nein, Frater reverende, nicht aus Eitelkeit, glaub' ich, sondern aus weiser Vorsicht, um mich vor aller Welt zu binden und gegen meine eigene Schnödigkeit zu sichern, wenn ich über unsere Familie den Stab brechen muß. Daß ich unparteilich sein kann, darum!"

Damit trat er dem ältern Helibuben mit der ganzen Sohle seines breiten Bauernfußes auf den Kopf.

„Die Gesandten werden es nach Wien und Paris und Madrid berichten, und groß wird der Respekt in der hohen und niedern Christenheit sein, wenn es heißt: weil der Bruder Sesto ein Mörder war, hat der Bruder Sisto ihn wie irgendeinen andern Schuldigen köpfen lassen. Es waltet noch, so wird es wie ein Lied klingen, auf dieser bestechlichen Erde wenigstens ein unbestechlicher Richter. Das heidnische Rom hatte einen Brutus, hier ist der christliche Brutus! Die Bücher der Ge-

schichte werden betitelt: Petrus der Apostel ... Gregor der Eiferer ... Innozenz der Glorreiche ... Julius der Soldat ... Pius der Heilige ... aber dann ... aber dann ... Sixtus der Gerechte!"

„Der harte, der herzlose!" lispelte es nebenan.

Der Papst besah sich stirnrunzelnd den Einwand.

„Es ist wahr, concedo, ich fühlte bisher nichts für die zwei Verwandten. Ich kenne sie nicht, weiß nicht einmal, wie sie aussehen. Ihr Tod kostet mich keine Träne. Habe ich Brutus gesagt, christlicher Brutus? Das war falsch. Brutus hat fast seine Seele aufgegeben, als er das Schuldig über seinen Sohn verhing. Ich kann es kalt tun. Diese Gerechtigkeit ist kein Heldenstück. So weit, frommer Bruder, hast du recht."

Diesmal ging er an den Söhnen Helis vorbei. Er wußte selbst nicht wieso. Aber dem gottvollen Mahner Samuel wich er mit einer respektvollen Schleife schon von weitem aus.

„Jedoch, ob kalt oder warm, das wiegt hier nicht mit. Hier gilt nur die lieb- und leidlose Sache", beruhigte sich der Papst. „Nur die heilige Sache!"

„Und doch auch, Heiligkeit, deine minder heilige Person!" kam es zurück.

„Warte, warte, du bist zu hart; ja, parteiisch gegen mich. Das leugne ich ja nicht, wenn mein Gericht zu den Thronen und Pulten dringt, macht es mich berühmter, als wenn ich die alte Elisabeth bekehrte oder den Sultan am goldenen Horn taufte."

„Heiligkeit, wozu dieses Berühmtsein?"

„Es nützt, es nützt. Du kannst das nicht verstehen, du bist ein weltverkapselter Zellenmensch. Ständest du aber oben auf meinem windumbrausten Petrusgipfel, die Kirche in der einen und meinen Staat in der anderen Hand, du würdest anders reden. Dieses Todesurteil wird mich furchtbar machen weitum im Lande. Und furchtbar muß man heute sein, will man der Welt Gutes erweisen. Kein König wird ein Privileg mehr fordern, wenn ich ans eigene Blut keines gehen lasse. Das Volk aber wird sagen: So haben wir es erwartet. Er ist gerecht. Er haut die eigene Hand ab, wenn sie ihn ärgert .... Ich aber füge bei: Nun wohl, so reiniget auch euch jetzt, ihr Millionen Hände, die ihr so viel Ärgernis in die Welt schafft; ihr Vagabunden im Gebirge, ihr Straßenräuber, ihr Schmäher und Schimpfer der Obrigkeit! Aber auch ihr, Volkspresser und Brandschatzer, reiniget eure Hände! ihr beschnittenen und unbeschnittenen Nörgeler der Religion, du, Elisabeth von Engelland, und ihr, rauhe Wasa in Schweden, du, Barbar Iwan zu Moskau, du, Türk an der Donau, aber auch du, schlauer Graubart zu Paris! Reiniget euere Hände, ihr Sünder alle, der Richter naht und

haut sie ab und wirft sie wie faules Holz ins Feuer, so wahr er sein eigenes Glied nicht geschont hat .... still, rede nicht weiter, Sixtus Mönch! Du bist ein Heiliger, aber kein Politiker. Ich muß beides sein."

Und indem er das in seinen langen Bart schüttelte, ward sein Mut wieder hoch. Er schritt wie ein König über die biblischen Schlingel weg und trat mit einem letzten, wuchtigen Schritt dem ohnehin zerschmetterten Heli ins Genick. Dann schellte er laut.

„Zucco, trag den Brief sogleich zum Kommandanten auf der Engelsburg!"

„Also doch noch der alte Pontifex", murmelte der Kammerherr im Ausgang.

Aber Sixtus hatte heute einen guten, wahrhaft fürstlichen Tag. Von Österreich gingen günstige Berichte über die Operationen gegen den Muselmann ein. Auch predigte Canisius im Stefansdom bei gewaltigem Zulauf und großer geistlicher Erbauung. Wenn er mit dem Rufe Jesus schließe, sei es, als lohe ein überirdisch Feuer aus ihm. Aus Indien und China gingen Briefe von den Patres Ricci und Nobili ein, worin sogar von der Taufe mehrerer Prinzen die Rede war. Und in der Hugenottenstadt La Rochelle war ein anderer Jünger Lojolas zu Tode gemartert worden, ohne daß er aufgehört hätte, noch aus Feuer und Messern heraus den Namen Jesus zu singen.

„Immer die Ignazianer, immer dieselben!" rief Sixtus mit einer beinahe unwilligen Bewunderung. „Was ist doch das für eine kühne Miliz Christi! Tut nichts ohne Jesu, alles für Jesu! Mögen sie denn in Gottesnamen Jesuiten heißen!"

Nach diesem Entschluß, gegen den er sich monatelang gesträubt hatte, langten gegen Abend noch dreihundert neugeprägte Dukaten der Signoria von Venedig für den Schatz des heiligen Petrus an.

Als die Pagen nach dem Aveläuten unter Vorantritt Zuccos die kleine, einsame Mahlzeit auf silberner Platte wie immer hereintrugen, wies Sisto die Tafel zurück und sagte seltsam weich: „Zucco, ich möchte einen Minestrone rustico, so eine Winzersuppe, wie sie die Bauern um Ankona herum genießen. Ich hab' sie als Bub dreimal im Tag bekommen und möchte sehen, ob sie auch dem Papst noch schmeckt. Es hat darin Mehl und Rosinen und Fenchel und viel Tomate und wird dick wie Leim gesotten, so daß der Löffel aufrecht darin stehen kann. Rüste mir das, und in einem Holznäpflein, daß alles stimmt!"

Die vornehmen Orsini- und Colonnabüblein, deren feine Schnäbel nur Taubenbraten und Pfirsichpastetchen aus silbernen Tellern naschen, verzogen ihre zarten Schelmengesichter vor diesem barbarischen Speisezettel. Di Zucco aber verbeugte sich würdevoll und sagte zeremoniös: „Wie

Euere Heiligkeit befehlen! Aber ein Holznapf dürfte im ganzen Vatikan nicht aufzutreiben sein."

„Sind wir so arm!" spöttelte Sixtus mit einem feinen Lächeln. „Dann holt nur einen aus dem Franziskanerkonvent!"

Wie nun der Papst seinen Minestrone selig aus dem Holzteller löffelte, fiel der letzte flache Strahl auf den Obelisk mitten im Petersplatz. Noch nie war dem Heiligen Vater dieser ägyptische Stein so schön vorgekommen. Glich er nicht durchaus der Gerechtigkeit, so steil, so hart, so gerade und mit so goldener Spitze in den Himmel zielend?

Freilich im Hintergrund starrte die schwere, runde Masse der Petersburg in den dunkelnden Himmel auf. Seit Wochen konnte Sixtus nicht ohne Bitterkeit dorthin blicken. Aber jetzt war auch das vorbei. Ruhig schaute er zur Festung. Alles wird ja nun gesühnt. Er hat seinen eigenen seelenklugen Beichtvater Zaccaria Mense hinübergesandt, daß er die beiden zum Sterben wohl vorbereite und ihnen hernach den päpstlichen Segen erteile. Auch muß er ihnen versichern, Seine Heiligkeit werde für die Witwe daheim und für die ganze, arme Gemeinde wie ein Vater sorgen.

Indessen schlagen am Lateran, am Quirinal und auf der Engelsbrücke die Kanzlisten auf besondere Weisung des Papstes folgende Bekanntmachung an die Mauern:

„Wegen Raub und Totschlag sind auf oberſten Entscheid zum Tod verurteilt und in der Frühe des Morgens, 20. September, enthauptet worden: Sesto und Poz'do Peretti, Bruder und Neffe Seiner Heiligkeit Sixtus V."

Wenn die Römer das morgen lesen, ist das Beil schon zweimal gefallen. Einige wenige vielleicht, die den Kanzlisten im Dunkel neugierig gefolgt sind, lesen den Spruch heute schon bei der Fackel und erzählen ihn daheim und haben eine schlechte, spukhafte Nacht und stecken beim Morgengrauen, wann das Eisen die zwei Köpfe mäht, ihren Hals schaudernd und fröstelnd ins warme Bett zurück, indem sie stottern: Herr, sei den armen Sündern gnädig!

Sisto, der Papst, räumt und schabt indessen gemächlich den Napf aus und liest von Zeit zu Zeit ein Blatt Salat dazu aus einem zweiten Holzgeschirr. Das gehört dazu. Es hat geschmeckt wie zu Kindeszeiten, und jeder Löffel voll hat einen Haufen alter Erinnerungen geweckt. Aber mit dem Minestrone hat er ihr Weichmütiges und mit dem Salat ihr Bitteres rasch hinuntergeschluckt und nur das Drollige und Herzhafte davon ein Weilchen gleichsam auf der Zunge behalten.

Wie Zucco abtischte, sagte der Papst: „Das will ich nun immer nachts

so haben, in dem Geschirr da. Woher hast du aber auch gleich zwei so artige Näpflein bekommen? In der Zeit warst du doch nicht in San Francesco!"

Di Zucco entfärbte sich leicht und ein Angstschwindel trieb ihm alles Blut unters Haar hinauf. Aber seine Etikette war stärker als Schwindel und Tod. Mit einer präzisen Verneigung trat er einen Schritt zurück, stellte sich wieder im seideknarrenden Koller steif in die Höhe und sagte im reinsten römischen Kammerherrenstil:

„Euere Heiligkeit haben geruht, aus einem Napf, wie ihn die Gefangenen der Engelsburg gebrauchen, den anbefohlenen Minestrone rustico und den Salat dazu zu essen. Die Minoriten speisen jetzt, wo das Holz so rar und teuer ist, aus irdenen Töpfen."

„Aus der Engelsburg?" wiederholte Sisto erschüttert. „Sag alles!"

„Es sind nur diese zwei Näpfe frei gewesen, von einem verurteilten Paar, Vater und Sohn . . die . . die . . . kein Geschirr mehr brauchen."

Di Zucco weiß genau, wer die beiden sind. Auch der Papst weiß es. Aus dem Schüsselchen des Bruders hat er den Minestrone, aus dem Näpflein Poz'dos den Salat gegessen. Da ist weiter nichts mehr zu sagen.

Sixtus winkte denn auch stillschweigend seinem Zucco, ihn allein zu lassen. Es litt ihn nicht, einen Zeugen seiner unbemeisterten Seele zu haben. Er langte zum Brevier und las den härtesten der Psalmen, seinen Liebling, den zweiundachtzigsten, der wie ein zorniger Wind aus der Bibel stürmt und den Papst schon oft tapfer gemacht hat. Er fühlte sich auch jetzt gekräftigt und wagte sich lesend in den nächsten Psalm vor. Aber der streckt seine weißen Hände nur zum Segnen aus und singt: Selig der Mann, der bei dir Hilfe sucht! . . Welch' ein Spruch! gerade jetzt! . . Sixtus blieb bei diesem Vers fassungslos stecken.

(Schluß folgt.)

Der Freundschaftsdienst.

Von Heinrich Steinitzer in München.

Frau Thusnelda lag schon im Bett, ihr Mann, Dr. Emmeran Schleitz, kleidete sich langsam aus und erzählte ihr unterdessen einiges aus seinem Kolleg über die mittelhochdeutschen Minnelieder.

Von Zeit zu Zeit fragte er sie nach ihrer Ansicht über die Richtigkeit einer Wendung oder das Zutreffende einer Schlußfolgerung, und dann sah sie ihn mit ihren schönen Augen stolz an und sagte mit Überzeugung:

„Sehr gut" oder „Ausgezeichnet". Dr. Emmeran hielt es für erziehlich, seine Gattin an seinem Geistesleben teilnehmen zu lassen, da er wußte, daß sie nie wagen würde, etwas anderes als Beifall zu äußern.

Endlich hatte er seine Nachttoilette beendet und stieg auch ins Bett. Dort dozierte er weiter, und indem er sich dabei als höflicher Mann seiner neben ihm liegenden Gattin zuwandte, kam er unversehens vom Vergangenen ins Gegenwärtige und vom Allgemeinen ins Persönliche. Es geschah dies nicht ganz ohne Absicht, und als er sie beim Zitieren eines besonders lieblichen Minneliedes um ihre Meinung fragte, lag eine gewisse zärtliche Schalkhaftigkeit in seinem Tone.

Frau Thusnelda hatte angstvoll auf die zunehmende Wärme im Vortrag gelauscht. Jetzt machte sie ein gottergebenes Gesicht.

Dr. Emmeran kannte dieses Gesicht und liebte es keineswegs. Es lähmte. Auf geistigem Gebiete sah sie zu ihm auf. Aber er war doch nicht nur Privatdozent, er war doch auch Mensch! Unmutig wandte er sich ab.

Schweigend lagen sie nebeneinander in den Betten und sahen zur Decke hinauf.

„Oh weh", dachte Thusnelda, „Du Lieber! jetzt habe ich dich beleidigt. Wenn ich nur wüßte, was andere Frauen in solchen Fällen tun."

Dr. Emmeran seufzte. Er nahm vom Nachttisch ein dickes Buch über die italienischen Condottieri, und begann zu lesen. Er las von Colleoni, der mehr als erlaubt, den Frauen und den Freuden, die sie zu schenken vermögen, ergeben gewesen. „Mehr als erlaubt", dachte er, „damals erlaubt". Er seufzte wieder und las weiter. Von Sigismondo Malatesta, wie er der Frau des Herrn von Borbona nachstellt, sie endlich überfällt, erdolcht und die Leiche seinem Willen dienstbar macht. „Was für ein entsetzliches Scheusal" dachte er, aber während er das dachte, wußte er, daß nicht nur Abscheu und Widerwillen in seinem Herzen war. Er schämte sich, drehte das Licht aus und versuchte zu schlafen.

Das gab eine unruhige Nacht. Er träumte, er wäre Malatesta, aber die Frau von Borbona war durchaus nicht so abweisend, wie der Chronist berichtet. Im Gegenteil: sie wurde äußerst entgegenkommend, und dann war sie plötzlich nicht mehr die Italienerin, sondern seine Frau, Thusnelda Schleitz. Aber als er sie nun umarmen wollte, da machte sie ein gottergebenes Gesicht, und nun war er wieder Malatesta und stach sie tot.

Während er so träumte, lag Frau Thusnelda noch wach. „Ob das in allen Ehen so ist?" fragte sie sich angstvoll. Sie dachte an ein in ihrem Schreibtisch sorgsam verborgenes Buch, dessen Titel lautete: „Das Weib als Gattin und Mutter". Das neunte Kapitel über die Pflichten

der Ehefrau kannte sie fast auswendig, so oft hatte sie es gelesen; aber Aufklärung hatte sie nicht darin gefunden. Wenn sie nur mit jemandem reden könnte. Schon oft hatte sie sich vorgenommen, zu Wanda zu gehen, zur Frau von Mylius, die war ja ihre beste Freundin — aber es war zu schrecklich, davon zu sprechen. Doch morgen wollte sie es tun; — auf jeden Fall — — ihm zu lieb. Mit diesem festen Vorsatz schlief sie endlich gegen Morgen ein.

Frau von Mylius war eine kluge Frau. Als Thusnelda bei ihr ankam und drei Viertelstunden über alles mögliche Gleichgültige in hastiger, nervöser Weise sprach, wußte sie, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Thusnelda", sagte sie, „verstelle dich nicht, du bist nicht gekommen, um mir zu erzählen, daß deine Köchin keinen Butterteig machen kann. Also heraus mit dem, was du auf dem Herzen hast!"

Thusnelda wurde sehr rot. Dann fing sie zu weinen an.

„Bist du unglücklich mit deinem Emmeran?"

Thusnelda protestierte entrüstet.

„Ach, Wanda", begann sie dann plötzlich, „ich will dir alles sagen. Du warst doch auch verheiratet, wenn auch nur drei Jahre, aber so hübsch, wie du bist, wirst du sicher bald wieder heiraten. Vielleicht wirst du mich verstehen."

Nach dieser kurzen Einleitung legte sie den Kopf auf die Schulter der Freundin, schloß die Augen und erzählte. Frau von Mylius hörte aufmerksam zu. Sie lächelte nicht, als Thusnelda schloß, froh, daß sie nun wirklich endlich alles gesagt hatte.

„Und weißt du", fuhr sie fort, „Emmeran ist dann enttäuscht, das fühle ich, er möchte mich anders, aber dabei kann man doch nicht anders sein."

„Schau, schau", sagte Frau von Mylius. „Wer hätte das gedacht, daß der kleine Emmeran so anspruchsvoll ist. Was muß der alles erlebt haben, ehe er dich kennen lernte."

Aber da fuhr Thusnelda auf. „Pfui!" rief sie, „wie kannst du so etwas von ihm denken. Emmeran ist in die Ehe getreten genau so wie ich."

„Ach so", sagte Frau von Mylius gedehnt. „Ach so! Weißt du es denn gewiß?"

„Ganz gewiß!" Thusnelda war beleidigt. „Er war bei dem Verein ‚Die Reinen'. Da muß man am Hochzeitstage sein Ehrenwort geben, daß man — —"

Frau von Mylius sah nachdenklich zu Boden. Dann stellte sie einige Fragen, die Thusnelda errötend, aber tapfer beantwortete, und schwieg wieder.

Thusnelda sah enttäuscht aus.

„Du weißt also auch keinen Rat", sagte sie endlich aufseufzend. „Ich habe ein Buch, in dem steht, es sei nicht gut, wenn Mann und Frau zu lange beisammen sind. Jetzt sind wir doch schon eineinhalb Jahre verheiratet. Meinst du, ich soll für einige Wochen zu meiner Mutter reisen?"

Frau von Mylius betrachtete einige Augenblicke ihr trauriges, kindliches Gesicht. Dann nahm sie ihren Kopf zwischen die Hände, küßte sie und sagte: „Ja, Thusnelda, ich glaube, das wäre wirklich das Beste."

„Wirst du dich ein bißchen um Emmeran kümmern, wenn ich fort bin?" fragte Thusnelda schüchtern.

„Gewiß werde ich das!" antwortete Frau von Mylius. Sie sagte es ernst, fast feierlich. — —

So reiste denn Thusnelda ab, und Frau von Mylius kümmerte sich um Doktor Emmeran. Erst mehr um seine mittelhochdeutschen Studien, dann um ihn selbst. Aber es dauerte sehr lange, bis er merkte, was sie eigentlich wollte.

Als sie sah, daß er sie verstand, ließ sie ihm nicht viel Zeit zur Überlegung.

Als Doktor Emmeran an jenem Tage nach Hause kam, befand er sich in einem seltsamen Gemütszustande, er hätte selbst nicht sagen können, in welchem. Er kleidete sich aus, und dann bemerkte er plötzlich das dicke Buch über die italienischen Condottieri auf dem Nachttisch. Er nahm es, warf es auf den Boden und sagte: „Ich pfeife auf die Frau von Borbona —"

Frau von Mylius aber dachte an jenem Tage: „Jetzt verstehe ich alles. Er ist mehr als primitiv, er ist unmöglich. Arme Thusnelda!" Aber sie war eine gute Freundin und nicht so leicht zu entmutigen.

Doktor Emmeran Schleiß war Privatdozent; nach einiger Zeit packten ihn die einem solchen ziemenden Gewissensbisse, Qualen und Zweifel und entluden sich in zwei Briefen.

Der eine war an seine Frau und ziemlich unverständlich. Er beteuerte darin in allen Tonarten seine gänzliche Unwürdigkeit und erklärte ihr unter geheimnisvollen Anspielungen auf ein unmöglich näher zu bezeichnendes Schicksal, daß sie sich für immer trennen müßten. Zum Schlusse versprach er ihr ein treues Angedenken und unterzeichnete sich „Dein Emmeran". Das „Dein" war ausgestrichen.

Der Brief an Frau von Mylius begann: „Geliebte!" Er enthielt nichts als Variationen über die Ankündigung, daß er ihr nun für Zeit und Ewigkeit angehöre. Details blieben vorläufig unerörtert. Die Unterschrift lautete: „Dein Emmeran". Das „Dein" aber war unterstrichen.

Der Schreiber dieser beiden Briefe kam sich vor wie einer, der nun die Höhen und Tiefen der Welt ausgeschöpft hatte. Es schauderte ihm gelegentlich vor sich selbst. Gerade, als er auf die Post gehen wollte, erhielt er einen Brief von Frau von Mylius. Der war sehr kurz und lautete:

Lieber Freund!

Wenn ich noch länger hier bleibe, verliebe ich mich wirklich in Sie. Deshalb fuhr ich gestern nach Italien. Schreiben Sie mir einmal nach Florenz *p. r.* Ihre aufrichtige Freundin Wanda.

Dr. Emmeran las diesen Brief einigemale. Alles, was er je über die Unberechenbarkeit und Rätselhaftigkeit der Frauen gelesen hatte, kam ihm in den Sinn. Er begriff nichts. Aber seine beiden Briefe verbrannte er.

Als Thusnelda zurückkehrte, fand sie Emmeran sehr verändert. Er war stiller geworden und seine Anfälle von Leidenschaft waren verschwunden. Er war viel in seinem Zimmer, aber da arbeitete er nicht, wie Thusnelda meinte, sondern er grübelte meistens über die Ereignisse der letzten Wochen nach. Endlich hatte er eine Erklärung gefunden, die ihn beruhigte. „Sie hat ihr Spiel mit mir getrieben", sagte er sich, und er dachte an Kant und was der über die Verwerflichkeit des Gebrauches eines Menschen als Mittel schreibt. Daher war er über Frau von Mylius nicht nur als Mensch, sondern auch als Philosoph entrüstet, was bedeutend mehr heißen will.

Nachdem er nun wußte, was mit ihm geschehen war, kehrte er langsam zu seiner früheren Lebensweise zurück. Frau Thusnelda bemerkte es mit Schrecken eines Abends. Sie machte wieder ihr gottergebenes Gesicht, aber Doktor Emmeran sah es nicht, da er das Licht abgedreht hatte. So blieb die deprimierende Wirkung aus. Obwohl er genau wußte, daß er seine Frau in den Armen hielt, war es ihm, als ob er zu Frau von Mylius spräche. Die Sprache, die sie ihn gelehrt hatte. Alles, was jene tollen Tage in sein Blut getragen, das brach jetzt wieder daraus hervor. Frau Thusnelda fühlte sich in einen Wirbel fortgerissen, den zu hemmen sie weder Kraft noch Wunsch besaß. Emmeran war schon längst eingeschlafen, als sie wieder zu denken begann. „War das derselbe Emmeran?" fragte sie sich. Sie fuhr dem Schlafenden leise mit der Hand über das Gesicht und lächelte selig. Das war in der Schleitzschen Ehe das Ende des gottergebenen Gesichts.

Aber noch lastete eine Wolke auf der Seele des Doktor Emmeran. Durfte er solch schrankenloser Hingebung gegenüber ein Geheimnis haben? So beichtete er denn einmal. Er log mit Absicht, das war er Frau von Mylius schuldig. Wie er die Sache erzählte, war sie

seinem stürmischen Jugendmute erlegen. Aber Frau Thusnelda wußte es besser. Also darum hatte sie ihr geraten, fortzugehen! Die Elende! Sie schrieb einen Brief an Frau von Mylius, worin etwas vorkam von einer Schlange, die sie, Thusnelda, an ihrem Busen genährt hatte. Nicht im Wortlaut natürlich, aber dem Sinne nach. Nachdem dieser Brief fort war, verzieh sie Emmeran. Sie mußte, ob sie wollte oder nicht. Auch der letzte Schatten war von dieser Ehe gewichen, als Doktor Emmeran bald darauf Professor wurde. —

Frau von Mylius lächelte wehmütig, nachdem sie den Absagebrief gelesen hatte. Als sie aber einige Monate darauf in die Heimat zurückkehrte und Professor Emmeran begegnete, da lachte sie wirklich von Herzen. Sie sah ihm an, er wußte nicht, ob er sie grüßen oder ohne Gruß vorbeigehen sollte.

Er dachte: „Du hast mein Glück zerstören wollen, aber du hast dich verrechnet. Eine Ehe, die auf gegenseitiger Reinheit beruht, trägt die Fundamente ihres Glückes in sich selbst und niemand kann ihr etwas anhaben. Also immerhin!"

Aus diesem Gefühle männlicher Sicherheit und Überlegenheit heraus grüßte er.

Das Leben des Schauspielers und Schriftstellers Cäsar Max Heigel.

Von Karl Theodor Heigel in München.

(Schluß.)

In Turin ließ der Generalgouverneur General Menou den Flüchtling verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen. Das Urteil lautete auf Todesstrafe, doch erfolgte Begnadigung zu Kerkerhaft auf unbestimmte Zeit.

Über diese Episode wird einiges auch in Akten des Münchener Geheimen Staatsarchivs mitgeteilt. Dadurch sind wir instand gesetzt, die Zuverlässigkeit der Berichterstattung der Memoiren zu kontrollieren.[1]) Am 3. Mai 1807 gibt der französische Gesandte in München, Herr von Otto, dem Minister Montegelas Nachricht von einer Anzeige des Generalgouverneurs Menou in Turin. Vor kurzem sei in die Hände der Turiner Polizei ein junger Mann gefallen, der sich anfänglich den Namen Jules de la Brasse beigelegt, schließlich aber eingestanden habe, daß er Cäsar Max Heigel heiße und in München geboren sei. Dieser Mensch

[1]) Ich verdanke den Hinweis auf diese Akten Herrn Professor Bitterauf.

sei einer der gefährlichsten Verbrecher, denn er habe einen Anschlag auf das Leben Seiner Majestät des Kaisers geplant und zu diesem Zweck geheime Verbindungen in Deutschland, Italien und Frankreich unterhalten. Zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten seien in den Handel verwickelt; General Menou habe Befehl, über das Ergebnis der Untersuchung unmittelbar an Seine Majestät zu berichten. Es möge also vom bayerischen Ministerium über den Gefangenen und über dessen Verbindungen in Bayern Nachforschung angestellt und über das Ergebnis an den Gesandten Bericht erstattet werden. Daraufhin forderte Montgelas von der Hoftheaterintendanz und der Polizeidirektion in München sachdienliche Aufschlüsse, und diese Berichte wurden mit dem Bemerken, daß der Angeklagte niemals in Diensten des Ministeriums gestanden habe, an Otto ausgehändigt. Der Inhalt der Berichte entzieht sich also leider unserer Kenntnis. Immerhin dient das Schreiben Ottos zur Bestätigung und Beglaubigung der Angaben unseres Erzählers.

Dreizehn Monate schmachtete der Gefangene in einer Zelle, die ihm kaum die geringste Bewegung gestattete und auch nicht einen Schimmer des Tageslichtes vergönnte. Die Beobachtungen, die er über sein Seelenleben während der entsetzlichen Kerkerhaft anstellt, enthalten manchen feinen und reizvollen Zug.

An der eisernen Türe seiner Zelle war eine Winde angebracht, mittels deren ihm die kärgliche Nahrung zugestellt wurde. Der Platzmajor hatte ihn auch ermächtigt, einen besonders wichtigen Wunsch durch die geöffnete Winde bekannt zu geben. Nach einer langen Reihe von Schreckenstagen bittet der Gefangene um — ein paar Blumen; er hatte sich ausgerechnet, daß der 1. Mai bevorstehe. „Ich schäme mich nicht, es zu bekennen: ich, der Soldat, der in sechs Schlachten, in zahllosen Gefechten mitgekämpft, der noch vor kurzem dem sicheren Tode ruhig entgegengesehen hatte, ich bettelte jetzt schüchtern und furchtsam um einige Blumen, und ich glaube, ihr Versagen hätte schmerzlicher auf mich gewirkt als der Verlust meiner Freiheit!" Die sentimentale Anwandlung wirkt verblüffend, aber der Vorfall erscheint mir, wenn ich mir die widerspruchsvollen Züge im Charakter des Erzählers vor Augen halte, nicht unglaubhaft.

Die Fülle freier Zeit, die dem Gefangenen zu Gebote stand, verwendete er auf poetische und philosophische Gedankenarbeit. „Dank dem Geschick für diesen moralischen Schmelztiegel, wo ich mich von mir selbst schied und den wichtigsten Teil der Schlacken zurückließ, — für diese schwarze Kammer, in welcher ich in mir selbst den *frère terrible* fand, welcher mir den Vorhang des früheren Lebens lüftete und Winke für die Zukunft

gab! Dank aber vor allem der Mutter Natur, welche mir diese glückliche Mischung des Blutes, diesen leichten Sinn — nicht Leichtsinn — angedeihen ließ, der mich nicht sinken ließ im Sturme der Verzweiflung! Dank ihr für diese leicht bewegliche Phantasie, die mich auf goldenen Schwingen über das gegenwärtige Leiden ins Land nieversiegenden Glückes trug, die immer geschäftig dem Schmerze seinen Stachel nahm und oft die dunklen Räume meines Kerkers mit reizenden Gemälden in aller Glut des reichsten Farbenschmelzes füllte!" — Er versuchte, alle ihm bekannten philosophischen Systeme zu widerlegen und schließlich ein eigenes aufzustellen, das er dann nach den Regeln der Logik und Topik wechselweise angriff und verteidigte. Auch die Gründung eines neuen Staatswesens beschäftigte ihn, „eines wahren Utopia, dessen Einrichtungen ich bis in das kleinste Detail ausarbeitete, dessen Gesetzgebung ich durch Aufstellung aller nur möglichen widersprechenden Fälle prüfte und verbesserte." Auch eine „Gastrologie" sann er sich aus, eine Lehre vom Einfluß der Speisen auf die physischen wie auf die intellektuellen und moralischen Fakultäten. Vor allem aber suchte er durch den Zauber der Poesie die Qualen der Haft zu mildern. Eines seiner Gedichte schildert in ergreifender Weise den Gegensatz zwischen dem Jubel des Karnevals, der sogar bis zu seiner versteckten Zelle dringt, und dem Leid des Gefangenen, der es gewagt hat, den Machtgeboten eines Despoten zu widerstreben.

„Der einzig Sich're ist der Narr" —

Er ruft die Zauberin Phantasie zu Hilfe, um sich die Reize der Wanderschaft über Berg und Tal in der herrlichen Schweiz wieder vor Augen zu bringen.

„Denn oft zog mich ein namenloses Sehnen
Zu jenen hohen, weißen Firnen hin,
Die schroff dem Himmel sich entgegendehnen,
Ein Bild, zu kühn selbst für den kühnsten Sinn!
Wem je der Gletscher Rosenglut entbrannte,
Wer jemals staunend sie erbleichen sah,
Vergißt das Herrlichste, was er je kannte,
Nur jenes Schauspiel bleibt auch fern ihm nah'.
Im Traume sieht er noch der Gluten Flimmer
Und jenes Phosphorlichtes bleichen Schimmer" — —

Nach Jahresfrist wurde der Gefangene wenigstens dem Tageslicht wiedergegeben. Napoleon änderte die Strafe des Hochverräters dahin ab, daß er mit einem Kolonialbataillon nach Isle de France gesendet werden sollte. Schon die Tilgung der Spuren der entsetzlichen Haft

gewährte langentbehrten Genuß. „Ach, wie doch die kleinsten Kleinigkeiten durch langes Entbehren so wertvoll werden! Ich wurde meines langen Bartes entledigt. Das Ordnen des Haares, die zierlichere Besorgung der Kleidung, die Bequemlichkeiten der Toilette nahmen meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich hatte während den dreizehn Monaten keineswegs die Reinlichkeit vernachlässigt und allwöchentlich frische Wäsche empfangen, aber jetzt konnte ich sie auch sehen und so die behagliche Erneuerung doppelt genießen. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß mir ein armseliger Spiegel so hohe Freude gewähren könnte!"

Achtung und Wohlwollen geleiteten den Strafsoldaten während der ganzen Reise bis Cherbourg. „Dir, edler Moreau, verdankte ich dieses Entgegenkommen der würdigsten Männer; dich ehrten sie in dem Unglücklichen, der ein Opfer seiner Anhänglichkeit für dich war. O daß du später selbst die Bürgerkrone zerrissest, welche Frankreich und das Ausland für dein ruhmbedecktes Haupt flochten! Welch ein Enthusiasmus glühte nicht damals in jeder Brust! Selbst viele von des Kaisers treuesten Freunden waren die Bewunderer deiner stillen Größe und blickten im Schoße des Ruhmes und des Glückes, dennoch nicht neidlos nach deinem Exil!"

Die Reise dünkte ihm, so lange sie durch das mittägliche Frankreich ging, eine erfrischende Erholung, aber in Nordfrankreich wurde er wieder einer strengeren Behandlung unterworfen, und die Strapazen warfen ihn aufs Krankenlager. Erst auf hoher See an Bord der „Amphitrite" erwachte er aus wilden Fieberträumen. Über den Aufenthalt in Amerika und die Befreiung wird nichts mitgeteilt. Die Denkwürdigkeiten gehen sofort über zu einem Besuch, den der Befreite bei seiner Rückkehr dem väterlichen Hause abstattete. Es war ein Wagnis, da der König von Bayern inzwischen in engen Bund mit Napoleon getreten war; den Flüchtling hätte also zwiefache Strafe treffen können, weil er unter gallischen Fahnen gefochten und weil er sie verlassen hatte. „Leider erging es mir immer wie dem Ritter Tarbif de Courdac, der stets zu früh oder zu spät kam!" Trotz dieser Gefahr konnte er es sich nicht versagen, aus dem sicheren Schweizer Asyl einen Abstecher nach seiner Vaterstadt zu unternehmen. Während er bei seinem letzten Besuch als prahlerischer Sieger gekommen war, mußte er diesmal als armer Flüchtling wie ein Dieb in der Nacht sich einschleichen. Mit Tränen der Rührung sah er Haus und Garten des Vaters wieder. Der Franzosenhaß der Mutter hielt nicht stand vor der Mutterliebe, weinend zog sie den Sohn an die Brust. Der Tod hatte in den letzten

Jahren in dem früher so glücklichen Hause erschreckend oft Einkehr gehalten; sieben Söhne und Töchter waren ihm zum Opfer gefallen. Die noch lebenden Geschwister werden in den Denkwürdigkeiten charakterisiert, mit besonderer Vorliebe die schöne Schwester Adelheid, deren romanhaftes Schicksal ein paar Jahre später ebenso bittere Nachrede wie schwärmerische Bewunderung wachrief. „Ihr großes, dunkelblaues Auge war vor allem sprechend, sein Aufschlagen schon ließ in die Tiefen ihrer Seele blicken, die sich einer romantischen — nein, ich muß es aussprechen, — einer romanesken Schwärmerei zuneigte. Früh in das Reich der Dichtkunst eingeführt, hatte sie den Takt für die Wirklichkeit verloren." Nur mit kurzen Worten erwähnt der Erzähler, daß die Schwester, „des Druckes der öden Wirklichkeit müde", im Tode Befreiung suchte; merkwürdigerweise übergeht er die eigentliche Ursache. Adelheid hatte sich mit einem französischen Offizier in ein Liebesverhältnis eingelassen; als der Geliebte die Stadt verlassen mußte, suchte und fand die „Franzosenbraut" in den Wellen der Isar ihr Grab. Auf dem Friedhof zu Ismaning fand sie die letzte Ruhestätte.

Um nicht die ganze Familie in sein trauriges Geschick zu verflechten, verließ der Flüchtling nach kurzem Aufenthalt das Vaterhaus. Von einem Bruder begleitet, begab er sich zunächst nach dem Bayerischen Walde. Wie er sich immer mit ersichtlicher Vorliebe in folkloristischen Betrachtungen ergeht, widmet er auch dem Leben und Treiben der Wäldler lebhaftes Interesse. Er spricht unter anderem sehr ernsthaft über den „Schmalzler", was nach den unmittelbar vorausgegangenen tragischen Szenen etwas wunderlich anmutet. Die Art, wie der Waldler den grauenhaften Tabak schnupft, erinnert ihn an eine Schilderung, die Sir George Staunton in seiner Relation über Lord Macarthnys Gesandtschaftsreise vom Tabakgenuß der Chinesen entwirft. Das einfache, naturgemäße Leben in den Waldbergen heimelte unseren Wanderer behaglich an. Er verlobte sich in einem anmutigen Städtchen und hoffte schon ein stilles Glück zu finden, doch traf ihn nochmals ein feindliches Geschick. Nochmals wurde er Gefangener und mußte wieder dem Tode ins Antlitz schauen. „Erst am Abende meines Daseins legte sich die wilde Gewalt, die scheidende Sonne warf noch helle Blicke auf mich und zeigte mir selbst die Ruinen meines Lebens in freundlichem Lichte." Mit diesem tröstlichen Ausblick schließen die Denkwürdigkeiten.

Auch der letzte Abschnitt läßt sich durch Münchener Polizeiakten nachprüfen und ergänzen. Die Münchener Polizeidirektion berichtet am 29. Mai 1813 an Montgelas, daß der gegenwärtig in Salzburg engagierte Schauspieler Cäsar Max Heigel, ein Sohn des vor zwei Jahren gestorbenen Hof-

schauspieldirektors, in den ersten Tagen des März „in einem höchst abenteuerlichen Zustande“ in München eingetroffen sei, um, wie behauptet wurde, ein Gerücht, daß er einen Bruder seines Vaters in Wien schändlich hintergangen habe, durch seine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Die Polizei habe die Sache näher untersuchen lassen, und da aus Wien ungünstige Aufschlüsse eingetroffen seien, und da der Inkulpat unter anderem in Wien damit geprahlt habe, daß ihm der König von Bayern als Lohn für geleistete Dienste das Gut Weißenstein bei Passau überlassen wolle, habe die Polizeidirektion beschlossen, alle Akten dem Ministerium vorzulegen; dem Heigel sei bedeutet worden, nach Salzburg zurückzukehren.

Aus unbekannten Gründen wurde Heigel bald darauf in Salzburg verhaftet. Am 4. August 1813 richtete Wilhelmine Bredt, „Braut des unglücklichen Dichters Cäsar Max Heigel“, eine Bittschrift an die Königin von Bayern. Am Morgen der Trauung habe man ihren Bräutigam von der Kirche weg in den Kerker abgeführt. Längst sei erwiesen, daß er des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig sei; trotzdem halte man ihn jetzt schon seit sechs Wochen in schwerer Haft, weil längst gebüßte Torheiten nochmals näher untersucht werden sollten. Um dem Unglücklichen näher zu sein, habe sie sich in Innsbruck als Kammerfrau verdungen. Sie bittet flehentlich, es möge ihrem Bräutigam wenigstens gestattet werden, als Stadtgefangener den Ausgang des Prozesses erwarten zu dürfen. Die Entscheidung des Gerichts ist nicht bekannt. Die Heirat mit Wilhelmine Bredt scheint nicht zustande gekommen zu sein; wenigstens erhellt aus einem Akt der Regierung von Oberbayern über das Heimatsrecht der Familie Heigel, daß der „großherzoglich badische Theaterdichter“ Cäsar Max Heigel am 23. Januar 1818 vom badischen Stadt- und Landamt Rastatt die Erlaubnis zur Verehelichung mit Karoline Margarethe Stäb von Karlsruhe erhielt. Das Datum stimmt genau zur Angabe in den Memoiren, in deren Vorwort der Verfasser am 27. Dezember 1818 erzählt, daß er seit elf Monaten Gatte und seit zwei Tagen Vater sei.

Doch auch nach seiner Heirat scheint der Feuerkopf der politischen Agitation nicht entsagt zu haben; wenigstens galt er den Behörden fortdauernd als suspekte Persönlichkeit. Im Oktober 1823 zeigte das Pariser Polizeiministerium der bayerischen Regierung an, daß in eine Verschwörung des Genieoffiziers Mounier gegen die königliche Familie in Frankreich mehrere deutsche Professoren und Literaten, hauptsächlich ehemalige Burschenschafter, verwickelt seien, Münch, Schnell, List, Troxler, Leuchs und Heigel; man möge sie alle unter strenge Polizeiaufsicht stellen.

Es handelt sich um den Freiburger Historiker Ernst Münch, den

schweizerischen Staatsmann Hans Schnell, den genialen Volkswirt Friedrich List, der seit mehreren Jahren von der württembergischen Polizei wegen Preßdelikts verfolgt wurde, den Luzerner Philosophen Ignaz Troxler.

Von Heigel wird angegeben, daß er seit 1820 als Schauspieler auf verschiedenen Bühnen in der Schweiz aufgetreten, zugleich aber hauptsächlich in Freimaurerlogen und ähnlichen Geheimbünden politisch tätig gewesen sei; zur Zeit scheine er sich als Theaterunternehmer in Regensburg aufzuhalten.

Näheres über die unter Anklage gestellten politischen Umtriebe ist nicht bekannt; sehr ernsthafter Natur werden sie wohl kaum gewesen sein; es war ja in jenen Tagen etwas Gewöhnliches, daß ein Bürgerlicher, der sich nicht stumpfsinnig bloß als Untertan fühlte und jeder Beteiligung an Politik und öffentlichem Leben ängstlich aus dem Wege ging, den Polizeigewalten verdächtig erschien.

Merkwürdig ist, daß Heigel in seinen Denkwürdigkeiten gar nicht erwähnt, daß er Schauspieler war; auch den Beruf der Eltern nennt er nicht, so daß es fast den Anschein gewinnt, als habe er sich seines Standes geschämt. Wir haben auch nur wenig Kenntnis von seinen schauspielerischen Leistungen; dagegen sind wir besser unterrichtet über den „Theaterdichter". Eine erschöpfende Aufzählung oder eine sachmäßige literargeschichtliche Würdigung seiner dramatischen Arbeiten zu bieten, liegt nicht in meiner Absicht. Mir ist es nur um eine allgemeine Charakteristik des Mannes und seines Lebenswerkes zu tun. Ich beschränke mich also auf die gedruckten Schriften, die sich teils auf der Münchener Bibliothek, teils in meinem eigenen Besitz befinden. Ein Literarhistoriker dürfte sich ja freilich eine Nachforschung in den Münchener, Wiener und Nürnberger Theaterarchiven nicht ersparen.

In die Periode des Schweizer Aufenthalts fällt das vaterländische Schauspiel „Die Schlacht bei St. Jakob" (1822), das im Alpenlande lebhaften Beifall gefunden haben soll. Die „Dramatischen Bagatellen" (Aarau 1821) sind wenigstens nicht wertloser, als viele andere von Literarhistorikern respektvoll besprochene Leistungen. Unserem, durch stärkere Reizmittel verwöhnten Gaumen können die harmlosen Gerichte freilich nicht mehr als schmackhaft erscheinen. Es fehlt dem Poeten durchaus nicht an Gestaltungskraft, auch nicht an Verständnis für die Forderungen künstlerischer Komposition; seine Dramen haben originelle Typen und lebenswahre Züge aufzuweisen, aber es mangelt jener „durchschlagende, tiefe, innere Gehalt", der nach Goethes Urteil dem bedeutenden dramatischen Werk eigen sein muß. Dazu kam, daß er trotz des begeisterten Lobes, das er in seinen Denkwürdigkeiten dem wunsch-

losen Sichbescheiden in schlichtem Heim zollt, nichts weniger liebte, als Beharrlichkeit und Ausdauer bei einer bestimmten Tätigkeit. Wie er selbst allzeit ein abenteuerliches, ruheloses Wanderleben führte, haben auch seine Leistungen etwas Unstätes, Unfertiges; er war zwar in seiner Weise unermüdlich, aber er betrieb die Arbeit nicht mit jenem Ernst, der auch für Volksstück und Posse unerläßlich ist; es fehlen die feine Ausbildung, die tiefere Begründung, die festen Ziele.

1824 fand Heigel eine Anstellung als Schauspieler und Dramaturg am Isartortheater in München, das damals von dem bekannten Direktor Karl geleitet wurde. Mancherlei Hof- und Volksfeste boten dem Poeten Gelegenheit, Proben seiner Gewandtheit abzulegen. Als König Max Joseph im Februar 1824 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, wurde in München eine Oper „König Garibald, von C. M. Heigel, Musik von W. A. Mozart" aufgeführt. Es handelt sich natürlich um Verse, die dem Text des „Titus" unterlegt sind. Da in der Person des ersten „Königs der Bojuarier", so wird im Vorwort erklärt, Max Joseph der Gütige gefeiert wird, sollen die wohlbekannten Klänge aus Mozarts Meisterwerk zart an Bojuariens Titus erinnern. Vielleicht mag den Verfasser der mit begeistertem Lob verschwenderischen Dichtung auch der Wunsch angeregt haben, seine noch vor kurzem angezweifelte Loyalität überzeugend darzutun. Auch zu Lindpaintners Oper Vampyr, zu Chelards Macbeth, zu Dalayracs Macdonald schrieb Heigel die Textbücher. Außerdem veröffentlichte er in dieser Periode volkstümliche „Lieder für bairische Krieger", „Skizzen aus dem Münchner Leben" und andere kleine belletristische Schriften.

Adolf Bäuerle legt in seiner Biographie des Direktors Karl dem Theaterdichter des Isartortheaters einen nicht gerade anmutigen Charakterzug bei. Er versichert, Münchhausen hätte gegen Heigels Phantasie nicht aufkommen können. „Er log so ungeheuer, daß er nicht bloß es selbst glaubte, wie man von großen Lügnern behauptet, sondern so, daß er oft über seine Lügen erschrak." Auch meine in streng bürgerlicher Sitte erzogene Mutter hatte den „immer theatralischen, lärmenden, selbstgefälligen" Schwager nicht in guter Erinnerung, doch möchte ich mich lieber daran halten, daß sein wackerer Sohn nur mit warmer Liebe vom Vater sprach. Es ist ja von Goethe gewiß nicht im Ernst gesagt, daß „es den Charakter verdirbt, wenn man Verstellung als Handwerk treibt", doch ist es eine natürliche Sache, daß der Bühnenkünstler, der täglich die Poesie der Leidenschaft auf der Szene verwirklichen muß, den Ton des Theaters auch ins Leben überträgt und infolge davon offener den Schauspieler verrät, als die Ange-

hörigen anderer Berufe. Wer sich im Kreis des aufgeregten Theatervölkchens nicht wohl fühlt, mag ihm fernbleiben, aber man spreche nicht, nur weil es anderen Brauch und Habitus hat, von Verderbnis des Charakters. —

Im Sommer 1825 fuhr das gesamte Personal des Isartortheaters auf drei Flößen nach Wien, um im Theater an der Wien Vorstellungen zu geben. Der ersten Aufführung „Die Räuber auf Maria Culm" ging ein von Heigel verfaßter Prolog voran. In dem Rührstück selbst spielte er den Räuber Rupert. Ein Referat in der „Wiener Zeitung" hob hervor, daß er die kleine Rolle mit einer Sicherheit gab, die „den tüchtigen Künstler erkennen ließ, der sich auch im beschränktesten Kreise mit Takt und Umsicht zu zeigen versteht".

Ein echtes Talent und ein ungewöhnliches Geschick für Schilderung volkstümlichen Lebens verrät die in München 1829 zum erstenmal aufgeführte Posse „Der Fasching in München im Jahre 1780 oder der Metzgersprung". Vespermann spielte den Blasius Hochauf, mein Vater den Sebastian Hochauf, Demoiselle Charlotte von Hagen die Milburgis. Wenn ich die Posse eines der wirksamsten Volksstücke der deutschen Bühne nenne, so brauche ich zur Begründung nur zu sagen, daß es identisch ist mit dem noch heute in Süddeutschland beliebten Repertoirestück „Stadt und Land oder der Viehhändler von Oberösterreich". Wie Franz Wallner in seinen Denkwürdigkeiten drastisch erzählt, wurde die Münchener Posse, nur mit einem bißchen Wiener Lokalfarbe aufgeputzt, von dem Volksdichter Kaiser unbedenklich annektiert. Wer sich die Mühe gibt, das 1829 gedruckte Original mit Kaisers Stück (1844 zum erstenmal aufgeführt) zu vergleichen, wird sofort sehen, daß nicht bloß Fabel und Personen, sondern auch das Wesentliche des Dialogs einfach in die neue „Bühnendichtung" herübergenommen sind.

Viel Beifall fand auch das Volksstück „Die Zeitalter" (1832), das in drei Teile zerfällt: So sind sie gewesen 1520, so waren sie 1703, so sind sie 1830. Das „Zeitengemälde" hielt sich längere Zeit auf dem Spielplan der größeren deutschen Bühnen, namentlich auf dem Wiener Burgtheater, und wurde auch mehrfach nachgeahmt. „Ich will gar nicht verhehlen," sagt der Verfasser im Vorwort der gedruckten Ausgabe, „daß ich etwas eitel darauf bin, zuerst die Idee einer solchen Trilogie gehabt zu haben, und nebenbei auf einiges in der Ausführung, zum Beispiel auf den Gedanken, das Ende des ersten Stückes am Anfang des zweiten aus einer alten Chronik vorlesen zu lassen." Nicht übel ist das Schlußwort. Der Held des letzten Stückes erklärt: „Sagt mir ja nichts gegen die Damen! Im altdeutschen Kragen, im rauschenden

Schlender, im leichten Nymphengewande: liebenswürdig sind sie gewesen, liebenswürdig waren sie und (mit einer leichten Verbeugung) liebenswürdig sind sie!"

In den dreißiger Jahren wirkte Heigel, wie es scheint, nicht mehr als Schauspieler, sondern nur noch als Regisseur und Dramaturg am Nürnberger Theater. Hysel erzählt in seiner Geschichte des Nürnberger Theaters, daß insbesondere die vom erfindungsreichen Regisseur gestellten lebenden Bilder mit erläuterndem Text vom Publikum freudig begrüßt wurden. Auch eine Form von Bühnenaufführungen, die in jener Zeit als eine kühne Neuerung anzusehen war, machte er sich dienstbar: das Naturtheater. Da in Aussicht stand, daß König Ludwig I. an seinem Geburts- und Namenstag 1833 das Nürnberger Volksfest besuchen werde, sollte ihm zu Ehren auf der Peterheide (jetzt Ludwigsfeld) im Freien eine theatralische Aufführung stattfinden. Der Gedanke ging von Heigel aus, und von ihm stammt auch das Festspiel selbst: „Max Emanuels erste Waffentat oder der Entsatz von Wien im Jahre 1683, Historisch-vaterländisches Schauspiel in drei Aufzügen." Er wählte den Stoff, weil er „zu den großartigsten Tableaux sich eignet" und „einem Regisseur die beste Gelegenheit bietet, sein Feldherrntalent zu zeigen". Der Erfolg entsprach jedoch nicht den Erwartungen. Zwar die militärischen Evolutionen mit reichem Farbenprunk und Phrasenschwall fanden bei der ersten Aufführung in Anwesenheit des Königs starken Beifall, aber die in der Häuslichkeit sich abspielenden Szenen fielen ab, da in dem ungeheuren Raume vom Dialog nichts zu verstehen war. Schon die zweite Aufführung fand vor leeren Bänken statt.

Während des Nürnberger Aufenthalts gab Heigel auch eine Zeitschrift heraus, „Skizzen aus dem Nürnberger Leben". Das Blättchen erschien alle vierzehn Tage und kostete sechs Kreuzer. Es enthielt in der Art der Saphirschen Zeitschriften allerlei launige Bilder aus dem Leben und Treiben der Nürnberger, Erzählungen, Gedichte und Scherze, auch ethnologische und etymologische Erörterungen, zum Beispiel über den Schmausenbuk. Hie und da auch einen politischen Klageruf!

„Ein Schlagbaum hier, ein Schlagbaum dort,
Bald schwarz, bald blau, an jedem Ort,
Und Zwang und Druck an allen Ecken:
Was sollte da den Handel wecken?"

Auch in Nürnberg, dessen Lob er in allen Tönen sang, litt es den Unstäten nicht lange. Noch einmal suchte er auf ernsterem Gebiet in die Bewegung der Geister einzugreifen. 1836 lernte er in Baden-Baden den französischen Abgeordneten Delpeche kennen, und dieser — eine

unsichere Familientradition bringt damit eine *femme politique* aus vornehmen Kreisen in Verbindung — empfahl ihn an Odilon Barrot, der, obwohl nur der Führer einer monarchisch gesinnten Opposition, wohl am meisten dazu beitrug, das Regiment Ludwig Philipps zu stürzen. Heigel siedelte nach Paris über und war dort als Korrespondent größerer Journale tätig. Vom Jahre 1847 an erhielt jedoch die Familie keine Nachrichten mehr von ihm, und alle Bemühungen, über sein Schicksal genaueres in Erfahrung zu bringen, blieben erfolglos. Vermutlich wurde er ein Opfer der Revolutionskämpfe, das Ende entsprach also dem ganzen stürmisch bewegten Verlauf des Lebens.

Vielleicht würde Cäsar Max Heigel in geordneteren Lebensverhältnissen Größeres geleistet haben, doch will ich keinem haltlosen Wunsche Ausdruck geben. Ebenso wenig, wie man zum Winde sagen kann, er möge dahin oder dorthin blasen, läßt eine Poetennatur sich lenken und leiten.

Petrinas Kind.

Von Sophie von Khuenberg in Brünn.

Der weite Bauernhof lag in tiefem Schlummer. Fester noch als sonst schliefen die Menschen ihren schweren Bauernschlaf, denn drei Tage lang war Markt gewesen in der kleinen Landstadt drüben, die Männer hatten weidlich Kegel geschoben, gestritten, gezecht, die Weiber und Kinder hatten sich müde geschaut und gestanden vor den Buden und nun mußte das alles wieder auf gleich kommen.

Breit lag der Nebel über dem mächtigen Schindeldach und ein scharfer Herbstfrost biß alle verschrumpften Blätter von den alten Obstbäumen, daß sie lautlos zur Erde sanken.

Es mochte sich nicht übel ruhen zwischen den rotgewürfelten Kissen da drinnen ... aber Petrina, die Magd, schlich sich dennoch fort aus der Kammer. Barfuß, die derben Stiefel in der einen Hand tragend, in der andern die Laterne und ein Bündel alter Röcke.

So ging sie nach dem Stall hinüber, mit unsicheren, ängstlichen Schritten, furchtsam umblickend, wie ein Tier des Waldes, das einen Unterschlupf sucht vor Verfolgern.

Als sie die Stalltür öffnete, brüllte die Scheckige, dann die Braune, dann die beiden Weißen. Sie meinten wohl, es sei unverhofft frühe Fütterung und drehten die Köpfe. Jetzt schlug der Hund an.

Petrina ging noch einmal vor die Tür und rief ihm ein leises „Stad

bist!“ zu. Er kannte ihre Stimme und kroch mit rasselnder Kette in die Hütte zurück. Nun schloß sie die Tür hinter sich und hing die Laterne auf. Dann legte sie das Bündel Röcke und die Schuhe in den Winkel eines leeren Standes und trug Stroh zusammen, auf das sie sich setzte. Nein, sie konnte nicht ruhen. So bang war ihr, so weh tat ihr alles ... sie stand auf und ging an die Tür der Futterkammer, nahm Heu und warf jeder der Kühe einen Arm voll in die Krippe, damit sie nicht brüllten, nicht Lärm machten.

Ganz still und unvermerkt muß sie das Kind zur Welt bringen und es dann unvermerkt irgendwohin legen, recht weit vom Bauernhof, damit es keiner weiß, daß sie es getan hat. Nein, keiner wird es wissen, denn sie hat die neun Monate gearbeitet für zwei Mägde und sie ist so gebaut, daß man's nicht merkt.

„Die Petrina schaut gut aus“ hat die blasse Bäuerin manchmal gesagt, wenn sie das starke, junge Ding beim Scheuern und Melken ungetroffen hat, weiter nichts. Und der Bauer — der wird's nicht verraten, wenn er auch was gemerkt hat, der nicht. Eine andere tät ihn vielleicht anzeigen als Vater ... aber das will die Petrina nicht, es gäb ein arg Geschrei auf dem Hof, und die Frau ist immer gut für sie gewesen; was soll sie ihr das antun und sagen, wie der Bauer hinter ihr her war und wie er sie damals im Stall gefaßt hat — in demselben Stall, wo sie jetzt in Schmerzen sich windet.

Ein Schauer überfliegt sie, dann eine glühende Flamme. Sie wirft sich aufs Stroh, wühlt mit den Händen darin. Die Kühe zu beiden Seiten legen die Köpfe über die Holzbalken, sehen sie an mit großen Augen, als fühlten sie, was hier geschieht, sie, die schon oftmals Mütter waren ...

Dann ein erstickter dumpfer Schrei — und im Stroh zappelt ein weinendes Kindlein. Petrina sinkt matt zurück und schließt die Augen. Wie lange sie so liegt, weiß sie nicht, ein wohliges Gefühl der Befreiung überkommt sie, eine Lust zu schlafen — lange, lange. Aber das quiekende Geschrei bringt sie zur Besinnung. Sie darf nicht schlafen, nein, sie muß ja noch fort mit dem Kind.

Jetzt setzt sie sich auf und betrachtet das rote Klümpchen Menschenfleisch, das da spektakelt. Ein Mädchen ist's — kräftig, wie die Petrina selbst. Wenn's noch ein Bub wär', — da ließ sich vielleicht ein Wort reden mit dem Bauer, denn er hat nur Dirndln, aber so —

Nein, nein, sie trägt es weg von hier, was soll sie denn anfangen mit dem Kind, sie, die von früh bis abends arbeiten muß? Nur hinderlich ist ihr's, eine Last, ein Vorwurf, Grund zu Gespött und Geklatsch.

Sie rafft sich auf und hüllt das Kind in die mitgebrachten, verwaschenen, blauen Kittel, wie die Weiber sie hier alle tragen bei der Arbeit. Und jetzt hebt sie das lebendige Bündel hoch und versucht zu gehen. Ihre Beine zittern ein wenig, aber die Petrina ist stark und hat einen festen Willen.

Nur wie sie das Kind nun an die volle Brust gedrückt hält, da erwacht etwas in ihr, wie das instinktive Verlangen, ihr Gesicht an diesen winzigen Körper zu pressen, ihr wollenes Leibchen aufzureißen und den kleinen, feuchten, offenen Mund an ihrem Fleische zu fühlen ... begehrlich saugend.

Aber nur einen Augenblick fühlt sie das, dann besinnt sie sich .... wenn es zu trinken begonnen hat, dann kann sie nicht mehr los von ihm, dann nimmer, das spürt sie. Und so schleicht sie hinaus, schwankend, mit einem flirrenden, unsicheren Blick ratloser Not.

Durch die tiefe Stille schiebt sie sich vorwärts, den breiten Feldweg entlang, dann quer zur Straße, wo die Häuser des Städtchens beginnen. Dort und da liegt ein's verstreut hinter kleinen Gärten, deren Türen fest verriegelt sind. Mühselig geht sie weiter, mit den Augen suchend, wo sie ein Plätzchen fände für das Kind, — sie will es doch nicht geradewegs auf die Straße legen, nein, nah an ein Haus will sie es verstecken, wo es geschützt ist vor Wind und Regen, wo sie es leicht finden.

Sie weiß kaum, wer dort und da wohnt, denn sie ist aus einem fernen Dorf und kommt nie aus dem Hof, seit sie dort in Dienst ist. Nur ein einzigmal war sie mit der Bäuerin in der Kirche, zu Weihnachten, da hat der Herr Pfarrer gar schön gepredigt, vom Christuskind in der Krippe.

Der Pfarrer — unwillkürlich blickt sie um — ja, sie ist ganz nah beim Pfarrhaus, die Tür ist halb offen — hier will sie es hinlegen, der wird schon was tun für das Kind. Ein paar zaghafte Schritte macht sie gegen die Stufen, die hinaufleiten, sie will und will nicht, eine heimliche Angst hämmert in ihr — wenn man sie bemerkt, sie festhält ....

Da tönen Stimmen. Atemlos bückt sie sich nieder, legt das blaue Bündel auf die unterste der Stufen und entflieht. Mit zitternden Beinen, so schnell als sie kann, geht sie den Weg zurück, duckt sich an den dürren Sträuchern entlang, bleibt einen Augenblick stehen, horcht, geht dann weiter, weiter in die Nacht des freien Feldes.

Im Stall ist die Laterne am Verlöschen und die Kühe glotzen sie verwundert an, als sie eintritt. Sie sinkt ins Stroh und schläft .... ihr armer Leib, ihre Schmerzen, ihr Erinnern, ihr Gewissen — alles schläft. Und am nächsten Morgen wird sie wie sonst an ihr Tagewerk gehen. Vielleicht spürt sie noch an Herz und Gliedern, was geschehen ist, vielleicht

ist ihr frisches Gesicht um einen Ton blasser, vielleicht hält sie zuweilen inne im Bücken und Tragen, — aber wer merkt das!

Sie trägt die Röcke wie sonst rund aufgeschürzt, unter dem Leibchen wölbt sich die volle Brust, die nackten Arme winden die Wäsche aus, tragen den Melkkübel, fegen und scheuern. Sie weiß von nichts mehr, will von nichts wissen, sie arbeitet. Der Bauer streift sie mit scheu begehrlichem Blick, die Bäuerin mit müden, neidvollen Augen . . . . .

Die starke Petrina!

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer — was ich da gefunden hab'!" Es ist die helle Stimme von Fräulein Gisi, die das ruft, und gleich darauf kommt sie fast im Laufschritt auf den Pfarrer zugestürmt, der an der Schwelle seines Zimmers steht.

„Schauen Sie nur, schauen Sie — ein kleines Kind, ach Gott, wie herzig, ein ganz kleines Kind — da auf den Stufen ist es gelegen, aber eiskalte Handerln hat's . . . . Kathrine, ich bitt' Sie, rasch ein bissel' warme Milch, es verhungert sonst am End', — o du armes, kleines Putzi . . . ."

Und unbekümmert um das starre Gesicht des Pfarrers, dem der Anblick dieses Gastes die Rede verschlagen hat, rennt Fräulein Gisi direkt in das zunächst liegende Zimmer des hochwürdigen Herrn, bettet das blaue Bündelchen auf sein priesterliches Lager, holt im Flug aus ihrem Dachstübchen (wo der Koffer schon gepackt steht, denn sie soll heute abreisen) ein bißchen Wäsche, wickelt das Kindchen aus und wieder ein, nimmt's auf den Arm, trägt es in die Küche zu Kathrine, die ein paar derbe Kraftworte über das leichtfertige Dirnenvolk des Orts nicht unterdrücken kann, und ist außer sich vor Vergnügen, als der kleine Mund sich ganz brav öffnet, um ein klein bißchen Milch zu schlucken.

Unterdessen erholt sich der arme Pfarrer allmählich von diesem Morgenschrecken. Er hat sich ja an manches Verwunderliche gewöhnen müssen in den acht Wochen, seit Fräulein Gisi, die Tochter seines verstorbenen Studienfreundes, zur Erholung hierhergekommen war, denn Gisi brachte eine Fülle moderner Gewohnheiten und Gedanken aus der Großstadt mit, die sich zu seiner und der alten Kathrine Lebensführung und Weltanschauung ungefähr so verhielten, wie ein *Cake-walk* zu einem Landler.

So gern er also das kluge, muntere Mädchen hatte, — übertraurig war er just nicht, als es hieß, sie müsse nun wieder einrücken zu der fernen Verwandten, bei der sie wohnte, und ihre humanistischen Studien an der Universität in Wien aufnehmen. Nein, weiß Gott, übertraurig war er nicht, denn sie hatte so etwas von einem Wirbelsturm an sich, der täglich neue Blätter durcheinanderfegt, und dabei war sie doch so

eigen fest in ihrem Willen, daß es immer bei gedachten Ermahnungen blieb, wenn man ihr etwas dagegen sagen wollte ...... und jetzt, — hol's der Teufel — dieses fremde Kind daherbringen in allerletzter Stunde, das gibt nun Scherereien, zur Gendarmerie muß man gehen und zum Gemeindevorstand, um den sonderbaren Fund anzuzeigen und wer weiß, was die Gisi wieder für vertrackte Einfälle daran knüpfen wird!

Seufzend, mit einer scheuen Neugier, geht der Herr Pfarrer nach der Küche. Wahrhaftig, wie eine Kinderstube sieht's da aus und es duftet nach allem eher, als nach Braten. Kathrine ist eben daran das Kleine zu baden und Gisi assistiert. Jetzt fängt es zu schreien an, zappelt, wird krebsrot und Gisi lacht vor Entzücken.

Das ist ja heiter! denkt der Pfarrer und zieht sich ingrimmig zurück. Aber gleich darauf ist Fräulein Gisi bei ihm.

„Sie machen ja ein Gesicht wie der böse Wolf im Märchen!" sagt sie neckend, „und es ist doch so ein herziges Kind, wird Ihnen noch viel Freude machen!"

„Mir?" der Herr Pfarrer reißt Augen und Mund auf — „wie meinen Sie denn das, Fräulein Gisi?"

„Na, Sie behalten's doch, hoff' ich — die Kathrine sagt, sie wird schon schauen drauf ...."

„Die Kathrine ist eine Gans," platzt der Pfarrer los, — „ich kann mir doch kein Kind ins Pfarrhaus nehmen, das da irgendwer hingelegt hat, was glauben Sie denn? Erstens bin ich zu alt für solch eine Mühe und die Kathrine auch, und wissen Sie, was man sagen würde trotz meiner sechzig Jahre? — Man würde sagen, es sei mein Kind und die Mutter habe mir's aus Rache vor die Tür gelegt ... oh, ich kenne das, man sagt so gern allerlei Schlechtes von uns, und der Oberlehrer, der würde nichts Eiligeres zu tun haben als an irgendeine Zeitung eine Notiz ...."

„Ja, was wollen Sie dann machen mit dem Kind?" fragt Gisi etwas betroffen.

„Ich bringe den Fall zur Anzeige und das Kind wird der Gemeinde übergeben."

„Der Gemeinde — was geschieht dann mit ihm, wer pflegt es, wer zieht es auf? ...."

Der Pfarrer zuckte die Schultern. „Wird halt einem Bauern in Kost gegeben."

„O nein," sagt Gisi ganz ruhig und entschieden, „das tun wir nicht, — wenn Sie das Kind nicht behalten können, so nehm ich es mit."

Einen Augenblick verschlägt es dem Herrn Pfarrer die Stimme.

„Aber Fräulein Gisi," sagt er endlich, „Sie können doch nicht — als Mädchen ... wenn Sie so mit einem neugeborenen Kind nach Wien kommen, um Gotteswillen, bedenken Sie doch. Ihre Zukunft ...."

Angstschweiß sammelt sich auf des Herrn Pfarres spärlich umlocktem Schädel. Diese tolle Studentin — wenn sie doch gestern schon abgereist wäre!

„Oh, das sind lauter veraltete Dinge", sagt Gisi lächelnd. „Ich habe mir schon oft ein Kind gewünscht ohne Mann, ich sehe nicht ein, weshalb ich diesen Zufall nicht benützen soll — und ich brächt' es auch nicht übers Herz, das kleine Geschöpf, das ich gefunden habe, unbekannten Händen auszuliefern .... ich hab einmal eine kleine Katze aufgezogen und junge Vögel, die aus dem Nest gefallen sind — na, muß ich mich da eines Kindes nicht umso eher annehmen?"

Diesmal ließ der Pfarrer nicht so rasch locker. „Aber die Frau Tante — — und wenn Sie einmal heiraten sollten?" wagte er zu sagen.

Fräulein Gisi warf den hübschen Kopf energisch zurück.

„Hat die Tante was dagegen, — so muß ich eben allein wohnen, und wenn mich ein Mann deshalb nicht mag, weil ich als anständiger Mensch gehandelt hab', oder weil er mir nicht glaubt, — so soll er's halt bleiben lassen. Es ist auch heutzutage kein solches Unglück mehr, unvermählt zu bleiben und ein Kind — ein Kind werd' ich ja haben!"

Da senkte der Pfarrer den etwas schweren Kopf, schüttelte ihn ungläubig, seufzte so mächtig, daß die kleinen schwarzen Knöpfchen seiner Soutane auf und niedertanzten, — aber er sagte nichts mehr. Er wußte, daß er eher den verbitterten Pirnbauer von einem Prozeß abbringen würde, als Fräulein Gisi von einem plötzlich gefaßten Entschluß ....

Die Gemeinde war nicht eben ungehalten darüber, den kleinen Findling auf so bequeme Art los zu werden, und so rüstete Fräulein Gisi wohlgemut zur Heimreise.

Kathrine schlug die Hände zusammen, warnte und jammerte, und der gute Pfarrer, der sie auf den kleinen Bahnhof brachte, tippte vorsichtig auf das lebendige Päckchen, das sie sorglich im Arm hielt, und sagte noch einmal, in höchster Seelenangst um die Tochter des Freundes:

„Fräulein Gisi — wenn Sie das nur nicht bereuen ... Allmächtiger, ein anständiges Mädchen und bringt ein Kind heim von der Sommerfrische!"

Sein rotes Foulardtuch trat wieder in Aktion, denn wieder trat ihm der Angstschweiß auf die breite Stirne.

Da lächelte Gisi und sagte leise, mit einem neckenden Blick auf den Schwergeprüften: „Aber Pfarrerchen, was ist denn so Großes dabei, — es war halt eine unbefleckte Empfängnis! ....."

Sechzehn Jahre sind seitdem verflossen. Fräulein Gisi ist ein sehr reifes, aber noch immer hübsches, humorvolles Mädchen und hat die kleine Donata liebreich und in all der geistigen Freiheit auferzogen, für die sie selbst immer geschwärmt hat. Stark und blühend ist Donata, sie soll auch an Verstand und Willen ein völlig uneingeengter, kraftbewußter Mensch werden — der echte Typus des modernen Weibes.

Gisi hat Donata zur vollen Wahrheit erzogen. Alles was sie denkt, darf sie sagen, und sie darf denken so frei, so gänzlich unbeeinflußt von jeglicher Rücksichtnahme, wie ein junger Waldbaum sich biegt und streckt, wohin es ihm paßt.

Das einzige, was sie Donata verschwiegen hat, ist ihre Herkunft. Sie gab der Kleinen ihren Namen, und sie läßt sich Mutter von ihr nennen. Ja sie hat sich so eingesponnen in diesen Traum der Mütterlichkeit, daß sie zuweilen wirklich meint, sie habe Donata geboren. Sie hat ja vielleicht für das Kind noch mehr getan, als Schmerzen des Leibes gelitten, ihm Blut und Milch gegeben — sie hat allen Spott der Welt, alles Gerede, allen Rückzug ihrer Freunde mit stolzem Lächeln ertragen um Donatas willen, und so setzt sie mit dem Recht der Seele alle Hoffnung auf dies Mädchen, das sie, sich selbst opfernd, in ein freieres, schöneres Menschenleben emporgerettet hat.

Nur Doktor Kranz, der einzige aus früheren Tagen, der an sie und ihre Reinheit glaubt, der immer noch leise, als freundschaftlicher Werber, neben dem seltsamen Mädchen hingeht, sagt ihr zuweilen halb neckend, halb in eifersüchtiger Trauer:

„Ich wollte, Sie hätten wirklich ein Kind, Gisi, wir hätten ein's, — da wüßte man doch ganz sicher, woran man seine Liebe gewendet hat. Der fremde Vogel da — wer weiß, aus welchem Nest der kam und was Ihnen der noch für ein Lied pfeifen wird!"

Dann lächelt Gisi, um eine aufsteigende Angst zu bezwingen, und sagt: „Das Nest ist gleichgültig, glaub' ich — ich hab' ihn geatzt und hab' ihn singen gelehrt . . . ."

Winterfrische. Erst hat man den alten Pfarrer besucht und die alte Kathrine, die nun beide schon leidlich mühselig sind. Sie sollten Donata sehen und sich wundern. Das taten sie auch redlich, als sie das blühende, junge Geschöpf sahen, das so groß und stark war, so freimütig alles heraussagte, was junge Mädchen einstmals kaum zu denken wagten, und das einen so ausgeprägten, eigenen Willen und eine so selbständige, aparte Meinung von allen Dingen der Welt hatte, daß die Gisi von einst, mit Donata verglichen, ihnen als ein zahmes Schüchterchen in der Erinnerung vorschwebte. Und sie wunderten sich auch

sehr, daß da ein Doktor Kranz mit war, von dem Donata gleich in der ersten Stunde erzählte, sie wisse ganz genau, er wolle Mutter heiraten, aber eigentlich sei dies Unsinn, es sei ebenso schön für Mutter, wenn er nur ihr Freund bliebe.

Ja, du lieber Gott, was wußten Kathrine und der alte Pfarrer von der großen Klugheit moderner Kinder!

Und als die beiden Rückständigen sich genug gewundert hatten, nahmen die drei andern Abschied und setzten sich in ein Bergdorf außerhalb des Ortes. Hier wollten sie, in der weißen Einsamkeit, einen Teil des Winters verbringen. Für Doktor Kranz, den Mann der Bücher, war das etwas ganz Neues, Gisi freute sich, daß er dafür Sinn hatte, und Donata war überhaupt am zufriedensten, wenn sie ungefügigen Landboden unter den Füßen spürte.

Sommers, in den Ferien, lief sie in Steiermark und Kärnten immer barfuß umher, im Dirndlgwand, half heuen und Garben binden, tanzte mit den Bauernburschen wenn Kirchweih war, verwünschte und vergaß alle Schulweisheit in der ersten Woche.

Hier schritt sie nun im Schnee tapfer aus, rodelte den Berg hinab, ging in die Hütten und Ställe. Alles kam ihr so bekannt vor, so selbstverständlich, als ob sie es jahrhundertelang gesehen und miterlebt hätte. Es war ihr zuweilen, als ob die Natur ihr zuriefe: du gehörst zu mir — laß die dummen Bücher und alles das, was brauchst du das, du mit deinen starken Armen, deiner Lust an Kraft und Bewegung, deinem Lebenstrieb ..... du bist selbst wie ein Stück der Scholle, du willst gesät und durchfurcht werden und Früchte tragen! .....

Dann fragte sie Gisi: „Mutter, stammen wir von Bauern ab?"

Und während Doktor Kranz mit seinem nachdenklichen Lächeln die Asche der Zigarre sinnend abstreift, sagt Gisi ausweichend: „Ich glaube, der Urgroßvater war aus den Bergen ....."

Eines Morgens ging Donata allein durch die Wintersonne über die schneeige Berglehne und kam auf einen Weg, der in andere Dörfer führte. Sie war touristisch gekleidet, das Lodenhütl auf dem hellen Kraushaar, und im Rucksack trug sie alles Nötige mit, auch Geld hatte sie mitgenommen, denn vielleicht würde es ihr einfallen weiter und weiter zu wandern und dann irgendwo zu nächtigen, wenn sie sich verspätete. Sie konnte ja tun was sie wollte, so herrlich frei erzogen war sie. Mutter würde sich weder ängstigen noch wundern, sie war an solche Dinge gewöhnt.

Da ging ihr ein Weib vor, eine stattliche, breithüftige Bäuerin mit einem mächtigen Korb auf dem Rücken. Unwillkürlich blieben beide stehen, sahen einander an.

„Wohin gehst denn?" fragte Donata.

„Z'Haus, nach'n Eichenhof", sagte die Bäuerin.

„Hast schwer eingekauft unten, — wohl für die Kinder?"

Die Bäuerin nickte. „Ja, für die Kinder und fürs G'sind und für'n Mann, — so was muaß ma scho selber besorgen. Aber schwer is nit — a balei, das gspür' i gar nit!"

Donata sah das starke Weib an, das ihr gefiel. Wie spielend es die Last trug, so frisch und fröhlich, wie ein breitgezweigter Baum, der leichten Schnee auf seinen Ästen trägt.

„Bist du die Bäuerin vom Eichenhof?"

„Ja freili. Schon über zwölf Jahr."

„Brauchst keine Dirn?"

Die Bäuerin sah sie erstaunt an. „Brauchen kunnt' i schon eine, aber im Winter seind's schwer zum kriegen —"

„Ich steh ein bei dir, wenn's dir recht ist —"

„Du?!"

Jetzt schob sich die Bäuerin das Wolltuch vom Kopf, um die Ohren frei zu bringen, denn sie meinte nicht gut gehört zu haben.

Donata sah, daß sie krauses, blondes Haar hatte, wie sie selbst, und die Bäuerin dachte: Sauber und stark ist sie und muß von gute Leut sein — warum will die dienen gehen?

Und dann lachten sie einander an, unbewußt, wie zwei Menschen, die einander einst kannten, später vergessen hatten und nun plötzlich wieder erkennen.

Endlich sagte die Bäuerin langsam:

„Ja — i nimm di schon, — aber wann's dir nur g'fallt bei uns droben .... du bist aus der Stadt und 's arbeiten nit g'wohnt ....."

„Schau," sagte Donata, „ich bin so stark wie du —", sie streckte die Arme aus und reckte sich, daß die Bäuerin sah, wie kräftig sie war. „Und ich bin die Stadt satt, weißt du, die Stadt und die Leute und das Studieren, — ich will jetzt hier bleiben, bei dir, so lang's mich freut .... ich kann tun, was ich will, ich bin frei, und so will ich jetzt einmal unter euch Bauern bleiben. Deinen Kindern kann ich was lernen und helfen werd' ich dir bei allem, wirst mich schon brauchen können!"

Sie legte ihre Hand in die Hand der Bäuerin und dann gingen sie stumm, Seit' an Seite, den Weg weiter nach dem Eichhof. Die Bäuerin wunderte sich nicht mehr; es war ihr jetzt, als sei es eine längst erwogene und natürliche Sache, daß sie die junge, starke Dirn da mit heimbringe. Und Donata, das moderne Mädchen, sagte sich ohne jegliche innere Unruhe: „Ich werde Mutter schreiben, wozu ich mich ent-

schlossen habe, und wenn ihr's bang ist, daß ich nicht da bin, — sie hat ja den Doktor Kranz, der soll sie trösten ......"

Es schneit. Zwei, drei Tage schneit es in dichten Flocken, und Donata ist nicht heimgekommen. Gisi ist erst nicht fassungslos, denn sie baut auf Donatas kluge Selbständigkeit. Sie hat sich wohl zu weit gewagt und nun zwingt sie der Schnee zur Rast in einem Wirtshaus oder Gehöft. Die Hochgebirgsgefahr ist hier im Umkreis nicht groß, Donata weiß, was sie zu meiden und zu tun hat — das ist ja eben der Vorzug, wenn man ein junges Geschöpf so völlig frei macht von aller Unsicherheit, wenn man ihm früh die Führung über sich selbst überläßt!

Sie sagt sich das alles zum Trost. Sie sagt es auch zu Doktor Kranz, dem stillen Getreuen, der dazu nur leicht den ergrauenden Philosophenkopf schüttelt und besorgt auf die Geliebte seiner Jugend blickt. Er merkt es wohl — sie täuscht sich und ihn. Innerlich steigt ihre Bangigkeit von Stunde zu Stunde.

Gisi hat heimlich allerlei Boten ausgeschickt — vergeblich. Nur einer erzählt, daß ein Holzknecht vor ein paar Tagen ein junges Mädel gesehen haben will mit einer Bäuerin. Aber er kennt die Bäuerin nicht, denn er arbeitet zum ersten Male hier im Schlag.

Nun ist es wieder Abend geworden und Donata noch immer fern. Gisi kann ihre Unruhe nicht mehr meistern, hilflos fragt sie den Freund: „Was tun wir nur?"

„Wir können nur warten, Gisi, entweder kommt sie selbst, oder eine Botschaft ...."

Sie setzen sich an den Tisch unter die Lampe, sprechen nicht, horchen auf irgendeinen Schellenton, einen Schritt, einen Ruf! Dann, in der steigenden Angst und Sorge, löst sich Gisi's zurückgedämmter Schmerz, ihre Augen füllen sich mit Tränen, und ganz unwillkürlich beichtet sie dem Freunde, was sie selbst sich nie eingestehen wollte: die aufdämmernde Erkenntnis, daß Donata ihre Liebe niemals voll erwidert habe, die Selbstanklage, daß sie, im Drang ein völlig neues, freies Weib heranzubilden, den rücksichtslosen Egoismus in Donatas Seele gepflanzt habe ...

Gisi leidet und Doktor Kranz legt seine Hand auf die ihre, streichelt sie, leidet um sie. Aber er ist wie ein Arzt, der die Wunde nicht vorschnell schließen will, ehe der letzte giftige Tropfen daraus gewichen ist.

Ein schwerer Schritt die Treppe herauf. Dann öffnet sich die Tür, und eine derbe Holzknechthand streckt einen Brief herein — für die Frau da soll er ihn abgeben. Indessen Gisi ihm den Brief zitternd abnimmt, drückt Doktor Kranz ihm ein Geldstück in die rauhe Hand. Mit einem lauten „Vergelt's Gott" poltert er ab.

Dann lesen sie beide, eng neben einander stehend, den kurzen, knappen, in festen Schriftzügen geschriebenen Brief des Mädchens:

Liebe Mutter!

Ich habe mich entschlossen eine lange Zeit unter Bauern zu leben und bin bei einer famosen Bäuerin untergebracht. Die Kinder sehen aus, wie ich als kleines Mädel ausgesehen habe. Wahrscheinlich habe ich doch Bauernblut in mir, Du hast mir ja nie gesagt, wer mein Vater war, das war eigentlich nicht recht von Dir. Ich hatte schon lange die Idee auszukneifen, denn im Grunde ist mir dieses ganze noble Leben unter den Gebildeten höchst zuwider gewesen. Daß es gerade jetzt geschah, war nicht meine Absicht, aber der Zufall wollte es so. Übrigens hast Du mich ja gelehrt stets ganz offen zu sein und immer den Weg zu gehen, den ich für den rechten halte, also wirst Du alles begreifen. Laß mich nicht suchen, — ich will frei sein, ungehindert frei und würde doch wieder davonlaufen, wenn Ihr mich einfangen wolltet!

Wenn mir dies neue Leben einmal eklig werden sollte, komme ich wieder zu Dir, liebe Mutter. Bis dahin soll Doktor Kranz Dir Gesellschaft leisten. Er ist ein Charakter und ich glaube, daß er Deine Liebe mehr verdient als ich. Lebe wohl, liebe Mutter, vielleicht schreib' ich Dir manchmal. Es grüßt und küßt Dich

Deine Donata.

Das Blatt fiel aus Gisis Händen, Doktor Kranz hob es auf und schob es in die Tasche.

„Gisi," sagte er nach einer Weile, „was da geschehen ist, ist vielleicht kein so großes Unglück, als es dir jetzt scheinen mag. Du hast ganz einfach einen Irrtum begangen, als du ein fremdes Kind der Scholle in deine Sphäre hineinzogst und zu idealer Freiheit emporheben wolltest ... so etwas passiert edlen Menschen nicht selten. Ergieb dich in das Unabänderliche — laß den Vogel fliegen und pfeifen wie er mag, ruf ihn nimmer zurück!"

Gisi hob den gesenkten Kopf, das erblaßte Gesicht mit den zuckenden Lippen und sah dem Freund in die ernsten stillen Augen.

„Und was soll aus mir nun werden?" fragte sie leise, „Donata war mein Kind, schien mein Kind zu sein, und jetzt bin ich nichts — eine Mutter, der ihr Kind starb, ist reicher als ich ...."

Ein banges, ratloses Schluchzen kam in ihre Stimme.

Da schloß er sie in seine Arme und zog die Traurige an das Fenster, durch das die Wintersterne lieblich hereinglitzerten, wie ferne Stunden der Freude.

„Gisi!" sagte er innig, „nun sollst du meine Frau werden und so Gott will eine echte wirkliche Mutter! Dann wirst du sehen, daß das Band des Blutes doch kein Märchen ist, wie du so oft geglaubt. Unser Kind wird dich lieb haben und wird nicht von dir gehen in blindem Freiheitsdrang."

„Freilich" — fügte er mit einem weisen, milden Lächeln bei, — „wir wollen unser Kind auch ein bißchen anders erziehen: weniger für die Freiheit und etwas mehr für die altmodische Pflicht und Liebe ..."

Eduard Ille und Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Geschichte einer Freundschaft.

Von Marie Ille-Beeg in München.

Es war im Sommer 1871. Der Münchner Historienmaler und Professor der Akademie Eduard Ille hielt sich zur Erholung in Bad Kreuth auf, als er den Brief einer Jugendfreundin, Frau Ida von Fleischl, aus Wien erhielt, mit der Anfrage, ob der vielbeschäftigte Künstler sich bereit finden würde, eine Dichtung der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach zu illustrieren. Es handelte sich um ein Märchen „Die Prinzessin von Banalien", welches Ille beim ersten Durchlesen bereits so gefiel, daß er sich entschloß, alle andern Arbeiten zurückzuschieben und den Wunsch der Autorin zu erfüllen. Es folgte nun ein lebhafter brieflicher Austausch über die Art der Auffassung der einzelnen Bilder, und je eingehender die Besprechung wurde, um so mehr bewunderte der Illustrator die Dichterin, und um so glücklicher fühlte sich die Verfasserin des Märchens; denn so wenig Anerkennung hatte die Einundvierzigjährige bis dahin gefunden, daß sie an Ille schrieb: Dies Märchen ist die erste Arbeit, die dauernde und getreue Teilnahme erweckt hat, nämlich die unschätzbare — Ihre!

Als in der Folge die Skizzen zu der „Prinzessin von Banalien" in ihre Hände kamen, klang es wie ein Jubelruf: „Die neuen Skizzen sind wo möglich noch schöner, als die ersten! Ganz besonders, wenn ich überhaupt da, wo mich alles entzückt, von etwas besonders Entzückendem reden darf, erscheint mir die Gestalt der vor Abdul knienden Prinzessin, ihre verzweiflungsvolle Gebärde, der sprechende Ausdruck ihres Gesichtes. Wie freudig, wie dankbar entspreche ich Ihrer Aufforderung, Ihnen zu sagen, welche kleine Veränderungen ich — wenn Sie wirklich die Güte haben wollen, die Bilder zum Märchen selbst auf Buxbaum zu zeichnen, mir erbitten möchte." Es folgt nun eine Reihe kleiner Wünsche, die von solchem Verständnis zeugen, daß die Bescheidenheit der Dichterin ebenso unvergleichlich ist, mit der sie schließt: „Sind Sie mir böse? Wenn Sie nur im allergeringsten, bester Freund, Groll gegen mich empfinden, so tröste ich mich nie in meinem Leben mehr! Wer bin ich und wer sind Sie, daß ich es wage, Ihnen da mit einer Kritik zu kommen? Aber ich gehorchte Ihrem Befehle und sagte alles, was ich mir beim Betrachten der lieben, geliebten Bilder denke. Hätten Sie doch dabei sein können, als Ihre letzte Sendung ankam und den Jubel ansehen, den sie bei jung und alt erregte. Die Vignette mit welcher Sie Ihren Brief schmückten, macht meine und der Meinen Bewunderung aus. Seitdem Ihr Brief in Goldpapier eingeschlagen in meinem Schreibtisch liegt, ist meine Popularität bei meinen Neffen und Nichten

Kinsky noch gewaltig gestiegen. Täglich erhalte ich zahlreichen Besuch, dessen teils hinter irgend einem Vorwande verhüllter, teils offen eingestandener Zweck ist, nur noch ein einziges Mal den Herrn Professor Ille zu sehen, wie er sein Haupt aus der Wolke erhebt."

Das Märchen war mit seinen Illustrationen vollendet, das Titelblatt fiel so sehr zur Befriedigung Marie von Ebners aus, daß sie ausrief: „Was für ein Märchen müßte das sein, das dieses zauberische Bild verspricht." Aber nun kommt die Klage: „Das Märchen schmachtet immer noch ungelesen bei Hallberger. Es wird so noch sechs Wochen schmachten, dann schreibe ich und erbitte mir das Manuskript zurück und versuche es bei Cotta damit. Weiß Gott, ob ich überhaupt einen Verleger finde, es wäre das erstemal in meinem Leben. Ich habe nie eine Zeile, weder in einem Zeitungsblatte, noch bei einem Buchhändler unentgeltlich untergebracht. Darin verfolgte mich ein eigenes Mißgeschick, denn viel schlechtere Arbeit als die meine, wird gedruckt und gelesen."

Im Jahre 1872 brachte L. Rosner in Wien das Büchlein der „Prinzessin von Banalien" heraus, jedoch in schlichtem Gewande, da er für die erste Auflage die Kosten des Bilderschmuckes scheute. Dennoch freuten sich die Autorin und der Künstler an dem Werke, das die Ursache zu ihrer Freundschaft bildete, die in gegenseitigem Verstehen das Leben der beiden hervorragenden Naturen reicher machte. Sie gehörten beide einer Generation an, die sich des Enthusiasmus nicht schämte. Was der Künstler schuf, daran nahm die Dichterin teil, und umgekehrt fand diese unausgesetzte Teilnahme für ihr Ringen bei dem Freund, der selbst mit voller Seele ein Dichter war. Er erkannte Marie von Ebners gottbegnadete Seele und daß sie hoch dastehen würde über allen schreibenden Frauen. Er bewunderte die Größe, mit der sie Mißerfolge trug, und die Geduld, mit der sie abwarten konnte, bis die Saat, die sie gesäet, reifen würde. Denn so streng sie sich selbst die eigene Richterin war bei jedem ihrer Werke, so konnte sie sich doch der Überzeugung nicht erwehren, daß es ein ungerechtes Schicksal war, welches ihren Schöpfungen bisher bereitet wurde. Und der ihr Vertrauen immer neu bestärkte, war Ille.

Er wohnte und wirkte sein ganzes Leben lang in München. Nur einmal kehrte Marie von Ebner als Gast bei ihm ein, um die liebe Erinnerung an das behagliche harmonische Künstlerheim in ihre eigene Heimat zurückzutragen. Eduard Ille war in erster Ehe vermählt mit einer Freiin von Riederer, welcher Marie von Ebner auch aufs herzlichste entgegenkam. In Wien gehörten zu diesem Freundschaftsbund außer Baronin Ebner drei auserlesene Frauen: Frau Ida von Fleischl, die Gattin eines hochangesehenen Bankiers, der im Jahre 1872 nach dem großen Wiener Krach, bei dem so viele Geschäftsleute strauchelten, durch seine unantastbare Ehren-

haftigkeit vom Kaiser mit dem erblichen Adel und hohen Orden ausgezeichnet worden war. Seine Gattin war ein Münchner Kind, hatte in der Heimat den jungen Kunstschüler Eduard Ille zum Zeichenlehrer gehabt, und die Verehrung, mit der das junge Mädchen zu ihm aufschaute, blieb durch das ganze spätere Leben bestehen. Nun fanden sich auch noch die Dichterin Betty Paoli und Luise von François, die geniale Autorin von „Die letzte Reckenburgerin" dazu ein. Sie erwarb sich eine unvergängliche Berühmtheit durch die meisterhafte Schilderung der Freiheitskriege, in denen bekanntlich auch Glieder der Familie von François sich rühmlich hervortaten. Als Luise von François von einem Besuch in München zurückgekehrt war, schreibt Marie von Ebner: „Vor allem habe ich beste und schönste Empfehlungen zu melden von Fräulein von François. Sie kommt immer wieder auf Sie und Frau Ida zurück, wenn sie von dem Besten spricht, das sie in München kennen gelernt hat. Sie erweisen mir, verehrter Freund, viel mehr, als ich verdiene, wenn Sie mich dieser Frau geistesverwandt nennen. Sie ist mir ja in jedem Betracht weit überlegen. Sie hat einen viel klareren, schärferen Verstand, einen viel festeren Charakter. Sie ist in der Hand des Schicksals zu Erz gefestigt worden, während ich darin zerbröckelt bin. Ihre Nähe ist für mich eine Stärkung, ein wahres Labsal und ich denke mit einer wahren Herzensangst an die nahe bevorstehende Trennung von ihr. Kommende Woche will sie eine Rundreise durch Tirol unternehmen und dann wieder in ihre Einsamkeit zurückkehren."

Eine völlig verschiedene Natur von der, die Einsamkeit suchenden Schriftstellerin war Betty Paoli, die Dichterin, welche würdig war, Anette von Droste-Hülshof an der Seite zu stehen. An ihr war alles Leidenschaft, Überschwang. Die Liebe erfüllte ihr ganzes Dasein und Worte der tiefsten Empfindung entströmten ihren Lippen, wenn sie im Freundeskreis „einer Löwin gleich" ihre Verse vortrug. Was müssen das für poesiegeweihte Stunden gewesen sein, welche diese Frauen täglich in der Dämmerzeit zusammenführten! Und stets gedachten sie des fernen Freundes, der durch seinen Beruf abgehalten wurde, sich einzufinden. Die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit war erstaunlich. Als Schüler von Schnorr und Schwind folgte der 1823 geborene Künstler getreulich den Pfaden des letzteren, wenn er den großen Meister in seiner entzückenden Zartheit und Grazie auch nicht erreichen konnte. Hingegen sind ein großer Teil von Illes Hand stammender Bleistiftskizzen, Naturbilder, Baumgruppen kaum von denen Schwinds zu unterscheiden, wie Ille überhaupt als Meister des Stifts in damaliger Zeit schwerlich seinesgleichen fand. Seine Illustrationen gingen weit durch die Welt, er zeichnete für den „Lustigen Punsch", vor allem für die „Fliegenden Blätter" und entfaltete eine außerordentliche Tätigkeit für

die „Münchner Bilderbogen“, von denen über 80 Blätter seinem Stift entstammen. Seine Fähigkeit, sich in alle möglichen Charakterdarstellungen zu finden, und die Gutmütigkeit seiner Laune gestatteten sich zu Schilderungen, die insbesondere in Märchen, in Affen- und Hundekomödien und in den von ihm erfundenen beweglichen Bilderbüchern sich hervortaten. Seine ethnographische Auffassung der Minnelieder aus fünf Jahrhunderten, die satirische Imitation verschiedener Maler, die originellen Kompositionen der vier „Temperamente“ befestigten seinen Namen, der durch sein frühes Werk (1861) „Die sieben Todsünden“ begründet worden war. Diese sieben herben Darstellungen menschlicher Laster, welche jedes auf seine Weise von dem Rächer Tod besiegt werden, erregten allgemeines Aufsehen. Er stellte es zuerst im Münchner Kunstverein aus. Der Verleger Engelhorn kaufte es zur Vervielfältigung im Holzschnitt an und nun ging es im Fluge durch die Welt. Die meisten illustrierten Zeitungen brachten Abbildungen einzelner Blätter, in Pfarrhäusern wurde es der beliebteste Bilderschmuck, und noch heute ist es dort als Wandschmuck geehrt, besonders auch der tiefeindringlichen Vierzeiler wegen, die jedes Bild begleiten. Auch die Märchen Undine, Dornröschen, Froschkönig und der „Trompeter“ seines Freundes Viktor von Scheffel gelangten zu sorgfältiger Aquarellgestaltung. Seine Biedermeierbilder und ergötzlichen Bilderwitze waren beinahe unübertroffen in ihrer Charakterisierung. Selbst Frankreich rühmte Ille in langen Zeitungsbesprechungen als ersten deutschen Karikaturisten. Als Ille von der geistvollen Idee erfaßt wurde, aus jedem Jahrhundert das wichtigste Ereignis, oder eine wichtige Dichtung zur Darstellung zu bringen, fand er in König Ludwig II. den eifrigen Mäzen. Der Zyklus von sorgfältig ausgeführten Aquarellen begann mit der Niflunga-Mythe, ihr folgte Tannhäuser, Lohengrin, Parzival, das Zeitalter des Hans Sachs, des Dreißigjährigen Krieges und des Prinz Eugenius. Für Herzog Karl Theodor malte er „Die Alter der Welt“, als Schluß folgte das Bild vom neuen Deutschen Reich. So oft Ille eines seiner großen Aquarelle schuf, erschienen darüber bereits von der Staffelei aus in ausführlicher Weise in ersten deutschen Journalen Berichte; denn einmal in den Besitz des hohen Mäzens gelangt, blieben die Aquarellbilder in den Räumen des Schlosses den Augen der Welt verborgen. Ja, es geschah einmal, daß der König eines der von ihm bestellten Bilder, „Parzival“, vor Ungeduld nicht erwarten konnte. In der Neujahrsnacht wollte er es bei Fackelschein besichtigen. Und da das Gemälde kaum fertig geworden, noch auf der Staffelei des Künstlers stand, wurde es durch zwei handfeste Männer nach einem Schlitten getragen und mitten in der eisigen Nacht sauste dieser nach dem königlichen Schloß Berg, wo der einsame Herrscher zu mitternächtlicher Stunde Musterung über seine künstlerischen Schätze hielt. Das

Gemälde Illes „Hans Sachs“ schien dem König besonders lieb zu sein; darum wollte er es seinem Volke in Nürnberg zugänglich machen. Trotzdem 1866 die alte Reichsstadt dicht bevölkert von feindlicher Einquartierung war, ordnete er an, daß die alte Kathrinenkirche, die zur Aufbewahrung von allerlei kriegerischer Wehr benützt ward, völlig für den Künstler geräumt wurde, weil Ille dort eingehende Skizzen vorzunehmen hatte. Und nach Vollendung des Gemäldes folgte dessen feierliche Aufstellung im Rathaussaal.

Im Jahre 1871, als Marie von Ebner und Eduard Ille sich in Freundschaft fanden, hatte Marie von Ebner bereits einige ihrer wertvollsten Erzählungen und Novellen geschrieben, die erst viel später Anerkennung fanden. Schon in früher Jugend war sie von dem Drang zu literarischem Schaffen beseelt gewesen, sie las und studierte, was ihr Wissen bereichern konnte. Und dies wurde ihr wahrlich nicht leicht gemacht! Man war in der aristokratischen Welt, der sie angehörte, nicht gewöhnt, ein heranwachsendes Fräulein, dem der Weg zu allen Freuden der Welt offen stand, abseits so ernste Pfade wandeln zu sehen und fürchtete ein Bekanntwerden vor der Öffentlichkeit. Das liebenswürdige Komteßchen aber wußte allen Pflichten gerecht zu werden, es nahm seinen Vorteil wahr, daß ihm täglich die Familienloge im Burgtheater offen stand und es dort seine Studien ungestört betreiben konnte. Und als Marie mit 18 Jahren in einem Vetter, dem sie schon als Kind innig zugetan gewesen, den besten Gatten fand, da legte ihr Freiherr von Ebner-Eschenbach nichts in den Weg, sich ungestört ihren Studien hinzugeben. Er freute sich im Gegenteil des idealen Strebens seiner genialen Frau, wie sie in heißem Wissensdrange aus Staatsbibliotheken wichtiges Material zusammentrug und wie sie, anstatt die Dame zu spielen, bei Gelehrten Unterricht nahm. Der erste Beurteiler ihrer Werke war Grillparzer gewesen, mit dem sie in freundschaftlichen Beziehungen stand. Sein Urteil lautete hochbedeutsam und bestärkte den Mut der jungen Komteß. 1872 schrieb Marie von Ebner an Ille: „Für Wien ist heute ein trauriger Tag. Wir tragen unseren Grillparzer zu Grabe, dessen Tod auch mir persönlich einer der herbsten Schmerzen ist, die ich überhaupt erfahren konnte, denn seit vielen Jahren war mir der verehrte unvergeßliche Mann befreundet und die mit ihm verlebten Stunden gehören zu den erhebendsten, schönsten meines Lebens. Nie verließ man ihn, ohne bereichert zu sein; noch in der allerletzten Zeit war sein Gespräch das eines Weisen und seine Art zu reden, die eines Jünglings. Er beklagte sich manchmal darüber, daß Männer ihn nicht mehr besuchten: ‚Ich bin zu alt geworden, mit mir ist's ja vorbei, nur die Frauen halten noch getreulich bei mir aus und ihnen zu Ehren habe ich das Gedicht gemacht:

Die Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Es pilgern fromme Frau'n zu meinem Grabe.‘

Das schrieb er vor zwei Jahren. Wir werden ihn nicht wiedersehen und seinesgleichen auch nicht mehr."

Mit der damals modernen Richtung der Kunst konnte sich Marie von Ebner nicht befreunden. Sie fand Makart ungesund, forciert, unwahr. Courbet und Kaulbach konnte sie keinen Geschmack abgewinnen, der letztere enttäuschte sie, nachdem sie ihn so laut hatte rühmen hören mit seinem „Nero". Vor Courbets „Ringkampf" und „Armen Wohltäter" wich sie zurück. Sie bedauerte, daß eine bedeutende Kraft sich dem Dienst des Unschönen so sehr gewidmet hätte.

Marie von Ebner hatte ein neues kleines Lustspiel vollendet, das unter Pseudonym erschien, nur gegen Ille lüftete sie das Inkognito, doch sie fürchtete, daß es von keiner deutschen Bühne angenommen würde. Sie forderte Ille auf, das Manuskript zu lesen: „Sagen Sie mir offenherzig Ihr Urteil. Ich kann schon einen Puff vertragen." „Männertreue" wurde in Prag unter dem Titel „Die beiden Nachbarn" aufgeführt. Obwohl die Autorin so gering von diesem Werke dachte, kam zu ihrer freudigen Überraschung ein Telegramm „Stück sehr gefallen, Applaus groß, Verfasser gerufen, vortrefflich gespielt." Ebenso fand das Stück in Koburg großen Erfolg.

Die Sterne am Himmel der Dichterin strahlten heller und heller. Mit einem Male schien Verlegern und Redakteuren wie dem Publikum die Erkenntnis aufzugehen, welch eine große Dichterin hier Goldkörner streute. Nun schien es unbegreiflich, wie lange man blind gewesen; Hallberger und Cotta hatten sich im höchsten Grad abweisend benommen, die „Fliegenden Blätter" hatten trotz Illes dringender Bitten das entzückende „Blockhaus" und die vom feinsten Humor durchsprühten „Freiherrn von Gemperlein" kurzweg abgelehnt, auch der sonst so früh erkennende Julius Rodenberg schätzte den Wert der Erstlingsschriften erst, als diese ihm zum zweitenmal vorgelegt wurden. Es war der reizende kleine Scherz „Komtesse Muschi", der sich zuerst das Publikum eroberte. Als aber die „Aphorismen" folgten, diese Weisheitssprüche einer Frau, die mit dem Blick einer Seherin in die Menschenseele begabt scheint, da war der Ruhm besiegelt. Wie die Dichterin ihre Werke schuf, schilderte sie Freund Ille in liebenswürdigster Weise: „Gestern bin ich mit einer Novelle fertig geworden, an der ich seit meiner Rückkehr arbeitete. Alle, die ich liebe, die mir nahe stehen, für die ich eigentlich schreibe, umgeben mich als unsichtbares Publikum, wenn ich des Abends das überlese, was der Tag oor sich gebracht. Da Sie natürlich einen Balkonsitz in der ersten Reihe bei diesen improvisierten Vorstellungen einnehmen, so dusle ich so fort in der Empfindung eines, durch keine Entfernung gehemmten Verkehrs. Dann kommt plötzlich das Erwachen — und nachdem die letzte Zeile im Manuskripte geschrieben ist, bemerke ich erst,

daß nicht einmal die erste Briefzeile entstand. Und die längst für Sie bereit liegenden Bücher rufen: Schick uns doch endlich fort."

Jedes neuerschienene Buch der berühmten Schriftstellerin hielt in München bei Ille feierlichen Einzug und wurde als der edelste Gast empfangen. Dafür sandte Ille jede seiner Dichtungen dem Freundinnenkreis mit der Bitte um Teilnahme. Er brauchte nicht darum zu bitten, sie flog ihm entgegen. Die geistvollen Frauen hatten für jeden Ton, den er anschlug, Verständnis. Sein Humor erquickte sie. Seine tiefe Bildung, die besonders in der Geschichte ungewöhnlich war, fand Bewunderung. Marie von Ebner äußerte sich über ein altdeutsches Gedicht zu Ille: „Ich kannte wohl das Gedicht schon aus Ihrer Gedichtsammlung, um wie viel wertvoller ist es mir freilich jetzt, wo ich es auch in der altdeutschen Handschrift seines Meisters besitze.

Mit Ihrem Faustus befreunde ich mich mehr und mehr. Ich bin bis zu Ahasver gelangt und habe bereits so viel Schönes und Bemerkenswertes gefunden, daß ich mich nicht entschließen kann, allein weiter zu lesen. Ida soll (mit Ihrer Erlaubnis) auch Teil an dem reichhaltigen Werke nehmen, ich will es ihr von Anfang an vorlesen mit ganz besonderer Bewunderung für die Rede des Mephisto im Gesang: Gottes Kunde.

Die Münchener Bilderbögen sind uns allen seit vielen Jahren lieb und wert, wie innig freuen wir uns auf die neu versprochenen! Ein Rätsel möchte ich gelöst haben: Woher nehmen Sie die Zeit, alles zu vollbringen? Sie müssen mit einer Leichtigkeit arbeiten, die für mich an die Fabel grenzt — nein — Fabel ist, wenn ich an die Gründlichkeit, die Vollendung, die „Ausheit" denke, die jede Ihrer Arbeiten charakterisiert. „Ausgeführt", welch ein Wort! bis ans End geführt, bis dahin, wo's aus ist. Wie man nur mit Geschwindigkeit so etwas fertig bringen kann, das ist ein unlösbares Rätsel für mich.

Ida reist anfangs März zu ihrer Mutter, sie wird Ihren Faustus mitbringen, wenn es uns gestattet ist, ihn so lang zu behalten. Sie wird Ihnen sagen, wie viel innige Freude wir beim Lesen Ihres reichhaltigen Gedichts empfanden. Bei allen Stellen, die ich besonders bewundere, werden Sie eingelegte Zeichen finden. Einige Gesänge haben einen großen Eindruck auf mich gemacht; angeregt, erwärmt fühlte ich mich immer, so oft ich das Buch in die Hand nahm."

Die Dichtung, von welcher hier die Rede ist, bezeichnete Ille oftmals als sein Lebenswerk; denn bereits als Jüngling trug er sich mit der Idee, eine Lücke in der Faustliteratur auszufüllen. Er begann, an der Hand des Volksbuches eine Geschichte des historischen „Hanns Faustus" zu schreiben, wie er in seiner mittelalterlichen Zeit gelebt, mit welch hervorragenden Personen er nachgewiesenerweise zusammengekommen, was er für tolle

Schwänke getrieben und wie er als Kenner vieler geheimer Wissenschaft das Volk verblüffte. Fausts Reisen durch die weite Welt bringen herrliche Naturschilderungen. Immer ist er von seinem bösen Geist Mephisto begleitet, der ihn mit seinen Augen die Welt schauen lehrt und als gefallener Engel tiefsinnige Aufklärung über das Entstehen der Erde und des Gottesgeistes gibt. Bild reiht sich an Bild in hochklingenden Versen in dieser Dichtung, die leider nicht zu Ende gelangte. Rodenberg schrieb, das Manuskript sei sehr wertvoll und werde hoffentlich bei einem verständnisvollen Verlag seine Auferstehung finden. Denn es ist in der Faustliteratur einzig in seiner Art.

In Wien entstand damals die Zeitschrift „Die Dioskuren“, welche die ersten Namen zu Paten hatte, vor allen Marie von Ebner. Sie arbeitete eifrig durch Erzählungen und Novellen mit, auch Anastasius Grün, Betty Paoli, Hamerling, Arany, Enderes, Wewtschk, Zaluki, Vöromarly. Diese Zeitschrift bildete für den Briefwechsel stets neue Anregung. Einmal äußerte sich Marie von Ebner zu Ille: „Alles, was Sie in Ihren Briefen von Ihrer Art, zu schaffen, schreiben, ist merkwürdig und ganz eigentümlich. Die „bleistiftliche Nervosität“ ist ein fliegendes Wort, aber auf Sie nicht anwendbar. Das kommt dem rechten Künstler gewiß ab und zu, daß er sich unterschätzt und während er über sich selber greint, charakterisiert er mit einem Ausdruck Scharen solcher, die mit ihren Leistungen immer zufrieden sind; wenn diese auch in nichts anderem bestehen, als wirklich in Produkten „bleistiftlicher“ und „stahlfederlicher“ oder gar „pinselicher“ Nervosität. Sie sind also mit einer neuen Arbeit beschäftigt und eben recht mitten drin in den ringenden, seligen Qualen, unter denen der Gedanke sich seine Form bildet und Gestalt annimmt. Ja, ja, das sind die Stunden, in denen sich die Liebe der Unsern bewähren muß. Wahre Tantalusqualen stehe ich seit gestern um Ihren Prinzen Eugenius aus, der hier in Wien endlich seinen Einzug gehalten hat. Ich darf bei dem schlechten Wetter nicht hinaus. Es ist zum Weinen! In der Allgemeinen Zeitung lasen wir neulich die vortreffliche Beurteilung desselben nach, die sich in einer Septembernummer des Blattes befand.“

Ille hatte das Bild vom „Prinzen Eugenius“ für die Reihe seiner Jahrhundertbilder bestimmt, welche König Ludwig von Bayern erwarb. Auch bei der ihm vorgelegten Skizze, die das Zeitalter des Rokoko darstellte, gefiel ihm alles, nur nicht „der Held.“ Er wünschte als den Vertreter jener Zeit Ludwig XIV. von Frankreich dargestellt zu sehen, wie er in Prachtliebe mit seinen Maitressen tafelt, ausreitet und so weiter. Er ließ Ille sagen: Es wäre für ihn gewiß eine Kleinigkeit in die Zierlichkeit der Umrahmungen diese Szenen zu zeichnen, anstatt der kriegerischen Szenen des Prinzen von Savoyen. Ille jedoch konnte sich nicht dazu entschließen,

14*

in seinen Zyklus eine Glorifikation des französischen Sonnenkönigs aufzunehmen. In einem überzeugungsvollen Brief wagte er seinem König die Gründe darzulegen, unter denen der wichtigste war, daß im Jahre 1872, nachdem das deutsche Volk sich gegen Frankreich siegreich behauptet hatte, eine Verherrlichung Ludwigs XIV. allgemein verstimmen würde; doch der König antwortete auf dieses freie Wort mit Ungnade. Ille malte ruhig seinen Prinz Eugenius fertig.

Der lebhafte Anteil, welchen Marie von Ebner an diesem Vorgang nahm, bewog den Maler, sein Bild in Wien zur Ausstellung zu bringen. Sie schrieb: „Kommen Sie zu uns mit Ihrem Prinz Eugenius! Sie kämen zu den Ihren! mehr Freunde und Verehrer leben Ihnen in Österreich, als Sie vielleicht wissen, und ist auch mancher darunter, der von Ihnen nichts kennt, als die Bilder, die ihn lehrten, wie sich Kaiser Karl von seiner Tochter vorlesen ließ, so schwört doch selbst der Ignorant, daß er für Sie durchs Feuer ginge." Sie täuschte sich nicht, die Aufnahme des Gemäldes, dem schon ein so guter Ruf voranging, gestaltete sich zu einem wahren Triumph. Alles drängte in die Ausstellung, und Marie von Ebner schrieb an Ille: „Warum malen Sie solche Bilder, wie den Eugenius, an denen kein Mensch sich satt sieht. Da bin ich heute wieder eine Stunde lang davor gestanden und komme nun zu spät nach Hause." Das Bild blieb für die Dauer in Österreich. Die jugendliche Erzherzogin Valeria, deren Lieblingsheld Prinz Eugen war, erwarb es; eine Kopie erwarb Baron Erlanger für seine Sammlung.

Die Ungnade des Königs dauerte nicht lange; denn als Schloß Schwanstein (1880—82) seinen Bilderschmuck erhielt, wurde der Künstler aufgefordert, acht Szenen aus den Liedern des Walther von der Vogelweide zu malen. Der König fühlte mit feinem Verständnis, daß ölgemalte Bilder in diesen altdeutschen Räumen nicht am Platze wären; Gobelinbehänge sollten die Gemächer schmücken, und nach sorgfältigen Entwürfen wurden die Wände in Temperamanier bemalt. Das Bild vom neuen Deutschen Reich erwarb der Verlag Dunker zu photographischer Vervielfältigung; es fand außerordentliche Verbreitung nach den Kriegsjahren. Mit diesem Schlußbild legte Ille den Pinsel beiseite und gab sich mehr und mehr der Tätigkeit für Fest- und Zeitbilder, Diplome, Huldigungsblätter hin. Sein Hauptberuf bestand aber von nun an in der redaktionellen Tätigkeit für die „Fliegenden Blätter". Er hing an ihnen mit der Treue eines Menschen, der ein geliebtes Werk gründen half und dann zu schönster Blüte emporwachsen sah. Bereits als Jüngling hatte er sehr viel dafür gearbeitet und die Zeichnungen auf Holz geschnitten. Sein Meister Schwind bestärkte ihn in dieser Tätigkeit, denn er wußte, wie vorteilhaft für einen sicheren Strich diese Methode war. Die Begründer der „Fliegenden Blätter", Kaspar Braun

und J. Schneider, freuten sich des eifrigen jungen Mitarbeiters, dessen Humor in Wort und Stift so viel zur raschen Beliebtheit ihres Blattes beitrug. Auch waren sie ihm wahrhaft väterlich gesinnt, und voll Vertrauen übergaben sie dem jungen Ille die Führung der Redaktion, als sie, von Krankheit ergriffen, ihr Haus bestellten; die heranwachsenden Söhne waren noch zu jung, die Redaktion zu führen, und bis sie ihr väterliches Erbe übernehmen konnten, behielt Ille die Leitung des vornehmen Witzblattes. Und stets wurden die „Fliegenden" in Wien im Freundeskreis Illes fröhlich empfangen. Auch an Illes Illustrationen zu Fr. Th. Vischers Schartenmeyer, zu Bormanns „Mei Leibzig lob ich mir" ergötzten sich die Damen.

Marie von Ebner konnte immer freudiger von neuen Erfolgen berichten, und mit welch seltener, naiver Art tat sie das: „Ida hat Ihnen gesagt, was mich abhielt, Ihren vortrefflichen Brief ausführlich im ersten Moment zu beantworten. Es ist kleinlich vielleicht, aber das unverhoffte Glück, mein Buch bei Cotta erscheinen lassen zu dürfen, hat mich derart bezaubert und berauscht, daß ich ganz unfähig war, meine Gedanken auf etwas anderes zu richten, als auf die Korrektur meiner Tag um Tag erscheinenden Druckbogen. Nun bin ich beinahe mit meiner Arbeit fertig. Noch eine Superrevision und ich schreibe: *Imprimatur!* auf die letzte, die 345. (o wir sind dick) Seite meines Buches und kann anfangen, mich über die Schnitzer zu ärgern, die auf der ersten stehen geblieben sind. Ich habe bereits mehrere Druckfehler in den Aushängebogen gefunden — wenn wir ein Fiasko erleben, tragen diese die Schuld."

Über ihre „Großmutter", die sie Ille zur Prüfung gesandt, schreibt sie: „Sie verstehen es halt! So, wie Sie es schildern, ist die ‚Großmutter' entstanden, nur war Ernst und nicht Otto der Erzähler der Anekdote. Ich juble über Ihr divinatorisches Verständnis, dergleichen tut so wohl! Nie haben Sie ein Wort von mir anders aufgefaßt, als es gemeint war; ich bilde mir ein, jede Linie in Ihren Bildern zu würdigen, so sind wir geborene Freunde! Ich lese selten etwas vor, außer meinem Freund Blaas, der das Ideal eines Zuhörers ist. Er weint, er lacht, er sieht alles gleich zum Bilde gestaltet, fertig. Ein geistreicher alter Herr, den sollten Sie kennen! Daß sich in Wien, in der perversen Stadt, so kindlich reine, unberührte Seelen erhalten können, versöhnt mit allem Schlimmen, das man erfährt. Ich kanns nicht leugnen, ich lebe gern, denn ich liebe viele vortreffliche Menschen und zähle und darf auf deren Erwiderung zählen!"

Am 8. Oktober 1878 erhielt Ille einen Brief von Frau von Ebner: „Endlich kann ich Ihnen meine „Bozena" schicken, die ich vor wenigen Tagen von *Cotta* zugesandt erhielt und die um freundliche Aufnahme in der *Schwanthalerstraße* bittet. Nehmen Sie meine jüngste Tochter gütig auf. Ich wünsche

von ganzer Seele es Ihnen „recht gemacht“ zu haben. Hoffärtig und eingebildet wie ich immer bin gebe ich mich der schönen und wohltuenden Hoffnung hin, daß „Bozena“ es verstehen wird, sich bei Ihnen in Gunst zu setzen. Ein Geschöpf, das mir selbst so fest ans Herz gewachsen, werden meine Freunde auch liebgewinnen. — Jetzt habe ich eine ganze Menge neuer Pläne und Projekte, aber auch, wenn ich sie ausführe und auch, wenn sie geraten sollten, werden sie doch kaum an das Licht (ja wenn es eines wäre) der Öffentlichkeit treten. Ich lerne immer mehr die Richtigkeit meiner Behauptung einsehen, daß man, um heutzutage poetisch zu wirken, um konsequent und eifrig den Schriftstellerberuf zu verfolgen, eine wahre Elephantenhaut besitzen müßte und wo möglich ein paar Büffelhörner. Die kleine Gemeinde, die sich jetzt noch eines Werkes freuen kann, aus dem Grunde, weil es schön ist, kommt nicht auf vor der großen Masse, die vor allem andern von der Kunst Unterhaltung fordert. — Wie viel denke ich der Münchener Freunde. Ich lese täglich mit größter Teilnahme und wärmstem Bedauern die Choleraberichte aus München. Es ist ja entsetzlich, daß es mit dieser bösen Krankheit kein Ende nehmen will. Ich hoffe innigst, daß sie in dem Kreise Ihrer Bekannten und Freunde kein Opfer gefordert hat. Wenn sie auch dadurch keineswegs weniger beklagenswert wird, daß sie einen einzelnen nicht unmittelbar heimsuchte. Das Leid des andern bleibt und ist oft schwerer zu verwinden, als das eigene.“

Am 23. Januar 1880 erschienen die „Aphorismen“ in einem Büchlein, sehr verspätet, da die Verfasserin sie als Weihnachtsgabe dem Freunde hatte schenken wollen: „Nehmen Sie die verspäteten Neujahrswünsche, die das Ganze einwickeln, mit gewohnter Langmut auf und bitte geben Sie mir bald Nachricht von Ihrem äußeren und inneren Befinden. Ein Zeichen, ein geniales Ihrer herrlichen Laune, brachten mir die „Fliegenden Blätter“ im Herbste. Ihre Illustrationen zu der herzigen kleinen Geschichte von der Herberge zur „kalten Nase“ sind hinreißend, sage ich Ihnen! Man ist ein Wohltäter der Menschheit, wenn man es versteht, ihr solche Freude zu machen, wie Sie es vermögen. Was meine Persönlichkeit betrifft, so habe ich wenig Ursache, mit mir zufrieden zu sein, ich habe an Kopfschmerzen gelitten, die ein ganzes Jahr gedauert. Es geht aber jetzt, Gottlob, besser und ich konnte doch wieder eine Erzählung „verfertigen“. Ein Schmerzenskind, aber ich hoffe, daß man ihm die Qual, mit der es entstand, nicht allzusehr ansieht. Es heißt „Lotti, die Uhrmacherin“ und ist von der Redaktion der „Deutschen Rundschau“ angenommen worden. Wann Rodenberg die kleine Geschichte bringt, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß eines der ersten Exemplare, deren ich habhaft werde, zu Ihnen wandern wird.“ Als dann im Juni 1880 „Lotti“ erschien und ein erstes Exemplar

zu Ille wanderte, war dieser von der einzigartigen Erzählung begeistert und gerührt und gab der Meisterin seine Bewunderung zu erkennen. Sie schrieb ihm zurück: „Ich bin von einer tiefen Freude erfüllt, daß Sie meiner „Lotti" die Zustimmung nicht versagen. Nur die wenigsten Leser haben herausgefunden, was Ihr Auge beim ersten Blick entdeckte: Gewinn durch das Opfer hat meine Uhrmacherin gefunden. Die meisten Leute sagen: Schade um die Uhren! Aber Lotti bekommt Gottfried für die Uhren und hätte ihn nie bekommen, wenn nicht etwas geschehen wäre, das den unbeholfenen und stummen Menschen aufgeschreckt hätte aus seinem Dunkel. Eines jedoch, was Sie nur leise angedeutet, aber gewiß recht klar gefühlt haben, ist die Baufälligkeit von Halwigs Glück. Nein, das kann nicht dauern. In der „Rundschau" sollte die Geschichte gut ausklingen; wenn ich aber einen Verleger finde, so erfahren Sie noch das letzte Ende eines modernen Poeten. Aber der Verleger, der Verleger! Wo existiert dieses fabelhafte Wesen? Erhart, der die „Aphorismen" verlegte und sehr guten Absatz gehabt hat, spricht sogar von einer zweiten Auflage, kann jedoch zu keinem Entschluß kommen, ob er „Nach dem Tode", die „Gemperlein" und „Lotti" in einem Band vereinigt.

Aber nun genug von mir. Jetzt sprechen wir von Ihnen und von Ihrer reichen, schönen, sieggekrönten Tätigkeit. Ich bin entzückt von der herrlichen Maere mit den wundersamsten Augen, die je in das Reich der Phantasie geschaut und von der ernsten Saga im Pilgerkleid, die Sie so edel dargestellt haben, als die wahre, Unsterblichkeit spendende Göttin des Ruhms. Die Helden, deren Taten dieser Mund erzählt, werden nicht untergehen. — Ach, wäre ich der König von Bayern, Ihrem Genius würden die Flügel gelöst, er dürfte sie entfalten. Eine Poesie haben Sie wieder in diesen Sänger-Gestalten, eine Sinnigkeit, eine Weichheit, daß einem das Herz lacht. Die Bilder gehören in eine klassisch geschriebene Geschichte der mittelhochdeutschen Dichtung; wer diese Bilder ansieht, versteht diejenigen besser, von denen ihm erzählt wird. Sie sind ein Maler, ein Poet, ein Gelehrter — ob man bei alledem auch ein Philosoph sein kann, wie Frau von Hillern Sie nennt? Jedenfalls darf ein Künstler nur bis zu einem gewissen Grade ein Philosoph sein, sonst resigniert er und die Resignation lähmt ihn. Als unser Grillparzer anfing, sein grämliches „Es sei" zu seinem Wahlspruch zu machen, schuf er nichts mehr." — — —

In den neunziger Jahren lichtete sich der Kreis der Freundinnen: Luise von François und Betty Paoli gingen der edlen Ida von Fleischl ins Jenseits voran. Baronin von Ebner trug diese Schicksalsschläge mit der Geistesgröße, die nach innen ihren Schmerz verbluten läßt. Auch das Schicksal der Witwe wurde ihr nicht erspart. Eduard Ille litt mit seiner Gönnerin unter deren Prüfungen. Er hatte auch die treue Gattin verloren, und die

Einsamkeit seiner Häuslichkeit bedrückte ihn unsäglich. In einem Mädchen, das dem edlen Mann geistes- und seelenverwandt war, fand er die zweite Gattin und der ernst gewordene Mann verjüngte sich wieder, fand neue Schaffens- und Lebensfreude und war beglückt, daß der Freundinnenkreis in Wien seine Gattin mit Freude und Wohlwollen aufnahm.

Als 1893 „Glaubenslos" das Münchner Ehepaar zu einem Gedicht begeisterte, schrieb die Meisterin: „Aus vollster Seele Dank! Mit Tränen in den Augen habe ich die edlen und guten Worte, die Sie mir zuschickten, gelesen und wiedergelesen. Mein Buch hat eigentlich einen schweren Stand. Dem Frommen ist's zu freisinnig, dem Freisinnigen zu fromm. Es wendet sich an ein kleines Publikum: an die Unparteiischen und Gerechten und die bittet es erst recht um Nachsicht. Von Ihnen wurde sie ihm zuteil und, wie schon einmal gesagt und tausendmal gedacht: das macht mich glücklich. Daß „Ohne Liebe" auch in München nachsichtsvolle Aufnahme gefunden hat, ist ja wunderschön, aber lachen muß ich immer über die Schauspieler, die aus Marke einen Ungarn machen, während ich an einen Ungarn so wenig dachte, wie an einen Chinesen."

1900 feierte Marie von Ebner ihren siebzigsten Geburtstag! Er fand eine Anteilnahme weit über die Grenzen hinaus, wo man die deutsche Sprache spricht. Besonders Wien war bemüht, Ehrungen darzubringen. Die Meisterin wurde öffentlich gefeiert, ihr lebensgroßes Porträt schmückte den Rathaussaal — eine Auszeichnung, die nicht oft einer Frau zuteil geworden. München sandte ein Album, das mit einer Glückwunschrede die Namen aller Geistig-Verwandten trug. P. N. Cossmann hatte die Ansprache verfaßt, der Name Ille fehlte nicht unter den Getreuen. Marie von Ebner war nicht im stande, jedem einzelnen persönlich zu danken, gedruckte Dankesworte durchflogen die Welt. Aber Freund Ille wurde durch einen köstlichen Brief beglückt! „Das Album aus München ist mir ein Quell allerreinster Freude. Ihr Name unter denen der großmütigen, edlen, treuen Stifter, hat mir wie ein Freundesblick entgegengeleuchtet. Daß ich Sie kennen gelernt habe, verdanke ich auch der Unvergleichlichen, die ich schwerer vermisse von Tag zu Tag. „Sie war von einem andern Stern", sagt Theo Schücking und man kann etwas besseres nicht sagen. Meine Geliebten und Verehrten, Gott behüte Sie. Darf ich Sie Beide — in Gedanken leider nur — innig an mein Herz drücken? Ihre alte getreue Marie."

„Gott erhalte dieser herrlichen Frau das Glück eines hohen gesegneten Alters, daß wir im nächsten Jahrzehnt ihren achtzigsten Geburtstag noch ebenso festlich feiern können!" sprach Eduard Ille bewegt. —

Es war ihm, der ein so arbeitsreiches Leben hinter sich hatte und trotz seiner jugendfrischen Seele die Mühen des Alters sehr zu spüren begann, nicht vergönnt, diese Freude zu erleben. Noch hatte das Jahr 1901

sein Ende nicht erreicht, da wurde er von einem Schlaganfall dahingerafft, inmitten seiner Tätigkeit. Die Manuskriptblätter, welche er soeben las, flatterten aus seinen müden Händen zu Boden. Groß und aufrichtig war die Trauer nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in weiter Ferne, wo der edle Mann überall Freunde und Verehrer besaß. In wortlosem Schmerz nahm die Witwe diese Tröstungen hin. Erschüttert las sie die Zeilen der gütigen Freundin, die ihres Gatten Leben bereichert und gesegnet hatte: „In diesem Augenblick lese ich die Trauerbotschaft in der Zeitung. Arme, teure Frau! Sie haben den allergrößten Schmerz erfahren, und die Welt hat einen der Besten, die in ihr lebten, verloren. Daß ich ihn gekannt habe, macht mir diese Stunde schwer, bleibt aber bis zu meinem Ende eine Bereicherung meines Daseins. Sie, hochverehrte Frau, haben das Bewußtsein, ihm die letzten Jahre seines Lebens zu seinen glücklichsten gemacht zu haben. Dieser Gedanke nimmt Ihrem großen Schmerze jede Bitternis, Ihr Leid ist edel, ist schön, wie die Seele dessen war, um den wir weinen. Von ganzem Herzen, teure, hochverehrte Frau Ihre Marie Ebner."

Die Wiedertäufer zu Münster.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

Seitdem widersetzte sich keiner mehr. Auch nicht, als die Propheten mit der Gemeinschaft aller Güter nun Ernst zu machen anfingen. Es sollte kein Eigentum geben im neuen Israel; was jeder brauchte, sollte er empfangen und nicht mit Gelde kaufen oder bezahlen. Wer aber geprägtes oder ungeprägtes Geld und Silber hatte, der sollte es in den gemeinen Schatz abliefern und wehe dem, der etwas zurückbehielt. „Ein Got, ein pot, ein Ei, ein Koicken", wie Knipperdolling zu sagen pflegte. Viel war nicht mehr einzuheimsen; wer etwas zu verlieren hatte, war längst aus den Toren. Langsam nur kamen die Bürger und kleinen Leute auf die Schreiberei im Rathause und legten ihr bißchen Erspartes auf den Tisch, den Notpfennig für böse Tage. Zögernd und widerwillig brachten die Weiber, was sie an Schmuckstücken hatten: die schönen silbernen Brustschnüre und -Gehänge, Knöpfe, Schnallen und Ringe. Unter die Predigt der Prädikanten mischten sich dunkle Drohungen. Die den Befehl Gottes mißachteten, und ihr Gold und Silber behielten und versteckten, die waren falsche Brüder und Gottlose. Und weil sie den Heiligen Geist betrügen wollten, so würden sie umkommen durch das Schwert der Gerechten und ausgerodet werden aus der heiligen Stadt Gottes.

Das Volk in Münster wußte jetzt, was das hieß. Wie ein eiserner

Druck lag die Furcht auf diesen Hunderten gewaffneter Männer, als die Propheten eines Tages die ganze Gemeinde auf dem Domhof zusammenkommen ließen. Das Schauspiel, das sie da aufführten, war schrecklich genug, um die Furcht in die armen geknechteten Seelen für immer einzubrennen. Der Prophet von Leyden hatte eine Offenbarung gehabt: Gottes Zorn war über Münster, der falschen Christen und Gottlosen halber. Die Gnadentür war verschlossen und die Zeit des Gerichts erschienen. Alle, die am Tage der Austreibung zwangsweise getauft waren, sollten beiseite treten aus der Gemeinde Gottes und ihre Waffen ablegen. Vielleicht, daß sie der Vater noch zu Gnaden annahm, wenn sie ihn baten . . .

Die unglücklichen Menschen, die in gedrängten Haufen abseits standen, zitterten und schrien um ihr Leben. Die Prädikanten rissen ihnen selbst das Rohr aus der Hand und den Harnisch vom Leibe, wenn das Entwaffnen nicht rasch genug ging. Zwischen den Wiedertäuferbanden, die finster und drohend warteten, lagen sie im Sand auf dem Domplatz, heulten und beteten und erwarteten jeden Augenblick die Hinrichtung.

Schließlich führten die Propheten den ganzen Haufen in die wüste Lambertuskirche und schlossen hinter ihnen zu. Da lagen sie mit dem Gesicht auf den Steinen, Weiber und kleine Kinder dazwischen, kreischten und schrien verzweifelt um Gnade, daß es schrecklich an die Gewölbe gellte. Männer und Frauen faßten sich kreuzweis um und taumelten tanzend die Kirche entlang, bis sie atemlos hinfielen und ihnen die heiseren Stimmen umschlugen. Keiner von den Eingesperrten glaubte, daß er lebend aus der Kirche herauskäme.

Drei Stunden dauerte die Todesangst. Endlich schloß Jan Bockelson, der Prophet, auf und ging mit einem der anderen Prädikanten in die Kirche. Auf einem Altar stehend verkündigte er den vor Angst halb Verstörten, von Gottes wegen, daß sie zu Gnaden wieder aufgenommen seien und fortan ein heiliges Volk heißen sollten.

Die Propheten wußten wohl, weshalb für sie alles darauf ankam, daß sie der Stadt sicher waren und keine falschen Brüder und Verräter unter sich duldeten. Denn seit dem 28. des Hornungs hatte Bischof Franz einen engen Ring von Schanzen, Blockhäusern und Lagerzelten um die Mauern geschlossen. Was für ein Schicksal sie bei einer Einnahme Münsters zu erwarten hatten, darüber ließ er die Belagerten nicht im Zweifel; denn er war am Ende seiner Geduld, und was ihm in den umliegenden Orten an Wiedertäufern in die Hände fiel, das ließ er ohne Gnade brennen.

Vorerst freilich hatte es mit einer Einnahme keine Not. Die Stadt lag sicher hinter ihren festen Außenwerken, ihren Wällen, doppelten Gräben und Mauertürmen. Wehrhafte Männer gab es genug, sowohl Münstersche Bürger als geworbene Landsknechte; und die finsteren neuen Heiligen wußten scharfe

Manneszucht unter dem Volke zu halten, wenn es not tat, mit dem Schwert oder Pulver und Blei. Ein regelmäßiger Wachtdienst war eingerichtet, vor jedem Tor neben Hauptmann und Rottmeister ein Prädikant. Lebensmittel waren noch reichlich in der Stadt. Die dazu bestellten Diakone waren von Haus zu Haus gegangen, hatten vom Keller bis zum Dachboden jeden Winkel durchsucht und alle Vorräte für das gemeine Wohl in Beschlag genommen. Dafür ging es hoch her bei den öffentlichen Massenmahlzeiten, die täglich in eigenen Gemeinschaftshäusern an den Stadttoren unter Verlesung von Bibelkapiteln und häufig mit dem Genuß des Abendmahls — in Gestalt eines Trunks Wein und kleiner runder „Koekesken" — beschlossen wurden. Unter den eigentlichen Wiedertäufern herrschte eine blinde Siegeszuversicht, die ihr Prophet Jan Matthießen, von dem sie „mehr hielten als von Gott", mit wilden Gebeten und Weissagungen aufzupeitschen wußte. Sie äußerte sich in dreisten Verspottungen des Feindes oder Schlimmerem. Einer alten Stute setzten die Belagerten eine Strohpuppe mit Bischofshut und Stola auf den Rücken, banden dem Gaul den Friedensvertrag, den der Landgraf von Hessen zwischen Stadt und Bischof vermittelt hatte, an den Schwanz und jagten ihn so auf das Lager zu. Einem feindlichen Trommler, den sie gefangen nahmen, schlugen sie den Kopf ab und steckten ihn neben der Trommel über dem Tore auf. Die Bischöflichen blieben ihnen keinen Schimpf schuldig. Verwegene Burschen unter den Landsknechten liefen an die Stadttore, hängten ihre alten zerrissenen Hosen daran und schrien hinauf: Schneider, flickt mir meine Hosen! Einzelne von ihnen büßten die Keckheit mit dem Leben, dafür schossen sie die halbwüchsigen Jungen, die mit frechen Gebärden die Belagerer verhöhnten, wie die Spatzen vom Wall herunter. Erbitterte Scharmützel und Ausfälle kamen alle Tage vor.

Eine Woche vor Ostern hatte Jan Bockelson, der Schneiderprophet aus Leyden, einen Traum. Er sah seinen Mitbruder Jan Matthießen blutig und von dem Spieß eines Bewaffneten durchstochen. Und als er erschrak, sprach eine Stimme zu ihm: „Fürchte dich nicht, du Mann Gottes, was ich durch Jan Matthieß ausgerichtet haben wollte, sollst du nun vollbringen und Jan Thießens Weib zur Ehe nehmen."

Am Ostersamstag war der Prophet Matthießen mit seinem Weibe Divara zu einer „Brueloft", einer Hochzeit, geladen. Als sie sich nun mit Braut und Bräutigam fröhlich machten, — denn auch die Wiedertäufer waren „fröhlich in dem Herrn", wenn sie zusammensaßen, — kam über Jan Matthießen der Täufergeist, daß er die Hände rang, den Kopf wiegte und tat, als ob er sterben wollte. Zuletzt sprach er: „O lieber Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst!" stand auf, küßte die anderen Brüder mit dem Friedenskuß und ging mit seinem Weibe aus dem Hause.

Am anderen Tage erklärte der Prophet plötzlich, daß er Befehl und Offenbarung vom Vater habe, auszurücken, denn er werde heute als ein neuer Gideon alle Feinde in die Flucht schlagen und die Stadt Gottes befreien. Nur wenige blind fanatische Anhänger boten sich an, mit auszuziehen. Das wahnwitzige Unternehmen fiel aus, wie zu erwarten war. Von den Wällen sahen die Brüder, wie das tolldreiste Häufchen sich verzweifelt gegen die zehnfache Überzahl um sein Leben schlug und der Prophet selber am Ende zwischen Flüchtenden und Erschlagenen buchstäblich in Stücke gehauen wurde.

Jetzt aber war Jan Bockelsons Stunde. Mitten in der Bestürzung des verstörten Volkes, das bei diesem furchtbaren Ende des Propheten an seiner und seiner Genossen Weissagung und Sendung heimlich zu zweifeln anfing, hielt er auf dem Kirchhof zu den grauen Mönchen eine öffentliche Predigt, die ein Meisterschlag war: Gott hatte zwar dem Propheten verheißen, er werde die Feinde in die Flucht schlagen und dies würde auch unfehlbar geschehen sein, wenn Matthießen sich allein auf Gott verlassen und nicht eitlen Ruhm und eigene Ehre gesucht habe. So aber wäre er seiner Überhebung willen von Gott gestraft. Aber die Brüder und Schwestern sollten nicht verzagen um seinen Tod, denn Gott werde ihnen einen Propheten erwecken, der noch größer und höher sei als Matthießen. Ihm selbst, Bockelson, habe der Vater schon acht Tage zuvor durch den Geist dieses Gericht verkündigt und ihm geboten, des Verstorbenen Weib zu nehmen, was ihn sehr gewundert habe, da er schon ein Eheweib zu Leyden zurückgelassen habe. Er habe das Gesicht gleich dem Knipperdolling erzählet, der es bezeugen könne ...

Divara von Harlem war schön, eine weiß und rote üppige Holländerin mit „heidenmäßigem und ernsthaftem Gang"; und was der Geist geboten hatte, das mußte recht sein. Der Vater hatte damit selbst einen Fingerzeig gegeben, welchen Propheten er für Jan Matthießen erwählt hatte. Jan von Leyden stand plötzlich auf der Stelle, nach der seine versteckte Herrschgier längst gebrannt hatte.

Dieser merkwürdige Mann, der nun zu Münster Herr über Leben und Tod war, ist seinen Gegnern wie seinen Anhängern nie ganz durchschaubar geworden. Eine Mischung von blindem Sektiererwahnsinn und weltlicher Verschlagenheit, von Grausamkeit, Gier, Eitelkeit und blendender Begabung, wußte er sich die Seelen derart zu eigen zu machen, daß sie vor seinem Wink und Willen zitterten und sich lenken ließen wie Puppen an Drähten. Vor allem die Weiber, blutjunge Mädchen sowohl wie Ehefrauen, liefen wie unter einem Zwang dem schönen, zügellos sinnlichen Manne zu, der seine Macht über sie gewissenlos mißbrauchte. Selbst aus einem Ehebruch geboren, war er zu Leyden bei Verwandten aufgewachsen und hatte dort das Schneiderhandwerk gelernt. Schon als junger Mensch voll unruhiger Pro-

jekte, redegewandt und in allen Sätteln gerecht, trieb er sich viel in der Welt um, teils als Schneidergeselle, teils auch als vagierender Komödiant, heiratete früh eines Schiffers Witwe und hielt eine Weile die schlecht berüchtigte Schenke zu den drei Heringen am Stadttor von Leyden. Auf seinen unruhigen Fahrten war er auch mit der wiedertäuferischen Lehre bekannt geworden, die mit ihrer brennenden Erwartung des nahen tausendjährigen Reichs seine phantastische Natur packte, und war bald ihr heftiger Bekenner und wandernder Prophet. So war er auch in Münster, wohin ihn Rothmanns Ruf gezogen, schon verschiedentlich aufgetaucht, lange ehe er dort seine große öffentliche Rolle spielte.

Bernhard Rothmann selbst stand jetzt nicht mehr so im Vordergrunde wie zu Anfang der Bewegung, aber der geschickte Volksprädikant verstand es, sich auch unter der Prophetenherrschaft eine sichere Machtstellung zu erhalten. Unter allen diesen ungelehrten Fanatikern der einzige studierte Theologe, verfaßte er ihnen ihre Sendschreiben und Streitschriften und gab den göttlichen Befehlen und Zwangsmaßregeln der Propheten in öffentlicher Predigt vor dem Volk die biblische Begründung. Die Bibel war ein schreckliches Buch in den Händen dieses Mannes, der in dreister Mißdeutung die Rechtfertigung für jeden Frevel in ihrem Wort zu finden wußte und dadurch dem Machthaber Jan Bockelson von Leyden bald zur unentbehrlichen rechten Hand wurde.

Bockelsons Anhänger und Hauswirt, der fanatische Knipperdolling, stand eigentümlich zu dem Propheten. Gegen den Zwang, der von dem dämonischen Menschen ausging, hatte auch er sich nicht wehren können, und schien ihm mit Haut und Haar ergeben, aber unter der Decke dieser Ergebenheit bohrte in ihm eine geheime Eifersucht auf den Stadtfremden, der ihn, dem Eingesessenen, hochfahrend von der ersten Stelle drängte. Knipperdolling war nicht so klug wie Rothmann, der dem Leydener Propheten diesen ersten Platz ruhig gönnte. In dem gewesenen Tuchhändler brannte der Ehrgeiz, ebensoviel zu sein, wie der andere, und seine eigenen Gesichte und Offenbarungen zu haben. So trieb ihn denn kurz nach Matthießens Ende der Geist, daß er öffentlich auftrat und verkündigte, das Hohe müsse erniedrigt und das Niedrige erhöht werden. Daher müßten alle Kirchen und Türme der Stadt abgerissen und niedrig gemacht werden, damit ihre Höhe den Vater nicht beleidige. Drei geschickte Baumeister wurden mit der unsinnigen Aufgabe betraut. Draußen im bischöflichen Lager erschraken die Soldaten vor dem donnernden Krachen, mit dem die bleigedeckten massigen Türme zusammenstürzten. Der eine begrub den waghalsigen Baumeister, der ihn stürzte, unter seinem Getrümmer.

Jan von Leyden hatte Knipperdolling gewähren lassen, aber er durch-

schaute ihn. Er strafte seine Anmaßung damit, daß er vor versammelter Gemeinde erklärte: Da alles Hohe erniedrigt werden müsse, so sei es billig, daß auch das Haupt der Stadt, ihr Bürgermeister, heruntersteige. Es sei daher der Wille des Vaters, daß dieser das niedrigste aller Ämter, das Scharfrichteramt, hinfort verwalte. Er übergab Knipperdolling das Schwert der Gerechtigkeit und belegte ihn mit dem neuen Titel eines Schwertführers.

Knipperdolling nahm das furchtbare Amt, das im neuen Jerusalem keine Sinekure sein sollte, ohne Widerrede an. Er mochte einsehen, daß jede Widersetzlichkeit gegen den Propheten sein Verderben sein mußte, denn Jan von Leyden war jetzt das Haupt des neuen Israel und brauchte nur zu winken, um die ganze Stadt in Raserei zu versetzen. Wenn er auf offenem Kirchhof bei den grauen Mönchen predigte, kam es vor, daß ein wahnsinniger Taumel über die versammelte Menge fiel, die Mannsleute mit bloßen Schwertern durch die Stadt rannten und schrien, der Vater habe ihnen das Schwert gegeben, die Ungerechtigkeit zu strafen, die Weiber aber mit fliegenden Haaren die Straßen entlang tanzten, bis ihnen Atem und Sinne vergingen. „Diese suloe frowen und megde, die so gedanßet hebben, die weren so bleich und so wiet in ir angesicht, wo dat sie weren doet gewest . . . .“

Der Prophet selber wurde jetzt täglich mit Offenbarungen und Gesichten begnadet. Wenn der Geist über ihn kam, legte er sich in Kreuzgestalt rücklings auf die Erde, bisweilen schrieb er die Eingebungen des Vaters mit Kreide auf den Erdboden. Eines Nachts raste er nackend durch alle Straßen und schrie mit furchtbarer Stimme durch die Dunkelheit Bußrufe und Drohungen. Als er taumelnd in Knipperdollings Haus ankam, machte er der angstvoll zudrängenden Menge nur Zeichen und schrieb auf, daß er stumm sein solle bis auf den dritten Tag.

Wo der Wahnsinn aufhörte, wo bewußte Mache anfing, läßt sich bei diesen Zuständen nicht auseinanderlösen. Bei allem Dunklen und Schwankenden in Jan Bockelsons Bild steht die fanatische Ehrlichkeit seiner wiedertäuferischen Überzeugung bis in Folter und Tod hinein über allem Zweifel. Die schrankenlose Herrschaft, die er jetzt im neuen Zion ausübte, riß seine phantastische Abenteurernatur in eine blinde Machttrunkenheit hinein, die alle menschlichen und göttlichen Ordnungen umstürzte und die eigenen Leidenschaften als Eingebungen Gottes ansah.

Umzustürzen gab es in Münster noch manches. Der Bürgermeister war zum Scharfrichter erniedrigt, aber noch stand die städtische Verfassung mit Rat, Älterleuten und Gildemeistern. Als der Prophet jetzt, nach drei Tagen, die Sprache wieder erlangte, war es, um eine neue Offenbarung des Vaters zu verkündigen, die den alten Zuständen ein Ende machte. Das neue Jeru-

salem sollte nicht mehr nach menschlicher Ordnung, sondern nach göttlicher Eingebung regiert werden. Wie bei dem Volk Israel sollten zwölf Älteste eingesetzt werden, die die Gewalt des Schwertes haben sollten. Der Prophet selbst wählte die Ältesten, zwölf ihm völlig ergebene Männer, Hermann Tylbecke, den früheren Bürgermeister, darunter.

Das neue Regiment sah anfangs nicht aus, als sollte es ein Regiment wildester Willkür werden. Das erste Edikt, das die zwölf Ältesten ausgehen ließen, war eine Zusammenstellung aller der Punkte aus der Heiligen Schrift, auf deren Übertretung die Strafe des Schwertes stand. Nicht nur wer stahl, die Ehe brach, Gott lästerte oder Eltern und Obrigkeit nicht gehorchte, auch wer da log, verleumdete, haderte und zürnte, der sollte „des Todes sterben". Das Wort Gottes sollte das einzige Gesetz und das neue Israel ein heiliges Volk sein.

Und dieses Gesetz stand nicht nur auf dem Papier. Selbst die Gegner mußten zu dieser Zeit zugeben, daß es keine Betrunkenen in der Stadt gab, daß es würdig und christlich zuging bei ihren brüderlich gemeinsamen Mahlzeiten, beim Abendmahl und in den Schulen, daß die Wiedertäufer in ihren Schriften und Sendbriefen als rechte und gute Christen erschienen und auf ihren Glauben auch mit Freudigkeit zu sterben wußten. Truppweise fielen die Soldaten des Bischofs, denen solche Sendschreiben mit Steinen oder Pfeilen ins Lager geworfen wurden, von der Fahne ab, weil sie es für unrecht achteten, gegen so fromme Christen und Heilige Gottes Krieg zu führen.

Es war auch, als ob ihr blinder Glauben jedem einzelnen dieser Heiligen die Kräfte von drei Männern gab. Ihre tollkühnen nächtlichen Ausfälle, bei denen sie als Erkennungszeichen die linnenen Hemden über den Harnisch zogen, kosteten dem Bischof jedesmal Dutzende Toter und Gefangener. Bei einem Sturm, den die Bischöflichen am Pfingstmontag schlecht vorbereitet und ohne rechtes Kommando unternahmen, wurden die angetrunkenen Landsknechte mit solcher Wucht zurückgeschlagen, daß sie ihre Sturmleitern im Stich ließen und in blinder Verwirrung ins Lager zurückflüchteten. Kurz darauf rückten die Belagerten auf eine Offenbarung ihres Propheten in der Nacht aus, überfielen die feindlichen Vorposten bei Würfeln und Saufgelage und schlugen sie tot, vernagelten die großen Kanonen in den Weingärten vor der Stadt und waren wieder sicher hinter ihren Mauern, ehe das ganze Lager in Alarm war. Einzelne verwegene Schützen wagten sich bei hellem Tag aus dem Tor und knallten die Landsknechte nieder, wenn sie sich zur Verfolgung aus den Lagerschanzen locken ließen. Ein Münsterscher Bürger, der zur Nachtzeit auf dem Wall Posten stand, hörte eine Stimme, die ihm befahl, hinzugehen und die Städte der Gottlosen mit Feuer zu verheeren.

Ein paar Tage später stand Wollbeck, wo des Bischofs große Pulvermagazine waren, in Flammen. Der fanatische Mordbrenner, der zu Drensteinfurt gefaßt wurde, büßte am Brandpfahl.

Über Hille Feiken, eine Wiedertäuferische aus der Gegend von Leuwarden, „ein junck sonderlich koenes Mensch“, kam um diese Zeit der Geist, als sie eine öffentliche Predigt über Judith, die Heldin von Bethulia hörte. Sie ging zu Knipperdolling und dem Propheten und eröffnete ihnen, daß Gott ihr eingegeben habe, sie solle tun wie Judith und die Stadt Gottes von ihrem Feinde, dem Bischof, befreien. Es wurde ihr an Ringen und Ketten aus dem gemeinen Schatz gegeben, soviel sie wollte, dazu ein Zehrpfennig von zwölf Gulden. Die schöne Frau, die früh am Tag in vollem Schmuck aus der Stadt ging, wurde gleich von den Soldaten aufgefangen und zum Drosten von Wollbeck gebracht. Dem erklärte sie, sie sei des Unwesens in der Stadt und der harten Arbeit auf Schanzen und Wällen überdrüssig und mit Bewilligung ihres Mannes entwichen, um Seiner Gnaden sichere Mittel und Wege zur Gewinnung der Stadt zu verraten. Sie verlangte selbst, beim Bischof vorgelassen zu werden, um ihm ihre Anschläge zu eröffnen. Jeder anfängliche Verdacht verflog vor ihrer Frauenklugheit und Frauenschönheit, und der Bischof war nahe daran, das Holofernesende zu finden. Es wird erzählt, Hille Feiken habe ein kunstvoll gesticktes und stark vergiftetes Hemd zum Geschenk für den Bischof mitgebracht.

Ein Münsterscher Bürger, Hermann Ramers, der trotz gezwungener Wiedertaufe heimlich am alten Kirchenglauben hing, kam als Überläufer ins bischöfliche Lager und verriet sie. Die Judith von Münster leugnete keinen Augenblick, daß sie gekommen sei, den Bischof „zum Zeichen Holofernes zu machen“, und erklärte sich willig, jede Strafe zur Ehre des Vaters zu leiden. Ihr Glaube an ihre Berufung war so fanatisch, daß sie behauptete, der Scharfrichter werde keine Macht über sie haben. „Wante sie meinde, dat sie so hillich were.“ Der Scharfrichter holte dessentwegen so stark aus, als solle er nicht den Hals einer weichen jungen Dirne, sondern eine alte Eiche abhauen.

„Aber“, so sagt Meister Gresbeck, „worden die wiederdoepers doit geslagen, dair en fragten sie auck ein deil nicht na. Wan der Wiederdoepers ein doit blief, so sachten sie, die hedden frommelick gestreden und hedden die Krone verdient, derselve wer bei dem Vader, so wolde Gott sein Volk balde redden. Wan sie so doit bleven, dat was all des Vaders willen.“

Es ist das Erschütternde dieser dunklen Tragödie, daß soviel Bekennermut und Todestrotz, soviel echter glühender Eifer für das Reich Christi und die Gerechtigkeit, wie er in diesen finsteren Fanatikern zweifellos brannte, am Ende in Blut, Wahnsinn und Schanden untergehen mußte. Diese derben, niederdeutsch schweren Menschen konnten sich die morgenländische Mystik der

Apokalypse nicht anders zu eigen machen als in kräftig sinnlichen Bildern; und so wuchs sich ihnen in furchtbarem Irrtum die phantastische Vorstellung des tausendjährigen Reichs Christi auf Erden zu jenem wilden Zerrbild ihres neuen Zion zu Münster aus, in dem sich die zügellose Sättigung niedrigster Leidenschaften den Mantel der Heiligkeit umhängte.

Die Keime dieser Entwicklung wucherten längst schon im Dunkeln. Münster war überfüllt von Frauen, Eheweibern und Töchtern der zugewanderten Wiedertäufer aus Holland und Friesland, entlaufenen Klosterjungfern und anderen heimatlos umgetriebenen Frauenwesen. Aus ihrem Alltag aufgestört und zu fremden Verzückungen und Gesichten hingerissen, haben sie von Anbeginn eine Rolle in der Münsterschen Bewegung gespielt. In dem schwülen Dunstkreis ekstatischen Schwärmertums brütet von jeher die Sinnlichkeit. Die Wiedertäufer richteten freilich angesichts des feindlichen Lagers vor dem Judenfelder Tor noch zu Beginn des Sommers 1534 einen Landsknecht hin, der Ehebruch begangen hatte. Aber ihr Prädikant Bernt Rothmann hatte eine übelberüchtigte Frau, eines Münsterschen Stadtsyndikus Witwe, zur Ehe genommen, der er, wie die Rede ging, „noch bei Lebzeiten ihres Mannes mit dem evangelischen Geist zugleich eine verbotene Liebe soll eingeflößt haben." Und der Prophet von Leyden besaß schon eine zweite Ehefrau, zu der ihm die besondere Offenbarung des Vaters verholfen hatte.

Es wird erzählt, daß ein bischöflicher Landsknecht und Überläufer, der als Katechet bei Knipperdolling einquartiert war, den Propheten Bockelson nachts habe zu seines Hauswirts Magd schleichen sehen. Er hatte nicht den Mund darüber gehalten. Um seinen Ruf zu retten, habe der Prophet sich entschlossen, mit seiner neuen Lehre vom Ehestand öffentlich hervorzutreten.

Das gemeine Volk hatte bis dahin in dumpfer Ratlosigkeit oder Furcht mitgemacht und zugesehen. Aber jetzt stutzte es vor den unerhörten Dingen, die seiner Gläubigkeit von den Prädikanten und Propheten zugemutet wurden. Gottes Wille war, predigten diese, daß die Welt vermehrt werde. Deshalb sollte jeder Mann nicht nur eine, sondern mehrere Weiber nehmen, gleichwie auch die Erzväter Abraham, Jakob und David. Denn nur so werde sein Wille erfüllt und der Ehestand ihm ein rechtes Wohlgefallen.

Als am 23. Juli, wie gewöhnlich, unter freiem Himmel auf einem der Kirchhöfe, die erste Predigt über den neuen Ehestand gehalten wurde, schlossen die Leute einen Kreis und fingen an, hitzig über den Gegenstand zu streiten. Erst nach Stunden liefen sie erregt auseinander, ohne Einigung.

In den nächsten Tagen war eine dumpfe Aufregung in der Stadt. Jan Bockelson und die Prädikanten machten sofort Ernst mit der neuen Lehre und nahmen sich zwei oder drei Weiber zur Ehe. Je mehr einer hatte, je besserer Christ war er. Über die fremden Wiedertäufer, diese starren Männer

der Gerechtigkeit, war mit einem Schlage ein Feuer unlauterer Gier gekommen, daß sie ehrbaren Bürgertöchtern, Wittwen und verlassenen Frauen die Häuser einliefen. Widerstand war Ungehorsam gegen den Willen des Vaters. Es wurde bekannt gegeben, daß jede Frau einen Mann zu nehmen habe, mannbare Jungfern und Witwen sowohl wie die Frauen, deren Männer ihres Glaubens halber an jenem verhängnisvollen Freitag im Februar aus der Stadt getrieben waren. Hätten dieselben Frauen — sagt Meister Gresbeck — gewußt vor dem Freitage und auf dem Freitage, was sie auf das letzte gewahr wurden, sie hätten alles stehen lassen, das sie gehabt hätten und wären mit den Männern aus der Stadt gezogen .... Hätten sie zuvor gewußt, der gemeine Mann von Männern und Frauen und von Mägden, jung und alt in der Stadt, ..., was sie nach dem Freitage „wieß wurden", da wäre nicht ein Kind in der Stadt geblieben ....

Alles, was noch von bürgerlicher Ehrbarkeit, von Menschenverstand in der Stadt Münster war, murrte auf gegen das wüste und unheimliche Unwesen, das in wenig Tagen reißend um sich griff. Auf offner Straße kam der frühere Altermann und Schmied Mollenhecke, ein rechtschaffener und angesehener Bürger, darüber mit Knipperdolling aneinander und rief in hellem Zorn und Jammer laut in die Höhe: „O Gott im Himmel, sieh hernieder und strafe das große Unrecht, das in dieser Stadt geschieht ...!"

Den 30. Juli in der Nacht versammelte dieser selbe Mollenhecke heimlich in seinem Hause, was er noch an Gutgesinnten unter Bürgern und Landsknechten hatte zusammenbringen können. Da verbanden sie sich, den fremden Mann mitsamt Wiedertäuferei und neuem Ehestand aus der Stadt zu jagen. Der Bischof sowohl wie der vertriebene alte Rat sollte zurückgeholt werden und alles zu Münster wieder so sein, wie es vordem gewesen war. Dem entschlossenen kleinen Haufen glückte es noch in der gleichen Nacht, Bockelson, Knipperdolling und einen Teil der Prädikanten aufzuheben und im Stadtkeller gefangen zu setzen. Als Mollenhecke in erster Morgenfrühe von Quartier zu Quartier Alarm trommeln ließ und das Rathaus besetzte, liefen ihm die Bürger haufenweise zu. In Lärm und drohendem Geschrei machte der lange verhaltene Volkszorn gegen die stadtfremden Bedrücker sich Luft. Den Prädikanten Schlachtschap, bei dem sie vier Weiber im Haus gefunden hatten, setzten sie in den Kaak, die empörten Bürgersfrauen liefen davor zusammen und warfen ihn mit Schmutz und mit Steinen.

Hätten die Bürger nun ihren Vorsatz ausgeführt, eines der Tore eingenommen und den Bischof hereingeholt, das Schicksal der unglücklichen Stadt hätte sich mit diesem Tage gewendet. Aber die Wiedertäufer waren rascher. Gleich bei Ausbruch des Aufruhrs hatten sie sämtliche Stadttore doppelt besetzt und die Bürger, die einzeln oder in Trupps zum Auskund-

schaften sich in die Nähe wagten, festgenommen oder mit Schüssen zurückgejagt. Gegen Mittag rückten sie in geschlossener Schar auf den Markt, an sechshundert oder mehr. Der Schrecken, der an ihrem Namen hing, lief vor ihnen her, daß der Markt halb leer war, ehe sie ankamen. Der kleine tapfere Haufen der Aufrührer, der sich plötzlich allein sah, flüchtete vor dem wütenden Angriff der Wiedertäufer in das Rathaus, das sie hastig verbarrikadierten. Aber die brüllende Menge draußen brach im Sturm die Türen auf, holte die Propheten und Prädikanten aus dem Gefängnis und richtete das schwere Geschütz, das ihre Weiber selbst auf den Markt geschleppt hatten, auf die Fenster des oberen Stockwerks, wo sich die verzweifelten Bürger verschanzt hatten. Da sahen diese selbst, daß sie verloren waren, winkten mit den Hüten aus den Fenstern, warfen die Waffen weg und baten um Gnade. Die Wut der Wiedertäufer war so rasend, daß sie ihre Gefangenen mit Schlägen und Stößen viehisch mißhandelten und es ein Wunder war, wenn die Unglücklichen lebendig im Stadtkeller ankamen.

Die Folge dieses Aufruhrs war eine Massenschlächterei, wie Münster auch unter der bisher schon eisernen Herrschaft der Wiedertäufer noch keine gesehen. Gleich in den ersten Tagen wurden fünfundzwanzig von den Gefangenen mit Hakenbüchsen vom Leben zum Tode gebracht, daß sie im bischöflichen Lager draußen die Knallerei hörten. Um das Pulver zu sparen, erfanden sie andere Todesarten, hieben sie auf gräßliche Weise mit kurzen Degen zu Tode oder schlugen ihnen den Kopf ab. Knipperdolling selbst, der Schwertführer, wurde seines furchtbaren Amtes müde und ließ es jedem, der da wollte. „Wer Lusten hadde, einen doit tho schlain, der mochte einen nehmen und schlain den doit. Wie sie ihn tho dode brachten, dat was even foel (gleichviel)."

Ein unglücklicher Bürger bat sich als letzte Gnade vor dem Todesgang aus, Weib und Kinder sehen zu dürfen. Als es ihm verweigert wurde, riß er sich auf dem Wege zum Domhof los und rannte mit verzweifelter Kraft seinem Hause zu. Seine Henker faßten ihn, ehe er es erreichte. Auf offener Straße wurde er in Stücke gehauen und die Leiche nach dem Domhof geschleift. Dort wurden die Gerichteten wie verreckte Hunde in zwei große Grabkuhlen geworfen.

Der letzte Widerstand war in Blut erstickt. Und nun brach für Münster eine Zeit an, wo in der eingeschlossenen Stadt alle niedrigen Leidenschaften wie losgelassene Tiere wüteten und der helle Wahnsinn ein grauenhaftes Blutregiment führte. Die diese Zeit gesehen und ihr Leben davongebracht haben, sind nicht viele gewesen. „Derselven ein deil, die noch im Leven sint, den verwundert noch datselve Wesen, dat in der Stat is geschehn und bedreven, dat et nicht tho sprecken ofte tho sagen is; want es is ein grote Straef von Got gewest in der Stat Menster."

Es kamen zu Münster fünf oder sechs Weibsleute auf einen Mann; aber das war längst nicht genug bei dem wüsten Wettlauf nach Weibern, der jetzt unter den plötzlich entbrannten Heiligen entstand. Wo sie eine Frau, eine Jungfer oder eine junge Magd wußten, liefen ihrer fünf oder sechs darnach und setzten ihr zu, so daß die Prädikanten und Ältesten eingreifen mußten, um die Frauen notdürftig gegen dreiste Gewalttätigkeit zu schützen. Wer zwanzig Jahr und länger mit seinem Weibe ehrbar gelebt und Kinder gehabt hatte, über den kam jetzt der Taumel, daß er lief und sich ins Haus holte, was er an Weibern fand. Die verlaufenen Nonnen von Überwasser und St. Ägidien waren nicht wählerisch, nahmen Schuster oder Soldaten, gewesene Pfaffen und Bauern. Was sonst als Dirne an den Kaak gestellt oder aus der Stadt gestäupt wäre, das machte sich jetzt schamlos breit vor aller Leute Augen. Der Ehestand war zum heidnischen Schandenleben geworden und das Laster heilig gesprochen im neuen Jerusalem. „Do heft der Düwel gelacht."

Im bischöflichen Lager kamen um die Zeit mit ihren Kindern im Arme verzweifelte Frauen an, die es nicht hatten verstehen können, daß Gott sollte ihren Männern das geboten haben, vier oder fünf andere Frauen zu ihrem rechtmäßig angetrauten Eheweib zu nehmen. Zu Münster wurde eine ertrunkene Frau in ihren Kleidern aus dem Wasser gezogen. Unter dem gemeinen Volke wußte keiner, wie sie zu Tode gekommen war. Aber dunkle Gerüchte gingen, daß sie um des Ehestands willen sich selbst ertränkt hatte, oder daß sie die Propheten und Prädikanten hatten ertränken lassen. Denn Widerstand hieß Tod. Die sich weigerte, ein anderes Weib neben sich zu dulden oder ihrem Herren gar selbst ins Haus zu holen, die mit ihren Mitfrauen in Haß und Zank um den Mann lebte, die wußte, was ihrer wartete. Zuerst das Kloster Rosental, wo die verstockten Eheweiber und die christlichen Schwestern, die keinen Mann wollten, eingesperrt, hart gehalten und von den Prädikanten ermahnt und bedroht wurden. Wenn das nicht half, tat Knipperdolling seine Arbeit mit dem Richtschwert. Ein Menschenleben galt zu Münster nicht viel. Das Niederknallen, Henken und Köpfen war eine Art furchtbarer Kurzweil geworden, die auch Unberufene ausübten. Selbst der Prophet von Leyden, der an wüster Zügellosigkeit alle überbot, führte bisweilen mit eigener Hand das Schwert der Gerechtigkeit, um seine Schreckensherrschaft vor aller Augen blutig zu erweisen.

(Schluß folgt.)

Familienbriefe von Karl Stauffer-Bern.

Dresden, Montag 80.

Meine Lieben

.... Dresden ist die schönste Stadt, die ich gesehen und die Dresdener Gallerie die schönste Gallerie, die ich bis dato kenne. Ich komme also in der Frühe um 8 Uhr in Dresden an, und um 9 Uhr war der Karl schon in der Gallerie. Dieses Galleriegebäude ist nun der Schluß einer großartigen Roccocoanlage von kolossalen Dimensionen, die früher das königliche Schloß gebildet haben, benamset „Zwinger". Der eine Teil des Gebäudes der Gallerie geht auf den „Zwingerhof", der andere auf den Theaterplatz, auf welchem sich in klassischer Schönheit das neue Dresdner Hoftheater von Gottfried Semper aufbaut. Wenn man nun bedenkt, daß auf der einen Seite noch die Brühl'sche Terasse dazukommt und die große zopfige katholische Kirche und im Hintergrund die ungeheure Elbbrücke, die alle den großen Platz einfassen, der etwa beiläufig so groß ist wie die große Schanze mit samt Sternwarte vom Bogenschützenleist bis zum Henkersbrunnen, so könnt Ihr Euch einen Begriff machen von dem Eindruck, den man da bekommt. Das Galleriegebäude halte ich für die beste Arbeit Sempers, schöner noch als das berühmte Theater. Es ist ein Bau, wie er nur alle 2, 3 Jahrhunderte ein paar wenigen Leuten gelingt. In der Gallerie nun da hat es schöne Sachen. Ich bin noch jetzt ganz sturm davon. Ich will Euch aber doch versuchen einiges zu schildern, was mir am besten gefallen hat. Da ist vor allem aus zu nennen Rafael Sanctius Urbinus: Sixtinische Madonna. Sie haben es leider unter Glas gestellt, so daß es fast aussieht wie ein Aquarell und sehr viel an Farbe verliert und Körper. Dessen ungeachtet ist es die schönste Leistung eines Malers in dieser Weise wenigstens, die ich kenne .... Die feine maßvolle Composition, die wunderbaren Figuren, die maßgebend geblieben sind für Jahrhunderte, der Geist, der in jeder einzelnen Figur, respektive Kopf liegt, ist wirklich großartig. Dessen ungeachtet glaube ich doch, daß für 999⁸/₉/1000stel, die diese Madonna in Schaaren in dem Kämmerlein, das man ihr gebaut hat, pflichtschuldigst bewundern und angaffen, dieses Bild, wie überhaupt das beste was Kunst und Poesie hervorgebracht, ein Buch ist, das für sie mit 7 Siegeln verschlossen ist und bleibt; denn um ein solches Kunstwerk würdigen zu können und zu empfinden muß man eben selber mehr oder weniger Poet oder Künstler wenigstens im Geiste sein. Dann kommt unser Landsmann Hans Holbein als der einzige in dieser Gallerie würdig nach Rafael genannt zu werden. Seine Madonna, die berühmte, die er zwar mit keinem Aug' gesehen, ist eine Copie und zwar teilweise ziemlich flaue Copie des

Darmstädter Originals. Holbein hat daran keinen Pinselstrich meiner Ansicht nach gemacht, dessen ungeachtet ist das Bild das einzige, was ich vergleichen möchte mit obigem. Hingegen ist von Holbein ächt da das Portrait von dem Goldschmied Heinrich des achten von England. Es ist eines der allerschönsten Portraits, die ich kenne und ich möchte bloß Tizian noch neben ihm genannt haben. Er ist mir aber auch viel lieber als alle Tizian, die ich gesehen (Portraits) und ich halte ihn, Holbein, für den König aller Portraitmaler. Diesen Goldschmied muß man gesehen haben und vielleicht gefällt er selbst da auch den wenigern. Es ist von Holbein noch etwas da, ein kleines Bildnis des Sohnes und seines Vaters, ein wahres Kleinod, rasend schön. Dann kommt der Paolo Caliari genannt Veronese mit einer Hochzeit zu Cana, Anbetung der heiligen 3 Könige, Vorstellung der Maria, Kreuztragung, Auffindung des Moses. Wie ich diese Bilder sah, ist mir wieder ein Kerzlein aufgegangen, was Colorit im großartigen Sinne für ein Bild heißt. In München sind zu wenig venetianische Bilder, um sich einen Begriff zu machen von dieser tiefgoldenen Farbenpracht und unerschöpflichen Lebensfülle alt venetianischer Kunst. Ich nehme alle miteinander, Giorgione, Tizian, Paolo Veronese, Palma Vecchio und andre, lauter Leute, die förmlich schwimmen im Goldschein ihrer Farben. Natürlich muß man so einen dekorativen Veronese, der schon ungeheuer gelitten, dessen Schatten teilweise zugedunkelt und schwarz und rauchig geworden nicht so sehen, wie er wirklich ist nach 300 Jahren, sondern wie ihn der Künstler dazumal gemalt hat, was man sich, wenn man koloristischen Sinn hat, eben zusammenstellen kann und im Geiste vor sich sehn. Nicht jeder kann's, aber ich kann's. Dann kommt der Petrus Paulus Rubens, und der Don Diego Velasquez de Siloa und als dritter im Bund der Meister Rembrandt van Ryn, als Maler, die eine fast hundert Jahre spätere Kunstperiode vertreten, und da muß ich nun sagen, die sind mir alle gleich lieb. Ich kann im Portrait keines von diesen dem andern vorziehen. Von Velasquez ist ein Portrait da, das ich morgen zu kopieren anfange, eines der größten Meisterwerke der Portraitkunst. Es soll glaube ich einen spanischen Granden vorstellen, jedenfalls einen furchtbar leidenschaftlichen Menschen, alten Graukopf mit schwulstigen Lippen. Seitdem ich den gesehen, bin ich keinen Augenblick mehr im Zweifel, wem der Spanier, den ich in München kopiert, zuzuschreiben sei, keinem andren als Velasquez selber. Von Velasquez sind noch 3 Nummern hier, während Rembrandt's etwa 25 und Rubens an die 40, einer schöner als der andre; von Rubens und Rembrandt, aber besonders von ersterem sind viel Portraits da, aber gute (Rubens Söhne), von Rembrandt alte Juden, Selbstportrait, seine Frau Saskia von Uylenburg. Es ist lauter Lust und Freude sie anzuschauen. Van Dyk ist

auch gut vertreten, aber lange nicht so dominierend wie in München. Von ihm sind hier das Portrait Karl des I. von England, seiner Kinder, eines 150jährigen Schotten mit Namen Scott und viele andre. Vor der Hand also genug über die Gallerie. . . . .

Dresden 4 Sept. 80.

. . . . . . Es ist nämlich eine eigentümliche Sache um das Portrait. Ist Jemand alt, so soll man ihn jung machen, ist jemand häßlich, muß man ihm schmeicheln, hat Jemand Falten, die darf man ja nicht machen. Es ist manchmal ziemlich zum aus der Haut fahren, aber es geht, und man kann halt was verdienen. Frau B. hat ein sehr interessantes Köpfchen. Es macht mir Vergnügen, sie zu malen; bei ihm war es schrecklich. Er hat furchtbar viel zu tun und kann immer nur so im Vorbeigehen ein Stündchen sitzen. Ihr könnt Euch denken, daß das die Arbeit nicht sehr erleichtert. . . . .

Dresden, Sept. 80.

. . . . In Meißen habe ich mir die Albrechtsburg angesehen, der schönste gothische Profanbau, der mir bekannt ist. Es ist gar nicht zu beschreiben; hoch auf dem Berg tronen der alte gothische Dom und die Burg, Überreste grandioser Kunst und Zeugen gewaltigen Schaffens längstvergangener Zeiten. Die schöne Gothik kommt mir immer vor wie die Wunderblume der Architektur. Sie wächst empor wie eine Pflanze nach oben strebend und wendet ihre Blüten dem Licht und der Sonne zu. Ich glaube der Künstler, der die Gothik erfunden hat, ist einmal an einem schönen Abend in einem Buchenwalde auf dem Rücken gelegen und hat geträumt er sei in einer Kirche, darin es ihm so gut gefalle, daß er sich eine nach dem Muster erbaut hat. Was wir Modernen Gothik nennen und in solchem Styl bauen, ist nichts als ein mißverstandenes Zeug. Da gehören Leute dazu, die in der Luft Walter v. d. Vogelweides, in gesunder jugendlich naiver Naturanschauung gelebt haben, deren Streben nichts zu hoch war und die aus der Tiefe des Gemüts bauten, eigentlich nicht bauten, sondern wachsen ließen die schlanken steinernen Kinder ihres herrlichen Geistes. Was uns jetzt unter Gothik geboten wird, ist nimmer eines guten Geistes Kind. Wir sind nicht mehr gläubige Gemüter, sondern zweischneidige Kritik und Scepticismus sind die charakteristischen Merkmale unsrer schnellen Zeit. Wir haben bis dato noch keinen Styl in der Architektur, weil wir eben noch gar nicht eine selbständige Architektur haben. Was uns geboten wird, auch das Schönste, ist alles schon da gewesen und wird bloß eclectisch wiedergekaut. Dieser moderne Eclecticismus verträgt sich nun aber mit allen abgeschlossenen Stylarten besser als mit der Gothik. Die Renaissance z. B.

ist unsern Anschauungen viel verwandter, zu Profanbauten viel geeigneter als die Gothik, die prädestinierte Stylart für einen frommen Glauben und zum Sammeln des Gemüts. Ich glaube darin, in diesem Zwiespalt zwischen dem Zeitgeist und dem Geiste der Gothik, abgesehen von allem andern, ist der Hacken zu suchen, daß durchschnittlich nichts auch nur entfernt so gutes in dem Style gebaut wird als früher. . . . .

Dresden, 8. Sept. 80.

Liebe Schwester . . . . .

. . . . . In Berlin hoffe ich auch bald bekannt zu werden. Ich habe jetzt eine ganz ansehnliche Reihe hübscher Portraits, Copien und Originalstudien, die ich dann alle mit einem mal ausstelle im Kunstverein in Berlin . . . . .

. . . . Was mir not täte, das wären so 14 Tage Ferien. Du hast gar keinen Begriff, wie ich mich sehne, einmal 14 Tage nichts zu tun. Ich bin jetzt seit letztem Oktober immer fleißig gewesen, es tut einem doch manchmal eine Pause not, aber ich habe gar keine Zeit, bin ich hier fertig, muß ich schnurstraks nach Berlin, dort meine Angelegenheiten ordnen und sobald das geschehen ist, sofort nach Leipzig und wieder anfangen. Ich sage Dir, es kommt mir bald über den Magen. Das was mich nie ruhen läßt, ist, daß unsre liebe Mama noch einmal das Glück haben möchte, zu erleben, wie es geht, wenn man nicht immer jeden Batzen hundertmal umdrehen muß, bevor man ihn ausgibt und auch, daß sie noch erlebt wie ihr Sohn sich macht und berühmt wird. Ja, Söpheli, das wird noch alles kommen, wenn wir das Leben und die Gesundheit haben und ein klein wenig Glück, denn weißt Du in Berlin gibt es kaum einen, der einen Kopf so malen kann wie ich, ohne mich besonders zu überheben. Ein solches Bewußtsein gibt einem halt doch Zuversicht für die Zukunft . . . . .

Berlin, den 23. Okt. 80.

Meine Lieben!

Ihr werdet auf meine ferneren Berichte aus der deutschen Reichshauptstadt oder Neu-Jerusalem, wie es auch genannt wird, weil so viel Juden da sind, sehr gespannt sein. Ich werde Eure Neugierde so gut wie möglich zu befriedigen suchen. Nur zum Voraus sei gesagt, daß ich hier bin wie der Vogel im Hanfsamen, nicht daß ich verdienen würde, keine Idee; aber ein schönes Atelier, eine sehr liebenswürdige und kluge Dame des Hauses, einen famosen Ofen, der behaglich heizt und vor mir die ganze Welt offen, mir davon ein Stück zu erobern. Mit einem Wort mir ist pudelwohl. Ich wollte, es wäre Euch auch so. Ich strample schier mit den Beinen vor Vergnügen. Das hat nämlich auch den Grund. Ich glaubte in Dresden bei-

nahe, daß ich keinen Kopf mehr malen könnte, so habe ich mich mit den Sachen geschunden, und ich hatte auch keine Lust. Hier ging ich nun mit großem Zagen an die Conterfeiung meiner selbst und siehe da, es ging gerade so wie zuvor, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, schier besser. Diesmal wird nämlich was aus dem Selbstportrait. Die Hauptsache ist schon gemacht und der Karl grinst schon ganz vergnügt aus der Leinwand .....

..... Überhaupt imponiert mir außer Menzel hier keiner auch nur im mindesten .....

Dresden, den 16. Nov. 80.

Meine Lieben! .....

O wie freue ich mich wieder einmal unter normalen Umständen eine Studie herunter zu pinseln, daß es eine Art hat. Bei einem Portrait muß man jeden sichtbaren Pinselstrich sorgfältig vermeiden, und ganz glatt malen, damit es gefällt, dadurch leidet aber die Frische der Farbe und die Wahrheit des Tones. Auch energische, charakteristische Modellierung wollen die Leute nicht gern, so daß man zu leicht in eine süßliche kraftlose Manier verfällt......

.... Ich werde hier gewöhnt, eigentlich verwöhnt, in Berlin auch. Es sind alles so reiche Leute bei denen es ziemlich opulent zugeht, trotzdem Ihr aber immer sagt, ich sei ein so großer Materialist, kann ich Euch versichern, es ist mir ganz egal ob ich alle Tage Rebhühner oder Aerdöpfelröšti esse, wenn ich nur meine geistigen Bedürfnisse befriedigen kann, einen schönen Raum zum arbeiten habe und Geld für Modell. Davon hängt mein Glück und Wohlbefinden hauptsächlich ab, nicht vom Essen und zweispännig ausfahren ....

Berlin, den 10. Dez. 80.

.... Ich male gegenwärtig, weil mir das Geld fehlt zu einem lebenden Modell, 2 Schädel, den einen von vorn und den anderen von unten. Ich will sie ganz genau ausführen, damit ich etwas Vollendetes machen kann, das mir Spaß macht ....

..... Es werden wahrscheinlich bis ich mich über die ersten Jahre meiner Berufstätigkeit hinübergearbeitet habe, noch manchmal Zeiten kommen, von denen ich sage sie gefallen mir nicht, aber eines tröstet und erhebt mich immer, ich fühle den wahren Beruf in mir gegenüber so vielen andern, die sich Maler nennen........ Es sind hier einige französische Bilder ausgestellt von Gérome, Daubigny, Diaz etc. ganz prachtvolle Sachen ......

Berlin, 12. Februar 81.

Meine Lieben!

Was ich Euch heute schreibe wird Euch glaube ich Vergnügen machen. Meiner Berechnung nach ist mein Schifflein jetzt in einen sichern Hafen ein-

gelaufen, so daß ich ruhig der Zukunft entgegensehen kann. Ich war nämlich bei dem Akademiedirektor A. v. Werner, der mich als sein Schüler aufgenommen und mir in der liebevollsten Weise entgegengekommen. Ich hatte mir überlegt was ich wohl tun könnte um zu Verdienst zu kommen, endlich, nachdem mir wie Ihr wißt fast alle Versuche mit Prof. Lessing etc. Chromolithographie zu Wasser geworden, entschloß ich mich zu A. v. Werner, dem großen Tier hier zu gehen um mir über meine Lage Rat zu holen. Zu diesem Zwecke brachte ich denn auch einige Studien Abendakte etc. mit, die ihm sehr gefielen ....

..... Damit ich als Komponierschüler das hohe Schulgeld für das erste nicht zu zahlen brauche, stellte er mir bis Ostern sein eigenes Atelier in der Akademie, wo er gegenwärtig nicht malt, zur Verfügung. Ich sollte dort Kompositionen machen und Scizzen damit er sähe zu was ich etwa Neigung hätte. Heute morgen kommt ein Brief von ihm, ob ich einen Fächer für die Prinzessin Auguste Victoria, die am 27. Hochzeit hält mit dem Sohn vom Kronprinzen, malen wollte. Eine hiesige Firma nämlich will ihn als Hochzeitsgeschenk machen. Ich gehe also hin zu ihm und er gibt mir einen Brief an die Firma, wo ich den Auftrag für 300 Mark auch bekommen habe ......

... Werner ist hier der einflußreichste Mann in Malerei, der Hof- und Reichsmaler, der bei dem Kronprinzen und seiner Frau alles gilt ....

.... Die Art und Weise wie sich der Mann ganz genau nach meinen Verhältnissen erkundigte und das lebhafte Interesse, was er hatte für mich (er war nämlich auch erst Stubenmaler) hatte mich förmlich verblüfft. Ich hatte das gar nicht erwartet .....

Berlin, 25. Feb. 81.

... Der Fächer ist abgeliefert zur großen Zufriedenheit von Prof. Werner und der Firma Sauerwald. Ich habe das Geld auch schon ausbezahlt bekommen gestern Abends .....

... Also der Fächer wurde auf Seide gemalt, in der Mitte das Portrait des Prinzen Wilhelm. Es war das eine verdammt kitzliche Sache, denn ich hatte ihn nie gesehn. Werner aber und die Damen die bei ihm waren, fanden es sehr ähnlich. Das Ornament ist blau, so majolikablau mit rosa und goldnen Blüten. Die Figuren sind ganz licht und leuchtend blond und die Schilderei ist vergoldet so wie die Krone die oben steht. Das ganze ist auf gelber, aber ganz hellgelber, fast weißer Seide gemalt. Ich halte das für den günstigsten Ton um drauf zu malen. Das Ding ist in Aquarell ausgeführt und unter sehr erschwerenden Umständen. Erstens fließt die Seide wie Löschpapier; man kann sie zwar präparieren mit Gummiwasser, aber

dann verliert sie den Reiz und den metallnen Glanz. Ich habe es vorgezogen so darauf zu malen, daß es eigentlich beinahe aussieht, als wäre es gestickt. Dann ist ein anderer Punkt: Ein Pinselstrich der neben ausgeht oder zu stark ist, verpfuscht die ganze Sache, weil keine Korrektur sich anbringen läßt. Also mußte ich in Angst malen, daß die Arbeit respektive die 300 Mark flöten gehn, wenn ein Fehler passiert .....

Berlin, Charfreitag 81.

..... Letzthin habe ich auch den Kuchenheber zu dem Besteck gezeichnet. Heute werde ich die Fischgabel fertig bekommen. Ich mache jetzt auch, so wie das Frühjahr kommt, Studien nach Knospen, Blättern und Blumen um sie in der Ornamentik zu verwerten. Man muß bei allem immer von der Natur ausgehn, dann wird man immer das richtige haben .....

Berlin, den 8. Mai 81.

Meine Lieben

.... Morgen werde ich fertig mit der Auferstehung des Lazarus, das heißt bis auf einige Lasuren, die ich erst anbringen kann wenn das Bild gut trocken ist. Der Herr durch den ich die Arbeit bekam, ein Herr Architekt Jahn dessen Sohn es angefangen aber darüber gestorben, und der sich dann an Werner wendete, hat es heute gesehn, es gefällt ihm sehr gut, und er freut sich sehr das Bild in die Kirche zu bringen. Ich bin dann natürlich bei der Einweihung der Löwe des Tages. Das Bild kommt in die Kirche von Buch, etwa 3 Meilen von Berlin .....

Berlin, 4. Juli 81.

.... Das Portrait von Klein gefällt allen, die es gesehen teils außerordentlich, teils gut. Studiert habe ich es wie ein alter deutscher Meister, das heißt ich habe mich bestrebt. Er ist auch sehr ähnlich ....

.... Es soll mir doch eine von den blühenden Jungfrauen das Gedicht beilegen: Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott, er färbt die Blümlein rot ... ꝛc., ꝛc. Kann es leider nicht mehr, und möchte es so gerne ganz wissen. Es ist eines der Gedichte, die mir in der Kindheit am besten gefallen, das eigentlich am allerbesten. Es ist in dem Primarschullesebuch.

..... Der Malversuch von Mama wird so schlimm nicht ausgefallen sein. Sie ist zu bescheiden. Ich freue mich das Ding einmal zu sehen. Es wäre wünschenswert, daß sie etwas weniger Strümpfe stopfte (Vom Chuechetanggle will ich nichts sagen) und etwas mehr Muße hätte ....

.... Ich bin nicht gesonnen mich von der Canaille dupieren zu lassen[1]) .....

[1]) In Bezug auf Jemand, der ihm ein Bild nicht bezahlen wollte, droht er mit Prozeß.

Berlin, 25. Juli 81.

Meine Lieben!

..... Hat man einmal das Interesse einer solchen Person wie des Kronprinzen oder Kronprinzeß erweckt, so interessiert sich natürlich auch die ganze Gesellschaft von Schranzen, Herren Grafen und bloß Herren von und solchen, die es werden wollen, kurz all dieser Gesellschaft, die von den Brosamen der „von Gottes Gnaden" Tafel abfallen, leben. Auf diese zwar traurige Weise macht der Künstler sein Glück ....

Berlin, 29. Juli 81.

.... Meine Sachen sind bereits auf der Ausstellung: so die Landschaft von Großhesselohe mit den Buchen und der Pfütze, dann der alte grauhaarige Bärenwirth und das Portrait von Klein. Es ist die internationale Kunstausstellung, die unter Leitung des akademischen Senats hier alle Herbst abgehalten wird. Es werden etwa 2000 Bilder da sein. Wir wollen mal sehen ob von maßgebender Seite der Karl Stauffer mit seinen Zangengeburten vielleicht bemerkt wird ?? ....

Berlin, August 81.

.... Mein Bild von Klein hat, wie ich Euch schon geschrieben einen der besten Plätze im Ehrensaal, und es scheint das Schicksal will, daß es nicht umsonst dort hänge; denn man wird es sehen, und ich werde bekannt werden. Für mich nun hat all das Lob was mir deshalb schon gespendet worden und in höherem Maße voraussichtlich noch gespendet werden wird nur die Bedeutung, daß ich bald aus der finanziellen Klemme herauskomme; und dann auch die ganz besonders, daß Ihr meine Lieben es noch erlebt, daß man im fernen Land Euren Sohn, das heißt das Produkt Eurer Erziehung schätzt, daß Ihr eine Genugtuung habt für Eure Mühe und Plage, die Ihr mit mir gehabt, wie man sie kaum viel besser zu erlangen vermag. Ich habe mir immer gewünscht, Ihr möchtet es noch erleben, daß meine Bestrebungen vom großen Publikum, von der Welt anerkannt werden. Nun der Moment ist da wo Ihr mein Lob in allen Berliner Zeitungen werdet erschallen hören. Ich werde sie Euch alle unter Kreuzband senden ......

... Denkt aber nicht, daß auf mich diese Komplimente auch nur ein Atom mehr Eindruck machen, als um mir zu sagen, daß das alles noch nichts ist, daß ich immer noch mehr, immer noch besser, noch viel viel besser muß malen lernen, damit ich allmälig bis zu der Stufe, die mir bestimmt ist, auf der Kunstleiter emporsteige. Solches Lob ist etwa wie im Berneroberland die Milchverkäuferinnen a. d. Wengernalp, man trinkt rasch, es hat geschmeckt, dann wieder vorwärts ....

Berlin, 13. Okt. 81.

.... Dann ist hier noch ein Bild von unserem herrlichen Böcklin, den ich für den grandiosesten Landschafter, überhaupt für einen der vorzüglichsten und genialsten Meister des Jahrhunderts halte, eine Cleopatra, die schon gestorben und eine merkwürdige blaue Landschaft mit einem Pan und zwei Dryaden. Beide Bilder zeigen ihn nicht auf seiner sonstigen olympischen Höhe. Sie gehören aber doch zum besten, was man so zu sehen kriegt ....

Berlin, 1. Nov. 81.

.... Ich habe auch einen Ofen zum Kochen im Zimmer neben dem Atelier. Da kaufe ich mir ein paar Kochtöpfe, dann koche ich mir Beeffteck oder Maccaroni oder wenn ich ganz gut im Strumpf bin Saufüße mit Erbsen. Da soll mir aber Anneli sagen, wie man die Geschichte macht, sonst tue ich vielleicht zu viel Salz dran. Das ist nämlich ein Hauptvergnügen wenn man den Tag gearbeitet hat, kocht man sich Abends, was man so recht gern ißt. Das Wirtshausessen, was hier so kannibalisch teuer ist würgt man so ohne Verstand herunter. Mit wie viel mehr Verständnis und Genuß jedoch verzehrt man etwas, was man selbst zubereitet, es muß auch z'halben das fueren! .....

Berlin 7. Nov. 81.

.... Die mit Recht so beliebte goldne Medaille von der ich Euch früher so viel erzählte ist also eingeheimst. Es ist dies die zweithöchste Auszeichnung für Kunst in Deutschland und für mich die höchste, die ich erlangen konnte, denn um die große zu bekommen muß man erst die kleine haben ....

..... Ich werde auch diesen Winter noch einen Kursus in der Anatomie besuchen und mir ganz klar werden über das Gebäude was wir Mensch nennen. Ich habe das Bedürfnis ganz ins Klare zu kommen über jede Bewegung und jede Form nota bene da ich wieder die Anleitung von Benvenuto Cellini und Leonardo da Vinci gelesen über die beste Manier ein guter Maler zu werden. Ich kann auch der Mama nichts interessanteres zur Lektüre empfehlen als die Autobiographie von Benvenuto Cellini, von Göthe meisterhaft übersetzt und recensiert. Es ist mit das Interessanteste was man in der Beziehung lesen kann für Leute, die sich interessieren wie aus einem Knaben allmälig ein großer Künstler wird.......

Berlin 20. März 82.

... Die Nachricht[1]) hat mich nach und nach ganz kurios gestimmt. Da arbeitet und strebt man, nicht nur darum, weil man sich vervollkommnen möchte, sondern des Ehrgeizes halber, damit man genannt wird und ge-

[1]) Vom Tode eines Jugendfreundes.

ehrt, sowohl im Leben, als besonders nach dem Tode. Man möchte etwas für die Unsterblichkeit tun, denn die Lorbeeren anderer lassen einem keine Ruhe. Eines schönes Tages kriegt man das Sterben und ist tot. Gerade so wie die Natur dem Häring so und so viel 1000 Eier gegeben hat damit er die Gattung fortpflanze und doch nur vielleicht die Hälfte oder nicht einmal ordentliche Häringe werden, gerade so macht sie es mit den Menschen. In viele legt sie Talent, Wissen, Fleiß und alles mögliche. Manchmal hat sie aber die Gesundheit oder irgend einen Faktor vergessen. Selten gelingt ihr ein Werk ganz und trotzdem möchte ich nicht sagen es wäre Zufall, obschon es einem manchmal so vorkommt. Es ist halt schwer etwas Vollkommenes zu schaffen. Es läßt mir diese Nachricht wieder eine leere Stelle zurück in meinem Gemüt, alle möglichen Zweifel und ich möchte nicht sagen unbehaglichen Gefühle (es ist etwas für das mir das Wort fehlt) tauchen auf. Wie viele Millionen tüchtige nette Kerle hat es schon gegeben, alle mußten dran glauben; der eine brachte es zu was, der andere nicht, alle sind vergessen mehr oder weniger. . . . .

Berlin, Mai 82.

Meine Lieben!

Es gibt für mich als Kind des Neuenegger Pfarrhauses schon seit meiner allerersten Kindheit nichts wunderbareres als ein schöner Mai-Sonntag. Wenn wir so zum ersten Mal seit den Osterferien nach Hause durften und mit einem Mal der Garten, den wir noch winterlich kahl in der Erinnerung hatten, hoch aufgeblüht war und wenn man in's Peristyle kam, einem die Blüten und das frische Grün so entgegenduftete, nichts hat mir je einen größeren Eindruck hinterlassen. Ich erinnere mich hauptsächlich noch der Erbsen und der Kastanienbäume und der Lilas, das sah man vom Perestyle aus so zuerst. Ach es sind nun schon 9 Jahre daß ich den Neuenegger Garten nicht mehr blühen sah und es dünkt mich, daß nirgendswo ein Garten so schön blühe. Es ist schon lange mein sehnlicher Wunsch einmal wieder einen Frühling auf dem Lande zu verleben. Wann werde ich wohl dazukommen. Heute ist der schönste Maitag, den man sich denken kann. Alles blüht und grünt drauf los, kein Wind geht, kurz es ist rein zum verzweifeln. Die Fliegen summen mir um die Ohren und die Vögel singen. Solche Tage sind mir die schrecklichsten. Ich gehe da selten aus, weil man 7 Meilen um Berlin herum lauter Berliner findet und ich mich auch nicht Familien anschließen mag zu Ausflügen, wo man immer im Cylinder &c. mitgehen muß, so bleibe ich denn zu Hause und benütze die Gelegenheit um Euch zu schreiben. Es ist mir an solchen Sonntagen wo wir in Neuenegg etwa in das Wäldli gingen mit einem Band Jeremias Gotthelf oder uns

direkt unter die große Eiche zu Christens Leid ins Gras legten und nichts hörten als die Grillen und Käfer und etwa ein paar verlorne Töne Tanzmusik aus dem Hirschen. Es ist mir schrecklich die verdammten Sonntagnachmittagausgehgesichter der Berliner Philister zu sehen mit den Kleidern aus den Wandermagazinen wo man alles 50% unter dem Ankaufspreis gekauft hat, Schustergesellen mit hohen Cylindern und Köchinnen mit seidenen Schleppen die früher eine Gräfin vor Jahren getragen, die riesigen Finger in gewaschen gekauften zu kleinen Glacéhandschuhen über welche das rote Gelenk verwundert herausschaut, ein solcher Anblick kann mir die ganze Freude verderben. Wie ganz anders sehen da unsre Bernermeitschi in den kleidsamen Hemdärmeln und weißen Brüstli aus. Ja, ja alles hat seine 2 Seiten. Lauter große Diners mit Austern und Champagner, Excellenzen, Grafen, Generalen und wer weiß was, aber keine Ruhe und Beschaulichkeit. Bin ich im Atelier so gähnen mir meine angefangenen Sachen entgegen, bin ich draußen, sehe ich Berliner und Staub und Gardeleutenants, die alle wenigstens einen Ellstecken verschluckt haben, und den Kopf so hoch tragen, daß es ihnen zu den Nasenlöchern herein regnet. Die Städter aus einer solchen Stadt wie Berlin sind eine ganz merkwürdige Sorte. Manche sterben und haben nie einen Wald gesehen oder eine vernünftige grüne Frühlingswiese, und so sehen sie diese Artikel ähnlich an wie wir etwa eine Riesendame oder ein Kalb mit 2 Köpfen. Der Naturgenuß besteht wenigstens für mich nicht sowohl darin, daß ich die Schönheit vor mir sehe, sondern hauptsächlich in den Erinnerungen, die dadurch wachgerufen werden an die Kindheit, welchen großen Eindruck die Wunder des Frühlings dazumal auf mein Gemüt machten, und welche Empfindungen sie dann wachriefen zu einer Zeit wo man sich voll und ganz jedem Eindruck hingab. Sieht man so etwas erst später, so gefällt es einem freilich auch, aber es ist doch nicht so. Der eigentliche Berliner kennt daher den Genuß eines Spazierganges wie wir nicht, wohin sollte er auch. Er hat bloß den Tiergarten, sonst in der nächsten Umgebung bloß Sand. Einige Meilen weiter ist es ja natürlich schön, prachtvoll sogar. Dahin zu gelangen ist aber schon kostbar, das heißt ein Arbeiter oder Unbemittelter kann es sich nicht leisten, weil es ihm den halben Wochenlohn nimmt. So entsteht dann dieser Schlag Leute die durch den täglichen Verkehr mit den verschiedensten Personen ihren Schnabel freilich sehr gewetzt, aber nicht die Spur von Poesie im Leib haben. Mir kommt an solchem Tag immer das herrliche Lied von dem größten deutschen Liederdichter Walter von der Vogelweide in Sinn:

Unter der Linden an der Haide
Wo ich mit meiner Trauten saß
Möget ihr finden wie wir beide

Blumen brachen unde Gras
Von dem Walde im stillen Tal, tandarabei
Sang dazu die Nachtigall
Von dem Walde im stillen Tal!

solch ein Nachmittag mußte es gewesen sein, wo er so was dichten konnte. Ich könnte Bücher schreiben darüber, „afäng", Ihr habt's gut, Ihr seid in Bern, da ist es schöner als in Berlin in der Beziehung ......

Berlin Juni 82.

Meine Lieben!

Also die Firma Stauffer von Bern hat ihr Geschäft vergrößert und in der fashionabelsten Gegend von Berlin ist sie im Stande mit ihren Produkten den anderen Firmen Gussow rc. nachhaltig Concurrenz zu machen. In persönlicher Verbindung mit den bedeutendsten Häusern Deutschlands (Werner, Menzel, Richter) welche in dieser Branche arbeiten, wird sie stets bemüht sein einem erlauchten Fürstenstande, hohem Adel und gewöhnlichem Publikum nur das neueste und beste zu civilen Preisen zu liefern. Mit anderen Worten, ich bin also eingezogen und habe glücklich in einem Tage diese unangenehme Geschichte absolviert. Das Atelier ist sehr gut und ich habe viel mehr Platz als im früheren. Es ist gut nochmals so groß. Die Aussicht, von der ich zwar gegenwärtig nicht viel habe, da die Maurer mir durch das Gerüst, was vom Bau noch dasteht, dieselbe versperrt haben, ist auf lauter Gärten, wirklich sehr hübsch. Aber die Kunst, die verdammte Kunst will nicht vom Fleck. 20 Orden zu malen und eine tadellose Uniform, ist wahrhaftig um einen republikanischen Christenmenschen zum Trobdel zu machen, und doch muß es gemacht sein. Seit ich wieder hier bin male ich an dem Zeug und habe es noch nicht zur Hälfte fertig. Weiß der Kukuk was daraus wird. Vor 3 Wochen ist an ein Ende gar nicht zu denken, denn es raubt wirklich eine unglaubliche Zeit wenn man die Sache so machen will, daß sie eben was gleich sieht. Ich habe eine Engelsgeduld etwas zu machen, was wert ist, Mühe darauf zu verwenden. Ich male einen Kopf ein halbes Dutzend mal ohne zu mucken. Im Gegenteil, das Interesse steigert sich mit der immer größeren Vollendung. Da aber kann ich der Sache wahrhaftig nicht viel abgewinnen und mache ich es nicht tadellos, so werden die lieben Herren Collegen über mich herfallen wie die Geyer, nun werden muß es ja....

Tiefhartmannsdorf[1]) 24. Sept. 82.

Meine Lieben!

Ich habe absichtlich so lange gewartet mit einem Brief, bis ich euch auch über den Erfolg oder Nichterfolg meiner hiesigen Tätigkeit etwas mitteilen

[1]) Bei Graf Harrach.

könnte. Dies ist nun der Fall. Ich habe schon einen großen Teil des Kopfes fertig, jedenfalls das allerschwierigste und nach menschlicher Berechnung wird die Arbeit sehr glücken. Jedenfalls ist sie schon jetzt sprechend ähnlich wo weder Mund noch Augen fertig sind, was mir sonst noch nie passiert ist. Ich freue mich wie ein Tapir, daß die Sache geht, denn es ist die schwierigste Aufgabe, die ich bis jetzt zu lösen hatte und eine Zeitlang glaubte ich wahrhaftig ich würde Schiffbruch leiden. Der Graf hat einen Kopf wie aus einem Bilde von Velasquez oder Moroni oder Van Dyck herausgeschnitten, von einer ungewöhnlichen Noblesse und wird er, wenn ich ihn im November ausstelle, nicht verfehlen auch in der Schichte der Gesellschaft (Kronprinz, dessen Adjutant er im letzten Kriege war) meinen Ruf zu befestigen. Man ist sehr liebenswürdig, und der Graf sitzt mit Todesverachtung ganze Tage lang, trotzdem er ein leidenschaftlicher Jäger ist und die Zeit der Hühnerjagd jetzt so günstig. Das rechne ich ihm hoch an. Es zeigt, daß er mein Schaffen würdigt und sich sehr dafür interessiert. Er malt gegenwärtig den Gang nach dem Ölberg. So groß wie eine Wand mit überlebensgroßen Figuren. Die Skizze dazu ist von einer ungewöhnlichen coloristischen und seelischen Stimmung und ich glaube das Bild wird famos ....

Tiefhartmannsdorf Okt. 82.

..... Der Brief von Mamma war wie immer riesig interessant und es will mir scheinen, als ob sie an Geist und Talent die zwei E. noch um ein bedeutendes überrage und an unmittelbarer Empfindung für die Schönheit der Natur sich mit jedem Künstler oder Dichter messen könnte .....

.... Die Kunst ist nämlich sehr schwer und das macht einem manchmal etwas Kopfzerbrechen. Ihr werdet gespannt sein, wie weit ich mit dem Bild vom Grafen bin. Ich hatte etwas Pech. Wir malten das Bild bei ganz senkrechtem Oberlicht, wo die Bildtafel nur Parallelbeleuchtung bekam, infolge dessen mir die ganze coloristische Wirkung aus dem Leim ging so wie ein etwas brutaleres Licht drauf schien. Infolge dessen nahm ich heute das Herz in beide Hände und retouchierte und lasierte den ganzen Tag und habe den Schaden wieder gut gemacht. Der Kopf hat jetzt einen Ton der Stich hält in jedem auch dem brutalsten Licht, und das ist für Ausstellungen wo man nie weiß wie die Bilder gehängt werden, eine Hauptsache. Die Hände habe ich diese Woche auch gemalt und ich halte dafür, daß sie für meine Verhältnisse nicht schlecht geworden, wenigstens die eine drückt Energie und Kraft aus. Es bleibt also noch der Bart, der sehr difficil zu machen ist, ferner einige Retouchen am Mund und Korrekturen an der Figur, dann Hintergrund und Stimmung, damit die Sache auch als Farbfleck einen wohltätigen Eindruck macht. Ich habe noch diese ganze Woche gut daran

zu tun und vielleicht noch die ersten Tage der nächsten. Es ist halt immer noch hie und da eine Kleinigkeit, die auch gemacht sein will .....

Berlin, 12. Okt. 82.

.... V. möchte doch so gut sein und ein wenig für mich weibeln bei den Bibliothekwürmern, damit sie mich nicht etwa abfahren lassen, denn die Kunst ist eine teure Passion, wie Katsch zu sagen pflegt und ich muß auf der nächsten Berliner Ausstellung ein größeres Bild haben. Gebt mir recht schön Obacht auf den Van Dyck, denn er ist mein Liebling (alte Frau und Mann). Ich habe mich so ungern von den Kindern meines Pinsels getrennt, denn sie sind mir alle an's Herz gewachsen ...

..... Gestern hat der Akt angegangen. 4 Tage in der Woche abend von 5—8. Ich freue mich riesig, denn es ist das A. B. C. des Malers. Ich hätte Euch gern eine Photographie von dem Bildnis Moretto, des Goldschmieds Heinrich VIII von Holbein gesandt. Ich werde mir es aber noch verkneifen müssen, denn sie sind verdammt teuer. Diese 2 Bilder von denen ich die Copien sende, der Velasquez und Van Dyck sind eigentlich die schönsten Köpfe, wenigstens mit die schönsten, die ich von beiden kenne. Es ist also nicht Gewöhnliches. Wenn sie Euch nur recht Vergnügen machen, dann bin ich froh ....

..... Ich will heute noch etwas ins Museum und mich da etwas orientieren. Ich fühle mich hier sehr wohl und empfinde heilsam den Verkehr in einer Familie, das gute Essen, das Fehlen der Unmasse von Collegen, der Zeit raubende Verkehr mit ihnen, das hat alles aufgehört, denn hier kenne ich Niemanden, will auch keine Maler kennen lernen, denn es sind fast durch die Bank weg traurige Patrone. Was die Leute hier unter Malerei verstehen ist mir ein Rätsel, einer zeichnet miserabler als der andere und einer trägt immer noch einen größern Hut und längere Locken als der andere, es ist zum lachen ......

Berlin ....

..... Dieser Act, den ich ausgestellt, von dem Ihr eine Kritik von Pintsch in der Vossischen gelesen, hat einen heillosen Staub aufgewirbelt. Ich bin in meinem Leben noch nie so schlecht gemacht worden in den Zeitungen wie diesmal, aber *n'importe*. Ich werde hier noch einen harten Stand haben bis ich fest im Sattel sitze, denn fast alle Maler, jüngere und ältere sind meine Widersacher mit einigen lobenswerten Ausnahmen, und es wird gerade neuerdings immer wieder versucht sowohl mich persönlich als meine Arbeiten schlecht zu machen. Ich hoffe aber diese Gesellschaft noch recht oft und recht lange zu ärgern und dabei fortzuschreiten. Die schlechten Kritiken, die von mir in den Zeitungen kommen und halbe Spalten füllen zeige ich

Euch natürlich nicht weil Ihr Euch vermutlich zu sehr ärgern würdet. Ich aber sage Euch, es ist viel, viel besser, wenn man Opposition hat, als wenn die ganze Bande an einem herum lobhudelt .....

Berlin, 8. Juli 83.

..... Die Fortschritte machen sich sehr langsam und Jahre vergehen bis man einen kleinen Fortschritt bemerkt, sei es im Colorit, sei es in der Zeichnung. Wenn man die Zeichnung gut gemacht hat, taugt die Farbe nichts und *vice versa*. Aber ich will mein Schicksal, welches eines der schönsten auf der Erde ist, nicht beklagen, trotz der moralischen Katzenjammer, welche jedem Werk folgen .....

Berlin 25. Juli 83.

..... Ich arbeite tüchtig alle Tage und ich glaube, daß die Fortschritte sich nach und nach einstellen. Aber es wird noch einige Jahre dauern bis ich ein wirklich guter Maler sein werde. Drei Monate lang habe ich nur Studien gemacht, welche nicht schlecht gelungen sind; aber jetzt male ich zwei Studien, welche bedeutend besser zu werden versprechen; die eine ist eine nackte weibliche auf einem orientalischen Teppich ausgestreckte Figur; und die andere eine junge schwarz bekleidete Leserin, die auf einem roten Fauteuil sitzt. Es sind nicht Bilder, sondern Farbstudien, und ich weiß nicht was schwerer zu malen ist, das leuchtende Fleisch eines schönen Körpers oder das schwarze Kleid auf einem dunklen Grund ......

Berlin 1. August 1883.

Meine lieben Eltern!

Ich habe Euch schon vor einigen Wochen schreiben wollen, aber die Zeit hat mir immer gefehlt. Heute habe ich die Studie von der ich Euch auf meiner letzten Karte gesprochen, sein lassen. Sie ist bis auf die Hände, die ich später malen werde, vollendet. Das ist meine erste Studie deren Farbe einigermaßen ordentlich geworden ist, was einen Fortschritt bedeutet; aber sie ist noch so weit entfernt von dem was ich erreichen will, daß ich weder Ziel noch Ende sehe. Von Karl dem Kühnen und Fröhlichen ist nicht viel übrig geblieben. Gegenüber der großen Aufgabe, die ich vollenden muß habe ich sehr schwache Momente. Um mich herum sehe ich nur Vetternwirtschaft, Intrigen, blinden Ehrgeiz, Gesichter, die gegen die Mächtigen und Hochgebornen leuchten. Das ist eine knechtische Bande, diese preußischen Maler. Allen diesen Berühmtheiten ist nicht die Kunst das eigentliche Panier, es ist nicht ihr Ziel sich zu wahren Künstlern heranzubilden und sich bis an das Ende ihres Lebens zu vervollkommnen, nein, nichts von dem. Jeder sucht Professor zu werden, dann Ritter mit hohen Orden und möchte Grafen,

Prinzen, Minister bei sich sehen um einen großen Einfluß zu erlangen und viel Geld zusammenzuscharren und es bei großen Tanzfesten zum Fenster hinauszuwerfen.

Es gibt hier keine Männer (Menzel u. Begas, die außerhalb diesem Treiben sind, natürlich ausgenommen) wie Arnold Böcklin den ich für den idealsten und tiefsten Maler unserer Zeit halte und den vor einigen Jahren verstorbenen Anselm Feuerbach. Nein, man erwirbt viel Geld und bekümmert sich wenig wie. Kein hiesiger Maler hat das Ziel, das ich habe, nämlich die Feinheiten der Natur wiederzugeben, in die Geheimnisse der Erscheinung einzudringen und sich zum Herr über das zu machen, was man sieht. Das sind große Worte, aber ich weiß zu gut, daß ich nicht erreichen werde, was ich soeben gesagt habe; andrerseits weiß ich aber auch, daß ich Anstrengungen machen werde um dahin zu gelangen.

. . . Die letzten Tage sind verstrichen mit Vorbereitungsarbeiten für das Portrait von Herrn A. L'Arronge, das ich im August malen werde. Er will mir nicht sitzen und ich muß Photographien nach ihm machen. Er ist natürlich Jude und hat mit seinen Operetten und Comödien viel Geld verdient, aber sonst kann ich nicht einen einzigen sympathischen Zug in seiner Natur finden. Ich schätze ihn nicht als Dichter. Er kannte Gottfried Keller und Meyer nicht. Ich habe sie ihm empfohlen. Er hat sie scheußlich und vorab langweilig gefunden. Und trotzdem muß ich ihn malen und gut malen, denn er ist in der Stadt sehr bekannt . . . . .

Nach meiner Ansicht ist es die Farbe, welche einem Bild den Reiz gibt, welche uns die verschiedenen Accorde der Natur empfinden läßt und welche vor allem das Mittel ist sie zu sehen. Die Zeichnung läßt sich lernen, die Farbe nur bis zu einem gewissen Grade. Sie ist immer die hervorragendste Besonderheit der verschiedenen Maler; (Ich nenne Rubens, Titian, Rembrandt, Böcklin, G. Max etc) und sie bedeutet auch das Talent, das in seiner höchsten Entwicklung am seltensten ist. Es gibt viele Maler die ganz gute Koloristen sind, aber diejenigen, die die rührendsten Accorde in der Natur finden können, die die intimsten Reize wiedergeben können, beschränken sich vielleicht auf etwa zehn, in erster Linie Böcklin, Henner (Paris), Gabriel Max, Leibl, Canon (Wien), W. Diez, es gibt noch ein paar Franzosen, dann Wauters, Menzel, aber außer diesen sind nicht mehr viele. Da ich mich in Bezug auf die Farbe noch sehr schwach fühle, obschon ich schöne Farben in den Bildern Anderer empfinde, brauche ich noch Jahre, um mich so weit zu bringen, daß ich den andern großen Meistern die Stange halten kann. Indem ich Besuche mache und in Soiréen und Versammlungen aufschneide, lerne ich durchaus nichts, im Gegenteil. Es gibt ja hier außer Menzel keinen Mann, der ein wirklicher Maler ist oder der diesen Hauptpunkt

wie ich anschaut. Für mein Wohlbefinden wird es nötig sein alle diese Verbindungen mit der sogenannten *haute volée* abzuschneiden, aber in Bezug auf mein Handwerk kann ich es nicht, ohne mich zu schädigen.

Ich weiß jetzt alles was ein Salonmensch nötig hat, aber trotzdem mag ich keinen Nutzen davon ziehn (obschon ich bei den Damen ziemlich Glück habe, was sehr verführerisch ist). Nun denke ich so: Ich habe einen einzigen Lebenszweck oder dieser Zweck erhebt sich so hoch über die andern, und die Lebensdauer ist nicht groß genug um ihn ganz zu erreichen, daß ich nichts anderes denken darf als wie ich ein guter Maler werde. Und das geht nicht in der Unruhe der Soireen, und indem ich eitle Portraitbestellungen ausführe um genügend Geld zu verdienen um den Gentleman zu machen. Nein, das wird man in der sorglosen Zurückgezogenheit, welche es erlaubt für sich und nicht für die andern zu leben. Achtung, nun kommt das große Wort: „Heiraten!" Ich sehe Eure spöttischen Gesichter, aber diesmal ist's ein Gedanke, den ich schon 6 Monate mit mir herumtrage und den ich von oben nach unten geprüft habe, und der für mich immer gleich aussieht . . . .

. . . . Was mich verlockt ist nicht bloß die Frau sondern ihre Umgebung, der Friede eines Lebens, das nicht durch Ehrgeiz und Intrigen der vornehmen Gesellschaft beschmutzt wird. Nun gut, ich erwarte Eure Ansicht, aber ernsthaft, denn ich betrachte dieses Ereignis als Lebensfrage.

Aus Rom erhalte ich die erschütternde Nachricht, daß mein Freund Voß, der sich mit meinem andern Freund, dem Maler Ginsberg vor einigen Wochen nach Ischia begeben hat, durch die Katastrophe, die diese Insel zerstört hat, getötet worden sei . . . . . Das ist eine traurige Sache für seine Eltern. Wenn sie dieses ungeheure Talent, diese absolut richtige und vornehme Zeichnung, diesen ernsthaften Charakter nicht zu schätzen gewußt haben, ist es nicht ihr Fehler, denn die Welt gibt nichts für ein nicht anerkanntes Talent. Aber wenn die Schweiz diesen eigenartigen Mann verliert, so kann sie über einen ihrer besten Söhne trauern, obschon er nicht bekannt war. Ich sag es und Ihr könnt mir glauben, es gibt in Deutschland kein Dutzend, die so gut zeichnen, wie unser armer Freund Voß. Das Unglück schläft nie und wenn man an nichts denkt, schlägt es seine stärksten Schläge . . . . .

Berlin (ohne Datum)

. . . . Heute habe ich wieder eine Copie angefangen, diesmal aber eine ganz große, eine Beweinung Christi von Van Dyck mit 5 lebensgroßen Figuren 170—220 cm groß. Ich werde daran bis etwa im Mai zu tun haben voraussichtlich. Es kann aber auch schneller gehen. Es ist ein wunderbares Bild in jeder Hinsicht, Composition, Zeichnung und ganz besonders Colorit.

Ich tue es um meinen Farbensinn immer mehr zu bilden und immer eine Norm zu haben, wie man in Ton und Wirkung harmonisch gehn kann .....

Berlin (ohne Datum)

... Leset Ihr lieber die Sachen von Keller als von Freitag, es ist gescheidter. Die von Freitag sind ja auch ganz gut, aber doch lange nicht so geistreich wie die von Keller ......

Berlin, 30. Juni 84.

Meine Lieben

...... Mit meinen Arbeiten für die Ausstellung bin ich fertig, Roth, Strauß und Goldschmidt, ferner 2 Portraitzeichnungen, Freundschaftsbilder. Das eine von dem Architekten, der mir die Pläne für das Atelier gemacht das andere von einer reizenden kleinen Amerikanerin, die in meiner Schule war und jetzt wieder über den Bach geht ......

... Ich bin vollständig auf dem sogenannten *salva venia* Hund, nicht etwa vom vielen Arbeiten, aber von dem ewigen Stadtleben. So will ich jetzt das Herz in beide Hände nehmen und einmal mir im Gebirg mein angehendes Bäuchlein weglaufen und ordentlich was scizzieren, damit der ganze Kerl wieder ordentlich durcheinander geschüttelt wird. Ich habe mich zu diesem Zwecke mit Normalhemden, Schuhen, Strümpfen, Normalportmonnaie, Normalcravatte, Kragen etc. ausgerüstet und freue mich wie ein Schneekönig seit 12 Jahren zum ersten mal wieder, seit 72 ordentlich auf meine Berge steigen zu können. Ich beschäftige mich schon seit geraumer Zeit nur mit Lesen meiner verschiedenen Bädecker und tue streng genommen nicht viel als bauen, Atelier und Luftschlösser .....

.. Ich werde mir auch eine Flora und eine Botanisierbüchse kaufen und ein wenig botanisieren. Wenn sie mich auf der Ausstellung gut hängen, so hoffe ich auf Erfolg, denn die Sachen sind nicht schlecht .....

Berlin 84.

.... Von den Kritiken schicke ich Euch keine denn Ihr würdet Euch viel zu sehr ärgern, wenn Ihr sähet, wie das Kareli muß Federli la, aber es schadet nichts ......

Berlin 85.

..... Das Papstportrait von Lenbach war hier ausgestellt. Es war unglaublich gut. Ferner waren wieder zwei brillante Bilder von Böcklin da *„du premier peintre du monde“*.

... Mein nächster Nachbar wird im Juli der Literarhistoriker Wilhelm Scherer ein brillanter Kenner der Literatur. In Wien hatten sie ihn davon gejagt weil er toastete auf das Deutschland so weit die deutsche Zunge klingt und 4 Tage darauf hatte er den Ruf nach Berlin. Ich werde gute Nach-

barschaft pflegen. Letzthin habe ich die größte deutsche Tragödin, d. h. die einzige wirkliche Tragödin, die ich kenne gehört in Gesellschaft bei Frl. B. Mayer, einer Freundin von Bismarck. Der Justizminister, der übrigens einen prachtvollen Schädel hat, war auch da. Also die Tragödin war die 60jährige Frau Niemann-Seebach. Es ist ganz umsonst Euch einen Begriff zu geben von diesem Genius, unerhört, ich war wie versteinert. Also diese Seebach, sie ist die geschiedene Frau von dem berühmten Sänger Niemann hier. Professor Scherer, der auch da war, fragte mich: Haben Sie die Seebach schon gehört? Ich kannte sie nicht mal recht dem Namen nach. Er bat nun uns einen Genuß zu verschaffen und aus dem Faust „O neige du Schmerzenreiche" zu deklamieren. O weh, dachte ich mir in meiner Dummheit, die alte häßliche Frau wird doch keine Geschmacklosigkeit begehen und diese Mädchenrolle vortragen..... Ich muß vorausschicken, daß diese Dame die Schöpferin der Gretchenrolle ist. Von der Natur mit allen Gaben des Geistes und der Weiblichkeit ausgestattet, mit Ausnahme der Schönheit, hat sie seiner Zeit ganze Städte zum weinen gebracht durch ihr Spiel und beispiellose Erfolge erzielt. Na also, die fing an und nach den ersten Worten, die sie weinte nicht sprach, ach, was sage ich, ersten Worten, nach dem ersten Tone, den sie von sich gab, waren alle Zuhörer ergriffen von dem unendlichen Jammer der Situation. Ich dachte für mich nachher, der Göthe war ein großer Dichter und der größte außer Shakespeare, aber daß man so sein Gretchen spielen könnte, davon hatte er gewiß keine Ahnung. Das war der elementarste Schmerz dieses jungen Bluts, kurz es war unerhört, und eine Dame von 60 Jahren . . .

Berlin 17. I. 86.

Liebe Mama![1])

. . . . Laß Du mich nur machen, ich habe es so weit gebracht und werde mich, wenn ich wie jetzt, gesund und arbeitstüchtig bleibe, schon noch um ein paar Seigeli höher bringen auf der Kunstleiter . . .

. . . Ich male Menzel nicht. Ich habe nur 2 Scizzen nach der Natur gemacht, die ich nachher verarbeitete, eine im Profil, die Ihr saht, die andere *enface*, die saht Ihr noch nicht. Ich bin bald fertig damit, mache auf das Profil noch eine Brille . . .

. . . Ich arbeite gegenwärtig sehr rasch und merke wie es was nützt. Ich werde voraussichtlich eine Reihe Aufträge in kurzer Zeit absolvieren können im Sommer. Also gewöhnt Euch doch das verdammte Kummern ab. Es packt mich auch manchmal, daß ich denke und grüble, woher ich in 10 oder 20 Jahren leben wolle, wenn zufällig mir beide Augen ausgestochen und die Hände abgesägt würden und die Junge ausgeschnitten. Es ist aber nichts als eine schlechte

[1]) Antwort auf einen besorgten Mutterbrief.

Gewohnheit, die ich von Euch geerbt, und sobald ich mich darauf ertappe, schüttle ich meine Mähne und erhebe mit Grandezza mein edles Haupt und denk, daß es schon ein ordentlicher Ziegelstein sein muß um mir was zu schaden, wenn er mir auf den Kopf fällt . . .

Berlin 2 Mai 87.

. . . Sei so gut und pflanze eine ganze Menge Winden und Sonnenblumen. Ich möchte einige Studien davon malen, wenn ich im August nach Biel komme . . .

Berlin 9 Juni 87.

Meine Lieben!

Gestern habe ich den Freytag abgeliefert an die Nationalgallerie, heute muß ich ihn ins Cultusministerium schaffen, weil ihn der Minister sehen will. Jordan gefällt das Bild ausgezeichnet und ich glaube die Sache wird einen bedeutenden Erfolg haben . . . .

Romont 87.

Liebe Mama!

Von Tubel[1]) ist keine Rede, aber mir ist hier oben so pudelwohl trotz dem Regenwetter, daß ich so schnell nicht fortgehe. Ich habe das Bedürfnis einige Zeit ganz allein zu sein und das ist hier der Fall. Einmal wird es wohl aufhören zu regnen, dann kann ich arbeiten, was ich vorhabe. Brauchen tue ich weiter nichts . . .

. . . In Biel finde ich nicht die Ruhe und Abgeschlossenheit, deren ich bedarf und bis ich die Studien, welche ich hier machen soll, gemacht habe, bin ich unsichtbar. Wenn Ihr übrigens an einem schönen Tag herkommen wollt, so wird es mich freuen; Romont ist jedenfalls der schönste Platz, den ich vom Jura kenne. Man sieht von der Dôle bis zum Sentis.

Berlin 19. I. 88.

. . . Mit welcher Sehnsucht ich blange nach dem Süden, davon macht Ihr Euch gar keinen Begriff und was ich für eine Freude habe an der Bildhauerei, davon macht Ihr Euch ebenfalls keinen Begriff. Ich meine nicht das, was man gewöhnlich unter Bildhauerei versteht, sondern etwas ganz anderes. Ich werde die Sache ganz anders anpacken als das Gros der Armee und wenn Ihr auch jetzt keinen oder nur wenig Sinn habt für Plastik, meine Arbeiten werden Euch schon einleuchten. Es gibt kein edleres Material als Marmor, freilich muß er nicht wie Zuckerguß behandelt werden wie die Conditor Eva von (?)[2]) und ähnliche Schwachheiten. Wäre ich nur erst in Rom und könnte anfangen . . .

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Schmollen. — [2]) durchgestrichen.

Eine Unterhaltung über Cecil Rhodes.

Welch ein nie gesehener Glanz durchdringt heute abend die Ebene, lagert auf den Bergen, läßt die beiden Wasser des Atlantischen und Indischen Ozeans aufleuchten", sagte ein junger Deutscher, der zum ersten Male auf dem Rundturm des Cecil Rhodes Memorials stand und wie ein Berauschter oder Verliebter die Landschaft mit einem großen Blick zu umfassen und in sich aufnehmen zu wollen schien.

„Schwärmer", erwiderte eine Dame der Reisegesellschaft, indem sie ihn herablassend lächelnd ansah. „Ich ärgere mich ein wenig über Sie, Sie wollen auch immer etwas Besonderes für sich haben. Gewiß ein schöner Sonnenuntergang, doch weiter nichts. Schön wie der Sonnenaufgang heute in der Frühe, als zwischen dem Einschnitt des Tafelberges ein rubinrotes Flammenmeer loderte und das Meer, von dem wir herkamen, blaugrau, schwefel- und orangegelb umrändert war. Schön, wie unser flimmernder Mittag heute, als wir durch dieses ewige Blumenland mit seinen auch jetzt im Winter blühenden mannigfaltigen Heidearten, Proteus, Jelängerjelieber, Königskerzen, Aronstäben, Bougainviglias, Oleandern fuhren, um in Constanzia Weinprobe abzuhalten. Schön, wie der mildere Nachmittagsglanz im Cecil Rhodespark, kurz: ein würdiger, aber kein besonderer Abschluß eines abwechslungsreichen schönen Tages. Was ist Ihnen", fuhr sie dann fort, als sie sah, daß der also Zurechtgewiesene mit müdem, wie ausgelöschtem Gesicht verstimmt oder beschämt zu Boden sah. „Müssen Sie immer übertreiben? Glauben Sie nur allein tief empfinden zu können? Doch sagen Sie mir, was bewegt Sie gerade in diesem Augenblick so stark, da Sie doch den ganzen Tag fast teilnahmslos und stumpf herumfuhren und gingen?" Der Angeredete zauderte mit der Antwort und erwiderte dann widerwillig und heftig: „Mein Gott, das Menschliche, dieser Mensch Cecil Rhodes." „Was hat das nun aber mit der Landschaft zu tun", erwiderte ihrerseits wie geärgert die Dame. „Sehen Sie, gnädige Frau," fuhr der Deutsche fort, „wenn Sie es nicht mitfühlen, so ist es schwer, Ihnen zu erklären. Es gibt Menschen, die imstande sind, immer und zu jeder Zeit irgendeine beliebige Landschaft in allen ihren Reizen zu begreifen und zu genießen. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, die dies können. Ich brauche, um der Natur irgendwie näher kommen zu können und mich mit ihr eins zu fühlen, eine menschliche Erregung, einen Rauschzustand. Der Wein oder die Liebe, die Freundschaft oder die Bewunderung, die körperliche anstrengende Leistung oder die Empfängnis irgendeiner Idee, ein Sieg oder eine Niederlage versetzen mich erst in den Zustand, in dem mir die Natur begreiflich wird. Irgendwie aufgestachelt oder erregt, formuliert sich die Außen-

welt in mir zu einem deutlichen Bilde. Mir geht es ein wenig wie dem Engländer, der behauptete, die Kunst mache die Natur, oder wie den Psychologen, Sokrates und Lautrec, die beide von sich sagten, die Landschaft an sich langweile sie. Ich habe heute den ganzen Tag in allen seinen wundervollen Einzelheiten nur durch ein fortgesetztes Denken an Cecil Rhodes recht eigentlich genießen können."

Hier mischte sich ein Engländer, der mit von der Partie war und der ein wenig deutsch verstand, in die Unterhaltung. Da er wohl annahm, daß man nur den künstlerischen Wert des Cecil Rhodes-Denkmal besprochen hätte, stellte er die Frage, wie den Fremden das Denkmal gefiele. Der junge Deutsche kam in einige Verlegenheit und half sich mit einigen allgemeinen Sätzen. Er sagte, die Anlage sei über die Maßen großartig und es wäre zu wünschen, daß der Plan, die breite, hügelabführende Monumentaltreppe bis zur Talsohle noch etwa zweihundert Meter weiter hinabzuführen, sich hoffentlich verwirklichen lasse und daß auch Europa und die Vereinigten Staaten durch Geldbeiträge sich an dem schönen Unternehmen beteiligen mögen, um so Cecil Rhodes, der durch seine allen Nationen zugute kommende Stiftung sich so verdient gemacht hätte, ein sichtbares Zeichen der allgemeinen Dankbarkeit und überhaupt einmal ein schönes Beispiel internationaler Courtoisie innerhalb weißer Nationen zu geben. Über den ansprengenden Bronzereiter des Engländers Watts möchte er nicht gern etwas sagen. Man müßte sich erst über die allgemeinen Prinzipien statuarischer Bildwerke auseinandersetzen, um zu irgendeinem Maßstab zu kommen, an dem man dieses durchaus fragwürdige, aber sehr ausdrucksvolle Bildwerk beurteilen könne. In ähnlichem Sinne schwierig läge es mit der Kolossalbüste Rhodes im Rundbau selber, die als plastisches Kunstwerk bedenklich, doch den Stempel der Ähnlichkeit und der freundschaftlichen Hingabe an eine große Persönlichkeit trage. „Welch überflüssige und umständliche Gründlichkeit," fiel nun wieder die Dame ein, „machen Sie sich das Leben und den Genuß doch nicht so schwierig. Warum können Sie mit der großartigen Anlage nicht zufrieden sein? Eben noch schienen Sie ganz hingenommen und jetzt sind Sie schon wieder voller Vorbehalte und machen Einwendungen; verderben Sie uns doch wenigstens nicht die Freude und die Laune." „Aber ich bin ja in gewissem Sinne hingenommen," antwortete der Deutsche, „hingenommen von dem guten freundschaftlichen Willen, der sich hier betätigte, um der Dankbarkeit einem wirklich großen Menschen gegenüber Ausdruck zu verleihen."

Ein älterer deutscher Diplomat hörte dies und konnte die gewöhnliche Bemerkung von der Ungezähmtheit und Rücksichtslosigkeit Cecil Rhodes nicht unterdrücken. Er sagte: „Wenn er sich das Leben nur nicht selber

so schwer gemacht und überall angestoßen hätte." „Ich weiß, ich weiß," antwortete in nervöser Erregung beinahe heftig der Jüngere, „aber wie kann man etwas durchsetzen, wie kann man ohne anzustoßen, so durchstoßen?" Und er wies mit der Hand in der Richtung des Denkmals von Süden nach Norden. „Sehen Sie, hier haben Sie das Symbol der letzten großen Idee des großen Afrikaners. So sollte die Bahn Kapstadt—Kairo durchgelegt werden, in deren Verwirklichung Cecil Rhodes die Zukunft Afrikas sah." „Die Jugend, die zur Heroenverehrung neigen muß, falls sie überhaupt etwas taugt, hat immer einen heißen Kopf und schießt leicht über das Ziel hinaus", erwiderte mit herablassender Nachgiebigkeit der Diplomat. „Aber es ist Zeit aufzubrechen, um rechtzeitig nach Kapstadt zurückzukommen."

Bei der Rückfahrt wollte es der Zufall, daß der junge Deutsche in einem Wagen allein neben einen englischen Herrn zu sitzen kam, der seinerzeit der Privatsekretär Cecil Rhodes in der Belagerungszeit von Kimberley während des Burenkriegs gewesen war. Sie fuhren zusammen an der Villa des Dr. Jameson vorbei, der jenen berühmten, tollkühnen Einfall in Transvaal gemacht hatte. Der Engländer sagte: „Ich verstehe genug deutsch, um Ihre Unterhaltung verstanden zu haben. Ich billige Ihre Begeisterung für meinen früheren Chef und kann Ihnen allerhand von ihm erzählen, das Sie interessieren wird. Sagen Sie mir, was Sie von ihm wissen und was Sie gern wissen möchten." „Mir sind," erwiderte der also Angeredete, „nicht viel Einzelheiten aus dem Leben Cecil Rhodes bekannt. Aber was ich heute von ihm gesehen habe, bestärkt in mir die Annahme, daß er zu den stärksten Willenmenschen unserer Zeit zu zählen ist. Ich weiß von ihm, daß er jung und schwindsüchtig nach Südafrika kam, daß er zusammen mit Wernher und Beit und noch einigen anderen die vorläufige Zukunft Transvaals auch in seinen Minen rechtzeitig sah, daß er viel Claims in seine Hand brachte, sich als erster mit einer Pumpmaschine versah, und wie er frühzeitig erkannte, daß die Ausbeutung der Minen organisiert werden müßte, und daß er dieses, wobei ihm das Geld seiner Freunde zu Hilfe kam, mit der größten Energie betrieb und mit Erfolg durchsetzte. Ich habe sein schönes von Mason Baker in bescheidener Pracht erbautes Haus gesehen, in dem kein Einrichtungsstück gleichgültig oder häßlich ist. Seine Schreibmaschinenmanuskripte von Übersetzungen fremdländischer Dichtungen, die er für sich anfertigen ließ, haben mich tief gerührt und zeigten mir den Drang nach universeller umfassender Bildung. Die Anlage seines Hauses ist von künstlerischem Standpunkt ebenso bedeutend wie die Anlage seines Parkes, die einem Pückler-Muskau Ehre gemacht hätte; seine ungeheure granitene Badewanne scheint mir geradezu ein Symbol seiner erratischen Persönlichkeit, die Bronzebüste eines Collegeboys in seinem Arbeitszimmer

erinnert mich an seine Stiftung, bei deren Verteilung zum ersten Male im antiken Sinne auch die Knaben ein Wort mitzusprechen haben, indem sie ihre Stimme demjenigen körperlich und geistig Tüchtigsten geben, der außerdem über die in unseren Zeiten so seltene Gabe der *„Leadership of fellows"*, der eingeborenen Führerschaft verfügt. Der Wortlaut der Bestimmung für die Aufnahme in die Stiftung hat mich so begeistert und sich mir unauslöschlich eingeprägt, wie die Strophe eines geliebten Gedichtes: *Three points are allowed for "litterary and scholastic attainments"; two for "fondness of and success in manly outdoor sports"; two for "manhood, truth, courage, devotion to duty, sympathy for the protection of the weak, kindliness, unselfishness, fellowship"; and two for "force of character and of instincts to lead and to take an interest in his schoolmates — for those latter attributes will be likely in after life to guide him to esteem the performance of public duty as his highest aim."*

Ins Deutsche ist das kaum übersetzbar[1]), wir haben es — und das ist politisch traurig genug — noch nicht einmal zur Formulierung dieser Bürgertüchtigkeit (die Virtus der Römer) gebracht, daher unsre Verzanktheit zu Hause und in den Kolonien; die alte, seit Tacitus berüchtigte Discordia der Deutschen, die uns soviel vortreffliche Einzelarbeit unfruchtbar macht, kommt eben mit daher, daß die Deutschen nicht von Jugend an lernen zu führen und sich führen zu lassen. Doch alles, was wir heute gesehen haben, stand im Zeichen der Güte und Größe einer Persönlichkeit und war wie eine Lobhymne auf den, der so über die Maßen stolz, einsam und ehrwürdig in seinen Matoppobergen unter der großen einfachen Steingrabplatte ruht."

„In der Tat," fiel hier der Engländer freudig ein, „alles war erstaunlich an diesem Mann. So wie er sich selber mit dem Schönsten aller Zeiten umgab, so sorgte und dachte er immer an diejenigen, die ihm helfen sollten bei der Verwirklichung seiner großen Pläne. Sie werden in Kimberley ein Stadt- und Land-Hotel finden, das er zur Erholung und Freude der Angestellten und Gäste auf den Minen erbauen ließ. Er ließ während der Belagerung in Kimberley nicht nur eine Kanone gießen, um den Feinden

---

[1]) Wir wagen hier eine Übertragung, die allerdings mehr eine Umschreibung der englischen Cecil Rhodes-Bestimmung sein soll:

Drei Punkte für literarische und wissenschaftliche Leistungen.

Zwei Punkte für männlichen Sport als Neigung und Leistung.

Zwei Punkte für Mannhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Mut, Pflichttreue, Zug zum Schutze Schwacher, innere Güte, Selbstlosigkeit, Kameradschaft.

Zwei Punkte für starken Charakter und Instinkt, seine Mitschüler zu führen und zu fördern, denn letztere Eigenschaften werden ihn höchstwahrscheinlich in späteren Jahren in der tätigen Verantwortung für das Gemeinwesen sein höchstes Ziel erblicken lassen.

einen todbringenden Gruß von C. R. zuzusenden, sondern er beschäftigte die Arbeiter, die nichts zu tun hatten, damit, eine eineinhalb Meilen lange Weinlaube und einen Park anzulegen. Ich will Ihnen eine kleine Anekdote erzählen, aus der Sie entnehmen können, wie dankbar Cecil Rhodes jedem gegenüber war, der ihm oder seiner Sache einmal im Leben gedient hatte. Sie können sich denken, wie sehr dieser Machthaber, wenn er nach Kimberley hinaufkam, von Bittstellern jeder Art überlaufen wurde. Da war einer, der wollte zehntausend Pfund geliehen und ein anderer zehn Pfund geschenkt haben. Da kamen Leute, die Protektion und Arbeit suchten, Vorschläge machten, Pläne und Erfindungen unterbreiten wollten. In der Regel gab er die Order, niemand vorzulassen, der ihn bei der Erledigung laufender Geschäfte stören konnte. Eines Tages aber erfährt er, daß im Vorzimmer ein junger Farbiger wartet, der ein Bein bei der Belagerung von Kimberley verloren hätte. Er ließ ihn hereinkommen, schenkte ihm eine gewisse Summe Geldes und gab ihm ein Papier, auf Grund dessen er bis an sein Lebensende Arbeit in der Kimberleymine finden sollte. Befragt, warum er gerade diesen armen Kaffern vorgelassen hätte, antwortete er: ‚Wir müssen immer etwas für die tun, die für uns fechten.‘ Überhaupt", fuhr der Engländer fort, „eine der größten Stärken dieses Mannes war es, mit der farbigen Bevölkerung der Union fertig zu werden und sie richtig zu behandeln. Oft erstickte er durch geschicktes Verhandeln drohendes Auflodern von Feindseligkeiten, ja er löste durch sein bloßes Erscheinen schon entfachten Kriegsbrand bei den farbigen Stämmen. Wie diplomatisch klug und menschlich richtig er urteilte und handelte infolge seiner Gabe, nicht nur vom Weißen zum Farbigen hin, sondern auch von ihm zum Weißen zurückzudenken, mag Ihnen folgende kleine Geschichte beweisen:

Nach der Flucht und dem Tode des großen Matabelehäuptlings Lobengulo nahm sich Cecil Rhodes dessen Sohnes und Nachfolgers in der Häuptlingsschaft an. Er ließ ihn erziehen und sorgte für ihn. Einige Jahre später brach der Burenkrieg aus. Njube, Lobengulos Sohn, lebte in Kimberley. So um 1901 herum waren die Matabele in Rhodesien wieder einmal sehr unruhig, und es hätte nur eines geringen Anlasses bedurft, und eine Revolte gegen die Weißen in Rhodesien wäre ausgebrochen. Den Matabeles lag sehr daran, daß Njube nach Matabeleland zurückkehrte, und sie versuchten mit allen erdenklichen Mitteln, seine Rückkehr sicher zu stellen. Cecil Rhodes fühlte, daß, wenn Njube zurückgekehrt sei, der Aufstand ausbrechen würde. Njube war um diese Zeit in der Kapkolonie in ein Fingomädchen verliebt, aber, hätte er sie geheiratet, so würde er zugleich seinen Rang bei den stolzen Matabeles verloren und keinen Einfluß mehr in ihrem Rat gehabt haben. Der Administrator von Rhodesien, Sir William Milton,

telegraphierte Rhodes nach Kimberley, daß die Matabeles in Rhodesien für die Rückkehr Njubes agitierten und fragte bei Rhodes um Rat an. Dieser ließ Njube kommen und sagte zu ihm: ‚Njube, willst du nach Matabeleland zurückkehren, oder willst du das Fingomädchen heiraten?‘ Njube zauderte einige Zeit und erklärte dann, daß er vorzöge, das Fingomädchen zu heiraten. Rhodes sagte daraufhin zu ihm: ‚Gut, morgen sollst du fünfzig Pfund haben. Geh und heirate das Mädchen! Dann komm nach Kimberley, wo ich dir ein Haus schenken und Arbeit finden werde.‘ Hierauf wandte sich Rhodes zu mir, seinem Sekretär, und ließ mich an Sir Milton telegraphieren: *Njube was divided between lust and empire, but has decided to marry the Fingogirl. It is better, that he shall settle in Kimberley and be occupied in creating a family rather than be plotting at Bulawayo to stab you in the stomach — ! !*

Ich glaube", fuhr der Engländer fort, „Sie können von dieser Art die Eingeborenen zu behandeln, in Ihrer südwestafrikanischen Kolonie lernen und werden sich der Auffassung Cecil Rhodes anschließen, der in der Gesundheit und Zufriedenheit der Eingeborenen die Sicherstellung des Friedens und des Kapitals Südafrikas sah und die Eingeborenen für Kinder erklärte, die zwar streng und in der Furcht des Herrn, aber immer gerecht und gleichmäßig in die Höhe zu entwickeln seien. Sie werden noch lange brauchen, ehe Sie die Wunden, die Ihr fürchterlicher Herero- und Hottentottenaufstand Ihrer Kolonie geschlagen hat, geheilt sehen werden."

„Gestatten Sie mir eine Frage," fiel hier der Deutsche ein, „wir sind vorhin an Dr. Jamesons Haus vorbeigefahren. Wie verhielt sich Cecil Rhodes eigentlich zu dem berühmten, berüchtigten Einfall mit den wenig Hunderten von Reitern in Transvaal? Stak Rhodes dahinter, oder billigte er nur das Vorhaben, oder war er überrumpelt und nicht imstande, es zu verhindern? Ich weiß, daß er später seine Mitwirkung immer abgeleugnet hat und daß behauptet wurde, sein Warnungstelegramm sei, da es Sonntag war oder weil die Telegraphenleitung gestört gewesen sei, über Mafeking nicht weiter gegeben worden?"

Der frühere Sekretär lächelte diplomatisch und sagte: „Wir wissen nicht oder dürfen nicht wissen, wie sich alles das damals in den Einzelheiten zugetragen hat. Sicher ist jedenfalls, daß Dr. Jameson viel zu sehr unter dem Bann seines großen Freundes stand, ja man könnte sagen, daß er zu sehr von ihm mesmerisiert war, als daß er gewagt hätte, eigenmächtig einen so folgenschweren, verantwortungsvollen Schritt zu unternehmen. Sicher ist ferner, daß wir hier alle diesen viel geschmähten Krieg als ein Glück ansehen. Einmal hätte die Entscheidung durch das Schwert doch kommen müssen; denn wir glauben nicht, daß die starrköpfigen, selbstherrlichen Buren jemals auf friedlichem Wege, jedenfalls nicht zu schnell, zu einer Einigung

mit uns gekommen wären. Heute ist die Union durch Feuer und Schwert zu friedlicher Zusammenarbeit zusammengeschweißt. Im Parlament und in der Verwaltung sitzen die früheren Feinde in größter Einigkeit. Der tapfere General Botha, der übrigens ruhig zur Einweihung des Rhodesmemorial hätte kommen dürfen, bewohnt als erster Premierminister die Groote Schuur, die Cecil Rhodes dem jeweiligen Premierminister der Union als Residenz stiftete, während er seinen Park dem Publikum, wie weiland Julius Cäsar seine Gärten, zur öffentlichen Nutznießung vermachte. Jameson war sein Vorgänger, General Smutz ist vielleicht der Kopf und die Seele des jetzigen Burenparlaments, nachdem er und seine Frau doch im Kriege das grauenhafte Schicksal hatten, die Kinder in den Konzentrationslagern der gefangenen Buren zu verlieren, und eigentlich fehlt es nur, daß die Lords Kitchener und Roberts wenigstens für einige Zeit mit hohen Regierungsfunktionen in der Union betraut gewesen wären. Sie werden in der Werkstatt der Mine Kimberley eine neue elektrische Schmiedemaschine sehen. Eine kleine ungeheuer starke Stichflamme bringt zwei Stück Eisen, die über ihr dicht aneinander gehalten werden, wie etwa zwei Hunde, die sich beißen sollen, in kürzester Zeit zur höchsten Glut und die beiden scheinbar feindlichen Teile können so in wenigen Minuten mit dem Hammer zusammengeschmiedet werden. Das mag Ihnen für die Absicht und die Wirkung unseres blutigen Krieges als Bild dienen. Jameson oder Rhodes oder beide zusammen bedienten die Stichflamme, den alten Burenhaß gegen die Engländer, und entfachten die Glut. Die Leiden und der Schmerz des Krieges waren die Hämmer, die beide so miteinander zusammenschweißten, daß nun die Union hoffentlich für alle Zeiten halten wird. Bedauerlich ist nur, daß jenes deutsche Telegramm an Ohm Krüger so viel böses Blut in Europa gemacht hat und die Gegensätze zwischen England und Deutschland und ihren regierenden Häusern verschärfte."

Der junge Deutsche wagte hier die Bemerkung, daß er glaube, weniger der Wortlaut des Telegramms sei die Ursache der allgemeinen englischen Empörung gegen die deutsche Regierung gewesen, als die Auslegung; denn man könne gerade so gut aus dem Telegramm herauslesen, der Kaiser habe dem Präsidenten Krüger zu verstehen geben wollen, daß er auf seine Unterstützung nicht rechnen könne. Denn er habe ihm ausdrücklich gratuliert, daß er aus *eigenen* Kräften den Überfall vereitelt habe. Wie dem auch sei, wäre unser Verhältnis zu England damals ein besseres gewesen und wäre die Angelegenheit nicht in eine Epoche gefallen, wo Eduard VII. gerade heftig mit der Auffpinnarbeit, Deutschland in Europa gänzlich zu isolieren, begann, so wäre den Engländern das Telegramm nicht so zu paß gekommen, und vielleicht hätte kein Hahn darnach gekräht.

Der Wagen brachte die beiden Männer durch die Dämmerung Kapstadt immer näher. Der frühere Sekretär benutzte die letzten Augenblicke, um dem angeregten Gespräch einen bedeutungsvollen Schluß zu geben. Er sagte: „Ich habe vorhin gehört, wie Sie Ihrem feinnervigen Diplomaten gegenüber Cecil Rhodes gegen den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit in Schutz nahmen. Ich kenne und werde wohl keinen gütigeren und feinfühligeren Menschen kennen lernen als ihn. Womit hat man diesen Mann nach dem Tode nicht verleumdet! Er soll ein Trunkenbold und Weiberheld gewesen sein. Gewiß er liebte eine gute Flasche Rheinwein und blieb nicht immer bei der einen. Aber alles, was man Ihnen von seinen wilden Orgien im Innern des Landes oder in seinem schönen Haus, das Sie gesehen haben, erzählen mag, es ist gelogen. Dieser unermüdliche, von tausend Geschäften in Anspruch genommene, bedrängte Mann, der mitten aus seinen Plänen hinweggerissen wurde, ohne auch nur den größeren Teil von ihnen verwirklichen zu können, war der zartfühlendste Mensch, den man sich denken kann. Ich will Ihnen zum Schluß eine kleine Geschichte erzählen, die ich mit ihm erlebte. Ein Angestellter der Kimberleymine wurde während der Belagerung schwer verwundet, kam durch, konnte sich aber nicht so recht erholen, da eine gefährliche Operation zu seiner völligen Wiederherstellung nötig war. Ihm fehlte das Reisegeld für London, einen geschickten Chirurgen und eine gründliche Ausheilkur. Cecil Rhodes hörte davon und lieh ihm zweihundert Pfund. Nach Jahren schickte der Geheilte in Kimberley, wohin er zurückgekehrt war, einen Check über hundert Pfund in unser Sekretariat in einem Schreiben, worin er seinen Dank für das Darlehen aussprach und die Restsumme in einigen Jahren in Aussicht stellte. Ich gab meinem Chef den Brief. Dieser betrachtete ihn eine kurze Zeit und sagte dann: ‚Danken wir dem Herrn.‘ Dann besann er sich und sagte: ‚Nein, das Beste wird sein, Sie schicken den Check zurück und schreiben ihm, daß zwischen uns beiden nie ein derartiges Geldgeschäft stattgehabt habe.‘ Dann besann er sich wieder und sagte: ‚Nein, ich werde ihm selbst schreiben; denn es könnte ihm ein unangenehmes Gefühl auslösen, wenn er denkt, noch ein Dritter wisse davon, daß er einmal irgend jemand im Leben Geld schuldig gewesen ist.‘ Cecil Rhodes setzte sich dann selbst an den Schreibtisch, schrieb den Brief, tat den Check hinein und übergab mir das geschlossene Kuvert und sagte: ‚Geben Sie das in seinem Klub ab.‘ Als ich tun wollte, wie er mir geheißen hatte, rief er mich noch einmal zurück, nahm mir den Brief ab und sagte: ‚Geben Sie den Brief her. Ich werde ihn selber hintragen. Es wäre möglich, daß er Ihnen zufällig begegnet. Er könnte dann doch auf die Idee kommen, daß ich die kleine Gefälligkeit, die ich ihm einmal erwiesen habe, ausgeplaudert habe.‘ Das ist der Mann, den seine Feinde größter Brutalität und Rücksichtslosigkeit bezichtigen.“

Dann schwiegen beide und fuhren durch Kapstadt. „*He really has been a broadminded and bighearted man,*" sagte der junge Deutsche, als er vor dem hochgelegenen Gartenhotel Mount Nelson die Hand des Engländers zum Abschied schüttelte.

Johannisburg 1912. Alfred Walter Heymel.

Hygiene des Sprechens.

Von Max Nadoleczny in München.

Demosthenes hat, wie neuere philologische Forschungen lehren, die wesentlichen Schlußperioden in seinen Reden in rhythmischer Prosa geschrieben. Das eine Beispiel — man könnte zahlreiche ähnliche anführen — wirft nicht nur ein Schlaglicht auf die ungemein hohe sprachliche Bildung der Griechen, es lehrt uns auch die Tiefe der Erkenntnis von Wesen und Wert der Rhetorik in jenen Zeiten kennen und bewundern. Eine solche Kultur der Sprache besaßen die germanischen Völker nie. Bei den romanischen hat sie sich bis auf unsere Tage vererbt. Frankreich ist stolz auf seine *Académie française*, die von Richelieu 1635 gegründet wurde. Ihre vierzig „unsterblichen" Mitglieder überwachen die Erhaltung der französischen Sprache, von welcher Voltaire sagt, ihr Geist sei Klarheit und Eleganz (»*chaque langue a son génie; le génie de la nôtre est la clarté et l'élégance*«). Der große Redner der französischen Revolution, Mirabeau, wählte mit Bedacht Ciceros zweite Catilinaria zum Vorbild, als er nach der verhängnisvollen *séance Royale* vom 23. Juni 1789 das Volk durch eine Ansprache beruhigte. Der romanische Gelehrte stattet seine Vorträge vor Studenten und vor seinen Kollegen mit blendenden Redewendungen und dramatischen Formen aus, wenn er ihnen etwas so recht einprägen will. Das wird von ihm verlangt. Die Studenten demonstrieren öffentlich gegen einen schlechten Lehrer, auch wenn er ein wissenschaftlich tüchtiger Mann ist. Eine Diskussion um die Frage der Lokalisation des motorischen Sprachzentrums im linken Stirnhirn, wie sie in der französischen medizinischen Akademie vom 6. Dezember 1864 bis zum 13. Juni des folgenden Jahres gedauert hat, kennt unsere schnellebige Wissenschaft nicht mehr. Wohlvorbereitet traten damals vierzehn Redner auf und führten wahre Meisterstücke der Redekunst für und wider jene Behauptung ins Treffen. Vergleichen wir damit die Verhandlungen unserer wissenschaftlichen Kongresse und unserer Volksvertretungen, so wird ein deutlicher Abstand fühlbar und zwar hinsichtlich der Rhetorik und der allgemeinen Bildung. Gewiß, wir haben geborne Redner unter Gelehrten und Politikern, aber gelernte Redner fehlen unserer Zeit fast ganz.

Eine Grundlage der Redekunst, die Technik des Sprechens, möchte ich hier erörtern. Sie allein macht das Wesen der Rhetorik keineswegs aus. Ein trefflicher Redner, ein ausgezeichneter Schauspieler, der seelisch und intellektuell auf der Höhe seiner Aufgabe steht, wird uns auch dann mehr geben als reine Techniker, wenn er seine Stimme und seine Artikulation, wie das recht oft vorkommt, nicht nach den Regeln der Sprechkunst beherrscht. Und wenn er von Natur sehr leistungsfähige Sprechorgane besitzt, so wird er sich auch kaum schaden, ebensowenig wie jene kleine Anzahl von Sängern mit von Hause aus machtvollen, schönen Stimmen diese durch technisch nicht vollendetes Singen schädigen. Es gibt Stimmen, welche die schlechteste Schule aushalten. Im großen und ganzen aber bedeutet eine falsche Technik wegen der damit verbundenen Überanstrengung eine große Gefahr für Sprech- und Singstimmen und besonders für die unfertigen Organe von Kindern.

Um Kinder zum richtigen Sprechen anzuleiten, scheint zunächst die Kenntnis wenigstens ihrer äußeren sprachlichen Entwicklung nötig. Die Psychologie der Sprachentwicklung ist eine Wissenschaft für sich und kann hier unerörtert bleiben. Wie sich Atmung, Stimme und Artikulation entwickeln, soll aber in kurzen Zügen dargelegt werden.

Beim Säugling zeigt sich neben der Atmung in der Ruhe eine vollkommen inkoordinierte Atmung beim Schreien. „Das Kind atmet dabei mit allen Vieren." Aber schon hier erscheint beim langgezogenen Schrei das zeitliche Überwiegen der Ausatmung über die Einatmung, welche der ausgebildeten Sprech- und Singatmung eigentümlich ist. Der erste Schrei wird gewöhnlich auf dem Vokal *ä* intoniert, der Stimmeinsatz ist zuerst weich, die Stimmlage bewegt sich um das eingestrichene *a* und *h*. Später findet man Umfänge von sechs bis acht Halbtönen. Oberhalb und außerhalb dieser Stimmlage kommen aber im Geschrei der Säuglinge noch verschiedene anders geartete charakteristische Töne vor, Fistel- und Pfeiftöne, die ganz außerordentliche Höhen bis zum viergestrichenen *e* erreichen. Demnach fand sich bei den untersuchten Kindern ein Gesamtumfang vom *g* der eingestrichenen bis *e* der viergestrichenen Oktave, natürlich nicht im Zusammenhang. Von Vokalen ist der *Ä*-Laut bevorzugt, weniger häufig *A* oder der Wechsel mit *I, E, A, O, U*, die meist nur als einleitende Laute vorkommen. Pfeiftöne entbehren des Vokalcharakters. Artikulatorische Bildungen, hauptsächlich *NG, N* oder etwa noch *W* sind seltener. Zwischen der fünften und zehnten Woche differenzieren sich die lautlichen Äußerungen des Säuglings durch den Einsatz der Stimme, der hart und fest wird beim Unlustschrei, dagegen weich und leiser bei den Behaglichkeitslauten. Zuerst treten erfahrungsgemäß gurrende Laute, von Kußmaul Vomitivlaute genannt, auf,

die in unserer späteren Sprache wieder verschwinden (in anderen Kultursprachen finden sie sich), dann Lippen- und Zungenlaute, ferner aber auch Schnalzlaute, die in den Kultursprachen nur als Rudimente (z. B. interjektionale Ausdrücke für Bedauern oder Verwunderung und so weiter) vorkommen. Diese Schnalzlaute (Klixe) sind nun gar nicht schwer zu bilden. Sie entstehen einfach durch Öffnen eines vorhandenen Verschlusses im Artikulationsrohr zwischen den Lippen oder zwischen Zunge und Gaumen bei der Einatmung, während die Hervorbringung eines Explosivlautes eine aktive Muskelanstrengung erfordert. Die Klixe gehören in der Hottentottensprache zu den vollgültigen Lautelementen, erhalten sich also auf tieferer Kulturstufe.

Die Atmung, in den ersten Lebensjahren noch regellos, paßt sich dem Satzbau an. Da auf eine längere Reihe von Worten (Sätze) ununterbrochen eine verhältnismäßig große Menge von Atemluft in langsamer Ausatmung verteilt werden muß, so bedarf der Mensch beim Sprechen an und für sich größerer Luftvolumina als in der Ruhe. Diese Luftmenge muß in den kleinen Pausen zwischen Sätzen oder Satzteilen rasch beschafft werden. Es ist also notwendig, daß in solchen Augenblicken die Einatmung willkürlich tiefer wird und daß sich ihr in den Luftwegen keinerlei Hindernis entgegenstellt, daher erfolgt sie ohne Verengung im Artikulationsrohr geräuschlos durch den offenen Mund. Wir sehen also einen deutlichen Gegensatz zwischen der gleichmäßigen automatischen Ruheatmung durch die Nase mit ihrem kleineren Volumenverbrauch und der unregelmäßigen willkürlich vertieften Sprechatmung durch den Mund mit dem Verbrauch größerer Luftmengen.

Die Stimme verfügt, wie erwähnt, über verschiedene Einsätze. Zum Sprechen sollte und wird im allgemeinen der weiche und leise Einsatz verwendet. Der harte sogenannte *»coup de glotte«* bleibt den Affektäußerungen vorbehalten. Zum Flüstern dient ein dritter Einsatz.

Die Kadenz der Sprechstimme war schon den alten Griechen bekannt. Dionys von Halikarnaß hat gelehrt, daß sich die Umgangssprache ungefähr innerhalb einer Quinte bewege und daß das größte Intervall beim Sprechen dreieinhalb Töne nicht übersteige. Das stimmt mit unseren heutigen Untersuchungen überein. Die Sprache des erwachsenen Mannes bewegt sich zwischen dem großen *A* und dem kleinen *d* oder *e*, die der Frau und des Kindes zwischen dem kleinen *a* und *d* oder *e* der eingestrichenen Oktave.

Der Umfang der Sprechstimme ist nach Paulsen im Alter von drei bis sieben Jahren ziemlich groß. Er umfaßt bei Knaben und Mädchen neun Halbtöne (*a* bis *fis*^{1}), nach Ausschaltung selten vorkommender hoher und tiefer Töne bewegt sich die Sprechstimme zwischen *g* und *e*^{1} (*a* und *d*^{1} nach Gutzmann). Die Ausdehnung der Singstimme ist einer erheblichen Variabilität unterworfen. Nach neueren Untersuchungen von Garbini, Paulsen, Flatau

und Gutzmann beträgt sie, wenn man die am häufigsten vorkommenden Töne zusammenrechnet, also reale (nicht mathematische) Durchschnitte berücksichtigt, im ersten bis zweiten Lebensjahr fünf Halbtöne und erreicht im zwölften Lebensjahr bei Knaben vierzehn bis neunzehn, bei Mädchen sechzehn bis zweiundzwanzig Halbtöne, um dann nicht mehr wesentlich zuzunehmen (bis zum Stimmwechsel). Das durchschnittliche Anwachsen des Umfangs geht bei Knaben nach der Höhe weniger rasch vor sich. Der Umfang der Knabenstimmen ist überhaupt kleiner als jener der Mädchenstimmen. Die untere Grenze der Kinderstimme liegt durchschnittlich beim kleinen *g* und *a*, die obere bei *g* bis *h* der zweigestrichenen Oktave. Schon vom zwölften Jahr ab beginnt die obere Grenze bei beiden Geschlechtern zu sinken. Das Verhältnis der Häufigkeit, mit der große und kleine Stimmumfänge vorkommen, ist 1 : 3. Während ein kleiner Teil der Schulkinder keinerlei Gesangstöne erzeugen kann (sogenannte „Brummer"), sind bei einzelnen Kindern zum Beispiel schon im vierten Jahr Umfänge von über zwei Oktaven und gutes Gehör beobachtet worden. Dvoraks Töchterchen soll am Ende des ersten Lebensjahrs den Fatinitzamarsch gesungen haben.

Abgesehen vom Umfang, von dessen Bedeutung für den Schulgesang noch die Rede sein wird, ist es mit Rücksicht auf die Stimmbildung nötig, die Register der Kinderstimme zu kennen. Die Mehrzahl der Kinder verfügt über ein sogenanntes Hauptregister (auch Mittelstimme genannt), das vom kleinen *h* bis zum zweigestrichenen *fis* reichen kann. Darunter liegt ein ungefähr die Töne *d—a* der kleinen Oktave umfassendes Brustregister, das sich durch fühlbare Vibrationen am Brustkorb auszeichnet, aber bisweilen fehlt. Über dem Hauptregister umgreift die Kopfstimme durchschnittlich die Töne von *gis* der zweigestrichenen bis höchstens zum *d* der dreigestrichenen Oktave. Dieses Register hat ebensowenig wie das Hauptregister mit den Fisteltönen Erwachsener etwas gemein, dem es fälschlich gleichgestellt wurde. Zu diesen drei Registern kommt nun aber noch ein viertes, selteneres Pfeifregister, das ausnahmsweise auch in späterem Alter erhalten bleibt. Die Klänge dieses über dem dreigestrichenen *e* liegenden Registers haben einen metallischen oder flötenartigen Charakter (Flageolettöne).

Die artikulatorischen Schwierigkeiten sind bekanntlich bei der Einschulung noch nicht überwunden. Manche Kinder können einzelne Laute nicht oder nicht richtig aussprechen (am häufigsten die *K*- und *S*-Laute): sie stammeln. Andere verstümmeln schwierige Silbenfolgen durch Auslassen, Umstellen, Umwandeln von Lauten, durch Zusammenziehen von Silben und durch sogenannte Assimilationen von Lauten, Fehler, aus denen sich Sprachstörungen (Poltern und Stottern) entwickeln können, besonders wenn sie falsch behandelt werden.

Damit sind die physiologischen Merkmale der äußeren Sprache bis auf die Modulation erschöpft. Sie ist abhängig von den verschiedenen Akzenten. Der musikalische Akzent erst verleiht der Sprache den charakteristischen Gemütsausdruck, durch die Tonbewegung innerhalb der Silben, Worte und Sätze. Er ist verschieden je nach Alter und Geschlecht des Sprechenden. Der dynamische Akzent dagegen bewirkt auch unabhängig vom Tonfall durch die Kraft der artikulatorischen Muskelleistung eine mehr oder minder große Deutlichkeit der Sprache. Als dritter tritt ein zeitlicher Akzent hinzu, der durch die Dauer der Lautfolge wiederum den musikalischen Akzent beeinflußt und auch den Rhythmus der Sprache bestimmt.

Nichts verändert nun beim Kind und beim Erwachsenen die Sprachakzente so sehr wie Gemütsstimmungen und Affekte. In der Aufregung verändert sich das Tempo der Rede, es wird überhastet und Stockungen unterbrechen den Redefluß. Der Rhythmus wird dementsprechend ein anderer. Der dynamische Akzent wird übertrieben und der musikalische verändert sich. Die gesamte Stimmanlage wird höher, krächzend und schlägt gern ins Falsett über. Ein Beispiel aus „Tristram Shandys Leben und Meinungen" zeigt, wie richtig das von einem so feinen Beobachter wie Sterne vor zweihundert Jahren erkannt wurde. Er erzählt nämlich von der Abneigung, welche Tristrams Vater gegen dessen Vornamen hatte und fährt fort: „Ja mitten in einem Disput über den Punkt, worinn er nicht selten, ganz von ungefähr verwickelt wurde — brach er oft voller Feuer in einem plötzlichen Epiphonema, oder vielmehr in einer Erotesis ab, stieg eine Terze und zuweilen eine ganze Quinte über den Grundton seiner Rede hinauf — fragte seinen Gegner kategorisch: ob ers auf sich nehmen wolle zu sagen, er habe sich jemals erinnert, habe jemals gelesen — oder habe jemals erzählen gehört, von einem Menschen, der Tristram geheißen, daß er etwas Großes oder Andenkenswerthes verrichtet? Nein — pflegte er zu sagen — Tristram! s'ist eine Unmöglichkeit!"

Zum Schluß unserer Betrachtungen über die Physiologie der Kindersprache müssen wir noch der ungeheueren Umwälzung der Stimme gedenken, welche in den Pubertätsjahren einzutreten pflegt. Der Stimmwechsel bei Knaben und Mädchen ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die weitere Ausbildung der Stimme. Störungen desselben können bleibenden Schaden stiften und werden nicht selten mit organischen Kehlkopferkrankungen verwechselt. Die Knabenstimme sinkt allmählich um ungefähr eine Oktave, die Mädchenstimme nur um eine Terz. Dementsprechend ändert auch die Sprechstimme der Knaben ihre Lage und geht auf das große *A* bis *d* oder *e* der kleinen Oktave herab. Nach Untersuchungen von Paulsen sprachen unter Vierzehnjährigen schon 6 Prozent mit Männerstimme, unter Neunzehnjährigen noch 3 Prozent mit Knabenstimme. Meist wird für Sprache und Gesang die

gleiche Stimme verwendet, bisweilen aber auch zum Sprechen die Männerstimme und zum Singen noch die alte Kinderstimme oder umgekehrt. Die ersten Anzeichen des Stimmwechsels scheinen im Norden später aufzutreten als im Süden. Sie sind bei uns bisweilen schon im zehnten und elften Jahr nachweisbar. Die Periode des Stimmwechsels umfaßt einen Zeitraum von acht Jahren (bis zum zwanzigsten Jahre).

Nun gibt es in Deutschland rund zweimalhunderttausend sprachgestörte Schulkinder, wie aus zahlreichen Statistiken berechnet wurde, die sich auf eine halbe Million Kinder erstrecken. Davon sind hundertzweitausend Stammler und achtundneunzigtausend Stotterer. Während die Zahl der Stammler in den ersten Schuljahren rasch zurückgeht, nimmt die Menge der Stotternden ganz rapid im Laufe der Schulzeit zu. Die Häufigkeit und das Überhandnehmen der chronischen Heiserkeit bei Schulkindern, im Durchschnitt 41,6 Prozent, ist leider noch weniger bekannt. Freilich haben wir hierüber noch keine so großen Statistiken. (Immerhin konnten Flatau und Gutzmann 575 Kinder untersuchen.)

Wenn man von den klimatischen und örtlichen (Staub!) Gelegenheitsursachen absieht, die nur vorübergehende Stimmstörungen erzeugen, so dürften in der Hauptsache hierfür ursächlich in Betracht kommen: das Überschreien im frühen Kindesalter, ferner in der Schule der Chorgesang, bei dem mehr geschrien als gesungen wird, das Übertreiben des Stimmumfangs durch Einüben von Liedern und Kirchengesängen, die den Durchschnittsumfang der Mehrzahl der Kinder (drei Viertel!) nicht berücksichtigen, das Singen nach Eintritt der Pupertät, deren erste Erscheinungen übersehen werden, der „Schulsprechton" mit seinen harten Stimmeinsätzen, von dem Paulsen sagt, er sei „unnatürlich, sehr laut und hoch". Er fand ihn eine Terz höher als die natürliche Sprache der Kinder und tadelt mit Recht diese ermüdende, „geschraubte, den Kindern unbequeme Redeweise" sowie „die übermäßige Betonung einzelner Silben". Angesichts der Zumutungen, welche die Schule heute an die Kinderstimme stellt, kommt Garbini zu dem Ausruf: *„Poveri bambini!"* Wir müssen uns ernstlich fragen, ob die Verbildung der Stimme eine gleichgültige Sache ist und ob wir nicht die Pflicht haben, „die kindliche Stimme in den ersten Schuljahren mit Sorgfalt und Sachkenntnis gegen den Mißbrauch der Intensität zu schützen".

Die Prophylaxe der Sprach- und Stimmstörungen in der Schule hat eine genügende Vorbildung der Lehrer in der Physiologie der Sprech- und Singstimme, sowie der Sprache überhaupt zur Vorbedingung. Damit wäre auch eine — für die Gesundheit des Lehrers selbst so eminent wichtige — Grundlage für richtiges Sprechen (Sprachhygiene) gegeben. Er muß nur phonetisch richtig sprechen und phonetisch Richtiges lehren. Hygiene der Stimme und Sprache gehört also in den Lehrplan der Seminare.

Eine Hauptforderung, nämlich das frisch eingeschulte, noch nicht lautrichtig sprechende Kind mit dem Lesen zu verschonen, ist zum Beispiel in München von Kerschensteiner durchgeführt worden. Die ersten zwei Monate wird nach phonetischen Prinzipien Sprechunterricht erteilt. Schon im Kindergarten könnte die Sprache der Kleinen spielend gefördert werden. Dementsprechend vorgebildete Kindergärtnerinnen würden hier wertvolle Vorarbeit leisten. Ein richtig durchgeführter Lautierunterricht übt die Sprechwerkzeuge der Kinder und bildet eine gute Grundlage für den weiteren Unterricht sowie für die Einsicht in das Wesen der Rechtschreibung.

Mit Benutzung von Gehör, Gesicht und Getast (sogenanntes Tastgefühl) werden die einzelnen Komponenten der Sprache, Atmung, Stimme und Artikulation gesondert und gemeinsam eingeübt. Hierauf beruht die beste Prophylaxe der Sprachstörungen.

Atemübungen sind gesundheitlich förderlich, wenn man auch nicht, wie es neuerdings von Laien behauptet wird, alles damit heilen kann. Sie sollten daher nicht nur im ersten Leseunterricht nebenbei, sondern schon vorher und auch auf höheren Stufen berücksichtigt werden. Soweit sie nur der Gesundheit dienen, sollen sie nur mit geschlossenem Mund durchgeführt werden. Als physiologische Sprechatmung aber ist die rasche, tiefe und und vollkommen geräuschlose Einatmung durch den Mund und langsames hauchendes Ausatmen zu üben. Bei allen Atemübungen sind unnötige Geräusche und Mitbewegungen wie Schulterheben, Steifhalten des Kopfes sorgfältig zu vermeiden.

Stimmübungen einschließlich der Vokalübungen sollten vom Flüstern ausgehen. Dabei werden schon deutliche Vokalstellungen geübt, worauf der Übergang in einen mäßig lauten, weichen Ton erfolgt. Aus dem gehauchten läßt sich der leise Stimmeinsatz entwickeln. Den harten explosiven Einsatz noch eigens zu üben, halte ich für falsch und gefährlich. Er wird ohnehin zu viel gebraucht. Schon bei den Vokalübungen muß eine tiefe Stimmlage eingehalten werden, da sich die normale Sprechstimme ja am unteren Ende des Stimmumfangs bewegt und weil hohe Tonlagen nur durch Erhöhung der Muskelspannung im Kehlkopf und des Ausatmungsdrucks erreicht werden können. Daher dann die Ermüdung! Tondauer und Modulation bedürfen besonderer Einübung, wenn ein schöner Gebrauch der Sprechstimme erlernt werden soll. Schon früh muß man also den späteren Sprechunarten entgegentreten und die Kinder lehren, auch kurze offene Vokale zwar mit deutlichen Mundstellungen, aber mit leisem Stimmeinsatz zu sprechen, wozu sie mittels Tasten am Kehlkopf beim Stimmeinsatz und bei stimmhaften Konsonanten angeleitet werden können. Bei Vokalfolgen ist der harte Stimmeinsatz zu vermeiden, also nicht wie ält, sondern wiealt zu sprechen. Der sprachlich unästhetische Hiatus, den die Griechen so streng verpönten, wird dadurch wenigstens gemildert. Verhindert

man so das übermäßig hohe, laute und harte Vokalisieren mit stark gespannten Stimmlippen und läßt statt dessen weiche Vokale in tieferer Tonlage mit mäßig gespannten Stimmlippen bilden, so gelingt es dadurch am ehesten der Entwicklung von chronischer Heiserkeit und von Vokalstottern vorzubeugen.

Eine eingehende Erledigung der Methodik des artikulatorischen Unterrichts kann hier unterbleiben. Seine Grundlagen sind allen Lehrern geläufig. Daß eine verwaschene Aussprache der Konsonanten und Vokale die Sprache unschön und undeutlich macht, ist ohne weiteres klar; aber auch hier soll mit Maß und Ziel ohne Übertreibung des dynamischen und zeitlichen Akzentes geübt und gelehrt werden. Leseübungen müssen auf gleichen Prinzipien beruhen. Es läßt sich durch deutliches Flüstern beweisen, daß nicht die hohe und laute Stimme, sondern sorgfältige Artikulation die Verständlichkeit bedingt. Ganz besonders wichtig ist dabei die zweckmäßige Verteilung der Sprechatmung auf den Satz und die Verhütung kleiner kurzer, geräuschvoller Einatmungen zwischen den einzelnen Worten oder gar Silben. Nicht unwesentlich ist, daß auf späteren Stufen ein richtiges logisches Lesen mit schöner Modulation und in gemäßigtem Tempo gelehrt wird. Durch Befolgung solcher Regeln, durch Verbannung des häßlichen Schultones, durch Vermeidung hastigen Sprechens beim Antworten wird man in der Schule eine klangschöne, ruhige wohlgesetzte Sprache als besten Schutz gegen Sprach- und Stimmfehler erzielen.

Der Schulgesang aber, vornehmlich der Chorgesang, bedarf im Interesse der Stimmschonung und wirklicher Stimmbildung dringend einer Reform. Darin sind sich von Manuel Garcia bis heute alle Fachleute einig. Der bekannte, kürzlich im hohen Alter verstorbene Gesangslehrer, dem wir die Einführung des Kehlkopfspiegels auf diesem Gebiete verdanken, sagt: „Chorschüler, genötigt, im Alter von sieben bis zwölf Jahren in sehr großen Lokalen und oft in der Mitte außerordentlicher Stimmassen zu singen, schreien übermäßig, und ohne Schonung für die Kehle und Lunge hört man Töne von *a'* bis *cis''* so heftig angeben, daß man den Verlust der Stimme sicher voraussehen kann. In dieser Zeit ist das Organ der Kinder dünn und schneidend und grell, ihr Brustregister, das bei diesem Zustand empfindlich leidet, ist hell, schreiend, kläffend und unter dem Namen Chorschülerstimme hinlänglich bekannt.“ Der Chorgesang in diesem Alter gilt allgemein als der Stimme sicherster Ruin. Selten sind wissenschaftliche Autoren so einig. Dazu kommt noch, daß zweifellos die Feinheit des musikalischen Gehörs unter dem Chorsingen leidet; es wird für feine musikalische Wahrnehmungen abgestumpft. Zur Reformierung des Schulgesanges ist es aber nötig, daß die Gesangslehrer den wirklichen Umfang der Mehrzahl der Kinderstimmen kennen lernen und inne werden, daß die großen Umfänge, welche die meisten Lieder, zum Beispiel auch die „Wacht am Rhein“, er-

fordern, nur etwa bei einem Viertel der Kinder vorhanden sind. Sie müssen ferner die Pubertätserscheinungen bei Knaben und Mädchen mehr beachten, selbst wo eigentliche Stimmstörungen nicht auftreten. Mädchen dürfen keinesfalls zur Zeit der ersten Menstruation singen. Der Schulgesang ist nämlich bei Mädchen bis zum sechzehnten Jahr merkwürdigerweise obligatorisch. An Stelle des Chorsingens, das in Kindergärten zu verbieten ist, sollte, wie in allen anderen Fächern, mehr Einzelunterricht oder wenigstens Singen in kleinen Gruppen treten; dadurch würde die stimmliche Überanstrengung durch zu langes und zu lautes Singen vermieden. Die chronische Heiserkeit der Schulkinder und die schweren Pubertätsstörungen der Stimme könnten so am wirksamsten bekämpft werden, ohne daß dabei der Schulgesang leiden müßte, dessen erziehlicher und gesundheitlicher Wert für Körper und Gemüt nicht zu unterschätzen ist. Vielleicht würde dann auch der offenbaren Abnahme guter Singstimmen in unserer Zeit Einhalt getan.

Die Sprechtechnik der Lehrer und Lehrerinnen sollte schon in den Seminaren nach gleichen Grundsätzen ausgebildet werden. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß, ganz abgesehen von Affekten, beim Vortragen fast alle Menschen zu hoch sprechen, das heißt höher als ihre gewöhnliche Sprechstimme liegt oder wenigstens an deren oberer Grenze. Das führt infolge der mit der Tonhöhe steigenden Spannung im Kehlkopf sowie wegen der Verstärkung des dynamischen Akzentes zur Überanstrengung.

Es ist also nicht verwunderlich, daß ein großer Teil der berufsmäßigen Sprecher an Stimmstörungen leidet, wenn es auch — wie schon erwähnt — kräftige Organe gibt, die sogar der gezwungensten und fehlerhaftesten Funktion gegenüber widerstandsfähig bleiben. Das ist aber die Minderzahl und so kommt es, daß man von einer Kommandierkrankheit der Offiziere, von Predigerkrankheit und von einer Lehrerkrankheit spricht und das nämliche damit meint: die funktionelle Stimmschwäche. Wie man solchen Störungen vorbeugt, dafür sind in den bisherigen Ausführungen Richtlinien gegeben. Nur noch einmal sei darauf hingewiesen, daß eine einseitige Übertreibung der Technik leicht zur Monotonie führt und langweilig wirken muß. Aus Mangel an Akzenten, an Affektausdruck würde die Sprache, und das klingt paradox — affektiert scheinen. Zweifellos ist die Theorie hier leichter als die Praxis. Bei Erwachsenen, die unmusikalisch sind, begegnet die richtige Einstellung der Sprechstimme noch dazu großen Schwierigkeiten. In populären, im großen und ganzen recht unvollständigen und oberflächlich gehaltenen Schriften nicht sachverständiger Autoren ist viel von dem „vorne sprechen“ die Rede und von dem „nach vorne bringen des Tonstroms“, von „der Entlastung des Kehlkopfs“. Darunter soll verstanden werden: eine deutliche Artikulation und weiche Stimmeinsätze mit Vermeidung von übertrieben

starkem Hervorpressen der Atemluft. Daß es aber ein Unsinn ist, einen sogenannten „Tonstrom nach dem harten Gaumen zu leiten", wird jedem klar, der nur einen Augenblick darüber nachdenkt, daß sich der Schall unsrer Stimme als Massenschwingung gleichmäßig nach allen Richtungen im Raume verteilt, also keinen Strom bildet (nur die Luft entströmt dem Munde), und daß die Wellenlängen unserer Stimmklänge großenteils die Entfernung zwischen Kehlkopf und Mundhöhle bei weitem übersteigen, weshalb auch von einer Reflexion am harten Gaumen nicht die Rede sein kann. Sie betragen beim Sprechen ungefähr zweieinhalb bis vier Meter bei Männerstimmen und einen halben bis anderthalb Meter bei Frauenstimmen. Aus den obenerwähnten Phrasen besteht das Rüstzeug mancher „Stimmpädagogen", die nicht selten eine größere Virtuosität in der Ausbildung ihrer „Methode" als ihrer Schüler an den Tag legen.

Im letzten Jahrzehnt sind hauptsächlich durch die Arbeiten Kilians und seiner Schüler die Luftwege bis in die Bronchien hinein dem Auge und der geübten Hand des Laryngologen zugänglich gemacht worden. Durch diese großen technischen Fortschritte schien das Interesse der Fachleute von funktionellen Fragen zunächst abgelenkt. Um so bedeutsamer scheint die Tatsache, daß der dritte Internationale Laryngo-Rhinologenkongreß (Berlin 1911) Referate über experimentelle Phonetik (von Gutzmann und Struycken) an die Spitze seiner Verhandlungen gestellt und diesem Wissensgebiet seine erste Sitzung gewidmet hat. Damit wurde eine Richtung in der Wissenschaft anerkannt, welcher die Medizin bis vor kurzem wenig Beachtung schenkte. Das bedeutet nämlich nicht nur eine Erweiterung spezialistischer Kenntnisse, sondern es wird auch der Schwerpunkt des Interesses, den bisher der Nachweis sichtbarer Veränderungen bildete, auf die Erforschung der Funktion von Sprach- und Stimmorgan sowie deren Störungen verlegt.

Bilder aus Tirol.

Von Josef Hofmiller in München.

Da sind zwanzig Federzeichnungen von Paul Pfann (verlegt bei Callwey in München), in denen liebe alte Bilder voll malerischen Reizes und Feinheit der Linie vereinigt sind aus den lieben alten Städten zwischen Kufstein und Eisackmündung, mit ihren Toren, Höfen, Erkern, Treppen, Giebeln, der wunderliche Wallfahrtsturm Maria Stein, trauliche Winkel aus den vom Fremdenwust noch unberührten Rattenberg und Sterzing, Brixlegg und Hall, Klausen und Kastelruth bis zum einsamen schwarzen Adler in Andrian und den kühlen Neumarkter Lauben, die schon ganz

aussehen wie die Hafenlauben in Malcesine etwa oder in Torri an jenem Teil des Garda, der auf den Fremden keine übermäßige Rücksicht nimmt und daher der besuchenswerte ist. Sie heimeln uns unsäglich an, diese Bilder voll Stimmung und Erinnerung und scheinen ein gut Teil dessen zusammenzufassen, was uns das Herz warm macht, wenn das Wort Tirol anklingt.

Für uns Reichsdeutsche ist Tirol ein Naturschutzpark, in den wir uns flüchten, so oft wir nur können, weil wir unserer lärmenden Großstädte mit ihren nervenmordenden Verkehrsmitteln immer müder werden. Wir hoffen im alten Land Tirol all dem Störenden nicht mehr zu begegnen und nehmen darum sogar die Kaiserlich Königlich privilegierte Südbahn mit den Eigentümlichkeiten ihres Betriebes und rollenden Materials in den Kauf. Aber es wird von Jahr zu Jahr ein wenig schwerer, dies alte Tirol unserer Träume und Erinnerungen wiederzufinden, und die Schrecken, denen wir daheim entflohen, kommen uns drinnen grinsend entgegen, wie die Frau Swinegel im plattdeutschen Märchen: „Ick bün all hier." Der arroganteste dieser Schrecken, das stinkende, krachende, allen Staub auf eine Meile Länge hinter sich nachfegende Automobil fängt an uns manche Tiroler Gegenden zu verleiden. Uns Fußwanderern und Touristen, die wir nicht bloß gern ruhig und staunend die weißen Straßen entlang ziehen, sondern auch mehr zehren und mehr Geld sitzen lassen, weil wir mehr an einzelnen Orten verweilen, als der Automobilreisende, der im Hotel ersten Rangs eine Tasse Kaffee ersten Ranges trinkt, wenn er nicht vorzieht, Lunch- und Weinkorb dem Wirt vor der Nase auszupacken und dann unter jenem Benzingestank davonzufahren, der täglich und stündlich bestätigt, daß es, wenn nicht zweierlei Recht, so doch zum mindesten zweierlei Polizei gibt: eine laxe für den Automob mit seinen Auspuffgasen und eine stramme für den gewöhnlichen Mob von uns Fußgängern; so daß schon vorgeschlagen worden ist, der Justitia die Binde von den Augen zu nehmen und dafür einen Wattepropfen in die Nase zu stecken. In Tirol selbst ist die Erbitterung gegen manche Automobilisten zu gefährlicher Stärke gediehen; es vergeht keine Woche, in der nicht in jeder Tiroler Zeitung gegen rücksichtslose Fahrer Klage geführt und Selbsthilfe der aufgebrachten Bauern angedroht würde. In Tiroler Blättern wurde wiederholt allen Ernstes vorgeschlagen, Tirol, ähnlich wie das Engadin, für Automobile ganz zu sperren, ein Vorschlag, dessen Unausführbarkeit das bloße Wort Dolomitenstraße dartut. Die Sperrung der Seitentäler für Autos hingegen wäre für diese Gebiete wirtschaftlich nur von Vorteil, da alles, was vor Autostaub und -stank seine Ruhe haben will — und das wird nicht der kleinste und unbemitteltste Teil der Reisenden und Sommerfrischler sein — sich in diese geschützten Täler zurückziehen wird. Die Gemeinden an der Brennerstraße

haben bereits diesen Sommer begonnen, Schnellfahrer mit empfindlichen Geldstrafen zu belegen. Für manche Orte wird es einfach eine Lebensfrage sein, ob sie lieber durchrasende Autos oder wochenlang verweilende Sommergäste haben wollen; ganz abgesehen davon, daß die Autos viel mehr an Straßenreparaturen kosten, als sie an Geld ins Land bringen. Schon jetzt ist bei Ortsreklamen in Zeitungen und Zeitschriften fettgedruckt gelegentlich zu lesen: „Keine Automobile!" Dies wird die Zauberformel sein, die das Aufblühen und Verfallen von Sommerfrischen erklärt. Denn so unentbehrlich uns das Auto in der Stadt ist, so verhaßt ist es uns auf dem Lande, eben weil es ein Symbol der Stadt ist, der wir entfliehen, zugleich immer auf dreie unserer fünf Sinne, oft genug noch auf den vierten, ein Attentat.

In diesen Blättern ist unlängst (Septemberheft) das Wirtshaus in Oberbayern scharf, aber berechtigt charakterisiert worden. Der Reichsrat Cramer-Klett hat nur ausgesprochen, was die Spatzen von allen Dächern pfeifen. In dem in München verlegten und von Tausenden von Engländern und Amerikanern benützten Buche *Bavaria in a nut-shell* steht längst vom bayerischen Allgäu zu lesen: *the cooking is far better here than in Upper Bavaria;* aber der zum Hotelier avancierte Schenkkellner braucht ja nicht Englisch zu können und die Reiseliteratur zu kennen! Vielleicht aber war jene Kritik doch in dem Punkt ungerecht, daß sie das Essen in Tirol und in der Schweiz zu verallgemeinernd lobte. Reisende, die seit vielen Jahren in die Schweiz gehen, finden, daß Hand in Hand mit der Erhöhung der Preise ein Sinken der Qualität geht, wenigstens während der Hochsaison. Wer vier Franken fürs Diner zahlt, dankt für Kabeljau und die üblichen Erbsli und Böhnli. Tirol gar wird uns verdächtig durch die Ungeniertheit, mit der uns am grünen Laden jedes Dorfkrämers, und auf dem weißen Tische manches Dorfwirtshauses Margarinefabrikate begrüßen. Sie erinnern uns durch die peinliche Aufdringlichkeit, mit der sie uns von Tausenden von Blechtafeln her immer wieder anschreien, daß in diesem ehemals seiner soliden Küche wegen klassischen Lande mehr und mehr mit Kunstbutter gekocht wird. Wenn uns diese Kunstfette Tirol nicht noch ganz verleiden sollen, machen wir Wirten, die auf ihren dauernden Nutzen sehen, den Vorschlag, auch ihrerseits ein Plakat an ihrem Hause anzubringen: einen schönen, appetitlichen Butterstollen mit der Unterschrift: „In meinem Hause wird weder mit Margarine noch mit irgend einem andern Buttersurrogat gekocht." Sie würden bald ihren Vorteil merken, vorausgesetzt natürlich, daß sie wirklich ohne Kunstfette kochen. Es gibt eine internationale Freimaurerei, die sich die Fanatiker der reinen Küche nennt, und zielbewußt jeden Gasthof in Verruf bringt, in dem mit Surrogaten gekocht wird. Sie erkennt sich ohne geheime Zeichen, sie umfaßt nicht nur Freunde, nein, auch Unbekannte in der Eisenbahn,

alle — und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr — die sich die Margarinemantscherei einfach nicht mehr gefallen lassen[1]). Umgekehrt empfehlen die Fanatiker der reinen Küche jeden Gasthof, in dem sie einen soliden, nahrhaften Tisch gefunden haben, von Brief zu Brief und von Mund zu Mund. Wir können Dutzende von Fällen nennen, daß ein Gasthof durch solche Empfehlung in aller Stille ein schönes, treues Stammpublikum bekommen hat, aber auch Dutzende, daß durch solche Warnung unter der Hand das treueste Stammpublikum sich im Zeitraum von zwei Jahren verlaufen hat. Den Ruf eines Hotels zu begründen, braucht es Jahrzehnte; ihn zu ruinieren, genügt eine einzige schlampige Köchin in einer einzigen Saison. Wir verlangen nichts Ungebührliches, aber wir verbitten uns Feigen oder Zichorie im Kaffee, wir verbitten uns eine Fleischsuppe, die aussieht wie Wasser und schmeckt wie Spülicht, wir verbitten uns jedes Buttersurrogat, das die Saucen erstarren macht, das wir nicht von den Schleimhäuten des Gaumens wegbringen, das uns Sodbrennen verursacht, wie wir uns das gespritzte Zeug verbitten, das uns meist als Terlaner vorgesetzt wird, wie wir uns endlich gespritzte Servietten oder — den Gipfel aller Gemeinheit — gespritzte Leintücher verbitten. Wir wollen keine schauderhaft imitierten Defregger oder alte Zinnteller oder Makartbuketten im Speisezimmer, auch nicht das Gewimmer einer Meraner Türzither, noch weniger freilich ein Grammophon, das allein genügt, uns ein Wirtshaus für immer zu ver-

---

[1]) Was war schon alles Margarine? Was riskierte, wer Margarine genoß? Seit dem Strafprozeß gegen den Margarinefabrikanten Mohr in Altona, worin dieser wegen Verwendung eines giftigen Pflanzenfettes zu 700 Mark Geldstrafe verurteilt wurde, weiß es das Publikum, oder könnte es wissen, wenn nicht die riesigen Margarine-Inserate wären ..... Herr Mohr hatte in Zirkularen seine Margarine als bestes Buttterersatzmittel empfohlen, weil sie aus süßem Rahm, Eigelb, Milch, bestem Rinderfett und etwas bestem Speiseöl hergestellt sei. Durch den Zeugen, Vorarbeiter Mahler, der die Margarine gemischt hatte, kam die Wahrheit heraus. Die Mischung bestand aus 70 Prozent Kardamonöl (giftig!), 14 Prozent Butteröl, 10 Prozent Sesamöl und 6 Prozent Hammeltalg! Auf Vorhalten des Vorsitzenden, warum er falsche Angaben gemacht habe, hatte Herr Mohr den Mut zu antworten: „Man könne der Konkurrenz nicht alles sagen." (Bayerische Molkereizeitung, 29. 6. 1911).

Ich behaupte nicht, daß andere Kunstfette ähnlich gemischt seien. Ich bezweifle nicht, daß sie theoretisch ein vollkommener Buttterersatz sind. Was ich behaupte ist: 1. Daß kein Mensch vor den phantastischesten Ölen und Fetten sicher ist, solange nicht die Fabrikation jedes Buttterersatzmittels gesetzlich überwacht und jeder Fabrikant gesetzlich gezwungen ist, seine Mischung bis ins Detail anzugeben; 2. daß allen Fanatikern der reinen Küche Margarine und Pflanzenfette, und damit Gasthöfe, die sie verwenden, praktisch unmöglich sind. Wer sie verträgt, schwelge darin. Aber es gibt Leute, die sie nicht vertragen.

leiden. Wir wollen ruhige, gemütliche Gaststuben, keine kitschigen oder feierlichen Speisesäle. Um nicht mißverstanden zu werden, stellen wir nachdrücklich fest, daß es in Tirol noch eine erfreulich große Menge vorzüglich geführter, solider, in jeder Beziehung ausgezeichneter Gasthöfe gibt; nur ungern widerstreben wir der Versuchung, Namen zu nennen. Der Kenner kennt sie ohnehin; er weiß, wo er einkehrt, wie er anderseits auch weiß, welche Hotels er meidet und verschreit. Nein, noch ist gut reisen in Tirol für den, der sich auskennt; er findet überall, was er sucht. Aber — die widerliche Aufdringlichkeit der Kunstbutterplakate und -Inserate beweist es, und unser armer Magen bestätigt es: es besteht Gefahr, daß die Errungenschaften der Zivilisation, denen wir davonlaufen, auch in Tirol überhandnehmen: Automobile und Margarine, Grammophone und Kinematographen.

Es liegt durchaus in der Linie unserer Warnungen, wenn wir mit Bedauern konstatieren, daß manche Tiroler Gemeinden wenig Sinn für die eigenartige, so leicht zerstörte Schönheit ihres Stadt- und Straßenbildes haben. Überall wird mehr oder minder dagegen gesündigt, von den Kunerol-, Ceres- und Schichtseife-Blechtafeln an bis zur Zerstörung der schönsten Städtebilder durch geschmacklose, protzige Neubauten. Es ist in den letzten Jahrzehnten viel Schlimmes auch in Tirol gebaut worden; wir nennen nur die beiden Grands Hotels am Misurinasee und in Torbole, soviel wir wissen, Besitztümer derselben italienischen Gesellschaft, die das ganze Landschaftsbild rettungslos totschlagen. Schon ist sogar geplant, die feierliche Schönheit der Punta di San Vigilio durch einen Hotelkasten zu versauen; geplant von den Herren Italienern, die über jeden deutschen Giebel am Garda Zeter schreien! Meran wird ein stilloses Hoteldorf. Über das neue Meraner Postgebäude entrüstet sich der tirolische Verein für Heimatschutz, und nicht nur er allein. Die neuen Straßenzüge in Innsbruck sind zum Teil ebenso häßlich wie das pilzartig aufschießende Kufsteiner Nordviertel. Hier muß gebremst werden, und zwar energisch; sonst kann man nur mit Grauen daran denken, wie Rattenberg und Sterzing, wie die Laubengasse und der Obstmarkt, die Maria-Theresia-Straße und Wilten in zwanzig Jahren aussehen werden.

Am 6. August 1876 schrieb Jakob Burckhardt einem Freunde: „Man trinkt in ganz Nordtirol einen Südtiroler von fast überall gleichmäßiger Güte... Innsbruck: letzter Barock vom Reichsten und Schönsten vorherrschend, daneben Schönes und Älteres. Unten Prachtrokoko und oben ewiger Schnee, und zu jeder Stunde der köstliche Wein." Auch der alte Köbi war nicht mit seinen Bauten allein zufrieden. Nur der Sehenswürdigkeitenfresser betrachtet Speis und Trank als Nebensache und muß erst durch eine ausgewachsene Indigestion eines Weiseren belehrt werden. Wenn heute

Burckhardt wieder nach Innsbruck käme — ich fürchte, er fände viel vom alten Barock nicht mehr, er fände auch nicht mehr den Südtiroler „von fast überall gleichmäßiger Güte."

Tirol sollte auch mit der Bewilligung von Bergbahnen vorsichtiger sein. Ein Ding, wie die neue Seilbahn am Guntschna wirkt häßlich. Bergbahnen sollten nur geduldet werden, wenn sie sich in die Linien und Falten des Berges einschmiegen, wie die Rittnerbahn es annähernd, die Stubaitalbahn vorbildlich tut. Man kann all diese Dinge so machen, daß sie die Landschaft nicht beeinträchtigen. Ein kerzengrader Riß im Berg hingegen, wie die Guntschnabahn, ist eine Sünde an der Landschaft.

Tirol tut nicht gut daran, wenn es in allen Dingen die Schweiz nachahmt; denn eben, daß es ganz anders ist als die Schweiz, macht den Reiz Tirols aus. Jenes Luxuspublikum, dem schon die Schweiz nicht mehr exklusiv genug ist, wird erst recht nicht nach Tirol gehen, und wenn auf jeden Berg zwanzig Bahnen hinaufführen; es geht nach Norwegen und an die Riviera, auf die Isle of Whigt und in die Oase Biskra. Dieses Publikum wird Tirol nie mehr gewinnen; aber sein bisheriges Publikum kann es verlieren, wenn es sich zu sehr um das andere bemüht. Seit der Albulabahn hat selbst das Engadin, seit der Visperbahn selbst Zermatt jenes wirklich feine Publikum zum Teil verloren, das von einer Sommerfrische in erster Linie Ruhe verlangt. Es kann geradezu eine wirtschaftliche Katastrophe geben, wenn die Gelder eines Landes übermäßig in der Hotellerie angelegt werden. Ein schlechter Sommer, wie 1910 und 1912, bringt Wirte, die nicht kapitalkräftig sind, dutzendweise an die Gant.

Tirol ist gegenwärtig in einer unruhigen Übergangszeit. Überall wird gebaut, überall niedergerissen. In den schönsten Weinlagen um Bozen stehen Stangen mit Brettern „Bauplätze zu verkaufen". Wir warnen, es möge nicht zuviel eingerissen und zuviel gebaut werden. Tirol könnte seine alte behäbige Gemütlichkeit verlieren und eine hurtige und hungrige Betriebsamkeit könnte an ihre Stelle treten. Wenn Tirol klug und weitblickend spekuliert, läßt es sich in kein Palace-Hotel-Unwesen hineinhetzen. Es hat bewundernswerte Typen für jeden Hausbau, den alten, breiten, weiträumigen Postgasthof, die schlichte, graue Burg, den ruhig-unaufdringlichen Ansitz, das städtische Haus an der Brennerzeile mit Erkern und Lauben, das traulich kühle Bozner Patrizierhaus mit seinem Lichtschacht und der Freitreppe: Typen, die jeden Architekten von Verstand locken müßten, weil sie jeder, auch der monumentalsten Aufgabe gewachsen sind. Noch ist Tirol reich an den kostbarsten Städtebildern: es hüte sich, daß ein künftiger Nachfolger Paul Pfanns nicht etwa nichts mehr vorfinde, das des Zeichnens wert wäre.

Offener Brief (begleitet von Aktenstücken) an Seine Exzellenz Herrn Dr. jur. Hahl, kaiserlicher Gouverneur von Deutsch-Neuguinea.[1]

Von Carl G. Schillings in Düren (Rheinland).

Euere Exzellenz!

„Kaiser-Wilhelmsland[2]) verdankt seinen Aufschwung, den es in den letzten Jahren nahm, zum erheblichen Teile dem langjährigen, segensreichen Wirken des Gouverneurs Dr. Hahl. Seine Einsicht, Tatkraft und Ausdauer ist über jedes Lob erhaben, und wenn in vereinzelten Fällen vielleicht Mißgriffe vorkamen, so passiert dies eben selbst dem vollkommensten Menschen. Überdies darf man nicht vergessen, daß ein einzelner nicht alles sehen und ausführen kann; er ist auf Hilfskräfte angewiesen, und in diesem Punkte bedürfen unsere Kolonien noch mancher Verbesserung. Die Neuheit unserer kolonialen Bestrebungen bringt es mit sich, daß das Kolonialwesen dem Volke noch nicht in Fleisch und Blut überging. Während es in England als selbstverständlich gilt, daß man „drüben" war, kommt in Deutschland die ganze Sippschaft immer noch in die hellste Aufregung und Verwirrung, wenn ein Sohn des Hauses sich entschließt in die Kolonien zu gehen ... Wenn ich daher einzelne Regierungsmaßregeln kritisiere, muß ich mich von vorne herein gegen die Auffassung verwahren, als ob die ganze Regierungsmethode in Kaiser-Wilhelmsland verfehlt sei. Im Gegenteil erkennt jeder an, daß von der Regierung außerordentlich viel geleistet wurde. Wenn in einzelnen Fällen die Maßnahmen eine Kritik herausfordern, so ist dies begründet in der Unvollkommenheit alles Menschlichen . . ."

Diese Ausführungen des Herrn Professors Dr. med. R. Neuhauß schicke ich, Eure Exzellenz, ohne weitere Ausführungen, als auch mir aus der Seele gesprochen, meinem „Offenen Briefe" an Eure Exzellenz voran . . . . Professor Neuhauß ist vor kurzer Zeit aus Kaiser-Wilhelmsland nach einem neunzehnmonatigen Aufenthalte, der ihn die Küste, von der englischen Grenze am Hüongolf bis zur holländischen Grenze wiederholt bereisen und mehrere Vorstöße tief in das Innere unternehmen ließ, zurückgekehrt. Ich darf wohl annehmen, daß dem Urteil und der Erfahrung nicht nur, nein, auch dem Freimut dieses, begleitet von seiner tapferen Gattin, rastlos und restlos

[1]) Zustimmungsschreiben werden an den „Bund für Vogelschutz" Stuttgart, Jägerstraße 34 erbeten, der auch über den Stand der „Reiherfrage" demnächst eine neue Schrift veröffentlichen wird.

[2]) Aus dem Werke: „Deutsch-Neuguinea" von R. Neuhauß. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin.

sich der Wissenschaft aufopfernden Forschers an maßgebender Stelle Wert und Gewicht beigemessen werde. . . .

Und nun, Exzellenz, bitte ich vom Paradiesvogel sprechen zu dürfen.

Die diesjährige Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft hatte unter anderem — endlich — auch ihre Paradiesvogel-Debatte.

Der Unterzeichnete erlaubte sich die Meinung zu vertreten, daß die erschreckend schnelle, völlige Ausrottung der Paradiesvögel in Deutsch-Neuguinea bedauerlich, traurig und empörend sei[1]). Andere Redner forderten aber die anwesenden Damen der Deutschen Kolonial-Gesellschaft auf, möglichst viel Paradiesvogelfedern (die Paradiesreiher der Händler!) auf ihren Kopfbedeckungen zu befestigen, da sie dadurch Deutsch-Neuguinea wirtschaftlich förderten. Euer Exzellenz hätten — so wurde berichtet — die Jagderlaubnis auf Paradiesvögel (verzeihen Sie, Exzellenz, daß ich es Ausrottungserlaubnis nenne) neuerdings an die Verpflichtung der Urbarmachung von 50 Hektar Landes[2]) geknüpft und die Schußgebühr auf 300 Mark erhöht... Es sei daher löblich, vonseiten der Frauenwelt, den Paradiesvogelmord zu fördern. Das bedeute wertvolle weibliche Mithilfe bei der Kultivierung Deutsch-Neuguineas. . . Bei einer Feier, die im Januar 1912 in Friedrich-Wilhelms-Hafen stattgefunden habe, hätte ein hochstehender Gouvernementsbeamter in seiner Festrede[3]) den Paradiesvogel als das einzige im Lande vorhandene wertvolle Naturprodukt, durch das das Land allein zu einer rascheren Erschließung gebracht werden könne, bezeichnet (!!).

Solches und noch mehr Erstaunliches konnte man in Hamburg gelegentlich der Hauptversammlung der Deutschen Kolonial-Gesellschaft des Jahres 1912 über die Paradiesvogelfrage hören[4]).

Ich will Ihnen nicht verschweigen, Exzellenz, daß die, alle diesem völlig entgegengesetzten Ansichten, die ich die Ehre hatte, in Hamburg zu vertreten, einen sehr starken, ja ich darf es wohl aussprechen, rauschenden und langanhaltenden Beifall fanden (leider muß ich gestehen, daß dieser Beifall zwar erfreulich, aber doch den aussterbenden Naturwun-

[1]) Wie auch zum Beispiel der Krontaube, der größten Taubenart der Welt, die lediglich ihrer Kopffedern halber von der Hutmode ausgerottet wird. Vergl. obiges Werk Seite 457.

[2]) In den Neuguinea-Verordnungen des letzten Jahres war diese eigenartige Verordnung allerdings nicht aufzufinden.

[3]) Der aufmerksame Leser dieses „Offenen Briefes“ und der nachfolgenden Aktenstücke geht wohl nicht fehl, wenn er annimmt, daß brausender Beifall diesen Worten folgte.

[4]) Vergl. „Bericht über die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft am 5. und 6. Juni 1912“.

dern in Deutsch-Neuguinea vorläufig wenig nützlich ist). Ich bin aber auch objektiv genug, Exzellenz, zuzugestehen, daß auch den Herren, welche für die Paradiesvogelausrottung eintraten, einzelne Zustimmungsrufe aus der Mitte der Versammlung wurden. Ich weiß nicht, ob sich die Zahl dieser Zustimmungen auf drei, zehn, oder etliche Stimmen mehr belief... Immerhin, Exzellenz, es fanden sich einzelne Bravorufer...

Einer meiner britischen Freunde, ein verdienstvoller Vorkämpfer vernünftigen Vogelschutzes, Mr. James Buckland vom Royal-Kolonial-Institute in London, schreibt an einer Stelle: *"A work of art may be reconceived, but when the last bird of paradise has gone its way from the hat to the dust-bin, another heaven and another earth must pass before such a glory can be again."* Ähnliches habe ich, wie ich glaube, schon in einem Buche, das ich „Mit Blitzlicht und Büchse" nannte, gesagt[1]).

Wie sollte aber in Deutsch-Neuguinea selbst irgend jemand für die Abänderung und Abstellung der im vollsten Schwunge befindlichen Paradiesvogelvernichtung eintreten? Exzellenz, Ihnen muß es bekannt sein, daß dort fast jeder Weiße einen schwarzen „Schießjungen" (so sagt man in Deutsch-Neuguinea) auf Paradiesvögel aussendet. Manche der Europäer schicken die erbeuteten Vögel direkt an Kaufleute nach Europa. Die Stewards und so weiter der etwa alle zehn Tage anlaufenden Dampfer und die auf diesen Dampfern und anderen Schiffen durchreisenden Fremden kaufen fast ausnahmslos unter der Hand Paradiesvögel oder deren Federn. In den Urwald ziehende Europäer freilich gibt es wenig. Die vier in den letzten Jahren ausgezogenen „Jäger" („Paradiesvogeljäger" wie man sie selbst amtlich, bei Ihnen, Exzellenz, höflichst benennt) wurden von den Eingeborenen, deren angestammte Jagdgründe sie betraten und ausraubten, getötet. Es folgten und werden folgen die bekannten „Strafexpeditionen"... Wie soll nun angesichts so außerordentlich ergiebiger „Nebenverdienste" sehr zahlreicher Europäer[2]) Deutsch-Neuguineas jemand seine Stimme in Deutsch-Neuguinea für Abschaffung dieser, Verzeihung, Exzellenz, zum mindesten sehr bedauerlichen Institutionen erheben?[3]) Aber bemerkenswerterweise, Exzellenz: im britischen Neuguinea herrschten früher ähnliche Zustände, bis ein eiserner Besen das alles wegwischte. Ich fürchte, daß ich mir wenig Sympathien bei sehr vielen Weißen Neuguineas erworben habe und heute wieder erwerbe.

[1]) Leider gilt es dementgegen manchen für erwünscht und erfreulich, daß der Federhandel eine hervorragende Vogelart nach der andern „in Mode bringen", so zu „wirtschaftlichen Werten stempeln" und — ausrotten darf.

[2]) Die Veröffentlichung einer amtlichen Liste dieser Schießerlaubnisse der letzten zehn Jahre wäre gewiß sehr instruktiv.

[3]) Wer spricht in Afrika selbst gegen die Elefantenausrottung?

So wenig als ich mir diese bei manchen Europäern Deutsch-Ostafrikas und anderer deutscher Besitztümer in Afrika erwarb, als ich kürzlich die dort betriebene Wildvernichtung an den Pranger stellte. Aber gleichviel. Solche „sachliche" Feindschaft ehrt mich.

Darf ich Ihnen folgende Fragen vorlegen?

Ist Euer Exzellenz bekannt, daß die Vereinigten Staaten Nordamerikas seit einiger Zeit durch gesetzliche Maßnahmen jeden Import verboten haben (selbst in kleinsten Mengen, selbst in Gestalt eines einzelnen Hutschmuckes) aller Federn von Vögeln irgendwelcher Art, die in den Vereinigten Staaten irgendwelche direkte, in Freiheit lebende Verwandte haben?

In der Praxis bedeutet das, daß also die Vereinigten Staaten nur noch den Import von Federn zahmen Geflügels (also auch des Straußes) und einiger ganz weniger Arten wilder Vögel zulassen, die dort keine direkten verwandten Arten in Freiheit aufweisen können. Die durch die Federmode veranlaßten Vernichtungsgreuel waren, Exzellenz, die Veranlassung, daß man zu solchen Maßnahmen schritt ...

Ist Euer Exzellenz ferner bekannt, daß das englische Oberhaus neuerdings einstimmig ein neues Gesetz annahm, welches für England jeden Import von Vogelfedern verbietet, herrührend von Arten[1]), die durch den Federhandel mit Ausrottung bedroht sind?

Ich füge hinzu, daß dieses Gesetz nach einer sehr genauen Untersuchung aller einschließlichen Fragen seitens des englischen Oberhauses einstimmig zustande kam und daß im Laufe dieser Untersuchung sämtliche Einwände der Londoner Federhändler als unzutreffend und unrichtig zurückgewiesen wurden (dies betraf namentlich die stets wiederkehrende Behauptung des Federhandels, beispielsweise die Reiherfedern würden nach der Mauser ohne Tötung der Vögel „aufgelesen", der Federhandel rotte keine Vogelart aus und so weiter). Ich füge ferner hinzu, daß dieses Gesetz im Augenblick dem englischen Unterhause vorliegt. (Ein Hauptbedenken gegen dieses Schutzgesetz ist die — nicht unberechtigte — Angst, daß einzig und allein die Handelskreise des Kontinents durch ein solches Schutzgesetz — nach der bereits erfolgten Ausschaltung des Schmuckfeder-Imports seitens der Vereinigten Staaten — profitieren würden und die Vogelausrottung ruhig fortgesetzt werden würde. Dem wäre nun durch ein ähnliches Gesetz für Deutschland

[1]) Also namentlich auch der weißen Schmuckreiher, (die der Handel Kronen-, Stangenreiher usw. nennt), aber auch sehr vieler anderer mit Aussterben bedrohter Vogelarten, so namentlich der Paradiesvögel, deren Feder der Handel stets fälschlich Paradiesreiher benennt! Und, Exzellenz, in England darf keine Dame mehr mit Reiherfedern zu Hofe gehn und auf Befehl des Kriegsministers verschwanden die Reiherfedern von den Kopfbedeckungen der Offiziere.

leicht abzuhelfen. Es bliebe dann nur noch Frankreich ziemlich isoliert übrig (aber ohne die Möglichkeit des Exports nach Deutschland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika). Oesterreich-Ungarn würde sich — sonst in Vogelschutzdingen sehr gut organisiert — wohl in absehbarer Zeit anschließen, wenn England und Deutschland dem Beispiel Nordamerikas gefolgt wären, und, Exzellenz, der Federhandel, der „legitime Federhandel" würde gar keinen Schaden erleiden, würde dann erst seinen Weizen blühen sehen. Denn: gerade jetzt blüht die Federmode erlaubter Federn (also Strauß, und zahmes konfektioniertes[1]) Geflügel) in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mehr denn je ... Wissen Euer Exzellenz, daß im vorigen Jahre sich fast alle deutschen Fürstinnen auf unsere Bitten gegen das Tragen von Reiherfedern erklärt haben?[2]) Ich erlaube mir ferner die Frage, ob es Euer Exzellenz bekannt ist, daß in Britisch-Neuguinea kein einziger Paradiesvogel mehr (ohne ganz besondere Erlaubnis für wissenschaftliche Zwecke) getötet und daß aus diesem Lande kein Paradiesvogel mehr exportiert werden darf?

Exzellenz, man kann über viele Fragen recht verschiedener Ansicht sein. Wenn Sie der Ansicht sind, daß Ihre Maßnahmen eine ganze Anzahl von Paradiesvogelarten nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten, so haben Sie eben in diesen Dingen andere Ansichten wie ich. Ihre Ansicht, Exzellenz, war und ist die maßgebende, Sie sind bereits, wenn ich nicht irre, zehn Jahre Gouverneur. Stimmen Euer Exzellenz nun aber der Ansicht meiner sachlichen Gegner in Hamburg zu und halten Euer Exzellenz ebenfalls die Paradiesvogelausrottung für den einzigen wirtschaftlichen Wert der von Ihnen verwalteten deutschen Kolonie? Glauben Euer Exzellenz nicht, daß in Bälde Ihr Name in Verbindung mit dem Paradiesvogel von der Naturwissenschaft in dem schwarzen Buche verzeichnet wird, das die Geschichte der ausgerotteten Tierarten unserer Tage verzeichnet? Wäre nicht der Augenblick gekommen, England gegenüber zu zeigen, daß wir Deutschen nicht nur nicht — in so ernsten Dingen — mit dem Pfennig rechnen müssen, sondern so großen vornehmen Aufgaben gegenüber ebenso vornehm empfinden, wie unsere Vettern jenseits des Kanals?

Wenn Britisch-Neu-Guinea auf die Einnahmen aus der Paradiesvogelausrottung verzichten konnte, muß Deutsch-Neu-Guinea das wohl auch können ...

Es gibt Imponderabilien, Exzellenz, die recht schwer wiegen, auch in

[1]) An dessen Herstellung auch die Arbeiterinnen der Federbranche am meisten materiell interessiert sind, trotz aller gegenseitiger Behauptungen der „Federpresse".
[2]) Vergl. „Süddeutsche Monatshefte", Jahrgang 1911, Juli—November.

scheinbar kleinen Dingen. Germanischer Empfindung würde es entsprechen, blutsverwandtem Empfinden hier Rechnung zu tragen.

In unseren deutsch-afrikanischen Kolonien wehrte man sich lange genug — wehrt sich teilweise noch immer — gegen Schutzgesetze nach einzig bewährtem britischen Beispiel. Mir ist bekannt, Exzellenz, daß kürzlich der maßgebende Befehl ergangen ist, die Naturschätze in unseren deutschen Kolonien nach diesem guten längstbewährten britischen Beispiel zu schützen.

Halbe Maßregeln führen hier nicht zum Ziel. Nur ganze. Nur der eiserne Besen, der in Deutsch-Neuguinea endlich mit kräftiger Hand geführt werden muß. Ich aber, Exzellenz, rechne es mir zur Ehre, nach diesem Besen zu rufen, wenn auch wiederum viele Federhändler direkt oder indirekt gegen mich schreiben und schreien sollten. (Jede dieser äußerst geschickt lancierten Publikationen brachte mir bisher neues Material. Darüber an anderer Stelle mehr!)

Wollen Sie die Güte haben, Exzellenz, von den hier folgenden Aktenstücken Kenntnis zu nehmen?

Ungern nur richte ich diesen Brief, Exzellenz, an Sie. Aber ich glaube, erst durch ihn erfährt das deutsche kolonialinteressierte Publikum, daß das Sterbeglöcklein der, deutscher Obhut in Neuguinea anvertrauten, Wundervögel, der Vögel des Paradieses läutet. Und je eine Art dieser Wundervögel, Exzellenz, trägt die Namen Seiner Majestät des Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin — und sollte sie, künftigen Generationen zur Freude, für immer tragen ... Müßte das nicht für ihre Träger, die schönsten Vögel dieser Welt, ein Schutzbrief sein, der ihnen Gottesfrieden verbürgt??

Ich habe die Ehre, Exzellenz, zu verharren als Euer Exzellenz

hochachtungsvoller

Weyerhof, Gürzenich bei Düren
(Rheinland), im Herbst 1912.

Professor C. G. Schillings.

Frau Kommerzienrat L. Hähnle, Vorsitzende des Bundes für Vogelschutz in Stuttgart, sendet mir folgenden Sonderabdruck aus der „Modistin", Nummer 13 vom 25. Mai 1912:

Zur Frage der Ausrottung von Paradiesvögeln.

Infolge der fortgesetzten heftigen Angriffe gegen den Federschmuck auf Damenhüten und insbesondere gegen das Tragen von Reiher- und Paradiesvogelfedern hat die Fachzeitung „Die Modistin" Veranlassung genommen, sich an das Kaiserliche Gouvernement in Rabaul um authentische Auskunft zu wenden, inwieweit diese Angriffe berechtigt sind. Auf ihre Anfrage geht ihr (der „Modistin" also, einem das Interesse des Federhandels vertretenden Blatte!) jetzt vom Kaiserlichen Bezirksamt in Friedrich-Wilhelmshafen das folgende, vom 1. März 1912 datierte Schreiben zu (in Nummer 296, 12):

„Auf das Schreiben vom 2. Januar 1912 an das Gouvernement in Rabaul über Schutz von Paradiesvögeln:

Das Kaiserliche Gouvernement hat mir Ihr Schreiben zur unmittelbaren Erledigung übersandt.

(Gesperrt gedruckt): Soweit die Angriffe, die sich gegen den Federschmuck auf Damenhüten richten, behaupten, daß der Paradiesvogel ausgerottet werde, handelt es sich um eine starke Übertreibung. (Das ist eine „starke" Kühnheit! Schillings.)

Es ist richtig, daß die Jagd auf Paradiesvögel, als die Preise dafür stiegen, in Neuguinea einen großen Umfang angenommen hat. (Durch die Mode, durch fast völlige Vernichtung der „erreichbaren" Paradiesvögel Holländisch-Neu-Guineas und durch das völlige Schießverbot in Britisch-Neu-Guinea! Schillings.) Das Jagdgebiet ist aber so weit, daß (gesperrt) von einer Ausrottung in absehbarer (Was heißt das? Schillings) Zeit keine Rede sein kann.[1] Außerdem ist die Jagd während der Monate Februar, März, April untersagt. (Nutzlos! Schillings.) Die Ausfuhr unterliegt einem Zoll von 5 (Lies: Fünf!! Schillings) Mark für das Stück. (Bei einem Preis von oft weit über hundert Mark für einen „guten" männlichen Paradiesvogelbalg auf dem Londoner *en gros*-Markt wäre ein Zoll von 50 Mark wohl diesem Luxusartikel *par excellence* volkswirtschaftlich angemessener! Schillings.) Die Ausfuhr betrug 1911 4306 Bälge[2]), der Ausfuhrwert 130010 Mark. Über die Verhältnisse in Holländisch-Neuguinea vermag ich Bestimmtes nicht mitzuteilen."

Nach diesen, von gewiß ganz einwandfreier Seite herrührenden Angaben werden also die Behauptungen der Vogelschutzvereine und ihrer Anhänger in keiner Weise unterstützt. Mit den Verhältnissen vertraute hervorragende Ornithologen haben sich auch der Agitation[3]) gegen den Federschmuck ferngehalten. (Nein! Oberstudienrat Prof. Dr. Lampert, der Leiter des Königlichen Naturalienkabinetts in Stuttgart, welches hervorragende wissenschaftliche Institut über eine ausgezeichnete Sammlung von Paradiesvögeln verfügt, tritt warm für ein Ausfuhrverbot in Deutsch-Neuguinea ein. Schillings.)

In der Täglichen Rundschau vom 23. September 1912 veröffentlichte ich folgenden Aufsatz:

Zur Ermordung des Paradiesvogel-„Jägers" Peterson in Deutsch-Neuguinea.

Durch die deutsche Presse geht im Augenblick ein Bericht des Kaiserlichen Bezirksamts Friedrich-Wilhelmshafen in Deutsch-Neuguinea über den infolge der Ermordung des „Jägers" Peterson und seiner Gehilfen notwendig gewordenen Strafzug gegen die an der Mordtat schuldigen Eingeborenen. Das Dorf Bemari wurde nach diesem Berichte eingeäschert und fünf Bemari-Leute getötet. Die Expedition währte vom 21. bis 26. Juni und ließ eine Abteilung zurück, um weitere Strafakte vorzunehmen. Es wirft dieser Bericht ein schlagendes Licht auf die im

[1]) Vergl. damit: *"The Journal of the British Ornithologist's Club", June 1907*, and *„The Ibis", April 1909* mit dem Beweismaterial des Aussterbens der einzelnen Arten.

[2]) Diese Zahl steht im Widerspruch zu der amtlichen Angabe unseres Reichskolonialamts. Hier lautet sie 7376 Stück.

[3]) Das Wort „Agitation" fällt hier auf seine Urheber zurück und verdient scharfe Zurückweisung.

Sinne des Naturschutzes höchst traurigen Verhältnisse in Deutsch-Neuguinea. Nicht zum erstenmal war es so notwendig, gegen Eingeborene vorzugehen, die (höchst begreiflicherweise!!) mit den Paradiesvogeljägern in Konflikt geraten waren. Man muß sich fragen, ob nicht durch derartige Vorgänge und die großen Kosten, die durch diese Strafzüge entstehen, die als Rechtfertigung der Abschlachtung der Paradiesvögel oft angeführten Zolleinnahmen, die aus der Ausfuhr der Paradiesvogelbälge sich ergeben, illusorisch gemacht werden. Das Bezirksamt Friedrich-Wilhelmshafen war es auch, das im Anfang dieses Jahres auf die Anfrage einer am Federhandel interessierten Zeitung die Auskunft gab, es könne von Paradiesvogelausrottung in absehbarer Zeit gar keine Rede sein!

Glaubt man denn in Deutschland tatsächlich, die Ansicht vertreten zu können, die Paradiesvögel in wenigen Jahren ausrotten zu dürfen? Weshalb hat die englische Regierung jede Paradiesvogeljagd und -ausfuhr aus Britisch-Neuguinea gänzlich verboten? Einfach aus dem Grunde, weil sich die unbedingte Notwendigkeit eines solchen Verbots ergeben hat (so wie sich jetzt — zu spät vielleicht — diese Notwendigkeit für Chinchillas in Bolivien und neuerdings Zobel für ganz Rußland ergeben hat. Dies Verbot der russischen Regierung spricht Bände zugunsten meiner von Händlern und andern so stark bekämpften Mahnrufe in bezug auf deutschkolonialen Naturschutz). Auf dem diesjährigen Deutschen Kolonialtag in Hamburg mußte man es erleben, daß als so ziemlich der einzige wirtschaftliche Wert Deutsch-Guineas die Paradiesvogelvernichtung hingestellt wurde, auch hörte man dort, daß der Gouverneur Deutsch-Neuguineas die Konzession der Paradiesvogelvernichtung neuerdings an die Urbarmachung von je fünfzig Hektar Land geknüpft habe. Stehen dem Gouverneur keine anderen Mittel zu Gebote, Land kultivieren zu lassen, als durch die Ausrottung — ich wiederhole: Ausrottung! — der Paradiesvögel? Eine „Schonzeit" während einiger Monate des Jahres soll erstaunlicherweise von den im Innern des Landes tätigen „Jägern" respektiert werden ... Wer überwacht diese Maßnahme, und wie wird sie überwacht? Was soll sie nützen, da doch der Paradiesvogel sein vom Handel als Damenschmuck verlangtes Prachtkleid genau wie der Reiher nur zur Brutzeit trägt? (In Parenthese: Die Paradiesreiher des Handels sind keine Reiher, sondern Paradiesvögel!)

In dem von der „Modistin" am 25. Mai 1912 verbreiteten Sonderabdruck finden sich unter anderem folgende Ausführungen ebendesselben Kaiserlichen Bezirksamts Friedrich-Wilhelmshafen (in gesperrtem Druck!): „Soweit die Angriffe, die sich gegen den Federschmuck auf Damenhüten richten, behaupten, daß der Paradiesvogel ausgerottet werde, handelt es sich um eine starke Übertreibung." Ferner: „Es ist richtig, daß die Jagd auf Paradiesvögel, als die Preise dafür stiegen, einen großen Umfang angenommen hat. Das Jagdgebiet ist aber so weit, daß (gesperrt gedruckt!) von einer Ausrottung in absehbarer Zeit keine Rede sein kann. Die Ausfuhr betrug 1911 4306 Bälge" und so weiter.

Ich möchte fragen, worauf das Kaiserliche Bezirksamt Friedrich-Wilhelmshafen diese, einem Blatt, welches lediglich die Interessen des Federhandels in diesem Falle vertritt, erteilte Auskunft gründet? Ist es dem Bezirksamt unbekannt, daß die

Verbreitung der einzelnen Paradiesvogelarten eine örtlich stark begrenzte ist? Ist es dem Bezirksamt unbekannt, daß einzelne Arten schon als ausgerottet gelten? Ist es ihm unbekannt, daß kein einziger Paradiesvogel aus dem benachbarten Britisch-Neuguinea mehr ausgeführt werden darf?

Ich kenne einen Fall, wo eine Dame, die in Deutsch-Neuguinea Verwandte hat, Angebote (in der Zeitung) über zu verkaufende Paradiesvögel machte. Dieser Fall gibt mir zu denken, vielleicht auch den Lesern dieses Aufsatzes. Ich möchte wünschen, daß der Dame diese Zeilen nicht unbekannt bleiben. Ich kenne auch Herren, die für schnellste Ausrottung dieser Wunder der Naturschönheit eintreten.

Der Zufall wollte es, daß im Jahre des Regierungsantritts unseres Kaisers zwei damals neu entdeckte Paradiesvogelarten nach unserem Herrscherpaar benannt wurden. Beide Prachtvögel — *Paradisea guilelmi imperatoris* und *Paradisea augustae victoriae* —, vor allem die letztgenannte, nach unserer Kaiserin benannte, vom Federhandel massenhaft eingeführte Art, sollten doch wahrhaftig nicht völlig vernichtet werden.

Es wäre gut, wenn die Öffentlichkeit diesen Dingen ihr Interesse zuwendete. Soll der „Bund für Vogelschutz“ in Stuttgart, soll ein solch vortrefflicher Kenner, wie Oberstudienrat Professor Dr. Lampert, auf dem Internationalen Heimatschutztage in diesem Jahre umsonst den endlichen Schutz dieser Herrlichkeiten der Schöpfung gegen habgierigen Vernichtungswahn gefordert haben? Dürfen eine kleine Händlergruppe und leider auch viele Europäer in Deutsch-Neuguinea fortfahren, sie für immer aus dem Buche des Lebendigen zu streichen?

Das sind alles erstaunliche Dinge. Die Ermordung des Paradiesvogeljägers Peterson[1]) aber gibt mir Anlaß zu der Frage: „Wie verträgt sich die jetzt in Deutsch-Neuguinea betriebene Paradiesvogelausrottung mit dem deutlichen Befehl unseres Kaisers, die Tierwelt unserer deutschen Kolonien nach bewährtem englischen Muster zu schützen?“ Und dies Ereignis gibt mir auch Gelegenheit, meiner Genugtuung darüber Ausdruck zu geben, daß unser neuer Staatssekretär gutem Vernehmen nach in Deutsch-Neuguinea baldigst dem englischen Beispiel folgen wird.

Weyerhof-Gürzenich bei Düren (Rhld.) Professor C. G. Schillings.

Darauf erhielt ich folgenden Brief:

Prof. Dr. R. Neuhauß, 23. Sept. 1912.
Großlichterfelde I bei Berlin,
Marienstraße 32.

Hochverehrter Herr Professor!

Mit großer Freude lese ich Ihre Ausführungen über den Paradiesvogelmord in der „Täglichen Rundschau“ vom heutigen Abend. In meinem dreibändigen Werke „Deutsch-Neuguinea“ bin ich auf die Sache genau eingegangen; es nahm aber bisher niemand hiervon Notiz. Ich wiederholte daher im Mai d. J. in einer Eingabe an Exzellenz Solf meine in genanntem Buche gegebene Darstellung. Eine Abschrift hiervon lege ich Ihnen bei. Man antwortete mir, daß man diese Ausführungen dem kaiserlichen Gouverneur in Rabaul (Deutsch-Neuguinea) zugehen lassen werde. Wenn nur auf diese Weise die Sache in der Fülle der Akten nicht still begraben oder so lange hingezögert wird, bis es zu spät ist! Wofern es nämlich

[1]) Vergleiche das Schlußwort dieser Veröffentlichung.

mit dem Abschuß der Paradiesvögel so weiter geht, muß dies „zu spät" in allernächster Zeit eintreten. Nach amtlicher Angabe wurden im Jahre 1910 4847 Stück, im Jahre 1911 dagegen 7376 Stück abgeschossen! Wie ich in meiner Eingabe ausführte, bleibt aber die amtliche Statistik hinter der Wirklichkeit um mindestens die Hälfte zurück! Damit die dortige Regierung für Schießscheine und Ausfuhrzoll ein paar tausend Mark Einnahmen hat, werden die herrlichsten Gebilde der Schöpfung der Vernichtung preisgegeben!

Immer wieder sind es die Paradiesvogeljäger, die zu den „Strafexpeditionen" der Regierung Veranlassung geben. Die Jäger verfahren in rücksichtslosester Weise gegen die Eingeborenen, bis letzteren die Galle überläuft und sie sich ihrer Haut erwehren. Dann kommt die Regierungstruppe und knallt ein paar Dutzend „schuldige" Eingeborene nieder. Ich habe in meinem oben angeführten Neuguinea-Werke auch diese Verhältnisse eingehend beleuchtet. Aber die soeben bekannt gewordene „Bestrafung" der „Mörder" des Paradiesvogeljägers Peterson beweist, daß man meine Mahnungen bisher noch nicht beachtete.

Machen Sie, verehrter Herr Professor, von diesen Zeilen jeden Gebrauch, der Ihnen richtig erscheinen sollte, um in letzter Stunde die völlige Vernichtung der schönsten Vogelwunder zu verhindern, die unsere Welt aufzuweisen hat. Ich wünsche Ihnen, daß Ihre Klage und Bitte bis zu der mächtigen Stelle dringe, die allein hier noch helfen kann.

Ihr ergebenster R. Neuhauß.

Diesem Brief lag in Abschrift bei:

An S. Exzellenz den Herrn Staatssekretär des Reichs-Kolonialamts.

Zur Frage des Abschusses der Paradiesvögel im Kaiser-Wilhelmsland erlaube ich mir Ew. Exzellenz Folgendes mitzuteilen:

Die amtlichen Zahlen über den jährlichen Abschuß geben kein richtiges Bild von den tatsächlichen Verhältnissen, denn es wird im Jahre mindestens die doppelte Zahl — also etwa 7000 bis 8000 Paradiesvögel — abgeschossen[1]. Ich bin weit davon entfernt, den Behörden irgendwie Vorwürfe über diese Ungenauigkeiten zu machen, denn nach Lage der Sache ist es bei der sehr schwach besetzten, langgedehnten Küste ganz unmöglich, die Ausfuhr der Paradiesvögel sorgfältig zu überwachen. Es gibt zahlreiche Schleichwege, die es ermöglichen, erhebliche Mengen von Vögeln heimlich und unverzollt zu exportieren.

Diese Übelstände lassen sich nur durch ein generelles Schießverbot beseitigen. Durch Einschränkung der Schießerlaubnis und durch Einführung von Schonzeiten wird praktisch nichts[2] erreicht, denn die Aussichten auf Verdienst sind viel zu verlockend, um nicht Mittel und Wege zur Umgehung von solchen Einschränkungen zu finden.

[1] Als Herr Prof. Neuhauß dies schrieb, war ihm die jetzt amtlich für 1911 angegebene Zahl von 7376 Stück noch nicht bekannt. Die Ausfuhrzahl (inklusive der geschmuggelten Stücke) muß aber ganz bedeutend höher sein. Beweis: Die Zahl der auf dem europäischen Markt jährlich verhandelten Paradiesvögelbälge, vor allem aber der vom Handel fälschlich so genannten „Paradiesreiher" (= Paradiesvogelfedern aus Neu-Guinea!); darüber folgt demnächst Näheres.

[2] Nur durch Aus- und Einfuhrverbote können die, wie Schnee in der Märzsonne

Gewöhnlich wird an Ort und Stelle von den Händlern für den Vogelbalg 15 bis 20 Mark bezahlt. Wenn dann aber in Europa Paradiesvögel „Mode“ werden, so schnellen die in Kaiser-Wilhelmsland gezahlten Preise auf 50 bis 60 Mark in die Höhe. Ein solcher Fall lag 1909 während meines Aufenthaltes daselbst vor.

Ich hörte von einflußreichen Leuten, welche sich das Ansehen geben, als ob sie über alles vortrefflich unterrichtet sind, wiederholt die Meinung äußern, daß es mit der Ausrottung der Paradiesvögel nicht so schlimm bestellt sei, denn das Festland von Neuguinea habe ungefähr die Größe des Deutschen Reiches. Wenn dann auch an der Küste ein paar Tausend Vögel abgeschossen werden, so bleibe doch noch Raum genug im Innern, um die Erhaltung der Arten zu gewährleisten.

Dergleichen Ansichten können nur Leute äußern, welche von den tatsächlichen Verhältnissen keine Ahnung haben. Es ist nämlich eine überaus merkwürdige Tatsache, daß in Neuguinea auf fast allen Gebieten des Tier- und Pflanzenlebens eine so strenge Lokalisation auftritt, wie wir sie anderwärts kaum kennen. Daher finden sich die 65 verschiedenen hauptsächlichen Paradiesvogel-Arten immer nur auf verhältnismäßig eng umgrenzten Gebieten. Hierfür nur einige wenige Beispiele: Der weiße Paradiesvogel lebt in rund 1000 Meter Meereshöhe in den Gebirgen westlich von Finschhafen. In denselben Gebieten haust die recht seltene Paradieselster; sie beansprucht aber für ihr Fortkommen Meereshöhen von 1200 bis 1400 Meter. Die Heimat des roten Paradiesvogels *(Paradisea augustae victoriae)* ist die Umgebung von Finschhafen und die Nordküste des Huongolfes. Der gelbe Paradiesvogel *(Paradisea minor)* kommt von der Astrolabebucht bis zur holländischen Grenze vor, ist aber am Huongolf unbekannt. Der blaue Paradiesvogel findet sich, so weit deutsches Gebiet in Frage kommt, nur in Nachbarschaft der englischen Grenze am Huongolf. Der kleine scharlachrote Königsvogel hat seine Heimat in der Umgebung des Sattelberges.

Sind die Arten in diesen ihren engbegrenzten Heimatsgebieten abgeschossen, so sind sie eben ausgerottet.

In einigen Küstenstrichen ist der Bestand schon derart gelichtet, daß die schwarzen Schießjungen die größte Mühe haben, noch einige dieser Wunder der Natur zu erbeuten.

Man könnte einen Ausweg darin erblicken, daß längere Schonzeiten eingeführt werden. Auch dieser Weg ist nicht gangbar, einerseits, weil wir vom Leben dieser Tiere noch viel zu wenig wissen, anderseits, weil es praktisch unmöglich ist, das Einhalten der Schonzeiten streng durchzuführen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in den verschiedenen Landesteilen die Brutzeiten der Vögel sehr verschieden sind. Wir sind hierüber bisher aber nur sehr mangelhaft unterrichtet und es lassen sich daher diesbezügliche brauchbare Vorschriften noch nicht geben.

Die *Paradisea augustae victoriae* hat beispielsweise von Dezember bis April Mauserzeit, in welcher der Balg beinahe wertlos ist. Im Mai und Juni — zur Brunstzeit — besitzt dann das Gefieder die herrlichste Färbung. Jeder Paradiesvogel-Jäger weiß dies und sucht daher gerade in diesen zwei Monaten, die für die

---

verschwindenden herrlichen Vogelarten vor dem Aussterben geschützt werden, die der Schmuckfederhandel „Mode werden“ läßt. Keine andern Vorschriften nutzen hier etwas. Das hat die englische Regierung längst erkannt.

Fortpflanzung und für die Ernährung der Brut am wichtigsten sind, sich möglichst viele Bälge zu verschaffen. Die Schonzeit für *Paradisea augustae victoriae* müßte also mindestens von Dezember bis Ende August reichen, wo dann die Jungen aufgefüttert sind. Trotz der Schonzeit würden die Jäger aber doch die Vögel während der Brunstzeit abschießen, weil sie diese Bälge am besten bezahlt bekommen. Natürlich würden sie die Bälge bis zum Ablauf der Schonzeit verstecken — was in dem großen Lande nicht schwer fällt.

Für jede der mehr denn 65 Paradiesvogelarten kämen andere Schonzeiten in Frage, denn die Mauser und Brutzeit richtet sich nach den Regenperioden und dem Auftreten bestimmter Insekten, Blüten und Früchte, welche den Vögeln als Nahrung dienen. Dies variiert aber in den verschiedenen Landesteilen außerordentlich stark.

Um diese herrlichen Geschöpfe zu erhalten und sie nicht den Modetorheiten der Damen zu opfern, ist also ein baldiges, generelles Schießverbot unerläßlich nötig.

Besondere Übelstände bestehen in der Nähe der holländischen Grenze. Als ich mich 1909 längere Zeit in der Umgegend von Sissanu aufhielt, also etwa in der Mitte zwischen Berlinhafen und der holländischen Grenze, trieben dort malayische Paradiesvogel-Jäger, die von dem holländischen Gebiet herübergekommen waren, ihr Unwesen. Nicht nur daß sie, natürlich ohne im Besitz eines Schießscheines zu sein, Unmengen von Vögeln abschossen; sie terrorisierten auch die Eingeborenen in unerhörter Weise. Wenn in solchen Fällen von der Regierung ausgesendete Strafexpeditionen anrücken, so verschwinden natürlich die Räuber über alle Berge. Diesem Unwesen würde sich mit Nachdruck nur steuern lassen, wenn nahe der holländischen Grenze in Angriffshafen ein kleiner Polizeiposten eingerichtet wird.

Großlichterfelde, den 16. Mai 1912. Prof. R. Neuhauß.

Schlußwort.

Während der Drucklegung dieser Veröffentlichung lese ich folgendes:

„Nach einer telegraphischen Meldung des Bezirksamtes Friedrich-Wilhelms-Hafen ist der Paradiesvogeljäger Nikulicz in dem noch unerschlossenen Ramugebiet in Deutsch-Neuguinea von Eingeborenen ermordet worden. Der Ermordete war österreichischer Untertan. Er stand im Dienste der Neuguinea-Kompagnie vom Sommer 1907 bis zum Herbst 1910. Dann machte er sich als Paradiesvogeljäger selbständig, und nun hat ihn das nämliche Schicksal getroffen, das vor kurzem einen Kameraden, den aus Ostpreußen stammenden Peterson, ereilte. Auch Peterson war Beamter der Neuguinea-Kompagnie, ehe er in die gefahrvolle Wildnis ging, um den wegen seines prächtigen Gefieders so viel begehrten Vogel zu jagen."

Ich richte an den kaiserlichen Gouverneur von Deutsch-Neuguinea die Frage: Muß die Ausrottung der Paradiesvögel offiziell vollkommen durchgeführt werden?

Und ich richte die Frage an alle maßgebenden Instanzen: Wäre es nicht angebracht und würde es nicht dem Empfinden des deutschen Volkes entsprechen, sofort auf die etwa fünfzigtausend Mark im Jahre zu verzichten, die uns die im Raubbau betriebene Abschlachtung der Paradiesvögel einbringt? „In Britisch-Neuguinea darf kein Paradiesvogel mehr erlegt und keiner mehr ausgeführt werden."

Koloniale Aviatik.

Windhuk, Juli 1912.

Mehrfach sind in der Tagespresse Nachrichten von recht gut verlaufenen Versuchen über Verwendung von Flugmaschinen in Afrika erwähnt worden. So berichtet bereits in Nummer 234 des Berliner Lokalanzeigers vom 8. Mai dieses Jahres der Artikel „Luftfahrt-Rundschau" aus der Feder des bekannten Fachschriftstellers Hauptmann a. D. Dr. Hildebrand von dem Aufschwung des Flugwesens in den Kolonien anderer europäischer Staaten: Beförderung der Post durch die Luft von Capetown nach Muizenberg, Einrichtung eines französischen Flugzentrums in Casablanca und Vorbereitung weiterer Stationen, Einrichtung einer Flugstation in Elisabethville (Kongo), Verwendung der Flugmaschinen bei Tripolis und so weiter.

Über Versuche mit Flugmaschinen in deutschen Kolonien hört man nichts. Die Ursache ist leider ebenso einfach wie betrübend: den blauen Äther einer deutschen Kolonie des schwarzen Erdteils hat bisher eine Flugmaschine noch nicht durchzogen. Dennoch fehlte es bei uns nicht an Anregungen für die Einführung von Flugmaschinen in die deutschen Kolonien. Von hohen und höchsten Herrschaften sowie maßgebenden Persönlichkeiten ist hiefür lebhafte Anteilnahme bewiesen worden; in Wort und Schrift haben Fachleute und Vereine Propaganda gemacht für baldige Einführung von Flugmaschinen in den Kolonien. So hat auch der deutsche Luftfahrer-Verband in seiner letzten Denkschrift, die allen in Frage kommenden Behörden und amtlichen Stellen zugegangen ist, auf die Notwendigkeit hingewiesen, sich gerade in den Kolonien des neuesten Verkehrsmittels zu bedienen. Ein wohldurchdachtes und sachgemäß entworfenes Projekt über ein Luftfahrt-Verkehrsnetz in Ostafrika ist bereits vor längerer Zeit in einer anderen Denkschrift niedergelegt. Nicht zu vergessen sei auch, daß die Albatroswerke-Johannisthal einen Offizier der südwestafrikanischen Schutztruppe kostenlos zum Flugzeugführer ausbilden ließen, und daß das technische Komite des kolonialwirtschaftlichen Vereins 4000 Mark zur Verfügung stellte, um die gleiche Ausbildung eines Offiziers der ostafrikanischen Schutztruppe zu ermöglichen, die bei der Luftverkehrs-Gesellschaft-Johannisthal erfolgte.

Auch in den Kolonien selbst regt es sich mächtig für die edle Fliegerei, am stärksten wohl zurzeit in Südwestafrika. In allen Zeitungen Südwestafrikas erscheinen Artikel über das Flugwesen in den Kolonien, und die ganze Bevölkerung zeigt begeisterte Anteilnahme an den hiesigen Luftfahrtbestrebungen. Vor wenigen Wochen hat sich ein „Südwestafrikanischer Luftfahrer-Verein" gebildet, der schon in der kurzen Zeit seines Bestehens viele Mitglieder zu den Seinen zählt und bald derartig angewachsen sein wird,

daß kein Land der Erde im Verhältnis zu seiner Bevölkerung einen derartig starken Aero-Klub oder -Verein wird aufweisen können.

Tatsächlich hat aber auch die Flugmaschine für die Kolonien eine weitaus höhere Bedeutung als für europäische Länder. In den Kolonien zielt die Vervollkommnung des Flugwesens in erster Linie, ja man könnte fast sagen, zunächst ausschließlich, auf die Ausnutzung für militärische Zwecke hin. Vom militärischen Standpunkte allein betrachtet, sollte der Wert der vierten Waffe für die Kolonien aber ganz besonders hoch bewertet werden. Die Wegverhältnisse und Verkehrsverbindungen sind im Vergleich mit heimischen Zuständen durchweg primitiv; in den ungeheuren Gebieten sind die Orte, Plätze, Wasserstellen weit voneinander entfernt, unwegsame Gegenden, Berge, Flüsse, wasserlose Sandfelder, Buschland verzögern das Vorwärtskommen. Dabei ist im Innern der Kolonie, bei der klaren, durchsichtigen Luft, aus dem Flugzeug ein sehr weiter Ausblick möglich. Für die Erkundung kann daher die Flugmaschine von größtem Wert sein und unter Umständen für Nachrichtenzwecke und für die Aufklärung ganz bedeutende Ersparnisse an Menschen und Tieren verursachen und eine große Entlastung der hierfür einzusetzenden Kräfte herbeiführen. Den größten Wert möchten wir aber auf die durch die Flugmaschine ermöglichten Zeitersparnisse legen. Welch ungeheure Opfer hat im letzten südwestafrikanischen Aufstande oft das Aufstöbern der leichtfüßigen Eingeborenen in ihren schwer zugänglichen und schwer auffindbaren, damals den Verfolgern meist unbekannten Verstecken gekostet; wie viele Verluste konnten die flüchtigen Hottentotten aus den denkbar günstigsten, von der Natur des Landes gebotenen Hinterhalten unseren braven Truppen zufügen! Strecken, die nur unter den größten Schwierigkeiten von den Sicherungsabteilungen, namentlich den Seitenpatrouillen, trotz Aufbietung aller Kräfte bei unwegsamem Gelände und unter heißem afrikanischen Sonnenbrand, von durstigen Menschen und Tieren in vielen Stunden und Tagen überwunden werden konnten, hätte schon in ihrer jetzigen Vervollkommnung die Flugmaschine vielleicht in wenigen Minuten, höchstens Stunden, mühelos überflogen. Der eine Beobachter im Flugzeug aber hätte wahrscheinlich von den Schwarzen mehr gesehen, wie sie von Versteck zu Versteck, von Hinterhalt zu Hinterhalt sich geschickt zurückschlichen, als eine ganze bis aufs äußerste erschöpfte Abteilung.

Sogar für Offensivzwecke schätzen wir die Bedeutung der Flugmaschine hoch ein, wenn auch, offen gesagt, hierbei vorläufig etwas Zukunftsmusik mitklingt. Aber mit den Schießversuchen und dem Abwerfen von Explosivstoffen aus der Flugmaschine sind in letzter Zeit so gute Erfolge erzielt und so bedeutende Fortschritte gemacht worden, daß in absehbarer Zeit sich das Flugzeug als nicht zu unterschätzendes Kampfmittel darstellen wird. Ohne

die vorhandenen Möglichkeiten weiter auszumalen, weisen wir nur darauf hin, wie hoch den „Wilden“ gegenüber schon die moralische Wirkung einzuschätzen wäre. Auch wollen wir bei Betrachtung kolonialer Verhältnisse nicht vergessen, daß die meisten Einfuhrhäfen unbefestigt sind und von unserer Marine mangels einer genügenden Anzahl von Schiffen keinen oder doch nur einen ungenügenden Schutz erhalten. Ein altes morsches Fahrzeug, bewaffnet mit den ältesten Geschützen, die eigentlich schon ins Museum gehören, kann vor der unbefestigten Hafenstadt eine recht unangenehme Blockade ausüben, ohne selbst irgendwie gefährdet zu sein. Einige Flugmaschinen, die unerwartet irgendwo am Lande aufsteigen und über dem Schiffe kreuzend ihre Sprengstoffladung herabsenden, werden den feindlichen Blaujacken die Luft an weiteren Operationen bald vertreiben.

Es ist aber auch hohe Zeit, das Flugzeug in den Dienst friedlicher kolonialer Entwicklung der tropischen und subtropischen Gebiete zu stellen. Es kann wertvoll sein für die Erweiterung der Kenntnis ungeheuerer Strecken, die bisher nur von wenigen Forschern und häufig nur auf der einen Straße durchzogen wurden. Der Beobachter wird aus der Vogelperspektive ein ganz anderes Bild in sich aufnehmen, als der Wanderer oder Reiter, dessen Ausblick durch Busch oder Bodenerhebungen auf ein oft sehr geringes Maß beschränkt ist. Um nur einigermaßen ausreichend Übersichtskarten unserer Kolonien herzustellen, sind eine große Anzahl von Vermessungsbeamten und Offizieren tätig, deren Ausrüstung mit dem nötigen Hilfspersonal und Material ungeheuere Kosten verursachen. Trotz eifrigster Arbeit wird mit den jetzigen Mitteln diese Kulturarbeit selbst in mehreren Jahrzehnten nicht beendet sein. Aero-photographische Aufnahmen würden diese Arbeiten bedeutend beschleunigen und vereinfachen.

Auch Post und Polizei werden in den Kolonien in absehbarer Zeit sich der Flugmaschine bedienen müssen. Die Luftpost dürfte sich sogar bei den erheblichen Transportschwierigkeiten auf manchen Strecken als nicht unrentabel erweisen. Die Polizei aber wird mit der Flugmaschine einen weitaus besseren Überwachungsdienst ausüben als bisher, namentlich an den weitausgedehnten Landesgrenzen und auf den Diamantfeldern Südwestafrikas. Räubern, die sich immer wieder zusammenfinden, wird ihr Handwerk weit eher gelegt als bisher, wenn sie mit der Flugmaschine verfolgt werden. Diese neue Beobachtungsmöglichkeit wird sie schon an und für sich abschrecken, ihre Streifzüge mit der bisherigen Dreistigkeit auszuführen. Aus den Gefängnissen ausgebrochene oder bei Transporten entwichene Verbrecher wird man mit der Flugmaschine einholen, ehe sie die Grenze erreichen. Ferner wird sich eher feststellen lassen, ob verschwundene Viehherden von diebischem Gesindel abgetrieben wurden oder, von Wanderlust erfaßt, entlaufen sind.

Dadurch wird manche unnötige Alarmnachricht vermieden und auch dem Eigentümer manche Aufregung erspart. Selbst die Jagd, zum mindesten aber das Aufspüren von größeren Rudeln jagdbarer Tiere oder von Raubtieren, die die Gegend gefährden, ist aus dem Flugzeug nicht unmöglich. Manch einsamer Farmer, der weitab vom Verkehr und in größerer Entfernung von weißen Nachbarn lebt, bedarf rascher ärztlicher Hilfe, sei es, daß er lebensgefährlich erkrankt oder von einem Unglücksfall betroffen worden ist, zum Beispiel einer schweren Verletzung durch vorzeitige Dynamit-Explosion beim Brunnenbohren. Der Ruf erreicht den Arzt oft in kürzester Zeit durch irgend eine telegraphische Übermittlung oder durch schnelle eingeborene Läufer; der Weg des Arztes zum Kranken nimmt aber bei den weiten Entfernungen oft Tage in Anspruch. In Südwestafrika hat das von der Truppe oder der Regierung zur Verfügung gestellte Personenauto häufig noch zur rechten Zeit die ersehnte Rettung durch ärztliche Hilfe bringen können. Die meisten Wege sind aber für das Auto gar nicht oder nur nach besonderer Vorbereitung, wie Entsendung von Vorspannzugtieren fahrbar, und so wird dereinst mancher Schwerkranke, sehnsüchtig nach dem Himmel spähend, auf das Knattern und Surren der Flugmaschine horchen, die ihm den rettenden Medizinmann auf dem Wege durch die Luft bringen soll.

Das sind alles Fälle praktischer Ausnutzung der Flugmaschine zu Werken des Friedens. Sie wird in der Kolonie nicht lediglich wie in der Heimat (von militärischer Verwendung abgesehen) ein teures Sportmittel sein; der Luftverkehr kann vielmehr bei richtiger Organisation recht wohl zu einem gewinnbringenden Geschäft werden. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, in welcher man allen Ernstes an Luftverkehrsverbindungen zwischen den einzelnen deutschen Schutzgebieten Afrikas denken kann. Wer würde noch vor einem Dutzend von Jahren daran gedacht haben, daß dereinst durch den Funkspruch eine engere Fühlung der deutschen Gebiete Afrikas miteinander erreicht werden würde? Und warum sollte nicht auch in einigen Jahren der in amtlicher oder privater Angelegenheit Reisende seine Fahrt zwischen Togo, Kamerun, Ost- und Südwestafrika auf dem Luftweg ausführen, wenn er dadurch nur einen Bruchteil der heutigen Reisedauer braucht und trotzdem bessere Gelegenheit hat, sich von viel größeren Gebieten durch eigenen Augenschein Kenntnisse anzueignen?

Nun sind freilich häufig zwei Fragen aufgeworfen worden angesichts der hervorragend günstigen Verwendungsmöglichkeiten von Luftfahrzeugen für die Kolonien: Warum wurden nicht schon früher die in ihrer Entwicklung viel weiter fortgeschrittenen Fesselballons, Freiballons und Luftschiffe in Kolonien verwendet? Und: Ist ein Flugzeug in seiner jetzigen Vervollkommnung überhaupt in den Kolonien verwendungsfähig? Auf die Frage

muß man sagen, daß Ballons und Luftschiffe mit sehr gutem Erfolg beispielsweise von den Italienern in Tripolis verwendet worden sind. Der Benutzung von Gasballons stehen aber bedeutende Schwierigkeiten entgegen, zum Beispiel die schwere und kostspielige Beschaffung der Gasfüllung. Die starke Sonnenbestrahlung und der große Wechsel der Tagestemperaturen bedingen große Gasverluste und wirken auch schädlich auf die Ballonhülle ein. Zu berücksichtigen ist auch die allgemeine hohe mittlere Bodenerhebung (zirka 1000 Meter) und dementsprechend leichtere, dünnere Luft in den Kolonien. Sehr unangenehm ist während des südwestafrikanischen Aufstandes die während der heißen Mittagsstunden häufig auftretende Bildung von Wirbelstürmen und plötzlich einsetzenden heftigen Luftausgleichen empfunden worden. Anlage und Mitschleppen von Ballonhallen sind aber nur in Ausnahmefällen möglich. Außerdem sprechen gegen die Verwendung von Luftschiffen die enormen, durch die kolonialen Verhältnisse noch gesteigerten Kosten.

Das Flugzeug braucht allerdings auch einen Schuppen oder wenigstens ein Zelt, in dem es zusammengesetzt und nach Bedarf ausgebessert werden kann; weitere Anlagen sind aber nicht unbedingt notwendig. Werden die Luftverhältnisse ungünstig, so geht der Führer mit seinem Flugzeug herunter und sucht hinter Gebäuden, im Busch oder in Geländefalten Schutz, so gut es geht. Wird aber einmal durch Naturgewalten eine Beschädigung des auf der Erde verankerten Flugzeuges herbeigeführt, so kann es sich schlimmstenfalls um den Verlust der Zelle, das heißt des eigentlichen Drachens, handeln. Dieser kostet aber nur ein paar tausend Mark.

Eine Antwort auf die zweite Frage entnehmen wir zum größten Teil einer Abhandlung des Hauptmanns a. D. von Kleist, die in Zeitungen Südwestafrikas veröffentlicht wurde. Hauptmann von Kleist, der bewährte Führer der Luftschiffe Clouth und Parseval, kennt die südwestafrikanischen Verhältnisse aus der Aufstandszeit 1904—1906 und hat als Führer von Funkenstationen lange Zeit mit Fesselballons gearbeitet, die zum Hochheben des Luftdrahtes verwendet wurden. Seine Beobachtungen sind angestellt von den Funkenstationen, die über den größten Teil des Schutzgebietes verteilt waren. Der 200 Meter lange Luftdraht zum Geben und zum Empfang von Funksprüchen wurde bei jenen Stationen durch einen Drachen oder Fesselballon gehoben, der bei einer Neigung des Drahtes von 45 Grad eine Höhe von etwa 150 Metern erreichte, also gerade die Höhe, in der sich die Flugzeuge im allgemeinen bewegen. Dabei hat sich gezeigt, daß in den Zeiten vom Tagesgrauen bis zwei oder drei Stunden nach Sonnenaufgang und etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang bis tief in die Nacht hinein, gleichmäßig strömende Luft fast regelmäßig angetroffen wurde, während in den Stunden um Mittag unregelmäßige und auch böige Winde vorherrschten. Diese Er-

fahrung deckt sich mit der in Europa gemachten; denn auch hier kommen im allgemeinen, im Sommer fast ausschließlich, die frühen Morgen- und späten Abendstunden für die Verwendung von Flugzeugen in Betracht.

Inzwischen sind in Südwest Windmessungen auf Veranlassung des Kommandeurs der Schutztruppe vorgenommen worden, die das Ebengesagte bestätigen. Das in Deutschland von sachverständiger Seite nachgeprüfte Ergebnis läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Windstärken in Südwest sind im Tagesmittel im allgemeinen größer als in Deutschland; es herrscht aber größere Gleichmäßigkeit in der Luftbewegung, namentlich sind Böen seltener und bei normalem Wetter weniger stark. An einigen Stellen kommen fast regelmäßig zu gewissen Jahreszeiten Wind-(Sand)-Hosen vor; sie treten aber mit wenigen Ausnahmen nur in den Mittagsstunden auf. Am frühen Morgen und am späten Abend beträgt fast an allen Tagen die Windgeschwindigkeit weniger als 3 Meter in der Sekunde. (Auf deutschen Flugplätzen wird noch bei 8 Sekundenmeter Windgeschwindigkeit geflogen; trotzdem sieht man in manchen Monaten wegen ungünstigen Wetters nur an wenigen Tagen ein Flugzeug in der Luft.) Meistenteils flaut der Wind zu den genannten Zeiten sogar bis zur völligen Stille ab. Die gefürchteten „Löcher in der Luft“ kommen in Südwestafrika nicht so leicht vor wie in Europa, weil sie dort durch Verschiedenartigkeit der Erdbodenoberfläche, wie Sandflächen, Ortschaften mit asphaltierten Straßen, Wiesen, Wälder und so weiter, auf welche die Bodenbestrahlung verschieden wirkt, begünstigt werden.

Die Geländeschwierigkeiten sind in Südwestafrika durchaus nicht derartig, daß sie die Verwendung von Flugzeugen ausschließen. Als allgemein gilt, daß sich ein Gelände für Aufstieg und Landung einer Flugmaschine eignet, wenn dort ein Automobil oder Fahrrad vorwärts kommt. Das ist aber doch in den meisten Gegenden des Südens und der Mitte des Landes, wenigstens an Stellen von mehreren 100 Metern, der Fall. Abgesehen von Hindernissen, wie Sandstellen, Rivieren, trockenen Flußbetten, Bergen kann das Automobil an den meisten Stellen auch querfeldein fahren. Der größere Teil des Landes bietet jedenfalls weite Flächen, die ein Landungsgelände darstellen, wie man es in Ländern mit stärkerer Bewachsung vergeblich in solcher Ausdehnung suchen würde. Unbestreitbar ist, daß Landung und Abflug in den ausgedehnten Buschgegenden des Nordens oft schwierig werden können. Doch wird sich auch hier in den meisten Fällen ein brauchbares Plätzchen ausfindig machen lassen; zur Not ist auch die „Pad“ breit genug, daß ein Flugzeug darauf niedergehen kann. Man darf nicht vergessen, daß auch die reich angebauten Gegenden Mitteleuropas weitausgedehnte Waldungen aufweisen, die noch weniger zu Landungszwecken geeignet sind als der südwestafrikanische Busch. Der jetzt noch zum Teil bestehende Mangel

an genauen Karten hat in den Kolonien auf die Verwendung von Flugzeugen keinen allzugroßen Einfluß, jedenfalls nicht auf die Auswahl des Landungsplatzes; denn kein Flieger sucht sich bei einer Zwangslandung das Gelände nach der Karte aus, sondern landet dort, wo er ein geeignetes Fleckchen erblickt, oder wo er eben muß. Die Orientierung während des Fluges ist bei der klaren Luft im Inneren der Kolonien, wenn eine genügende Höhe eingehalten wird, in jedem von eigener Kraft getriebenen Luftfahrzeug erfahrungsmäßig leichter als aus dem sich ständig drehenden Freiballon, weil hier eine bestimmte Richtung innegehalten werden kann. Bei Überlandflügen, bei denen es darauf ankommt, eine entlegene Station zu erreichen, wird sich der Flieger vor der Fahrt bestimmte Punkte merken, die ihm als Wegweiser dienen, wie Bergkuppen, Rioiere, Pfannen und dergleichen.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß das Flugzeug für eine Verwendung in den Kolonien sehr wohl befähigt ist. Für welche Aufgaben es sich bewähren wird, läßt sich nur durch Versuche feststellen, zu denen man so schnell wie möglich übergehen soll. Hauptaufgabe und Grundlage für die Ausgestaltung des kolonialen Flugwesens ist zunächst die Ausbildung von Fliegern, die an das Klima der Kolonien gewöhnt sind und das Land, über welches sie ihr Flugzeug steuern wollen, genau kennen, ferner die Herausbildung eines für die Kolonien geeigneten Flugzeuges.

Ein Flugzeugführer ist in den Kolonien viel mehr als zu Hause auf sich selbst angewiesen. Es muß daher gefordert werden, daß er durchaus mit der Bedienung und Instandsetzung einer Maschine, namentlich des Motors, vertraut ist und Ausbesserungsarbeiten auch persönlich ausführen kann. Ferner muß er an das Klima der Kolonie gewöhnt sein. Seine Ruhe darf ihn nicht verlassen, auch wenn einmal alles anders geht, als er sich gewünscht hatte; geduldig muß er warten können, wenn ihm das Wetter einen Strich durch die Rechnung macht. Ferner muß er längere Erfahrung in der Wetterbeobachtung haben, muß das Land genau kennen und über einen guten Orientierungssinn verfügen. Es würden also hierfür Offiziere von längerer Dienstzeit in der Schutztruppe in Frage kommen, namentlich solche, die viel in der Kolonie herumgekommen sind oder auch solche, die im Signaldienst (Blitzen mit dem Sonnenspiegel-Heliographen oder der Scheinwerferlampe) von hochgelegenen Punkten das Land überblickt haben, die also imstande sind, im Falle einer unfreiwilligen Landung die nächsten Wasserstellen oder bewohnten Plätze zu finden und nötigenfalls auch mit hungrigem Magen einen längeren, beschwerlichen Fußmarsch auszuhalten. Selbstverständlich müssen sie auch die Eingeborenen kennen und sie richtig zu behandeln verstehen, müssen über die Ausnutzung der vorhandenen „Feldkost" orientiert sein, in wasserarmen Gegenden die wasserhaltigen Früchte kennen; so darf

dem Südwestafrikaner die Kalahari mit ihren Tsamas (wasserhaltige Kürbisart) nicht mehr als der Schrecken einer wasserlosen Wüste gelten.

Der Herausbildung eines in den Kolonien brauchbaren Flugapparates muß besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Der heimische Flugapparat wird für die Verwendung in den Kolonien manche Änderung erfahren müssen; denn erfahrungsmäßig hat die Technik bei ihrer Anwendung unter veränderten Verhältnissen, namentlich in tropischen Ländern, manche Überraschung gebracht. Sonnenbestrahlung, Hitze und vor allem plötzlich auftretender Unterschied in der Temperatur, die stark austrocknende Luft Südwestafrikas und so weiter, das alles sind Faktoren, die beobachtet sein wollen. So wäre das Verhalten der Stoffbespannung in den Kolonien zu erproben, ferner zu versuchen, ob die Holzstreben und andere Holzteile beibehalten werden können. Holz ist einfacher zu bearbeiten, und infolgedessen sind Holzkonstruktionsteile leichter zu ersetzen als Metallteile, zum Beispiel Stahlrohre, für deren Bearbeitung besondere Biegevorrichtungen, Schweißmaschinen und besonders vorgebildetes Personal erforderlich sind. Gummi, wie er zur Abfederung des Fahrgestelles verwendet wird, verliert infolge austrocknender Luft bald seine Elastizität; die für mehrere Konstruktionsteile angewendete Leimung ist in den Kolonien nicht einwandfrei brauchbar. So hat zum Beispiel eine nach Südamerika gelieferte hölzerne Luftschraube (Propeller), die in Europa von bestem Material hergestellt und nach durchaus bewährtem Muster aus mehreren Teilen zusammengesetzt war, nicht gehalten. Auch die Frage der Auswahl eines geeigneten Motors und seiner ausreichenden Kühlung wäre zu klären.

Daran ist aber kein Zweifel, daß es deutscher Gründlichkeit gelingen wird, einen kolonialen Flugapparat herauszubilden, und im kolonialen Luftfahrwesen ließe sich vielleicht der Vorsprung einholen, den fraglos unsere westlichen Nachbarn in der Flugzeug-Industrie und in dem Luftfahrwesen erreicht haben. Dadurch aber werden viele Bestellungen, die sonst dem Auslande zufallen würden, der deutschen Industrie zugute kommen und eine erhebliche Stärkung des deutschen Luftfahrzeugbaues zur Folge haben. Die Luftfahrt wird schon in wenigen Jahren in den Kolonien einen bedeutenden Umfang annehmen und große Lieferungen erfordern.

Alle diese Versuche brauchen Zeit, sehr viel Zeit. Die Entwicklung des Flugwesens aber schreitet schnell vorwärts. Darum, wollen wir Deutsche nichts versäumen, so müssen wir mit der Einführung von Flugzeugen so schnell wie möglich, nein, das ist zu wenig gesagt, sofort beginnen. Die Versuche kosten Geld. Hier handelt es sich um eine nationale Aufgabe. Die zu ihrer Durchführung aufgewendeten Mittel werden einst dem deutschen Volke reiche Zinsen tragen. Ist auch zu hoffen, daß einige Private Bei-

träge zur Durchführung der ersten Versuche stiften, so sollten doch amtlicherseits die erforderlichen Mittel eingestellt und vom Reichstage bewilligt werden. Hoffen wir auch, daß die Nationalflugspende ein Ergebnis erzielen möge, hoch genug, um der Entwicklung der kolonialen Aviatik eine Grundlage zu geben. Spectator Germanicus.

Rundschau.

Die „Bergrede". Ein Protest.

Bezeichnend für unseren an Wissenschaft verdorbenen religiösen Magen sind die vielen Neuübersetzungen der Bibel, besonders des Neuen Testamentes. Seit Luthers Tat hat es nie an Versuchen gefehlt. Aber die Verdeutschungen, die der Lutherschen folgten, waren anderer Wesensart. Es waren fast durchweg Konfessions-Unternehmungen mit der Tendenz, dasselbe zu bieten wie der Feind, ohne das Werk des Feindes anzunehmen. So folgten, abgesehen von denen der Sekten, einerseits katholische Übersetzungen, die auch weiterhin — doch jetzt in offizieller Verbreitung — die Vulgata benützten, so zwiefachem Mißverständnis und stärkerer Verflachung ausgesetzt und selten entgangen; anderseits reformierte. Beide aber haben sich dem Einfluß der Luther-Bibel nicht entziehen können — meist auch nicht wollen, denn den ungeheueren, alles Bisherige hoch überragenden Wert mußte man erkennen; nun galt es, etwas Ähnliches zu schaffen — und das Wertvollste konnte immer nur dem Werke möglichst nahe kommen, da nicht jede Konfession auch einen Luther zu stellen vermochte. Rein sachlich, so mußte man fühlen, waren alle anderen Übersetzungen — natürlich abgesehen von Verbesserungen im einzelnen — unnötig.

Heute dagegen haben die Bemühungen vollkommen anderen Charakter und gehen einer ganz anderen Zweckrichtung nach. Die Hauptwesensunterschiede sind die Profanität und die Unabhängigkeit von offiziellen Tendenzen. Diese modernen Verdeutschungen verfolgen entweder objektiv wissenschaftliche oder persönlich weltanschauliche Ziele, entspringen aber alle, im Gegensatz zu den früheren, der Empfindung, die Luthersche Übertragung genüge nicht mehr heutigen Anforderungen. Wissenschaftlichen vielleicht nicht. Aber der Grundirrtum, dem die meisten verfallen, liegt in der Verwechslung der wissenschaftlichen Stufe mit dem literarischen Wert.

Im Jahre 1874 unternahm Karl Weizsäcker eine Neuübertragung des Neuen Testamentes — wohl die mit dem stärksten Beifall aufgenommene und meist verbreitete unter den protestantischen —, der er in richtiger Erkenntnis bescheidene Worte voranstellt: „Die deutsche Übersetzung des Neuen Testamentes durch Martin Luther ist zu einem Volksbuch im wahren Sinne geworden.... Wir können uns nicht denken, daß sie in der Kraft der Erbauung durch eine neue Arbeit übertroffen und ersetzt würde". Und er gibt dann eine Verdeutschung, die, schlecht und recht, alle seit Luther gemachten philologischen Fortschritte und textkritischen Erkenntnisse benützt und sich wörtlicher — eben ganz wörtlich — an das Original anlehnt. Natürlich

bei weitem ohne die Größe und den gewaltigen Rhythmus, der das geniale Werk Luthers durchrauscht. Aber darauf erhebt der Übersetzer auch gar keinen Anspruch; er weiß, daß er hier nur Philologe ist, und will es sein. Es waren keine Neu-Schöpfer-Absichten dabei.

Die Johannes Müllersche Übertragung der Bergpredigt, die ich erwähnen muß, weil gerade dies Stück des Neuen Testamentes von mir besprochen wird, schaltet hier aus, da einerseits die erträglichsten Stellen Luthern fast wörtlich wiederholen, und, wenn nicht, ihn auch in den seltensten Fällen verbessern; da man anderseits nicht zu einem Genusse des Werkes selbst kommen kann; denn es wird alles erstickt und überwuchert von höchst persönlichen Anschauungen und Tendenzen, die selbst-nicht-denken-könnenden Herren und, vor allem, Damen eingetrichtert werden. Wohin sollten wir kommen, wenn jeder von all den relativ kleinen Menschen versuchen wollte, alle seine Gedanken über alles in je einem Buche seinen Mitmenschen beizubringen — in einer Zeit, in der fast jeder über diese Dinge seine eigenen Ansichten hat? Bald sind wir da. Wir können das Buch nicht als „Die Bergpredigt" (verdeutscht und vergegenwärtigt) auffassen — sie nimmt etwa 10 Seiten von 350 ein — sondern nur in die Reihe der Schriften über die Bergpredigt einordnen.

Auch in der ernüchterten Göttinger Professoren-Ausgabe der „Schriften des Neuen Testaments" ringen kostbare Pflanzen mit dem Erstickungstode. Es belebt nicht den Mut, daran zu gehen, und erhöht nicht den Genuß des Lesens: von herrlichster Literatur immer $^{1}/_{4}$ Seite in 5—9 Seiten Anmerkungen eingeschlossen zu sehen. Und die Übertragung selbst wirkt nach Luther wie kritische, verkaterte Morgenstimmung nach göttlichem Rausch. Doch wissenschaftlich hat die Ausgabe den Vorzug, daß sich zum ersten Male die ganze theologisch-kritische Arbeit von Jahrhunderten, in der Übersetzung und in den Erläuterungen verwertet, beisammen findet und dem Laien zugänglich gemacht wird.

Aber laut Protest erheben möchte ich gegen die „zeitgemäße Übersetzung" der „Bergrede" von Morris de Jonge in Nr. 28 der „Zukunft", deren Notwendigkeit gar nicht einzusehen ist, ja, der jede Daseinsberechtigung fehlt, da die literarische Unfähigkeit nicht durch Wissenschaft entschuldigt wird, wie bei Weizsäcker und den Professoren. Protest erheben, damit der Herr nicht sich veranlaßt fühle, nun in seinem Stile das ganze Neue Testament weiter zu verdeutschen.

Ich greife einige Beispiele heraus. Gleich die einleitenden Worte. Luther übersetzt:

„ἐδίδασκεν αὐτοὺς λέγων"

einfach und schlicht, genau den Worten in der Folge entsprechend, im selben geistigen Rhythmus, das Partizip, das hier, wie oft im Deutschen, unbequem, auflösend:

„lehrte sie und sprach".

Das genügt Herrn de Jonge nicht. Er setzt dafür:

„hielt ihnen die folgende Lehrrede".

Abgesehen davon, daß das so viel Gefühl für bureaukratische Redeweise zeigt und so wenig für Rhythmus wie unsere ganze Zeit, finde ich darin nichts, was die Stelle uns heutigen Menschen irgendwie näher bringen könnte, als Luthers Übertragung.

Wenn man den Satz, wo, echt im Sinne des Christentums, den „Armen im Geiste" die Herrschaft im Himmelreich versprochen wird (nicht umsonst rieb Nietzsche sich in

gewaltigem, tragischem Kampfe gegen den großen Feind, Christus, auf), den Luther in der ganzen schönen Einfalt des Urtextes wiedergibt:

„Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr" — wenn man diesen Satz übersetzt:

„Glücklich die Gottsucher, denn sie sind Könige im Reiche des Geistes", so klingt das zwar sehr einer Zeit gemäß, in der jeder anständige Mensch sich als Gottsucher fühlt und sich was darauf einbildet, kommt aber auf eine vollkommene Umdrehung des ursprünglichen Gedankens hinaus. Und da ist mir doch der still diesen Gedanken verstehende Luther lieber, dieser tapfere Streiter, dem sicher manches in der Bergpredigt ganz gegen den Strich ging — z. B. wenn es heißt: „dem biete auch den andern dar!" — und der sich eben einer höheren Weisheit fügen zu müssen glaubte, oder der mindestens ein Übersetzergewissen besaß! Doch auf die „Gottsucher"stelle näher einzugehen, wäre die Sache theologisch-philosophischer Erörterungen, die hier nicht am Platze sind, wo ich untersuchen will, wie weit der Dichter und Sprachschöpfer Luther in dieser Übersetzung „zeitgemäß" übertroffen ist.

„Selig sind, die da Leid tragen (πενθ-οῦντες), denn sie sollen getröstet werden." — Wird denn nun dies zarte Wort, das sich auf unsere Seele legt wie die weiche Hand der Mutter auf die glühende Stirn des weinenden Kindes — wird das unersetzt durch de Jonges:

„Glücklich die Melancholischen, denn sie werden Seelenruhe finden"?

Dann:

„Selig seid Ihr, wenn Euch die Menschen um meinetwillen (ἕνεκεν ἐμοῦ) schmähen und verfolgen . . ."

Diese ruhige, große Gebärde des innerlich Gewaltigen, der, selbst verfolgt und geschmäht, seinen paar Anhängern zuruft: Beneidenswert ist Euer Los, die Ihr leidet — „um meinetwillen"; wie kleinlich versagt sie durch mühsame Gequältheit:

„Glücklich seid Ihr, wenn Euch die Menschen, weil Ihr zu mir gehört, schmähen, Euch verfolgen . . ."!

Und es ist doch nicht einmal philologisch etwas gewonnen! Im Gegenteil.

Luther:

„Ich aber sage Euch: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen."

de Jonge:

„Und ich sage Euch, daß jeder, der ein Weib nur mit lüsternen Blicken ansieht, schon im Herzen sie ehebrecherisch mißbraucht hat."

Luther:

„Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein; was drüber ist, das ist vom Übel" (ἐκ τοῦ πονηροῦ).

de Jonge:

„Euer Wort aber soll sein: Ja, ja! Nein, nein! Alles Weitere ist ein Ausfluß schlechten Gewissens."

Luthers schlichter Satz:

„Habt acht auf Eure Almosen, daß Ihr die nicht gebet vor den Leuten, daß Ihr von ihnen gesehen werdet."

der in seinem stillen Vorwurf so ernst an die Seele rührt, wird bei de Jonge:

„Hütet Euch, Eure Wohltätigkeitspflichten vor der Öffentlichkeit zu erfüllen, um vor ihr zu prahlen."

Wird irgendwie unserer Zeit näher gerückt das innig schöne Wort:

„Wenn Du aber betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schleuß die Türe zu und bete zu Deinem Vater im Verborgenen."

durch de Jonges Übersetzung:

„Du aber, wenn Du betest, so sollst Du in Dein Zimmer gehen und erst, nachdem Du die Türe geschlossen hast, zu Deinem Vater im Verborgenen beten." — ?

Der ganze feine Duft wird durch die widerliche Pedanterie hinweggeweht. — Daß den Übersetzer im Nachdemsatz nicht Genauigkeitsskrupel dazu veranlaßt haben Luthern zu korrigieren, sieht man zum Beispiel an dem Almosen-Abschnitt, wo der wörtlich übertragende Weizsäcker „δικαιοσύνη" und „ἐλεημοσύνη" scharf in „Gerechtigkeit" und „Almosen" scheidet, während de Jonge alles „Wohltätigkeitspflichten" nennt.

Man muß es laut lesen, um ergriffen zu werden von dem weichen, leisen Rhythmus, der die edel geformten Sätze durchzittert, die reinster Lyrik nicht nachstehen:

„Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und Euer himmlischer Vater nähret sie doch .. Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage Euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit (ἐν πάσῃ τῇ δόξῃ αὐτοῦ) nicht bekleidet gewesen ist, als derselbigen eins."

Das letzte Wort ein Versehen: „ὡς ἓν τούτων", „Lilie" im Griechischen Neutrum; Weizsäcker: „eine von ihnen." — Das einzige, was man hier wirklich verbessern, „zeitgemäß" verschönern könnte, wäre also vielleicht — um den Rhythmus beizubehalten, in derselben Stellung —: „als deren eine"). Im übrigen zeugen diese Worte, die so streng hineingewoben sind in das künstlerische Gewirke, von einer dichterischen Kraft allerseltenster Art.

Und was macht de Jonge daraus? Aus zeitloser Schönheit zeitgemäße Häßlichkeit:

„Betrachtet doch die Vögel des Himmels, wie sie weder säen noch ernten, noch in Vorratkammern sammeln ... Beobachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen, ohne zu arbeiten oder zu spinnen; und doch sage ich Euch, daß selbst der König (?) Salomo in höchster Gala (!) nicht so schön bekleidet war, wie eine einzige von diesen Lilien (?)." —

War das nötig? Bibelstellen, die einmal vollkommen übersetzt worden sind von einem Künstler, von einem, der in seiner Sprache aus dem Vollen gewaltig schöpfte, und dem ein Reichtum der Phantasie, eine Innigkeit, eine Bildhaftigkeit und eigenste Schöpferkraft zu Gebote stand, wie vielleicht keinem von allen, die jemals uns Deutschen fremde Literatur zugänglich gemacht haben, aufs neue zu übertragen, und — !

Es gibt auch ganze Strecken in der Übersetzung von de Jonge, die einen erträglich, ja sogar schön anmuten: das sind aber die, in denen er sich enger an Luthern anschließt; und doch — schlägt man dessen unzeitgemäße Übertragung auf, so wirken auch sie unsäglich matt auf einen, der Wortmelodie zu hören versteht.

Nein, die einzige Möglichkeit, eine zeitgemäße Übersetzung herzustellen, wäre die, daß ein geschmackvoller und zurückhaltender Mann unter Benutzung der philologischen Fortschrittsresultate, wie sie etwa bei Weizsäcker sich finden, ganz zart und mit seinem Stift die nötigen Retuschen an der Lutherschen Verdeutschung vornähme. Das sieht man auch daran, daß in allen Neuübertragungen litterarisch am besten immer das ist, was Luthern am nächsten kommt.

Nur ein Ganzgroßer wird fähig sein, seiner Zeit ihre eigne, neue Bibel zu schenken, einer, der Führer und Dichter zugleich in des Wortes allertiefster Bedeutung ist. Doch wird er sie aus anderem Materiale schaffen, als Luther es tat für seine Jahrhunderte. Ob's Nietzsche sein wird oder ein anderer, der noch kommen wird und aus dem fernsten Osten das Feuer bringt oder ein dritter — wir können es noch nicht sehen; wir können nur das Gären und Brodeln fühlen, das in der Tiefe summt, der die neue Kultur entsteigen wird. Der wird es sein, der die Richtung des Umschwunges weist.

Luther schenkte uns einen Schatz, der unvergänglich ist — und immer zeitgemäß wie jede große Dichtung und jedes gute Wort —, einen Schatz, den wir als treue Wächter zu bewahren und wie jedes große Kunstwerk als sorgsame Wärter zu pflegen haben. Alle Kunstschöpfungen müssen, wenn die Zeit sie ein bissel ramponiert, vom geschickten Restaurator ausgebessert werden; aber wie verbitten es uns, wenn er selbst daran herum „schaffen" will!

Cassel. Moritz Hauptmann.

Stiftspropst von Türk.

Am 29. September ist Stiftspropst Dr. Jakob von Türk gestorben. Im bayerischen Klerus war dieser Propst der Hofgeistlichkeit ein Typ für sich, schier einsam herüberragend aus der Zeit der Kleriker nach Art der Döllinger, Haneberg, Franz Xaver Kraus; es gibt aus dieser Schule keine mehr in Bayern. Und die kirchenpolitischen Verhältnisse im Land unter Ludwigs II. Regierung und des Prinzen Luitpold Regentschaft zu verstehen und zu beurteilen, geht nicht an ohne Kenntnis des Wirkens dieses Stiftspropstes.

Jakob Türk kam am 12. April 1826 im Lehrerhaus in Burgau zur Welt. Es war kein armes Lehrerhaus, dem Türk entstammte; zur Erziehung und Ausbildung des einzigen Kindes standen reichliche Mittel zur Verfügung. Und Türk nützte sie gut aus. Er hatte sich aus Beruf den Priesterstand erwählt; er wollte daher auch kein Brotstudium aus der Vorbereitung zu seinem Amte machen, wollte nicht auf die knappe geistige Kost des Lyzeums und des Alumnats angewiesen bleiben. So hörte er auf der Hochschule Döllinger, Haneberg und Reithmayer; auch geschichtliche Studien trieb er neben den theologischen. Bischof Richarz von Augsburg sah es gerne, daß die werdenden Kleriker seiner Diözese die Hochschule besuchten; er wollte nichts wissen von der strengen Absperrung und der Erziehung für die Kaste, wie sie heute üblich ist; der weitläufigste seiner Sendlinge schien ihm der tauglichste.

Und da konnte ihm der junge Türk, dem er 1852 im Augsburger Dom die Weihen gespendet, gerade recht sein. Er brauchte einen klugen und gewandten Kaplan für

Lindau, wo die Katholiken und Protestanten in der Zahl sich die Wage hielten. Der schlanke, vornehme und jugendlich schöne Kaplan hatte sich dort im Nu die Herzen aller gewonnen. So übte die Geistlichkeit damals Toleranz: klangen die Christmettglocken über die Inselstadt, dann kamen Pfarrer und Vikar aus dem protestantischen Pfarrhaus in die lichterfrohe katholische Kirche zu Gast; und läuteten zu Silvester die Glocken der protestantischen Kirche das Jahr aus, dann hörten sich der katholische Pfarrer und sein Kaplan an, wie die Evangelischen Gottes Wort verkündeten. Mit schwerem Herzen sprach Stiftspropst von Türk in späteren Jahren noch von jenen besseren Zeiten.

Und wie in Lindau, so hielt es Kaplan Türk später in Augsburg bei St. Ulrich. Ein sonderbarer Zufall brachte ihn von Augsburg an den Münchener Hof. Kaplan Türk erkrankte plötzlich schwer. Die Ärzte glaubten an Typhus. Alle ihre Künste nützten nichts; es wurde schlimmer und schlimmer; man gab ihn auf. Da besuchte den Todkranken die damalige Besitzerin der „Drei Mohren". Sie hatte kaum das Zimmer betreten, als sie schon den Leuchtgasgeruch wahrnahm. Die resolute Frau fackelte nicht lange; binnen einer Viertelstunde lag der Kaplan in einem luftigen Zimmer ihres Gasthauses, und nach wenigen Tagen war er frisch und munter. Pettenkofer hörte von dem Fall und trug ihn dem König Max II. vor, der damals die Residenz mit Gas versorgen wollte. Kaplan Türk wurde nach München befohlen — und gefiel dem König so gut, daß er ihm die Hofkuratenstelle und die Militärseelsorge in Fürstenfeldbruck übertrug.

Türk, der in hohen Jahren manches kräftige Wort fand gegen die süßlichen Überschwenglichkeiten, die von Spanien in die Andachtsübungen hochadeliger Münchner Kreise eingeführt wurden, war gerade der rechte Prediger für die Soldaten. Kernige, kräftige Kost gab Kaplan Türk von der Fürstenfelder Kanzel. Bald sprach man von dem Soldatenseelsorger und seinen Predigten, zu denen die Mannschaften sich drängten, und auf Döllingers Vorschlag, der die Entwicklung seines Schülers mit hoher Befriedigung sah, wurde Türk als Religionslehrer an das Kadettenkorps berufen und zugleich als Kanonikus — die Kadetten nannten ihn deswegen den „Kanonier" — ins Hof- und Kollegiatstift St. Kajetan, wo Döllinger Stiftspropst war.

Seine siebenundzwanzigjährige Lehrtätigkeit am Kadettenkorps ist in Türks Leben ein Kapitel für sich. Das junge Volk verehrte ihn schwärmerisch. Keiner verstand wie Türk an ihre Ritterlichkeit, an ihren Ehrgeiz zu appellieren; keiner war wie er abhold jeder Pedanterie; keiner wußte wie er lebendig und warm zu unterrichten, zu sprechen, zu predigen. Und wie bestach die hohe und elegante Erscheinung! Wie wußte er militärische Tugenden zu wecken, militärische Eigenart einzuschätzen! „Fluchen ist eine schwere Sünde, leider aber beim Militär eine alte, böse Gewohnheit", — „Lügen ist eine Feigheit und geht wider die Ehre; es ist auch eine Sünde." Das sind kleine Lehrproben. Seine Pädagogik packte den ganzen Mann, vor allem sein Gemüt, sein Vertrauen. Er war der beste Fürsprecher im Lehrerrat; er blieb der Vertrauensmann, der Helfer auch für den Offizier im späteren Leben. Viele danken ihm heute als dem klugen Berater, viele dankten ihm nach törichter Tat als dem Retter in der Not. Auch mit Geld half von Türk unbedenklich, wenn rasche Hilfe not tat. Der Geist, in dem von Türk die Offiziere der bayerischen Armee in dem

Fach erzog, das unmittelbar zum Herzen spricht, der Geist, der seine Ansprachen erfüllte bei der Totenfeier der Gefallenen von 1866, bei der Siegesfeier von 1870, lebt heute noch in der Armee fort; von denen, die seine Hand gespürt, ist keiner Zelot, keiner Spötter geworden.

So ersprießlich und wertvoll gerade diese Tätigkeit des inzwischen zur Dekanswürde Weitergeschrittenen war, an Bedeutung überragt in Türks Leben und Wirken bei weitem alles übrige der politische Einfluß, den er unter dem Ministerium Lutz und auch im Anfang der Regentschaft des Prinzen Luitpold gewann. Türk hatte sich von Politik früher fern gehalten. Das ihm bei seiner Berufung als Kanonikus übertragene Referat für das Kultusministerium in kirchlich-schulischen Dingen konnte er lange Jahre, der damaligen politischen Verhältnisse halber, gar nicht ausüben; er drängte sich auch nicht dazu. Anders wurde das, als Minister von Lutz mit seiner starken Hand das Kultusministerium übernahm. Lutz kannte den Stiftsdekan Türk von seiner Studienzeit her; mehr noch, beide waren gut befreundet. So zog der Minister den Geistlichen zu Rate, erst gelegentlich, dann, als Türk mit seinem lebhaften Geist an den Reizen des politischen Getriebes Feuer fing, in allen Dingen; nicht nur da, wo das Grenzgebiet zwischen Kirche und Staat unsicher zu werden beginnt und der Staatsmann den Mann der Kirche hören muß.

Stiftsdekan von Türk trieb die Politik von hoher Warte aus: vornehm, ohne Selbstsucht, aber mit Ehrgeiz und deshalb, um nicht sein Prestige zu verlieren, mit Einsatz aller geistigen Kräfte. Seine Methode war um so sicherer im Erfolg, als politische und persönliche Lauterkeit die Richtschnur gab, von der er nie abwich. Sein Grundsatz war: der Priester muß die Rechte der Kirche ungeschmälert vertreten, der Minister hat die Pflicht, die Rechte des Staates zu wahren. Streit ist von Übel für beide. Und mit diesem Grundsatz kam er aus in vielen Fällen. Als Minister von Lutz, auf seine Macht pochend, gegen die Orden vorgehen wollte, die ihm in ihrer Struktur gefährlich zu werden dünkten, gegen die Kapuziner und Franziskaner, stellte von Türk sich dagegen; seinen Gründen, die klar und zwingend waren, konnte von Lutz sich nicht verschließen. Die beiden Orden blieben unbehelligt. In späteren Jahren allerdings — es sind erst wenige Monate her — verurteilte Türk die Tätigkeit einzelner Kapuziner in parteipolitischen Vereinen, nämlich in Ortsgruppen des katholischen Volksvereins scharf; die Etikette „Katholischer“ Volksverein hatte vor seinem geübten Auge keinen Bestand. Auch in der Jesuitenfrage war von Türk des Ministers Lutz Berater im Jahre 1872. Noch in jüngster Zeit sprach er sich über diesen Orden aus: Er ist nicht nötig für Bayern; er paßt auch nicht für den ruhigen, jeder übertriebenen Strenge abholden bayerischen Volkscharakter. „Ja, ist denn der bayerische Klerus nicht mehr gut genug?“

In Fragen des Plazets mäßigte von Lutz seine Anschauung wiederholt auf Türks Veranlassung. Da, wo Lutz in dieser Frage stehen blieb, war die Grenze, die Türk als zu Recht erkannte.

Besonders vorsichtig und durchdringenden Blicks beurteilte er die Persönlichkeiten. Er war der „Bischofmacher“ jahrzehntelang in Bayern, nicht nur unter Lutz, auch noch unter Kultusminister von Müller, der sich anfangs gegen solchen Einfluß wehrte, bald aber „gerne den Weg in die Prannerstraße wieder aufsuchte“. Auch

unter Kultusminister von Landmann behielt Türk noch erheblichen Einfluß in Personalien; nur wußte man's im Kultusministerium nicht immer. In der Auswahl der Kandidaten für die Bischofssitze hatte Türk immer eine glückliche Hand. Er suchte dafür Priester aus, keine Parteipolitiker. Und ruhige, warmherzige, fromme Priester mußten es sein, die Gewähr dafür boten, daß ihr Beispiel und ihr überlegener Geist die Diözese leite, nicht Gewalt und Strenge, Härte und Streitbarkeit. Sein Urteil konnte beißend scharf werden, wenn er in den letzten Jahren, als er längst sich zurückgezogen, Umschau hielt unter den Oberhirten in Bayern, oder gar da und dort noch schlichten und entwirren mußte, wo erhebliche Schwierigkeiten entstanden waren. Beim letzten *„recursus ab abuso"* — so weit waren die Dinge vor wenigen Jahren in der Bamberger Erzdiözese getrieben worden in Abwesenheit des Hirten — machte Türk noch glatten Tisch, ehe es zu einer Niederlage für das Domkapitel kam und zum dauernden Schaden für den kleinen Landpfarrer.

Seine Ansicht, daß der Priester die Rechte der Kirche zu vertreten habe, wo er als Mittelsperson auftrat, der Minister aber mit der gleichen Energie die Rechte des Staates, entsprang vor allem der heute nicht mehr geläufigen Einsicht, daß nur die scharfe Scheidung der Kompetenzen beider Kontrahenten zu guten und dauerhaften Abmachungen führen könne. Diese Ansicht vertrat er auch da, wo seine Ansicht und sein Amt in Frage kamen. Dabei konnte der feine, konziliante Mann starke Energie entwickeln. Einem der Münchener Erzbischöfe — mit dem er übrigens gut stand und manche gemeinsame Aktion zum Besten der Kirche wie des Staates durchführte — sagte er einmal bei einer vorübergehenden Dissonanz: „Ew. Exzellenz sind der Erzbischof von München, und ich bin und bleibe Stiftspropst von Türk." Und das gleiche Wort hörte ich ihn *mutatis mutandis* im Korridor vor der Geheimkanzlei, wohin ich den Propst begleitet hatte, einem hohen, jetzt verstorbenen militärischen Beamten gegenüber gebrauchen.

Dazu gehörte allerdings ein hohes Maß von Selbstbewußtsein und die durch namhafte Verdienste gesicherte Position, die Türk schon zu jener Zeit sich erworben hatte, als ihm, dem Stiftsdekan von St. Cajetan, die schwierigste Aufgabe gestellt war, als seine Ehrlichkeit der Gesinnung und die Treue zu seinen Freunden die schwerste Belastungsprobe zu bestehen hatten. Man stritt auf dem ökumenischen Konzil um das Unfehlbarkeitsdogma. Hoch gingen die Wogen der Erregung. Stiftspropst von Döllinger führte. Türk sah die schweren Seelenkämpfe des großen Theologen. Vertraute Freunde waren sie, wenn ihre Ansicht in jenem Kampfe auch auseinanderging. Türk kannte auch das Telegramm, das Döllinger damals in harter Stunde nach einem benachbarten Bischofsstuhl sandte, wo ihm, wie er glaubte, ein verläßiger Freund und Mitkämpfer saß: „Sei getreu!" lautete der Notschrei, „Sei getrost!" die Antwort, und — drei Tage später stand Döllinger verlassen. Dann kam die Exkommunikation Döllingers durch Erzbischof von Scherr, und Türk übernahm die Funktionen des Stiftspropstes, der selbst in Amt und Würden blieb, trotz der Exkommunikation. Und da zeigte sich Türks ganzer Seelenadel und sein hoher Mut. Er, der schon ob seines Verhältnisses zu dem liberalen Minister von Lutz Anfeindungen genug hatte, blieb ohne Wanken auch dem

aus der Kirche gestoßenen Döllinger treu. Ostentativ zeigte er sich mit ihm auch öffentlich und blieb dem schwergetroffenen Manne Freund und Stütze bis zum Tode.

Ludwig II. war tot. Dumpfe Gerüchte gingen im Land. In den Bergen sangen sie Trutzverse von einer gewaltsam entrissenen Königskrone. Gegen die Hofbeamten richteten sich Vorwürfe, als hätten sie durch ungeschickte Maßnahmen den König in den Tod getrieben. Türk kannte jeden Vorgang; er erwies dem toten König im Schloß Berg die kirchlichen Ehren; er hatte die Leiche durch die Nacht nach München geleitet. Und nächsten Tages, als ein hoher Beamter bei Hofe, ob der Anschuldigungen zur Kopflosigkeit getrieben, die Pistole gegen sich selbst richten wollte, nahm Türk, von den Verwandten verzweifelt gerufen, dem Manne die Waffe aus der Hand. Keiner konnte wirksamer als er den Zerbrochenen von der Zwecklosigkeit einer solchen Tat überzeugen. Und dann trat der Stiftsdekan vor die schluchzende und erregte Trauermenge bei der Beisetzung des Königs und nannte mutig und stark die Krankheit des Herrschers „geistigen Wahn" und den Tod den tragischen Abschluß der Phantasien des kranken Hirns. Mit linder Hand goß er schließlich, das Bild des Königs von allen Trübungen reinigend, den Balsam der Wehmut in die Volksseele. Das erlösende Wort ging hinaus. Aus ihm erwuchs das Vertrauen neu.

Prinzregent Luitpold setzte in den Stiftspropst seiner Hofgeistlichkeit ein unumschränktes Vertrauen. Er wählte ihn zu seinem geistlichen Berater und Seelsorger; und wo je eine gewichtige Entscheidung zu treffen war, wo der in kirchlichen Dingen gewissenhafte Fürst im Zweifel war, ging er mit Türk zu Rate. Auch in der königlichen Familie war der Stiftspropst Ordner verwickelter Dinge. Als in jugendlichem Übermut am Schlusse einer tollen Nacht einer der Prinzen in besonderem Rang unbedachtsame Frivolitäten aus voller Brust herausgeschrien hatte, schickte der Regent den ehrwürdigen Stiftspropst zu dem Sünder. Da war die Buße von linder Hand nicht so hart, und die Mahnung, pädagogische Mißgriffe eines allzu strengen Eiferers aus der Zeit des Religionsunterrichts nicht die Religion als solche entgelten zu lassen, bewirkte nachhaltigere Umkehr, als harte, zum Trotz reizende Vorwürfe. Auch sonst gab es noch mancherlei Gelegenheit für den geschätzten Priester, im königlichen Hause schlichtend und glättend einzugreifen, wo ihm die Mission geworden war.

In Rom hatte man das Wirken des Stiftspropstes frühzeitig als bedeutungsvoll erkannt. Sein praktisches Christentum, seine starke Betonung des deutschen Wesens, an dem er unter allen Umständen festhielt, weckte zunächst Mißtrauen bei der Kurie. Im Laufe der Zeit konnte man sich aber doch der Einsicht nicht verschließen, daß der zunächst nur ob seines Einflusses unbehelligt Gebliebene wertvollere Dienste leistete als die lange Reihe welscher Nuntien in München. Man brauchte ihn; und als er seine Ehrlichkeit und Klugheit erkannt hatte, schätzte der römische Stuhl ihn hoch und überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen aller Art. Und da man seiner Kraft in den letzten Jahren entraten mußte, schickte man aus Rom einen deutschen Nuntius als etwaigen Ersatz.

Wer aber das alles nicht verstand, war der politische Katholizismus in Bayern. Türk war seinem ganzen Wesen, seiner ganzen Lebensauffassung nach der strikte

Gegner dieses politischen Gebildes. Schon die Art, wie diese Partei nach außen sich gibt, reizte ihn zum Widerpart. Gewisse Konventikel nannte er „die Groschenmandln“, die Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung einzelner geistlicher Führer empörte ihn geradezu, und der skrupellosen Spekulation auf religiöse Empfindungen schrieb er die Mißachtung zu, die dem kirchlichen Katholizismus oft entgegengebracht wird. Niemals hat er bei parteipolitischen Demonstrationen, und wenn man sie noch so laut als „gut katholisch“ ankündigte, mitgewirkt; nie begriff er, wie geistliche Würdenträger im Münchener Kindlkeller mit Zingulum und Pektorale sich zur Schau stellen mochten. Sein Urteil über die parteipolitische und agitatorische Tätigkeit der Geistlichen war: „Der Geistliche, der seine Autorität in weltlichen Angelegenheiten einsetzt, wird in kirchlichen Dingen keine mehr einzusetzen haben.“ Aus seiner Gegnerschaft zum politischen Katholizismus machte Türk keinen Hehl; da stand ihm keiner hoch genug, daß er, der sonst so Konnivente und Gewandte, auch nur den Schein seiner Abneigung vermieden hätte.

Der innerste Kern des Wesens dieses Stiftspropstes aber war eine starke, flammende Liebe zur Menschheit, eine Güte ohne Grenzen. Ein schönes väterliches Vermögen und immerhin reiche Einkünfte hat der für sich gänzlich anspruchslose Gottesdiener verschenkt. Schier arm ist er gestorben.

München. Josef Kunkel.

Anmerkungen.

Piranesi! Der größte Stecher römischer Ansichten im achtzehnten Jahrhundert! An Ort und Stelle war er nie vergessen. Seine herrlichen Blätter steigen seit Jahren im Preis; in einem Verzeichnis eines Händlers, das kaum zwei Jahre alt ist, sind die vier Bände der *Antiquità Romane* mit 680, die *Invenzioni capricci di Carceri* mit 320 Lire angegeben. Kleine und daher bedauerlich nichtssagende Wiedergaben seiner Ruinenstiche in Form von Ansichtskarten sind seit Jahren im römischen Buch- und Straßenhandel. Die Franzosen besonders haben ihn von jeher hochgeschätzt und sich vor seinen wirkungsvoll düsteren Blättern auf das Pathos der ewigen Stadt vorbereitet. Man lese einmal nach, wie hoch ein Italienfahrer vom Range Taines diesen Graphiker stellte: *Les rues sont presque désertes, et le spectacle est grandiose, tragique comme les dessins de Piranèse ... ce qu'il y a de meilleur, ce sont les estampes, surtout les vieilles, par exemple les Piranèse.* Taine geht so weit, daß ihm Piranesi manchmal lieber ist, als die römische Wirklichkeit: *.. pour le vrai plaisir sans mélange et poétique, je le trouvais plus aisément quand, avec toi, sous la lampe, à onze heures du soir, je fouillais tes vieux cartons (Voyage en Italie, S. 24, 119, 110).* Noch stärker drückt er sich in einem Brief an seine Mutter aus: *... j'ai trouvé les choses plus belles dans les gravures que dans la réalité.* Auch in Deutschland beginnt Piranesi gekannt und geschätzt zu werden. Ein Verlag gibt seine berühmtesten Blätter in ursprünglicher Größe heraus, und in der Sammlung Meister der Graphik erschien, mit Text von Albert Giesecke und nicht weniger als vierundsechzig Tafeln, eine Studie über ihn, die durch ihren verhältnismäßig wohlfeilen Preis der Börse auch des bescheidenen Kompilgers erschwinglich ist

(Klinkhardt & Biermann, 16 Mark). Wer das Rom Goethes kennen lernen will, greife zu diesen Blättern! Er wird erstaunt sein über ihren Reichtum, ihre pathetische Größe, die Wucht ihrer Schatten. Neben Piranesi kommen einem andere römische Vedutenzeichner kleinlich vor; keiner war so geschaffen zur Wiedergabe einer Welt von Ruinen, Kirchen und Palästen, wie dieser großartige, gewalttätige und abenteuerliche Radierer.

Über die Brennerstraße zur Römerzeit hat P. H. Scheffel eine anziehende Schrift veröffentlicht (Berlin, Dietrich Reimer — Ernst Vohsen). In dem Maße, als der Brenner als der schönste aller Alpenübergänge nach Italien gewürdigt wird, wendet sich das Interesse auch seiner älteren Geschichte zu. Scheffel zeigt das heute noch überall durchscheinende Römische auf von der Piazza Erbe in Verona und der Anlage der Stadt Trient bis Wilten und Partenkirchen. Trient ist heute noch im Zeitalter der Irredenta die „Basis für weitere Unterwerfung der Räter", wie vor zweitausend Jahren. Scheffel bringt viele Gründe dafür, daß die Brennerstraße zur Römerzeit über Rentsch und Santa Justina auf den Ritten geführt habe: über Unterinn und Lengmoos nach Kollmann, Waidbruck, Klausen und Brixen; ebenso dafür, daß sie die Brennerhöhe über Vinaders und Rößlach umgangen habe. Einer der spannendsten Teile seiner Untersuchung ist die Festlegung des Pons Drusi in der Nähe von Bozen.

Die neueste deutsche Literatur über Italien, die im allgemeinen nicht allzu wertvoll ist, wird durch ein kluges, feines Buch angenehm bereichert: Blätter aus einem italienischen Skizzenbuch von Marianne Schrutka von Rechtenstamm (Jena, Costenoble, broschiert M 3.75). Die Skizzen behandeln Urbino, Assisi, Orvieto, Siena, Bologna, das Vestalinnenkloster auf dem Forum, italienische Straßenjugend, Bernini, die Latomie der Kapuziner in Syrakus, Selinunt, etruskischen Totenkult. (Bloß die letzte ist ein wenig mager ausgefallen; darum nenne ich das beste Buch, das mir über den Gegenstand bekannt ist: George Dennis, *The Cities and Cemeteries of Etruria* (2 Bände in der Everymans Library, London, Dent & Co.), das mit größter Genauigkeit alle alten Etruskerstätten beschreibt.) Ich habe diese neuen Skizzen mit großem Vergnügen gelesen und werde sie noch oft lesen. Sie gehören zu der anspruchslosen, dabei sehr gebildeten Italienliteratur, etwa in der Art der vergessenen Aufsätze von Ambros; man hat Freude daran. Die photographischen Bilder sind brauchbar.

Erwin Rosens Erinnerungen aus der Fremdenlegion haben vor einigen Jahren einen ebenso aufsehenerregenden wie anhaltenden Erfolg gehabt. Dem neuen Buche desselben Verfassers, „Der deutsche Lausbub in Amerika" (Stuttgart, Robert Lutz), ist ein gleich großer, wenn nicht noch stärkerer Erfolg zu wünschen. Denn mochte man jenes erste ein Buch der Verzweiflung nennen, so darf man das zweite als ein Buch der Energie begrüßen; jener im besten Sinn amerikanischen Energie, die mit allem fertig wird, jedes Hindernis mit vergnügtem Gebrüll nimmt, die eisenfest zupackt, draufgängerisch und renommistisch, wie ein Tierbändiger. Das Beste und Wertvollste an diesen Erinnerungen ist die Gute-Kameraden-Lustigkeit, die es erfüllt. Wer sich an der langweiligen Erotik unserer Romane abgelesen hat, wird sich an diesem frischen, männlichen Buch freuen.

Georg Munk, ein neuer Erzähler, den der Inselverlag entdeckte, hat einen Geschichtenkranz geschrieben: Die unechten Kinder Adams; ein Buch von Eigenart, Sicherheit und Kraft. Der Dichter hat sich eine wunderbare Welt aufgebaut, irgendwo zwischen deutschem und welschem Land, zwischen lombardischer Ebene und Bündner Pässen. Deutsches und italisches Wesen treffen freundlich und vernichtend, segnend und höhnisch zusammen in diesen Gesichten und Geschichten. Dieser Dichter hat die Macht, mythische Wesen zu formen: noch leben wilde Männer im fernsten Geklüft, und salige Fräulein steigen hernieder zu den Söhnen der Menschen. Diese durchaus der dichterischen Vorstellung entsprungene Welt ist in sich so beschlossen und vollkommen, wie die Welt von Seldwyl. Es ist, als könnten die Personen aus der einen Novelle in die andere hinüberschreiten; als wären sie in jeder daheim und fänden überall Geschwisterte. Von der nämlichen Sippe ist auch die Novelle „Das Opfer", die man im Insel-Almanach auf das Jahr 1913 nachlesen mag; nur finde ich, daß sie gewissermaßen den ersten Entwurf darstellt, eine Inhaltsangabe, die der Autor für sich selber eilig niedergeschrieben hat. So lehrreich es ist, eine seiner Arbeiten in diesem frühen Stadium kennen zu lernen, so ist doch zu wünschen, daß er sie aus dem knappen Referat in die gestaltende, aufbauende, entwickelnde Art seiner Unechten Kinder Adams umarbeite. Denn gerade die weitausholende, große Ruhe seiner Anfänge, die Gleichmäßigkeit seiner Entwicklungen, die Gelassenheit seines Tempos, die ebenmäßig durchgebildete Schönheit seiner Sprache machen seine Erzählungen so wertvoll in einer Zeit, da kein Schriftsteller mehr Zeit zu haben scheint. (Derselbe Almanach enthält übrigens eine neue Novelle von Willy Seidel, die in Patagonien spielt und von jener fast visionären Gegenständlichkeit und Gewalt ist, die schon den „Garten des Schuchan" auszeichnete.)

Der Julianus Apostata von Mereschkowsky (München, Piper & Co.) ist für einen Leser, der vom Lionardo desselben Verfassers herkommt, eine kleine Enttäuschung; wer von der falschen Großartigkeit des Ibsenschen Julian herkommt, wird an Mereschkowsky Freude haben. Man sieht ihm ein wenig hinter seine Kulissen: möglichst wenig Übergänge zwischen den Kapiteln; die Situation fast stets völlig neu; der Wechsel der Szene hat etwas vom altenglischen Theater; schließlich auch nur Szenen *à la* Gobineau; die Episode überwiegt. Das Buch verhält sich zum Lionardo etwa wie Mathilde Möhring zu einem fertigen Fontane. Dennoch das außerordentliche Buch eines außerordentlichen Schriftstellers. Ich habe mir, nur fünfzig Seiten lang, das Vergnügen gemacht, markante Stellen anzustreichen. Aus der Schilderung einer heidnischen Prozession: „Auf einem Esel ritt ein wohlbeleibter Greis, der Hoffschatzmeister, ein großer Spitzbube; er stellte den Silen dar ... Eine Bacchantin kehrte im Vorbeigehen in ein schmutziges Wirtshaus ein, aus dem es nach faulen, in ranzigem Öl gebratenen Fischen roch ... Der Chor des Sophokles wurde dem Pöbel auf die Länge langweilig. Heisere Stimmen begannen einen Gassenhauer zu singen. Julianus kam alles wie ein häßlicher und sinnloser Traum vor ... In der Volksmenge fing man zwei Taschendiebe, die ausgezeichnet die Rolle von Faunen gespielt hatten ... Am anständigsten benahmen sich die Panther, die auch schöner als alle andern waren ... Man ver-

sprach mir den Posten eines Kutschers; ich habe mich von Christo losgesagt und den Posten doch nicht bekommen ... Julianus verließ den Tempel durch die Hintertür und betrat den heiligen Hain des Dionysos. Hier herrschte eine wunderbare Stille; man hörte nur die Bienen summen und den feinen Wasserstrahl der Quelle rieseln ... Parthenius kletterte über die niedere Mauer. Die Straßen der einsamen Vorstadt waren wie ausgestorben. Am Himmel leuchtete der Vollmond. In der Ferne rauschte das Meer. Irgendwo krähte ein Hahn und bellte ein Hund ... Ihn umfing die dumpfe Luft des Klosters: es roch nach Schimmel, Weihrauch, Mäusen, Arzneikräutern und frischen Äpfeln ..." Ungefähr zur nämlichen Zeit las ich Theodor Birts Roman aus Nikomedien: Menedem (bei Cotta), die Geschichte eines heidnischen Arztes, der unter lauter Christen lebt. Mag sein, daß ich eine derartige Vorliebe für diese interessanteste aller Zeiten habe, daß ich über künstlerische Schwächen hinwegsehe, wenn nur die Stimmung dieser zauberhaften Übergangsperiode getroffen ist: jedenfalls hat mich Birts Buch trotz der wenig charakteristischen Fabel und Sprache wegen der Fülle kulturgeschichtlicher Einzelzüge gefesselt, wenn es auch nie in einem Atem mit Mereschkowskys Julian oder gar Kingsleys Hypatia genannt werden kann. J. H.

Zum Schluß dieser Anmerkungen sei Eugen Albrechts gedacht, der den ersten Jahrgängen unseres Blattes mit ihren Charakter gegeben hat. Der Gedanke an seine Lichtgestalt erneut sich denen, die ihn gekannt haben, fast täglich in der Stille; von ihm zu sprechen, gibt die zweite Auflage seiner „Gedichte und Gedanken" (Bergmann, Wiesbaden) Anlaß. Zu unmetaphysisch, um über dieses Leben hinauszudenken, zu ernst um nicht darüber hinauszudenken, ist er in seiner wissenschaftlichen Tagesarbeit der große realistische Forscher, in den Gedanken seiner Nächte der Dichter des Todes geworden, beides — Tage und Nächte — folgend „Gleichwie ein Rad, gleichmäßig umgeschwungen, der Liebe die beweget Sonn und Sterne". Vier Gedichte der ersten Auflage sind in der zweiten fortgelassen, sechs neu aufgenommen. C.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Tommaso Gallarati Scotti: Der Kreuzfahrer und die heilige Ruth.

Einzige berechtigte Übersetzung[1]) von Ida Riedisser in Florenz.

Die kleine Stadt in Kalabrien, in der sich die Begebenheit abspielte, die hier erzählt wird — und deren Namen ich verschweige, damit des Dichters Freiheit nicht durch geschichtliche Bedenken gehemmt werde — steht auf einem Zacken des Aspromonte, von wo sie das Meer beherrscht und die Ebene, die reich ist an Getreide und Oliven, und in der die Schätze einer hellenischen Ansiedelung, die Pindar verherrlicht hat, begraben liegen.

Als einstmals die letzten Bewohner jener dorischen Stadt vor den feindlichen Einfällen der Barbaren geflohen waren, fanden sie auf dieser Akropolis mit den nackten Steinwänden eine Zuflucht; sie setzten sich da fest und klammerten ihre Häuser rings um den Tempel des Gottes, dem der Ort geheiligt war, an den Felsen fest.

Sie hofften, eines Tages wieder hinabsteigen zu können in die Ebene, an die Küste, wo einst die Väter ihren Hafen hatten, in dem die phönizischen Schiffe verkehrten, und in der Nähe ihre weiße, quadratische, im Sonnenglanz funkelnde Marmorstadt, in der reges Leben atmete; aber die Geschlechter, die auf jene Flüchtlinge folgten, gaben endlich den Gedanken ganz auf, an die Küste zurückzukehren, und ihr Leben fing an, in dem harten Stein der Berges Wurzel zu fassen.

So war dieses steinerne Nest seit Jahrhunderten von einem Volk bewohnt, das in der Einsamkeit gewachsen war, dessen einziger Reichtum das Öl seiner Oliven und die Wolle seiner Herden war, ein Volk von Ackerbauern und Hirten, das keine Geschichte hatte, als gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, da Friedrich der Zweite regierte, ein Hauch von religiöser Poesie mit einmal in den enggeschlossenen Kreis der Felsenstadt drang und dort die Legende und Verehrung der heiligen Ruth keimen ließ.

[1]) Wiewohl wir sonst grundsätzlich Übersetzungen von im Original schon erschienenen Werken nicht bringen, wollen wir in dieser Weihnachtsnummer eine Ausnahme machen mit Gallarati Scottis Legende aus dem unlängst auf den Index gesetzten Buche: *Storie dell'Amore Sacro e dell'Amore Profano.* Der Verfasser war ein intimer Freund Fogazzaros; als Verwalter seines Nachlasses gibt er des Dichters Biographie heraus mit einem großen, wohldokumentierten Briefwechsel. Scotti war auch ein Mitbegründer der Zeitschrift „*Rinnovamento*", von deren Redaktion er aber, als sich Schwierigkeiten einstellten, zurücktrat.

Dieweil der Kaiser für den Kreuzzug eine Beisteuer von Mannschaft verlangt, und das kleine Städtchen ihm unter Hugo von Acerras Befehl zweihundert Mann gestellt hatte, so wollte Friedrich nach seiner Rückkehr aus Palästina dem Klerus und dem Volk, die ihm treu geblieben waren, seine Dankbarkeit erzeigen, und beauftragte eben jenen Hugo, dem Bischof ein reiches Geschenk an Reliquien zu überbringen, unter anderem einen goldenen, mit Schmelz und Edelsteinen eingelegten Schrein, der den ehrwürdigen Leib von Boas' Weib enthielt.

Kein sichreres Mittel in jener Zeit, um das Wohlwollen einer Stadt zu gewinnen. Auch genügte die Kunde, daß die Männer im Gefolge des Herrn Hugo mit dem heiligen Schatz über Cotrone heimkehrten, um das Volksgefühl in tolle Begeisterung der Dankbarkeit für den Kaiser ausbrechen zu lassen.

Die ganze Bevölkerung zog aus, den Reliquien entgegen, selbst der Bischof willigte ein, seine Gemeinde zu begleiten, um die Kreuzfahrer zu ehren.

Die Begegnung fand in der Ebene statt, bei den Resten eines Tempels der Persephone, unter den verschlungenen Ästen der hundertjährigen Ölbäume, die in heidnischen Ruinen wurzelten. Und die Chronisten jener Zeit beschrieben mit vielen Einzelheiten die Begeisterung, die ausbrach, als die Fahnen zwischen den schon reifen Ähren sichtbar wurden, die Helme der Ritter erglänzten, und der helle grüßende Ton der silbernen Trompeten in der Luft erklang. Alles Volk stürzte sich wie toll mit Freudengeschrei zwischen die Hufe der Pferde; die Frauen warfen Olivenzweige und Feldblumen unter die Kreuzfahrer; tausend Hände streckten sich den von der Sonne des Morgenlandes gebräunten Jünglingen entgegen, in welchen die Mädchen ihre Verlobten erkannten. Seit vielen Monden erwarteten sie sie zurück aus dem Lande der Palmen und der Legenden, von dem sie geträumt hatten in müßigen, goldenen Abendstunden.

Als aber der erste Sturm der Freude sich gelegt hatte, wandte sich Hugo von Acerra, der schon vom Pferd gestiegen war, an den Bischof und wies ihm einen schweren Karren, von Ochsen gezogen und mit einem Tuche aus Seide von Soria bedeckt.

„Dieses hier ist der Schatz," sprach er „den ich durch die Gnade Friedrichs, des Gesalbten des Herrn, aus den Ländern über dem Meere meiner Vaterstadt bringe. Es ist eine der kostbarsten Reliquien, die es Sarazenenbesiegern jemals vergönnt war, aus den heiligen Orten wegzuführen; es ist der Leib der heiligen Ruth, der Moabiterin, Weib des Boas, Schnur der Noemi und Ahnfrau des Königs David, die die Kirche preiset in dem Stammbaum Jesu."

Herr Hugo sprach mit viel Andacht und großer Kenntnis der Heiligen Schrift, wie es einem guten Kreuzfahrer geziemte, und der Bischof vermochte kaum seine Rührung zu bemeistern, als er ihm zuhörte. Aber er brach in Tränen aus, als der Ritter befahl, das Tuch von Seide hinwegzunehmen, und der goldene Schrein sichtbar wurde, in dem die sterblichen Reste der demütigen Ährenleserin gebettet waren.

Er fiel allsogleich auf die Knie bei dem Anblick des Leibes, der einen Keim der Erlösung in sich getragen hatte, während das Volk, das die Geschichte vom Weibe des Boas nur unklar kannte, dem Beispiel seines Hirten folgte. Das „*Veni Creator*“, das der Klerus anstimmte, vermengte sich mit dem unbestimmten Gemurmel der tausend Stimmen, die das Ereignis besprachen, und irgendeiner, der die Bücher des Alten Testamentes gelesen hatte, erzählte den anderen mit halblauter Stimme die Geschichte von der heiligen Idylle.

„ . . . Sie war die Ahnfrau von der Ahnfrau der Ahnfrau von Christo. Sie folgte den Schnittern eines gerechten Mannes, der Boas hieß, und wegen ihrer Demut war es Gottes Wille sie zu erhöhen. Sie kam aus einem fernen Land, dessen Namen ich nicht mehr weiß, sie kam, weil sie Noemi, die Mutter ihres ersten Gatten, nicht verlassen wollte. Und Noemi war es, die sie auf das Feld zu Boas schickte . . . Eines Nachts legte sie sich schlafen zu den Füßen des Alten; sie wußte, daß er sie nicht berühren würde; und da er sie gewahrte, sprach Boas zu ihr . . . Sie waren allein, aber Gott war mit ihnen . . . und von ihnen stammte David, und aus dem Geschlechte Davids stammte Maria.“

So begann unter leisen Gebeten an jenem Frühlingsabend im Duft des frischgemähten Grases, an jenem äußersten grünen Rand Italiens auf den Lippen des Volkes die Legende von der moabitischen Ährenleserin wieder zu erblühen, die über die Jahrhunderte hinweg den ländlichen Duft von reifem Getreide atmet.

Es war in jenen Zeiten im Herzen des Volkes das Echo uralter Gebräuche und der ländlichen Feste der Ceres und des Bacchus noch lebendig. Noch war in der Seele der Hirten die Erinnerung an die in den Tempeln des Berges niedergelegten Opfer an Wolle und Milch nicht erloschen. Keiner fragte sich, warum man an bestimmten Tagen des Jahres auf den Hochebenen des Aspromonte Feuer anzündete, und in den Höhen auf bestimmten Steinen Ähren niederlegte, oder sie mit frischgepreßtem Öle salbte; aber alle diese geheimnisvollen Bräuche hatten ihre Wurzel in jener begrabenen Welt, aus der zuweilen der Pflug eine Münze oder ein Grab aufdeckte, in jenen Geschlechtern, die schweigend unter den hundertjährigen Ölbäumen und Steineichen

schließen, und die Schönheit der Ernte und der Weinlese in frommer Seele gefühlt hatten.

Anderseits hat die Kirche den Wert des ursprünglichen Gefühles, das dem Beginn der Feldarbeit und der Ernte der gereiften Frucht eine fromme Bedeutung gibt, erkannt und hat sich mit allen Mitteln bemüht, die überlebenden Feste, die sich dem Wechsel der Jahreszeiten einfügten, zu heiligen.

Sie, die dem Brot, dem Wein, dem Wasser, dem Öl einen mystischen Wert — für das ewige Leben — verliehen hat, war seit Jahrhunderten geduldig am Werk, die ganze Natur mit einer neuen Poesie zu durchdringen und die alten, toten Götter des Getreides und des Weines durch ihre Heiligen zu ersetzen. Vielleicht war sie auch geleitet durch die Erkenntnis der Gefahren, denen auch die Christen in den beiden, von den Heiden bevorzugten Jahreszeiten, Frühling und Herbst, besonders ausgesetzt waren, weil dann der Böse ihre Sinne, die von der Milde der Sonne geweckt oder erhitzt waren durch den roten Saft der Reben, mit schärferen Versuchungen reizte.

Deshalb gedachte der Bischof die wachsende Liebe, mit der das Volk den goldenen Schrein, der über das Meer gekommen war, umgab, zu nützen und einige der landesüblichen Bräuche, die aus den Mysterien der Ceres stammten, dadurch zu heiligen, daß er das Fest der heiligen Ruth auf eben jene Tage legte, an denen seit Jahrhunderten die Bewohner des Berges und die Bewohner der Ebene sich zusammengefunden hatten, um das Reifen der Ähren zu feiern. Was ihm auch ohne Widerstand gelang, so daß in wenigen Jahren die Verehrung der neuen Beschützerin der Ernte schon alle religiösen Eigentümlichkeiten ehrwürdiger Überlieferungen, deren Ursprung sich niemand erinnert, angenommen hatte.

Von allen Seiten strömte das Volk von Kalabrien herbei, um sich an der Lade der Heiligen an dem Tage, der ihr geweiht war, zu versammeln. Die stolzen Hirten des Aspromonte, mit dem fast wilden Aussehen in ihren Kleidern aus Ziegenfell, stiegen von den hohen Weideplätzen herab mit einem zarten Lamm auf den Schultern als Angebinde für Ruth, während aus der Ebene die Ackerbauer in Schwärmen hinaufstiegen, voraus die Schalmeien, gefolgt von den Mädchen, die mit hellenischer Anmut auf den Köpfen die Gaben trugen, die jede Familie auf dem Altar der Moabiterin niederlegte. Und nach Tausenden zählten die Pilger, die sich vom frühen Morgen an um die Kathedrale drängten, die „Erstlings-Messe“ zu hören.

Jeder war von fern her gekommen, um etwas zu erbitten, einer für

sein Feld, der andere für seine Oliven, einer für die Schafe und wieder einer für sein eigenes, häusliches Glück. Die Schwiegermütter baten um die Fruchtbarkeit der Schnüre, die Schnüre um Geduld für die vom Alter verbitterten Schwiegermütter. Denn Ruth war die Vertraute, die gewisses Elend und gewisse bescheidene Wünsche des Lebens, die eines unsichtbaren Schutzes bedürfen, viel besser verstehen konnte, als alle die anderen Heiligen des Paradieses.

Die Ackerbauer und die Armen fühlten sie ihren Freuden und ihren täglichen Mühen so nahe, daß sie, um die Heilige zu ehren, ihr die gleichen Dinge brachten, die ihr eigenes Dasein erfreuten. Es waren die Früchte ihrer Hände und ihres Feldes: Kannen voll Öl, Krüge voll Wein, Tauben, Eier, Wolle. Und der Bischof, dem sie vor der Opferung anvertraut wurden, bot sie der Heiligen dar, mit einem leisen Gebet, das die demütigen, von der Menge kaum gestammelten Gefühle in feierliche, priesterliche Sprache übertrug.

„Nimm aus meinen Händen und segne", — so sprach er — „diese Gaben, die deine Diener und deine Dienerinnen dir bieten, o heilige Ruth! Sie haben die Erstlingsfrüchte ihrer Felder, die Frucht ihrer Arbeit zu deinem Altar gebracht, damit du gnädig deinen Blick auf diesen ihren einzigen Reichtum wendest. Erbitte für sie von Gott den Tau des Himmels und die Fettigkeit der Erde. Betrachte in der Bescheidenheit der Gabe die Herzensdemut derer, die von deiner Hand das Brot erhoffen, das sie nährt und das Wasser, das sie tränkt. Gib, daß ihren Furchen der belebende Regen nicht fehle, daß ihre Reben voll Trauben seien und ihre Ölbäume voll Oliven, daß ihren Schafen Wolle und Milch nicht mangle noch ihren Netzen die Fische. Du, die du ährenlesend den Dienern des Boas folgtest, und den Kummer der Armut kanntest, im Reichtum der Herden und der Ernten deines Eheherrn lebtest, verachte nicht die Bitten dieser deiner armen Brüder und dieser deiner armen Schwestern, die um deinen himmlischen Schutz flehen. Amen."

So stieg das Gebet des Priesters zum Himmel, begleitet von dem Blöken der Lämmer und dem Girren der Turteltauben, die am Altare niedergelegt waren. Und wahrlich durften jene einfachen Gemüter glauben, daß, wenn die Heiligen in der ewigen Seligkeit sich noch irdischer Dinge erfreuen, die heilige Ruth in diesem Augenblick Wohlgefallen haben müsse an den Gaben, die die Kapelle mit den ländlichen Düften füllten, die sie so oft in den Ländereien des Boas geatmet hatte. Der warme Atem der Schafe, der Geruch des Getreides, des Käses, des Öles vermischte sich während der heiligen Wandlung mit der leichten Wolke des Weihrauchs und gemahnte den Priester an die biblischen Worte *„ecce odor agri pleni"*.

Aber das Fest der heiligen Ruth war nicht nur ein mystisches Fest; es war auch ein Fest irdischer Liebe. Die Jünglinge trafen da zum erstenmal die schönsten Mädchen aus Kalabrien, die aus fernen Dörfern gekommen waren, und es war natürlich, daß jene, die bei dem kurzen Zusammensein sich lieben lernten, von dem Tage an Verlobte waren; um so mehr, als keine andere Heilige eine wohlwollendere Beschützerin der einfachen Liebenden sein konnte, als sie, die ährenlesend den Gatten gefunden hatte, und die die Schrift als Sinnbild der häuslichen und bescheidenen Tugenden darstellt, welche der Ehe Frieden geben.

Deshalb nahm auch das Fest gleich nach Beendigung der heiligen Handlung das Wesen einer fast heidnischen Fröhlichkeit an. Die Menge verlor sich in Gruppen an den Hängen des Berges, in den kleinen Tälern, die die Stadt umgeben, auf den ebenen Wiesen bei der Burg, und Schalmeien luden von allen Seiten mit ihren einschmeichelnden Stimmen voll unbeschreiblicher, ländlicher Poesie die Jugend zum Tanze ein. Und weil jeder an jenem Tage nach Herzenslust tanzen und plaudern durfte, so wich die sonstige Strenge der Sitten bald einer ungewohnten Nachsicht, für die die Heilige verantwortlich schien.

Auch die strengsten Mütter, deren Gesicht runzelig war von vielem Ärger und Schelten, wurden durch die Macht des Herkommens duldsam und drückten ein Auge zu, während die kleinen Dämonen der heidnischen Welt, die noch in dem sonnigen Lande umgingen, sich an der neuen Beschützerin der Ähren und der Weinstöcke rächten.

Aber es waren kurze Stunden. Schon vor Sonnenuntergang mußten die Pilger, die mit dem Morgengrauen des andern Tages auf ihren Feldern sein wollten, den Heimweg antreten. Die Gruppen bildeten sich wieder, voraus die Schalmeienbläser, die von den Bergpfaden einander antworteten, mit den gedehnten, schwermütigen Rhythmen antiker Tänze. In der Luft verschmolzen sich in der Ferne die Liebeslieder der Jungen mit den heiligen Gesängen der Frauen, die eintönige Verse zu Ehren der Ruth wiederholten. Dann erstarben die Stimmen in der Stille der Nacht. Aber es blieb jedem, nachdem er heimgekehrt, die Erinnerung an den Tag der Gebete und der Fröhlichkeit und das kindliche Vertrauen auf die Heilige, deren ländliche Legende schon in jene Tiefe der Volksseele gedrungen war, wo der alte und der neue Glaube sich in eine einzige Poesie verschmelzen.

Mittlerweile war ein halbes Jahrhundert dahingegangen seit dem Tage, an dem die heilige Ruth ihren feierlichen Einzug in die Stadt gehalten hatte. Friedrich der Zweite war gestorben, und Hugo von Acerra war schon alt und war zurückgekehrt, um seine Tage in

der Nähe der Heiligen, die er über das Meer gebracht hatte, zu beschließen.

Er hatte das Leben eines großen Sünders gelebt an jenem Hofe von Perugia, wo die gelehrten Muselmänner, die Meister der Totenbeschwörung, und die gottlosen Sterndeuter die Christo feindlichen Wissenschaften lehrten. Aber in jenem Jahrhundert lagen die großen Sünden und die Reue immer nahe beieinander, und auch der alte Kreuzfahrer, da es Abend werden wollte und er in dem müßigen Frieden des kleinen Städtchens lebte, fing an, die Seele den göttlichen Dingen zuzuwenden. Ja, weil er unter der Einsamkeit litt, die das Alter nach dem bewegten und wechselvollen Hof- und Kriegsleben mit sich brachte, und um Erquickung zu finden für die letzten Jahre, die er noch zu leben hatte, fing er an, das Haus des Bischofs aufzusuchen und sehnte sich nach Zwiesprach mit ihm.

Es war noch derselbe, der ihm bei seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge entgegengekommen war, und so alt war er, daß sein Leib nur mehr ein Gerippe schien, das ein Netz von bläulichen Adern und runzelige Haut bedeckte, ein durchsichtiges, wächsernes Etwas, in dem zwei milde, blaue Augen und ein Amethystring funkelten. Sein Herz aber war noch immer warm von einer Nächstenliebe, die zum Vertrauen einlud, und der Ritter Friedrichs, der viele Jahre die heilige Kirche bekriegt hatte, wurde von dem ehrwürdigen Priester erobert, wie jener Wolf in der Legende, der, als er die Zähne, die Haare und die Nägel verloren hatte, zuletzt der treue Gefährte des alten Hirten wurde, dem er in den Tagen seiner Jugend die Schafe zerfleischt hatte.

Sie verbrachten lange Abende miteinander, am Feuer sitzend, das ihre bejahrten Knochen wärmte, während Gespräche über göttliche Dinge mit friedlichem Schlummer wechselten. Aber manches Mal, wenn in seinem Herzen die Reue erwachte, begab es sich, daß Herr Hugo von Acerra im Gespräche an ein Bekenntnis jener alten Sünden, für die er noch nicht Erlassung gesucht hatte und die ihm im Herzen brannten wie eine alte Narbe, ganz nahe heranglitt.

„Herr Bischof," sagte eines Abends der Kreuzfahrer, als ihn plötzlich in der Seele, ich weiß nicht wie, ein Ahnen von nahem Tod befiel, „Herr Bischof, ich möchte Euch eine Sünde anvertrauen, die ich auf dem Gewissen habe, und die ich mir mit den Lippen noch nicht habe vom Herzen reißen können, wo sie seit den Tagen meiner Jugend begraben liegt. Sie ist schwerer als alle anderen, die ich gebeichtet habe, und ich zweifle, ob es für sie eine Barmherzigkeit geben kann."

„Jede Missetat kann aus dem Herzen getilgt werden, Herr Hugo,

wenn die Reue aufrichtig ist", antwortete der Bischof. „Um einer kleinen Träne willen hat der Teufel schon manche Seele verloren, die er bis an den Rand der Hölle geschleift hatte."

„Daß es also wäre", sagte Hugo. „Aber ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich meine Beichte beginnen soll. Jedoch, lasset mich versuchen, Euch meine Sünde zu erzählen, so gut ich kann . . ."

Und mit der vom Alter geschwächten Stimme begann Hugo von Acerra seine Erzählung, der der Bischof mit geschlossenen Lidern zuhörte, während seine fleischlose Hand eine schwarze Katze streichelte, die auf seinen Knien saß und schnurrte.

„. . . Es war zur Zeit des Kreuzzuges. Das christliche Heer war bei Joppe gelagert und erwartete von Tag zu Tag den Einzug nach Jerusalem. Aber es vergingen Monde, ohne daß Friedrich und der Sultan zu einem Friedensschluß kamen, und man sagte, daß solches dem Kaiser nicht unlieb war, der in dem Lande, das mit dem Blute Christi getränkt ist, auf die Falkenjagd ging, und mit den Sarazenen Festgelage hielt. Denn Ihr müsset wissen, Herr Bischof, daß, während die anderen Heerführer ihr Leben dafür gaben, das Grab Unseres Herrn zu befreien, Friedrich die ganze Christenheit verlachte. Aber eines Tages, da wir die warmen Mittagsstunden im Müßiggang verbrachten, ließ der Kaiser einige Ritter, die ihm aus Apulien gefolgt waren, unter denen auch ich war, zu sich rufen, und empfing uns in seinem Zelt, wo er auf Teppichen saß und mit zwei jungen Leoparden mit getigerten Fellen scherzte. ‚Ihr Herren,' sprach er da, ‚ich habe eine gute Kunde für euch. Wisset, daß es dem Sultan von Ägypten beliebte, mir ein Angebinde zu senden, das auch König Salomon in seiner Weisheit nicht verschmäht hätte: zwanzig Sklavinnen, ausgewählt unter den schönsten, die auf beiden Ufern des Niles wohnen, und unter den besten Tänzerinnen, die auf den Märkten von Tanta und von Edfu tanzen . . .' Und jetzt, Herr Bischof, wollet mir erlauben, daß ich auch die Worte wiederhole, die Euren Ohren, als eines gottesfürchtigen Mannes, mißfallen mögen. Denn Ihr müsset wissen, daß der Kaiser ein schlechter Christ war, der gerne die heiligen Dinge verlachte und vor der Hölle keine Furcht hatte. ‚Nun', fuhr er fort, ‚habe ich beschlossen, jedem von euch eine dieser Sarazeninnen in Verwahrung zu geben, weil ich bemerke, daß die Einsamkeit euch traurig macht, und weil ich wünsche, daß jene sich im Umgang mit euch zu unserer allerheiligsten Religion bekehren möchten.' Als er so sprach, lachte er, zwinkerte mit den roten Lidern und rümpfte seine Adlernase, wie er zu tun pflegte, wenn er Gott zum Trotz scherzte. Dann, nachdem er noch anderes gesprochen hatte, was ich aus Ehrfurcht

vor dem Sakrament nicht zu wiederholen wage, ließ er die zwanzig Frauen in Leinen gekleidet in sein Zelt führen, und da er sie nach seiner Laune verteilte, traf auf mich eine dattelfarbene Berberin."

Ein Schatten des Schmerzes zog über das wächserne Gesicht des Bischofs, und seine fleischlose Hand machte eine Bewegung in der Luft, wie um ein Bild zu entfernen, während Hugo seine Erzählung fortsetzte: „Herr Bischof, ich war damals ein Jüngling von strengen Sitten, denn bis zu meinem zwanzigsten Jahre hatte mich mein Vater — Gott habe ihn selig — in der Tugend behütet, dieweil er sie für Schild und Wehr eines Ritters hielt. Und obwohl ich tapfer im Kriege war und den Tod nicht fürchtete, war ich doch schüchtern bei den Frauen, denn es war mir von Kind auf gesagt worden, daß hundert Lanzenspitzen weniger gefährlich seien, als zwei Augen einer Heidin. Aber vielleicht gerade deshalb begab es sich, daß die Tänzerin kaum unter meinem Zeltdach war, als auch der Teufel schon anfing, mich so scharf und so beharrlich mit Begierde zu quälen, daß ich, obwohl ich mit aller Kraft der Versuchung zu widerstehen trachtete, als die Nacht gekommen war und die Frau sich an meine Seite gelegt hatte, anfing in jener Sprache der Liebe, die für die Christen und die Sarazenen die gleiche ist, mit ihr Zwiesprach zu halten, — und so gut bedienten wir uns der Sprache, daß wir uns, bevor der Morgen anbrach, vieles gesagt hatten, was gegen das göttliche Gebot war."

„Herr Hugo! Herr Hugo!" unterbrach der Bischof bestürzt, „verweilet nicht bei der Erinnerung an Eure Liebe!"

„Daß ich es vermöchte, nicht mehr daran zu denken," sagte Hugo, „aber da ich sie lebendig im Sinn trage, erlaubet, daß ich mich durch Aussprache ihrer entledige, denn alles Wort Gewordene verlöschet im Herzen. Und gewähret mir, daß ich Euch bekenne, daß ich in meinem Leben nicht schönerer Tage genoß, als derer von Joppe: denn die sarazenische Tänzerin war ein süß Geschöpf, sanft, lächelnd und schön vom Scheitel bis zur Sohle."

Wieder erhob sich die beinahe durchsichtige Hand des alten Seelenhirten, gleichwie um ein unkeusches Bild zu verdrängen, während der Kreuzfahrer fortfuhr: „Aber alles ist von kurzer Dauer in dieser Welt, Herr Bischof. Auch jene Tage waren kurz. Denn eines Abends, da die Frau aus dem Lager gegangen war, um an einer Quelle Wasser zu schöpfen, wurde sie von einer Natter gestochen, deren Gift in ihr Blut drang und das Herz traf. So daß sie, ohne viel zu leiden und fast nur schlafend aus diesem Leben schied, ohne recht zu wissen, wohin sie ging, denn ich glaube, daß keiner ihr jemals vom ewigen Leben

gesprochen hatte . . . Aber dieweil ich in jenen Tagen meinen christlichen Glauben noch nicht verloren hatte, so versäumte ich nicht, da ich sie sterben sah, ihr das Wasser der Taufe zu geben, das ohne Beichte von Sünden reiniget; welches ich mit vieler Andacht im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes vollzog, nachdem ich mit Inbrunst von den Wahrheiten zu ihr gesprochen hatte, die man glauben muß, um Erlösung zu erlangen. Und obschon es nicht den Anschein hatte, als ob sie diese Sprache mit eben solcher Leichtigkeit verstände, wie sie alle meine Worte der Liebe verstanden hatte, und mich sogar mit einiger Verwunderung anblickte, als ich ihr das Wasser auf das Haupt goß, so zweifle ich doch nicht, daß sie, Dank dem Sakrament, in Frieden im Schoße der Kirche gestorben und aufgenommen worden sei im Reiche der himmlischen Glückseligkeit."

An dieser Stelle der Beichte trat eine lange Pause ein, während deren man in dem großen Saale des Bischofsitzes nichts hörte, als das Knistern des Holzes auf der Feuerstätte und die mühsamen Atemzüge der beiden Alten.

„In jenen Tagen aber", so nahm Hugo, das Schweigen brechend, seine Rede wieder auf, „war der Friede mit dem Sultan geschlossen worden, und Ihr wisset, Herr Bischof, daß die Nachrichten, die aus Italien kamen, es notwendig machten, die Rückkehr zu beschleunigen, nachdem von Jerusalem Besitz ergriffen war. Ich wurde mit den Männern dieser Stadt, die ich in den Kreuzzug geführt hatte, in des Kaisers eigenes Fahrzeug eingeschifft. Während nun eines Abends die Schiffe vor Zypern auf günstigen Wind warteten, entsinne ich mich, daß der Kaiser mich mit großer Leutseligkeit und Freundlichkeit behandelte; er klopfte mir auf die Schulter und sagte: ‚Herr Hugo, Herr Hugo, ich möchte Euch fröhlicher lächeln sehen, wie es Eurem Alter ansteht.' Ich antwortete ihm: ‚Herr, wie kann der lächeln, der sein totes Herz in dem Lande jenseits des Meeres gelassen hat!' Darauf sprach der Kaiser: ‚Ihr seid treuer, als es einem Kriegsmann in der Liebe geziemet, und nur Eure Jugend entschuldigt Euch. Aber weil Euer Sinn sich nicht losgelöst hat von der toten Frau, möge es Euch trösten, zu wissen, daß ihr Leib nicht auf sarazenischer Erde verlassen wurde, sondern mit anderen nach dem Apulischen Gestade segelt. Um Euch etwas zu Liebe zu tun, befahl ich, während Ihr durch die Heftigkeit Eures Schmerzes von dem, was an jenem Tage ihres Todes um Euch vorging, kein Bewußtsein hattet, daß die, so Euch teuer gewesen war, einbalsamiert werde und in einen goldenen Schrein gelegt, der in Hebron entdeckt worden war, und den mir Malech Kamel geschenkt hatte, um das Gebein eines Heiligen darin zu verwahren. Und nun

habe ich bestimmt, daß Ihr diesen Schatz Eurer Stadt zum Geschenk bringen sollet . . .' ,Herr' versetzte ich, ,wie werde ich das können, ohne den Zorn der Priester und des Volkes zu erregen, die der heiligen Kirche ergeben sind?' Dann erinnere ich mich, daß der Kaiser sein bitteres Lachen hatte und mir antwortete: ,Ihr seid nicht klug, Herr Hugo, und noch kennet Ihr die Künste nicht, mit denen man den Klerus hintergeht. Saget mir, habt Ihr nie einen Hund gesehen, der kläfft? Wenn Ihr ihm einen Knochen hinwerfet, so faßt er ihn. Ebenso', zürnet mir jetzt nicht, Herr Bischof, wenn ich die gottlosen Worte eines schlechten Christen wiederhole, ,ebenso machen es die Priester. Sie kläffen gegen Ghibellinen, bringt aber ein Ghibelline einen Knochen über das Meer und sagt, es sei die Reliquie eines Heiligen, so fällt ihnen nicht ein zu denken, es könnte das abgenagte Bein eines diebischen Sklaven sein. Aus dem Grunde, Herr Hugo, habe ich ein Schiff voll Reliquien: es sind Knochen, die dazu bestimmt sind, viele Schäferhunde zum Schweigen zu bringen, die uns von der Küste Italiens aus anbellen . . .' Und wieder lachte er, ich weiß es noch recht gut; dann sagte er: ,Laßt uns jetzt einen Namen suchen, den wir Eurer Heiligen geben können . . .' Und miteinander suchten wir; da fiel mir, vielleicht durch Eingebung des Dämons, der Name Ruth ein . . ."

Während Hugo von Acerra so seine Sünde bekannte, durchdrang eine wachsende Angst den Geist des alten Seelenhirten, fast als ob er die Enthüllung des gotteslästerlichen Betruges ahnte. Als aber der Kreuzfahrer den Namen der Heiligen murmelte, die sein Volk verehrte, da war es, als ob in dem zarten, von den Jahren verzehrten Leibe die letzte Saite des Lebens risse, die der frommen Täuschung. Herr Hugo fuhr fort mit seiner Erzählung, aber der Bischof hörte sie nicht mehr. Der eine sprach immer weiter, und der andere schien ihm schweigend zuzuhören. Aber sein Haupt war auf die Brust gesunken im Schlaf der Ewigkeit, und die rechte Hand hing müde zur Erde. Das Feuer war im Verlöschen und die schwarze Katze miaute, denn die Tiere wittern bisweilen den Tod in der Luft.

Seit jenem Tage quälte Herrn Hugo der ruhelose Geist des toten Bischofs, der ihm im Traume erschien, bleich wie er ihn an jenem Abend gesehen hatte, die durchsichtige Hand erhoben. Und der Kreuzfahrer glaubte, daß in dieser Bewegung eine Mahnung liege, damit er versuche Buße zu tun für die begangene Sünde; aber er wußte nicht, in welcher Weise er seine Schuld sühnen könnte, bevor er starb.

Vergebens bat er manchesmal den Toten, sein Gewissen von den Zweifeln, die ihn folterten, zu befreien.

Er sprach zu ihm: „Jetzt, wo du im Lichte des ewigen Lebens die Wahrheit klar erkennest, zeige mir, wie ich dem begangenen Übel abhelfen und die Lüge vernichten kann, an der dieses Volk durch meine Schuld seit fünfzig Jahren zehrt. Sage mir ein Wort, das ich sicher als deines erkenne, und das mir offenbare, wie ich die Folgen meiner Schuld auslöschen kann, noch ehe ich vor Gott erscheine; lasse mich nicht in diesem Zweifel, in dem mir heute Sprechen und Schweigen in gleichem Maße schuldig erscheinen. Wollte ich deiner Herde meine Sünde bekennen, so wäre auch meine Wahrhaftigkeit Sünde; so ich aber nicht bekenne, ist mein Schweigen sündig. Wie dürfte ich dem Volke noch länger seinen Irrtum verbergen? Und hinwiederum, enthüllte ich ihm die Wahrheit, so möchte es dazu kommen, selbst an Gott nicht mehr zu glauben, denn es begänne zu vermuten, auch eine Todsünde könne der Ursprung von Wundern und Gnaden sein. Wenn ich schweige, und wenn es einen Teufel gibt, so wird er die betrogenen Seelen, die von fernher kommen, um die Gebeine einer sarazenischen Tänzerin zu verehren, verlachen, wenn ich aber spreche, so wird er sie in seiner Bosheit dazu bringen, alle die Heiligen des Paradieses zu verlachen, denn er wird sie überreden, daß er selbst ihre Bitten erhört habe." Ungefähr so flehte er. Aber der unsichtbare Beichtvater schien ihn nicht zu hören, denn es war nichts als ein Bild, das im Traume aus der Erinnerung erstand.

Auch wagte der alte Kreuzfahrer nicht von den anderen Theologen der Stadt Trost für seine Zweifelhaftigkeit zu erbitten, denn er wußte, daß sie durch ihre Wissenschaft selbst erbittert waren, und leicht durch zu große Spitzfindigkeit neue Zweifel schufen, statt sie zu lösen. Da er ihnen eines Tages einen dem seinen ähnlichen Gewissensfall vorgetragen hatte, waren sie sich in die Haare gekommen und bald im Wortkampf mit solcher Bitterkeit aneinander geraten, daß einer der Ratgeber, aus Liebe zur Wahrheit grün vor Galle, einen in heiligem Zorn rotglühenden Domherrn beim Schopfe faßte und ihn, zum großen Ärgernis des ganzen Ortes, der letzten vier Haare, die er noch auf dem Haupte hatte, beraubte.

Da er also von anderen nicht Rats erbitten konnte und in sich selbst keinen Frieden fand, so dachte Herr Hugo, die einzige Lösung, um in keiner Weise die Wahrheit zu verletzen und doch dem Volk den Frevel nicht aufzudecken, sei die, den goldenen Schrein verschwinden zu lassen, indem er ihn in einem verborgenen Schoße des Berges vergrub.

Deshalb überredete er einige Laienbrüder, daß es zufolge einer Offenbarung, die ihm geworden war, notwendig sei, den Leib der Heiligen,

dem durch den Überfall von Räubern Gefahr drohe, zu verbergen. Und in einer schweigenden Aprilnacht, während die Stadt im stillen Schein des Mondes schlief, ließ er den Schrein in aller Heimlichkeit auf einen mit vier Maultieren bespannten Karren legen und machte sich hinauf mit dem kleinen Zuge auf den Weg in der Richtung nach dem Aspromonte.

Als sie aber am folgenden Morgen an einer muldigen Wiese angekommen waren, die ein Bächlein, aus schneeigen Schluchten kommend, mit seinem frischen Frühlingsmurmeln durchrieselt, da fühlte Herr Hugo die Ermüdung der Reise und wollte im Schatten einer hundertjährigen Eiche, deren Wurzeln an dem klaren Bächlein trinken, Rast machen. Während seine Gefährten bald in tiefen Schlaf versunken waren, verweilte er in einem Zustand trägen Entzückens, die Augen bald schließend, bald sie öffnend vor dem leuchtenden Anblick der italischen Landschaft.

Der goldene Schrein war niedergesetzt worden auf das weiche Gras bei dem Bächlein, unter zehn schlanken Pappeln, die kaum noch mit ihrem zarten Laub bekleidet waren, und der alte Kreuzfahrer, wie er mit den Augen der rhythmischen Bewegung der Bäumchen folgte, gedachte seiner Jugendliebe, als aus den Tiefen seines Traumes eine Stimme aufstieg, die ihn rief: „Hugo ... Hugo ... Hugo ...!"

Wie ein warmer Lufthauch zuweilen aus fernen Sonnenländern einen Duft von Rosen auf jene hohen Gipfel trägt, wo das Eis des Todes herrscht, so trug der Klang dieser weiblichen Stimme mit einmal in das alte Herz einen warmen Hauch aus ferner Jugendzeit und brachte ihm den Duft der Tage von Joppe, Duft aus dem Lande der Palmen und der Legenden, wo er geliebt hatte, und fast sogar den würzigen Wohlgeruch der Flechten und der Lippen seines Weibes. Er wußte nicht recht, woher die Stimme kam, ob aus dem eigenen Herzen, ob aus dem Himmel oder aus den Bäumen, aber in der Hoffnung, sie wieder zu hören, schleppte er sich bis zu dem goldenen Schrein und legte die Lippen darauf und hub an, den Namen der kleinen Sarazenin zu flüstern: den Namen, der kurz und fremdartig war wie das Wort einer Zauberbeschwörung.

Es war die Zeit der Legenden, in der die Toten manchesmal mit den Lebenden sprachen. Vielleicht waren damals die Schleier des Geheimnisses an beiden Ufern vom Strome des Schlafes durchsichtiger, daß von denen, die in der Ewigkeit wohnten, manchesmal ein Wort zu denen gelangte, die in der Zeit lebten, und sie erkannte deshalb in der Tiefe ihrer Ruhe die Stimme des Kreuzfahrers und antwortete, kaum ihre unsichtbaren Lippen bewegend, mit einem Flüstern, das aus weiten Nebelfernen kam: „Hugo" ...

Die zehn Pappeln begleiteten zitternd, wie im Chor, die Stimme, die aus dem Reich der Toten kam.

„Hugo, Hugo! warum schleppst du diese meine armen Gebeine in der Welt umher? Warum hast du mich nicht ruhen lassen auf dem Altar deiner Stadt? Mein Schlaf war sanft inmitten der Gebete der Kleinen und der Armen, und das Vertrauen derer, die mich anriefen als den Schutzgeist der Erde, machte mich glückselig. Warum schleppst du mich hinweg von den Menschen? Ich bin nicht mehr dein, ich bin nicht mehr dein. Ich bin des Volkes, das zu mir fleht. Führe mich wieder unter das Volk ... Ich war im Leben nur eine Sünderin, du weißt es, und in der triumphierenden Kirche bin ich nur ein bescheidener Eindringling ohne Heiligenschein und ohne Palme. Aber Ruth hat mich unter dem Mantel ihrer Heiligkeit verborgen und wir leben im ewigen Leben wie zwei Schwestern, die der Glaube der Demütigen im Himmel vereint hat, indem sie die Gebeine der einen unter dem Namen der anderen verehren. Aber ich bin keine Heilige. Ich wohne nicht in den hohen himmlischen Sphären, sondern in der, die diese Erde berührt, ich bin eine unsichtbare Magd derer, die meine Hilfe anrufen. Ich bin die Beschützerin der ländlichen Arbeiten: ich verteile den Tau auf die Felder, ich überwache die Schafe auf der Weide und entferne die Heuschrecken von den Ernten und den Nebel von den blühenden Bäumen."

So sprach sie, indessen ein Gefühl der Ruhe sich in die Seele des Alten senkte. Nur der Vorwurf schmerzte ihn, dem Volke seine Heilige genommen zu haben.

„Frau," so unterbrach er ihre Worte, „ich zweifle nicht, daß das, was ich höre, eine Offenbarung sei, die Gott mir sendet. Vielleicht hat mir der Herr gewährt, daß ich mit dir Zwiesprach halte jenseits des Schleiers, der uns von der anderen Welt trennt, damit meine Seele in Frieden entschlummere. Aber, auf daß ich ohne Schatten der Todesangst verlösche, sage mir, die du alles im Spiegel der Wahrheit siehst, wie konnte ich die Missetat, Gotteslästerung und Lüge meiner Jugend vernichten, ohne dein Gebein dem Altar zu entreißen?"

Dann antwortete die Frau, und ihre Stimme ward mehr und mehr Musik: „Hugo, Hugo! Gotteslästerung und Lüge lasten auf deiner Seele, aber es gibt eine Sünde, die schwerer ist als deine Sünde, und eine Missetat, die größer ist als deine Missetat: es ist die, einem Volke die Poesie zu entreißen, von der es lebt. Der Leib einer Toten ist ein gar kleines und gleichgültig Ding, aber der Glaube der Bescheidenen ist etwas Göttliches. Was liegt an den Gebeinen und was liegt an den Namen? Die Gebeine lösen sich auf in Staub, und die Namen

entfallen dem Gedächtnis der Geschlechter, wie die Blätter eines großen Baumes in den Herbstnächten. Göttlich aber ist die kleine Flamme, die sich an ihnen entzündet, und die die Herzen erleuchtet: der Glaube. Der Glaube, der Glaube ist die Poesie der Welt! Löschet das eine nicht aus, das dem Leben Sinn verleiht! Löschet es nicht mit Eurem Atem aus, wenn Ihr sprechet von dem, was wahr sein möchte oder nicht wahr! Wenn die Flamme erlischt, so wird das Leben eines Volkes trübe; wenn die liebliche, verklärende Täuschung erlischt, wird das Leben eines Volkes grau. In diesem goldenen Schrein verwahrt Ihr ein wenig himmlisches Feuer: demütige Liebe hat es entfacht, und demütige Gebete nähren es. Verberget es nicht, oh! verberget es nicht! Duldet, daß es brenne auf seinem Altare ..."

Jetzt verschmolz sich die Stimme der Frau mit der Stimme des Bächleins und mit einmal war sie übertönt von dem frischen Gesang des Wassers.

Als die Laienbrüder erwachten, war der alte Kreuzfahrer im Grase ausgestreckt und lag im Sterben. Er sagte seltsame Worte, als ob er mit unsichtbaren Wesen spräche. Gegen die Stunde des Sonnenunterganges starb er; vorher jedoch hatte er noch einen Augenblick der Klarheit, der genügte, um Vergebung seiner Sünden zu erbitten und seine Gefährten anzuflehen, den Leib der Heiligen auf den Altar zurückzulegen, von dem er war genommen worden.

So wurden nach fünfzig Jahren der Trennung der Kreuzfahrer und die kleine sarazenische Tänzerin wieder vereinigt im Tode. Und während die Laienbrüder in die Stadt hinabstiegen, um von dem Vorgefallenen Kunde zu geben und die Ereignisse so zu erklären, wie ihr Glaube an das Wunderbare es ihnen eingab, schliefen die beiden noch einmal allein nebeneinander auf dem Grase, unter den Pappeln, neben dem Bächlein, umgeben von der nachsichtigen Heiligkeit der Natur. Rings um sie, gleichsam als Totenwache, sangen in den Zweigen der uralten Eiche die Nachtigallen, flüsterten die Blätter in ihrer stummen Pflanzensprache, und die Wässerlein, die vom geschmolzenen Schnee herunterrieselten, murmelten geheimnisvolle Gebete, bis im Morgengrauen der hochzeitliche Friede durch das Volk unterbrochen wurde, das, geführt von den Laienbrüdern, den Leib der Heiligen zu holen kam, um ihn mit Feierlichkeit wieder in den Dom zu führen.

Aber seit jenem Tage wußte die Frömmigkeit der Demütigen die nicht mehr zu trennen, die der Tod wieder zusammengeführt hatte, und mit der Verehrung der heiligen Ruth verband sich jahrhundertelang die Verehrung des seligen Hugo.

Über den Syndikalismus.

Von Lujo Brentano in München.

Der Vortrag, den ich am 28. Februar in einer gemeinsamen Sitzung der Münchner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft und des Sozialwissenschaftlichen Vereins der Universität München über den Schutz der Arbeitswilligen gehalten habe, hat ein von mir nicht erwartetes Schicksal gehabt. Schon die Diskussion an demselben Abend hat einen sensationellen Verlauf genommen; noch sensationeller war, was ich draußen erlebt habe. An jenem Abend hat ein aktiver Minister in seiner Eigenschaft als Mitbegründer der Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung erklärt, daß diese aus Vertretern der Großunternehmung in Industrie und Landwirtschaft bestehende Gesellschaft speziell zu meiner Bekämpfung ins Leben gerufen worden sei, und dasselbe ist mir seitdem von anderer Seite gesagt worden. Ich hatte schon damals erklärt, daß ich dies als eine große Ehre erachte. Aber alles hat seine zwei Seiten. Ihr entsprachen auch die ganz außerordentlich zahlreichen Angriffe, die wegen meines Vortrages gegen mich gerichtet worden sind. Der Inhalt derselben war von exakter Wiedergabe des von mir Ausgeführten freilich weit entfernt. Ich war für eine Neuordnung des Arbeitsverhältnisses auf Grundlage des kollektiven Arbeitsvertrags eingetreten und dafür, daß die in diesem festgesetzten Arbeitsbedingungen für alle in einem Gewerbe Tätigen als rechtsverbindlich anerkannt würden; von dem Augenblick, da dies geschehen sei, sei auch die Frage des Schutzes der Arbeitswilligen gelöst, aus dem einfachen Grunde, weil von dem Augenblicke an, da die Arbeitsbedingungen für ein ganzes Gewerbe normiert sind, es keine Personen mehr geben kann, die als Streikbrecher verwendet werden können. Dabei hatte ich verschiedene Kategorien sogenannter Arbeitswilliger unterschieden und als erste diejenigen genannt, die es in jedem Stande gibt, welche jeden Gemeingefühls für die Interessen und Ehre ihres Standes bar, lediglich ihren momentanen persönlichen Vorteil verfolgen. Und als ob man das, was ich wirklich gesagt hatte, geradezu als unwiderlegbar gefühlt habe, hat man darauf immer nur gegen das gekämpft, was ich nicht gesagt habe. Auch nachdem der Wortlaut meines Vortrags längst gedruckt vorlag, hat man mich auf Grund eines irreführenden Preßberichts, an dem ich völlig unschuldig war, beschuldigt, alle Arbeiter, welche bei einem Arbeitsstillstand an die Stelle der Feiernden treten, für ehrlos erklärt zu haben. Darauf habe ich es zunächst mit dem Paragraph 11 des Preßgesetzes versucht. In unzähligen Zuschriften habe ich die grobe Entstellung meiner Worte richtig gestellt. Umsonst. Fast jede Berichtigung hatte neue Entstellungen zur Folge. Nun wurde wirklich ausgeführt, was, wie mir sehr bald zu Ohren gekom-

men war, meine Gegner alsbald nach meinem Vortrage zu meiner Bekämpfung beschlossen hatten; es wurden durch ganz Deutschland bald in dem einen, bald in einem anderen Blatte ununterbrochen Angriffe gegen mich gerichtet. Darin wurde nicht nur systematisch jene Unwahrheit gegen mich verbreitet, sondern in 133 Blättern wurde ein Artikel abgedruckt, in dem ich als jemand hingestellt wurde, der eventuell auch Revolverschießen, Messerstiche, schwere Drohungen als durchaus berechtigte, harmlose Aufklärungen bei Arbeitseinstellungen ansehe, der den Unternehmer, der gemütsroh genug sei, nicht jede Forderung übermütiger Agitatoren ohne weiteres zu bewilligen, als Scheusal betrachte und seinen Lehrstuhl zu wüsten Hetzereien gegen die Unternehmer benütze. Ja, um die Worte eines meiner Gegner zu gebrauchen, ich wurde vor die Wahl gestellt, entweder als unzurechnungsfähig angesehen oder „zu den größten Scheusalen der Jahrhunderte gesellt zu werden, denen ein unermeßliches Maß menschlicher Verbitterung, Trostlosigkeit und Verzweiflung zur Last fällt“, und in klar zutage liegendem Widerspruch zu den Tatsachen wurde von eben demselben behauptet, ich bezwecke dem, was die Arbeiter durch Erpressung von ihren Arbeitgebern erreicht hätten, in dem „von mir erfundenen“ Tarifvertrage Rechtskraft zu verleihen, während ich jedwede Haftung der Arbeiterorganisationen für die Innehaltung der von ihnen abgeschlossenen Verträge ablehne. Gegenüber so offensichtlich bösem Willen blieb nichts anderes übrig, als die Gerichte in Anspruch zu nehmen. Aber nicht einmal die Feststellungen der Gerichte und die von ihnen verhängten Strafen haben die Einstellung dieses gegen mich geführten Verleumdungsfeldzuges bewirken können. Eben erst wegen einer vom Gerichte selbst als höchst leichtfertig bezeichneten Beleidigung zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, wagte es einer meiner Angreifer sich öffentlich in dem offiziellen Organ des bayerischen Industriellenverbandes für die angeblich zahlreichen Anerkennungsschreiben zu bedanken, welche ihm wegen seiner Angriffe auf mich zugegangen seien. Als dann die Strafe von der zweiten Instanz im wesentlichen gebilligt und nur mit einer für den Täter etwas weniger unangenehmen Begründung versehen worden war, provozierte dieser einen Beschluß des bayerischen Industriellenverbandes, wonach die Gesamtkosten des Strafverfahrens vom Verband übernommen und der Täter ermuntert wurde, in seinen Angriffen auf mich fortzufahren. Ferner wurde beschlossen, eine Broschüre in größerer Menge anzukaufen und kostenlos an die sich dafür interessierenden Mitglieder des Verbandes abzugeben, welche alle bisherigen Verleumdungen meiner Person und meiner Lehre in einer noch gehässigeren Form wiederholte. Dieser letztere Schritt bedeutet weit mehr eine Verhöhnung der Gerichte als meiner Lehren und meiner Person.

Das sind charakteristische Symptome der Zeit; sie zeigen, was gewisse Kreise sich herausnehmen zu können glauben. Aber weit wichtiger noch erscheint mir die im Verlauf dieses ganzen Treibens zutage getretene Erfahrung, daß über Wesen und Ursache der Exzesse der Arbeiterorganisationen, sowie über die Fortschritte, welche in anderen Ländern in der Ersetzung des individuellen durch den kollektiven Arbeitsvertrag bereits gemacht sind, in weiten Kreisen große Unkenntnis herrscht. Bei der Erbitterung, mit der heute die sozialen Kämpfe ausgefochten werden, sehe ich darin eine Gefahr. Dementsprechend erachte ich es für meine Pflicht, als Vertreter der Volkswirtschaftslehre das meine zu tun, um aufklärend zu wirken, und als besonders dringlich sehe ich es an, über zwei Fragen zu sprechen:

1. Über den Syndikalismus.
2. Über die Fortschritte zur Ersetzung des individuellen durch den kollektiven Arbeitsvertrag.

Heute zunächst über die Frage: Was ist und was will der Syndikalismus?[1])

Das Hauptland des Syndikalismus ist heute Frankreich. Nicht als ob er dort allein sich fände oder dort auch nur zuerst aufgetreten wäre. Aber der theoretisierende Geist der Franzosen hat das, was anderswo sich unartikuliert geäußert hat, in ein System gebracht und mit Ideen verbrämt, so daß man vielfach sogar von einer Philosophie des Syndikalismus spricht, die mit der Philosophie Bergsons[2]) Verwandtschaft zeige. Aber der Syndikalismus wurzelt nicht in Theorien, sondern in ganz konkreten Verhältnissen. Um ihn zu erklären, muß ich auf Dinge zurückgehen, die ich schon in meinem Vortrage am 28. Februar berührt habe.

Ich bin in diesem von der Tatsache ausgegangen, daß es im 18. Jahrhundert die Behörden gewesen sind, welche in den westeuropäischen Ländern die Bedingungen des Arbeitsvertrags festgesetzt haben. Nach Adam Smith hat diese Festsetzung stets im Interesse der Arbeitgeber stattgefunden. Er

[1]) Ich habe einen Aufsatz über dasselbe Thema auf Grund des von der *Columbia University* herausgegebenen Buches von Dr. Louis Levine *"The labor movement in France, a study in revolutionary syndicalism"* und der im Januar 1911 in der *Revue Economique Internationale* erschienenen Abhandlung des Professors Charles Rist in Montpellier *„La situation financière des syndicats ouvriers français"* bereits in der „Neuen freien Presse" vom 26. Mai d. J. veröffentlicht. An diesen Aufsatz lehnt sich der obige am 6. November 1912 in einer gemeinsamen Sitzung der Münchner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft und des Sozialwissenschaftlichen Vereins der Universität München gehaltene Vortrag vielfach an. Außerdem wurden von mir noch benutzt das seitdem erschienene Buch von Arthur D. Lewis, *Syndicalism and the General Strike*, T. Fisher Unwin, London 1912, und die Aufsätze von J. A. Hobson in der Frankfurter Zeitung Nr. 210 und Nr. 212 vom 31. Juli und 2. August 1912.

[2]) Siehe Henry Bergson, Schöpferische Entwicklung, Jena 1912.

sowohl wie die Physiokraten haben demgegenüber im Interesse des Arbeiters den freien Arbeitsvertrag gefordert. Sie betrachten, wie auch das römische Recht, den Arbeiter als den Verkäufer einer Ware, und waren der Meinung, daß, sobald der Arbeiter, wie jeder andere Warenverkäufer, in einem freien, auf Grundlage der Gleichberechtigung der Kontrahenten abgeschlossenen Vertrage seine Arbeitsbedingungen selbst zu bestimmen das Recht habe, er seine Interessen weit besser als der Gesetzgeber zu wahren imstande sei. Sie sind mit dieser ihrer Auffassung in der Gesetzgebung durchgedrungen. Die alte gewerbliche Ordnung, Zünfte und behördliche Regelungen der Arbeitsbedingungen wurden beseitigt und der Arbeiter darauf verwiesen, wie jeder andere Verkäufer sein Interesse selbständig wahrzunehmen. Dabei blieben aber nicht nur die alten Koalitionsverbote, deren Handhabung im Interesse der Arbeitgeber A. Smith gegeißelt hatte, bestehen. Diese wurden sogar verschärft; sogar im revolutionären Frankreich, wo man in jeder Verabredung von Warenverkäufern, Arbeitgebern und Arbeitern eine Verschwörung gegen das Gemeinwohl erblickte. Das französische Gesetz von 1791 hat jede solche Verabredung mit strenger Strafe bedroht. Der individuelle Arbeitsvertrag allein wurde als mit der persönlichen Freiheit vereinbar erklärt. Die Folgen waren das Gegenteil dessen, was die klassischen Nationalökonomen und die von ihrer Lehre beeinflußte Gesetzgebung von der Beseitigung der alten Ordnung erwarteten. An die Stelle einer wirklich freien Vereinbarung der Arbeitsbedingungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter auf Grundlage der Gleichberechtigung ist die tatsächlich einseitige Festsetzung derselben durch den Arbeitgeber getreten. Die Folge war eine außerordentliche Verschlechterung der Lage der Arbeiter und weiter, daß trotz der drakonischsten Verfolgungen der Arbeiterkoalitionen auf Grund der Koalitionsverbote die Vereinigungen der Arbeiter zur Wahrnehmung ihrer Interessen fortbestanden, teils in Fortsetzung der Gesellenladen der Zunftzeit, teils zu gegenseitiger Unterstützung bei Krankheit und Tod, teils als Kampfvereine gegenüber den Arbeitgebern.

Betrachten wir zuerst kurz die Entwicklung in England. Hier, wo die moderne Großindustrie zuerst entstand, begegnen wir syndikalistischen Erscheinungen am frühesten. Die ersten englischen Koalitionen allerdings waren konservativ gewesen. Als mit zunehmender Nichtachtung der alten gewerblichen Ordnung die Not der Arbeiter wuchs, suchten sie Zuflucht bei der Bestimmung des Lehrlingsgesetzes der Königin Elisabeth, wonach die Arbeitsbedingungen durch Friedensrichter und Behörden festgesetzt werden sollten. Was so lange gegen sie gehandhabt worden war, erschien ihnen jetzt als Rettung gegenüber der Willkür der großen Masse der Arbeitgeber. Als aber ihre Petitionen ans Parlament, man möge zur gesetzlichen Lohnregelung

zurückkehren, abgeschlagen wurden, griffen sie zur Selbsthilfe. Sie stellten, um bessere Arbeitsbedingungen zu erzwingen, die Arbeit ein. Indes fehlte es an ausreichenden Geldern, womit sie die Feiernden bei Arbeitsausständen hätten unterstützen können. Daher schlugen ihre Arbeitseinstellungen fehl, und in ihrer Not wurden sie nun revolutionär. Zuerst äußerten sie ihren Unmut in unartikulierter Weise. Zerstörung von Maschinen, Niederbrennen von Getreidehaufen auf dem Felde, Ausschreitungen und Mordtaten gegen „Blacklegs“, „Knobsticks“ oder „Scaps“, wie man die Streikbrecher nannte, waren bei Arbeitseinstellungen an der Tagesordnung. Darauf wurden 1824, auf Betreiben der Freunde Ricardos, die Koalitionsverbote in England beseitigt. Indem sie sittlich Erlaubtes und sittlich Verwerfliches mit Strafe bedrohten, hatten sie die Arbeiter dazu geführt, zwischen beidem nicht mehr zu unterscheiden. Da die Arbeiter, wenn sie die Arbeit einstellten, doch bestraft wurden, schreckten sie auch vor wirklich Strafwürdigem nicht zurück, wenn es größeren Erfolg versprach. Von der Beseitigung der Koalitionsverbote erwartete man eine Wiederkräftigung des sittlichen Unterscheidungsvermögens, und außerdem glaubte man, daß die Arbeiter, sobald die Vorstellung schwinde, daß nur die Koalitionsverbote am Mißerfolg der Arbeitseinstellungen schuld seien, bei weiterem Fehlschlagen dieser alsbald von selbst von weiteren Arbeitseinstellungen ablassen würden. Die unmittelbare Folge der Beseitigung der Koalitionsverbote war aber eine große Zunahme der Arbeitseinstellungen, und das Parlament, dadurch erschreckt, beschloß 1825 ein neues Gesetz, welches die Koalitionsfreiheit zwar bestehen ließ, ihren Gebrauch aber mit soviel Fallstricken umgab, daß es schwer war, die Arbeit einzustellen, ohne straffällig zu werden. Die Folge war, daß auch die von der Aufhebung der Koalitionsverbote erwarteten günstigen Wirkungen ausblieben. Die Arbeiter schieden sich nun, je nach dem individuellen Bildungsgrad und Temperament, in verschiedene Lager. Die geistig höher stehenden wurden Oweniten. Ihr Ideal wurde, die Arbeiter wieder in den Besitz der Produktionsmittel zu setzen. Schon zwischen 1830 und 1840 predigte man als Mittel dazu den Generalstreik. Und wenn auch Owen und seine Schüler selbst jedweden Gedanken von Gewalt verurteilten und die Verwirklichung ihres Ideals lediglich von der Umwandlung des inneren Menschen erwarteten, so war doch, nachdem das Parlament 1837 einen Antrag auf Einführung des allgemeinen Stimmrechts abgelehnt hatte, der Chartismus entstanden, welcher als Folge des allgemeinen Stimmrechts die Rückkehr der Produktionsmittel in die Hand der Arbeiter erwartete. Am 15. Juli 1839 kam es in Birmingham zu einem furchtbaren Konflikt zwischen der Polizei und der erbitterten Menge, der dem Sieger von Waterloo die Worte entlockte: „Oft war ich Augenzeuge der Schrecken einer im Sturm genommenen Stadt;

doch habe ich niemals ähnliche Ausschreitungen gesehen, wie die, welche in einer Nacht in Birmingham begangen wurden.“ Nun erhielt die Partei der physischen Gewalt im Konvent der Chartisten die Oberhand; und waren in Rom die Plebejer in *montem sacrum* ausgezogen, so beschlossen nun die Chartisten den heiligen Monat, das heißt einen Generalstreik während eines Monats. Aber nur die am schlechtesten gelohnten Arbeiter waren dazu bereit; die, welche in Gewerkvereinen organisiert waren, waren nicht dafür zu haben; daher mußte der Beschluß zurückgenommen werden. Aber ein paar Jahre später kam es trotzdem zu einem Versuch. Im Jahre 1842 herrschte in den englischen Fabrikdistrikten die bitterste Not. Ein Mal um das andere Mal waren die Löhne herabgesetzt worden, bis Tausende kaum mehr zu leben vermochten. Da wurde der Generalstreik beschlossen, der dauern sollte, bis die Arbeitgeber ihren Arbeitern Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Am 5. August stellten die Arbeiter in Ashton die Arbeit ein; sie sollte nicht eher wieder aufgenommen werden, bis das allgemeine Stimmrecht gewährt sei, von dem sie den Übergang der Produktionsmittel in die Hand der Arbeiter erwarteten. Dasselbe beschlossen die Arbeiter in Staleybridge. Dann zog man nach Manchester und entfernte alle Arbeiter aus den Fabriken, dann nach allen Städten in seiner Umgebung; die Pfropfen wurden von den Kesseln der Dampfmaschinen genommen, um sie für lange Zeit untauglich zu machen; und in kürzester Zeit stand in Manchester und im Umkreis von 50 Meilen alle Arbeit still, außer in den Kornmühlen. Disraeli hat in seinem Roman „Sybil“ die Bewegung höchst ergreifend geschildert. Aber auch die gewöhnlichsten Arbeitseinstellungen waren damals nicht selten von den ärgsten Verbrechen begleitet. Es gab sogar Gewerkvereine, welche von ihren Mitgliedern Eide forderten, wie den: „Ich werde mit Eifer und ohne Zögern, soweit es in meinen Kräften steht, jedweder Aufgabe oder Anweisung nachkommen, welche die Mehrheit meiner Genossen mir zur Förderung unseres gemeinen Wohls auferlegen wird, wie die Züchtigung von Streikbrechern, die Ermordung drückender und tyrannischer Arbeitgeber oder die Zerstörung von Werkstätten, welche als unverbesserlich bezeichnet werden sollten“ usw. In dem Roman „Mary Barton“ hat Mrs. Gaskell eine Gewerkvereinsversammlung, in welcher entsprechend diesem Eide gehandelt wurde, anschaulich vorgeführt. Aus den dreißiger und vierziger Jahren haben wir große Prozesse vor den Geschworenen, weil feiernde Baumwollspinner Streikbrecher mit Vitriol begossen. Noch in die sechziger Jahre fallen die Greueltaten in Sheffield und die Verbrechen in Manchester, welche zur Einsetzung der königlichen Kommission von 1867 bis 1871 zur Untersuchung der Gewerkvereinsorganisation den Anlaß gaben.

Aber aus eben dieser Untersuchung ging hervor, daß diese Vorkommnisse

nur mehr die Ausnahme bildeten. Sie hingen da, wo sie vorkamen, mit ganz besonderen Verhältnissen zusammen. Bis auf diese Ausnahmen hatten die englischen Gewerkvereine von den Erfahrungen der dreißiger und vierziger Jahre gelernt, daß mit bloßem Enthusiasmus, auch wenn er sich bis zu Gewalttätigkeiten steigerte, nichts zu erreichen sei. Man hatte seine Leidenschaften zu beherrschen gelernt, und an die Stelle der spontan ausbrechenden Arbeitseinstellungen war die planmäßige Vorbereitung des wirtschaftlichen Kampfes durch allmähliche Anhäufung von Geldmitteln getreten. Sie sollten die Mitglieder instand setzen, statt ihre Arbeit vorbehaltlos anzubieten, beim Abschluß des Arbeitsvertrages auf den für nötig erachteten Bedingungen zu bestehen. Jede Gewalttat bei Arbeitseinstellungen wurde verpönt. Durch Kündigung der Arbeit unter Einhaltung der Kündigungsfristen sollte das Erstrebte auf gesetzlichem Wege weit wirksamer erreicht werden. Um die Feiernden unterstützen zu können, waren die Beiträge bis auf einen Schilling die Woche erhöht worden. So entstanden Vereine mit einem Einkommen von einer Million Mark per Jahr und einem Banksaldo von dem doppelten und dreifachen Betrag. Aber damit haben die Arbeitseinstellungen nicht etwa zugenommen. Im Gegenteil. Stärke und Reichtum der Gewerkvereine wurden gleichbedeutend mit Stetigkeit in der Höhe des Arbeitslohnes und in der Dauer der Arbeitszeit und mit Seltenheit der Arbeitsstreitigkeiten. Kaum 1—2 Prozent ihres Einkommens wurden auf Ausstände verwendet. Je größer das angesammelte Vermögen der Vereine, desto vorsichtiger wurden ihre Beamten, es unnütz zu vergeuden; sie nahmen etwas an von dem vorsichtigen, auf Kapitalansammlung bedachten, zufriedenen und friedliebenden Temperament eines Bankdirektors.

Die Folge war, daß die Untersuchung, die man mit dem Gedanken begonnen hatte, Material zur Unterdrückung der Arbeiterkoalitionen zu beschaffen, zur gesetzlichen Anerkennung der Gewerkvereine geführt hat. Seitdem hat sich der englische Gewerkverein zu einer öffentlichen Institution entwickelt, zu der nicht mehr zu beseitigenden Organisation der englischen Arbeiter zwecks Durchführung und Aufrechterhaltung einer Ordnung, welche den Bedürfnissen des Mittelschlags, der Masse der Arbeiter, angepaßt ist. Und was für ein Umschwung in der öffentlichen Meinung hat stattgefunden! Während noch in den sechziger Jahren jedermann, der ein gutes Wort für die Arbeiterorganisationen einlegte, mit Hohn und Schmähungen überhäuft und sogar nicht selten im täglichen Umgang geschnitten wurde, trat jetzt die öffentliche Meinung in Arbeitsstreitigkeiten regelmäßig auf die Seite der Gewerkvereine, und wer heute in England an ihre Unterdrückung dächte, würde als Tor vernichtendem Gelächter anheimfallen. — Auf die Anklänge an das frühere Entwicklungsstadium der Arbeiterkoalitionen, die sich heute

wiederum bei jenen englischen Arbeitern finden, die erst jetzt sich zu organisieren beginnen, bei den Ungelernten, werde ich noch zurückkommen.

In Deutschland wurden die alten Koalitionsverbote zuerst 1862 im Königreich Sachsen, dann 1869 für den Norddeutschen Bund und 1871 für das Deutsche Reich beseitigt. Mit diesen Jahreszahlen ist schon das Törichte der von einem industriellen Interessenvertreter neuerlich aufgestellten Behauptung dargetan, die Koalitionsverbote seien in Deutschland unter dem wachsenden Einfluß des Marxismus beseitigt worden. Die liberale Partei war es, die auf ihre Beseitigung gedrängt hat, und der Kreuzzeitungsredakteur Wagener hat zugunsten ihrer Abschaffung weitaus die beste Rede gehalten. Dagegen hat Lassalle die Arbeitseinstellungen bezeichnet als den vergeblichen Versuch der Ware Arbeit, sich als Mensch zu gebärden, und J. B. von Schweitzer hat, wie man ihm vorgeworfen hat, nur aus Bosheit für Beseitigung der Koalitionsverbote gestimmt; denn er hat ausgeführt, da die Arbeiterkoalitionen die Lage der Arbeiter doch nicht zu bessern vermöchten, werde jede fehlgeschlagene Arbeitseinstellung nur ihre größere Erbitterung und größeren Klassenhaß hervorrufen. Auch glichen die deutschen Arbeitseinstellungen der siebziger und achtziger Jahre den primitiven englischen insofern, als auch sie, mit ungenügenden Geldmitteln begonnen, durch Leidenschaft das zu ersetzen suchten, was an Geld fehlte. Aber das Sozialistengesetz, von dem Miquel im vertrauten Kreise gesagt hat, es habe uns um mehr als dreißig Jahre zurückgeworfen, hat wenigstens ein Gutes gehabt; es hat die deutschen Arbeiter diszipliniert. Und als sie nach seiner Beseitigung anfingen, an der Besserung ihrer Lage auf Grund der heutigen Wirtschaftsordnung zu arbeiten, haben sie begonnen, Gewerkschaften nach dem Vorbild der englischen Gewerkvereine aufzubauen, und bekanntlich ist ihnen dies so sehr gelungen, daß die Gewerkschaftsorganisation schon die Eifersucht der politischen Leitung der deutschen Sozialdemokratie in hohem Maße geweckt hat.

Und nun zu Frankreich. Hier steht es ganz anders mit den Arbeitersyndikaten. Auch hier hatten die Koalitionsverbote weder Arbeitseinstellungen noch dauernde Koalitionsvereine zu unterdrücken vermocht. Auch hier sind diese zuerst, voll konservativen Geistes, auf die Aufrechterhaltung der alten Ordnung bedacht gewesen. Im *Compagnonnage du Tour de France* haben die Gesellenorganisationen der Zunftzeit die Aufhebung der Zünfte und das drakonische Gesetz von 1791, das jede Verabredung von Warenverkäufern, Arbeitgebern und Arbeitern verbot, überdauert. Aber mit der fortschreitenden wirtschaftlichen und politischen Entwicklung wurden die französischen Arbeiter mit sozialistischem Geiste erfüllt, und nachdem sie 1864 das Recht, gemeinsam die Arbeit einzustellen, und 1884 das Recht, Fachvereine zu bilden, erlangt haben, haben sie Syndikate gebildet, die mit dem alten

Compagnonnage nur mehr sehr wenig gemein haben. Aber auch von den englischen Gewerkvereinen und den deutschen Gewerkschaften sind sie sehr weit verschieden. „Die Geschichtsschreiber der französischen Gewerkschaftsbewegung", schreibt Sombart in seinem Buche über „Sozialismus und soziale Bewegung", „sind voll von Klagen über die Unfähigkeit der französischen Arbeiterschaft, sich zu ‚organisieren' und vor allem unverdrossen bei einer Organisation zu bleiben und zu ihren Aufgaben regelmäßig beizusteuern. Dieser letzte Punkt scheint der heikelste zu sein. Ein englischer Gewerkvereinler sagte einmal auf einem Kongreß der ‚alten' Internationale: ‚Wenn es sich darum handelt, über Resolutionen abzustimmen, sind unsere französischen Freunde stets bereit, die Hände hochzuheben, wenn sie sie aber in die Tasche stecken sollen, ist keiner mehr da.'"

In der Tat, das ist der heikelste Punkt. Nimmt man alle 66 französischen Arbeitersyndikate zusammen, so berechnet sich der durchschnittliche Jahresbeitrag nach Professor Rist auf 2 Francs 76 Centimes per Mitglied; das ergibt für 489351 Mitglieder ein Jahreseinkommen von 1353260 Francs. Dagegen haben nach Rist die zur Generalkommission gehörigen deutschen Gewerkschaften ein Jahreseinkommen von 59729607 Francs; der durchschnittliche Jahresbeitrag beträgt per Mitglied 32 Francs 60 Centimes. In England betrug das Jahreseinkommen der hundert stärksten Gewerkvereine Ende 1907 62332050 Francs und der durchschnittliche Jahresbeitrag der 1457856 Mitglieder 42 Francs 50 Centimes. Bei den Franzosen der höchste Beitrag 2 Francs per Monat; die Jahresbeiträge gehen dort herunter bis auf 10 Centimes; in England Beiträge von 1 Schilling die Woche!

Erwägt man die große Reizempfindlichkeit des französischen Volkes gegen jede Art der Bedrückung und den ihr entsprechenden tiefen Haß des französischen Arbeiters, wo er seinem Arbeitgeber isoliert gegenübersteht, gegen seine tatsächliche Rechtlosigkeit im heutigen Arbeitsverhältnis, nimmt man dazu die revolutionäre Tradition Frankreichs und die den Franzosen eigentümliche Ungeduld in politischen Dingen, speziell ihre Ungeduld, frei zu werden, und daß der französische Arbeiter, wie die eben vorgeführten Ziffern beweisen, noch ganz unter dem Banne der Denkweise des französischen Kleinbürgers und Bauern steht, für seine Ideale lieber jede andere Art von Opfer zu bringen, lieber Einkerkerung zu ertragen, ja das Leben zu riskieren, als Geld zu zahlen, so begreift man völlig die Herrschaft des revolutionären Syndikalismus in Frankreich und seine sogenannte Philosophie. Er ist nichts anderes als der Ausfluß der Schwäche der französischen Arbeitersyndikate, ihrer geringen Mitgliederzahl und ihrer verhältnismäßig noch geringeren finanziellen Mittel.

Der Grundgedanke des revolutionären Syndikalismus ist der des Klassenkampfes. In diesem Kampfe erblickt er eine erfreuliche Tatsache. Er führe zum Zusammenschluß der Arbeiter gegen Ausbeutung durch die Arbeitgeber und ihre Herrschaft. Er schweiße die materiellen und moralischen Kräfte der Arbeiter zusammen zu ihrer Emanzipation. Aufgabe der Syndikate sei es, das mehr oder minder vage Klassengefühl der Arbeiter zu organisieren, es zum Klassenbewußtsein zu erheben. Sie umfassen alle Arbeiter eines oder verwandter Gewerbe ohne Rücksicht auf deren politische oder religiöse Anschauungen. Doch unterscheiden sie sich von den Gewerkvereinen und Gewerkschaften dadurch, daß diese die Wahrnehmung der Interessen der Arbeiter je eines Gewerbes zum Ziele haben; die Syndikate dagegen hätten die Interessen der Arbeiter jeder Beschäftigung wahrzunehmen. Jene erfüllen die Arbeiter mit Korporationsgeist, was mit der Klassenidee in Widerspruch steht; diese weiteten den Horizont und führten zur Stärkung des Klassenbewußtseins. Mittels der Syndikate vermöchten die Arbeiter direkt in den Klassenkampf einzutreten. Unter der „direkten Tat" oder „direkten Aktion" verstehen die Syndikalisten den Willen der Arbeiterklasse, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, statt ihre Regelung durch Delegation oder Mandat Dritten anzuvertrauen, welche für sie handeln sollen. Ob sie sich gegen den Staat richte als den Vertreter der Arbeitgeber, oder gegen die Arbeitgeber selbst, sei gleichgültig, vorausgesetzt, daß die enterbte Klasse für sich selbst handele, sich selbst erziehe, sich selbst umbilde. Die „direkte Tat" ist nach ihrer Lehre nicht notwendig gewalttätig, sie vermöge aber diese Form anzunehmen. Sie bestehe in einem von den Arbeitern zur Erreichung ihres Endzieles direkt ausgeübten Druck. Als Hauptarten der direkten Tat kennt sie:

1. Den Streik. Er ist's, worin sich nach ihr vor allem der Klassenkampf äußert. Es sei verkehrt, wenn sich dabei die Arbeiter auf die von ihnen angesammelten Gelder verlassen; dann entarte der Klassenkampf zum Kampf zwischen zwei Geldsäcken, bei dem sie notwendig den kürzeren zögen. Der Streik müsse durch Sturm und Drang gewonnen werden, durch schnell und energisch ausgeübten Druck. Daher solle die Finanzlage bei einem Streik nie in Betracht gezogen werden. Dagegen sei es wichtig, die Arbeitgeber durch Überraschung in eine Notlage zu versetzen. Daher sei nichts verkehrter als Vereinbarungen von Arbeitsbedingungen für lange Zeit oder mit langen Kündigungsfristen. Sie gäben den Arbeitgebern nur Zeit, sich für den Kampf vorzubereiten. Mitunter könne man gewinnen, indem man andere Gewerbe zu Sympathiestreiks veranlasse. Völlig verkehrt seien Einigungsämter und Schiedsgerichte. Sie entschieden stets mit Rücksicht darauf, daß auch der technisch schlechteste Betrieb noch fortbestehen könne, also stets zugunsten der Arbeitgeber.

2. Die Marke. Indem die Arbeiter keine Waren kaufen außer solchen, welche mit einer sie approbierenden Marke versehen sind, werde den Arbeitern ihre Macht als Konsumenten zum Bewußtsein gebracht.

3. Den Boykott. Er bringe ihnen ihre Bedeutung als Produzenten und Konsumenten zum Bewußtsein. Er wende sich gegen einen Arbeitgeber, dessen Werkstätte, gegen eine Firma, deren Laden gemieden werden soll.

4. Die Sabotage. Sie ist das berüchtigtste der syndikalistischen Mittel. Als Regel denkt man dabei an Material- und Werkzeugzerstörung, eventuell sogar Gefährdung von Leib und Leben. Das ist irrig. Der Begriff der Sabotage ist viel weiter. Die Sabotage kann sich äußern ebensowohl in der äußersten Ehrlichkeit und strengsten Gesetzlichkeit, wie in empörendster Schädigung von Eigentum. Sie ist einfach zu definieren als systematisches Außerachtlassen des Interesses des Arbeitgebers. Das kann sich zum Beispiel darin äußern, daß man den Kunden volles Maß zuteil werden läßt, oder daß man ihnen die Wahrheit hinsichtlich der Qualität der verkauften Waren mitteilt. In Restaurants hat sie sich schon darin geäußert, daß man gut kocht und sich weigert, schlechtes Fleisch, das geliefert wird, zu verwenden. In anderen Fällen äußert sie sich in dem sogenannten Ca-Canny-System oder absichtlichem langsamen Arbeiten oder, indem man anvertrautes Material verschwendet. Wo Streiks verboten sind, wie bei Arbeitern in amtlicher Stellung, oder wo ein Streik aussichtslos wäre, äußert sie sich durch passive Resistenz. Diese besteht darin, daß man sämtliche erlassene Betriebsvorschriften aufs genaueste ausführt, was regelmäßig zum völligen Stillstand des Betriebes führt. So machten es die italienischen Eisenbahner vor einigen Jahren; die Folge war, daß kein Zug abfahren konnte; oder die österreichischen Zollbeamten, welche die Untersuchung der zu verzollenden Güter soweit trieben, daß sie zum Beispiel bei einer Kiste mit Eiern jedes einzelne Ei auspackten und wieder einpackten. Diese passive Resistenz wird auch aus dem Grunde vor dem Streik bevorzugt, weil man dabei seine Stelle behält, damit auch den Lohn weiter bezieht und etwaige sogenannte Arbeitswillige verhindert, verlassene Plätze einzunehmen. Aber sie äußert sich auch in schlechtem Arbeiten, steigert sich bis zur Zerstörung der Maschinen usw. Man hat gesagt, die Sabotage sei im sozialen Krieg, was die Guerillagefechte in nationalen Kriegen seien. Alles das wird von den Syndikalisten gebilligt; nur eines verurteilen sie aufs schärfste, Sabotage, welche zur Einbuße des Lebens eines Menschen führen könnte.

Aber die Syndikalisten haben außer den Arbeitgebern noch einen Feind — den Staat. Dieser ist ihnen nichts als das Organ der Kapital besitzenden Klasse. Ohne seine Macht gebrochen zu haben, keine Aussicht auf Sieg der Arbeiter. Eben weil der Staat der Feind sei, müßten sich die Arbeiter

jedweder Beteiligung am politischen Leben enthalten. Dagegen sollten sie durch Agitation in Presse und Versammlungen direkten Druck auf ihn ausüben, um von ihm Reformen zu erzwingen; denn nur Reformen, welche durch solchen direkten Druck herbeigeführt oder aufrecht erhalten werden, hätten bleibenden Wert. Soziale Reformen, wie sie die Demokratie den Arbeitern verschafft, hätten nur die Bedeutung, die revolutionäre Kraft der Arbeiter zu schwächen.

Ebenso verwerflich und für die Arbeiter gefährlich, wie die Ideologie von der Versöhnung der Klassen, ist nach der Lehre der Syndikalisten die Idee des Patriotismus. Der Arbeiter habe kein Vaterland. Sein Vaterland sei, wo er Arbeit findet; seine Mitbürger seien die Arbeiter der ganzen Welt. Das Hauptmittel des Kapitalistenstaates, um die Arbeiter niederzuhalten, sei die Armee. Sie werde bei Streiks gegen die Arbeiter gebraucht; sie diene dazu, den Geist der Unabhängigkeit und Revolte unter den Arbeitern zu erdrücken; daher sei die antimilitaristische Propaganda eines der wichtigsten Mittel im Kampf gegen die Kapitalisten und gegen den Staat. Der Antimilitarismus besteht darin, die Propaganda sozialistischer Gedanken in die Armee zu tragen; daher die Syndikalisten den Arbeitern vorhalten, daß sie Arbeiter in Uniform sind, daß sie — wie sie aus dem Arbeiterstand hervorgegangen — einmal in ihre Werkstätten und in ihr Heim zurückkehren würden und daher nicht die Solidarität vergessen sollten, welche sie mit ihren Mitarbeitern in der Bluse verbinde. „Wenn ihr wieder den Rock ausgezogen habt, und an Streiks beteiligt seid, dann seid ihr wie wir in Gefahr, durch andere Soldaten ermordet zu werden" heißt es in dem Manifeste Tom Manns, das zu seiner Bestrafung geführt hat. Sie werden aufgefordert, im Falle von Streiks von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen und im Falle einer Kriegserklärung sich zu weigern, die Waffen zu ergreifen. Für den Fall eines Krieges drohen die Syndikalisten mit dem Generalstreik.

Doch dem Generalstreik kommt in ihren Augen eine noch viel höhere Bedeutung zu. Durch „direkte Aktion" vermöge man zwar dem Staat und den Arbeitgebern wertvolle Reformen abzuringen, deshalb wertvoll, weil sie der Stärkung der Arbeiter für den Endkampf dienen; aber Privateigentum und Lohnsystem könnten dadurch nicht abgeschafft werden. Das vermöge der Generalstreik. Der heutige französische Minister Briand hat, als er selbst noch Syndikalist war, als den Vorzug des Generalstreiks erklärt, daß er „eine Revolution sei, welche mit Handeln auf dem Boden der Gesetzlichkeit beginnt, und die so allgemein ist, daß die Mobilisierung einer Armee zu ihrer Erdrückung schwer, wenn nicht unmöglich sein würde". Dies noch der Gedanke der heutigen Syndikalisten. Der Generalstreik soll alle Klassenunterschiede beseitigen und neue Gesellschaftsformen ins Leben rufen. Wenn die Zeit voll ist, sagen sie, wird er kommen, und in dem

Zustand, der dann folgen wird, wird es kein Privateigentum mehr geben, das Eigentum wird kollektiv sein, das heißt der Gesamtheit gehören. Die Verfügung darüber aber wird den einzelnen Syndikaten zustehen. Das Syndikat wird die Zelle der Gesellschaft sein; aber es wird nicht der Eigentümer der ihm zugewiesenen Güter sein, sondern nur deren Verwalter unter Zustimmung der Gesamtheit. Durch die Arbeitsbörse — das Syndikat der Syndikate — treten alle Syndikate miteinander und mit der übrigen Welt in Beziehung. Sie hat alle statistischen Daten zu sammeln und das Wirtschaftsleben in Gang zu halten. Sie stellt den Bedarf der Menschen an den verschiedenen Orten fest, sowie die zu seiner Deckung verfügbaren Mittel und vermittelt den Austausch der Produkte zwischen Ort und Ort und die Einfuhr von Rohstoffen von außen.

Dabei möchte ich schon an dieser Stelle davor warnen, dieses Zukunftsideal etwa mit dem Bild des Zukunftsstaates, das einige Sozialdemokraten entworfen haben, zu verwechseln. Das Charakteristische der sozialdemokratischen Bestrebungen ist die Leitung der gesamten Produktion von einer Zentralstelle aus. Gerade darin unterscheidet sich der Syndikalist vom Sozialdemokraten, daß er von wahrem Haß gegen jede Art von Zentralisation erfüllt ist. Zentralisation bedeutet Autorität; der Syndikalist als der ausgesprochenste Individualist haßt alle Autorität, wie es denn charakteristisch ist, daß die Grundanschauung der Sozialdemokratie die der fortschreitenden Zentralisation des Wirtschaftsbetriebes in immer weniger werdende Großbetriebe ist, während der Syndikalist vom kleinen Betrieb ausgeht, kleine Bauern, Handwerker und hausindustrielle Heimarbeiter weiter bestehen lassen will; wie denn die Länder, in denen der Syndikalismus seinen Hauptsitz hat, Frankreich und Italien, Länder des ganz überwiegenden Kleinbetriebes sind. Nur in einem besteht ein Unterschied zwischen dem italienischen und dem französischen Syndikalismus. Nach dem italienischen soll jedes Gewerbe selbst durch föderierte Vereinigung die Kontrolle über die von ihm verrichtete Arbeit übernehmen; in Frankreich dagegen soll jede Gemeinde mit Hilfe der föderierten Zweige der verschiedenen Syndikate an jedem Ort die Produktion von allem dem übernehmen, was man braucht. Bernstein hat den Syndikalismus im Gegensatz zum Sozialismus als organisierten Liberalismus definiert.

In diesem Zukunftsgemälde ist kein Raum für den Staat, es sei denn, daß man das Ideal der Syndikalisten selbst Staat nennen will. Aber im Staat sehen sie eine Zwangsanstalt, welche ihnen ihren Willen von außen auferlegt. Im syndikalistischen Zukunftsgebilde soll die Disziplin von innen herauskommen. Wenn die Zeiten voll sind, werden die Arbeiter in sich selbst die schöpferische Kraft finden, um die Gesellschaft neu zu gestalten; die Kämpfe werden sie dazu erzogen haben.

All' das klingt für unsereinen dunkel, und der Mensch, der, wie die Syndikalisten sagen würden, so degeneriert ist, daß er alles verstandesmäßig klar sehen will, wird durch das Dargelegte nicht befriedigt. Das aber — sagen die Syndikalisten — ist eben die Schwäche unseres verstandesmäßigen Denkens und Handelns; es beraubt den Menschen des Enthusiasmus und der Leidenschaft, die allein große Taten zu bewirken vermögen. Alle großen Umgestaltungen der Welt sind nicht von einem klaren Erkennen getragen worden, sondern von einem Mythus. Der Mythus, der die Syndikalisten beherrscht, ist der vom Generalstreik, nach dessen Eintreten, wie nach dem Jüngsten Gericht, ein Millenium Platz greifen wird. Über die Einzelheiten dieses idealen Zukunftsgebildes sei es töricht, sich den Kopf zu zerbrechen. Wenn die Masse einer Bevölkerung sich dazu entschließe, die Welt umzugestalten, wenn ein sozialer Mythus das Bewußtsein aller erfülle, dann gelinge es ihnen auch, auf ihre Umgebung Einfluß zu üben genau so, wie das Bewußtsein des Individuums auf seinen Körper Einfluß übe.

Indes erkennen die Syndikalisten, daß die Kämpfe, sowohl die der Gegenwart als auch und vor allem der große Kampf der Zukunft, die Initiative, das Beispiel und die Führerschaft bei einer zielbewußten und energischen, den Interessen ihrer Klasse dienenden ergebenen Minderheit voraussetzen; denn die gesamte Arbeiterklasse als solche betrachten sie als eine inerte Masse. Jene Minderheit kann ihr Ziel nur erreichen, wenn sie diese Masse mit sich fortreißt und sie an dem Kampf direkt teilnehmen läßt. Sie ist nur die Avantgarde ihrer Klasse, und wenn die Massen nicht hinter ihr marschieren, kann sie nichts erreichen. Somit ist das Vorgehen der aktiven Minderheit antidemokratisch; denn die Demokratie bedeutet Herrschaft der Mehrheit. Aber Mehrheitsherrschaft ist eine Fiktion; in Wirklichkeit legt immer eine Minderheit ihren Willen der Mehrheit in deren eigenem Interesse auf. Wo die Mehrheiten sich wirklich geltend machen, ist es stets als Hemmnis des Fortschritts. Anders die Syndikate. Sie sind nicht die Vertreter der Mehrheit im demokratischen Sinne des Worts. Die Syndikalisten bilden nur eine Minderheit der Arbeiter und können kaum erwarten, jemals deren Mehrheit zu umfassen. Die empfindlichsten, geistig höchststehendsten und energischsten Arbeiter sind es, die in Syndikaten zusammentreten. Sie sind die Mönche der Arbeiterbewegung, welche der ganzen Arbeiterklasse Stärke verleihen. Durch den sozialen Mythus begeistert, bereiten sie die Welt auf die soziale Revolution vor, indem sie sich in unvernünftiger Weise opfern, in ihrem Bestreben, die Übelstände dieser bösen Welt zu überwinden. Sie treten in eine Agitation ein, ohne vorher den allgemeinen Willen festzustellen, reißen die Führung an sich und erwarten Gefolgschaft. Sie erreichten so bessere Arbeitsbedin-

gungen nicht bloß für ihre Mitglieder allein, sondern für alle Arbeiter an einem Ort und in einem Lande. Dadurch wird die Führerschaft, die sie an sich gerissen haben, nachträglich gerechtfertigt. Auf diese Weise führt die aktive und zielbewußte Minderheit die Arbeiter als Klasse ihrer endgültigen Befreiung entgegen. Indem die Syndikalisten die Grundlagen der Gesellschaft allmählich unterminieren, entwickeln sie innerhalb ihres Rahmens die Elemente einer neuen Gesellschaft. Bei einer allgemeinen Erhebung würden die Arbeiter das unterminierte Gebäude hinwegfegen und die aus ihrer eigenen Mitte geborene neue Gesellschaft aufbauen.

Das die Philosophie des revolutionären Syndikalismus. Außerhalb Frankreichs ist die Meinung verbreitet, Georg Sorel und seine Schüler hätten sie geschaffen. Sombart hat dies aufgebracht; andere Schriftsteller haben es von ihm übernommen. Diese Meinung ist falsch. In Frankreich selbst hat man sie stets als falsch zurückgewiesen, vor allem Sorel selbst. Die Philosophie des revolutionären Syndikalismus enthält Anklänge an Programmpunkte längst vergangener Bewegungen. So könnte das, was vom Generalstreik und der Kontrolle des Arbeiters über die Produktionsmittel darin gesagt ist, einem Manifest der englischen Arbeiterbewegung der dreißiger Jahre entnommen sein. Noch mehr erinnert die Philosophie an die von Marx aus dem Felde geschlagene Lehre Bakunins, der selbst mit Proudhon zusammenhängt. Nun ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß viele dieser vagen Vorstellungen wie herbstliche Spinnefäden in der Luft weiter fortgetrieben und von den Arbeitern aufgenommen worden sind. Aber all das ist unwesentlich. Die Philosophie ist aus der französischen Arbeiterbewegung selbst hervorgegangen. Sie ist der Ausdruck ihrer Schwäche. Man hat aus der Not der Syndikate, ihrer geringen Zahl von Mitgliedern und ihrer finanziellen Leistungsunfähigkeit, eine Tugend gemacht. Nicht auf Geldmittel zum wirtschaftlichen Kampfe käme es an, sondern auf Enthusiasmus, nicht darauf, daß man die Mehrheit bilde, sondern daß der Enthusiasmus einer energischen Minderheit die stumpfsinnige Mehrheit mit sich fortreiße, nicht auf eine mit Hilfe gesetzlicher Mittel errungene Besserung der Lage der Arbeiter, sondern darauf, daß man mit Gewalt Arbeitgeber und Staat bezwinge. Es handelt sich um eine dem ungeschulten Hirn der Arbeiter selbst entsprungene Apologie ihrer Unfähigkeit. Sorel, Berth und andere haben nichts getan, als die unartikulierten Stimmen der Arbeiter verdolmetscht und glossiert und dabei Anklänge an die Philosophie Bergsons gefunden. Sorel selbst hat den revolutionären Syndikalismus sogar neuerdings preisgegeben. Er habe nicht gehalten, was er versprochen habe. Viele hofften, daß die Zukunft die Mißstände der Gegenwart bessern würde, aber er fühle, daß er zu alt sei, um fernen Hoffnungen leben zu können. Sorel und Berth haben von

ihrer syndikalistischen Vergangenheit nur ihre Abneigung gegen die Demokratie behalten. Demgemäß versprachen sie Mitarbeiter einer monarchistischen Monatsschrift zu werden. Die hat nun das Licht der Welt niemals erblickt, aber durch die bloße Ankündigung haben sie es mit den Arbeitern verdorben, die trotz aller Kritik, die sie an Parlament und Demokratie üben, doch nichts mehr hassen, als was nach Ancien Régime schmeckt. Wie wenig Bedeutung die Persönlichkeit Sorels für den revolutionären Syndikalismus hat, zeigt, daß sein Abfall von der syndikalistischen Bewegung ohne Bedeutung geblieben ist.

Was nun ist die Verbreitung des Syndikalismus? Er hat nur da seinen Nährboden, wo den Arbeitern jede Hoffnung fehlt, daß ihre Lage sich bessere. Das ist einmal in Ländern der Fall, in denen der Kleinbetrieb oder richtiger rückständige gewerbliche Betriebsformen vorherrschen. Hier befinden sich die Arbeiter in ärmlichster Lage und vermögen daher keine großen pekuniären Opfer für ihre Sache zu bringen. Lord Bacon hat seiner Zeit von allen Menschen gesagt, daß sie lieber Leib und Leben zu riskieren, als pekuniäre Opfer zu bringen bereit seien; das gilt noch heute für die französischen, italienischen, kurz für die Arbeiter aller romanischen Völker. Sie lassen sich einsperren; auch steigen sie auf Barrikaden und lassen sich totschießen; aber zahlen tun sie nicht. Dabei ist es bezeichnend, daß auch unter den französischen Syndikaten diejenigen die gemäßigten sind, welche die höchsten Beiträge zahlen, am besten organisiert sind und die meisten Mitglieder haben. Umgekehrt wird berichtet, daß in Frankreich auch die Führer der Kleingewerbetreibenden, die unter dem Druck des Großkapitals seufzen, mit den revolutionären Syndikaten zu gehen bereit seien. Angesichts des Fehlens eines eigenen, realisierbaren Programms zur Besserung ihrer Lage, übt das revolutionäre Programm der Syndikalisten auf sie besondere Anziehungskraft. Eine andere Kategorie von Arbeitern, denen die Fähigkeit, ihre ärmliche Lage selbst zu verbessern fehlt, sind die in festem Vertragsverhältnis Befindlichen. So wird berichtet, daß in Frankreich der Syndikalismus in den Kreisen der Post-, Telegraphen- und Telephonbeamten und der Lehrer an öffentlichen Schulen besonders viel Anhänger zähle. Das sind alles Leute, die, weil sie selbst schlecht bezahlt werden, keine hohen Beiträge zahlen können; ihr festes Vertragsverhältnis schließt den Streik aus; die zur Sabotage gehörige passive Resistenz ist ihr einziges Kampfmittel. Ebenso steht es mit den Eisenbahnern, wo ihnen das Streiken untersagt ist, oder sich als untaugliches Mittel gezeigt hat.

Ähnlich wie in Frankreich ist's in Italien und Spanien. In Schweden, Norwegen und Dänemark gibt es einzelne Syndikalisten; angesichts der lebhaften Teilnahme der skandinavischen Völker am staatlichen Leben sagt

man aber, daß sie nie Aussicht hätten, dort viele Anhänger zu gewinnen. Immerhin heißt es in dem vor einigen Wochen erschienenen amtlichen Berichte des Königlichen Kommerzkollegiums „Die Aussperrungen und der Großstreik in Schweden 1909", Seite 134, daß die Verzagtheit der schwedischen Arbeiter über die Niederlage der großen und zentralisierten Organisationen in den großen geordneten Kämpfen sie dem Syndikalismus geneigter gemacht habe. Seitdem die Einwanderung aus romanischen und slawischen Ländern nach Amerika so sehr zugenommen hat, gibt es auch dort Anhänger der Syndikalisten; aber die Masse der amerikanischen Gewerkschaften wird als der Theorie des revolutionären Syndikalismus direkt feindlich geschildert.

Wie aber steht es mit dem in neuerer Zeit oft behaupteten Umsichgreifen des Syndikalismus in England?

Daß die ersten englischen Arbeiterkoalitionen syndikalistischen Charakter hatten, habe ich Eingangs erzählt, ebenso wie daß dieser Syndikalismus in dem Maße, in dem der moderne Gewerkverein ausgebildet worden ist, in England verschwunden ist. Aber es war etwas Eigenes mit diesen auf finanzieller Grundlage aufgebauten Gewerkvereinen. Sie waren auf die bestbezahlten englischen Arbeiter beschränkt, auf die, welche hohe Beiträge zahlen konnten. Dagegen hatte es sich lange als unmöglich gezeigt, sowohl die Handlanger der organisierten Gewerbe als auch alle übrigen ungelernten Arbeiter wirksam zu organisieren. Weil jedweder ohne viel Vorbereitung die von ihnen geleisteten Dienste verrichten konnte, war es unmöglich gewesen, durch Beschränkung des Angebots einen Einfluß auf den Preis ihrer Arbeit zu üben. So war es ein allgemeines Diktum geworden, daß die Organisation in Gewerkvereinen, wenn sie auch der Aristokratie der Arbeiterschaft geholfen, sich doch unfähig erwiesen habe, deren unterste Schichten zu heben; ja noch mehr, daß sie jene organisierte Aristokratie zum Sklaven ihrer Geldanlagen mache, die Entstehung von Sonderinteressen innerhalb der Arbeiterschaft begünstige, Gewerbe von Gewerbe und Arbeiter von Arbeiter trenne und die Kluft zwischen dem gelernten und gutbezahlten Arbeiter und dem enormen Rest der Hilflosen vertiefe. Da ereignete sich das noch nicht Dagewesene. Die Londoner Dockarbeiter, deren Elend sprichwörtlich war und die bei dem fluktuierenden Charakter ihrer Bestandteile bis dahin nicht zu organisieren gewesen waren, wurden durch John Burns, den heutigen Minister, Tom Mann, den heutigen Syndikalisten, und H. Champion, einen jungen Aristokraten, im Jahre 1889 organisiert und ein Wunder geschah: die gelernten in der Reederei beschäftigten Arbeiter, obgleich sie die Sache persönlich gar nichts anging, stellten die Arbeit ein, bis die nur allzu berechtigten Forderungen der Dockarbeiter erfüllt seien. Noch mehr! Die ganze öffentliche Meinung Englands und seiner Kolonien trat auf die Seite der Dockarbeiter. Aus

allen Teilen des Reichs und aus allen Klassen strömten die Beiträge herbei. Wenn John Burns, gleich einem Rattenfänger von Hameln, täglich seine Zehntausende vom Ostend zum Westend führte, traten die Ladeninhaber unter die Tür und ermunterten die Vorbeiziehenden durch Zuruf und Unterstützungen. Die Börse brachte in wenigen Minuten einen namhaften Betrag zu dem gleichen Zweck auf. Henry Lafone, ein großer Reeder, zahlte seinen eigenen Arbeitern, als sie aus sozialem Pflichtgefühl mitstreikten, ihre Löhne weiter. Selbst die Interessentenpresse vergaß ihr Bellen. Einem solchen Druck der öffentlichen Meinung konnten die Arbeitgeber nicht widerstehen. Schließlich haben ein Lordmayor, ein katholischer Kardinal, der anglikanische Bischof von London und einige hervorragende Politiker eine Erhebung der Arbeit, wie sie noch nie dagewesen war, zu einem friedlichen Ende gebracht.

Damit schien der Nachweis erbracht, daß die Gewerkvereinsorganisationen auch den Kreisen, in denen sie bis dahin noch nie hatten Wurzel fassen können, Hilfe zu bringen vermögen. Aber bald folgte die Enttäuschung. Sobald sich die öffentliche Erregung gelegt hatte, schon nach wenigen Monaten, hielten sich die Arbeitgeber nicht mehr an die vereinbarten Friedensbedingungen. Eine soziale Revolution auf Grundlage von Enthusiasmus, wie sie der Londoner Dockarbeiterstreik von 1889 gewesen war, läßt sich aber nicht wiederholen. Die Dockarbeiterorganisation besteht zwar fort, in London und ähnlich an anderen Orten, aber nirgends hat sie die elende Lage der Arbeiter zu beheben vermocht. Nicht anders steht es mit den anderen ungelernten Arbeitern in England. So, wenn wir von den Lokomotivführern absehen, die eine starke Arbeiterorganisation haben, mit den übrigen bei der Eisenbahn Beschäftigten, den Ungelernten. Desgleichen mit den Millionen von Heimarbeitern und den landwirtschaftlichen Arbeitern.

Hand in Hand mit den Versuchen, die ungelernten Arbeiter zu organisieren, und mit deren Mißerfolgen war die Ausbreitung sozialdemokratischer Gedankengänge unter den englischen Arbeitern gegangen. Es gelang, eine Anzahl Arbeiter ins Parlament zu wählen. Hier bildete sich sogar eine von den Liberalen unabhängige Arbeiterpartei, ohne deren Stimmen die Regierung nicht die Mehrheit hätte. Aber die Hoffnung, welche viele unter den Arbeitern gehegt hatten, daß es dieser gelingen werde, das „Recht auf Arbeit" durch das Parlament sanktionieren zu lassen und damit allen Arbeitslosen Beschäftigung zu festgesetzten Löhnen oder andernfalls den vollen Unterhalt zu sichern, wurde selbstverständlich getäuscht. Daher denn im Lande eine sehr heftige Kritik an der Taktik der parlamentarischen Arbeiterführer geübt wird. Man ist aufgebracht über das, was man die Dienstbeflissenheit der Arbeitervertreter im Parlament gegenüber der Regierung nennt und beschuldigt sie, durch den Umgang mit den höheren Klassen entnervt, schwach und nachgiebig geworden zu sein.

Dazu kommt eine entschiedene Verschlechterung der Lage der englischen Arbeiter infolge der seit 1896 eingetretenen großen und rapiden Steigerung der Preise. Sie ist weder in den gelernten noch in den ungelernten Gewerben von einer entsprechenden Steigerung der Geldlöhne begleitet gewesen. Dagegen waren in den vorausgegangenen fünfzig Jahren die Geldlöhne konstant gestiegen, während die Preise der Lebensmittel und der übrigen Verbrauchsgüter der Arbeiter gesunken waren. Daher die große Unzufriedenheit, die heute unter den englischen Arbeitern herrscht.

In diese Stimmung fiel die Rückkehr von Tom Mann aus Australien, der sich 1889 nächst John Burns am meisten um die Dockarbeiter verdient gemacht hatte. Australien ist der Arbeiterkontinent. Dort haben die Sozialdemokraten die Regierung in Händen. Aber trotzdem hat er auch dort Arbeitslose gefunden. Daher seine Verachtung für das, was Parlament und Staat für die Arbeiter tun können und sein Bekenntnis zum syndikalistischen Kredo der direkten Tat. Aber er würde bei den englischen Arbeitern keinerlei Beachtung gefunden haben, hätte ihn die Regierung nicht wegen eines Aufrufs an die Soldaten, bei Streiks nicht auf die Arbeiter zu schießen, unter Anklage gestellt. Das hat ihm eine gewisse Popularität verschafft. Desgleichen haben in dem Maße, in dem die Ungelernten in die Arbeiterbewegung einbezogen worden sind, das Fehlschlagen der Hoffnung, mittels Organisation die Löhne entsprechend der Teuerung zu steigern, und der Erwartungen, die man auf die Arbeitervertreter im Parlament gesetzt hatte, zum Wiederauftauchen jener Tendenzen und hier und da auch der Gewalttätigkeiten gegenüber Personen und Material geführt, wie ich sie eingangs dieses Vortrags als regelmäßige Begleiterscheinung der englischen Arbeiterbewegung der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts geschildert habe. Dagegen ist es absolut irrig, hieraus und aus dem Auftreten Tom Manns den Schluß zu ziehen, daß die englischen Gewerkvereine vom Syndikalismus infiziert worden seien. Die Gewerkvereine haben sich sowohl durch den Mund ihrer Führer, als auch auf ihren Kongressen in schärfster Verurteilung sowohl gegen den Syndikalismus überhaupt, als auch gegen den Generalstreik insbesondere erklärt. Selbst die dem Syndikalismus freundlichsten Schriftsteller erklären Tom Mann für den einzigen Syndikalisten in Großbritannien. Desgleichen versichern die sachverständigsten Schriftsteller, wie J. A. Hobson, daß der Syndikalismus als praktische Politik dort nie weite Aufnahme finden werde, einmal weil der englische Arbeiter, bevor er die Gegenwart aufgebe, Klarheit über die Zukunft verlange, die an ihre Stelle treten solle, und er die syndikalistische Zukunft nicht begreife und sodann, weil er ungeachtet seiner Unzufriedenheit mit den Politikern doch niemals darauf verzichten werde, sich der politischen Maschine zur Besserung seiner Lage zu bedienen.

Und wie steht es nun mit Deutschland? Deutschland ist das Land, in dem, wie in keinem anderen, die Sozialdemokratie die Arbeiterklasse beherrscht. Damit ist auch gesagt, daß Deutschland der Herrschaft des Syndikalismus entzogen ist. Gewiß, es gibt eine Anzahl von Lokalisten oder Anarcho-Sozialisten in Deutschland, welche ihre eigenen Preßorgane haben — die Einigkeit, der Pionier —, die von nicht geringer journalistischer Gewandtheit Zeugnis geben. Sie sind gegen die Zentralisation der Kassen und spotten über die parlamentarische Hoffnungslosigkeit der an Zahl so mächtigen sozialdemokratischen Partei. Nicht die Eroberung der politischen Macht, sondern deren Vernichtung sei das Ziel des Proletariats. Zu dem Zweck dieselbe Empfehlung der direkten Aktion, die wir bei Besprechung des Syndikalismus in Frankreich ausführlich erörtert haben. Aber wenn Kautsky auch gelegentlich dem revolutionären Temperament der Syndikalisten seine bewundernde Anerkennung zollt, so ist doch ihr Hauptvertreter, Dr. Friedeberg, am 25. September 1907 durch Schiedsspruch aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen worden, weil er den Parlamentarismus verwerfe und die Propaganda der Gesetzlosigkeit, der Religionslosigkeit, der Vaterlandslosigkeit und des Antimilitarismus predige. Desgleichen haben die Lokalisten oder Anarcho-Sozialisten, wo immer sie in Versammlungen aufgetreten sind, keine energischeren Gegner als die sozialdemokratischen Führer gefunden. Jedenfalls ist ihre Zahl klein. Nach Mitteilungen der Presse über den am 16. bis 18. Mai 1912 abgehaltenen zehnten Verbandstag der lokalorganisierten Gewerkschaften betrug ihre Mitgliederzahl Ende des Jahres 1911 7113 gegenüber 2400018 in den freien, 107743 in den Hirsch-Dunckerschen und 350574 in den christlichen Gewerkschaften Organisierten; dem Kaiserlichen Statistischen Amte haben sie eine Angabe über ihre Mitgliederzahl verweigert.

Und wie steht es mit der Sabotage in Deutschland? Als am 24. März 1912 Professor Ludwig Bernhard seinen Vortrag über die „Zukunft der Sozialpolitik" in Düsseldorf hielt, hat er alles Böse, was er über die deutschen Gewerkschaften sagen konnte, vorgebracht; aber auch er hat nur einen Fall von Sabotage auftreiben können; in diesem einen Falle handelt es sich zwar um ein plötzliches Einstellen der Arbeit ohne vorausgegangene Kündigung, wie es in Deutschland leider noch vielfach vorkommt, nicht aber um Sabotage.[1]) Nun verurteile ich jedweden Arbeitsvertragsbruch, also auch jedwede

[1]) Ich habe dies schon in der „Frankfurter Zeitung" vom 12. Mai 1912 gegenüber Professor Ludwig Bernhard hervorgehoben. Darauf hat dieser in Nr. 143 der Zeitung „Der Tag" vom 21. Juni 1912 seine Behauptung aufrecht zu halten gesucht; aber was er vorbrachte, entsprach nicht dem wirklichen Sachverhalt. Das ist ihm alsbald vom Zentralverband der Maschinisten und Heizer sowie Berufsgenossen

Arbeitseinstellung unter Nichteinhaltung der geltenden Kündigungsfristen auf das allerentschiedenste. Aber Materialbeschädigungen seitens der Streikenden zu böswilliger Schädigung des Arbeitgebers und Arbeitsvertragsbruch sind doch sehr verschiedene Dinge, und nach dem mir in Abschrift vorliegenden Urteil der II. Strafkammer des Landgerichts Dortmund vom 26. Januar 1912 in Sachen des wegen fahrlässiger Tötung und Sachbeschädigung angeklagten Maschinisten Friedrich Schröter hat eine beabsichtigte Sachbeschädigung in dem einen Falle Bernhards überhaupt nicht stattgefunden; daher denn auch der Angeklagte freigesprochen worden ist. Mit dem einen Fall von Sabotage, den Bernhard vorführt, bleibt es also nach wie vor nichts. Wohl aber hat der Zentralverband der Maschinisten und Heizer sowie Berufsgenossen Deutschlands die Beschuldigungen Bernhards zum Anlaß genommen, um ausdrücklich zu erklären, „daß wir gleich anderen deutschen Gewerkschaften nie an Sabotage gedacht haben, noch Sabotage anwenden werden", und die deutschen Gewerkschaften haben jedwede Verantwortung für die Sabotage-freundlichen Betrachtungen des Technikers Richard Woldt in der „Neuen Zeit" vom 5. April 1912 abgelehnt.

Nichtsdestoweniger bin ich der letzte, der bestreiten wollte, daß von der Sabotage eine ernste Gefahr droht. Auch ohne Anwendung gewalttätiger Mittel läßt sie so leicht sich durchführen, daß ihr Vorkommen für die Zukunft keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. In der „Aktion" vom 10. Juli dieses Jahres hat G. Fuchs sogar die prinzipielle Rechtfertigung der Sabotage im Hinblick auf die Überlegenheit der Unternehmerverbände über die Arbeiterorganisationen unternommen. Wenn darin Brutalität liege, so sei zum Beispiel das von den Unternehmern geübte System der „schwarzen Listen" gleichfalls Brutalität, auch wenn es in zivileren Formen als die Sabotage in die Erscheinung trete. Alle Fälle von Sabo-

Deutschlands in Nr. 27 des Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vom 6. Juli 1912 nachgewiesen worden. Ich habe daher keinen Anlaß gehabt, auf den Fall zurückzukommen, wohl aber wäre es an Professor Ludwig Bernhard gewesen, sich demgegenüber zu äußern. Das hat er nicht getan, dagegen hat Professor A. Voigt in Nr 9 der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" es so hingestellt, als ob ich für meine Auffassung ungünstige Nachweise unbeachtet lasse. Die Antwort des gedachten Zentralverbands der Maschinisten und Heizer in Nr. 27 des Korrespondenzblattes zeigt aber, daß Herrn A. Voigt der Vorwurf trifft, den er gegen mich erhebt. Er hat ebenso wie L. Bernhard von der Erwiderung, welche diesem geworden ist, keine Notiz genommen. Die Vorwürfe, welche Herr A. Voigt gegen mich so zu Unrecht erhebt, sind dann von der „Deutschen Arbeitgeberzeitung", dem „Bund" und anderen ähnlichen Organen als charakteristisch für mein Abweichen von „wissenschaftlicher Objektivität", wo meine „Lieblingstheorien" in Frage kämen, nachgedruckt worden!

tage bewiesen eben nur, daß die Verzweiflung über die wirtschaftliche Ohnmacht stärker gewesen sei als die persönliche Anteilnahme des Arbeiters an dem Erfolge des Produktionsprozesses. Und mit Zustimmung zitiert Fuchs das Wort von H. G. Wells gelegentlich des letzten englischen Bergarbeiterstreiks, daß die bürgerliche Gesellschaft wenig von der Organisationskraft der Arbeiterschaft, aber alles von ihrer Verzweiflung zu fürchten habe.

Und ohne mir die Rechtfertigung des Syndikalismus und der Sabotage von G. Fuchs im geringsten zu eigen machen zu wollen, scheint er mir doch den Punkt getroffen zu haben, in dem der ganze Syndikalismus wurzelt und bei dem eingesetzt werden muß, wenn den von ihm drohenden Gefahren abgeholfen werden soll: Der Syndikalismus, der Mythus vom Generalstreik und die Sabotage sind nur Symptome der Verzweiflung, welche gewisse Arbeiterschichten ob ihrer Ohnmacht gegenüber dem Machtabsolutismus der Unternehmer beseelt. Wir haben gesehen, wie diese Gemütsverfassung die englische Arbeiterklasse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Gewalttätigkeiten, blutigen Aufständen, Generalstreiks und verbrecherischen Missetaten getrieben hat. Darauf ist die Periode gefolgt, in der dort die gelernten Arbeiter auf finanzieller Grundlage die Anpassung des Angebots der Arbeit an die Nachfrage organisiert haben, während wirksame Arbeitgeberorganisationen noch keinen Bestand hatten. Sie brachte das Aufsteigen der Arbeiterklasse und mit ihm die Wiederversöhnung der unteren Klassen mit der Gesellschaft. Nunmehr aber haben die Arbeitgeber sich organisiert, und die Kapitalmacht ihrer Verbände ist häufig so überlegen, daß selbst die kapitalkräftigsten Gewerkvereine, die englischen, in den letzten Dezennien nur Niederlagen aufzuweisen haben. Außerdem sind ganz neue Arbeiterschichten, die nicht einmal imstande sind, sich zu organisieren, in die Bewegung eingetreten. Daher die Wiederkehr und Verallgemeinerung jener Verzweiflung, welche die soziale Gärung der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts in England erzeugt hat, und ihr Auftauchen in allen Ländern, welche das gleiche wirtschaftliche Entwicklungsstadium erreicht haben. Es hieße Vogel-Straußpolitik treiben, wenn man behaupten wollte, daß Deutschland dagegen gefeit sei. Vielmehr ist die Gärung unter den arbeitenden Klassen in Deutschland unstreitig im Wachsen. Die Entstehung neuer wirtschaftlicher Herrschaftsverhältnisse und die wachsende Beeinflussung des Staats durch mächtige Sonderinteressen hat während der letzten Jahre zu beträchtlicher Erschwerung im Dasein der breiten Masse des Volks geführt. Einerseits Teuerung, anderseits Niederlagen auf Niederlagen bei dem Bestreben der Arbeiter, ihr Einkommen entsprechend zu steigern, und offen zutage tretende Tendenzen, sie im Gebrauch der Mittel der Selbsthilfe noch mehr zu beschneiden. Daher eine instinktive

Entfremdung der Massen gegenüber dem Staate, welche zu einer wahren Gefährdung Deutschlands zu führen droht. Wer wollte da sagen, daß nicht auch in Deutschland dieselben syndikalistischen Bestrebungen wie anderwärts auftreten könnten!

Nun gibt es viele, welche glauben, gegenüber solchen Gärungen gebe es ein einfaches Heilmittel: die Gewalt. Und gewiß, wo die Verzweiflung zu Verbrechen hinreißt, müssen die Paragraphen des Strafgesetzbuches zur Anwendung kommen. Allein, wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England, so kann auch heute mit Strafen nur wenig erreicht werden, um so weniger, wo der Widerstand einer widerwilligen Arbeiterschaft sich in immer feineren Formen, ja unter Umständen in raffiniertester Gesetzlichkeit äußert. Ein Krankheitszustand ist noch nie durch Unterdrückung der Symptome, in denen er sich äußert, sondern stets nur durch Beseitigung seiner Ursachen behoben worden. Die Ursachen sind klar. Sie liegen einerseits in unserer Wirtschaftspolitik, anderseits darin, daß, weit entfernt davon, daß auf sozialpolitischem Gebiete zuviel geschehen wäre, die Hauptfrage, um die es sich handelt, vom Staate noch gar nicht in Angriff genommen worden ist. Was uns fehlt ist, abgesehen von einer grundsätzlichen Revision unserer Wirtschaftspolitik, vor allem eine unseren veränderten Produktionsbedingungen und sittlichen Anforderungen entsprechende Fortbildung des Arbeitsvertrags. Er ist rückständig in seiner Entwicklung, und ein unaufhaltsamer Krieg gegen die Gesellschaft steht dieser bevor, wenn es nicht gelingt, Ordnungen zu schaffen, welche den Verhältnissen der unter dieser Rückständigkeit verzweifelnden Millionen entsprechen.

Das führt mich zu dem, was ich Ihnen in einem zweiten Vortrage darlegen möchte, zur Darlegung dessen, was in der Ersetzung des individuellen durch den kollektiven Arbeitsvertrag oder der Verwirklichung eines rechtsverbindlichen Lohnminimums die Gesetzgebung anderer Länder bereits geleistet hat.

Sisto e Sesto.

Eine Erzählung aus den Abruzzen.

Von Heinrich Federer in Zürich.

5.

Ohne Widerwort haben Sesto und Poz'do das Urteil verlesen hören. Morgens früh um fünf Uhr gilt es also! Achte hat es schon vom Turm geschlagen. Noch ein paar Stunden ist ihr Leben wert.

Dann haben sie den Priester Zaccaria Mense empfangen und laut und ungescheut voreinander und miteinander gebeichtet, Vater und Sohn. Dem Geistlichen ist so ein Beichten noch nie vorgekommen, so viel Roheit im Tun und so viel Einfalt im Denken, dieses grobe Räubertum und diese Feinheit, ihm ihr Bettkissen unter die Füße zu schieben und mit nackten Knieen auf dem kahlen Steinboden zu liegen, bis er sie absolviert hat. Morgen früh, sagte Zaccaria unter der Türe, würde er nochmals kommen. Eine Stunde vor . . . . er verschluckte das grimmige Wort, etwa um vier Uhr. Ob es so gefalle? Gut! Er wolle sie dann mit seinem Arm kräftig bis zum Leiterchen und mit seinem Gebet bis an die Himmelspforten geleiten. So habe der Papst es ihm auf die Seele gebunden. Nun möchten sie nicht weiter grübeln, sondern tüchtig schlafen. Alles sei ja nun geschlichtet.

Aber ans Schlafen mochten sie jetzt nicht denken. Nur noch sieben Stündlein dürfen sie leben. Gott! und die sollten sie noch verschlafen! Nein, wenn sie je im Leben wach waren, wollten sie es jetzt sein, wach wie nie, wach nicht wie zwei, wach wie zehntausend Wächter des Lebens. Keine Minute soll ihnen entgehen.

Sesto wundert sich über den Papst. Er hat der Witwe in Paritondo Geld für ein Haus und einen Acker und zwei Kühe und eine Stallmagd zugesagt. Sisto ist doch gut.

„Aber er hätte uns grüßen sollen", betont Poz'do hartnäckig. „Er ist stolz. Er tut nicht wie Christus. Christus hat keinen Apostel zu den Sündern geschickt. Er ist selbst zu ihnen gegangen."

„Sei still, Knab!" forderte Sesto. „Wir wollen nicht mehr an das, wir wollen ans Sterben denken, auf daß wir es morgen nicht fürchten, wenn wir das Beil und den Scharlachenen sehen."

„Ich fürchte mich ja gar nicht!" erwiderte Poz'do und reckte seinen abgemagerten Leib und blähte die bleiche Spitzbubennase frech. Es geht ja so schnell vorbei wie ein Schluck Wasser. Wir sagen einander Addio . . . eins . . zwei . . drei . . und wir küssen uns schon im Paradies. Nicht wahr, Vater, so ist es? . . Aber wer soll zuerst gehen? Willst du, Vater?"

Sesto erbebte bei der Frage. In diesen vergitterten und verriegelten Wochen hat er seinem Vaterherzen die lebenslang verschlossenen Türen sperrangelweit geöffnet und seinen Poz'do wie ein Nesthöckerchen in sich aufgenommen und weich gebettet. Erst jetzt ward er Vater und liebte wie ein Vater. Nun könnte er sein Kind unmöglich sehen, wie es vor dem Block abkniet, den Hals bloßlegt und sich den rotverstrubbelten, tapfern Knabenkopf abschlagen läßt. Früher hätte er sich daraus eine Ehre gemacht, zuerst den Sohn wie einen Helden sterben zu sehen und dann dem Henker zu sagen: „Sieh', so sterben die Peretti. Fein hat dir's mein Sohn gezeigt. Nun paß auf, was der Vater kann!" ... Aber dieser Stolz ist vorbei. Sesto ist ein anderer geworden.

„Vater," wiederholt der Jüngling, „willst du zuerst daran? Ich möchte lieber! Ich mache es dir vor. Du sollst dich freuen, wie ich gar nicht zittere, wie ich noch lache zum Tod." Indem er das sagt, lacht er auch schon mit den harten, kieselsteinernen Augen. Schmeichlerisch kniet er zum Vater auf der Matratze und strählt ihm mit allen zehn Fingern den üppigen, verwilderten Zuchthausbart. „Gewiß, dabei bleibt es, ich sterbe zuerst. Dann wird es dir leichter, wenn du nicht zurückschauen mußt: kommt mein Bub auch herzhaft nach? läßt mich nicht zu lang allein drüben warten? Es ist zuerst sehr finster und ernst im Jenseits. Da wollen wir eng nebeneinander gehen. Darum laß mich voraus und komme gleich nach! Nicht wahr, so, Vater!"

„Schatz meines Lebens, niemals, niemals! Laß mich voran! Ich bin dir im Bösen vorangegangen, jetzt will ich auch im Guten zuvorderst sein."

„Vater, wenn ich nur zusehen könnte! Aber ich muß mir das Gesicht verhalten. Und doch möchte ich dich bis zuletzt im Auge haben, und gar nichts anderes, *o dilettissimo padre!*"

„Du wirst es schon aushalten, *Figliuolo mio!* Du bist und bleibst ja doch immer mein starker, munterer Poz'do. Nein, du wirst mit keiner Wimper zucken. Nur lachen wollen wir nicht. Wir wollen weinen, wenn wir können. Es ist nicht zum Lustigsein, wenn man sterben muß ... jetzt schon sterben, bevor ein einziger Knochen müde geworden ist, und einem das Blut noch so heillos ... ach, ich Narr, was red' ich von mir! Nein, aber du, du junger, wildwüchsiger, vollblütiger du ... da du noch so Schönes und Großes leben könntest .. Ach, Poz'do!"

Den Gewaltigen übermannte es von allen Felsen, die Poz'do noch überklettern, von allen Sonntagen, wo er Messe läuten, von allen hübschen Bergtöchtern, unter denen er sein Gespons auslesen könnte.

„Vater, Guter, Liebster, nicht weinen! Tu mir's zu lieb und weine

doch nicht!" heischte Poz'do. Er dachte gar nicht mehr wie der Vater über die Gitter hinaus. So war es nun einmal, also!

Eine kurze Zeit, während der man die Mäuse im Luckenwerk herumknuspern hörte, schwiegen die Peretti. Aber rasch raffte sich auch der Vater wieder auf und meinte ernster als je: „Du hast soeben dem Richter zum voraus verziehen, und dem Henker und allen Plaggeistern, so wie dir Gott im letzten Stündlein verzeihen soll. Aber, Bub, Bub, nicht die Musketieri haben dich aus unserem lieben Dorf dahergeschleppt und nicht der Scharfrichter köpft dich morgen in diesem Loch ... ahi, ich bin's, ich, ich, ich! ... Kannst du mir das verzeihen? Du sagst ja ... weil du das Leben noch nicht kennst. Aber wenn du es kenntest wie ich, oder wenn drüben in der Ewigkeit dich ein Engel aus einer Wolkenhöhe herab über das ganze, herrliche Leben schauen läßt, das du noch vor dir gehabt hättest, o dann wirst du mich da drüben, wo sonst wohl alle Bitterkeit aufgehört hat, noch trotz der süßen Engel und der allersüßesten Madonna, die das nicht hören kann, für alle Ewigkeit verfluchen ..."

„Vater!" fuhr Poz'do bitter dazwischen.

„O wär' ich ein anderer gewesen," grollte Sesto unaufhaltsam weiter, und die Gier des Lebens übernahm ihn auch schon wieder für sein eigenes graues Haar, „wahrhaft, wir stürben morgen nicht, und noch fünfzig Jahre nicht. Wir lägen jetzt im Gras am Satzalpe, wo der berühmte Barbone den Wolf zum Teufel gehornt hat, und besähen uns das heimelige Tal zu Füßen, oder wir äßen jetzt Erdbeeren im Querciawald, oder wir kletterten in den sibyllinischen Gipfeln herum, jagten und schössen auf Adler .."

„Und auf Menschen, Vater, das auch!"

Sesto stutzte. „Ja, ich habe dich morden gelehrt, du hast recht," schrie er auf, „und darum sag ich ja, hast du meinethalb alles verloren, die Berge und die Ziegen darin und die Hütte von Paritondo und das Meßläuten und die Freiheit und die Ehre und das Leben. Dich sollte man am Leben lassen und mich dafür zweimal töten."

„Vater, dummes Zeug, was du sagst, schweig' doch!" trotzte jetzt Poz'do. „Das ist alles nicht wahr. Viel besser weiß ich, wie du mich nie hast mitnehmen wollen. Oft, wenn ihr Mannen euch zu einem Streich fertig machtet, hast du mich auf die Alpe Pigori geschickt für nichts und wieder nichts. Einmal mußte ich an die Schafschur nach Visso und vielmal im Querciawald Eichenrinden suchen. O ja, immer wolltest du mich weghaben. Da bin ich dir aber einmal doch nachgeschlichen. Weißt du noch, über der Majaschlucht, wo ihr ein Feuer machtet, traf ich dich. Die andern riefen: ‚bravo, Poz'do, bravo!' Aber du hast mich ..."

(Poz'do lacht mit allen breiten Zähnen) „halbtot geprügelt und wie einen Hund heimgeschickt. Das zweitemal aber widerstand ich durchaus und da sagtest du: ‚In Gottes Namen, wir können nichts dafür, es liegt im Blut!' So, Vater, hast du gesagt."

Was sollte Sesto darauf entgegnen? Es ward ihm schwerer und leichter zugleich, wie einem, dem man aus der einen Hand nimmt und in die andere gibt. Er war froh, als in das ratlose Schweigen Schritte vor dem Verließ erschollen. Die drei Eisenriegel des Pförtleins wurden weggeschoben. Der Wärter erschien in der Öffnung. Bisher kalt und mit den stummen Äuglein schon zum voraus jede Frage ablehnend, war er jetzt wie ein umgekehrter Handschuh geworden. Er trug ein Körblein am Arm, verneigte sich damit höflich und warf in einem tüchtigen Schwung ein reines Tischtuch über ihren Steinklotz, an dem sie tafelten. Zugleich winkte er den Pagen herein, der hinter ihm noch auf der Schwelle wartete. Dieser trug eine weite Silberplatte auf den Armen mit Krüglein und Tellern und Bechern, die lustig aneinanderklingelten und einen unsäglich feinen Duft von Gebratenem und Gebackenem in diese Hungerzelle ergossen. Überall am Geschirr war die dreifache Krone und das gekreuzte Schlüsselpaar Petri eingestichelt. Der Page hatte aber, das sah man seinem sirupverschmierten Stulpnäslein und dem Kinn und breiten Krausenkragen an, unterwegs wie ein Vogel mit dem Schnabel aus der gehäuften Pfirsichschale stibitzt. Denn an den Henkeln des schweren Tabletts konnte er keinen Finger frei bekommen. Nun hatte er wohl rasch den süßen Verrat ums Mäulchen mit der Zunge säuberlich abgeschleckt, so daß es da wie die lautere Unschuld aussah. Aber die Spitzbüberei an Nase und Kinn, wohin die längste Schelmenzunge nicht reichte, widerlegte ihn gewaltig. „Seid nicht böse", wollte er darum fröhlich bitten. Aber als er nun zum erstenmal mit seinen Salonstiefelchen in so ein entsetzliches, unmenschliches Freiheitsloch klapperte und den Moder der schimmeligen Wände roch und als er gar den schönen, wilden Buben da sitzen sah, wohl einen gleichalterigen und doch schon Ring und Kette an den Füßen und weiß Gott was für Missetaten auf dem Gewissen, ach, da zerrann ihm der Spaß, und er besann sich nur noch auf seinen kurzen Auftrag. Mit wohltönender, aber zitternder Stimme lud er ein: „Signori, erlabet euch! Das Gedeck kommt von Seiner Heiligkeit Allerhöchstselbst. Es ist das Geschirr und Nachtessen des Papstes. Er bittet euch, sich dessen mit so gutem Herzen und so tapferem Appetit zu bedienen, als er sich vor einer Stunde euerer beiden Näpflein bedient hat. Ihr möchtet ihn jetzt und immer brüderlich im Sinne behalten. Gott gesegne euer Essen und Trinken!"

Mit diesem üblichen Tischspruch und einer so melodischen Verbeugung, wie sie nur die Colonnapagen — die Orsini sind stolzer und steifer — hienieden fertig bringen, verabschiedete er sich und vergaß vor dem Ernsten, was er eben gesehen, auf dem ganzen Rückweg seine Dieberei wegzuwischen, obwohl er nun beide Hände frei hatte. Erst als er in die vatikanischen Gärten gelangte und sich plusternd und federnd wie ein Vogel an der frischen Luft und am köstlichen Spritzwasser der Fontana Conti vom Gestank und Grausen jenes Verließes erholt hatte, gewann er die schnelle lose Spatzenart seines Berufes zurück und bespiegelte sich im fackelhellen Wasser. Da sah er nun die Siruptupfe wieder und strich sie lachend mit den weißen Fingerspitzen in den Mund. Es schmeckte auch so noch kostbar.

Viel königlicher benahm sich der andere Knabe im Gefängnis. Mit einem schnöden Blick strafte er das ganze Tafelzeug und sagte dann trocken zum Schließer: „Ach was, wozu nun so hintendrein diese Großhanserei? Was brauchen wir noch Essen und Trinken? Daran hätte man früher denken sollen. Kommt der Korb da etwa auch noch vom Onkel Papst?"

„Nein", erwiderte der Wächter verlegen. „Schon vor Wochen hat ihn ein altes Männlein von den Abruzzen gebracht. Ein Pfarrer oder so was. Er redete bald Latein, bald ein Römisch, das ich noch nie gehört habe. Nun, zu den Gefangenen darf ich nichts ein- und nichts auslassen, bis sie freigesprochen ... oder ... ja ... oder ..."

„Wir wissen schon, sag's nur!" forderten Sesto und Poz'do, einer mild, einer stolz.

„Oder am letzten Tag sind. Und jetzt ist euer Urteil am Tor angeschlagen, und so habt ihr auch den Korb, wiewohl ich nicht begreife, wozu einer diesen blöden Mist so weit her zur Stadt tragen ..."

In diesem Augenblick schoß ihm rot und zischend wie ein Blitz eine Ohrfeige auf die Backe, wie man wohl in ganz Rom runder und vollendeter noch nie eine erlebte. Denn Poz'do hatte schon den Korb über das silberne Gedeck ausgeschüttet. Was war da herausgekollert: ein paar Steine und Erdschollen von Paritondo, einige silbergraue Zweige der Bergolive und der derbe Bart eines Abruzzen-Geißbocks. Und diese Herrlichkeiten, wogegen das ganze Kuppeln- und Säulen-Rom ein zerbrechliches Schachtelzeug war, hatte der Mensch da ... gut, wohl ihm! ... er war schon hinausgegangen! Er hatte wohl noch eine tiefe Reverenz vor der Ohrfeige des päpstlichen Neffen gemacht und wird fürder damit wie mit einer Rangerhöhung prunken.

Nun erst, als den Bergleuten das Abruzzengeschenk da mitten im Silber allein und ohne fremde Augen gehörte und mit der echten Figur

und dem scharfen Geruch der Alpen zu Kopfe stieg, fanden sie, nicht Worte, nein, Schreie des Entzückens.

„Vater, die Heimat!"

„Die Heimat, Poz'do!"

Sie fragten nicht nach da Dia oder wem, der das gebracht haben könnte, auch nicht nach Frau oder Mutter, die das vielleicht geschickt habe. Was war da Dia und was war gar erst Schuora Anizia? Er ein Prete und sie schon vielmehr eine Haushälterin Peretti als Frau Peretti; wie alle diese Gebirgsmütter, nachdem sie den jungen Mann beglückt und ihm Kinder beschert haben, bei allem Mannsvolk und zuerst bei den eigenen Jünglingssöhnen wieder zum Rang einer Magd herabsinken, aus dem sie für eine kurze Festzeit emporgeholt worden waren. Was also war das alles, und wäre da Dia ein Prete wie San Bernardino und Anizia eine Padrona wie die Großmutter Christi! Das da ist Heimat, mehr gibt es nicht.

Der starke Sesto nimmt jeden Erdknollen und jeden Kiesel in die Hand und küßt und segnet ihn mit feuchten Blicken. Und Poz'do riecht am Geißbart und an den verdorrten und doch so lieben Olivenblättern, und in ihren von der römischen Fieberluft entzündeten Augen steigt sie mit majestätischer Frische auf, kühlend und schattend und herzberuhigend, diese wilde, hungrige, verlotterte und doch so unendlich teure Abruzzenheimat. Wie ein helles Wolkengebilde steht sie vor ihnen, das jetzt aus dem blauesten Phantasiehimmel hervorwächst, mit hundert seltenen Gesichtern winkt und dann wieder langsam verrinnt. Sie sehen das elende Geschiebsel von vierzehn Hütten, aber hören darum und daran von weißen Ziegen und gelben Schafen ein süßes Getrappel. Die dunkelgrün niederhangenden Schatten des Querciawaldes spielen darob und noch höher, bald weiß wie Jubel, bald grau wie das Unglück, ragen die Giebel des sibyllinischen Felsenpalastes empor. Ach, das alles steigt aus dem elenden Laub und Lehm da herauf und benimmt den Zweien die Sinne. Was ist doch das für ein Himmel der Paritonder? So hoch wie kein Himmel über Rom und so blau wie keiner ob Neapel und so still wie Gottes Seele, die darin schläft. Drum schweigt an solchem Orte alles und sind auch die alten Sibyllen aus ihrer tausendjährigen Ruhe noch nie erwacht. Nur zwei dunkle Pünktlein leben in diesem Himmelmeer, das Adlermännchen und Weibchen vom Quineshorst. Zehnmal flintenschußhoch nehmen sie täglich um Mittag ihr Sonnenbad, die Adlerin in einem kleinern Kreis sich wiegend und immer zum Nest der Jungen zurückäugend, er aber, in weitem selbstherrlichen Bogen um die Frau und ihre Sorgen herum. Und unten im Menschen-

horst von Paritondo sieht man nun auch junge und alte Menschenvögel. Na, am Stubenfenster lebt und klebt also noch immer der alte Solio, und die Hühner der Teresi und der Purani streiten sich auch immer noch ums Bächlein herum. Auch der Laffe Simione stottert noch immer zur Küsterei hinauf sein: „*Ga . . arr . . rasso . . grasso, fate sempre gr . . arar . . asso!*“ obwohl die arme Anizia immer nur Suppensalat kocht. Und nun ist es ja freilich wahr, am Haus neben dem Kirchlein rätscht Frau Peretti den Hanf über die Dreschklappe. Ist es der Hanf oder ihr eigen Haar, was so grau schimmert? Sie schaut nicht ein einziges Mal auf und hält sich nah ans Gefaser. Sieht sie denn nicht mehr gut oder drückt ihr das Alleinsein schon den Kopf so tief? Jawohl, das müssen wir gelten lassen, untadelig war sie. Wenig Liebe genoß sie. Sie wird wohl wieder heiraten, wenn der Kummer verraucht ist. Weg, weg! . . Doch sieh, es muß Samstag sein. Don da Dia schnauft langsam von Surigno herauf. In die Kirche, Sigrist! Morgen gibt es eine gesungene Messe. Ja, da stehen wir schon mitten drin, aber was ist das für eine Ordnung! Die Weihwasserbecken sind trocken, die Kränze am Altar dürr und die Heiligenbanner voll Staub, auch das ewige Licht knistert und spritzt wie am Erlöschen. Alles ist verlottert, seit wir nicht mehr dabei sind. Aber wie kommt das, die Madonna am Altar steht ohne Stäubchen und Spinnfaden da. Und wie sie nur immer noch so lächeln kann! Ach ihr tut nichts weh! Lächle sie nur! Sie darf ja immer in Paritondo unter den hohen Bergen, im kühlen Kirchlein bleiben und dem Wind und den Ziegenschellen draußen und den wohlklingenden Litaneien in den Bänken zuhören. Hat sie es schön! Schau, schau, wie ihr Lächeln immer größer wird! und doch hat sie noch immer keinen Schleier! oder doch? Was ist nun das, ist das ihr wehendes Haar oder ihr Lächeln oder ist es doch ein heller Schleier? Ja doch ja, es ist ein Schleier, schneeweiß aus ihrer reinen Hand wie ein feiner Mondschein quillend, zu ihnen hinüber. Nehmt . . . Söhne . . meinen Schleier . . . zum Schirm . . zum . . Schlei . . er . . nehmt . . Schlei . . .

Unter diesem Schleierwehen sind Sisto und Poz'do nun doch gegen alle Verabredung eingeschlafen, die Schollen der Heimat fest in die Hand geklammert. Und das Lächeln der Madonna lächelt und der Schleier flattert durch die Träume weiter. Sie atmen nicht wie unter dem Dunkel der letzten Armsündernacht, sondern ganz wie Freie unter einer schönen umbrischen Mittagssonne sich ins Gras legen und, während es ihnen unzählige kleine Wunder ins Ohr flüstert, darüber ein Stündchen einschlafen, um dann fröhlich ihrer lieben seligen Freiheit weiter zu folgen.

6.

Noch sehr spät, als die Laternen auf der mittleren Engelsbrücke schon gelöscht waren, rannte noch der spindelbeinige, kleine, zarte Doktor beider Rechte Vincente Mione in den Vatikan, ein Jurist, der von der Kurie wiederholt in heikeln Prozeßfragen beraten worden war, und heischte dringend und um jeden Preis den Zutritt zum Papst, auch wenn Seine Heiligkeit schon zu Bette gegangen wären, was er übrigens nicht glaube, da er vom Petersplatz das Lämpchen im päpstlichen Studierzimmer noch deutlich bemerkt habe und da männiglich wisse, daß Sixtus nie vor Mitternacht den Schlaf suche. Als es dem Dottore dennoch nicht gelingen wollte, den Durchpaß zu erzwingen, zog er kurz und gut ein federleichtes Tuchpäcklein und einen dickversiegelten, mit derben Daumennägeln petschierten Brief aus dem Magistermantel und sagte: „So bringt wenigstens das noch dem Papst! Es betrifft seiner Heiligkeit armen Bruder."

Binnen kurzem ward der Doktor ins Schreibzimmer verlangt und vom Papst, der ohne Sandalen, barfuß am Pültlein stand, und vom Kerzenschein oder von der Aufregung oder auch vom tagüber tapfer verstellten, aber in überwachter Nacht ganz offenbaren Herzleiden ein fahlgelbes, schwerkrankes Gesicht zeigte, ganz gewaltig angefahren:

„Warum bringt Ihr mir dieses Schreiben erst jetzt, unglücklicher Mann? So redet doch."

„Don Dia wollte es so haben", versetzte der dürre Paragraphengreis, der eigentlich selbst nichts anderes als einer von den vielen mageren Paragraphen seines Faches zu sein schien. In voller Ruhe fuhr er fort: „Erst wenn es mit den Gefangenen schlimm würde, sollte ich Euerer Heiligkeit diese Sachen bringen. Nun habe ich soeben auf dem Heimweg vom Archiv der Konsulta den Anschlag an der Kirche Santa Maria Maggiore gelesen. Da war kein Atem zu verlieren. Ich holte Brief und Säcklein des alten da Dia und da bin ich."

„Wer ist dieser da Dia? Woher kennt Ihr ihn?"

„Er hat mit mir in Perugia Latein studiert und . . ."

„Ein barbarisches Latein, fürwahr", konnte sich Sixtus mitten in einer Sache auf Tod und Leben nicht versagen, einzuflicken. „Wie kann einer *sepuluit* statt *sepelivit* schreiben?" tadelte er mit der ganzen Gekränktheit seines klassischen Empfindens.

„Dieser Mann ist verbauert. Euere Heiligkeit mögen bedenken, daß da Dia seit vierzig Jahren in den obersten Abruzzen pastoriert. Das ist kein Garten für Cicero-Perioden."

„Dottore! zur Sache!"

„Vor zwei Wochen war der alte Pfarrer bei mir. Gott weiß, wie er so weit herkommen und einen Advokaten meines Namens ausfindig machen konnte. Denn weder sein Latein, noch sein Italienisch klang den Hiesigen verständlich. Und kaum daß er mir die zwei Sachen gegeben und gedankt hatte, ist er auch schon wieder verschwunden. Diese Abruzzenkinder bekommen ja alle gleich Heimweh in der Stadt. Aber das rief er mir noch ernstlich nach: Erst wenn es ans Blut ginge, möchte ich Euerer Heiligkeit diese Dinge abgeben."

„Kennt Ihr den Brief?"

„Nicht vom Skriptum! doch hat da Dia in seinem Kauderwelsch mir das Primo und Secundo und Tertio ordentlich klar gemacht."

„Und was meint Ihr dazu? Redet bündig, es ist Schlafenszeit!"

Durch den braungemeißelten Greisenkopf schoß ein Funke jener genialen Schlauheit, die so selten und nur in großen, kühnen Augenblicken Feuer fängt. Seitdem Mione da Dias Auftrag besaß, stand es bei ihm fest, daß er die Rettung der zwei Peretti mindestens probieren wolle. Nicht aus alter Kameradschaft zum Kumpan von Perugia, und nicht aus irgend einer Freundlichkeit für die beiden so interessanten Häftlinge, sondern allein aus einem glühenden und hochtragenden Ehrgeiz heraus, seine juridische Kunst auf die höchste, menschenmögliche Wirkung emporzuschrauben. Aus dieser Gier heraus hatte er sich immer lieber den schwierigen als den leichten Rechtsfällen zugewandt und den siegreichen Sachwalter in geradezu halsbrecherischen, ja, schier unmöglichen Causis gemacht. Man sagte ihm nach, er könne weiß als schwarz und schwarz als weiß beweisen, und wenn er einem Eilenden dartue, daß er stehe, statt zu laufen, glaube es dieser und fange an zu galoppieren. Dem Mione war denn auch schon Großes gelungen. Er hatte Leibeigene aus der Fron der Massari, dieser härtesten aller römischen Herren, befreit; Landgüter den Colonna abgestritten und für die Borghesi erobert oder auch umgekehrt, als wäre die Erde sein; Gottesleugner überführt, daß sie einen Muttergottesaltar gelobt hätten, und ihr nun gar ein Kirchlein bauten; oft war er schief, oft gerade gegangen, aber immer sieghaft. Nur eines war ihm noch nie gelungen, den starren Papst Sixtus aus der Strenge zu werfen und ihm dort, wo man zwischen Schafott und Gefängnis und zwischen Gefängnis oder Geldbuße oder endlich zwischen Geldbuße und bloßem Verweis füglich wählen konnte, den mildern Entscheid abzuringen.

Es kam dazu, daß Mione ein alter Römerbürger war und eigentlich jeden nichtrömischen Papst als Fremdenherrschaft betrachtete. Besonders haßte er wie übrigens seine ganze Gilde die seinem römischen Rechts-

empfinden und den städtischen Privilegien so feindliche bauerngrobe Justiz des Papstes, und so hoch er das Amt ehrte, so wenig konnte er sich mit der rauhen und harten Amtsführung befreunden. Nichts hätte er daher lieber gesehen, als wenn Sixtus einmal über seinem Herzen und damit über einem festen Kanon seiner Rechtsordnung gestrauchelt wäre. Dann hätte der Papst den Ruf des Unparteiischen, auf den er wie auf einen Fels pochte, sogleich verscherzt. Denn dieser Fels hätte einen Sprung bekommen und damit den Glauben an seine Unüberwindlichkeit verloren. Eine Spalte reißt hundert Sprünge nach sich und lockert das ganze Gefüge. Sixtus als ein kluger Mann würde nach einem solchen Fall sich der Politik der Milde zuwenden, um mit seinem Ansehen nicht zwischen Tisch und Bänke zu fallen.

Bis heute hatte Mione schon oft Gelegenheit gehabt, einen Versuch an diesem Felsen zu machen. Aber er hatte ihn nie auch nur leise spalten können und gab die Hoffnung allmählich bei sei seinen hohen Jahren auf.

Aber da kam es noch einmal wie ein großer Wink an ihn, als da Dia ihm sein so karges und so hilfeschreiendes Brieflein vorlas und den Schleier der Madonna aus dem Paket zeigte. Jetzt fing ihn dieser Fall Sisto e Sesto, unter welchem hübschen Wortspiel der Prozeß in allen Sälen und Höfen Roms längst verhandelt wurde, auch zu interessieren an. Da bot sich ja nun eine letzte, gottgegebene Probe seines Genies am Genie des Papstes. Hier spielten Familienblut und Heimatliebe in die Sache, und aus aller Roheit und Verwüstung des Gewissens schimmerten die goldenen Spuren eines ungepflegten, aber wahrhaft kindlichen Glaubens und zogen einen eigentümlichen Heiligenschein um die armen Sünder. Alles aber, was noch nicht sauber war, deckte und überschimmerte dieser mystische Madonnenschleier. Hatte ja doch selten ein Papst der Himmelskönigin so viel Treue und Verehrung bewiesen wie gerade der männlich schroffe Sixtus.

Mit einem weinerlichen oder trotzigen Gefecht von Paragraphen war, wie Mione den hohen Gegner kannte, nun einmal nicht gegen das angeschlagene Urteil aufzukommen. Solch Gebahren würde Sixtus nur verhärten. Nein, Mione wollte einmal seine gesamte Pandektenschlauheit gleichsam auf den Kopf stellen oder doch ins Simple kehren und den Papst von seiner eigenen Position aus anpacken, indem er noch viel strenger als der Gestrenge und noch viel päpstlicher als der Papst plädierte und jede mildere Auffassung oder auch nur die päpstliche Befugnis dazu hochmütig verrammelte und im übrigen das Gefühl als eine Bagatelle leichthin abfertigte. So wollte der abgefeimte Advokat den großen,

geraden Papst zum Widerspruch reizen und in die Opposition bis unter das Fähnlein der Milde treiben.

All das legte sich der Alte jetzt vor und ordnete es der Reihe und dem Werte nach mit der sichern und schnellen Logik aller erfahrenen Juristen. „Einen gütigen Augenblick, Heiliger Vater", hatte er gebeten und sich dann mit gespreizter Rechthaberei und gegen alle Sitte, als wäre das so für seine Sprachkünste nötig, ungeladen auf das nächste niedere Samtstühlchen geworfen, wobei er den Ellbogen auf die Knie stützte und mit den Händen das unsagbar feingehobelte Gesichtlein nachdenklich deckte. Sixtus hörte fünf oder sechs schwere Atemzüge, von denen jeder einen Kodex des römischen Rechts aus dem Busen heraufpumpen mochte. Dieses Schauspielerische mißfiel seinem sachlichen Sinne stark, und gleich schon zum voraus ein weniges gegen das, was nun käme, eingenommen, klopfte er mit dem Knöchel seines kurzen Zeigfingers aufs Tischlein und rief: „Nun, nun?"

„Erlauben Euere Heiligkeit," bat jetzt mit zuversichtlicher Stimme und gar nicht scheuen Augen gegen den Papst hin der alte, helle Schläuling, „daß ich den Brief des biedern da Dia zur bessern Vergegenwärtigung des *Pro* und *Contra* lese, vielleicht laut vorlese!"

„Avanti!"

„Euerer Heiligkeit unwürdiger Knecht im Weinberge des Herrn, Donaldi da Dia, Hilfsgeistlicher von Surigno und Paritondo, hat in den schweren Unfall der beiden Signori Peretti nur drei Dinge zu sagen. Dann ist seine Seele salviert.

Primo: Am Tage der heiligen Justina, Martyrin, 1576, habe ich den alten, armen und immer verschwiegenen Gianbattista Peretti, *aliis verbis:* Euerer Heiligkeit väterlichen Erzeuger, in Paritondo begraben ... *sepului.*"

„*Sepelivi,*" korrigierte Sixtus flink.

„Schon dieser Gianbattista ist unter die Briganti geraten, und ditto sein Sohn und Enkel, woran nicht eine böse Natur in ihnen, sondern allererst, wie ich seit fünfzig Jahren erlebt habe, die Fron und Tyrannei der Landesherren schuld ist. Im Hunger und in der Verzweiflung haben sie erst zu räubern begonnen, *dixi!*"

„Weiter, weiter!" forderte Sisto.

„*Secundo:* Am Tage der heiligen Rosalia von Palermo *anno Domini* 1586, zur Zeit der großen Teuerung, hat Sesto Peretti, *aliis et expressis verbis:* Euerer Heiligkeit Bruder, den Schleier der Madonna, den ich hier im Paketchen beilege und worauf Paritondo stolzer als auf seine Berge ist, mir, Donaldi da Dia, zuhanden der Gräfin Maria di

Montasio übergeben. Dafür mußte die hohe Frau zahlen: vier Faß Fett, zwölf gemästete Schafe, fünfzehn Ballen Leinen und eine Tonne Olivenöl, sowie vier Fuhren Gerste. Das wurde, ohne ein Schlecklein wegzunehmen, in Bausch und Bogen der von der Pest verseuchten und völlig ausgehungerten Nachbarpfarre Surigno überlassen, nebst achtzehn Wagen Holz und Streue von der eignen Paritonder Armut und mit zwei Krankenwärtern und einem Totengräber aus der eigenen Familie. Die Paritonder hungerten und froren in diesem Winter für ihre noch ärmeren Brüder. Den überköstlichen Schleier hat mir die Gräfin mitsamt ihrem eingestickten Wappen geliehen, damit ich ihn als Zeugen meiner Worte Euerer Heiligkeit unterbreite. Ist er nicht schön, Heiliger Vater? ... Seitdem ist die Madonna von Paritondo freilich ohne Schleier. Aber sie lächelt immer noch wie früher. Wenn einer leidet im Ort, so trägt man ihm die Madonna ans Bett, daß er mit diesem Lächeln leicht stirbt oder gesundet. Dieses Lächeln der Madonna sende ich Euch, Heiliger Vater, mit dem Schleier und bitte, gebet es weiter Euerem Bruder und seinem armen Kind, damit sie gesunden und damit Maria auch Dich, strenger, heiliger Herr, anlächelt, ... *ut tibi arridet!*"

Mioni hielt an, aber Sixtus korrigierte den groben Fehler nicht. Es schien, er habe nunmehr viel schwerere Dinge als lateinische Modi auszubessern.

„Das ist alles, was ich zu sagen habe ... oder doch: *Tertio* ...

Tertio: daß Sesto Peretti, Euer Bruder, seit zweiundzwanzig Jahren Sakristan von Paritondo war, der geschickteste Kerzenanzünder und sauberste Meßdiener im Land, der auch alle Samstage den Rosenkranz und die Muttergotteslitanei vorgebetet hat wie ein Cherubim. Und bei solchem Werk haben sie ihn überrumpelt und nach Rom geschleift ... Geschrieben von Don da Dia, Donaldi, *sacerdos*."

Es ist nicht zu sagen, mit welcher Gaunerei der geriebene Alte dieses rührende Schriftstück las, die Worte der Verwandtschaft zog er respektvoll in die Länge, aber schnatterte dafür den Bericht vom Schleier wie einen dummen Schwatz herunter. Ja dort, wo vom Totengräber die Rede war, schlug er mit dem dürren Finger ein Schnippchen und giftelte drein: „Was ist das Besonderes? die Toten muß man doch begraben." Die naiven Zeilen vom Madonnenlächeln las er mit Spott und lächernder Stimme. Mit einem gefühllosen Tone haspelte er die Unterschrift herunter und sagte dann mit essigscharfer Miene: „Mir scheint, hier ist nichts mehr zu sagen als: *fiat justitia!* Mord ist Mord! Daran ändert kein Madonnenschleier etwas. Man möchte ja wohl schier weich werden bei dieser kindlichen Briefschreiberei. Aber spricht

da nicht eher Dummheit als Einfalt aus dem Papier, so entzückend ... *Pastorale con flauto* ... es etwa auch klingt?"

Der Papst war noch ganz erfüllt und warm vom Briefe. Er hörte ihn völlig anders als Mioni ihn las. Aber er merkte die Ungezogenheiten des Lesers gut genug und spürte in ihm mehr und mehr einen Feind des Briefes heraus. Immer unangenehmer ward ihm Mioni und immer mehr entfernte er sich im Geiste vom schlimmen Leser weg und zum guten Schreiber hinüber. Doch als Mioni von Dummheit sprach, zitterte das feine Furchengewebe in der päpstlichen Stirne auf und nieder. Der Zorn, wie eine große Spinne irgendwo in der tiefsten Falte versteckt, brachte das Netz so in Erregung. Mit innerlichster Freude beobachteten die grünen Äuglein des Advokaten diese Wandlungen. Da aber Sixtus sich zum Schweigen zwang, fuhr Mioni mit gutgespieltem Pathos fort:

„Wo käme die Gerechtigkeit hin, wenn ein tüchtiger Kerzenanzünder dafür ebenso viele Menschenkerzen auslöschen dürfte? Oder wann eine hübschgesungene Litanei jedesmal einen greulichen Mord überschriee? Nein, erhabener Herr, hier gibt es kein Ecklein für die kleinste Gnade."

Sixtus winkte hastig, weiter zu fahren.

„Es ist wohl wahr, diese Unerbittlichkeit trifft Euerer Heiligkeit nächstes Fleisch. Aber was ist Halbbruder? Ist das noch Bruder? Ich sage nein. Ein Bröcklein vom gleichen Vater und eine ganze Blutschwemme von der neuen Mutter, so daß jenes Inselchen Ähnlichkeit von diesem Meer der Fremde und Kälte im Nu verschluckt ist. Nun gar erst, wenn so ein Mensch ..."

„Dottore!"

„Wenn der wilde Vagabund sich ein Menschenalter hindurch nie um seinen erlauchten Verwandten bekümmert hat und stolz für sich hinlebte, bis jetzt, gerade jetzt, wo er ihn fein profitieren kann, ah, da gibt es kein *jus fraternum* mehr. Überhaupt: kann ein Papst Verwandte, kann er Vater, Mutter, Bruder oder Schwester haben? Ich sage nochmals nein. Ein Papst ist einsam. Entweder er hat keinen oder die ganze Welt zum Bruder. Das ist sein Los. Wir andern Menschen," plauderte Mioni hier mit boshafter Herzlichkeit weiter, „ja, wir nisten uns in die Liebe von Vater und Mutter wie junge Vögel und wir küssen den teuern Bruder und umarmen die unvergeßliche Schwester und wir bleiben bis zum Tode ins gleiche innige Fleisch und Blut verliebt. Und wir sind selig und stolz darin. Aber", fiel er plötzlich in einen eiskalten Ton, „solche Gefühle sind dem Statthalter Christi nicht erlaubt. Ich bestreite sein Recht auf jegliche Freude des Familienblutes."

Die zornige Spinne zappelt immer heftiger im hundertfältigen Netz auf und nieder. Wann wird sie sich auf das übermütige Insekt stürzen?

„Ich weiß wohl," trägt Mioni großartig vor, „Mensch ist Mensch. Auch Euere Heiligkeit bleiben auf dem obersten Stuhl der Welt Mensch. Dennoch, wie sollte es in unserem Fall eine Überwindung kosten, die Menschlichkeit für einen Augenblick zu vergessen, hier, einem elenden und gemeinen Strauchritter gegenüber, der ..."

„Dottore!"

„Verzeiht, Heiligkeit, aber ich sehe nichts Übermenschliches darin. Wie oft muß ein Vater sein Kind im Stich lassen! Wie oft sogar ein Bruder den Bruder dem Gericht überliefern! Was ist da Großes? Und nun erst so einen Stiefbruder! ... Dazu, Euere Heiligkeit haben nicht bloß die besondere Gnade der Gerechtigkeit von oben, auch die Naturanlage macht es Euch leichter als sonst wem, streng zu sein sogar da, wo man lieber mild wäre. Die ganze Stadt hat darum das Urteil über die zwei Peretti schon genau gekannt, lange bevor es angeschlagen wurde. Der junge Ubaldi Colonna hat eine schwindelige Summe gewettet, daß das Paar hingerichtet würde, und kein einziger Orsini, nicht einmal der Waghals Arrigo di Fanciolla, hat auch nur ein kupfernes Gegengebot gemacht. Das Beil für Sesto und Poz'do war eben für Rom seit Wochen eine ausgemachte und wohlgeschliffene Sache. Euere Heiligkeit haben die Hände gebunden. Ihr könnt nicht mehr anders, auch wenn Ihr wolltet, auch wenn Ihr dürftet ... jetzt müßt Ihr, müßt Ihr so!"

„Dottore!" Das Spinnetz drohte zu zerreißen.

„Aber wir kennen Euere Heiligkeit. Ihr wollt auch nicht anders wollen oder dürfen. Die Gerechtigkeit schimmert Euch von der Stirne so unbestechlich, so rein und kalt wie die Mosestafeln ...."

„Ja, und so unzerbrechlich!" gewitterte es jetzt von dem Pültlein her unwiderstehlich los, „Dottore, meint Ihr nicht auch so? Ihr seid heute in der Bibel so übel belesen wie in der Menschenseele, scheint mir. Diesmal habt Ihr zu grob geschnitzt. Ich erkenne Euch und lasse mich nicht nach Euerem Kopf beschwatzen. Versteht, ein Papst kann binden und lösen ..., auch wieder lösen, was er selbst gebunden hat. *Fiat Justitia*, ja! Aber die Gerechtigkeit kann man stillen, auch ohne daß man ihr immer Blut zu trinken gibt. Ich will ihr einmal Milch für den Durst geben. Das darf ich. Geht, Dottore, ich danke Euch für das Wahre, was Ihr sagtet. Das Falsche habe ich schon in den Wind geschlagen."

Dreimal bog der alte Jurist mit respektvoller Kälte das Knie und

jedesmal jubelte seine graue, aber zähe Römerseele hellauf: und ich hab' dich noch ganz anders gebogen, deine Seele gebogen, für immer gebogen!

So schien es. Alle Festigkeit des Papstes, so wie er sich allein wußte, war dahin. Er drückte die breiten, kurzen Hände aufs Herz, jetzt sah es ja niemand, und zählte das Klopfen. Wie ungeregelt, einmal übereinander schlagend, einmal fast einschlafend! Nicht einmal da innen kann ich Ordnung halten, dachte er bitter, und da wollte ich den Puls der Welt regeln! Aber das klopfte ja da innen schon längst unordentlich. Das ist eben nur ein Mechanismus, basta! Da hapert es immer bald. Aber nein, auch mein Wollen ist anders geworden. Ich zaudere. Geht mein Leben am Ende doch schon zur Neige? Die Ärzte sagen, ich lebe noch lang, übers Jubeljahr hinaus, wenn ich nur das Herz schone. Das Herz sei schwächer als der Kopf in meinem Organismus. Ich fühl's, ich fühl's! Oder ist es heute auf einmal so stark geworden, daß ihm mein Kopf nicht mehr folgen kann? Was red' ich da unsinnig? Ich fiebere wohl schon ...

Unschlüssig lief er hin und her und stand endlich vor dem Päcklein still. Da setzte er sich und wollte die Schnürung aufreißen, aber das ging nicht. Ein Messer! Nein, entschied er, nun will ich doch sehen, ob ich mich nicht meistern kann. Und er begann mit erzwungener Geduld die Verknüpfung zu lösen. Es ging nicht leicht mit so kurzen, klobigen Händen und in einem Augenblick, wo ihm das Blut durch den ganzen Leib bis in die Fingerspitzen hinaus quecksilberte. Aber zusehends ward es ruhiger. Mit jedem Knoten, den er mühsam löste, ging auch etwas wie ein Knoten an seinem Herzen auf. Immer leichter ward ihm. So leicht wie von keinem Aderlaß der Ärzte. Als der letzte Knopf aufsprang, war es Sixtus, als sei auch der letzte Druck von seiner Seele gewichen.

Er wickelte den Umschlag auf. Per Dio, da wallte wie eine weiße, durchsichtige Wolke der Lilienschleier der Madonna von Paritondo auseinander. Das schimmerte und duftete über den grauen Büchertisch wie ein niedergegangener Mai. Und es lispelte und betete und lächelte daraus wie von tausend federknisternden Engelchen, die wohl hinter so einem Morgengewölk ihre himmlischen Späße treiben mochten. Der Papst mußte die Armlehnen fassen, so wonnig schwindelig wurde ihm von dieser geschickten und heiligen Zierlichkeit da. Aber durch all das geheimnisvolle Geflüster meinte er einen kurzen gewaltigen Krach zu hören, wirklich wie von zu Boden geschleuderten und verscherbten Steinen. Die Mosestafeln! War es nicht dort niedergegangen, wo Heli mit gebrochenem

Hals unter dem eigenen Richterstuhl lag? War das eine Drohung oder hieß es vielmehr: das alttestamentliche Gesetz der Härte sei nun auch für Sixtus gebrochen und das neue der Milde hebe an?

Noch einmal sträubte sich die Gewaltnatur des Papstes und stand seine ganze eiserne Vergangenheit mit ihrem glorreichen Nimbus gegen die Gnade dieses Augenblickes auf. Sixtus Quintus, dein Ruhm ist auf dem Spiel, mehr noch, dein Ruf, deine Macht, die ganze Herrlichkeit deiner Autorität. Du wirst wie alle andern gezeichnet: nepotenliebend, zuzeiten wohl erhaben und streng, aber zuzeiten, wenn der laue Wind der Rücksichten weht, parteilich und weichmütig.

Jedoch aus dem Schleier der Madonna lächelt es immer himmlischer, als wäre die holdselige Gottesmutter selbst dahinter, so süß und heilig wird die Musik dieses Lächelns. Wie kann sie nur so lächeln? Müßte sie denn eigentlich nicht auch verhärtet dreinblicken, stumm, richtend? Man hat ihr den Schleier genommen, ach was, den eigenen Sohn hat man ihr genommen. Müßte sie nicht die ganze Erdenschaft darum mit Zorn heimsuchen? Nein doch, sie lächelt. Sie hat trotzdem nicht Mutter der Härte, sondern Frau der Barmherzigkeit heißen wollen. Sie will uns nicht erschrecken, sondern erfreuen, nicht töten, sondern lebendig machen. Und keineswegs das Schwert von ihrem Diener Michael, sondern die Lilie vom Erzengel Gabriel will sie tragen. Niemals hat sie: Schuldig! immer nur: Gnade! gesprochen. *Gratia plena* heißt sie ja.

O mein Gott, Grazia ist wohl mehr als Justitia. Durch Gerechtigkeit geht die Welt wie im Schnee unter, aber durch Gnade blüht sie auf und wird schön und heilig wie im Maien. Und die ganze Weltregierung von Adam bis heute war doch die reinste Gnade immer. Da sollte denn ich, der kleine Winzerbub, den Globus zurückdrehen und sagen: jetzt hört das auf mit der Gnade, jetzt beginnt wieder die graue Ordnung der Gerechtigkeit.

Ei, ei, wie der Schleier webt und lebt, wahrhaft wie von einer herrlichen Gestalt getragen, hin und her, her und hin, und musiziert sich am Ende gar in ein allerschönstes Finale aus:

Mein Lächeln, hörst du's, schattiger Mensch, mein Lächeln bringe du sogleich dem Bruder und seinem Kind, daß auch sie wieder lächeln, und daß dann auch du vielleicht, unfröhlicher Diener meines Sohnes, ein Glütlein dieses Lächelns bekommst. Ich bin das große Lächeln des Himmelreichs. Ohne mein Lächeln ein wenig mitzulächeln, geht da niemand ein.

Der Papst raffte sich vom Stuhle auf und schüttelte kräftig die Klingel. „Mögen denn die Menschen sagen, was sie wollen, mir

sogar Heli, Heli! schreien, heute will ich lächeln", murmelte er mit einem prachtvollem Troß.

Wie ein Taufglöcklein begleitete das muntere Geschelle dieses Gebrummel. In der Tat, da war auch ein neuer Mensch geboren, wenn schon mit grauem Haar und einem alten, tiefen Baß.

„Di Zucco, bringt Fackeln und Diener, wir gehen zur Engelsburg!"

7.

Dicht nebeneinander im Verließ liegen Vater und Sohn Peretti und schlafen seelenruhig, obwohl der Mond sich voll und dreist durchs Gitter hinein auf ihre Gesichter legt, als fände er in ganz Rom nichts, wo er seine kalte Seele besser wärmen könnte. Sie haben ihre Matten aus der Nische in den Estrich hinausgezerrt, um noch bis zur letzten Minute beisammen bleiben zu können. Der eine hält dem andern seinen Arm zum Kopfkissen unter und in so enger, herzklopfender Einigkeit haben sie auch den gleichen Traum.

Sie träumen, daß die Madonna daheim wieder ihren Schleier trage und nun vom Altar steige und den langen Weg aus dem Gebirge zu ihnen hinunter nach Rom nehme. Durch die unendliche Nacht, die zwischen den Sibyllengipfeln und den Stadttürmen liegt, kommt sie fern, fern, auf einem dünnen, goldgrünen Sträßchen daher, das wie ein Mondstrahl glänzt. Sie sehen nur, wie ihre Silberfüße flink unter dem blauen Rocksaum vorwärtsschnäbeln, so flink, daß man es nicht zählen kann, und wie der Schleier gleich einem weißen feinen Nebel hinter ihr nachwallt, und wie sie gar gütig nach ihnen blickt. Sonst ist nichts als lautlose, glanzvolle Ruhe in diesem Bild.

Über Schluchten und Pinienwipfeln wandelt sie so auf dem feinen Strahl, eilt siebenmal über den siebenmal geschweiften Tiber und sein urweltlich summendes Wasser, fährt nun schon ans gregorische Kastell und schießt wie ein Blitz durch die Stadtmauer, weicht keinem Turm und Tempel aus, spaziert mitten durch die gefüllten Palazzi wie eine Sonne und gelangt jetzt schon an die Engelsbrücke. Wer kann ihr Gitter vorschieben und Schlösser vorriegeln? Sie lächelt so spöttisch als ihr Unschuldsgesicht kann und tänzelt dann mitten durch die dreimal gesperrte Brücke. Keiner der zwölf Musketiere sieht sie. Aber die Marmorengel auf den Strompfeilern klappen respektvoll, wie bei der großen Parade an Allerheiligen, ihre Fittiche in einem Tempo zusammen und salutieren famos. Nur der älteste von ihnen kommt ein wenig zu spät, weil ihm eine der vielen Wasserschnaken gerade im feierlichen Moment in die himmlische Nase fuhr und sich fast nicht mehr

herausschneuzen ließ. Auch die heiligen Bischöfe und Äbte auf einigen Sockeln machten den Salut nicht mit. Sie waren mit den Armeeordres des Himmels noch nicht so vertraut wie die ewigen Engel und beugten dafür ihre bärtigen Häupter bis zum Gürtel. Aber der Erzengel oben auf der Burg senkte schweigend Speer und Wage, als wäre er einstweilen außer Kommando gestellt.

Nun fährt sie unten durchs Burgtor, so viele Gurten und Ketten auch daran sind, in den Hof hinein. Der Torwärtel schreit auf, die Schließer laufen daher und die Schildwache marschiert klirrend auf, um die Erscheinung in Handschellen zu legen. Torheit! die Madonna lächelt sie nur ein wenig an und da fallen Pike und Pistole wie dürres Laub von ihnen. Sie müssen niederknien und die Hände falten. Sie können nicht anders.

Nun weht sie die Gänge und Wendeltreppen herauf. Jetzt steht sie vor ihrem Kerker. Das funkelt durchs Schlüsselloch herein wie ein Stern. Die Türe springt auf. Sie wallt herein. Sie lächelt. O Gott, sie lächelt das alte, heimatliche Lächeln.

„*Misericordia!*" betet Sesto im Traum.

Sie aber tritt ganz nahe an die Schläfer heran. Jetzt löst sie den Schleier vom Haupt, unglaublich! und läßt ihn wie weiche, kühle Schneeflocken auf ihre fieberigen Leiber fallen. Wie das kühlt! Werdet gesund! spricht sie wie je und je am Bett der todkranken Paritonder. Wahrhaft, das hat sie gesagt: werdet gesund!

Und sehnsüchtig wie wirklich ein sieches Büblein streckt Poz'do die Hand nach ihr aus und flüstert: *O Madonna Mamma mia!*

Da lächelt sie schöner als zehntausend junge rosige Mütter zusammen und spricht: *Grazia, figliuoli miei, grazia!* ... Aber schon ist das keine Madonnenstimme mehr. Das ist wie von der Zunge des Herrgotts gedonnert.

Davon erwachen die Träumer sogleich völlig und erblicken ... den Papst! Er steht vor ihnen im weißen Talar, in den sein aschgrauer Bart niederrieselt. Sonst ist alles weiß an ihm, das Cingulum, das Schultermäntelchen und das Tonsurkäpplein. Sogar das Brustkreuz, das er nicht an einer goldenen, sondern an einer eisernen Kette trägt, blitzt glashell von Diamanten. Aber das Weißeste von allen ist der Schleier der Madonna, der ihm vom Arm auf die Schläfer niederhängt, etwa so wie ein lichtes Kirchenfähnlein tröstlich aufs Volk herabschaut. Zwei Fackelträger stehen rechts und links vom Papst, dahinter der Kommandant der Festung mit vielen Schlüsseln und Don Zaccaria und einige Nobelgardisten.

Pož'do sperrt die wasserdunkeln Augen gewaltig auf, kann dies große, weiße Bild nicht auf einmal fassen und schreit wirren Sinnes: „Ist's schon Zeit zum Sterben? .. Vater, sieh auf!"

„Misericordia!" ruft Sesto zum zweitenmal und jetzt weiß er klar, was und wem er es sagt.

Schon lange hatte der Papst vor ihnen gestanden und ihre Gesichter studiert. Ja, das ist sein Bruder mit der zweimal gebogenen Perettinase, der überhohen Stirne, von der so buschig fast in die Augen hinein die Brauen wachsen, und mit dem harten, starken, steinigen Hinterkopf. Und das ist sein Nepot, dieser lange, magere Knabe, mit noch tiefern Brauen, noch kühnerer Nase, noch wilderem Hinterkopf und mit dem wölfischen Gebiß, dessen obere Reihe er hart ins Kinn hackt. Das sind sie, das sind sie! Nur die gespaltene, volle Lippe und das rötliche Strupphaar ist ihm fremd. Das und auch ihren Riesenwuchs müssen sie von einer stürmischeren und wuchtigeren Mutter her haben. Aber alles andere ist Familiengut. Es sind Peretti. Er fühlt es deutlich am eigenen Leib, das ist sein Fleisch und Blut.

So wie dieser Mann sah vor fünfzig Jahren unser Vater aus, sagte sich der Papst, als er von mir Novizlein unterm Kreuzgang in Montalto Abschied nahm. Ich sah ihn nie wieder. Und so wie dieser Jüngling habe ich damals selber ausgesehen, kleiner zwar, aber auch mit meinen frischen fünfzehn Jahren schon so mager vom Hungern und schon so verzehrt vom Drang und Eifer nach etwas Besonderem. Auch die Zähne biß ich so ins Kinn, weil ich nicht wußte, wohin mit aller Kraft. Und so ein mutiger Tag und so eine sicher und tiefschlafende Nacht blitzten damals auch noch aus meinen von Welt und Weisheit unbestaubten Knabenaugen.

Aber nein, so schmal war ich doch nicht, selbst als Bettelschüler in Ancona nicht wie der Bub da. Auch so zerworfen trug ich nie mein Haar und Habit und so vergrübelt nie meine Stirne, wie diese armen Genossen. Schau, schau, nicht der Alte, auch der Junge hat schon Narben ins Gesicht gekerbt. Das kommt von der Wildheit ihres Lebens. Aber warum kamen sie denn auch nicht aus ihrer Verwahrlosung heraus zu mir und holten sich Geld und schöne Kleider und ein fettes Amt oder ein Futterplätzchen und dazu den Hut der Cavalieri? ... Diese Rauhen, diese Stolzen!

Was krampfen sie denn da in den Fingern? Zünde näher, Diego! Gott Italiens, ist es nicht ein Brocken Erde und ein grünes Laub von daheim? Wahrhaft, einen Fetzen Heimat und Freiheit haben sie im Gefängnis behalten und lassen ihn nicht aus der Faust. O Jugend, o Vaterland, o Liebe, wie geschieht mir!

Dem alten Papst wird immer seltsamer. Diener und Schmeichler und Künstler und Kämpen kann er genug haben. Aber bei diesem Pack ist alles nur Ehrfurcht, Pflicht, Gewohnheit und alles ist darum kalt wie der Marmor des Vatikans. Und das macht unsereinen wohl so hart, so streng, so herrisch. Wenn ich doch nur immer so etwas um mich gehabt hätte wie hier, etwas so Freies und Strammes in aller römischen Weichlichkeit, und etwas so Zutrauliches und Herzliches in aller Heimatlosigkeit des Hofes, etwas, was so Hände voll Jugend entgegenstreckt wie dieser erwachende Jüngling und so in süßester Verwechslung von Erde und Himmel schreit: *Madonna Mamma mia!* ... und wieder etwas, was so sehnsüchtig ruft: *Misericordia!* mit einer Stimme und einem Blick, die mir warm machen, die von mir fordern dürfen, wie Bruder vom Bruder alles fordern darf, ... etwas, das ich duzen könnte von Seele zu Seele, ach, bis heute fand ich's nicht. Nun ist es da, hier zu meinen Füßen. O Liebe, späte Liebe, was machst du aus mir?

Sixtus kann nicht anders, er muß in die vier wunderlich offenen Augen, die zu ihm aufstarren, zweimal und dreimal rufen: „*Grazia, figliuoli miei, grazia!*"

„Der Onkel, Vater," jubelt jetzt Poz'do, „der Onkel Papst!"

„Ich bin's, ja, ich bin's," beschwört Sisto, .. „aber die Madonna ist's, die euch rettet. Ich allein könnte es nicht. Ich bin nur ein Mensch wie ihr, dein Bruder, Sesto, ... dein Onkel, Poz'do, wirklich und wahrhaft!"

Und damit sie es sicher glauben, kniete der heilige Vater nieder zu den zweien und küßte Bruder und Brudersohn innig auf Mund und Wangen, wie Christus einst den Petrus und Johannes geküßt hatte.

„Habt keine Angst", fuhr Sisto fort. „Hier bring ich euch den Schleier der Madonna, weil ihr am Sterben waret. Sie schickt mich, daß ich euch ihr Lächeln und damit die Gesundheit bringe. Wohlan, das Leben ist euch geschenkt, ihr seid frei! Nehmt den Schleier und traget ihn euerer Madonna zurück!"

Nach diesem Augenblick wehrlosen Herzens erhob sich der Papst langsam, sah seine Umgebung wieder und gewann allmählich seine knochenfeste Haltung und die gewohnte pontifikale Würde zurück. Doch schien sein ganzes souveränes Gehaben wie durch so einen Madonnenschleier gemildert zu sein. Seine imposante Stimme, die auf den jungen Poz'do mehr als alle übrige Majestät des Onkels Eindruck gemacht hatte, rollte jetzt wie ein ferner, aber keineswegs unwirksamer Donner über ihre Köpfe:

„Die Madonna hat euch gerettet, ich allein konnte es nicht. Lasset mich das wiederholen! Aber auch sie kann es vor ihrem Sohn, dem Jüngsttagrichter, nur verantworten, wenn ihr nun eine würdige Sühne leistet."

„Che si, o che si!" tönte es hoch wie Trompete und tief wie Posaune mit beschwörender, unüberwindlicher Gläubigkeit zu ihm empor.

„Ihr habt eine schwere Schuld zu büßen. Wohlan, ich weiß jetzt wie. Da habt ihr ja eine Erdscholle und eine Pflanze in der Hand. Gut, das sei euer Wappen, Cavalieri di Terrapianta! . . . Ihr wisset, die Heimat, woher diese Scholle stammt, liegt von Krieg und Teuerung und von der Faulheit vieler, aber auch von eueren wilden Sünden wie eine Wüste darnieder. So gehet denn und sammelt euere Spießgesellen und reutet und bebaut den armen Boden, leget Äcker an und pflanzet Förste und säet Korn und Klee und Hirse und dämmt die Bäche und haltet eine schöne Zucht von Vieh und wehrt dem Raubtier sowohl oben im Gebirge, als auch, wenn es sich wieder rühren will, in euerem rauhen Herzen! Das gibt ein schweres Leben und ihr müßt schwitzen und bluten, wo ihr früher Schweiß und Blut von anderen abgefordert habt. Aber es ist ein tapferes Leben, ein rechter Ritterberuf der Cavalieri di Terrapianta und macht euch froh und euere Kinder und Kindeskinder lachen. Im Namen der hochheiligen Madonna! wollt ihr?"

„Ja, heiliger Vater, ja, Onkel Papst, wir wollen, wir wollen . . . sogleich ans Werk und immerfort dabei!"

Sie sprangen empor, als ginge es mit zwei Schritten in die sibyllinischen Täler hinauf. Aber sogleich fielen sie in die Knie zurück. Denn die Fußketten von Knöchel zu Knöchel hemmten sie noch.

„Nicht zu hitzig, Brüder", mahnte Sixtus mit einem leisen Anflug von Spaß. „Da wollt ihr ja ungesegnet vom Statthalter Christi rennen und habt doch den Segen nötiger als irgend eine arme Seele. Empfanget ihn jetzt wie brave Christen, das übrige", er wies auf die Fesseln, „wird sich dann leicht machen."

Darnach emfingen sie unter Fackelschein nnd Kettengeklirr demütig den apostolischen Segen. Die sozusagen mitgesegneten Fußeisen legten sie der Madonna daheim zu Füßen, und wenn man später in den Abruzzen „Maria von den Ketten" sagte, wußte der hinterste Mensch, was da für ein Gnadenbild gemeint sei.

Und nun ward landauf, landab eine große Sühne mit Gertel und Axt geleistet. Das nötige Geld und Geschirr, Gesäm und Zugtier schenkte der Papst, und droben von Spoleto und Foligno weg bis unter die erstaunten Steingesichter der Sibyllen ging ein Geschaufel und Gehämmer los, als

müßte man in unseres Herrgotts Taglohn ein zweites Paradies für ein neues Menschentum einrichten.

Ein Paradies erblühte nun gerade nicht. Auch blieb es beim Adam und der Eva der alten Weltordnung. Doch ward die finstere Wildnis zu einem gedeihlichen Milch- und Obstland umgeschaffen und auch die dunkle Seele dieses Menschenschlages nahm ein zahmeres und helleres Wesen an. Die Männer wurden weiblicher, was reichlich not tat, das heißt, sie lernten nach dem herzlosen Hammerschlag des Werktages abends mehr und mehr die Süße des Feierabends, die Erquickung des Weibes und den Segen ihres stillen, guten Herdes lieben. Und die Frauen wurden männlicher, was ebenso dringend geboten schien, das heißt, sie zogen keine Hosen an, sondern klopften vielmehr die Hosen ihrer vier- und sechzehnjährigen, schon flaumbärtigen Buben nach jedem Übermut noch weidlich durch. Diese Frauen merkten, je größer der Garten, je schwerer der Kellerschlüssel und je appetitlicher die Küche wurde, auch immer greifbarer, was sie in Wahrheit zu bedeuten hätten, und die wackere und kettensprengende Tat der Madonna, die doch auch eine ihres Geschlechtes war, und alles Mannesvermögen nur mit einem Lüftlein ihres Schleiers übertrumpft hatte, gab den Abruzzinnen noch den letzten und besten Stoß aus dem ehemaligen Mägdetum heraus in ein achtbares und kräftiges, wenn auch immer noch durch Rock und Zopf und andere Vorsicht der Natur im Tempo geregeltes Mitregententum.

Kaum war Sesto wieder im Land, so stellten sich auch gleich die alten Rauf- und Raubgesellen unter ihren geliebten, alle überragenden Häuptling, um Segen zu säen, wo sie früher gefrevelt hatten. Dolch und Degen wurden jetzt buchstäblich in friedliches Feldgeräte umgegossen, wie es in der Bibel steht. Wo man mit einem wilden Baron oder Bergtyrannen seine Abenteuer ausgefochten hatte, da focht man jetzt mit einem herrischen Wildwasser auf Tod und Leben. Und wo man eine geizige Krämerbande bis auf die Nähte ausgeplündert hatte, da raubte man jetzt die noch viel geizigere Erde bis auf den Grund aus. Und was man so oft aus verriegelten Palästen gestohlen, das holte man jetzt an Metallen und Kristallen aus kostbaren Steinbrüchen. So geschah es, daß, wo einst viel gehungert worden, man guten eigenen Wein und selbstgebackenen Fruchtkuchen genoß und am Sonntag von geräucherten Hammelkeulen seine nicht zu sorglich bemessene Portion schnitt oder zum Vespertanz der hübsch gekleideten Töchter und Söhne Romanzen sang vom Jüngling di Lossa, vom treuen Paar Rusa und Brigone aus Nursia und andere Sagen, und daß einer die Gitarre dazu zupfte oder den göttlichen Dudelsack blies. Und man durfte wohl so

festlich tun. Denn wenn einer vom hohen, heimatlichen Bergfenster in die Täler hinabschaute, da sah er das liebe Land blau von Wald und gelb von Korn und grün von Gärten und selig vom Lachen der Menschen.

Auch der alte da Dia nahm auf seine Weise an den Fortschritten der Kultur teil. Er ward nämlich Kanonikus von Spoleto und fuhr von Zeit zu Zeit in einem sehr langen und sehr violetten Prälatenmäntelchen nach Surigno hinauf zu seinem ehemaligen Pfarrer, der ihn früher immer ein bißchen als seinen Untergebenen geplagt und beim gemeinsamen Mittagessen mit einem geringern Wein hatte bedienen lassen, aber ihm jetzt als einem viel Höhern unter die Haustüre entgegen gehen und jedesmal einen Ehrenwein kredenzen mußte. Diese Bosheit hätte man da Dia nicht zugetraut. Es war auch seine einzige.

Paritondo blieb wohl ein kleines Dorf. Wie könnte man sich so hoch am Fels oben zu einer Großstadt ausbreiten? Und ist das nötig? Genug, daß seine Wohnungen schmucker wurden, und seine einzige Gasse ein Pflaster bekam, worauf die sechzig Holzschuhe der Kinder und die sechsmal sechzig Ziegenhufe wundersam in der Morgenfrühe durcheinander dorfaus klapperten. Auch wuchs hinter jedem Haus ein Garten mit Kürbissen und wilden Trauben und Kirschen. Und die Buben brauchten am Samstag — denn früher taten sie es auch nach dem großen Wandel der Dinge nicht! — ihren Strubelkopf nicht mehr im Paritonder Bach zu waschen, sondern sie tauchten ihn mitsamt seiner blitzäugigen Schlingelhaftigkeit von nun an bis tief zum Halszäpfchen in einen großen siebenröhrigen Brunnen vor dem Kirchlein. Aber das feinste von allem war doch, daß die Madonna wieder ihren Lilienschleier trug.

Sixtus V. aber kränkelte drunten im heißen Rom ganz insgeheim immer etwas ernstlicher und starb dann etliche Monate später eines ziemlich raschen und für die meisten Römer unerwarteten Todes, nachdem er noch bis in die letzten Tage gehofft hatte, doch noch das große, aber immer noch so ferne Jubeljahr 1600 ankündigen zu dürfen, wo es weder Rad noch Galgen, aber viel Verzeihung geben sollte. Er hatte kaum sechs Jahre, aber freilich gewaltig mit den Petrischlüsseln geklirrt. Da kränkte es ihn denn doppelt, daß dennoch in den letzten Zeiten in Rom herumgemunkelt und von den Höfen hin- und hergeschrieben wurde, auch dieser Papst übe das Ansehen der Person und drücke zur Sünde seiner Lieblinge geduldig ein Auge zu. Aber er tat nichts dagegen, vielleicht weil er es als Strafe für frühere Überstrenge hinnahm, vielleicht auch ahnte er doch wie alle großen Menschen manchmal, wie nahe ihm schon der allmächtige Schnitter sei, ob er auch immer noch wie drei Gesunde im Weltacker säete und pflanzte uud reutete.

In seinen letzten Stunden umnebelten ihn die Fieber zum erstenmal in seinem so kühlen Verstandesleben und da meinte er zwischen dem Stempel der Kanzlisten und dem Kutschenrollen der Ambassadoren und dem Geknister der Kardinalschleppen etwas zu hören, was ihm jetzt tausendmal schöner klang: das Korn der Abruzzentäler wogen, den Ölbaum bis zu den Gräten der Apenninen rauschen und die Kelter der spoletanischen Dörfer an allen Enden klappern.

Er lag am gewohnten Fenster seines Schreibzimmers, und durch die Wirrnis der letzten Züge, wo es wie vielerlei Wolken vor seinen Augen auf- und niederflatterte, meinte er immer etwas Hohes, Gipfliges, Schimmerndes zu sehen.

War es denn dieser ewige, nachgerade langweilige Obelisk vor den Fenstern?

Oder war es eine Zinke der Abruzzen? So oft er näher zusehen wollte, schossen neue Nebel ins Bild und überbordeten alles. Aber jetzt, blick' schnell hin, öffnete sich das Gebräue ein wenig. Wirklich, er stand auf einem wolkenumbrandeten Berg und sah bald da, bald dort durch einen tiefen Schlitz wohlbekannte und doch schon so ferne Stätten. Eja, das war ja die Vergangenheit. Sie wollte sich noch einmal in der großen Seele dieses Mannes abspiegeln, ehe sie sich wieder für lange mit tausend kleinen Scherbenbildchen begnügen mußte. Aber durch jede Aussicht schimmerte dem sterbenden Papst immer geheimnisvoll dieses Hohe, Helle, Spitze wie ein gewaltiger Finger entgegen.

Es grüßte jener junge Tag zu ihm herauf, wo ihn die Brüder zum Prior von Montaldo erkoren. Ach ja! das ist nun wohl das spitze Klostertürmchen ... oder ist es noch die spitzere Zypresse, die Sesto jetzt wie einen König unter das Krüppelgehölz der Abruzzen pflanzt? .... Und nun kommt der Tag, da Sixtus Bischof von Sant' Agatha wird. *Ecco*, das ist ja das Spitze: eine doppelgehörnte, silberdurchwirkte Inful, die ihm der Kardinal von Bologna damals aufs gesalbte Haupt setzte.... oder, oder? ist es am Ende nicht eher die Zipfelmütze des übermütigen Poz'do oben bei den Sibyllen? ... Rioverenza, da naht als prachtvolles Finale der Tag, wo ihm die Tiara aufgelegt wurde, diese Kronenkrone mit ihren Triumphen über die drei Heinriche Frankreichs, aber auch mit ihren nutzlosen Winken an die blonde, treulose Tochter Englands; mit ihren Eroberungen im Osten der Welt, aber auch mit ihren Verlusten im Norden Europas; diese Krone voll Sieg und Niederlage, voll Schimpf und Ehrenmal, dieses Ärgernis und diese Glorie der Welt. Ist es wohl diese Kronenkrone, die so licht über sein Fieberbett emporragt, oder ist es nicht vielmehr ein schlanker, zarter Madonnenkopf

mit einem wehenden Schleier und dem Willkomm: *Ave, Papa, ave, figlio mio!?*

Nein, das ist nicht mehr Fieber, er hört das wirkliche römische Aveläuten. Hundert Glocken singen es über und untereinander. Ave hier, Ave dort, Ave von allen Winden. Das zwitschert durch die dunkelnde Luft wie von unzähligen Engelchen, alles kleinen liliengrüßenden Gabrielengelchen, die das Gutnacht der Himmelskönigin und ihres Kindes der Menschheit in die Finsternis hinabspedieren müssen. Ein süßes, federleichtes, seliges Ave! Und die Menschen geben es zurück, hängen es jedem der Geisterchen an die Schwinge. Aber es ist ein anderes, von Erde beschwertes, dunkles, flehendes Ave, so daß die Gabrielchen es viel langsamer hinauf als hinuntertragen. *Ave Maria, gratia plena!* ... Voll der Gnaden! O Gott, wie ist der eiserne Mann, dem selbst der Tod kaum ein Tröpflein Schweiß aus dem Stirnhaar treibt, wie ist er doch jetzt um jedes einzige Fünklein Gnade froh, das er im Leben entzündet hat, zehntausendmal froher, als wenn er alle Obelisken Ägyptens nach Rom geschleppt oder sogar das heilige Land erobert hätte! *Gratia plena!* Ahi, wenn er jetzt nochmals von vorne anfangen könnte, dann wollte er Sixtus der Gnädige heißen. Das bleibt ja nun doch von allem Getöse allein übrig und gilt allein noch: die Gnade.

Immer höher sieht er das Madonnenantlitz, immer weißer den Schleier. Es geht in die obersten Wolken und saust und braust ihm ins Ohr wie Wind der Ewigkeit. Er hört nichts mehr von Welt, verliert Halt und Stand und jedes Gefühl, schließt schwindelnd die Augen und schaudernd die Seele und versucht nur noch ein letztes Mal mit den halbstarren Lippen zu betteln: *Gratia!*

Ein Kanonenschuß von der Petersburg, schwarze Fahnen von allen Giebeln. In der Sixtinischen Kapelle ruft der Kardinal Camerlengo: „Betet für unsern verstorbenen Papst Sixtus den Fünften! ...“ „Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe!“ antwortet der purpurne Chor und murmelt es weiter endlos durch die große hirtenlose Herde der Welt.

Das ist die Geschichte von Sisto und Sesto, und ich habe weiter nichts beizufügen, als daß Sesto nicht bloß Sisto, sondern noch drei Päpste überlebte, so gut und gesund haushaltete er. Poz'do aber überlebte sieben Päpste und drei tüchtige Ehefrauen und war als Witwer unter den siebzig Kindeskindern immer noch derjenige Peretti, der am schnellsten bergauf sprang, am sichersten auf den fliegenden Häher schoß, allein von allen, ohne auf die Zehen zu stehen, ans Kirchendach langte, aber auch am Sonnabend mit dem tiefsten und frömmsten Baß aller Abruzzenbässe der Jungfrau im Schleier die Litanei vorsang.

Die Wiedertäufer zu Münster.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

Zu dem Wahnwitz, dieser Schreckensherrschaft eine Königskrone aufzusetzen, war jetzt nur noch ein Schritt. Zu Münster war ein neuer Prophet aufgestanden, der ein Goldschmied aus Warendorf war und Dusentschur hieß. Dieser Johann Dusentschur war es, der in den Hochsommertagen um Jakobi plötzlich auftrat und auf offenem Markt in einer Predigt erklärte: Der Vater habe ihm offenbart und kundzutun befohlen, daß Jan Bockelson von Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, zum König über das neue Zion und über den ganze Erdkreis solle gemacht werden.

Daß die Offenbarung eine abgekartete Sache war, ist zweifellos. Das Volk traf sie wie ein Schlag. Aber keiner wagte den Mund aufzutun, auch wenn er nicht an sie glaubte, und die Wiedertäufer selbst spielten ihre Rolle gut. Der neue König von Zion, dem der Prophet Dusentschur das Schwert der Gerechtigkeit in die Hände gab, beugte sich dem Willen des Vaters, ob er gleich lieber die Schweine gehütet oder gegraben hätte, denn daß er König geworden wäre.

Was nun folgte, war das gotteslästerlichste und furchtbarste Possenspiel, das je im Namen Gottes und des Christentums getrieben wurde. Aus den nüchternen und schlichten Worten unseres Chronisten wachsen Bilder herauf, gleißend von Gold und Scharlach, wie das Kleid des Weibes der Apokalypse auf dem rosinfarbenen Tier, voll von phantastischer Symbolik wie Gesichte der Propheten:

Auf dem Markt zu Münster, gegenüber der Wage, steht ein Stuhl aufgerichtet, hoch und mit seidenen Decken behangen. Auf dem Stuhl sitzt einer, der trägt eine Krone auf dem Kopf, zwei Handbreit hoch, eine schwere Goldkette mit der Weltkugel daran über samtenem Kleid, und seine Finger starren von Ringen. Um den Stuhl achtundzwanzig rote Trabanten, Räte dazu und Hofmeister in Seide und Gold. Rechts und links aber stehen zwei Pagen, der eine hält ein breit bloß Schwert, und der andere ein Buch, das ist das Alte Testament. Das Buch aber soll bedeuten, daß der mit der Krone, der auf dem Stuhle Davids sitzt, das Wort Gottes neu soll verkündigen, das lange verdunkelt gewesen ist; das Schwert, daß er ist ein König der Gerechtigkeit und soll alle Ungerechtigkeit strafen in der Welt ...

Jan von Leyden, der König von Zion, hatte sich einen Hofstaat eingerichtet, Räte gesetzt, Hauptleute und Diener, ganz wie es einem Landesherrn zusteht. Sein Hauswirt und widerwillig getreuer Anhänger Knipperdolling wurde zum obersten seiner Diener und Statthalter ernannt, Hermann Tylbecke, der gewesene Bürgermeister, zum Hofmeister, Henrich Krechting von Schop-

pingen ward Kanzler und Berhord Rothmann der Prädikant, den der gemeine Monn Stutenbernt nannte, königlicher Redner. Heiduck war Christoph Waldeck, des Bischofs von Münster notürlicher Sohn, der bei einem Ausfall gefangen war und um seiner schönen Gestalt willen dem König von Zion gefiel. Vier Spielleute gingen dem Zuge des Königs voron, wenn er dem Volk sich zeigte oder zum Morkt zum Gerichtstog ritt, ein Läufer führte sein Pferd an goldenem Zaume, und hinter ihm kam Niland der Schwertführer, der statt Knipperdolling ernannt wor, mit seinen Knechten. Und wo er so hinritt vor dem Volk, „dair deden sie ime reverentie. Sie nigeden und bugeden im tho. Die olde Wiwer standen up der Stroten und sochten: West wilkhomen in den Namen des Herrn, der Vader sy gelovet!"

Neben des Domherrn Melchers von Büren House om Domhof, dos der König zur Wohnung gewählt hatte, log der Polast der Königinnen. Ihrer sechzehn saßen darin, unter den schönsten Mädchen von Münster erwählt, gingen in feiner Leinwand, Somt und Seide und dienten olle der schönen Divaro, die der König als seine erste und oberste Königin hielt. Die üppige Frau trug ihre Scheinkrone, als ob sie zu einer wirklichen geboren wäre, und hatte ihre Kämmerer, Mundschenken und Tafeldecker, Läufer und Trabanten so gut wie der König selbst.

Dieser goldstrotzende königliche Mummenschonz gab an Prunk keinem Kaiserhofe nach. Die Vorstellung des Kindes und des Volkes von dem König, der mit Krone und Szepter aufsteht und schlofen geht, hatte dieser Jan Bockelson aus Leyden zu Wirklichkeit gemocht. Aber es ist der heimliche Hohn im Schicksol des merkwürdigen Mannes, doß er trotz aller königlichen Pose die Schere im Wappen nie gonz verleugnen konnte. Es hot etwas Groteskes, wie dieser gekrönte Schneider sich unter und vor ollen Herrschersorgen eingehend und sochverständig mit der Kleiderordnung seines gesamten Hofftaats beschäftigt, die er bis ouf den Schnitt herunter bestimmte: die Diener rot und grou holbgeteilt, die eine Hose rot und die ondere grou, mit der Weltkugel und zwei Schwertern auf den Rockärmel gestickt, die Trabanten in seidenem geschlitztem Wams mit Pluderhosen vom besten Tuch und „up lansknechtz gemaket", die Reiter in kurzem Woms, auch zweigeteilt an Brust und Ärmeln, doß es „reutterich tho perde" war. Sein eigener Stoat, zu dem Meßgewänder und Kostbarkeiten ausgeplünderter Kirchen herhalten mußten, war üppig und gewählt; er konnte sich nach Belieben in Schorloch, schworzem Somt oder Damost und Goldbrokat, in härigt- und knöpfigtem, mit Spitzen und Fronsen besetztem, oder in seidenem Kleide dem Volke zeigen, dazu behängt mit Gold wie ein Götzenbild. Die unter seinen Königinnen, die jeweils Gnode vor seinen Augen hatte und zu ihm gerufen wurde, durfte nur in kostborer Seide, in feinster Leinwand

und Purpur kommen, die Haare mit Gold durchflochten und einen grünen Kranz um die Stirn . . . .

„Dieser Königh und die predicanten plagen dat Volck tha seggen, dat sie nicht na dem Fleisch und na der Welt salden leven, und in den Menschen sal anders nicht sein dan der Geist, so schlechß und glat salde hei der Welt afgestorven sein . . . ."

Draußen im Lager des Bischofs schlugen sie ein Kreuz, wenn sie nach der verfluchten Stadt sehen, in der der leibhaftige Antichrist regierte, und warteten, ob nicht Feuer vom Himmel fiel, sie zu verzehren. Überläufer und Gefangene erzählten unerhörte Greuel aus diesem Sodom und Ninive, wo kein Kind von zwölf Jahren noch unverderbt war und Gottes Name lästerlich geschändet wurde. Da aber das Feuer vom Himmel ausblieb, rief der Bischof seine Generale und hohen Verbündeten, den Kölner Erzbischof und die Grafen und großen Herren der benachbarten Herrschaften zu einem Kriegsrat zusammen, in dem beschlossen wurde, die Stadt zu beschießen und zu stürmen. Vorher aber schickte er noch einmal eine Gesandtschaft, der für drei Stunden sicheres Geleit zugesagt wurde, nach Münster herein, um im Falle freiwilliger Ergebung den Aufrührern Gnade und freien Abzug anzubieten. Doch der König schickte die Gesandten nur mit einer hochfahrenden und schimpflichen Antwort zurück; die Briefe mit dem bischöflichen Siegel, die der Bischof, an Pfeile gebunden, mit hölzernen Armbrüsten in die Stadt schießen ließ, konfiszierte er und verbot bei Todesstrafe, sie zu lesen oder auch nur von der Erde aufzuheben.

Auf zehn westfälische Meilen in der Runde zersprangen die Fenster der Häuser bei dem dreitägigen Donnern der Kanonen, das den 28. August anhob. Über der Stadt wurde der Tag dunkel von Pulverqualm wie bei schwerem Unwetter, und in das gewaltige Dröhnen der großen Karthaunen herein schlug von allen Ecken ohrenbetäubend das Krachen stürzender Tore und Mauertürme, das Geklirr herunterprasselnder Dachziegel. Die Wiedertäufer lagen auf den Wällen in Deckung und schrien den Pfaffenknechten und papistischen Götzendienern draußen Herausforderungen zu, sparten aber ihre Kräfte auf den Sturm. In den Nächten karrten ihre Weiber Erde und Steine, um die zerschossenen Mauern und Tore notdürftig wieder instand zu setzen, oder kochten Kalk und Pech in großen Kesseln, um es den Feinden auf die Köpfe zu schütten.

Die Nacht auf den letzten August, den Tag des Grever Jahrmarkts, ging die Kanonade ohne Unterbrechung weiter, und in grauer Dämmerung gab der Donnerschlag des großen Teufels, der Kanone des Landgrafen von Hessen, das Zeichen zum Sturm. Der Angriff war furchtbar, an sechs Orten zugleich brachen die erbitterten Landsknechte gegen die Stadt los,

schwammen und wateten durch die Gräben, warfen die Sturmleitern an die zerschossenen Tore und Mauern, ohne auf den Regen von Steinen und Geschossen zu achten, mit dem sie von oben überschüttet wurden, oder versuchten sie mit Pulver zu sprengen. Aber ein so wütender fanatischer Widerstand begegnete dem Sturm von den Mauern, daß jeder Fußbreit Erde ein Leben kostete. Wer die Leitern heraufklomm, stürzte mit brennendem Pechkranz um den Hals oder von zackigen Morgensternen und Keulen zerschmettert rücklings in die Gräben. Auch die Weiber standen auf den Wällen, rollten schwere Steine und gossen ungelöschten Kalk auf die Feinde oder luden die Musketen und Hakenbüchsen ihrer Männer. Über einem Haufen Landsknechte, der ins Kreuztor eindrang, brach ein Hinterhalt der Wiedertäufer herein, und ihrer keiner kam lebendig aus der Stadt.

Immer wieder waren die Sturmtrommeln gegangen, immer wieder umsonst. Gegen Abend wurde zum Abmarsch geblasen, blutend und gelichtet rückten die geschlagenen Landsknechtsfähnlein wieder ins Lager ein. Hinter ihnen aus der Stadt des Antichrist kam mit dem Wind das wilde Singen der Wiedertäufer herüber. Die lagen auf den zerschossenen Wällen auf den Knien und sangen:

Wär Gott nicht mit uns diese Zeit,
Wir hätten mußt verzagen ....

Nach diesem mißglückten Sturm gab es der Bischof in zorniger Ohnmacht auf, die Aufrührerstadt mit Gewalt zu nehmen. Es gab nur noch ein Mittel. Er wußte durch Überläufer, daß die Vorräte in Münster anfingen knapp zu werden. Es galt, die Stadt so eng einzuschließen, daß ihr jede Zufuhr abgeschnitten wurde, und sie auszuhungern. Bischof Franz dankte einen Teil seiner Landsknechte ab, entließ seine Verbündeten nach Hause und bot die gesamte Bauerschaft des Stifts zu Schanzarbeiten auf.

Die Wiedertäufer, die ihre Tore und Wälle nach diesem Sturm in festeren Stand setzten als vorher, sahen mit heimlicher Sorge den Schanzengürtel um die Stadt wachsen und sich enger zusammenziehen. Es war den Sommer lang hoch hergegangen im neuen Jerusalem. An die zwölfhundert Ochsen und Rinder waren in diesen Monaten zu Münster gegessen, dazu Käse, Brot und anderes Fleisch. Die Heringe wurden in Rollen auf die Wachthäuser getragen, aber die Leute warfen sie weg und ließen sie faulen, weil sie ihnen zu schlechte Kost waren.

Jetzt sollte aber die Zeit kommen, wo sie ihnen gut genug gewesen wären. Die Diakonen waren noch einmal von Haus zu Haus gegangen und hatten unter Drohungen ausgespürt und mitgenommen, was der einzelne etwa noch an Speck, Mehl, Korn und anderen Vorräten versteckt gehalten hatte. Es ging auf den Winter, und von den Ernten, die draußen auf den Fel-

dern reifgeworden und eingefahren waren, kam keine Ähre in die Stadt herein. Die Eingeschlossenen fingen an, die Straßen und Kirchhöfe umzuackern und Korn, Kraut und Rüben darauf zu säen. Bewaffnete hüteten das wenige Vieh, das noch in der Stadt war, in dem sogenannten Königreich, dem Stück Land zwischen den Toren und den feindlichen Schanzen.

Lange sollte freilich die Not nicht währen, hieß es. Die Prädikanten und Propheten weissagten, daß die Erlösung vor der Tür stand, und Gott vom Himmel sollte selber niederfahren und sein Volk Israel erlösen. Aus Holland und Friesland sollten die fremden Brüder kommen und die Stadt entsetzen, und sollten ihrer so viele sein, daß sie sollten eine halbe Meile Weges um Münster her liegen, da wo jetzt die Feinde und Gottlosen lagen. Rinder wurden schon geschlachtet und die besten Häuser der Stadt gerichtet, um die willkommenen Gäste zu speisen und zu herbergen.

Aber die fremden Brüder und Erlöser blieben aus, und das hungernde Volk sah täglich den königlichen Läufer mit dem silbernen Weltkugelwappen vor der Brust durch die Stadt laufen, um die Auserwählten und ihre Weiber zu den Schwelgereien des Königs der Gerechten zu laden, die mit Psalmen Davids und Jesaias begannen und mit „Pipen, Trummen und Luten", mit Tanzen und Hofieren in tiefer Nacht erst endigten. Manch einem fingen an die Augen aufzugehen, und trotzige Reden wurden laut in der Stadt. Eine Frau wagte es, dem Prädikanten Schlachtschap ins Gesicht zu sagen, seine Lehre sei auf Sand gebaut, und ihn in offner Verachtung anzuspeien. Sie war nicht die einzige, die ihre Aufsätzigkeit mit dem Kopf zu büßen hatte. Der König hatte willige Zuträger genug und war gesetzt, alle Ungerechten auszurotten aus dem neuen Israel. Es war kaum ein Tag zu dieser Zeit, wo das große Richtschwert nicht rot wurde.

Die Masse freilich war noch immer blind und im Taumel, und die Propheten sorgten dafür, daß sie es blieb. Die Prophetenraserei ging jetzt wie eine Seuche durch die ganze Stadt, daß Männer und Frauen, ja Kinder in taumelnder Besessenheit durch die Straßen rannten und tanzten mit Gesichtern wie Tote aus dem Grabe, dazu verzückt lachten und stammelten oder schäumend auf die Erde stürzten. Keine Offenbarung war so wahnwitzig, daß sie nicht Gläubige fand. Über den hinkenden Propheten Dusentschur aus Warendorf, der ein halber Narr war und „ein eventurlich mensch", kam der Geist und offenbarte ihm, daß die Posaune des Herrn sollte dreimal geblasen werden. Wenn sie aber zum drittenmal bliese, sollte das Volk des Herrn sich rüsten und sammeln auf dem Berge Zion, das war der Domhof; da sollten sie das Abendmahl halten und dann ausziehen aus der Stadt nach dem Gelobten Lande. Sie sollten aber mitten durch das Lager der Feinde ziehen unversehrt, und sollten nicht müde werden auf dem

Wege und nicht Hunger noch Durst leiden, und sollte ihnen keines Dinges gebrechen . . . .

Als dieser hinkende Prophet nun eines Morgens durch alle Gassen und Straßen der Stadt humpelte und eine Trompete blies „glich als men plecht tho blasen ruetter tho perde", da sahen die Leute sich an. Denn sie hatten gemeint, ein Engel vom Himmel sollte kommen in den Wolken und die Posaune des Herrn blasen. Es wagte aber keiner, den Mund aufzutun. Und so groß war die Verblendung dieses armen Volkes und der Zwang seiner Bedrücker, daß beim dritten Blasen der Posaune Männer sowohl als Weiber mit ihren kleinen Kindern, Lahme an Krücken, Kranke und Alte auf dem Domhof zusammenströmten, alle wegfertig und bereit, mitten durch die Spieße der Feinde auszuziehen in das Gelobte Land.

Aber es war den Wiedertäufern nie ernst gewesen mit dem Auszug aus der Stadt. Vor allem kam es für sie darauf an, das gemeine Volk in blindem Gehorsam zu erhalten. Sie hatten jetzt die Probe darauf gemacht. Die Prädikanten und der König selbst verkündeten der in dumpfer Erregtheit wartenden Menge auf dem Domplatz, daß der Auszug Gottes Wille nicht sei und der Vater nur ihren Glauben habe versuchen wollen. „Do dit Johan von Leiden oft der konnigk sachte, do weert hei bi sick selvest lachen . . . ."

Das neue Israel aber mußte nun, ein jeder mit seinen Frauen, an den Tafeln des Herrn niedersitzen, die bereitet standen. Es war aber eine solche Masse Volks auf dem Domhof, daß nur erst die Hälfte sitzen und essen konnte, und die andre Hälfte diente zur Tafel, bis ihre Reihe kam. König und Königin selber, kostbar in schleppendem Samt gekleidet mit Ketten und Kronen, gingen die Tafeln entlang, dienten den Brüdern und Schwestern und trieben und mahnten sie, sich fröhlich zu machen in dem Herrn.

Es war eine gewaltsame Fröhlichkeit, die über dieses ausgehungerte Volk unter den Augen seiner Tyrannen kam. Eine Fröhlichkeit, hinter der lauernd der Tod stand. „Sterbhaftig" sah es freilich nicht aus auf dem Berge Zion: satt zu essen und zu trinken an allen Tischen, und jeder Bruder saß bei seiner oder seinen Frauen, „tho welcher hei lusten habde".

Aber die Prädikanten schenkten dunkle Drohungen mit dem Wein. Und der König, der eine Weile obenan auf erhöhtem Sitz gesessen hatte, stand plötzlich auf, ging stumm zwischen den Tafeln und sah seine Gäste an. Denn der Geist hatte ihm etwas offenbart und geboten . . . .

Es saß ein Gast in Landsknechtstracht zwischen den andern, der sang die deutschen Psalmen nicht mit. Der Mann fiel dem König jetzt ins Auge. Er war aber ein gefangener Soldat von den Bischöflichen; und als der König auf ihn loskam und ihn nach seinem Glauben frug, gab

er, wohl schon angetrunken, die derbe Landsknechtsantwort: Er wisse von keinem Glauben, habe nichts als Saufen und Lumpen gelernt. Worauf der König mit der Frage kam aus dem Matthäusgleichnis: Wie bist du aber hereingekommen, Freund, und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? Dem Landsknecht aber, der eine ehrliche Haut war, fuhr's heraus: Er sei zu dieser H.... hochzeit nicht als geladener Gast gekommen, sondern mit Gewalt hergeschleppt .....

Das war sein Tod. Auf Befehl des Königs, den die jähe Wut packte, war er im nächsten Augenblick von der Bank gezerrt und auf den Knien. Der König selbst war Scharfrichter. Zwischen den Tafeln rollte der Kopf des Gemordeten.

Über das verstörte Volk war ein lähmender Schrecken gekommen. Jedes Knie beugte sich tief, als der König kurz darnach — in gotteslästerlicher Parodie des Heiligsten — mit der noch blutbefleckten Hand ihnen das Brot brach: Nehmet hin und esset; dabei sollt ihr des Herrn Tod verkündigen. In langem Zuge mußte das Volk an ihm vorbei. Neben ihm die üppige Holländerin, Königin Divara, mit dem Kelch, den ihre fetten, von Ringen starren Finger kaum umspannten: Trinket alle daraus .... *Gloria in excelsis!* Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!

Unter den Prädikanten und Propheten war den ganzen Tag eine dunkle drängende Unruhe gewesen. Offenbarungen lagen in der Luft. Jetzt war die Stunde gekommen. Johann Dusentschur, der den Morgen die Posaune des Herrn geblasen hatte, kletterte auf den hohen hölzernen Predigtstuhl. Der Vater hatte ihm Großes offenbart: Siebenundzwanzig Apostel hatte er erwählt unter dem neuen Israel, die sollten ausgehen zu predigen in alle vier Teile der Welt, und vorab in die vier Städte Coesfeld, Warendorf, Osnabrügge und Soest. Wo aber eine Stadt sie nicht aufnehmen wollte, da sollten sie den Staub von ihren Schuhen schütteln und wieder aus dem Tor ziehen. Dieselbe Stadt aber sollte von Stund' an in der Erde versinken und mit höllischem Feuer verbrennen ....

Diese finsteren Prädikanten und Propheten waren nicht nur Maulhelden. Plötzlicher rasender Todestrotz kam über ihre fanatischen Haufen, daß sie sich das Register mit den Namen aus den Händen rissen, das ihnen Dusentschur, der Prophet, zu einer Urkunde vor die Füße geworfen hatte. Keiner wollte zurückstehen. Mitten durch feindliche Heere wollten sie gehen, nicht Feuer, noch Wasser noch Schwert scheuen, den Willen des Vaters auszurichten. Denselben Abend noch nahmen die 27 Apostel von ihren Weibern — es waren deren 124 — Abschied. Hofbediente des Königs geleiteten sie mit Fackeln bis an die Tore.

Der Plan, den der Geist offenbart hatte, war klug und verwegen. Wenn

es ihnen gelang, die umliegenden Städte aufzuwiegeln, mußte der Bischof seine Kräfte zersplittern und sie hatten die Bundesgenossen zum Entsatz des neuen Jerusalem in nächster Nähe. Aber der Bischof hielt scharfe Wache. Es glückte den Aposteln zwar, in der Nacht unbemerkt durch das Lager zu schleichen. Aber münsterische Überläufer meldeten dort gleich in den nächsten Tagen ihre Aussendung, und der Bischof ließ sofort an alle Städte des Stifts und an seine Vögte schreiben, daß sie die gefährlichen Sendboten aufgreifen sollten, wie und wo sie sie fassen könnten.

Die Apostel fielen sämtlich in die Hand ihrer Feinde, unter ihnen die wildesten Fanatiker der Wiedertaufe. Dusentschur selbst, der Prädikant Schlachtschap und ihre Gesellen wurden in der Stadt Zusen gegriffen, wo sie mit unverschämtem Lärm gewaltsam in die Ratsstube einbrachen, und unter dem Stadttor als Aufrührer mit dem Schwerte gerichtet. In Warendorf war es Johann Klopris, einem wildbärtigen und erschreckend häßlichen Menschen von fanatischer Beredsamkeit, gelungen, die ganze Bürgerschaft mitsamt dem Rat zu hellem Aufruhr zu bewegen. Doch als der schwer erzürnte Bischof mit Sturmwagen und Kanonen vor die Stadt rückte und sie vorher drohend zur Übergabe auffordern ließ, verloren die Aufrührer den Mut und öffneten ihm die Stadttore. Der Bischof selbst ritt mit seinen gepanzerten Reitern auf den Markt, wo ihm die täuferischen Apostel vom Rat ausgeliefert wurden. Sie wurden zu Warendorf mit dem Schwert gerichtet, bis auf Klopris selbst, den der Bischof dem Kölner Erzbischof zum Geschenk machte. Er saß noch fast ein halbes Jahr gefangen und starb dann den Feuertod. Die zu Coesfeld gefaßten Apostel wurden des warnenden Exempels halber an verschiedenen Orten des Stifts gerichtet und aufs Rad geflochten, und die Osnabrücker, unter ihnen der gewesene Pfarrer Dyonisius Vinne und der Prophet Heinrich Graeß, vom Stadtrat aufgehoben und dem Bischof überliefert, der sie auf sein festes Schloß Iburg setzen ließ.

Heinrich Graeß war der einzige der Apostel, der zu Münster lebendig wieder ankam. Er erzählte eine dunkle Wundergeschichte: Der sechste Engel des Herrn war ihm in der Nacht erschienen, hatte ihn bei der Hand gefaßt und wie Petrus aus dem Gefängnis geführt. Es sei aber der Wille des Vaters, daß er noch einmal aus Münster solle ausziehen und solle zu Wesel, zu Deventer und Amsterdam alle Brüder aufrufen und sammeln, daß sie sich aufmachten, das neue Jerusalem zu befreien.

Das Volk glaubte dem Propheten blind; aber auch der König und Knipperdolling ließen sich betrügen. Johan von Leyden gab dem Mann Gottes ein eigenes Handschreiben mit seinem Siegel mit und eine weiße Fahne, die er auf dem Markt zu Deventer sollte fliegen lassen; dazu ein Verzeichnis aller getreuen Brüder, die zu Wesel, Deventer und in ganz Holland herum in den Städten saßen.

Der Prophet ging aber nicht nach Deventer. Am andern Tage hatte der Bischof die Namenliste in Händen und wußte die geheimsten Anschläge der Wiedertäufer. Heinrich Graeß hatte durch das Versprechen dieses Verrats sein Leben erkauft.

Der Schrecken über den Abfall des falschen Propheten, den der König und die Prädikanten dem gemeinen Mann umsonst hatten verheimlichen wollen, ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Seine Aussendung war die letzte Rettung gewesen. Jetzt war alles zu Ende. Und das hungernde verzweifelte Volk, das seinen Mund nicht auftun durfte vor seinen Quälern, ballte heimlich die Faust hinter diesem König der Gerechtigkeit und seinen Anhängern, die allesamt nichts waren als Lügner, Verräter und falsche Propheten.

(Schluß folgt.)

Familienbriefe von Karl Stauffer-Bern.

Rom 12. III. 88.

..... Was mir hier am meisten gefällt sind die Sammlungen antiker Bildwerke, Statuen und Büsten, die prachtvolle Villa Borghese in meiner nächsten Nachbarschaft, die Nähe des Meeres und des Albaner- und Sabinergebirges. Klinger und ich waren bei gutem Wetter letzthin in Albano und am Meer. Ich kann Euch das natürlich nicht schildern, aber aus meinen Studien und Arbeiten sollt Ihr in nicht allzuferner Zeit den Hauch Italiens spüren. Im Grunde macht Rom sowie seine Umgebung, auch das Gebirge sogar, einen ernsten ich möchte fast sagen melancholischen Eindruck. Alles was irgendwie bemerkenswert ist, gehört einer längst vergangenen Zeit an; am Meer bei Porto d'Anzio liegen ganze Städte von Ruinen, ebenso in der Campagna, die übrigens eine verzweifelte Ähnlichkeit hat mit den Ebenen von Jüterbock und Roederau zwischen Berlin und Leipzig. Überall vor den Toren, in der Stadt, wo man hinsieht, Ruinen, Zeugen einer längstvergangenen riesenhaften Culturepoche, alles verlassen, ruiniert, vernachlässigt, daneben in schlechten Häusern das gegenwärtige traurige Geschlecht mit seinem Müßiggang. Man kann sich übrigens den Grund dieser schauderhaften Verruinierung antiker Bauten wohl vorstellen, wenn man bedenkt, daß es im Mittelalter Zeiten gab, wo Rom nur 5000 Einwohner hatte, die Stadt, die einst 2 Millionen oder darüber zählte. Am Meeresstrande von Anzio liegen antike Marmorstücke von Wandverkleidungen und Säulen und Ähnlichem zu tausenden herum, und das Meer spült in die Ruinen der römischen Paläste von Kaiser und Fürsten, bis es sie endlich ganz weggespült

haben wird. Eins merkt Euch, das neue Rom noch bis in unser Jahrhundert, die Peterskirche, alles alles ist einfach aufgebaut aus den Resten des alten Rom, das man ohne Gnade und Verständnis als Steinbruch benutzt hat. Jammervoll! Aber noch steht das Pantheon, dieser Zeuge unerhörten Geschmackes und einer Kunsthöhe, für die uns Pygmäen völlig der Maßstab fehlt, denn wir sehen von zu tief unten (künstlerisch) und sind in den Sammlungen der Statuen, vor denen wir stehen, wie der Ochse vor dem neuen Tor. Ich war auch in St. Peter. Es ist riesig, aber als einheitliches Kunstwerk steht es doch weit, weit unter dem Pantheon (man denke bei diesem Wort nicht etwa an die gleichnamige Pariserkirche). Der St. Peter wurde von Späteren, hauptsächlich von Bernini ganz gehörig verpfuscht, so daß man, was immer mißlich ist, den Maßstab für die Größe völlig verliert, bis man drin herumgelaufen ist. Aber nichts destoweniger ist es etwas kolossales und läßt sich unter den neueren Bauwerken mit nichts vergleichen. Im Übrigen bin ich noch ganz sturm von Allem was ich gesehn, so wohl als von dem ganz andern Leben, Treiben, Volk, Land und so weiter. Es ist ganz anders, absolut verschieden von dem was wir kennen. Elend ist, wie die Italiener ihre Tiere behandeln, so daß es einem ganz wehtut. Ebenso stumpen sie jeden Baum bis auf den Stamm und lassen nichts wachsen. Wälder gibt es hier nicht. Nur in den Villen sind Bäume, wenigstens das was wir Bäume nennen . . . . . .

Roma. Villa Strohl-Fern fuori porta del popolo (vor Ostern 88).

Meine Lieben!

. . . . . Klinger, der bestens grüßen läßt, hat sein Studio unten beim Colosseum im 8ten oder 9ten Stock oben, abgeschlossen von aller Welt *vis à vis* dem Colosseum. Er wird im Sommer da oben brav warm haben und im Winter brav frieren. Wir treffen uns alle Wochen einmal Freitag Abend, um zu beraten wo wir hinausfliegen wollen über den Sonntag. Rom ist eine Stadt, ganz anders als Paris. Es ist hier kein Knalleffekt wie in andern Großstädten, aber die Eindrücke wirken nach und bleiben. Es ist genau so wie ich mir gedacht, und ich finde das was ich suchte. Motive werde ich im Sommer schon malen. Aber vorderhand habe ich wichtigere Sachen vor. Die Marmormeißel sind schon bereit und gekauft. Das ist die Sache, die mich jetzt interessiert. Zu Klingers Radierungen habt recht Sorge; es sind außerordentlich kostbare Blätter. Heute Abend gehe ich zu Klinger auf sein Atelier, welches gerade gegenüber dem Colosseum liegt, und sehen uns von dort die Beleuchtung an, es wird nämlich bengalisch beleuchtet. Von der Riesenhaftigkeit dieses Baues, der wohl der größte Kunstbau ist, der existiert, trotzdem er während einem Jahrtausend als Steinbruch benutzt worden ist, macht sich nur der einen Begriff, der ihn gesehn.

Der Eindruck ist geradezu unerhört. Ein Theater für 87 tausend Zuschauer, die alle gut Platz hatten und fast gleich gut sahen und hörten, das will etwas heißen. Die Gewalt dieses Eindrucks läßt sich mit nichts vergleichen. Ja, ja, die alten Herren Griechen und Römer, das waren andere Patrone als wir, in der Kunst, in Allem, wo man geht, wo man steht. . . . . . Am letzten Sonntag war ich, nachdem ich mit Klinger Nachts im Colosseum herumgestiegen, früh mit ihm nach Frascati hinaus, etwa 4 Stunden südwestlich von Rom, wo Cicero eine Villa hatte (Tusculum). Von dort sieht man das Meer, die ganze Campagna romana wie ein anderes Meer, in dem die Stadt Rom als Insel steht, da liegen, wandert in den prachtvollen alten Villen herum und kann kaum glauben, daß es möglich ist. Immergrüne Eichen, Maiglöckchen, Crocus, Veilchen, ein Frühlingswind, kurz sehr schön. Solche Tage sind wirklich für den Menschen, der aus Norden kommt, ebenso überraschend als erfreulich und entschädigen einen reichlich für die unerhörte Tierquälerei, die man hier auf Schritt und Tritt sieht. Jetzt weiß ich wenigstens was ich dem mal wünsche, der mich mal recht schauderhaft ärgert: hier in Rom Karrengaul, Maultier oder Esel sein zu müssen. Eine entsetzlichere Existenz gibt es nicht. Der Anblick, wie die Leute ihre Tiere behandeln, kann einen krank machen. Überhaupt die Italiener, na, ich bin noch zu kurz da und will nicht zu vorschnell urteilen. Diese Woche habe ich so sachte angefangen daran zu denken, daß ich eigentlich hier bin um zu arbeiten und habe zu dem Zwecke schon etwas gezeichnet nach einem jungen Mann. Was es werden soll, weiß ich selber noch nicht. . . . . .

. . . Eins fehlt hier ganz: das sind Wälder. Wo nur ein Baum Miene macht groß zu werden, schwapp wird er abgehauen, ohne Gnade. Drum sind die Villen so wahre Labsäler, weil hier die Bäume stehen gelassen werden. O diese Italiener, man sollte sie prügeln. Die einzigen Bäume, die sie nicht stumpen sind Cypressen, und ich glaube, wenn die nicht so ungeheuer langsam wüchsen, sie würden auch die ohne Bedenken mitten entzwei sägen. . . . . .

. . . Wenn man so von Berlin kommt, wo von oben herunter alles an der Schnur lauft, und dann sich hier an den Schlendrian gewöhnen soll, das wird noch hart halten. Schickt mir nie etwas, was ich Euch nicht auftrage, auch nicht zu Neujahr, denn ich muß 3 Tage danach laufen, und dann haben es am Ende die *„impiegati“* noch aufgefressen.

Aber das sind schließlich Kleinigkeiten. Wenn ich ein beruhigendes Mittel brauche für meine Nerven, so gehe ich auf das Kapitol und sehe mir an was frühere Einwohner, die allerdings wenig mit den heutigen gemein haben, geleistet haben. Das ist ein Genuß, den man auf der Welt außer in Italien wohl nirgends haben kann und wiegt alles auf.

Rom 3. Mai 88.

Meine Lieben

Ihr denkt wohl Schreiben ist Silber und Schweigen ist Gold. Was machen wohl die Salatstauden?! Wenn sie so langsam wachsen wie meine Figuren, so werdet Ihr die Häuptler wohl erst übers Jahr abschneiden können. Battalion, die Plastik ist schwer, das verdammte Zeug ist rund, und wenn man eine Seite gemacht hat und denkt, aha, dann ist es von der andern gewiß Essig und so geht es immer zu, bis man es schließlich doch beim Wickel kriegt. Im Grunde ist es mir recht, daß die Sache schwer ist, denn, wenn sie leicht wäre, so hätte man zu viele Concurrenten. Also hü, Kari. Bis jetzt bin ich noch kein Held und was ich gemacht habe ist nicht weit her, aber ich sehe es kommen, daß ich doch reussieren werde, wenn ich brav tanggle. Jedenfalls habe ich dazu das Talent wie ein Anderer und wenn der Herr es mir nicht im Schlafe gibt, so bin ich sicher, daß Andre es auch nicht im Schlaf lernen ....

... Ich habe Courage für sieben, weil ich endlich merke, wo es mit mir hinaus will. Mir ist wie dem Manne, der nach langer Fahrt endlich Land sieht. Ich kann Euch sagen, daß noch nie etwas bei mir so gezündet hat, als wie die antike Plastik, die ich hier gesehn, vor Allem die griechische. Alles was ich unklar empfunden, was mir dämmerte von Styl und Form u. s. w. ist mir hier völlig aufgegangen, so daß ich jetzt eben nur arbeiten muß um dahin zu kommen wohin ich will, und wohin ich eigentlich will, weiß ich erst seit dem ich hier bin. Es müßte sonderbar gehen, wenn aus mir nicht ein flotter Bildhauer würde, einer von den bessern. Ich mache nicht in Plastik aus Caprice sondern folgend dem bekannten dunklen Drange, den der gute Mann nach Schiller haben soll.....

... Letzthin haben wir, Klinger und ich, einen Ausflug gemacht nach Orvieto, Bolsena, Monte Fiascone, es war sehr schön... Die Aussicht von Orvieto das hoch, hoch wie alle italienischen Städte auf einem Felsen liegt am Tibertal, ist unsagbar schön. Die alte Stadt von lauter zerfallenen Palästen, Stadtmauern, riesenhaften Toren, eigentümlich. Wir saßen Abends in einem leeren Amphitheater, das so gebaut wie die antiken und worin wer weiß was gespielt werden mag und genossen von dort am schönsten Sommerabend unter hohen Cipressen, Lorbeerbäumen und Platanen, durch die der kühle Wind, der überall in Italien gegen Abend weht, leicht spielte, die herrliche Aussicht auf den Appenin ins Tal, auf die benachbarten Städte und Dörfer. Von der Pracht, der Farbe, dem Duft, kann man sich keine Vorstellung machen, wenn man es nicht selbst gesehn .....

Rom, 6. Mai 88.

... Ich für mein Teil arbeite was das Zeug hält von früh bis spät.

Sonntags gehe ich immer mit dem ersten Zug weg aufs Land, ans Meer oder in die Berge, dann bin ich wieder so, daß ich eine Wache lang fleißig sein kann .... Klinger geht immer mit mir. Also ich tanggle und zwar einen Mann, respektive Jüngling in stehender Stellung mit etwas ausgebreiteten Armen, den Kopf und Blick nach varn gewendet wie ein betender antiker Grieche. Die Sache ist für Brance gedacht und wird so Gatt will etwa im Herbst soweit sein, daß man sie in Bronce gießen kann. Eine Kleinigkeit ist es gerade nicht, die Sache zu machen, sintemal meine Erfahrung und Übung auf dem Gebiete der Plastik so zu sagen gleich null sind, aber mit Gwaut lüpft me, wie bekannt, selber eine Geiß hinte ume, so wird es schan gehn, das heißt, es muß eben gehn. Ich mache den Burschen 2 mal, einmal klein 1 Meter hach nach dem Madell und das andere mal Lebensgröße ahne directe Benutzung des lebenden Modells, um die Figur sa ideal als möglich zu bekammen. Das wäre dann, wenn es fertig ist, mein erstes freies Werk, dem haffentlich nach verschiedene folgen sollen. Ich arbeite schon 4 Wochen dran, bin aber noch nicht sehr weit, denn die Plastik geht langsamer als die Maleret, weil sie rund ist. Gelernt habe ich hier schan sehr viel und wenn der verdammte, moralische Katzenjammer nicht wäre, so könnte ich sagen, es gehe mir sa gut wie es eben gehen kann. Ich sehe Niemand außer Klinger und bin gottfroh, daß es so ist, denn auf andre Weise kriegt man nichts zu stande. Um 1/2 6 aus den Federn, um 1/2 10 ins Bett ist eine famose Zeiteinteilung .....

Rom, 16. Mai 88.

..... Letzten Sonntag waren wir in Tivoli, wo der Horaz seine Villa hatte und an den berühmten Wasserfällen von Villa, wo noch ein alter Sibyllentempel steht. Wenn ich komme, sa bringe ich Euch lauter Photographien mit. In Tivoli ist auch die Villa d'Este mit den wunderbaren Gartenanlagen und den riesigen Cypressen, an denen die Rosen hinauf ranken fast bis in die Höhe, und von deren Balkanen aus man über die Campagna hinaus bis an das Meer sieht, in der Nähe sind auch die Ruinen der Villa des Kaisers Hadrian. Der Mann hatte Geschmack. In der Gegend würde ich mir auch eine Villa bauen, wenn ich überhaupt eine bauen würde. Nächsten Sanntag, Pfingsten, machen Klinger und ich einen 4tägigen Bummel in die Sabinerberge, van Samstag bis Dienstag, nach Tivoli, Saracinesco, Subiaco, Vicovaro &c. mit unserem Factatum dem Domenico, meinem Madell & Mensch für Alles. Er ist aus Saracinesca und ein famoser Bursch, ehrlich und pünktlich, kurz das Ideal van einem Diener. In Saracinesca steigen wir dann auf 2 eigens für uns geboren wardene Maulesel und traben sa auf italienische Sitte durch das wilde Gebirge und genießen, zu Maulesel, was der liebe Gatt da hinmadelliert und gemalt hat. Ich

bin fidel und gesund und lache manchmal heimlich auf den Stockzähnen, daß ich endlich Berlin im Rücken habe .....

Rom 29. Mai 88.

...... Von mir ist weiter nichts zu berichten, als daß ich tanggle nach Kräften und hoffe, ehe denn ein Jahr vergangen ist, etwas braves zusammengetangglet zu haben; aber leicht wird mir die Sache nicht. Trotzdem ist es mir, als hätte ich schon lange nichts anderes getrieben als modelliert. Was der liebe Gott mit mir vorhat, ob er eigentlich einen Bildhauer oder Maler aus mir machen wollte, weiß ich zur Stunde nicht, aber beinahe, wenigstens jetzt gefällt mir die Sculptur besser. Ich habe in Rom soviel schon gelernt durch das Sehen der Antike, und was weiß ich durch was, ich kann es nicht sagen. Soviel ist mir heute schon klar, wenn man mich von hier nicht mit wenigstens 3 Säulen wegholt, so ist in Zukunft *la mia residenza nella città eterna.* Von Woche zu Woche gefällt es mir besser in Italien. Letzthin zu Pfingsten machten Klinger und ich hoch zu Maultier einen 3tägigen Bummel durch die Sabina, die Sabinerinnen sind noch jetzt schön und man kann die alten Römer, wenn man sich die Sache von nahe besieht, ganz gut begreifen. Es war wunderbar. Wir sind bis Subiaco gekommen zum Urkloster von S. Benedict und seiner heiligen Schwester Scolastica. Da oben hatte Nero eine Villa. Es ist traumhaft schön dort. Nächstens einmal gehe ich in das Tal wo Horaz seine Villa gehabt hat, auch in der Sabina bei Licenza. Mein einziger Kummer gegenwärtig ist der, es möchten die nächsten 3 Monate herum sein und meine Figur um die vielen scharfen Ecken, aber auch das wird kommen. Letzthin war Vollmond und die Nacht so hell, daß man die Zeitung bei dem Mondlicht lesen konnte. Tausend und tausend Leuchtkäfer schwirren Abends in der Villa herum.......

Rom 13. Juli 88.

... Also die Salatstauden sind geraten, das freut mich, mein Mannli, an dem ich mit Todesverachtung herumknete, gerät auch; aber langsam. Bis er fertig in Bronce dasteht, wird das einander noch erlesen. Ich arbeite immer noch an der 1 Meter hohen Figur und werde wohl noch 3 bis 4 Monate, wenn nicht länger daran zu tun haben. Wenn diese fertig fange ich die große an. Ihr kriegt beide zu sehn. Ich habe Tag für Tag 9 Stunden Modell, nur Sonntags ist Pause .....

... Der Himmel ist so blau, daß die dunkelsten Cypressen sich hell davon abheben, es ist etwas ganz absonderliches; aber gegenwärtig achte ich nicht allzuviel darauf, mein Mannli macht mir zu viel zu schaffen. ....

... Das Leben hier ist so grund-grundverschieden von allem was man sonst gewöhnt war, daß ich manchmal denke ich träume, so schwindet mir

oft das Gedächtnis für Berlin fast ganz, was übrigens kein Schade ist. . . . . . .

Rom 16. August 88.

Meine Lieben!

Stimme des Mannes in dem feurigen Ofen: „Es macht brav warm!“ *per la madonna!* Der August hier ist kein Spaß. Wenn mein Studio nicht verhältnismäßig große Untertemperatur hätte, so würde ich ausreißen. So aber geht es bösdings. Immerhin arbeite ich was das Zeug hält, und wie es scheint reussiere ich nach und nach. Um Euren Gwunder zu stillen über meine Tanggelei, sende ich Euch in circa 14 Tagen eine Photographie oder mehrere von meinem Mannli, denn bis auf die feinere Ausführung habe ich ihn bald beieinander (den kleinen). Es war ein hartes Stück und so schnell macht mir das nicht jeder nach. Es war manchmal zum verzweifeln; aber schließlich, wenn der Mensch etwas absolut will, und das Talent dazu da ist und die nötige Ausdauer, so müßte es mit dem Teufel gehn, wenn er es nicht zu Stande brächte. Wie gesagt, in circa 8 Tagen bin ich so weit, daß ich ihn photographieren lassen kann, da Verhältnisse, Pose, kurz alles am rechten Platz sitzt, und man also schon den Gesamteindruck der Statue hat. Es wird eine ernste Figur von feiner Stimmung. Na, Ihr werdet ja sehn. Ich denke in circa 4 Wochen wird er soweit sein, daß ich ihn formen lassen kann in Gyps. Dann muß man, um es in Bronce gießen zu können, ein Wachsmodell gießen lassen und dasselbe noch gehörig nacharbeiten. So gegen Weihnachten dürfte das Mannli gegossen sein, dann kommt noch die Ciseliererei, die ich auch selber mache. Steht er einmal fix und fertig da in Bronce, so weiß ich einen, der dann leichter atmet. Aber bis ich Alles kann und so fix modelliere wie zeichne oder male, dürften noch 3 bis 4 Jahre gehöriger Arbeit vorbeigehen. Das Arbeiten in Marmor ist auch keine Kleinigkeit. Ihr seht, ich bin völlig Bildhauer geworden, weil ich empfinde, daß dies die Kunst ist, für die ich das meiste Talent habe. Die Form war mir immer die Hauptsache und um sie endgültig auszudrücken, dafür ist die Plastik allein da, und jedenfalls muß man sie können, man hat dann nachher immer noch die Wehli [Wahl]. Ich spüre auch, daß ich es jedem Andern darin gleichtun kann, wenn einmal die Gewohnheit da ist, die Form auf ihre wirkliche Ausdehnung hin zu sehn und das kommt, ich spüre es. Gearbeitet habe ich die Zeit über wie ein Narr, in meinem Leben noch nicht so . . . .

. . . Sonntags gehn wir manchmal an's Meer und plätschern mit halb Rom drin herum, Mann, Weib, Kind, Greis, es ist das lustigste, was man sich denken kann in Porto d'Anzio oder Palo. Ich habe auch ein Stück Marmor im *studio* und haue in unbewachten Momenten zur Probe dran herum; werden

wird es wohl nichts, denn erstens ist der Marmor nur ein aufgelesenes Stück von einem antiken Postament und jedenfalls nicht *prima ordine*, wie sie hier zu hunderten herumliegen, und dann weiß ich selber nicht was ich draus machen soll. Es ist nur zur ersten Übung. Ich haue es direkt aus dem Block, um später, wenn ich dann wirklich was machen will, schon zu wissen, wie man die Sache etwa angattigen [anfassen] muß. Die Zuversicht hier Jahre lang ohne auf Verdienst sehen zu müssen, arbeiten zu können und rein der Kunst zu leben, ist ein Glück, das ich wohl zu schätzen weiß, und den Freunden im Belvoir nicht genug danken kann. Ich werde schon machen, daß was dabei herauskommt. — Ich mache die Beobachtung, daß meine Haare anfangen bedenklich zu grauen, die Schläfen sind schon ganz meliert. Ich merke daran, wie an manchem andern, daß der Mensch nicht jünger wird, sondern älter, und daß nachgerade aus dem talentvollen, vielversprechenden jungen Mann einer geworden ist, der bald Farbe bekennen muß mit der Tat. In 14 Tagen feiere ich, wie Papa sagte, meinen 32. Geburtstag und kann es kaum glauben. Die Zeit vergeht mit rasender Schnelligkeit und wohl dem, der sie gehörig nützt! . . . .

Rom, 16. Sept. 88.

. . . . Wenn ich so resumiere, so kann ich wohl sagen, daß ich meine Zeit bisher nicht gerade um die Ohren geschlagen, besonders die Zeit hier in Rom nicht. Alle meine Freunde und Kunstgenossen, auf deren Urteil ich was halte, sind mit meiner Arbeit vollkommen einverstanden und sagen, ich darf es wohl wiederholen, sie sei sehr gut. Ich selber habe das Gefühl mein erstes wirkliches und wahrhaftiges Kunstwerk zu schaffen, ein Werk, das bleiben wird, so fern ich recht ermesse, eine Sache, die mir kam wie der Traum in der Nacht, unwillkürlich und mich zwang sie zu machen und dran zu arbeiten und sie herauszukriegen, aller Unerfahrenheit und Ungeübtheit sozusagen Unwissenheit in plastischen Dingen zum Trotz. Heut steht sie da wohlgeordnet, frei, edel, wie ich mir sie dachte und harrt nur noch der intimen Vollendung. An der Art wie diese Arbeit entstand merke ich, daß ich Bildhauer bin und kein Maler, wenigstens lange nicht in dem Grade. Ich nehme mir zwar nichts bestimmtes vor, wie immer lasse ich mich in Dingen, welch die Kunst angehn, völlig von dem bekannten dunklen Drange leiten, aber es ist mir so als hätte ich so ziemlich ausgemalt. Es ist kurios, noch vor 3 Jahren interessierte ich mich wenig, sehr wenig für Plastik, dann kam es immer mehr, und immer mehr und heute stecke ich drin bis über die Ohren, und es ist mir so natürlich daß ich bildhauere wie wenn ich Jahre lang schon nichts anderes getan hätte. Wie ich Euch schon einmal schrieb, es soll nicht allzulange dauern, so bin ich etwa so auf der Höhe von dem was jetzt geleistet wird in Plastik. Es kann nicht anders sein.

Lacht nicht! Die Sache wird sich so zutragen, wenn ich gesund bleibe, und nicht äußere Umstände mich am Weiterstudieren hindern, was nach menschlicher Berechnung ja kaum eintreffen wird. Als die Photographien gemacht waren, stieg ich, es war Mittag, herunter von meiner Höhe, aß ein Hühnlein, sanft gebraten, leistete mir eine Droschke und fuhr zu meinem Freunde Klinger, um mit ihm nach Frascati hinauszufahren. Er bemerkte sofort, daß irgend Etwas los sein müsse, und indem er auf meinen schönen weißen Kragen (ich trage sonst nur diese Wollhemden) deutete, fragte er: „Sie haben wohl heute Geburtstag, daß sie einen solchen unerhörten Luxus treiben?“ — und hatte es erraten. — In Frascati war es wie immer prachtvoll in den herrlichen Villen mit den blühenden Oleanderbüschen, Cypressen, Lorbeer und Statuen. Man sieht bis ans Meer über die ganze römische Campagna, und es ist eben herrlich. Als der Tag sich neigete und es Abend ward, tranken wir zur Feier des Tages ein Tröpflein von dem guten Wein von Frascati in einer kühlen Osteria, wo man ihn rein trinkt zu 80 Cts. den Liter. Und auf diese Weise verging dieser mein 32. Geburtstag. Ich bin Dir doch sehr dankbar, Mama, erstens, daß Du mich überhaupt zur Welt gebracht 2.) daß Du mich mit gesunden Knochen auf die Welt gestellt 3.) als ein Männlein nicht als ein Fräulein und 4.) daß Du mich mit Talent zur Kunst versehen hast ....

.... Es gefällt mir hier immer besser, je mehr man Rom, Italien überhaupt, kennen lernt, desto mehr findet man Schönes, desto lieber kriegt man das Land. Es macht wohl oft sehr warm, und wenn der verfluchte Scirocco weht, so geht man schier zu Grunde, aber aber, ich weiß nicht, dieses Land muß der liebe Gott ganz speziell für die Künstler gemacht haben. Diese unerhörte Menge Kunstwerke, die überall aufgestellt sind, so daß man immer mit der Nase, ob man will oder nicht, drauf fällt, förmlich: „so wird's gemacht.“ Wenn man was lernen will, weiß Gott, hier ist die Gelegenheit dazu, und der Karl läßt sie nicht vorbeigehen ungenutzt, wie 99/100 aller Künstler, die nach Italien kommen und wieder gehn und nichts gelernt haben, weil sie ihr Kunstgebäude nicht vorher fest gegründet hatten. Bei mir werdet Ihr schon sehen, daß was hängen geblieben ist, und unbekümmert um alles andere studiere ich drauf los, denn (in bin ein Pfarrerssohn und kann mir wohl eine solche Citation leisten): Wohl dem Menschen, der Weisheit findet und dem, der Verstand bekommt, denn es ist besser um sie handthieren, weder um Silber, und ihr Einkommen ist besser denn Gold u. s. w. Spr. Salomo 3, 13 u. f. Weiß der Kukuk, der Mann hat Recht. Das einzige, was weise, ist, einen tüchtigen Kerl aus sich zu machen und kein unrühmliches Alter zu erleben, und dafür wollen wir, so Gott will, sorgen. Ein langer Artikel über Klinger und mich ist in der Münchner Allgemeinen

gestanden vor Wochen, sehr anerkennend. Es wird wohl noch viel in andern Blättern gestanden sein. Ich kann mich hier nicht mehr darum kümmern was sie in Deutschland schreiben. Lieber ist es mir natürlich, wenn sie loben als wenn sie schimpfen . . . . .

Schaff das Tagwerk meiner Hände
Hohes Glück, daß ich's vollende
Laß, o laß mich nicht ermatten
Nein, es sind nicht leere Träume.
Jetzt noch Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Dieses wünsche ich mir in bescheidener Weise auch. Der Vers fällt mir grade ein, es ist was des schönsten von Göthe.

Rom, Via Margutta 54, palazzo Patrizi, 29. November 88.

Liebe Sophie!

Leider habe ich meine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Gestern ist mir meine neue Figur zusammengestürzt und die Arbeit von 6 Wochen zum Teufel, so daß es mit meiner freien Zeit schlimm bestellt ist. Die Eisen waren zu schwach und als ich gestern früh ins Studio kam, lag mein Kunstwerk am Boden. Laß nicht etwa zu Haus was davon verlauten hörst du! Sonst verderbt es der Mama auf Wochen den Appetit. In's drei Zuckers Namen! aber es läßt sich nicht ändern. Ich mache dir nun einen Vorschlag, der dir wohl gefallen wird, und bei dem ich den Umständen gemäß nicht zu viel Zeit aufs Spiel setze. Anstatt daß du deinen Aufenthalt während den paar Wochen, in denen man Rom ja doch nicht recht kennen lernt, hier nimmst, so gehe nach Capri wo Scheffel den Trompeter gedichtet. Julius Luz und eine Reihe anderer Bekannter sind dort, die sich, Luz besonders, freuen werden, dir den Aufenthalt angenehm zu machen bei Pagano. Ich käme dann ein paar Tage vor deiner Abreise nach England dorthin, wir würden die Zeit vergnüglich dort verbummeln und ich brächte dich dann in Neapel aufs Schiff. Auf diese Weise würde auch ich Capri zu sehen bekommen und meine Zeit nützlich anwenden, die mir knapp bemessen ist. Schreibe mir umgehend, ob du einverstanden und wann du von der Familie wegkommst und frei bist, so daß ich Luz schreiben kann und das Nötige veranlassen. Es ist mir übrigens bei allem Pech lieber, der Junge sei jetzt zusammengekracht als später. Es soll mir eine Lehre sein, aber ärgern tut es mich doch. Immerhin, das ist kein rechter Bildhauer, dem es nicht mal passiert ist . . . . .

Letzthin haben wir wieder einen Clubausflug gemacht auf die Serra Secca in den Abruzzen. In Cavaliere übernachteten wir in der dortigen Osteria auf dem Boden vor dem Feuer (denn Betten sind dort ein unge-

kannter Luxus) und zogen am Morgen um 4 ordentlich ausgeräuchert nach dem Kloster St. Maria in Monti, von dort in 4 Stunden zum Gipfel, der voll Schnee lag. Oben ein prächtiges Panorama des italienischen Hochgebirgs. Ich bin sehr froh Clubist zu sein, denn die Leute sind nett und auf diese Weise lernt man von Italien auch die Gegenden kennen, wo keine Inglesi hinkommen. So eine Osteria in den Abruzzen ist ein Etablissement, gegen das eine Schweizer Sennhütte Polast genannt werden muß. Das Volk genau jedenfalls wie vor 1000 Jahren; vermog sich Jemand über die Comfortlosigkeit hinwegzusetzen, so nimmt er von einer solchen Excursion die schönsten Eindrücke mit. Ein grandioses *Deserto* ohne Bäume, nichts als *sassi* und *macchia* und graue kohle Felsen und alte *paesetti* oben drauf. . . . .

. . . . Heute habe ich mit Todesverachtung neue $1^1/_2$ zöllige Eisen für meine Figur schmieden lassen (die werden halten) und baue wieder auf, aber diesmal solid. Ich arbeite was das Zeug hält von Morgens wenn die Sonne aufgeht bis spät Abends. Es ist gewiß kein Spaß in seinen alten Tagen noch Bildhauer zu werden, aber 2×2 sind 4 und in einigen Jahren bin ich ein feiner Bildhauer, ein ganz feiner, zähl drauf, denn schon jetzt kann ich die *chose* eigentlich so wie alle meine Bekannten. Habe ich es einmal ganz los, dann bin ich Meister in 3 freien Künsten, und das kann nicht mancher von sich sagen. — Zu deinem Geburtstag habe ich dir vor lauter Plastik zu gratulieren vergessen. Es geschieht jetzt. Also nimm nichts auf die schwere Schulter und ärgere dich nicht mehr über anderer Leute Schlechtigkeit oder Dummheit; ich für meinen Teil habe mir das schon long abgewöhnt, so gut es eben gehen will heißt das. Wenn du an Frl. Noß schreibst, so richte ihr einen schönen Gruß aus, das scheint eine charmante Person zu sein. Wenn ihr dann miteinander das Herrenleben führt und nach Rom kommt, so richtet es auf den Sommer ein, respektive Mai oder Oktober, denn Winter ist immer Winter, auch in Italien, wie ich zu meinem Schaden schon erfahren habe. Daß Bundesrat Welti schwärmt von Rom glaube ich wohl, denn 4 oder 5 Wochen bin ich mit ihm herumgezogen und habe ihm alles was nur interessant und malerisch war gezeigt. Ich habe es gern getan, aber schließlich war es mir doch recht als der Rummel vorbei war. Also schreibe mir die Data deiner Abreise von Gallipoli und wie lange du noch mit der Familie engagiert bist, denn sonst kann ich keine endgiltige Disposition treffen und das ist doch nötig. Auch ob du noch in Neapel bei der Familie bist, in *somma tutto*. Italienisch parliere ich schon ganz geläufig, hätte ich mehr Zeit darauf zu verwenden, so ginge es noch besser.

Also besten Gruß und Kuß Dein Bruder Karl.

Rom 10. Januar 89.

..... Während der Giovanni (ich meine mein Modell) krank ist, büffle ich mit Todesverachtung zum so und so vielten Male die Knochen durch, und diesmal werden sie wohl im Gedächtnis bleiben mit Muskelansätzen und so weiter. In Summa *si sta bene a Roma.* Da mein Weltruf sich noch einige Jahre hinausziehen wird, weil ich als Maler, Kupferstecher und Bildhauer zugleich mich präsentieren will, so habt mit mir etwas Geduld. Die Sache wird sich schon machen ......

... Von Kunst weiß ich Euch heut nichts zu berichten, höchstens daß der Mensch, wie ich mich zum so und sovielten Male vergewissert, eine gewisse Anzahl Hals- Brust- und Lendenwirbel hat, die so und so gestellt sind, daß außer diesen noch viele andere Knochen einem das Leben sauer machen, was Euch so wenig interessieren wird als mich die Confitüren. Das A. soll sich deswegen nicht etwa abhalten lassen, ich meine der Confitüren wegen, mir ab und zu eine Chronik von der Terasse und Umgebung zukommen zu lassen, und sollte es auch über die Confitüren und Liqueure, die Mamma braut, sein. Nur die englischen Confitüren sind mir wurscht, weil ich doch nie was davon kriege. Ob aber das Meertrübeligelée auf der Terrasse geraten, ist ein ganz anderer Fall, weil da meine Wenigkeit davon abkriegt. Es interessiert mich ferner im Laufenden erhalten zu werden über den Stand des Gartens, ob Ihr Schwämme gesammelt, sie gekocht und ob sie Euch geschmeckt, was für welche und wie Ihr sie zubereitet. Ihr kennt ja meine botanisch gastronomischen Steckenpferde und Ferienzeitvertreib .....

Rom, Via Margutta 54. 9. 5. 89.

Meine Lieben!

Eben schreibt mir S. aus P. und ruft mir meine ganzen Sünden wieder ins Gedächtnis. Ich bitte, mich nicht nach ganz gewöhnlichem Maß zu beurteilen; denn wenn der Mensch seine erste lebensgroße plastische Arbeit macht, sein erstes Kunstwerk überhaupt, so hat er verhältnismäßig wenig Stunden, die gemütlich genug sind um einen Brief, der nicht einfach Wiederhall des mit Recht so benannten Katzenjammers wäre, zu schreiben. Mit meinen intimen Kunstzuständen, Bemühungen, Bestrebungen habe ich nämlich nicht im Sinn Euch zu langweilen, und gerade das füllt meinen ganzen Geist seit geraumer Zeit aus. Für den Künstler allein Kater und *misère* des Entstehens, für Euch resp. den Publicus das fertige Werk. Drum sage ich jetzt weiter auch nichts, als daß die Figur vorwärts geht, wenn auch langsamer als ich gedacht, und daß ich die Hoffnung habe ein wenn auch nicht vollkommenes, so doch schön gedachtes, leidlich gearbeitetes, stimmungsvolles Werk zu Stande zu bringen, will's Gott noch vor Ablauf des Jahres.

Die Arbeit macht eben den Prozeß jedes wirklichen Kunstwerkes durch, es muß „verwerchet" werden, das heißt, man hat eine schöne Idee, sie scheint einem leicht zu verwirklichen. Man fängt an, Schwierigkeit auf Schwierigkeit entsteht, türmt sich auf. Man plagt und schindet sich vaterländisch; die *chose* scheint einem unmöglich, die Courage geht ab und zum Teufel, bis endlich der liebe Gott den Mann ansieht und seinen Jammer und seinen Segen gibt und Gelingen. Das schlimmste mit dieser Figur habe ich überstanden, wenigstens glaube ich es; denn schon steht er da, fein bewegt und zu der Idee, wie ich sie mir zu Anfang vorgestellt, fehlt nicht mehr sehr viel, d. h. alle Détails und Arme und Kopf sind noch nicht angerührt. Steht er aber mal so da, wie ich mir ihn gedacht, so ist die Sache schon lang gewonnen. Übrigens das wird mir immer klarer, man plagt sich nie umsonst, es zahlt sich immer wenigstens moralisch. — Da ich hier [etwas Geld] beilege, das für Haushalt und Miethe zu verwenden ist, so kann ich wohl mich ein wenig breiter ergießen zum so und sovielten Mal, warum ich nicht mein Augenmerk darauf richte, Schätze zu sammeln, die die Motten und der Rost fressen, sondern alleinig drauf bedacht bin, zu lernen was eben für mich, nachdem ich meine Fähigkeit und Kräfte erkannt habe, möglich ist und erreichbar. Ich schreibe dies, weil mir mein kleiner Finger gesagt hat, daß Ihr, Mamma, im Geheimen doch eben Kummer habt, ob der Weg, den ich einschlage, der rechte wäre und ob es nicht vielleicht Zersplitterung von Kraft und Begabung und was die Hauptsache, ein sehr viel weniger einträgliches Geschäft wäre mit der Bildhauerei. Man hätte so manches fette Portrait für so und so viel 1000 Frs. malen können in dieser Zeit und fürs Alter etwas auf die Seite tun und so weiter. Ich kenne ja dem Herrn und besonders der Frau Professor Luz ihren Gedankengang.[1]) Nun laß Dir gesagt sein Frau Pfarrer, die Du wie mir S. schreibt übermorgen Deinen 59 sten Geburtstag feierst, wozu ich Dir hiemit herzlich Glück wünsche und hoffe, Du mögest noch recht manchen weitern erleben in möglichster Gesundheit und Frische des Geistes; also laß Dir gesagt sein von Deinem erstgebornen Sohn, den Du bevor er noch auf der Welt war zum Maler machen wolltest und gemacht hast; daß einer der auf diese Weise prädestiniert war für Kunst, das, was er tut, tut, nicht weil er will mit Calcul, wie etwa ein Kaufmann, der zum Beispiel ein Wäschelager hat, und weil es ihm lucrativ scheint, ein paar andre Artikel auch noch aufnimmt, z. B. wollene Unterröcke für Damen oder Knabenanzüge, da es in einem zugeht und größeren Gewinn bringt. Nein — sondern weil es eben nicht anders geht, weil er muß. Du hast nun mal einen Künstler haben wollen, siehe, ich bin es geworden, nun mußt

[1]) Alte Redensart, sich beziehend auf einen ehemal. Prof. Luz in Bern, der stets von seinem Gedankengang sprach.

Du ihn eben so nehmen wie er geraten. Jetzt und die nächsten Jahre handelt es sich für mich, (es wird sich übrigens immer bis an mein seliges Ende nur darum handeln) möglichst viel zu lernen, um etwas bleibendes zu schaffen. Das heißt, die Begabung, die ich mitbekommen, auszubilden und daraus herauszupressen was geht, wie der Papa aus den Neuenegger-träubeln, als er einmal Wein machen wollte. Da ich nun außerdem dieses unerhörte Glück habe, einen Freund zu besitzen, der mir zur Hand ist und mir für einige Jahre wenigstens mein Fortkommen sicher stellt, so müßte man mir ja jeden Zahn, den ich noch habe, einzeln ausreißen, wenn ich nicht mit vollem Dampf zu lernen suchte, was irgend für meine Ausbildung nützlich ist. Selb scheint mir klar. Du kennst ja das Histörlein vom Heulen und vom Zähneklappern und von den Pfunden. Sieh als Bernburger kann ich nie verhungern, und wenn es einmal nicht mehr ginge, und ich sollte als alter Kauz nicht mehr im Stande sein, mich durchzubringen, so würde ich mit Vergnügen in den Spittel gehen, meinetwegen als Pfründer, wenn ich das schöne Gefühl mit mir nehmen könnte, nichts in meinem Leben unterlassen zu haben, was meine Kunst gefördert und nie, nachdem die Erkenntnis gekommen, auf irgend Etwas anderes Bedeutung gelegt, was nicht strickt zur Sache gehört hätte. In Somma mit dem Gefühl sein Leben richtig benützt zu haben, kann man schlimmsten Falls auch in den Spittel, wenn das Alter mit eventuellen Schwachheiten kommt. Solch Bewußtsein muß dann etwa sein, wie ein guter Ofen mit einer Ofenplatte im Winter. Was kommt dagegen in Betracht? Nun soweit ist es ja noch lange nicht. Einstweilen fange ich erst an und hoffe, noch von mir hören zu lassen bis dahin. Daß ich nun gerade mit der Plastik mich eingelassen hat seinen Grund, wie ich übrigens schon öfter bemerkt, darin, weil mein Talent vorzüglich auf Seite der Form, Darstellung der Form, besteht und sie mir im Weg liegt, mein ganzes Trachten und Dichten in Anspruch nimmt, ich drin aufgehe, in Somma weil ich nicht anders kann, punctum. Das ist auch eine Art Religion und gibt einen starken Glauben, der vorhält. Wenn in Florenz die Eindrücke nicht so kolossal, und ich nicht so völlig mit dem was ich gesehen, beschäftigt gewesen wäre, Bildhauerei, Malerei, Architektur (habt nicht Angst, ich fange die nicht auch noch an) die Fresken von Ghirlandajo und Giotto, von dem ich zum ersten Mal Werke sah, und wäre ich nicht nachher wie ein Tiger wieder auf meine Arbeit gestürzt, so hätte ich Euch schon lange geschrieben. Von Giotto, diesem gewaltigsten Meister früher Kunst, sah ich die Fresken, die aller Beschreibung spotten. Ja gute Kunst wird nie alt, auch wenn die Farben bleichen. So ein Künstler ist auch in seiner Weise ein Schöpfer, er erschafft auch eine Welt. Der Mann lebte um 1300, also vor bald 600 Jahren. Da stand ich, des

Pfarrers Karl von Neuenegg und dachte, wenn der Herr heute lebte, dann wüßte ich, zu wem ich in die Schule gegangen wäre. Über diese Dinge zu schreiben gibt kein Bild, so unterlasse ich es, nur sei auch noch gesagt, daß Florenz wirklich eine herrliche Stadt ist. Dort wehte einmal ein Geist, von dem wir, die wir immer glauben, so riesig früheren Zeiten voran zu sein, auch nicht einen blassen Schimmer mehr haben.

So will ich es für heute genug sein lassen. Ich hoffe, dieser Brief trifft Euch in guter Gesundheit an und der milde Beitrag sei willkommen. Spintisiert also nicht zu sehr über meinen Lebenslauf, ich werde meine Sache schon recht machen. Habt nur nicht Kummer, wenn es auch nicht geht wie mit der Geisle gchlepft, so geht's eben in etwas anderem Tempo, aber immer vorwärts, das ist gewiß.

So und so viele Grüße und Küsse Euer Karl.

(Schluß folgt.)

Drei Briefe Treitschkes an Heinrich von Marquardsen.

Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller in München.

Der Name Heinrich von Marquardsen erinnert uns, gleich so manchen andern, an einen alten deutschen Fehler: den Mangel an nationaler Dankbarkeit, treuer Erinnerung für öffentliches Wirken. Über dreißig Jahre eines kräftigen unermüdet arbeitsamen Lebens hat dieser vielseitig begabte Gelehrte parlamentarischer und parteipolitischer Tätigkeit für das Vaterland gewidmet — wie vielen ist es heute noch bewußt? — 1826 in Schleswig geboren, fühlte Marquardsen sich durch Wissensdrang und Begabung aus kleinagrarischer Umgebung zum gelehrten Beruf getrieben; selbständig, zum Teil als Autodidakt, hat er seine Ausbildung begonnen. 1851 habilitierte er sich für öffentliches Recht in Heidelberg, seit 1861 war er ordentlicher Professor für Staatsrecht in Erlangen. Seitdem ist er auf bayerischem Boden, in bayerischen Verhältnissen eingewurzelt, wie sein Freund Miquel scherzte, mit der „unverwüstlichen Kraft eines holsteinisch-bayerischen Doppelmenschen". Der erste der folgenden Briefe zeigt, welchen Ruf er in jenen Jahren in seinem Fach besaß. Er war einer der großen deutschen Kenner des englischen Staats- und Strafrechts, deren Erforschung er wesentlich gefördert hat, ein hervortretendes Mitglied jener älteren deutschen Staatsrechtsschule, die, mitten im Ringen um einen nationalen Staat, in dessen Vorbereitung ihre höchste Aufgabe sah. (Vgl. den Nekrolog von H. Rehm in der Beil. zur Allg. Zeitung 1897, Nr. 291.) Es war in diesem Leben nur ein ganz folgerichtiger Schritt, wenn in den Jahren der Erfüllung an die Stelle der theoretischen Grundlegung die praktische politische Mitarbeit am Ausbau unseres Staates trat. Die schleswig-holsteinische Bewegung, die gleichzeitige liberale Parteibildung in Bayern haben Marquardsen zuerst ins öffentliche Leben gezogen; diesem galt von da ab seine beste Kraft. Von 1869—1893 hat er dem

bayerischen Landtag, seit 1868 dem deutschen Zollparlament und dann ohne Unterbrechung dem Reichstag angehört. Als dessen ältester Abgeordneter ist er 1897, am Tage vor Eröffnung der letzten Session, an der er teilnehmen wollte, gestorben. — Die Wirksamkeit, welche dies Menschenalter politischer Arbeit umschließt, war viel größer, als der selbstlose, vornehme Mann nach außen hervortreten ließ. Pflichtgetreu, von eisernem Fleiß und leichter Arbeitskraft, hat er an den meisten Verhandlungen und manchen Kommissionen des Reichstags teilgenommen; bei mehreren Gegenständen der neuen Reichsgesetzgebung, vor allem beim neuen Preß- und Strafprozeßrecht, in manchen politischen und Verfassungsfragen stand er unter den Führern der parlamentarischen Behandlung; aber dies lag alles mehr an der Peripherie seiner Tätigkeit. Wichtiger war sein Wirken innerhalb der nationalliberalen Partei selbst: er war lange Jahre Schriftführer der Reichstagsfraktion, Mitglied des Zentralvorstandes und Vorsitzender der bayerischen Landespartei r. Rh.; 1884 bei der von Süddeutschland ausgehenden parteipolitischen Umbildung der Nationalliberalen, hat er neben Miquel eine leitende Rolle gespielt, die endgültige Fassung der Heidelberger Erklärung stammt von seiner Hand. Am einflußreichsten war aber wohl seine publizistische und man möchte sagen: diplomatische Arbeit für die Partei. Seine gewandte, feine Feder war unermüdlich in anonymer Tages- und Parteischriftstellerei. Die lange Reihe seiner knappen, eindringenden und vornehmen Reichstagsberichte seine kritisch würdigenden Aufsätze über die Reichstagsvorlagen in der Kölnischen Zeitung hat erst der Tod abgerissen. Und seine kluge Sachlichkeit und Mäßigung, seine freie, ungezwungene menschliche Art, ein ungemeines Talent zu vermitteln und auszugleichen, mit Heiterkeit zu überreden, die Unverwüstlichkeit seiner Laune machten ihn besonders geeignet zur Vertretung der Partei gegenüber den andern Fraktionen und gegenüber der Regierung. Persönlich von allem zweideutigen Schillern frei, war er doch alles eher als ein Doktrinär, historisch-praktisch geschult, ohne vorgefaßte Meinungen, immer bereit, aus dem Leben und auch aus fremder Erfahrung zu lernen. Bismarck hat ihm in seinen Versammlungen parlamentarischer Vertrauensmänner gern die Aufgabe zugeteilt, das erreichbare Mittel zwischen den auseinanderstrebenden Ansichten herauszufinden und dann die Einzelnen zu diesem Mittel zu bekehren. Mit vollem Recht hat man ihn, einen Nationalen und Liberalen im besten Sinn, eine der berufensten Kräfte der nationalliberalen Partei genannt. — Ein reicher Briefwechsel, aus vielseitigen Bekanntschaften und Interessen erwachsen, in den Herr Hofrat Dr. Ernst Marquardsen aufs liebenswürdigste Einsicht gewährte, wird es mir, wie ich hoffe, gestatten, das Bild dieses Mannes, und mit ihm auch manche allgemeinern Züge unserer Parteigeschichte, noch einmal in schärferen Umrissen und lebendigeren Farben herauszuarbeiten.

Die drei im folgenden zunächst mitgeteilten Briefe empfangen ihr Hauptinteresse vom Absender. Heinrich von Treitschke scheint zwar, wenigstens in der gelegentlichen Korrespondenz seiner Mannesjahre, nicht eigentlich das gewesen zu sein, was man einen Briefschreiber nennt. Der gewaltige Schwung, die reiche Fülle seines Wesens bedurften eines breiteren Stromes, um sich in ihrer eigentümlichen Kraft und Pracht ausbreiten zu können; und wenn dieser mächtige Kämpfer sich, inmitten rastloser Arbeit, von Zeit zu Zeit daran machte, aufgestapelte Briefschulden abzutragen, so

geschah dies nicht in der Stimmung eines beschaulichen Epistelschreibers. Die seltsam ungelenken und doch so klaren und eindringlichen Züge scheinen, mit „langsamer Feder" zwar, wie er öfters klagt, aber doch in Eile hingeschrieben. Auch in den folgenden Briefen überwiegt die sachliche Mitteilung: über gelehrte, schriftstellerische Arbeiten und, wie könnte es bei ihm anders sein, über Politik. Und eben hierin steht dann doch der ganze Mann vor uns: bei ergreifender persönlicher Bescheidenheit, in der Sache rücksichtslos fest und unerbittlich entschlossen; von herrischem und glühendem Willen, bis zur verletzenden Leidenschaft, aber wahrhaft bis in den Kern, ohne jede Möglichkeit, anders zu sein, frei von jeder kleinlichen Berechnung, lauter und innerlich harmlos wie ein Kind; bei allem Reichtum der Gaben wunderbar um einen einzigen Mittelpunkt gesammelt. Denn auch in diesen kleinen Schreiben brennt, als eigentliche Lebenskraft, die Glut, die alles beseelt, was Treitschke gedacht, getan, geschrieben hat, auch sie haben Teil an dem hohen Inhalt, dem großen Ethos und Pathos seines Lebens: der Sache des Vaterlandes. Wie ein rauschendes Banner weht sie dem heldischen Mann, wo er geht und steht, ums Haupt. —

Im einzelnen verlangen die drei Briefe noch einige Erläuterungen. Die beiden ersten stammen noch aus dem Anfang der sechziger Jahre, wie der junge Treitschke, erst als Privatdozent in Leipzig, dann seit dem Herbst 1863 als außerordentlicher Professor für Staatswissenschaften in Freiburg i. B., in akademischer Tätigkeit und mit der glänzenden Reihe seiner Essays zuerst sein Talent vor Deutschland entfaltete. Der im ersten Brief erwähnte Aufsatz über Byron (Lord Byron und der Radicalismus) war 1863 in den Grenzboten erschienen (jetzt im 1. Band der historischen und politischen Aufsätze). Er ist gottlob nicht, wie Treitschke hier meint, der letzte in der Schar dieser geist- und farbenprächtigen Schöpfungen geblieben; vielmehr war die mit dem zweiten Brief, 1864, übersandte erste Sammlung seiner Essays nach sechs Jahren, bei ihrer vierten Auflage, schon auf drei Bände angewachsen. Damals, im November 1864, enthielt sie neben den Aufsätzen über Milton und Byron, über das deutsche Ordensland Preußen und über „die Freiheit" die herrlichen deutschen Charakterbilder Fichtes, Uhlands und Dahlmanns, Hans von Gagerns und Karl August von Wangenheims — und vor allem, wie Treitschke Marquardsen hier berichtet, die neue große „Ur- und Erzketzerei" über Bundesstaat und Einheitsstaat: das moderne Gegenstück zum Monzambano des alten Reichs, die gewaltigste, hinreißendste deutsche publizistische Schrift des 19. Jahrhunderts, die wie ein mächtiger literarischer Auftakt die letzten Kämpfe um die Einigung einleitet. Unser zweiter Brief kündigt ihr schroffes unitarisches Bekenntnis, den Krieg gegen die „große Lüge des Bundesrechts", die „Märchenwelt des Partikularismus", vor allem auch gegen den liberalen Partikularismus an, den Treitschke gerade in diesen seinen badischen Jahren am bittersten beurteilt hat. Wer den Zusammenhängen und Gedanken dieses Briefes gern näher nachgehen möchte, der möge mit ihm die Widmung dieses Essaybandes und den Begleitbrief an G. Freytag vom 13. November 1864 (Gustav Freytag und H. von Treitschke im Briefwechsel, herausgegeben von A. Dove, S. 18 ff.), den Brief an Alfred von Gutschmid vom 16. November 1864 (den P. Bailleu in der Deutschen Rundschau

89 [1896], S. 68 f. veröffentlicht hat) und den Brief an seinen Vater (bei Th. Schiemann, H. v. Treitschkes Lehr- und Wanderjahre, S. 226) vergleichen. — Die „Geschichte des Deutschen Bundes" ist der Keim der großen deutschen Geschichte, die Treitschke damals zunächst als eine bloße Geschichte des Bundes und der Kleinstaaten von 1815–48, in ausgesprochen praktisch-politischer Absicht, als eine große Anklageschrift gegen die Kleinstaaterei, geplant hatte. Aus den „nächsten Jahren", von denen er hier spricht, sind 32 geworden, und aus dem „Kreuz", das er auf sich genommen, sein größtes und schönstes Werk. — Die mitgesandte „Rede" endlich ist die Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht, gehalten am letzten Tage des 3. deutschen Turnfestes, wohl die großartigste Volksrede, die eine deutsche Versammlung je hingerissen hat. Sie wurde damals in Nr. 10 der Blätter für das 3. deutsche Turnfest gedruckt, jetzt bildet sie, unverändert, den Eingang des 1. Bandes der „Zehn Jahre deutscher Kämpfe".

Die im ersten Brief berührten Schriften Marquardsens sind die völkerrechtliche Monographie über den „Trentfall" (1862) und die Rede über „das Oberhaus von England und die Wissenschaft", mit der er sich am 29. März 1862 in den Senat der Universität Erlangen einführte. Beide standen, ebenso wie Marquardsens frühere Arbeiten, im Zusammenhang mit dem großen Plan einer Geschichte des englischen Habeas-Corpus-Rechts. Auch Treitschke, später ein so grimmiger Hasser alles Englischen, hat sich in seiner Jugend, schon seit den Bonner Studienjahren bei Dahlmann, sehr viel mit englischer Geschichte, Literatur und Recht beschäftigt; eben im Winter 1862/3 hatte er über „Geschichte von England" gelesen. (Vgl. Schiemann a. a. O. S. 54, 71 f., 100, 127, 147; C. L. Schurig, Entwicklung der politischen Anschauungen H. v. Treitschkes, S. 60 ff., 89 ff.) — Mit dem „Erlanger Verein" (1864) ist der dortige schleswig-holsteinische Verein gemeint, in dem Marquardsen, selbst ja ein geborener Schleswiger, in vorderster Linie tätig war. Auch Treitschke war anfangs eifrig an der augustenburgischen Agitation beteiligt.

Der dritte Brief endlich bezieht sich auf Treitschkes berühmten Aufsatz „Die Königliche Bibliothek in Berlin" (Preußische Jahrbücher 53 [1884], S. 473 ff.). Er war von Althoff, dem späteren Ministerialdirektor, angeregt, bekämpfte den Gedanken der Präsenzbibliothek, befürwortete eine deutsche Akademie der Wissenschaften, einen Neubau der Berliner Bibliothek und gab zum Schluß die Anregung, diese durch die Anlage eines Gesamtkatalogs aller deutschen Büchereien zum Mittelpunkt der nationalen Gelehrsamkeit zu machen. Über das Nähere kann man das 20. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen, Seite 40 f., ferner Band 22 (1905) Seite 408 f. und Band 29. (1912), Seite 349 ff. dieses Zentralblattes vergleichen.

Leipzig 9/8 63.

Hochgeehrter Herr,

hoffentlich hat Ihnen Schelske[1]) auch von der Untugend erzählt, die mich unter meinen Freunden verrufen macht, von meiner Nachlässigkeit

[1]) Rudolf Schelske, Mediziner (1830—1906), Jugendfreund Treitschkes aus der Heidelberger und Göttinger Studentenzeit; vgl. Schiemann a. a. O. S. 88, 104 f., 158 und Deutsche Monatsschrift 10 (1906), S. 193.

im Briefschreiben. Nur unter dieser Voraussetzung finde ich den Muth, Ihnen so spät für Ihre freundlichen Zeilen und die Zusendung der beiden interessanten Schriften zu danken. Sie haben sehr richtig errathen, daß ich eine der meinen gleiche politische Gesinnung bei Ihnen voraussetze. Noch mehr, ich habe schon seit Jahren Ihre publicistische Thätigkeit aufmerksam verfolgt und, mit vielen Anderen, den Wunsch gehegt, daß das deutsche Publicum eine Darstellung des englischen Staatsrechts erhalten möge von dem Einzigen, der, meines Wissens, im Stande ist, sie sachkundig, völlig unbefangen und lesbar zu schreiben. Die beiden letzten Worte treffen auf Gneist [1]) sicherlich nicht.

Ich schicke Ihnen heute einen Aufsatz über Byron, wohl den letzten *essay*, den ich schreiben werde. Ich denke, die besseren dieser kleinen Arbeiten umzuformen und zu sammeln und dann in den nächsten Jahren nur für meine akademische Thätigkeit und für die Geschichte des deutschen Bundes, die ich als ein Kreuz auf mich genommen, zu leben. Die Rede, die ich mitsende, war ein schweres Werk. Es ist nicht leicht, ehrlich zu bleiben und doch, außer den unverbesserlichen Particularisten, Niemanden zu verletzen. Wer das Kokettiren mit Oestreich so gründlich verachtet wie ich, dem muß eine solche Aufgabe dreifach lästig sein, und ich habe sie nur deßhalb übernommen, damit sie nicht in schlechte Hände fallen, und Herr Wuttke [2]) ein nationales Fest nicht zu einer gemeinen östreichischen Parteidemonstration mißbrauchen sollte. Um dieses guten Zweckes willen verdient das Blatt wohl einige Nachsicht. —

Meine Hoffnung, Sie persönlich kennen zu lernen, wird vermuthlich bald in Erfüllung gehen. Zwar in diesem Herbst reise ich über Wien nach Freiburg, aber zu Ostern denke ich meine Familie in Sachsen zu besuchen und dann den Weg über Baiern zu nehmen.

Bis dahin nehmen Sie, geehrtester Herr, die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung. Mit hochachtungsvollem Gruße

H. v. Treitschke

Freiburg 23/11 64.

Sehr geehrter Herr,

Sie haben an meinen Essays früher einiges Interesse genommen; vielleicht schenken Sie auch der Sammlung, welche Ihnen dieser Tage mein Verleger geschickt haben wird, Theilnahme. Das Buch ist freilich so

[1]) Rudolf von Gneist (1816—1895), der berühmte Staatsrechtslehrer, Kenner und Darsteller des englischen Staatsrechts.

[2]) Heinrich Wuttke (1818—1876), Historiker und Publizist, großdeutscher Demokrat, seit 1848 Professor der histor. Hilfswissenschaften in Leipzig. Über Treitschkes Beziehungen zu ihm vgl. Schiemann a. a. O. S. 69, 181, 200, 202.

gut wie neu, alles Aeltere darin ist gänzlich umgearbeitet. Um die reinhistorischen Aufsätze ist mir nicht bange. Die große Ur- und Erzketzerei aber über den Einheitsstaat wird nicht blos meine lieben Verwandten am Dresdner Hofe und meine ultramontanen Freunde hier mit Entrüstung erfüllen, sondern, wie ich fürchte, auch bei Ihnen Widerspruch erfahren. Ich halte den liberalen Particularismus für den gefährlichsten Feind des Vaterlands. Er ist jetzt die vorherrschende Richtung, namentlich im Süden, und wird noch lange am Ruder bleiben. Um so nöthiger schien mir, das unitarische Glaubensbekenntniß einmal ganz schonungslos auszusprechen. Der erbkaiserliche Bundesstaat erscheint mir fast wie jenes Lichtenbergische Messer ohne Stiel und Klinge; ich halte ihn nur deßhalb für nicht ganz unmöglich weil unser Volk loyal genug ist um lieber eine höchst unvollkommene Staatsform zu ertragen als seine Throne und Thrönchen zu beseitigen. Sie werden mir zutrauen, daß ich dies nicht für eine Frage halte, die sich in drei Jahren lösen läßt. Aber endlich einmal muß doch die Wissenschaft anfangen, den Fabeln unsres Bundesrechts ernsthaft auf den Leib zu rücken und der phrasenseligen Welt den harten Ernst unsrer Einheitsfrage klar zu machen.

Die Verhandlungen des Erlanger Vereins hab' ich eifrig gelesen und danke Ihnen an meinem Theile herzlich für Alles was Sie für die gute Sache gethan. Oft haben Ihre Reden meine freudige Zustimmung, oft auch meinen entschiedenen Widerspruch aufgeregt. Ich kann aus der Ferne diese Dinge nicht klar beurtheilen; ich weiß nicht, wie weit Sie, um nur etwas zu wirken, die Stimmung Ihrer Umgebung berücksichtigen mußten; und ich weiß noch weniger, ob nicht Ihre Hauptabsicht war eine entschiedene liberale Partei für Baiern groß zu ziehen. Letzteres scheint mir fast der Fall zu sein. Ich bin damit vollkommen einverstanden, denn trotz meiner unitarischen Gesinnung weiß ich doch sehr wohl, daß wir noch jahrelang unsre beste Kraft an den Ausbau der Einzelstaaten setzen müssen.

Die Götter wissen, wann ich endlich die Freude haben werde Sie in Erlangen persönlich zu sehen. Das nächste Jahr wird mich wohl während der Ferien in Archiven und Bibliotheken vergraben finden.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebner Treitschke

Berlin W. Hohenzollernstr. 8. [1884, oder Ende 1883].

Verehrter Herr College,

ich sitze an einer kleinen Denkschrift über die hiesige Bibliothek — was übrigens vorläufig noch nicht bekannt werden soll — und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir aus dem neuesten bairischen Budget mittheilen wollten

1) den Gesammtaufwand für die Münchener Bibliothek,

2) den regelmäßigen Aufwand für neue Anschaffungen,

3) den gegenwärtigen Bestand (rund) an Büchern und Handschriften.

Sie können mir diese drei Zahlen ohne jede Beschwerung Ihres bajuvarischen Gewissens mittheilen; denn ich verlange nur Reformen an der hiesigen Bibliothek, wie sie ist, und verwerfe den ruchlosen unitarischen Gedanken einer Reichsbibliothek, weil ich in Culturfachen selber Particularist bin und weil ich unserem noch etwas jugendlich lümmelhaften Reichskörper die Organe für so feine Aufgaben nicht zutraue. Mit herzlichem Dank zum Voraus

Ihr

aufrichtig ergebner Treitschke

Nach Ihren Berichten in der K[ölnischen] Z[eitung] nehme ich an, daß Sie noch hier sind. Sollte Ihnen der Brief nach Hause nachgesendet werden müssen, so bitte ich um recht baldige Antwort.[1])

Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen.

Die Wissenschaft von den Zahlen, die Statistik, sollte sich einmal bequemen: der Wissenschaft von den Tatsachen, der praktischen Arbeit den Vorrang zu lassen. Sonst werden immer wieder Irrungen und Wirrungen entstehen, wie etwa die Behauptung, daß „die Nationalität einen gewissen Einfluß auf die Hervorbringung des Geschlechtes" hat. Oder: „Daß die Natur das Bestreben hat, einen Stamm besonders zu vermehren, indem sie möglichst viel weibliche Individuen produziert."

Die Natur hat gar kein Bestreben zu regulieren. Sie hat einmal Säfte und Kräfte ins Leben gesteckt; es kommt darauf an, wie diese Säfte und Kräfte entwickelt werden. Und dieser Entwicklung hat die Statistik nachzugehen, praktische Erfahrungen zu sammeln und immer wieder zu sammeln.

Diese praktischen Erfahrungen habe ich gesammelt. Schon im Titel der Besprechung, die Herr Professor Seitz meinem Buche widmet (Süddeutsche Monatshefte, Oktoberheft 1912), hat er diese meine Arbeit nicht richtig eingeschätzt. Mein Buch heißt: „Die praktische Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen." Ich habe nicht die Zahlen zuerst gesammelt, sondern zuerst Frauen untersucht. Ich bin kein Statistiker, sondern praktischer Arzt. Ich habe keine Gesetze „erfunden", sondern Tatsachen solange beobachtet, bis sie sich zum Gesetz notgedrungen verdichteten.

[1]) Während diese Briefe gedruckt werden, erfahren wir, daß von der großen, seit Jahren vorbereiteten Sammlung von Treitschkes Briefen ein 1. Band (von 1834 bis 1858) demnächst erscheinen wird („Heinrich von Treitschkes Briefe, herausgegeben von Max Cornicelius." Bei Sal. Hirzel.). Wir ergreifen gern die Gelegenheit, die Leser der Süddeutschen Monatshefte noch vor Weihnachten auf diese kostbare Gabe aufmerksam zu machen. Nach dem bisher bekannt Gewordenen wird eine vollständige Sammlung von Treitschkes Briefen ohne Zweifel zu den großen deutschen Briefbüchern gehören.

Ich bin von der Prädestination des Geschlechtes im Ei ausgegangen. Jacques Loebs Forschungen und Resultate geben mir immer wieder recht. Das kann auch Dr. Seitz nicht leugnen. Nun sagt aber Seitz: ich hätte die Menstruation und Ovulation in zeitlichen kausalen Zusammenhang gebracht, das sei aber nicht bewiesen. Als ob ich je behauptet hätte, daß zu gleicher Zeit Menstruation und Ovulation auftreten! Ich habe nur gesagt: Durch die vorangegangene Ovulation wird die Menstruation ausgelöst — ob nach Tagen oder Wochen ist völlig gleich für die Konsequenzen meiner Theorie. Die Menstruation ist das sichtbare Zeichen der vorangegangenen Ovulation: das steht unverrückbar fest. Daß die Ovulation im Intervall stattfindet, was mir ebenfalls bekannt war, hat auf meine Berechnungen nur insofern Einfluß, als der Zeitpunkt der Befruchtung davon abhängt. Diesen Zeitpunkt kann ich aber konsequent von der Geburt (nach rückwärts) bestimmen. Der Vorwurf also: ich hätte die Zahl 28 als Menstruationstermin ungerechtfertigt angenommen, fällt in sich zusammen. Ich nahm für die Statistik eine konstante Zahl an, habe aber bei den praktischen Untersuchungen von Fall zu Fall Schwankungen berücksichtigt, berücksichtigen müssen, was bei der Statistik nicht möglich war — sonst wären meine Resultate in dieser auch viel günstiger geworden.

Über die Alternation als Gesetz möchte ich kein Wort verlieren. Nur darauf nachdrücklichst hinweisen, daß ich in meinem Buche nachwies, daß dieses Gesetz sich bereits in den Lehrbüchern der Physiologie erwähnt findet.

Weit wichtiger erscheinen mir die Zweifel Seitzens, die er meiner Untersuchungsmethode zuteil werden läßt. Hier sind wir auf klinischem Boden. Hier gelten keine Behauptungen und Zweifel, hier sprechen Tatsachen und Erfahrungen.

Was, man darf „. . Schmerzensäußerungen . . nicht zu einer objektiven Feststellung verwerten"? Darf man auch nicht den Sitz eines Eiterherdes durch Druckempfindlichkeit konstatieren? Wodurch sonst? Und wie konstatieren Sie praktisch eine Zahnwurzelentzündung, eine Neuralgie? Anders als durch Druckempfindlichkeit? Und nun sind meine Untersuchungen nicht einmal in Krankheitsfällen angestellt, wo die Nerven zittern und allerhand Täuschungen sich einschleichen. Ich habe physiologische Vorgänge im Ovarium (Schwellung und Blutüberfüllung) durch Druckempfindlichkeit untersucht und konstatiert. — Sie können sagen: „Ich habe es nicht konstatieren können" . . es ist eine manuelle Fertigkeit, die Übung erfordert — — aber die Möglichkeit einer Konstatierung leugnen?! Nein, fürwahr: dazu hat niemand ein Recht, der nicht mindestens so viele Untersuchungen in der Praxis gemacht hat, wie ich selber.

Aus diesen Untersuchungen ist das Zahlengesetz entstanden, das Sie, Herr Professor, „eine mathematische Konstruktion" nennen. Es ist hier nicht der Ort, dieses Zahlengesetz zu verteidigen. Ich verweise auf meine Darlegungen in „Hegars Beiträgen", besonders auf meine ausführliche Verteidigung gegen die Angriffe Dr. Weinbergs (Bd. XVII, Heft 2), die immer noch unwidersprochen geblieben ist.

Das Material des Familienaufbuches, das Ihnen unzweckmäßig erscheint, weil „alle die hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte außer acht gelassen sind" — dieses Material involviert im Gegenteil alle wichtigen Gesichtspunkte meiner Materie: 1. Menstruationsverhältnis der einzelnen Frauen; 2. Eintritt der ersten Menstruation nach der Geburt; 3. Dauer des Stillens; 4. Zahl der Aborte.

1. Habe ich bereits erörtert. Die Zahl 28 wurde als Norm angewendet, in den praktischen Fällen aber modifiziert.

2. Die häufigste Norm für den Eintritt der ersten Menstruation nach der Geburt habe ich angenommen: 42 Tage, und fand sie hier bestätigt, wo ich seit Jahren meine Praxis ausübe.

3. Gerade das Taufbuch von Rottach-Egern konnte ich heranziehen, weil hier das Stillen zu den großen Ausnahmen gehört.

4. Der Abort als solcher hat keinen Einfluß auf die Reihenfolge des Zahlengesetzes, weil durch jede Schwangerschaft die Funktion der Ovarien (bis zur Ablösung der Frucht) zum Stillstand kommt.

Die Konsequenz: Hätte ich ein Material gehabt, das alle diese Momente ganz klar hervortreten ließe, — dann hätte ich 100 Prozent für meine Theorie als Bestätigung erhalten können.

Beweis dafür: Je mehr ich die Statistik auf natürliche Verhältnisse übertragen konnte, desto besser wurde sie: Erste Statistik: 82,73 Prozent; dritte Statistik: 84,21 Prozent.

Doch Sie sprechen ja von „Glück" .. Und erzählen ein Histörchen von einem „klugen Geburtshelfer". Aber das Glück hat die fatale Eigenschaft „auch umgekehrt" zu kommen — was dann? Meine Geschlechtsbestimmungen hatten mit Glück nichts zu tun. Meine Fälle (1231) mit 100 Prozent als Bestätigung meiner Theorie sind nicht zahlreich — gewiß! Aber die Arbeit eines Menschen sind sie. Wenn die Wissenschaft mir hilft, anstatt abzuurteilen — untersucht, forscht: dann werden die Fälle „zahlreich".

Diesen Zweck verfolgte mein Buch. Und diese Forderung werde ich immer wieder aufstellen: „Widerlegt mich praktisch, wie ich praktische Beweise brachte."

Rottach a. Tegernsee. Dr. med. Otto Schöner.

Dazu schreibt uns der Verfasser des Aufsatzes „Die Vorausbestimmung des Geschlechts beim Menschen":

Wie ich die vorstehenden wenig sachlichen Bemerkungen und die persönlichen Apostrophierungen Schöners las, war ich einigermaßen erstaunt; ich hatte nämlich die Arbeit Schöners so milde und wohlwollend beurteilt, wie dies nur angängig war; die Arbeit hätte ein viel schärferes Urteil und eine rücksichtslosere Zurückweisung verdient. Sie beruht auf einer Reihe unhaltbarer Prämissen, unbewiesener und unbeweisbarer Annahmen, sie operiert und rechnet naiv mit Behauptungen, die irgendwo einmal von einer Autorität aufgestellt oder in einem Lehrbuche verzeichnet sind; es steht auch die praktisch klinische Fundierung, auf die Schöner so großen Wert legt, auf so schwachen Füßen, daß jeder, der in den einschlägigen Dingen Bescheid weiß, rasch herausfindet, hier handelt es sich um eine Verirrung. Wie sehr diese Ansicht von wissenschaftlichen Kreisen geteilt wird, zeigte sich am deutlichsten bei dem Vortrage Schöners in der gynäkologischen Gesellschaft zu München. Es war kein glücklicher Gedanke von Schöner, auf seine Erklärungen gegen Weinberg in Hegars Beiträgen, die bisher unwidersprochen geblieben seien, zu pochen. Weinberg ist es wohl genau so gegangen wie mir: ich wurde mir trotz Bemühens gar nicht klar, was Schöner damit sagen will. Schöner setzt die Miene des Märtyrers auf und meint, er gehöre zu jenen, die von der

zünftigen Wissenschaft nicht verstanden werden. Er vergißt, daß es weit mehr solche gibt, die für einen offenkundigen Irrtum ihre ganze Kraft nutzlos einsetzen.

Ungefähr um die nämliche Zeit, als mein Artikel in diesen Heften erschien, hielt Professor Correns (Münster) auf der 84. Naturforscher- und Ärzteversammlung einen Vortrag über „Vererbung und Bestimmung des Geschlechtes" und berichtete darin über die Forschungen und Fortschritte der letzten Jahre auf diesem interessanten Gebiet. Er kommt zu dem Resultate, daß die Einblicke, die in der letzten Zeit in das Wesen der Geschlechtsbestimmung gewonnen wurden, uns dem Ziel der willkürlichen Geschlechtsbestimmung nicht genähert, sondern entschieden weiter davon entfernt haben; es sähe fast so aus, als ob wir über kurz oder lang den vollen Einblick haben und dann beweisen könnten, daß die Bestimmung des Geschlechtes beim Menschen nach unserm Wunsche ebenso unmöglich ist wie die Quadratur des Zirkels oder das *Perpetuum mobile*. Schöner wird sicherlich auch diesen Autor für voreingenommen ansehen.

Erlangen. Ludwig Seitz.

Der Kaiser von Japan.

Über dem blaugrünen, durchsichtigen Himmel der Tokyobucht segeln zerfranste Wolkenfahnen und darunter hin wirbelt der kühle, aufklärende Seewind die sinkenden Kirschblüten durch den Park um den Meerpalast der Shogune. Als weiße Blütenwolken treiben sie unten im Himmelsspiegel des kleinen künstlichen Sees, an zierlichen Brüstungen und Steinlaternen hin, zwischen die internationale Gesellschaft hinein, die sich am Ufer in zwei Reihen zur Gasse sammelt. *„Kimi ga yo ni"* — die ernsten, seltsam pointelosen und doch gehaltvollen Klänge der Kaiserhymne bringen Ordnung in das Gewimmel, scheiden rechts die westlichen Botschaften, links die Großwürdenträger der Reiches der tausend Inseln; weit hinten geht ein drängender Schub an die gespannten Stricke, an die sich die Schaar der Zugelassenen, vor allem der ungebärdigen amerikanischen Globetrotter preßt.

Es war mein letztes Kirschblütenfest, und es sollte mir den letzten Händedruck des Priesterfürsten bringen, der damals noch Mutsuhito hieß, nun als Taiko Tenno von seinem trauernden Volke aus der eroberten Burg der Shogune in Tokyo zum Seelenhaus auf Momoyama bei Kyoto geleitet wurde und unter dem posthumen Namen Meiji Tenno fortleben wird. Sein Geburtstag am 3. November, vor wenig Jahren im Kreise eines japanischen Manöverstabes unter einem wahren Walde von Sonnenflaggen fröhlich gefeiert, wird dieses Jahr der erste von vielen Trauertagen in der Zeit der Chrysanthemenblüte werden.

Bis der kaiserliche Zug auf den Parkwegen langsam herankam, blieb Zeit genug, die Reihen der Anwesenden zu mustern; und mit Verdruß mußte der Europäer zugeben, daß die Mehrzahl der interessanten Köpfe drüben war. Kaum einer stand dort, der nicht, jenseits von allen Rasseschranken, durch seinen persönlichen Ausdruck ein Recht auf die forschende Betrachtung gehabt hätte, zu der die Gelegenheit so reichlich durch die breite Langsamkeit des japanischen Hofzeremoniells gewährt wird. So

viele Charakterköpfe so nahe dem Thron! Der Mann wußte gut zu wählen, der sie dahin brachte und dort zu halten verstand. Nach ihrem Anblick ist es mir kein so großes Wunder mehr wie früher, daß die Regierung der großen Erleuchtung (Meiji) durch so viele Gefahren, so viele märchenhafte Wendungen steuerte, ohne einen für uns erkennbar gewordenen Mißgriff oder Fehler. Nie hat sie einen Getreuen fallen lassen, der ihr wahrhaft, mit redlichem Herzen diente; selbst wenn sie ihr später als Gegner die Kreise störten, wie etwa der wilde, ungebärdige Marschall Saigo, dessen Andenken wieder in Ehren hergestellt wurde, obgleich sein Aufstand ein halbes Hunderttausend Menschenleben und achthundert Millionen gekostet hatte. Nur ein kurzes Menschenalter liegt diese Zeit zurück und mahnt uns daran, wie rasch in der vulkanischen Volksnatur wilde Gedanken und Theorien tatbereite Hände finden.

Uns gerade gegenüber stand ein achtunggebietendes Ministerium, damals das konservative des Fürsten Katsura, von dessen Mitgliedern die willensstarke, ein festes Vertrauen zu seiner Kraft einflößende Erscheinung des Soldaten-Ministerpräsidenten und seines Verkehrs- und Kolonialberaters, des Baron Goto, am meisten in die Augen fielen. Weiterhin, unter den alten Staatsmännern (Genro) stand der Marschall Yamagata: ein Lichtschein glitt über seine feinen, beseelten Züge, die einem Dichter oder Weltweisen gehören könnten, wenn nicht auch die rücksichtslose Entschlußfähigkeit, die rechtzeitig zwei entscheidende Kriege zu entfesseln wagte, als Unterton darin geschrieben stünde, und Dichten gehört ja hier nach kaiserlichem Vorbilde und alter Kriegersitte auch beim Soldaten zum guten Ton (freilich sind die Gedichte alle kurz!). Auch Nogi und Togo, beisammen stehend wie die Verkörperung des Zusammenwirkens von Land- und Seemacht, wissen ihre Uta (Epigramme) zu fügen: ihren schlichten Erscheinungen, so ganz ohne Pose, würde man es nicht ansehen, wie laut Port Arthur und Tsushima ihre Namen um die Welt getragen hatten. Am ehesten eine Soldatennatur im westlichen Sinne, auch äußerlich eine Führererscheinung, ist Marschall Kuroki.

Noch ein hastiges Geflüster, dann Stille ... Jetzt kommt der Hof: voran ein paar alte Kämmerer und Zeremonienmeister, wohlvertraute Typen, denn dasselbe Tun erzeugt innere und äußere Wesensverwandtschaft in Ost und West; dann eine einzelne Gestalt in dunkler Uniform, mit breit von vorne gesehenen roten Generalstreifen und ein paar Sternen, statt der gedämpften Farbenpracht der Seiden und Brokate, nach der die Phantasie Verlangen trägt, die aber nur mehr die verschwiegenen Innenräume des Palastes sehen. Das ist der Kaiser: Tenno Heika. Schön in unserem Sinne ist an ihm nur die Würde und ein gewisser Ausdruck im Gesicht, wie man ihn bei uns am ehesten in ganz alten, rassereinen niedersächsischen Bauergeschlechtern findet. Merkwürdigerweise hat der Kaiser nicht, wie man erwarten könnte, die schmalen, scharfgeschnittenen Züge, die man in Japan mit der Zeit als die Merkmale veredelter Rassenschönheit erkennen lernt, sondern die ganz andere, auf ihre Weise ebenso ausgeprägte und charaktervolle Art des guten Bauernadels *(gentry)*, so die stark entwickelte Nase und das dicke, struppige Haar. Aber ungewöhnlich schön ist der Glanz der großen, dunklen, mächtigen Augen: die sind geübt, das Wesentliche an einem Menschen schnell zu erfassen und in sich aufzunehmen, Stärke und Güte liegen darin und noch mehr ein Ausdruck der reifen Überlegenheit, der mir in dieser Ausprägung

im Leben bisher fremd geblieben, nur aus der Vorstellung vertraut war. Seltsam: als der Herrscher zum zweiten Male den zu seinem Heere kommandierten Ausländer mit diesem langen Blick gemustert hatte, der durch und durch schaute und fragte: Wer bist du? warum kamst du?, da löste sich der mächtige Eindruck dieser Augen ganz los von der höfischen Umgebung. Es waren die Augen eines Weisen, noch mehr als die eines Mächtigen. Warum klingen mir, als ihr Blick auf mir ruht, die tiefsinnigen Verse des Omar Chayam im Ohr? Solche Augen mochte gehabt haben, wer von sich gestand, daß er in keiner Erkenntnis mehr Tiefe fand, als im Wein, in seiner sorgenlösenden Glut, gewürzt durch erlesenes Gespräch mit seinen Geistern von erprobter Treue und durch liebevollen, lebendigen Kunstgenuß. Auch wenn ich es nicht aus dem Hofklatsch und den Gesprächen Wissender erfahren hätte, diese erkenntnisschweren Augen verrieten, daß Dichtkunst, Freunde und ein edler Trunk die verborgenen Freuden dieses reichen Lebens gewesen sind, dem die gewohnte Macht zuletzt nichts mehr bot als eine selbstverständlich erfüllte Pflicht.

Wirklich unumgängliche Pflichten der Repräsentation hat der Herrscher von Neu-Japan immer gewissenhaft erfüllt. Die großen, für die Massen, sowie für die eingeführten Ausländer bestimmten Feste fanden in Außenpalästen als Garden-parties statt: ihre Abschaffung ist vielleicht nur eine Frage der Zeit. Das Auftreten bei solchen Gelegenheiten ist dem Kaiser keine Freude, und so wird denn auch jede Gelegenheit ergriffen, das Kirschblütenfest in einer Schlechtwetter-Periode zu Wasser werden zu lassen, den Chrysanthemum-Tag so spät in den Herbst hinein zu verlegen, bis die schönen schlanken Wappenblumen verblüht sind. Die Tore zu den intimen Räumen und Gärten der Kaiserburg öffneten sich nicht leicht. Nicht nur die persönliche Sparsamkeit des alten Herrn bewirkte das (hat er doch aus Groll gegen die beim Bau geübte Verschwendung das im europäischen Stil errichtete Aoyama-Palais, in dem der jetzige Kaiser Yoshihito wohnt, gar nicht betreten wollen), sondern doch wohl auch die Erinnerung an die vornehme Abgeschlossenheit des Hoflebens in der alten Residenz zu Kyoto, das er nie ganz vergessen und verschmerzen konnte und das auch viel mehr seinem verfeinerten Geschmack entsprach. Nun wird er dort ruhen, in den rauschenden Hainen am Momoyama: denn wenn es auch nicht mehr Reichshauptstadt und Residenz ist, Krönungs- und Begräbnisstadt ist das feine alte Kyoto geblieben.

Was die Außenwelt sonst vom Kaiser sah, war eine unnahbare Zeremonialfigur; nicht lebensgetreue Photographien, sondern nur Zeremonialbilder von ihm durften im Volke verbreitet werden, die so heilig gehalten wurden, daß sie mit Lebensgefahr aus brennenden Schulen und Kasernen, aus sinkenden Schiffen gerettet wurden. Aber einig sind alle Wissenden, daß es keine duldende, dekorative Rolle war, die den Meiji-Kaiser in nicht ganz zwei Menschenaltern durch einen märchenhaften Umschwung führte, sondern eigenes klares Urteil, reife Menschenkenntnis, die Kunst, Macht aus dem Verborgenen zu üben, bis der Schein sich ganz von selbst wieder zum Wesen fand, — jene feine Staatskunst, die Augustus gelingen ließ, was Cäsar mißriet. Es war ein Lebensweg, wie wir ihn eher in den Erzählungen von Tausendundeiner Nacht suchen würden, als in der stahldurchklirrten Wirklichkeit unserer Tage. In der Jugend Träger der mystischen Mikadowürde,

ein Priesterfürst, der den Boden nicht betreten durfte, der in der Sänfte oder im hieratischen, von Ochsen gezogenen Wagen dahinglitt von einer heiligen Stätte zur anderen im heiligen Kyoto oder dem umliegenden „Ahnenlande" (Kamigata), dessen Thron das Gesicht verhüllte, kaum Hände und Gewand profanen Blicken freigebend; im Mannesalter konstitutioneller Herrscher, der zu Pferd Paraden abnimmt, mit den Gesandten fremder Mächte ohne Verhüllung verkehrt, Ministerien an verborgenen Drähten tanzen läßt, der aber doch immer noch so heilig ist, daß man stirbt, um sein Bildnis aus den Flammen zu retten, daß Bahnbeamte Harakiri machen, weil durch ihre Schuld der Kaiser in nicht vorbereiteten Wartesälen unerwünschten Aufenthalt nehmen mußte, daß kluge Bürgermeister jahrelang aus der Heimat verbannt blieben, weil sie sich zweifelnd über seine Abkunft von der Sonnengöttin geäußert hatten und weltberühmte Feldherrn sich ihm als Totengeleite opfern.

Die Einzelheiten dieses Lebensganges hat jeder von uns mit der Tagesgeschichte erlebt. Als wir im Westen die Holsteiner Frage lösten, stürzte der Kanonendonner westlicher Flotten vor Kagoshima und Shimonoseki die Herrschaft der Tokugawa-Shogune: sie öffneten 1867 dem sechzehnjährigen Prinzen Mutsuhito den Weg zu einem nicht mehr von Reichsmarschällen bevormundeten Throne, den er am 6. November 1868 in der ehemaligen Burg der überwundenen Shogune zu Yedo, dem heutigen Tokyo, aufrichten konnte. Wilde Rückschläge erschütterten von 1873 bis 1877 das Reich, politische Attentate waren alltäglich und doch konnte 1881 die Verfassung versprochen, 1889 verkündet und 1890 mit den ersten Wahlen zum Leben erweckt werden. Freilich zeigte sich bald, daß sie nur ein neu aufgeklebtes Frontornament an einem uralten Bau, dem Gefolgschaftswesen, war, dessen Kraft — aus einem sich selbst genügenden Gleichgewicht durch die Gefahr von außen entbunden — nun zunächst auf die Nachbarn losschlug, bald aber auch den Erweckern lästig fallen sollte. 1894 warf ein Krieg die Chinesen, zehn Jahre später ein anderer die Russen aus Korea und der Südmandschurei und dazwischen ernteten merkwürdigerweise wir Deutsche weit mehr als die mit uns zu gleichem Tun verbundenen Russen und Franzosen den tiefen, dauernden Haß des Inselreiches, das durch den Eingriff der drei Großmächte zu Shimonoseki den Zwang zum Schritt zurück nach seinem Siege erleiden mußte, nachdem es vorher Freunde in uns zu sehen geglaubt hatte. Das war Englands große Gelegenheit: als die bei den Chinawirren im Jahre 1900 schnell auf den Kriegsschauplatz geworfenen 20000 Mann die militärischen Klauen der neuen Ostmacht zeigten, ward sie den Angelsachsen bündnisreif. 1902 begann der diplomatische Feldzug mit Rußland, 1904 überraschend schnell der militärische: langsam, in vier Etappen, folgte der Friedensschluß — und wieder wird Teufels Dank ernten, wer zwischen die Kämpfenden trat, in diesem Falle die Vereinigten Staaten von Amerika.

1905, 1907, 1910, 1912 sind die einzelnen Jahrzahlen der Etappen, von denen jede einen Schritt zur Verständigung zwischen Japan und Rußland sah. Jetzt ist das Übereinkommen in der Sache fertig, der Rücken für eine große Politik im chinesischen und im Stillen Weltmeere frei; und auf seinem Sterbelager sah der alte Kaiser, auch darin noch ein Glücklicher, den letzten Zug vollendet. Mochte sein Vertrauter nun durch den Tod des Herrschers heimgerufen werden: der Schwer-

punkt seiner Sendung war in Petersburg gewesen, und die Besprechungen dort zu gutem Ende gediehen. *„Plaudite, amici!“* hätte der scheidende Staatslenker sagen dürfen. Zu neuen Ufern mochten die neuen Geschlechter gehen, dem Zuge nach Süden folgen, der dem Südvolk im Blute sitzt, und der seine Auswandererströme immer wieder weg vom neugewonnenen Lande in die Südsee und nach Amerika führt. Dem alten Kaiser war der Weg zu seinen Ahnen frei, denen er so oft zu ihren Grabhügeln wie zu den Sonnentempeln von Ise Ehrenbotschaft von Erfolg und Sieg zu senden, niemals Unheil oder Unehre zu gestehen hatte. Aus den Fugen gehende Ordnung, ein von außen gefährdetes, tief erregtes Reich, mit tapferen Männern, aber ohne Heer und Flotte, erst zu gewinnende Herrschaft über einige dreißig Millionen war sein Erbe gewesen: eine wohlgefügte Weltmacht mit nahezu siebzig Millionen ließ er als Erbe zurück.

Ein kluges, Macht und Erkenntnis strahlendes Augenpaar hat sich geschlossen und damit die Ära der Erleuchtung in Japan, der nun die der „großen Rechtschaffenheit“ (Taisho) folgen soll. Wir dürfen ihm diese starken, in unserer Welt des Kampfes so viel bedeutenden Eigenschaftsworte klug, mächtig und erkenntnisreich zuerkennen, weil er ein erstarrtes Prunkidol wieder zu Leben erweckt hat, weil das Gleichgewicht seiner Seele es ertrug, für die Masse seines Volkes ein Halbgott zu sein, und weil er nie darüber vergaß, daß er ein Mensch war. Viel trug dazu bei, neben den modernen, konstitutionellen Lichtern den mystischen Goldglanz uralter Überlieferung um ihn zu erhalten, daß sein Herz sich niemals Ausländern, sondern nur den erlesensten, erprobtesten Geistern des eigenen Volkes erschloß, und auch da nur ganz wenigen, ihm wirklich vertrauten; daß er stumm blieb, schweigend hinter die Sache zurücktrat, daß deshalb nie eines seiner Worte wider ihn zeugen konnte.

Von allen Staatsmännern, die seine so einschneidende Reformära verbrauchte, haben es nur ganz wenige dahin gebracht, die Befangenheit zu überwinden, die das von Jugend auf eingesogene Gefühl religiöser Scheu gegenüber dem Ahnen-Oberpriester der Nation ihnen auferlegte. Die Fürsten Ito und Yamagata, auch Graf Okuma gelangten allmählich dazu, eine sichere Haltung vor dem Throne einzunehmen. Ito, ein Meister der japanischen Causerie, des *„hanashi“*, durfte sich manches gewagte Wortspiel erlauben, zog aber oft den kürzeren gegenüber seinem geistesgegenwärtigen Herrn. Die meisten anderen Staatsmänner waren so verlegen in Gegenwart des Kaisers, daß sich komische Szenen ereignet hätten, wenn der Herrscher ihnen nicht mit freundlichem Takt darüber hinwegzuhelfen vermocht hätte. Von einem Ministerpräsidenten wird erzählt, er habe sich, um seinen ersten Schreck bei jeder kaiserlichen Anrede zu überwinden, zur Gewinnung einer Galgenfrist, angewöhnt, zunächst stereotyp zu antworten, „er werde geeignete Erhebungen pflegen“; er gab diese Antwort auch, als er nach der Zahl seiner Kinder befragt wurde. Daß der Kaiser bei aller Güte eine große Macht über die Menschen hatte, beweisen viele Anekdoten; so wollten Katsura und Tokudaiji wegen ihres Alters sich zurückziehen, der Kaiser hielt sie aber mit dem Hinweis, daß auch er nicht wegen Altersbeschwerden von seinem Posten weglaufen dürfe.

Tiefe und klingende Worte sind, als vom Kaiser ausgehend, in seinem Volke

lebendig: aber die Erlasse, aus denen sie entstammen, rühren von den Weisesten und Sachkundigsten seines Landes her. Sogar deren Namen traten dabei, wie des Herrschers eigene menschliche Persönlichkeit, in den Schatten zurück. Des Kaisers Name sogar, den er als Lebender führte, ist nunmehr erloschen: er lebt in der Landesgeschichte mit einer posthumen Bezeichnung fort. Denn das ist in Wahrheit das Kennzeichnende der neuen und doch so uralten Kaiserwürde im fernen Osten, daß sie nicht Unterbau einer glänzend hervortretenden Persönlichkeit ist und sein soll, sondern ein fast völliges Opfer seiner Persönlichkeit von ihrem Träger fordert. Darum dauert sie aber auch, „wie Himmel und Erde", und ist mit der Nation so verwachsen, „wie das Moos mit den Steinen" ihrer Gärten. Es gehört Größe dazu, das so zu tragen, dieser verantwortungsvollen und entsagenden Rolle nicht müde zu werden, und dabei noch die Schönheit des Lebens und der Kunst, den Wert der Freundschaft starker Geister und ihres Widerspruchs, die Macht und Lust wahren Herrschens aus der Verborgenheit zu genießen, zu lieben und zu üben, trotz der vollen Erkenntnis, daß alles eitel sei, die in den Augen des nun selbst zum *„kami"*, zum vergötterten Vorfahren Gewordenen, als Leitmotiv seines inneren Lebens zu lesen stand.

Partenkirchen. Major Karl Haushofer.

Musik in Hellerau.

Die „Bildungsanstalt für Rhythmische Gymnastik" in Hellerau, die, eine Schöpfung des organisatorischen Talents und Idealismus der Brüder Dohrn, den pädagogisch-künstlerischen Ideen des Schweizers E. Jaques-Dalcroze das weiteste Operationsfeld zur Verfügung stellt, beschäftigt die öffentliche Meinung in immer höherem Maße. In der Tat haben die Probleme dieses Pädagogen etwas Aufregendes an sich. Sie sind so vielseitig und beanspruchen nach so vielen Richtungen hin zu wirken, daß es oft gar nicht leicht ist, sich darüber klar zu werden, was denn nun eigentlich das letzte Endziel ist. — wenn man dieses Endziel nicht in der phantastischen Ferne einer allgemeinen Weltverbesserung und der Wiederkunft eines neuen Griechentums erblickt. Zu den Problemen rein musikalisch-pädagogischer Art, zu den Versuchen, auf dem Wege der rhythmischen Gymnastik zu einer vollkommenen Beherrschung des Körpers zu gelangen und so nicht nur der darstellenden Kunst der Bühne neue Wege zu weisen, sondern auch im allgemeinen den Menschen zu einer größeren Freiheit und Vielseitigkeit der Ausdrucksmöglichkeiten zu verhelfen, ist seit den „Schulfesten" dieses Sommers noch ein neues Element getreten: Ein Bühnenraum ganz neuer Art und eine Verwendung des Lichts als Mittel der Gestaltung und des Ausdrucks, so daß man fühlen mußte, wie hier dem Problem des „Gesamtkunstwerks" wieder einmal von einer ganz neuen Seite nahegerückt werden sollte. — Ich hatte weder Gelegenheit, Tessenows Bau, der für sich ein aufregendes Problem darstellt, nach seiner Vollendung zu sehen, noch konnte ich die Schulfeste besuchen. Deshalb möchte ich mich hier auf das musikalische Problem beschränken, das für sich allein bedeutend genug ist und unter allen Umständen so gelöst werden muß, daß die Würde der Musik als Kunst dadurch keinen Schaden leidet

Seit etwa sechs Jahren hatte man in Deutschland Gelegenheit, Vorführungen des pädagogischen Systems von Jaques-Dalcroze zu sehen. Seit dem ersten Auftreten dieses merkwürdigen Mannes mußte man sich darüber klar sein, daß hier eine auf ihrem Gebiete geniale Kraft am Werke sei, der wir vielleicht einmal später die Erlösung aus dem fatalen Schlendrian verdanken werden, in den wenigstens die private Musikpflege seit langem gefallen ist. Die Leistungen seiner Schüler auf dem Gebiete der Gehörsbildung und der Rhythmik waren erstaunlich, zuerst fast unbegreiflich und dabei schienen die Elemente seines Unterrichts so einfach zu sein, daß man meinen mußte, sie hätten seit langem gefunden werden müssen. Es erschien unmittelbar einleuchtend, daß eine auf diese Weise erzogene Generation ein ganz anderes Verhältnis zur Musik gewinnen müßte, daß an Stelle der sentimentalen Gefühlsduselei, in der sich leider heute in weiten Kreisen Musikgenuß und Musikpflege zu erschöpfen scheinen, eine innere Klarheit und Festigkeit, eine Körper wie Seele gleichmäßig belebende Formempfindung treten müßte. Diese Überzeugung hat sich in mir nur gefestigt, so oft ich in diesen sechs Jahren Gelegenheit hatte, Vorführungen von Jaques-Dalcroze beizuwohnen. Über den Wert des propädeutischen Teils seines Systems wird heute wohl Einigkeit herrschen.

Nun hat sich aber in den letzten Jahren immer deutlicher gezeigt, daß diese propädeutischen Übungen für Jaques-Dalcroze nur die Vorbereitung auf eine viel größere und höhere Aufgabe bedeuten, die einer seiner begeistertsten Anhänger und Freunde „die Wiedergeburt des Tanzes aus dem Geiste der Musik" nennt. — Dabei kann man nun wiederum zweifeln, ob das eigentliche Endziel der Tanz oder die Musik sein soll; im Sinne von Jaques-Dalcroze ist es wohl, das Ziel in der Vereinigung zu sehen, in dem innerlichen Lebensgefühl, das sich in einer durch den Tanz verkörperten Musik äußert.

Was nun bis jetzt in den öffentlichen Vorführungen dieser Art von Dalcroze gezeigt wurde, das mag zum großen Teil nur als Versuch und als Vorbereitung gemeint sein, und es erscheint deshalb ungerecht, wenn man es als etwas Endgültiges betrachtet und kritisiert. Aber der Weg, den Dalcroze gehen will, ist doch heute schon ganz klar zu sehen, über seine Auffassung von Musik und deren Realisierung im Tanz kann kaum verschiedene Meinung herrschen, und davon abgesehen: Von dem, was heute schon geboten wird, geht eine ganz bestimmte Wirkung aus auf die Zuschauer und noch mehr auf die Ausübenden, so daß es gerechtfertigt ist, jetzt schon zu sagen, was an dem Wege bedenklich erscheint.

Was hier geboten wurde — ich spreche von den Vorführungen des letzten Winters und nicht von den Schulfesten, in denen der zweite Akt des „Orpheus" von Gluck und eine Tanzidylle von Jaques-Dalcroze neu dazu kam —, das erinnerte zum Teil stark an die Aufführungen der Isadora Duncan, die vor zehn Jahren in Deutschland so gewaltiges Aufsehen machten. Der Name Beethoven erschien bei Dalcroze allerdings erst auf dem Programm der Schulfeste — ob das dort angekündigte Allegretto der Siebenten Symphonie wirklich zur Ausführung kam, weiß ich nicht —, aber sonst brachte Jaques-Dalcroze mehrere Stücke, die man oft von der Duncan gesehen hatte: einige kleine Stücke von Bach und von Chopin ein paar von den Préludes und einen Walzer. Der Vergleich war sehr interessant. Die Anhänger

von Jaques-Dalcroze heben oft hervor, bei aller Anerkennung der Verdienste der Amerikanerin, daß ihre Bestrebungen im Dilettantischen flecken blieben, weil ihr die richtige rhythmisch-musikalische Grundlage fehlte. Das ist richtig, die Duncan erschien manchmal etwas unmusikalisch, der Zusammenhang der Musik mit dem Tanz war nicht immer sehr eng und innerlich, aber trotzdem bewahren wir von manchem ihrer Tänze ein unauslöschliches Bild. Das mag zum Teil mit dem Enthusiasmus zusammenhängen, der aus dem Eindruck des ungeahnt Neuen und sehr edel Gewollten entsprang, aber zum Teil lag es doch wohl auch daran, daß diese Tänze der Duncan wenigstens in einer Hinsicht etwas ganz Reifes und Abgeschlossenes boten. Die Tänzerin hatte einen ausgesprochenen Sinn für die schöne Pose, für die Einheitlichkeit der durch den ganzen Körper gehenden Bewegung und für die Entwicklung der einen Bewegung aus der andern; man fühlte, daß ihr Harmoniegefühl reich geworden war durch das Studium alter Kunst, vor allem der griechischen Plastik. So waren ihre Tänze wenigstens in diesem Sinne abgeschlossen, boten ein klares, einheitliches Bild von Anfang bis zu Ende, und da alles, was sie gab, etwas von der edlen Haltung alter Kunst an sich hatte, so hatte man neben dem Erlebnis der Musik, wenn auch manchmal nur lose mit diesem verbunden, ein schönes, klares und einfaches Erlebnis des Auges.

Der Eindruck, den ich von den gleichen Stücken in den Vorführungen von Dalcroze empfing, war nicht so rein. Zwar konnte man auf den ersten Blick sehen, daß diese Tänzerinnen ein viel engeres Verhältnis zur Musik hatten als die Duncan, daß sie nicht nur rhythmisch, sondern auch harmonisch viel tiefer gebildet waren. Auch sah man einen viel größeren Reichtum an Ausdrucksbewegungen, neben dem die ewige Wiederkehr der stereotypen plastischen Posen der Duncan wohl eintönig wirken müßte. Und man wird auch theoretisch sagen müssen, daß es richtiger und natürlicher erscheint, die Bewegungen gleichsam von innen heraus als Gefühlsausdruck entstehen zu lassen, als sie, wie die Duncan es tat, gewissermaßen aus zweiter Hand zu nehmen und den malerisch oder plastisch bereits für die Wirkung aufs Auge gestalteten Bewegungen nachzubilden. Aber trotzdem blieb etwas Zwiespältiges in den Tänzen der Schülerinnen von Jaques-Dalcroze.

Wer die sehr schönen photographischen Aufnahmen gesehen hatte, die in dem ersten Jahrbuch der Bildungsanstalt veröffentlicht sind, der mußte gerade von dem Ausdruckswert der Gesten das Allerhöchste erwarten. Da sah man einige ganz prächtige Bilder von Bewegungen, die unmittelbar von innen heraus empfunden schienen und sich trotzdem mit einer wundervollen Reinheit und Klarheit dem Auge darboten, und diese Bilder waren ganz für sich, ohne daß man wußte, welche Art von Musik da verkörpert werden sollte, welchem „Gefühl" Ausdruck verliehen werden sollte, klar und bedeutend. Damit verglichen wirkten die Verkörperungen bestimmter Musikstücke enttäuschend. Was hier aus der Musik an Ausdruck herausgeholt wurde, das war in sehr vielen Fällen, um es mit einem groben Wort zu sagen, Sentimentalität. Man konnte seine helle Freude an den Tänzen haben, solange sie sich innerhalb der Grenzen einer rein rhythmischen Ausdrucksbewegung hielten. Sobald aber der innere Gefühlsgehalt einer Melodie oder eines ganzen Tonstückes verkörpert werden sollte, wurde es sehr oft fatal. Das war meistens nur eine sentimentale Ausdeutung

der Musik, manchmal ein süßliches Himmeln, manchmal überschmerzliche Dehnungen und Zerrungen und ein etwas äußerliches Pathos, kurz, ein Gefühlsniveau, das nicht sehr hoch ist, — wie ja auch leider die musikalische Produktion von Jaques-Dalcroze und das, was er bei den Aufführungen am Flügel improvisiert, soweit es nicht dem engeren Gebiet einer leichten Rhythmik angehört, bei aller Tüchtigkeit der musikalischen Mache im Empfindungsgehalt etwas oberflächlich und äußerlich erscheint. Das muß man bedauern, wenn man daran denkt, daß die Schüler der Bildungsanstalt sich Tag für Tag in diesen Gebieten musikalischen Empfindens bewegen müssen.

Nun ist aber hier eine grundsätzliche Frage aufzuwerfen: ob es eine Verkörperung des Gefühlsgehalts der Musik in diesem Sinne überhaupt gibt. Jede Melodie, jede harmonische Folge, jedes Musikstück besitzt eine Gefühlsbetonung, die zwar mit den rhythmischen Elementen untrennbar zusammenhängt, die aber weit über das rhythmische Erlebnis hinausgeht, und die sicherlich als der eigentliche tiefe Inhalt der Musik unmittelbar empfunden wird. Dieser tiefste Sinn der Musik läßt sich aber nicht durch irgendeinen anderen Ausdruck enträtseln, im Gegenteil: er zieht sich da, wo ihm der Mensch mit fremden Mitteln nahen will, ins Unnahbare zurück. An seine Stelle tritt dann ein Surrogat viel äußerlicherer Art. — Deshalb war der Weg, den die Duncan einschlug, doch nicht so falsch: sie verzichtete darauf, diesen inneren Sinn der Musik zu geben, und versuchte, neben der Musik ein schönes Bild der äußeren Form sichtbar hinzustellen und so auch dem Auge Freude zu bereiten. Dalcroze will tiefer dringen, will viel mehr vom inneren Wesen der Musik an die Oberfläche bringen, und scheitert dabei.

Nun wird freilich von den Anhängern von Jaques-Dalcroze immer wieder betont, man dürfe nicht, wie die Duncan es tat, Musik verkörpern, die reine Ohrenmusik ist, die man am liebsten mit geschlossenen Augen hört, und man müsse sich ganz auf die Musik beschränken, deren eigentliches Leben in der rhythmischen Form liegt. Aber seltsamerweise stimmt das, was Jaques-Dalcroze in seinen Vorführungen tanzen läßt, nicht im mindesten zu dieser Forderung. Einmal sah ich zum Beispiel einen Tanz zur „Träumerei“ von Richard Strauß. Dies ist ein Stück, dessen Rhythmik ohne jede besondere Prägnanz ist, das seinen Reiz nur in der raffinierten Harmonik besitzt, die in gleichsam impressionistischer Weise in gebrochenen Akkorden aufgelöst ist. Wie soll man eine solche Musik tanzen? Die betreffende Dame machte es so, daß sie etwa die gebrochenen Vorhaltsakkorde des Anfangs mit komplizierten Flatterbewegungen der Arme begleitete, aus denen man zwar erkennen konnte, daß sie den harmonischen Sinn dieser Akkorde sehr gut verstanden hatte, die aber, abgesehen davon, einen recht süßlich-sentimentalen Eindruck machten; und darüber kam man bei dem ganzen Stück nicht hinaus. — Nicht viel anders wirkte eines der Préludes von Chopin, das schöne Largo (Nr. 4, in E-moll) mit der seltsam schmerzlich sinkenden Melodie, die in einer gedehnten Linie durch das ganze Stück hinzieht, sich plötzlich aufbäumt und schließlich stirbt, auch ein Stück Musik, dessen Sinn in etwas ganz anderem als in der Rhythmik liegt, das man ebenso wie eine Beethovensche Sonate am liebsten mit geschlossenen Augen hört. Freilich hatte schon die Duncan versucht, zu diesem Stück zu tanzen, und ich erinnere mich noch, daß es sehr ein-

drucksvoll war; sie baute sozusagen über dieser versonnenen Musik einen Fries von plastisch schönen Posen auf und fügte so zu der Musik ein ganz neues Element, schuf neben ihr eine edle Form, an der sich das Auge freute. Bei Dalcroze war es wiederum nur der Versuch, allen seinen Regungen der Harmonie mit dem Körper nachzuspüren und damit zugleich das verschwommene, ganz unplastische Gefühl dieser Musik auf eine möglichst adäquate Weise wiederzugeben. Was dabei herauskam, war für mich wiederum nichts anderes, als eine verblasene Sentimentalität. — Aus einem Präludium von Rachmaninoff, in dem sich über einem nach der Art eines *Basso ostinato* behandelten Motiv eine Melodie zuerst leise erhebt, dann zu immer leidenschaftlicherem Pathos anschwillt, und schließlich wieder zusammensinkt, machte Jaques-Dalcroze eine pantomimische Szene: Auf der obersten Stufe einer breiten Treppe stehen vor einer gedachten Pforte regungslos eine Reihe von schwarzgekleideten Männern; unten vor den Treppenstufen kauert in sich zusammengesunken ein grellrot gekleidetes Mädchen. Mit dem pianissimo einsetzenden Motiv des Basses heben einzelne der Männer abwechselnd ihren Arm. Die Melodie beginnt, das rote Mädchen regt sich in schmerzlichen Dehnungen, erhebt sich, sucht vorzudringen, mit dem jetzt lauter tönenden Motiv des Basses weisen die Männer sie zurück, sie schreiten die Treppen herab, bedrängen das Mädchen immer mehr, die Melodie schwillt ab, der Baß wird leiser, die Männer schreiten wieder zurück, und wenn das Mädchen wieder in sich zusammengesunken ist, stehen die Männer wieder oben in einer Reihe regungslos. — Dieses Stück macht zweifellos starken Effekt, man sieht es sich gerne einmal an. Aber wenn man sich dem Eindruck hingegeben hat, so schämt man sich nachher und überlegt sich, ob man nicht der Neuheit einer Wirkung zum Opfer gefallen ist, die im Grunde doch nichts anderes als ein äußerlicher Effekt ist, ein gewaltiger Aufwand an sentimentalem Pathos, mit dem verglichen die musikalische Unterlage sehr gleichgültig wirkt.

Das Seltsamste war die Verkörperung einiger Stücke von Bach. Sicherlich findet sich unter seinen Werken eine ganze Reihe von Stücken, die sich zum Tanz im Sinn von Dalcroze ausgezeichnet eignen: Vor allem diejenigen Stücke, die sich schon durch ihre Namen als hergeleitet aus den alten Tanzformen zu erkennen geben, wenn auch bei zahlreichen Stücken dieser Art der innere Gehalt der Musik schon so vertieft ist, daß sie über die Tanzform ebenso weit hinausgewachsen sind, wie ein Menuett in Beethovenschen Quartetten. Aber Jaques-Dalcroze wählte ganz andere Stücke aus. Das eine, wenn ich nicht irre, eine Invention, in dem eine sehr schön geführte Melodie durch Akkorde gestützt ist, die nach Lautenart gebrochen sind, ließ er so verkörpern: Die Melodie wiederum durch eine Einzeltänzerin, die jeder Regung der Melodie, ich glaube, auch den Vorschlägen und Pralltrillern, ganz genau nachging, die gebrochenen Akkorde aber durch eine Art von Reigen mehrerer Menschen, die das Arpeggio mit raschen Schritten darstellten und dann in Ruhe verharrten. Dadurch erhielt diese an sich gleichgültige, nur instrumental reizvolle und in der Eigenart des Instruments begründete Begleitung neben der Melodie eine solche Wichtigkeit, daß das ganz einfache und schlichte Stück in zwei selbständige Teile zerfiel. — Dann kam das Unbegreiflichste: Wohltemperiertes Klavier, I. Teil, Präludium und Fuge in C-Moll. Das Präludium ist bekanntlich eines jener wunder-

baren Stücke, in denen Bach eine harmonische Entwicklung durch eine ganz klaviermäßige, strenge und dabei doch bis ins kleinste belebte Figuration auflöst, gewissermaßen das düstere und leidenschaftliche Gegenstück zu dem verklärten ersten Präludium des wohltemperierten Klaviers. Während Jaques-Dalcroze dieses Präludium spielte, stand eine Tänzerin auf dem Podium, markierte jeden Harmoniewechsel mit merkwürdigen Rückungen des Körpers, und beim Höhepunkt des Stückes, bei jenem Orgelpunkt auf der Dominante, wo die Figuration plötzlich noch rascher und aufgeregter wird, fing sie plötzlich an, mit kleinen raschen Schritten auf dem Podium herumzulaufen. In der Fuge aber ließ Jaques-Dalcroze die drei Stimmen durch drei Gruppen von je sechs Personen, Sopran von rot-, Alt von blaugekleideten Mädchen, den Baß von schwarzgekleideten Jünglingen verkörpern. Diese drei Gruppen, jede im Gänsemarsch geordnet, betraten, dem Bau der Fuge genau folgend, nacheinander die Bühne, das Thema Ton für Ton im Tanz verkörpernd, auch bis in die Figuration der Nebenstimme hinein, und verschlangen sich in immer komplizierteren Figuren. — Dieses sonderbare Bild wirkte auf einen Teil der Zuschauer sehr aufklärend; nämlich auf diejenigen, deren musikalisches Verständnis nicht zur Auffassung einer Fuge reicht, so daß sie glücklich sind, in den verschiedenen Farben der einzelnen Gruppen einen Anhalt zu haben und das ihnen unverständliche Tongeschlinge greifbar und leibhaftig vor Augen zu sehen. Auf den musikalischen Zuhörer wirkt es verwirrend, beinahe schwindelerregend. Das liegt daran, daß dasjenige Element der Fuge, das den sich kanonisch verfolgenden Stimmen jeden Augenblick als Halt dient, und die architektonische Form der Fuge mit aufbaut, ich meine die Harmonie, bei diesem „Tanz" vollkommen fehlt. Das Bild, das diese einander mit wirren Schnörkeln nachlaufenden, sich mit Mühe ausweichenden Gruppen in jedem Augenblick dem Auge darbieten, ist weder an sich erfreulich, noch hat es mit dem inneren Gehalt dieser Musik das mindeste zu tun. Es ist mir unbegreiflich, daß man das einem Musiker wie Jaques-Dalcroze sagen muß.

Ich bin auf die Einzelheiten dieser Vorführungen genauer eingegangen, als es vielleicht kurzweilig war. Aber es will mir scheinen, als wenn hier eine große, ernste Sache in Gefahr wäre, in Dilettantismus auszuarten, und das wäre jammerschade nicht nur wegen des Kapitals an Arbeit und Begeisterung, das in diesem Unternehmen investiert ist, sondern auch wegen der Kulturwerte, die daraus zu holen sind, wenn man etwas vorsichtiger zu Werke geht.

Um früher Gesagtes noch einmal zu wiederholen: Das ganze pädagogische System von Jaques-Dalcroze ist in der Form, wie es jetzt ausgebaut ist, ausgezeichnet, und so abgeschlossen, daß man nur zu wünschen hat, daß es gerade in der Form, in der es jetzt existiert, möglichst große Verbreitung finde, und zwar in seiner echten Gestalt und nicht in den vielfach verwässerten Nachahmungen, die man heute bereits häufig antrifft. Problematisch ist nur die künstlerische Anwendung des Systems. Die erhoffte Wirkung auf die Welt der Bühne hat uns hier nicht zu beschäftigen; wahrscheinlich liegt hier eine segensreiche Wirkung in erreichbarer Nähe; dafür spricht schon das außerordentliche Interesse, das die Bühnenleiter an dem Unternehmen zeigen. Aber auf dem Gebiete der Musik müssen meines Erachtens ganz andere Wege eingeschlagen werden. Das Unbefriedigende liegt darin, daß die meiste Musik sich eben zu einer solchen

Verkörperung durch ausdrucksvollen Tanz nicht eignet. Es gibt ja alte Musik von ausgesprochen rhythmisch-linearem Charakter, aber dieses Gebiet ist doch ziemlich eng begrenzt, es enthält im Grunde nichts als wie die alten Tanzformen, deren Verkörperung sich immer in ziemlich strengem Stil bewegen muß. Daraus lassen sich alle diese Verirrungen begreifen; denn ein Mensch von dem produktiven Temperament von Jaques-Dalcroze möchte natürlich Neues, Zeitgemäßes, Reiches bringen. Aber es wäre doch vorsichtiger, wenn man sich einstweilen etwas beschränken und bescheiden würde, wenn man mit den Anregungen, die die alten, strengen Formen der Musik und die rhythmischen Tanzstudien, wie sie Jaques-Dalcroze machen läßt, geben, zufrieden wäre. Zweifellos liegen in der Tanzkunst noch ungeahnte Möglichkeiten, und wenn es nicht gelingt, diese Möglichkeiten zu verwirklichen, so ist der Aufwand, den die Bildungsanstalt erfordert, unverhältnismäßig groß.

Aber für diese neuen Möglichkeiten muß erst eine neue Musik geschaffen werden. Sicherlich gibt es eine ganze Menge von Ausdrucksbewegungen, die an Intensität weit hinausgehen über das, was die alten musikalischen Formen hergeben, aber diese Bewegungen sind eben nur auf dem Grunde einer Musik zu realisieren, die in ihrem Melos eigens für diese Realisierung erfunden ist. Es gibt Massenwirkungen und Gruppierungen des Tanzes, für die die alten Formen viel zu klein sind; aber die neuen Formen sind dafür noch nicht gefunden. Es gibt höchstwahrscheinlich auch reiche polyphone Möglichkeiten im Tanz; aber weder die Bachsche Fuge noch irgend eine andere Kontrapunktik unserer Musik eignet sich dafür. Dafür muß eine Kontrapunktik geschaffen werden, die eine klare Form des Tanzes, ein prägnantes Gegeneinander der Massen, eine Vielseitigkeit des Ausdrucks ermöglicht.

Die Forderung der Schaffung neuer Formen in der Musik mit Rücksicht auf die Realisierungsmöglichkeit im Tanz ist nichts Unerhörtes. Die französische Tanzkunst des 17. und 18. Jahrhunderts hat der Musik eine ganze Fülle neuer Formen, neuer Möglichkeiten des melodischen Ausdrucks erschlossen, und hat damit auch den inneren Reichtum der Musik, ganz abgesehen vom Tanz, erhöht. In dem rhythmisch reichen und ausdrucksvollen Tanz, wie ihn Jaques-Dalcroze begründen will, liegen die Möglichkeiten einer neuen, gewaltigen Befruchtung der Musik.

Wer diese neue Musik schreiben soll, das ist natürlich schwer zu sagen. Sicherlich hat der Komponist Jaques-Dalcroze innerhalb eines engeren Gebietes die Fähigkeit dazu; daß er die wahrhaft großen, neuen Aufgaben bewältigen kann, erscheint mir nach dem, was ich von ihm kenne, unwahrscheinlich. — Ich kann mir denken, daß die rhythmisch ungeheuer differenzierte Musik von Richard Strauß sich aus dem Tanz neue Möglichkeiten holen wird, daß er bei seinen Bühnenwerken vielleicht durch diesen Tanz auf neue Formen gebracht wird. — Am meisten würde ich davon erwarten, wenn Walter Braunfels, das eine der beiden stärksten Talente der jüngeren Generation, sich durch die Tänze zu neuen Formen anregen ließe.

Ich fürchte, daß viele ernste Musiker sich durch das, was an den letzten Aufführungen von Jaques-Dalcroze verfehlt war, abhielten ließen, sich mit der Sache ernsthaft zu beschäftigen. Das wäre zu bedauern; denn auch Verirrungen können, wenn produktive Menschen sich mit ihnen auseinandersetzen, schöpferisch wirken.

Stettin. Walter Riezler.

Briefe von einer Weltreise.

Von Richard Huldschiner[1]).

Habana, 21. X.

Seit 14 Tagen arbeitet die Schiffsschraube unaufhörlich, der Dampfer pflügt das Meer von Osten nach Südwesten, die Tage gehen in stiller Sonnenschönheit dahin, die Nächte strahlen im Glanz eines lichterhellten Sternenhimmels.

Jetzt ist es 4 Uhr am Morgen, Kapitän und Offiziere sind auf der Brücke oder an Deck, von den Passagieren ist nur die «*señora respectable*» schon munter. Es ist eine spanische Schauspielerin, deren Schnur- und Kinnbart ungewöhnliche Intensität aufweist. Die jungen Leute an Bord redeten sie mit «*señorita*» an, bis sie sich das verbat unter Hinweis auf ihren Charakter einer «*señora respectable*». Ihr Mann erwartet sie in Habana, sie kennt aber seine Adresse nicht und er weiß nichts davon, daß sie gerade mit der „Dania" kommt. Aber sie werden sich schon finden, und im übrigen hat sie ihre Tugend gewahrt. Ihr Bart bürgt dafür. Sie ist «*muy respectable*» und jetzt, seit sie nicht mehr seekrank ist, vergeht sie vor Sehnsucht und kann nicht schlafen.

Ich stehe bei den Offizieren auf der Brücke. Die Nacht ist warm und sternenhell. Der Mond ist schon untergegangen. Aber im Osten hebt sich ein Strahl, wie der, der von des Mose Haupt ausging, kerzengerade zum Zenit, ein Sonnenbote! Lang und flach streckt sich die kubanische Küste zur Linken. Gerade vor uns flimmert in weiter Ferne eine Lichterreihe, Habana; über ihr flammt wie eine Fackel der Leuchtturm. Seit zwei Stunden kreuzen wir vor der Bucht; wir warten den Tag ab.

Dann auf einmal geht's wieder vorwärts. Der Strahl vom Haupt des Mose ist zur Strahlenkrone geworden, Farben tauchen aus der Nacht, der Lotse kommt, schnell ist es Tag, links über grauen Felsen das Fort Cabaña, unter dessen Wällen die Spanier aufrührerische Kubaner füsilierten, rechts die Häuserreihen der Stadt im Dunst des Morgens, der einen glutheißen Tag verspricht, rötlich leuchtet das Wasser, Ruderboote beginnen um das langsamer gehende Schiff zu schwärmen — dort kommt das Boot, das den Hafenarzt bringt. Seit 14 Tagen sind wir ohne Nachricht von der übrigen Welt, jetzt soll gleich wieder das Tor aufgemacht werden, das so lange verschlossen blieb.

Ich erkenne meine Zwischendecker nicht wieder. Sonst sahen sie wie Lumpenbündel aus; heute, zur Feier ihrer Landung, haben sie das Sonntags-

[1]) Wir haben mit dem bekannten Hamburger Schriftsteller, der als Schiffsarzt eine Reise um die Erde macht, verabredet, daß er uns von unterwegs seine Eindrücke mitteilt.

gewand aus den verschnürten Koffern geholt und sind alles spanische Granden, und sauber gewaschene! —

Der Hafenarzt hat seines Amtes gewaltet. Er war verschlossen, streng, nur Beamter. Nun sind die Förmlichkeiten beendet, der Agent der Paketfahrt kommt an Bord, das Tor geht auf, weit auf. Italien und die Türkei haben Frieden geschlossen, die Balkanstaaten haben der Türkei den Krieg erklärt und die mexikanischen Häfen, die wir anlaufen sollen, sind in den Händen der Rebellen, Veracruz und Puerto Mexiko. Nur Tampico ist vielleicht noch offen. Lange Gesichter bei unsern Passagieren, die nach Hause wollen, nach Veracruz oder Mexiko City, wilde Gerüchte durcheilen das Schiff: Felix Diaz, der Neffe, manche sagen der Sohn des greisen Porfirio Diaz, ein starker Mann, fackelt nicht. Die Kubaner machen bedenkliche Gesichter, Kapitän und Offiziere nehmen's nicht so heiß: man wird schon sehen, morgen kommt neue Ordre.

Bald sind wir in der Stadt, auf der Jagd nach Nachrichten. In «*Ambos mundos*» am deutschen Tisch erzählt man von Porfirio und Felix. In den Zeitungen steht etwas von ungeheuern Waffensendungen, die die „Dania" in ihrer Ladung verstaut haben soll; wir fühlen uns sehr geehrt, wissen aber von nichts. Die Sonne brennt wie Feuer, so daß wir immer wieder in «*Ambos mundos*» einkehren, um eisgekühlte Getränke und Nachrichten zu verstauen. Niemand weiß etwas Gewisses, nicht einmal der englische Generalkonsul von Veracruz, den wir an Bord haben. Ein deutscher Kaufmann, der dort sein Geschäft hat und zu Frau und Kind nach Hause will, ein deutscher Ingenieur aus Mexiko-City, ein Maler, der durch das rebellische Land nach Guatemala reisen möchte, ein paar junge Kaufleute, die in ihre Geschäfte drüben eintreten sollen, ein Engländer mit Familie, der in seine weltentlegene Mine El Oro zurück muß, ein paar Italiener, die tagelang reiten müssen, bis sie ihre Vanille-Büsche erreichen — sie alle nehmen die Sache nicht so heiter wie wir, die wir nur glücklich sind, daß das Geschick uns vergönnt hat, in einer so bewegten Zeit gerade zu einer Aktion auf dem Welttheater zurecht zu kommen. Den Europäern wird Herr Felix Diaz Hekuba sein können, uns ist er jetzt der Mann, der uns nach seiner Pfeife tanzen lassen kann, wenn — ja wenn die Amerikaner nicht auch noch ein Wörtlein mitreden wollen. Es heißt schon, daß sie die Offenhaltung wenigstens eines Hafens verlangen, es heißt aber auch, daß französische und ein deutsches Schiff in Veracruz flüchtende Landsleute an Bord genommen haben.

Habana, 22. X.

— Jetzt ist es elf Uhr, die Stadt schwimmt, von unserm Schiffe aus gesehen, in weißen Gluten, die grünen Hügel im Osten des Hafens nehmen

die Farbe von Goldemaille an, das sonst schmutzige Wasser der Bucht, das Haifische in ungezählten Mengen birgt, ist blau wie Stahl; Morgenzeitungen sind noch nicht an Bord, der Agent ist auch noch nicht erschienen; werden wir heute abend abdampfen können oder bleiben wir? Hurra für das frische Leben hier draußen!

Die Heilsarmee und das Krankenversicherungsgesetz.

Von Stadtrat Dr. K. Flesch, M. d. A., in Frankfurt a. M.

Am 21. August brachten alle Londoner Zeitungen ohne Unterschied der Parteirichtung ihren Lesern an hervorragender Stelle als besonders wichtig und interessant ausführliche Berichte über das Wirken des eben verstorbenen Generals Booth, des Begründers der Heilsarmee; und zugleich, vielfach unmittelbar daneben, ausführliche Berichte über den ersten Prozeß gegen einen der „Klebeverweigerer", das heißt gegen einen Fabrikanten, der sich geweigert hatte, die Marken für die neueingeführte Krankenversicherung in die Versicherungskarten seiner Angestellten einzukleben. Bezüglich der Trauerkundgebung bestand kein Parteiunterschied. Die Anerkennung für das Wirken des Verstorbenen, der Schmerz über seinen Tod war allgemein. Bei den Berichten über den Prozeß, der gleichfalls als eine das ganze Land interessierende Angelegenheit von allergrößter Wichtigkeit galt, wurde vielfach auf die an sich wohl zufällige Tatsache hingewiesen, daß der Angeklagte, der die Gültigkeit und die Zweckmäßigkeit, die formale und materielle Zulässigkeit der obligatorischen Krankenversicherung bestritt, ein Liberaler sei und, ebenso wie sein Anwalt, zu den Parteigängern der gegenwärtigen Regierung und speziell des Vaters der Krankenversicherungsordnung, Lloyd George, gehöre. Nun sind der Tod des durch die ganze Welt verehrten Generals Booth und die Geldstrafe, zu der ein im übrigen ganz unbekannter Fabrikant in England wegen Übertretung des Krankenversicherungsgesetzes verurteilt wurde, an sich natürlich zwei Dinge außerordentlich verschiedener Art. Aber das Werk des Generals Booth, die Heilsarmee, und das Gesetz, dessen Durchführung sich jener Fabrikant, offenbar in Übereinstimmung mit einer sehr großen Anzahl seiner Landsleute, widersetzen möchte, haben einen Zusammenhang, der viel enger und zugleich viel wichtiger ist, als gewöhnlich angenommen wird. Hätten wir nicht in Deutschland vor etwa einem Menschenalter mit der Durchführung der Zwangsversicherung begonnen, die England jetzt nachahmt, so würden die Heilsarmee oder ähnliche Veranstaltungen bei uns in Deutschland mindestens zur selben Bedeutung gelangt sein wie in England. Und wenn

in England die öffentliche Armenpflege nicht durch die aller kommunalen Initiative ungünstige und insbesondere jedem gesetzlichen Zwang auf sozialem Gebiete abholde Auffassung eingeengt wäre, so würde General Booth nicht die ungeheure Masse schlimmsten Elends und vollständiger Verwahrlosung vorgefunden haben, gegen die seine Heilsarmee ankämpft. Wir wissen nicht, ob General Booth zu den Anhängern oder Gegnern der Einführung der Krankenversicherung in England gehört hat. Bei dem hohen Verständnis, das er vielfach für die sozialen Dinge bekundet hat, und bei dem aufrichtigen Mitleid, das er den Elenden und Verwahrlosten zollte, möchten wir annehmen, daß er ein Freund und Förderer des Gesetzes war. Der ihm vielfach wesensverwandte und wie er über alle Parteischranken hinaus verehrte Pastor Bodelschwingh hat allerdings einmal, da von Ausdehnung der gesetzlichen Armenpflege die Rede war, den bekannten Ausruf getan: „Lassen Sie uns doch das bißchen Elend," wobei er natürlich nicht meinte, das „bißchen Elend" konservieren zu wollen, sondern daß die Linderung desselben der außerstaatlichen Armenpflege, insbesondere der kirchlichen Armenpflege und Wohltätigkeit, noch erhalten bleiben sollte.

Aber derselbe Bodelschwingh hat die letzten Jahre seines tätigen Lebens auf die Ausdehnung der *gesetzlichen* Fürsorge für die Notleidenden verwendet. Das preußische Gesetz über die Wanderarbeitsstätten, das zum wesentlichen Teil sein Werk ist, soll gerade den Personen helfen, aber richtiger, gerade der Art von Verwahrlosung vorbeugen, die das größte Kontingent Rekruten für die Heilsarmee stellt: der Not der Leute, die arbeitslos und heimatlos zugleich auf der Landstraße liegen und daher weder von der deutschen Zwangsversicherung noch von der öffentlichen Armenpflege erreicht werden, mag diese im englischen oder deutschen Sinn geübt werden. Bodelschwingh hatte eben erkannt, daß die soziale Gesetzgebung, der Zwang zur Aufwendung öffentlicher Mittel im Interesse der Unbemittelten, schließlich nichts anderes ist als ein Mittel, um die Vermögenden zu Leistungen zugunsten der Unvermögenden zu zwingen, die sonst unterblieben, und die doch absolut nötig sind, um die Lage der Unvermögenden erträglich zu gestalten. Mag die freie Liebestätigkeit sittlich schöner oder religiös verdienstlicher sein, kräftiger und wirksamer ist in einem gesunden Staatswesen, das über ehrliche Beamte verfügt, der gesetzliche Beitragszwang, auf dem die öffentliche Armenpflege und die sozialen Versicherungen gleichmäßig beruhen. Natürlich werden vielfach die Vermögenden versuchen, sich dem öffentlichen Beitragszwang zu entziehen, sie werden versuchen, die Krankenkassenbeiträge usw. durch Erhöhung des Warenpreises oder Druck auf den Lohn wieder einzubringen, aber sie werden versuchen, die Steigerung der Armenlasten — die in England durch eine besondere Steuer gedeckt werden, also

unmittelbar fühlbar sind — durch Verminderung der früher durch den Anstand gebotenen freiwilligen Leistungen auszugleichen. Trotzdem aber wird die gesetzlich geordnete Fürsorge weniger Lücken lassen und in ihrer Handhabung bei vernünftiger Verwaltung keinesfalls größere Lücken aufweisen, als auch bei der aufopferndsten Tätigkeit einzelner wahlmeinender Priaater vorhanden wären. Und mögen die gesetzlichen Varschriften nach so weit gehen — in der Tat erstreckt sich zurzeit in England wie in Deutschland, von den anderen Kulturstaaten gar nicht zu reden, die gesetzliche soziale Fürsorge nur auf ein ganz kleines Stück des zu bebauenden Feldes — so wird dach immer für die priaate Wohltätigkeit und für die Initiative der genialen Führer auf diesem Feld nach Unendliches zu tun bleiben. „Arme habt ihr allezeit bei euch." Nur so aiel bleibt freilich richtig, daß jede Ausdehnung der gesetzlichen Fürsorge die prioate Arbeit beeinflussen und möglicherweise aan dem Weg, den sie bisher eingeschlagen hat, aber van dem Arbeitsfeld, das sie sich sanft erwählt hätte, ablenken wird. Auf das Fehlen der gesetzlichen Krankenaersicherung in England ist nach Ansicht des Herrn Burns, der sich aom Dackarbeiter zum Minister, zum Präsidenten des Lacal Gavernement Baard, empargeschwungen hat, ein aolles Drittel des englischen Pauperismus zurückzuführen! Und sa kann wohl gesagt werden, daß, wenn jener Prozeß gegen den Fabrikanten dreißig Jahre früher geführt und die Krankenaersicherung in England wie bei uns aor einem Menschenalter eingeführt warden wäre, das Werk des General Baath, der am Tag jenes Prazesses aerstorben ist, nicht seine riesige Ausdehnung aber mindestens eine andere Richtung genammen hätte.

Dem Deutschen, der England besucht und den Engländern, die Deutschland besuchen, fällt rasch dieselbe Tatsache auf: die reichen Leute in England leben offenbar in größerem Überfluß; der Mittelstand und auch die kleinen Leute, die besser bezahlten Arbeiter, die Kommis in den größeren Geschäften leben in größerem Behagen, namentlich z. B. bezüglich der Wohnung, und die Bedürftigen und Armen in größerer Verwahrlasung als die Angehörigen der gleichen Klasse in Deutschland. Die Ursache hieraon ist, saweit diese unteren Klassen in Betracht kammen, zweifellos zum graßen Teil eben das Fehlen der Versicherung und die Verschiedenheit der Armenpflege. Die törichte Phrase, die nach jetzt gelegentlich aan sazialdemakratischen Winkelrednern gebraucht wird, daß die Versicherung nur einen Betteigraschen, nur eine Entlastung der Armenpflege bedeute, ist schan um deswillen falsch, weil die öffentliche Armenpflege es zum weitaus größten Teil mit salchen Persanen zu tun hat, die aan den sazialen Versicherungen gar nicht erreicht werden, weil sie nicht im Arbeitsaertrag stehen: die Frauen und Kinder, die Arbeitsbeschränkten und die Arbeitsscheuen. Die weitaus überwiegende

Zahl der Millionen, die die gesetzlichen Versicherungen jedes Jahr verausgaben[1]), gelangt als Krankenversicherung, Unfallversicherung, Invalidenversicherung an Leute, die nichts von der Armenpflege wollen, und die auch vor Einführung der gesetzlichen Versicherungen nicht an die Armenpflege herangetreten sind. Sie haben damals, wenn sie erkrankten und arbeitsunfähig wurden, die Ersparnisse besserer Tage vollständiger aufgezehrt; sie haben an Mobiliar, Kleidern usw. noch mehr verkauft und noch weniger gekauft als jetzt, und sie sind leichter durch Krankheit oder an den Folgen der Entbehrungen vorzeitig zugrund gegangen. Die Zahl der verwaisten Kinder hat sich in Deutschland seit Einführung der gesetzlichen Versicherung und trotz der starken Bevölkerungsvermehrung nicht vergrößert, sondern verringert. Und wenn in England die Zahl der verlumpten, vollständig verelendeten Männer, Frauen und Kinder uns so kraß entgegentritt, sowie wir nur einen Blick von den Luxusstraßen weg in die Arbeiterviertel tun, so kommt dies eben davon her, daß dort alle die Gelegenheitsarbeiter, die ja den Gewerkschaften regelmäßig nicht angehören, sowie die Arbeit aufhört, der Not anheimgegeben sind, weil ihnen Kassenleistungen nicht zur Seite stehen. Freilich können sie sich, in England wie in Deutschland, an die öffentliche Armenpflege wenden; und die Aufgaben der öffentlichen Armenpflege werden sich in England und Deutschland ungefähr decken. Aber es besteht ein Unterschied in den Leistungen. Der an sich ganz richtige Satz, daß die Lage des Mannes, der die gesetzliche Armenpflege in Anspruch genommen hat, im ganzen weniger günstig sein soll als die des unabhängigen Arbeiters, wird in England mit größter Schärfe durchgeführt. Nur der vollständig von allen Mitteln Entblößte, der *"destitute"*, soll öffentliche Unterstützung empfangen. Und seine Lage soll unter allen Umständen weniger wünschenswert sein als diejenige der ärmsten Klasse der Nichtunterstützten. Da es nun aber einfach nicht möglich ist, eine derartige Abgrenzung vorzunehmen, hat sich die Praxis dahin entwickelt, daß die gesamte öffentliche Armenpflege in England eigentlich nur für die vollständig Verwahrlosten, auch moralisch Haltlosen berechnet ist. Das Arbeitshaus, *workhouse*, bildet noch immer den Mittelpunkt. Und das *workhouse* bedeutet nicht etwa schlechte Nahrung und harte Behandlung, es bietet im Gegenteil weit mehr Komfort als ein Armenhaus selbst in einer deutschen Großstadt; aber es bedeutet Aufhebung der Familie und Beseitigung der persönlichen Freiheit für den Eingewiesenen. Die vielen Wohltätigkeitsanstalten mit ihren großen Mitteln, die in den *Charity Organisation Societies* eine gewisse, freilich unvollkommene Organisation gefunden haben, wählen im allgemeinen nur die Fälle der

[1]) Nach dem statistischen Jahrbuch des Deutschen Reichs betrugen die Leistungen der Krankenkassen allein im Jahr 1910 720,020827 Mark!

Armut für sich aus, bei denen diese vollständige Verwahrlosung, die *destitution*, nicht vorliegt. Die Leute, die von den Wohltätigkeitsanstalten aus irgend einem Grund für *"less eligible"*, weniger vorzugswert, gehalten worden sind, müssen sehen, wie sie durchkommen. Die Armenverwaltung begnügt sich, ihnen das *workhouse* anzubieten; „offene Armenpflege" *(outdoor relief)*, d. h. regelmäßige Geldspenden an die Familie werden jedenfalls lange nicht so häufig wie in Deutschland gegeben. Und so kommen denn viele derjenigen, die sich dem *workhouse* entziehen wollten und zu regelmäßiger Arbeit sich nicht entschließen konnten, allerdings rasch zu jenem äußersten Grad der persönlichen und dann der sittlichen Verwahrlosung, in der sich die meisten Schützlinge der Heilsarmee befinden. Auch wir in Deutschland haben solche Elemente. Es gibt kein Handwerk, was im ganzen genommen seinen Mann schlechter nährt als der gewohnheitsmäßige Müßiggang und die gewohnheitsmäßige Liederlichkeit. Die öffentliche Armenpflege, auch in Deutschland, mag sich nicht darauf einlassen, die Landstreicher, die gewohnheitsmäßigen Tagediebe in den Großstädten, die Prostituierten und ihren Anhang anders zu unterstützen, als eben durch Hospitalpflege oder Anstaltseinweisung. Will diese Klasse der Bevölkerung von dieser Fürsorge keinen Gebrauch machen, so bleibt sie unter Umständen obdachlos und hilflos und findet in diesem allerdings selbstverschuldeten Zustand Anlaß und Entschuldigung für die schmählichste, unwürdigste Existenz. Wo die Heilsarmee in Deutschland Erfolge erzielt hat, ist es unter diesen Klassen und zugunsten dieser von der Armenpflege beiseite gelassenen Elemente geschehen. Denn das vielleicht aufdringlich-religiöse, dafür aber von jeder Konfessionsformel freie Element in der Heilsarmee gibt ihr einen Halt und eine gewisse Macht über diese außerhalb der Gesellschaft stehenden Elemente, die der öffentlichen Krankenpflege und der zahlungsfähigen Moral der Privatwohltätigkeitsanstalten und offiziellen Kirchengemeinschaften fehlt. Nur daß die deutsche Armenpflege allerdings durch die größere Sorgfalt, die sie insbesonders der Aufrechthaltung der Familien zuwendet (offene Armenpflege, Kinderfürsorge, organisierte Säuglingspflege usw.), doch verhindert, daß ein so großer Teil der Bevölkerung wie in England aus der Gesellschaft verdrängt wird; und daß in Deutschland eben die, in England jetzt noch vielfach angefeindeten, Zwangsversicherungsgesetze wenigstens angefangen haben, einen Damm aufzuwerfen, der der Verarmung der Arbeiter weit besser wehrt, als es freiwillige Veranstaltungen und Vereinigungen vermögen, seien es Veranstaltungen der Selbsthilfe (Gewerkschaften, *friendly societies* usw.) oder milde Stiftungen und Anstalten. Man muß diesen Unterschied in der Lage der untersten Klassen in Deutschland und England vor sich gesehen haben, um jenen Prozeß recht würdigen zu können, der am Todestage des Herrn Booth geführt wurde.

Wenn eine der meistgelesenen Zeitungen, die *Daily Mail*, vom Angeklagten als von Mr. Lloyd Georges Opfer sprach, ihn als Veteranen des Liberalismus rühmte, der lieber ins Gefängnis gehen wollte, als den Prinzipien der Freiheit, die früher der Stolz seiner Partei waren, zuwider zu handeln, so fühlen wir in Deutschland uns in die Zeit vor einem Menschenalter zurückversetzt. Auch bei uns waren es Anhänger der liberalen Parteien, die durch Widerstand gegen den Entwurf der Versicherungsgesetze die Interessen der Arbeiter zu verteidigen glaubten und die energisch gegen die vermeintlich freiheitswidrigen und unpraktischen Projekte der Regierung protestierten, ganz ebenso, wie es nach der *Daily Mail* jener Angeklagte beabsichtigte. Aber in Deutschland hat der Liberalismus längst erkannt, daß ein größerer Fehler als jener Widerstand noch nie begangen wurde; daß jene Versicherungsgesetze zwar nicht, wie es damals hieß, das Ende der sozialen Not, aber doch den Anfang zu ihrer wirksamen Bekämpfung bedeuteten. Und wenn nunmehr die maßgebenden Sozialpolitiker in der bürgerlichen Demokratie, Jastrow, Preuß, v. Liszt, Potthoff, mit mir und anderen zusammen die Reform des Arbeitsvertrags gerade in der Richtung, die mit den Versicherungsgesetzen begann, zum Grundprinzip der gesamten Tätigkeit der Demokratie erklärt haben, so geschah dies wesentlich in der Überzeugung, daß nur auf diese Art die Armenpflege wirklich verbessert und Bewegungen wie die der Heilsarmee auf dem innerkirchlichen Boden festgehalten werden könnten, auf dem sie allein Existenzberechtigung haben.

Rot oder Gelb?

Von Paul Busching in München.

Der königlich bayerische Staatsminister des Königlichen Hauses und des Äußeren, Vorsitzender im Ministerrat, Dr. Freiherr von Hertling, hat vor kurzem einer Tagung der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland präsidiert. Der Minister hat bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, daß er den Vorsitz in der Görres-Gesellschaft niedergelegt haben würde, wenn dieser Posten ihn auch nur im mindesten in Konflikt mit seinem Hauptamt zu bringen vermöchte. Trotzdem haben einzelne von den zahlreichen Zeitungen, welchen die Richtung des Freiherrn von Hertling und somit der Mann selber nicht paßt, daran Anstoß genommen, daß der bayerische Ministerpräsident sich nicht gescheut hat, an der Spitze jener Gesellschaft zu verbleiben, die offenbar einzig und allein den Zwecken der Zentrumspartei zu dienen bestimmt sei. Der Zorn, den die radikalen

Blätter auf Freiherrn von Hertling haben, mag echt oder gemacht sein: mich läßt er kalt. Es fragt sich nur darum, ob ein Mann von Kenntnissen und Charakter das Recht hat, dem bayerischen Ministerpräsidenten gerade aus der freudig betonten Zugehörigkeit zur Görres-Gesellschaft sozusagen einen Strick zu drehen und aus dieser Zugehörigkeit auf die völlige Identität des Präsidenten mit der bayerischen Zentrumspartei zu schließen. Und da muß man sagen: Freiherr von Hertling durfte gewiß tun und sagen, was er in Freiburg i. B. getan und gesagt hat. Es geht nämlich nicht an, die Görres-Gesellschaft und die politische Partei Zentrum in einen Topf zu werfen. Vielmehr hat speziell das bayerische Zentrum gar keine Neigung, die von der Görres-Gesellschaft gepflegte katholische Wissenschaft etwa ausdrücklich als die wissenschaftlichen Grundlagen der Zentrumspolitik auszugeben.

Die Görres-Gesellschaft hat vor kurzem die dritte, neubearbeitete Auflage des Staatslexikons zum Abschluß gebracht: ein monumentales Werk der Wissenschaft, das in seinen stattlichen fünf Bänden eine oft erstaunliche Fülle gediegener Belehrung bringt und das durchaus nirgends einen einseitig katholischen Standpunkt im Sinne einer in den Augen der Andersgläubigen ärgerniserregenden gehässigen Polemik vertritt. Für das katholische Deutschland wirkt die Görres-Gesellschaft, und wenn sie daher nicht die Pseudo-Objektivität eines wissenschaftlichen General-Anzeigers pflegt, so muß doch von ihrem Staatslexikon gesagt werden, daß es auch in der Beurteilung gegnerischer Lehren und Personen so gerecht urteilt, wie jemand urteilen kann, der an seine Arbeit mit einem offen eingestandenen Vorurteil: hier der echten Liebe zum Katholizismus, herangetreten ist. Was Julius Bachem und, mit und neben ihm, Hermann Sacher geleistet haben in geschickter Anordnung des Materials, in der Auswahl der Autoren und der Neubearbeiter früherer Artikel, sowie in der Redaktion des Lexikons, verdient die höchste Anerkennung und berechtigt den großen Verlag von Herder in Freiburg i. B. zu dem Stolz, mit dem er speziell das Staatslexikon als ein illustres Beispiel katholischer Geistesarbeit propagiert.

In diesem Staatslexikon finden wir im Schluß-Bande einen Aufsatz über Streik und Aussperrung (V, Sp. 329 ff.) von dem Jesuitenpater Heinrich Koch. Der Aufsatz berücksichtigt die Literatur bis zum Jahre 1911, und zwar nicht allein die reichhaltige sozialpolitische Literatur des Volksvereins, sondern er stützt sich auf die allgemein anerkannten Meister der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft, insbesondere auf Schmollers, zuletzt im großen „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre" (2 Bände, Leipzig, Duncker und Humblot) niedergelegte Lehre. Der Jesuitenpater Koch behandelt knapp: Begriffliches und Allgemeines; Geschichte, Statistik, Er-

27*

folge; Generalstreik; sittliche Beurteilung der Streiks und Aussperrungen; Vorbeugung und Schlichtung. Da nun in der letzten Zeit das bayerische Zentrum sich in bezug auf das Koalitionsrecht und Streikrecht der Arbeiter, speziell der bei den Verkehrsanstalten beschäftigten Arbeiter, unter ausdrücklicher Zustimmung der bayerischen Staatsregierung auf eine sehr exponierte Anschauung festgelegt hat und da dem ersten Manne des bayerischen Ministerrats sein Verweilen bei der Görres-Gesellschaft übel ausgelegt worden ist, muß es von Interesse sein, zu erfahren, wie das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft über diese Dinge grundsätzlich und für den besonderen Fall urteilt. Pater Koch wägt die Folgen der Streiks für die Arbeiter und für die große Öffentlichkeit vorsichtig gegen einander ab und sagt: „Freilich sollen die großen privaten und sozialen Schäden nicht verschwiegen werden, die als ungewollte Wirkungen nur zu häufig den Streiks auf dem Fuße folgen . . . Die soziale Kluft zwischen Besitzenden und Arbeitenden erweitert und vertieft sich, da infolge des Kampfes Haß und Erbitterung sich tiefer in der Seele festsetzen. Aber all diese Nachteile beweisen doch nur, daß einzelne, begrenzte Volkskreise zeitweilig unter den Folgen eines Streiks zu leiden hatten, nicht aber daß die Streiks in ihrer Gesamtheit für die ganze Arbeiterschaft unnütz gewesen wären, oder daß sie der gesamten Arbeiterschaft mehr Schaden als Nutzen gebracht hätten. Der Vorteil, daß der Arbeiterstand heute durchweg einer höheren Lebenshaltung sich erfreut und eine menschenwürdige soziale Stellung einnimmt gegenüber den allen christlichen Grundsätzen Hohn sprechenden Verhältnissen einer liberal-manchesterlichen Periode, ist neben anderen Momenten auch der Tatsache zu verdanken, daß die Arbeiter sich ihres Koalitions- und Streikrechts bedient haben.“ In dem Abschnitt, der von der sittlichen Beurteilung des Streiks handelt, heißt es: „Die Arbeiter . . . verlangen Löhne, die über das Existenzminimum hinausgehen, dem Wert der Arbeit in der Produktion besser entsprechen und auch zu den Gewinnraten des Unternehmens in besserem Einklang stehen; sie verlangen weitere Verkürzung der Arbeitsdauer, damit sie auch für andere Beschäftigungen Zeit und Muße haben und damit ihre Lebenskraft nicht zu früh erliegt. Das alles sind Forderungen, deren Nichtbewilligung seitens des Arbeitsgebers kein positives Unrecht darstellt. Und doch sind die Arbeiter mit solchen Wünschen im Recht, solange sie eben nichts Unerfüllbares und Ungerechtes fordern. Sie haben ein Recht darauf, ihre materielle Lage nach Kräften zu verbessern, soweit sie hierdurch Rechte anderer nicht verletzen. . . Freilich dürfen sie nicht, um . . . Forderungen durchzusetzen, vor Ablauf der vertragsmäßig ausbedungenen Frist das Arbeitsverhältnis lösen; das wäre, da der Vertrag nichts Ungerechtes enthält, Kontraktbruch. Wenn sie aber nach Ablauf der Kündigungsfrist

die Arbeit gemeinsam niederlegen, um den Unternehmer für ihre Wünsche zugänglich zu machen, so ist das kein unberechtigtes oder unerlaubtes Mittel." Pater Koch stellt also auch fest, daß die Ausübung des Streikrechts gegen die Grundsätze des Christentums nicht verstößt, und behandelt dann weiter den Fall, der kürzlich in Bayern so viel diskutiert worden ist. Auch hier muß ich, um nicht falscher Auslegung beschuldigt zu werden, wörtlich zitieren: „Die großen Massenstreiks bringen erfahrungsgemäß Störungen und Schwankungen in dem so fein verschlungenen Wirtschaftsorganismus, in der Gesamtwohlfahrt des Volkes hervor.... Es gibt aber eine Reihe gewerblicher und ländlicher Berufe, an deren ruhiger ungestörter Arbeit die Gesellschaft ein ganz hervorragendes Interesse hat. Das sind zum Beispiel die Verkehrsgewerbe, deren Unterbrechung ein plötzliches Zerschneiden aller Fäden des Wirtschaftsorganismus bedeutet; ferner die Nahrungsmittelgewerbe ..., die landwirtschaftlichen Berufe, zumal zur Erntezeit; der Bergbau, der zahlreiche Industrien mit Heizmaterial versieht; die staatlichen Werkstätten und so weiter. Die Arbeiter in diesen Berufen, also die Eisenbahner, die Arbeiter im Post-, Telegraphen- und Telephondienst, die Bäcker, Fleischer, die ländlichen Arbeiter, die Bergleute, die Arbeiter in öffentlichen Betrieben müssen sich stets bewußt sein, daß sie Dienstleistungen verrichten, die nach einem Ausdruck von Rodbertus ‚zum Leben des sozialen Körpers notwendig sind', und daß sie darum kraft ihres Berufes der Gesellschaft in besonderem Maß verpflichtet sind. Sie würden daher durch einen Streik eine besonders schwere Verantwortung auf sich laden, und wenn überall die Regel gelten muß, daß nur aus einem sehr wichtigen Grund der Streik beschlossen werden darf, so müssen die Arbeiter in diesen Berufen mit allem Ernst sich die Frage vorlegen, ob die Streikforderung und der eventuelle Erfolg in richtigem Verhältnis steht zu den gesellschaftlichen Nachteilen, die der Streik in ihrer Branche nach sich zieht. Ein Streik, für den nicht die wichtigsten Gründe sprechen, wäre wegen des in Frage stehenden allgemeinen Wohls unerlaubt. Das Streikrecht diesen Arbeitern völlig abzusprechen, ginge nun freilich zu weit; aber es erleidet infolge der Natur des Berufs eine Beschränkung. Als Ersatz dafür möge ihnen in einigen Branchen eine beamtenähnliche Stellung, allgemein besserer Arbeiterschutz und ein leicht funktionierendes Einigungs- und Schiedswesen zuteil werden.... Zusammenfassend können wir den Streik als sittlich erlaubt hinstellen, wenn der Zweck ein gerechter und billiger ist, wenn die Durchführung keine Rechts- und Liebespflicht verletzt und wenn der Streik, nachdem andere Versuche gescheitert sind, als einziges Mittel noch übrig bleibt, zum gewünschten Ziel zu kommen."

Da ich in diesem Zusammenhange nur von den Arbeitern in den Be-

trieben der staatlichen Verkehrsanstalten sprechen möchte, genügt es, festzustellen, daß Pater Koch auch das Streikrecht der „Eisenbahner“, um diesen vulgären Ausdruck der Kürze halber für alle Arbeiter bei den staatlichen Verkehrsanstalten zu gebrauchen, als gegeben annimmt. Ich habe mich nicht darum zu kümmern, daß Pater Koch in einer Weise, die zu verschiedenen Deutungen Anlaß geben kann, nationale Interessen in seinem Staatslexikon-Aufsatz nicht einmal erwähnt; wichtig ist im Augenblick nur, daß er sagt: Auch die Eisenbahner haben ihr Streikrecht. Pater Koch steht auf dem gleichen Standpunkt wie Werner Stauffacher, der in der schlichten Sprache des schwyzer Landsmanns vom Jahre 1307 sich so folgendermaßen ausdrückt:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —“ usw.

Jetzt brauche ich nicht noch ausführlich darzulegen, wie dumm es ist, die Görres-Gesellschaft so mir nichts, dir nichts für eine Institution der Zentrumspartei auszugeben.

Das Streikrecht der Eisenbahner wird von den Regierungen entschieden bestritten, nicht nur von der bayerischen, sondern noch viel mehr von der preußischen. Die Regierungen stehen auf einem Standpunkt, der mit der Streikrechtstheorie wenig oder gar nichts zu tun hat; sie erklären einfach: Der Betrieb der Eisenbahnen muß im Interesse der Sicherheit, der nationalen Verteidigung, der Lebensmittelversorgung ungestört bleiben. Er muß ungestört bleiben, auch wenn die in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter berechtigt wären, zu klagen und unzufrieden zu sein. Folglich wird weder die Frage des moralischen, noch des materiellen Streikrechts auch nur berührt; Streik gibt es nicht.

Die Regierungen lehnen ferner die Aufstellung ab, sie hätten durch die Gewährung der Koalitionsfreiheit an ihre Eisenbahner die Voraussetzung für die berechtigte Geltendmachung des Streikrechts geschaffen. Hier sagen sie, die Koalitionsfreiheit der Eisenbahner beruhe nicht auf der Gewerbeordnung, da die Eisenbahner der Gewerbeordnung nicht unterstehen: folglich könne auch von der allgemein üblichen äußersten Konsequenz der freien Koalition, eben der Ausübung des Streikrechts, keine Rede sein.

Es ist klar, daß diese Auffassung der Regierungen im Widerspruch steht zu der herrschenden Theorie. Theoretisch kann, wo Koalitionsfreiheit gegeben ist, nicht das Streikrecht für irgendeine Gruppe oder für irgend

welche Berufszweige grundsätzlich und völlig ausgeschaltet werden. Da der Streik als solcher moralisch und rechtlich zulässig ist (vom politischen Generalstreik und den revolutionären Streikbewegungen spreche ich natürlich nicht), ist logischerweise nicht einzusehen, weshalb ein sittlich nicht verwerfliches Mittel zur Erreichung wirtschaftlicher und sozialer Vorteile auf Befehl des Staates und lediglich für die Staatsarbeiter unangewendet bleiben muß. Gewiß, bei einem Eisenbahnerstreik stünde unendlich viel auf dem Spiele. Aber den Arbeitern muß es erlaubt sein, zu sagen: gerade weil der Eisenbahnerstreik so gefährliche Wirkungen zeitigen kann, ist er ein vortreffliches Mittel zur Erzielung günstigerer Arbeits- und Lohnbedingungen. Denn der Arbeitgeber Staat wird gern vernünftige Zugeständnisse machen, um die Gefahren eines Eisenbahnerstreiks abzuwenden; er wird um so lieber alles Mögliche und alles Vertretbare konzedieren, als seine militärische Bereitschaft auf unabsehbare Zeit die Basis seiner politischen und wirtschaftlichen Geltung bleiben wird.

Über die rein rechtliche Seite der Angelegenheit möchte ich mich nicht gern auslassen; denn die Juristen sind sich, wenigstens in dieser Frage, nicht ganz einig.

Die Theorie entfernt sich noch in einer anderen Richtung von der praktischen Politik der deutschen Regierungen. In der Theorie gibt es, wie wir sahen, erstens keinen Ausschluß des Streikrechts der Eisenbahner, zweitens aber überhaupt keine Sonderstellung der Eisenbahner gegenüber den anderen Arbeitern. Hierauf muß mit ein paar Worten besonders hingewiesen werden. Die Theorie macht, da sie mit der Verschiedenartigkeit der Verhältnisse rechnet, Distinktionen: sie unterscheidet Betriebe, in denen die Arbeitseinstellung eine nur geringe oder jedenfalls nicht weitreichende Störung des Wirtschaftslebens bedingt, und Betriebe, deren Stillstehen infolge von Streiks die große Allgemeinheit sehr nahe berührt. In diesen letzteren Betrieben sei die Verantwortung der Führer für den Eintritt in einen Streik schwerer, als in denen der ersten Gattung, und deshalb sei das Streikrecht, wenn auch vorhanden, so doch nur gewissermaßen bedingt vorhanden. Nach dieser Auffassung, die unter anderem auch Pater Koch vertritt, sind nun die Betriebe der staatlichen Verkehrsanstalten nur ein Glied in der Kette der vielen anderen großen Betriebe, von deren ungestörter Aufrechterhaltung für das Gesamtwohl viel abhängt. Da stehen gleich neben den staatlichen Eisenbahnern und Postlern die Bäcker und die Metzger, die ländlichen Arbeiter und die Bergleute. Für sie alle gilt das Gebot: Du sollst nicht frivol streiken; du wirst nur streiken, wenn alle Mittel, den Arbeitgeber von der Billigkeit deiner Forderungen loyal zu überzeugen, erschöpft sind; dann aber darfst du auch streiken.

Zweifellos hat die Theorie, theoretisch, eher Recht als der Staat. Denn es ist wirklich nicht zu beweisen, daß ein Gesamtstreik der ländlichen Arbeiter zur Erntezeit, ein Gesamtstreik der Bergarbeiter zur Winterszeit, ein Gesamtstreik der Seeleute und Hafenarbeiter zur Zeit des Bergarbeiterstreiks das Vaterland weniger stark erschüttert, als zu Friedenszeiten ein Eisenbahnerstreik in den Betriebswerkstätten von Nürnberg oder Eßlingen es erschüttern kann. Und es ist sonnenklar, daß ein allgemeiner Streik der Kohlenbergleute mindestens die gleichen verkehrslähmenden Wirkungen haben kann, wie der Eisenbahnerausstand. Ich lasse absichtlich die Bäcker und Metzger aus der Betrachtung, weil ihre Streiks tatsächlich von untergeordneter Wichtigkeit sind. Gibt es nun aber eine deutsche Regierung, die das Streikrecht der Bergarbeiter ablehnt, weil ein Bergarbeiterstreik unter Umständen den Bahnverkehr lahmlegen kann? Hat nicht im Gegenteil der frühere Reichskanzler Fürst von Bülow ebenso wie die preußische Regierung das Streikrecht der anno 1903 ausständigen Ruhrkohlenleute anerkannt, obwohl diese Leute mit Kontraktbruch angefangen hatten, und haben nicht die Regierungen damals die Zechen gezwungen, mit den kontraktbrüchigen Arbeitern einen anständigen Frieden zu schließen? Warum denn aber? Nicht weil der Streik den Eisenbahnbetrieb zu stören drohte, sondern weil die Regierung sich sagte: die Bergleute haben ein Recht zum Streik, weil die Zechen sie zur Anwendung der *ultima ratio* gezwungen haben; und weil die Bergleute im Recht sind, muß ihnen der Staat zu besserer Lage verhelfen, wenn sie im Streik unterliegen.

Theoretisch gibt es also ein Streikrecht für alle Arbeiter. Nur wer, wie gewisse Arbeitgeberverbände, die Theorie vom „Herrn im Hause" verficht, leugnet das Streikrecht. Aber alle bürgerlichen Sozialpolitiker sind sich darüber einig, daß Koalitionsrecht, Streikrecht und Aussperrungsrecht nicht durchlöchert werden dürfen zugunsten eines Interesses, das den Vorteil der größeren Macht hat. Wenn irgendwo, darf in der Sozialpolitik nicht Macht vor Recht gehen. Denn sonst könnte man zurückkehren zu dem Barbarenzeitalter des liberalen Industrie-Manchestertums, das Pater Koch mit Recht abfällig kritisiert. Wir bürgerlichen Sozialpolitiker, die wir Sozialpolitik aus dem gleichen Grunde treiben, aus dem wir arbeiten und für unsere Familien sorgen: nämlich aus natürlichem und primitivstem Pflichtgefühl, wir können, angesichts der Entwicklung der Arbeitgeberverbände wie der Syndikate, zum Streikrecht nur so und nicht anders stehen. Da es klar ist, daß, wenn das Streikrecht wegfällt, auch der stärkste Antrieb zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse schwinden muß; da niemand weiß, ob unsere Staaten immer gute Arbeitgeber und unsere Parlamente immer arbeiterfreundlich sein werden; und da ohne eine gehobene und innerlich

zufriedene Arbeiterklasse die Nation nicht vorwärts kommen kann im Wettbewerb mit dem Ausland, gilt uns das Streikrecht der Arbeiter als unantastbar. Und wenn ich das sage, enthülle ich mich nicht als Sozi, sondern gebe nur die landläufige Meinung aller Kathedersozialisten, auch Schmollers und Adolf Wagners, ebenso wie die Meinung des Jesuitenpaters Koch, zum besten.

Also: den Arbeitern das Streikrecht zu nehmen, ist auch dem Staate von heute grundsätzlich nicht gestattet. Wohl aber ist es jedem Arbeitgeber freigestellt, nur solche Arbeiter aufzunehmen und zu beschäftigen, denen am Streikrecht nichts gelegen ist, die glauben, ohne Streikrecht besser zu fahren in bezug auf Lohn, Arbeitszeit und so weiter, die vielleicht friedliebend und ungesellig sind und die deshalb gern auf das Streikrecht verzichten, diesen Verzicht ohne jeden Zwang schriftlich erklären und sich nicht im mindesten dadurch entwürdigt oder verkürzt oder entrechtet fühlen. Solche Arbeiter gibt es schon zu Tausenden; sie sind in den sogenannten gelben Gewerkschaften organisiert. Viele von den Gelben kommen von der Sozialdemokratie her; sie waren angewidert von dem ewigen Agitieren und Verlangen und Streiken, und fanden es klüger, im Frieden mit dem Arbeitgeber zu leben, der für Pension, nette kleine Häuser, kleine Arbeiten für Frau und Kinder, Nebenverdienst durch Abvermieten usw. gern sorgt. Mit Theodor Storm sage ich: „Kein klagend Wort soll über meine Lippen gehen." Ob diese Arbeiter Recht haben oder Unrecht, ob sie Arbeiterverräter sind oder vernünftige Familienväter, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß Arbeiterorganisationen existieren, die auf das Streikrecht verzichten, und daher wären die Eisenbahnverwaltungen nicht weltfremd, wenn sie mit dieser Tatsache im Interesse der Staatsbahnen und im wohlverstandenen und nicht hoch genug zu wertenden Interesse des Staates rechneten. Da zudem der Staat als Arbeitgeber derzeit seine Arbeiter anständig bezahlt und für Pensionen wie für Wohnungen sorgt, könnte man es ihm nicht übel nehmen, wenn er etwa, ebenso schlau wie unanfechtbar, sagen würde: Streikrecht oder nicht, das ist mir gleich; aber ich nehme nur Leute, die erklären, daß sie für ihre Person auf das Streikrecht verzichten ohne Not, freiwillig und möglicherweise gern. Und wenn der Staat als Arbeitgeber, wegen dem Wankelmut aller einfachen Menschen, verlangen wollte, die freiwillig auf das Streikrecht Verzichtenden möchten gefälligst diesen Verzicht durch Unterschrift besiegeln: so wäre auch das nicht unsittlich, denn der Staat kann zu seinen Gunsten anführen, daß er durch das Verlangen eines Verzichts auf ein theoretisch vorhandenes Recht in der Stunde der Gefahr der Nation nützt, und daß er zudem niemand zwingt.

Aber ganz unverantwortlich ist es, wenn eine Gewerkschaft auf das Streik-

recht verzichtet, um im Brot zu bleiben. Der Gesamtvorstand des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes hat in einem offiziellen Schreiben an das Bayerische Staatsministerium für Verkehrsangelegenheiten den Streikverzicht aller im Staatsbetrieb tätigen „Süddeutschen“ feierlich erklärt. Der Verband hat damit dem bayerischen Verkehrsminister als dem verantwortlichen Hüter der Ruhe und Ordnung im Bahnbetrieb einen großen Erfolg bereitet, aber er hat an den freien Gewerkschaften übel gehandelt. Der Süddeutsche Eisenbahnerverband war, im Gegensatz zu dem christlichen „Bayerischen Eisenbahnerverband“ den freien Gewerkschaften angeschlossen; seine Führer waren waschechte Sozialdemokraten, so in Bayern der hervorragend gescheute Roßhaupter, und allgemein nannte man den Verband sozialdemokratisch. Unter geschickter Leitung wurde die rote Farbe cachiert, aber rot wollten die Süddeutschen wohl alle sein. Weil sie sich nun rot gebärdeten, gehörten ihnen bald Tausende von Eisenbahnern an; denn es ist nun einmal nicht zu leugnen, daß die Arbeiter bei uns ein Faible für die Sozialdemokratie haben. Die Verwaltung tolerierte den Verband, weil ihm revolutionäre Tendenzen nicht nachgesagt werden konnten, weil er noch niemals einen Streik provoziert und vom Streikrecht der Eisenbahner immer nur mit vornehmer Zurückhaltung gesprochen hatte. Zwar in den Versammlungen ging es etwas heftig und stürmisch zu, aber die Kritik an der Verwaltung war nicht schärfer als im christlichen Verband. Die Regierung tolerierte den roten Verband, aber sie erklärte, noch unter Herrn von Frauendorfer, daß sozialdemokratische Eisenbahner nie Beamte werden könnten. Das war den Süddeutschen schon fatal, aber es mußte schließlich geschluckt werden. Dann kam infolge der ausländischen Eisenbahnerstreiks bei den deutschen Regierungen eine wesentlich schärfere Auffassung zur Geltung, und die Folge war in Bayern die Forderung der Preisgabe des Streikrechts für alle Eisenbahner ohne Unterschied der Partei. Das war verhältnismäßig leicht für den christlichen Verband, aber der Leitung des süddeutschen Verbands wurde damit Unmögliches zugemutet. Und was geschah? Wenn die Süddeutschen zum Entschluß gekommen wären, ihre Organisation aufzulösen angesichts der veränderten politischen Lage und im Interesse ihrer Mitglieder und weil sie nicht als Heuchler verschrien sein wollten, so wäre das begreiflich gewesen. Statt dessen mit biederer Miene kapitulieren, ohne einen Schwertstreich zur Verteidigung jenes Rechtes, das den freien Gewerkschaften Blut, Leben, ja Daseinsberechtigung gibt: das ist unerhört. Um es deutlich zu sagen und die ganze Tragweite des Beschlusses der Süddeutschen zu bezeichnen: In Bayern wurde die Erfindung der freiresignierten freien Gewerkschaft gemacht, und mit dem Streikverzicht ist aus dem roten Süddeutschen Eisenbahnerverband eine gelbe Gewerkschaft geworden, eine

dieser von den Sozialdemokraten als Streikbrecherkolonnen verachteten und mit wildem Haß verfolgten gelben Gewerkschaften.

Natürlich lassen sich Gründe für die Verzichts-Erklärung finden, und die Gerechtigkeit erfordert es, diesen Gründen nachzugehen. Es handelt sich, um das zu wiederholen, in Bayern allein um Tausende von Eisenbahnern, die dem Süddeutschen Verband angehören. An dem ernsten und unbeirrbar festen Willen der Verwaltung, alle Anhänger des Streikrechts in Zukunft an die Luft zu setzen, war nicht im geringsten zu zweifeln; es ist auch undenkbar, daß die Verwaltung sich unter dem neuen Regime mit der *in good old colonial times* für ausreichend erachteten Erklärung zufrieden gäbe: Die organisierten Eisenbahner würden nur im alleralleräußersten Fall vom Streikrecht Gebrauch machen. So steht der Arbeitgeber, und ihm gegenüber stehen nun die Tausende von Männern, die bis etwa zum September 1912 den Streik als den erlaubten heiligen Kampf angesehen haben, bei dem Opfer gebracht und Siege errungen werden: jene Reihe opferreicher Siege, die das mit Recht so beliebte goldene Zeitalter heraufführen müssen. Die Tausende haben demnach erstens diese Ideale, mit denen es ihnen auch recht ernst zu sein schien; zweitens aber haben sie Weib und Kinder, billige Wohnungen, Pensionsansprüche, Freifahrt, Urlaub, dazu die Möglichkeit, im Laufe der Zeit in kleine „beamtenähnliche Stellungen" aufzurücken. Was sind das alles für Chancen für einen kleinen Mann, der sich und seine Familie vorwärts bringen will! Der Mann merkt weiter, daß die Erwerbsverhältnisse im allgemeinen nicht sonderlich gut sind, er sieht viel Arbeitslose in der Stadt. Der Mann wird vor die Wahl gestellt, entweder seiner Gesinnung treu zu bleiben und dem Staat als Arbeitgeber gegenüber auf seinen Grundsätzen zu beharren, oder seine sichere Stelle zu behalten. Er entscheidet sich für seine sichere Stelle.

Ein Mann, der in einem Gewissenskonflikt sich für Frau und Kinder entscheidet, ist ein respektabler Mann; freilich nur, wenn er mit Bewußtsein und nach innerem Kampf die Ideale ganz aufgibt, denen er bisher gelebt hatte, wenn er also nicht, was verächtlich wäre, in der ungewissen Hoffnung auf bessere Zeiten und geänderte Stimmungen mit Vorbehalt den Revers unterschreibt, der ihn von der streitenden Arbeiterbewegung auf immer trennt.

Respektabel ist solch ein Arbeiter gewiß. Aber er ist kein Kämpfer und ganz gewiß kein freier Gewerkschaftler und kein guter Sozialist. Untrennbar vom sozialistischen Gewerkschaftsbegriff ist der Verzicht des Individuums auf persönliche Vorteile des Einzelnen im Arbeitsvertrag; deshalb drängen ja die Gewerkschaften so sehr auf Durchschnittslöhne. Untrennbar vom Wesen der freien, das heißt der sozialdemokratischen Gewerkschaften ist das Bekenntnis zum Streikrecht als des einzigen wirkungsvollen Mittels, gegen widerstrebende Arbeitgeber durchzusetzen, was die Berufsgenossen und die ganze

Klasse hebt. Ein Unsinn, eine Lächerlichkeit wären die freien Gewerkschaften, wenn sie auf das Streikrecht verzichten würden. Denn die ganze Macht der Gewerkschaften beruht darauf, daß sie in Zeiten, wo es dem Arbeitgeber am allerwenigsten paßt, den Ausstand proklamieren können. Solange diejenigen, welche sich mit den Gewerkschaftsführern abraufen oder auch zusammenraufen mußten, von der über Leichen schreitenden Solidarität, von dem rücksichtslosen Opfermut der immer streikwilligen Arbeiter überzeugt sein durften, stand den Arbeitgeberverbändlern eine schließlich nur mehr durch ihre fanatische Opferwilligkeit gleichwertige Masse gegenüber, mit der man paktieren mußte, weil sie nicht nur Geschrei machte, sondern weil sie den Hunger nicht scheute und bereit war, alles zu riskieren.

Eine freie Gewerkschaft, deren Mitglieder auf das Streikrecht verzichten, weil der Arbeitgeber das von ihnen verlangen muß, begibt sich ihrer Existenzberechtigung, weil sie sich der Voraussetzungen gewerkschaftlicher Kampfarbeit begibt. Eine freie Gewerkschaft, deren Mitglieder auf das Streikrecht verzichten, wird zu einem biederen Arbeiterverein, dessen Zweck ist, im friedlichen Einvernehmen mit einem hoffentlich und tunlichst wohlwollenden Arbeitgeber im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung für die Mitglieder und ihre Familien allerlei Vorteile, als da sind: Lohnerhöhung, Wohnungen, Schrebergärten, Pension, billige Milch, Kinderbewahranstalten geduldig und langsam herauszuschlagen. Wenn der Unternehmer nicht will, dann muß es eben auch so gehen; der Verein kann da nichts machen; denn, ob er noch so tüchtig ist: er ist und bleibt ein Unterstützungsverein. Aus Rot ist Gelb geworden.

Das ist schlimm für die Gewerkschaften. Was sie so stark gemacht, was ihnen selbst den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit gegeben hatte, war die Gewißheit, daß sich ihre Leute nie durch Zwang oder durch das Anerbieten besonderer Vorteile ihr Streikrecht nehmen lassen würden. Heute, wo die Arbeitgeberverbände über das ganze Reich hin sich ausgebreitet haben und eine kolossale Kapitalmacht darstellen, wo dadurch die Bedingungen für die Gewerkschaften in den großen Tarifabschlußkämpfen ungünstiger geworden sind, wo die Arbeitgeberverbände sich bei Aussperrungen auf ihre Mitglieder, auch auf die kleinen, schon verlassen können, schwächt die Haltlosigkeit einer einzigen Gewerkschaft in der Streikrechtsfrage die gesamte Organisation der vereinigten Gewerkschaften.

Von der moralischen Wirkung des Streikverzichts der Süddeutschen auf junge, mit der Konkurrenz und mit ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen schwer ringende gewerkschaftliche Organisationen soll hier gar nicht gesprochen werden, obwohl gerade die moralische Wirkung von der Bedeutung eines Verhängnisses werden könnte.

Noch schlimmer aber, als für die freien, sozialdemokratischen Gewerkschaften ist die Unterwerfung des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes für jene bürgerlichen Sozialreformer, die überzeugt von der Lehre der Kathedersozialisten ihre Anschauung von der Entwicklung des sozialen Rechts, speziell des Arbeitsvertrags-Rechts, auf die Koalitionsfreiheit und das sich aus ihr ergebende Streikrecht aufgebaut haben. Für diese Bourgeois, die weder Ehrgeiz noch natürliche Zusammengehörigkeit dazu gebracht hat, sich der Sache der Lohnarbeiter anzunehmen, und die auch nicht aus persönlicher Angst vor dem großen Kladderadatsch sich das soziale Mäntelchen umgehängt haben: für sie ist die moderne Arbeiterbewegung ohne Koalitionsfreiheit undenkbar. Und die Koalitionsfreiheit hat für uns, die wir den revolutionären Generalstreik durchaus ablehnen und bekämpfen müssen, keinen Sinn, wenn die durch Recht und Gesetz anerkannte Koalition nicht die Möglichkeit fordert und besitzt, sich im Streik zu bewähren, um bessere Bedingungen oder um einen Tarif-Vertrag zu erzielen. In langem Kampf gegen die Gewalten des Manchestertums und der politischen Reaktion ist vom Bürgertum den Lohnarbeitern die gesetzliche Anerkennung der Koalitionsfreiheit und des Streikrechts erstritten worden. Die Regierungen, denen es nicht leicht geworden ist, die Wandlungen des sozialen Rechts in der Verwaltung gerecht zu vollziehen, haben sich mit der Koalitionsfreiheit abgefunden und bestrafen die Streikenden wegen des Streiks nicht mehr. Über Sozialistengesetz, Zuchthausvorlage und die Polizeischikanen einzelstaatlicher Vereinsgesetze ist der mit den Felsblöcken der Sozialistenfresserei und der Spießerei besäte Weg gegangen. Bis zur gesetzlichen Anerkennung des kollektiven Arbeitvertrags mit ihren Konsequenzen für schiedliche Verhandlungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wäre es jetzt nicht mehr weit; denn nirgends mehr gilt Streik oder Aussperrung grundsätzlich als revolutionär. In diesen Gang einer normalen Entwicklung zu der rechtlichen Ordnung des Arbeitsvertrags ist der überstürzte Beschluß der Leiter des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes so unzeitgemäß und plump wie nur möglich hineingeplatzt. Plump und unzeitgemäß: denn die in jeder Theorie und Praxis sein versierten Gegner in West-West-Deutschland werden es nicht gelten lassen, daß ein Sonderrecht bestehen soll gerade für die Eisenbahner-Organisationen; sie möchten ja längst ein Sonderrecht für jene Arbeiter, die ihrem Herzen noch weit näher stehen.

Es ist selbstverständlich, daß die Bourgeois, die es nun einmal dazu drängt, Sozialpolitik zu treiben: als Beamte, Gelehrte und sonstwie, festhalten werden an dem, was sie für gut und richtig erkannt haben. Sie werden sich niemals für bedingungslose Arbeiterwilligkeit begeistern und sie hoffen, auf verunglückte Repressionsversuche zurückblickend, daß wir in Deutsch-

land mit der Zeit doch zu einem technisch einwandfreien und gut beweglichen Arbeitsvertragsrecht kommen werden. Je besser der Arbeitsvertrag, desto seltener der Streik. Durch Verzicht auf das Streikrecht mag im einzelnen Betrieb zeitweilig Stetigkeit zu erzielen sein; die das ganze Reich und Volk umfassende und jeden Einzelnen berührende soziale Bewegung durch einen generellen Streikverzicht regeln zu wollen, wäre eine ganz tolle Idee. Diese Idee hat aber bei den Förderern der gelben Arbeitervereine ihre Anhänger, und deshalb wäre es sehr gefährlich, wenn das Vorgehen des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes Schule machte. Wollen wir also hoffen, daß es sich nur um eine singuläre Verirrung handelt und daß freie Gewerkschaften nichts mehr tun werden, was die Erfüllung berechtigter, von allen ernsthaften Sozialpolitikern aus allen Lagern mit Überzeugung vertretener Forderungen der Lohnarbeiter zu hindern vermöchte.

Ich weiß, was ich damit sage, wenn ich diese Hoffnung an die freien, die sozialdemokratischen Gewerkschaften hinspreche. So lange die freien Gewerkschaften wissen, wie weit ihre Macht und wie weit ihr Recht geht, und solange sie von den Grenzen der Macht und des Rechts nicht abgehen, dürfen wir für die Arbeiter und für das Volksganze hoffen, obwohl die Vervollkommnung des Arbeiterrechts nicht den sozialen Krieg, sondern den sozialen Frieden bringen wird.

Vom neuen Hellas.

Athen, 8. November 1912.

Salonik hat sich ergeben. Vor einigen Stunden ist der siegreiche Kronprinz Konstantin in die Stadt eingezogen, am Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Demetrios, der ein Festtag für ganz Griechenland geworden ist, ein Tag von welthistorischer Bedeutung. Fast 500 Jahre sind vergangen, seit Thessalonike dem Sultan Murad II. zum Opfer fiel; heute ist es der abendländischen Kultur wieder gewonnen. Nur die Einnahme von Konstantinopel selbst könnte diesen Erfolg der griechischen Waffen in den Schatten stellen; und mit Staunen betrachtet die Welt das junge Griechenland, auf dessen rasche Triumphe sie so wenig gefaßt war.

Es gibt in Deutschland, vor allem in Bayern, noch Philhellenen vom alten Schlage: Familienbeziehungen, Traditionen verbinden sie mit Griechenland und erhalten in ihnen etwas von der schönen Begeisterung der griechischen Freiheitskämpfe. Aber es ist eine kleine Schar, die verschwindet in der Masse der Gleichgiltigen oder Feindseligen. Deutschland hat nur wenige Beziehungen, noch weniger Interessen in Griechenland, die Tugenden wie die Fehler beider Völker erschweren ein gegenseitiges Verständnis. Die

wachsende Abkehr von klassischer Bildung läßt vielen die Begeisterung der alten Philhellenen als absurd erscheinen; und der gern geglaubte Unsinn Fallmereyers von der Slawisierung Griechenlands beruhigt die, welche noch wissen, daß Europa den Hellenen seine Kultur schuldet: Warum sich für Leute interessieren, die gar keine Nachkommen der alten Griechen sein sollen? Dazu kam die sorgsam genährte Türkenfreundschaft, die naturgemäß eine Folie brauchte: wollte man ein ungemütliches Gefühl los werden, daß man dabei gegen den eigentlichen Träger der Kultur in der Levante Partei nehme, so mußte dieser möglichst schwarz gemalt werden. Dazu genügten aber reichlich die ruhmlose Niederlage Griechenlands im Jahre 1897, der darauffolgende Bankrott und die angebliche Unredlichkeit der levantinischen Griechen.

Es liegt mir durchaus ferne, mit einem von Sachkenntnis ungetrübten Urteil über politische oder geschäftliche Fragen zu reden. Ich möchte nur betonen, daß ich in einer langjährigen Erfahrung in Griechenland ebenso viel Ehrlichkeit und Anstand gefunden habe wie in Deutschland. Jedenfalls aber darf man behaupten, daß kein Fremder das griechische Volk und sein Wesen so gut kennen lernt wie der Archäologe, der ohne jeden persönlichen Zweck alle Teile des Landes bereist, das Leben des Volkes teilt, seine Sprache beherrscht, Menschen jeglichen Standes in ihrem Milieu, in ihrer Familie beobachten kann und im Laufe der Jahre, bei Ausgrabungen und auf Reisen, Hunderte von Griechen als Untergebene kennen lernt: wohl die sicherste Art, in die Volksseele einzudringen. Da wird es denn doch nicht zufällig sein, daß sich gerade unter den Archäologen aller Länder die wärmsten Freunde Griechenlands finden; in diesem Wendepunkt hellenischer Geschichte verdient ihre Stimme um so mehr Gehör, da sie am ehesten die psychologischen Ursachen des verblüffenden griechischen Siegeszuges durch Makedonien erklären können. Ich will hier nicht versuchen, ein Charakterbild des griechischen Volkes zu entwerfen — das werden hoffentlich bald Berufenere tun — sondern nur auf ein paar Züge dieses Bildes hinweisen, welche die letzten Ereignisse verständlicher machen, vor allem auf das Gefühl des Hellenen für Familie und Heimat.

Nichts ist dem fremden Beobachter auffälliger als das feste, straffe Gefüge der griechischen Familie. Wie durch unverrückbare Hausgesetze ist die Autorität der Eltern geregelt, die Verehrung der Kinder äußert sich in bestimmten Formen, man möchte sagen in altüberlieferten Riten. In diesem Lande zwangloser und zuchtloser Freiheit herrscht noch immer die *patris potestas*. In altmodischen oder provinziellen Häusern wird es der Sohn nie wagen, vor seinem Vater zu rauchen: eine lächerliche Kleinigkeit, gewiß, aber sie zeigt das Verhältnis vielleicht klarer als manche wichtige Beweise

väterlicher Macht. Und ebenso bestehen unter Geschwistern feste Regeln. Die jüngere Schwester darf vor der älteren nicht heiraten, der Bruder nicht, ehe er die Schwestern ausgestattet hat. Und wenn der Vater dem Bräutigam seiner Tochter eine hohe Mitgift versprochen hat, müssen die ledigen Söhne mit arbeiten, um sie zu verdienen.

Diese altmodischen Bräuche, die in den Städten natürlich mehr und mehr verschwinden, entspringen einer ganz erstaunlichen Strenge der Sitten. Nicht nur gilt der Ehebruch als ein schweres Verbrechen, nicht nur hält sich ein Vater oder Bruder für berechtigt, ja für verpflichtet, ein Mädchen, das sich vergangen hat, einfach zu töten: schon das bloße Ledigsein gilt als bedauerlich, beinahe als unsittlich. Mehr als einmal haben mir befreundete Bauern Vorstellungen darüber gemacht, daß ich als reifer Mann ohne ledige Schwestern nicht verheiratet sei.

Höflich aber klar lehrten sie mich die Sündhaftigkeit meines Lebenswandels. Und diese Sittenstrenge ist keine Phrase, sie beherrscht wirklich das gesamte Land und auch weite Kreise der Städte. Sie mag uns befremdlich und engherzig erscheinen: sicherlich trägt sie bei zu einem intimen Familienleben, zu einem gesunden Volksschlag und zu einer gesicherten, wenn auch stark beengten Stellung der Frau. Ich kenne die Witwe eines Agogiaten (Pferdeführers), die, um ihre Kinder zu erhalten, das schwere Gewerbe ihres Mannes fortführt. Mit einigen männlichen Genossen aus ihrem Dorfe zieht sie aus, Touristen zu begleiten oder Lasten auf ihren Tieren zu transportieren. Tagelang bleibt die Gesellschaft aus, ruht des Nachts in Hütten am Wege. Aber keinem der Männer fällt es ein, sich an dem schmucken Weibe zu vergreifen. Es würde ihn bei seinen Genossen diskreditieren.

Es gibt wohl wenige Länder in Europa, in dem uralte Sitten und Bräuche noch so ungeschwächte Geltung besitzen. Sie beherrschen nicht nur den engen Kreis der Familie; sie bilden die feste Grundlage des menschlichen Verkehrs; sie bedingen die zeremoniöse Höflichkeit unter dem einfachsten Landvolk, die den Nordländer so überraschend und wohltuend berührt, die feierlichen altgeprägten Formeln der Begrüßung, des Danks, des Glückwunschs, die geradezu an homerische Sprechweise gemahnen. Und diese stereotypen Formeln sind doch nicht ganz abgegriffen, sie sind der äußere Ausdruck urbaner, freundlicher Beziehungen, wie sie nur ein altes Kulturvolk besitzen kann. Sie sind auch ein Ausdruck jenes gesunden demokratischen Gefühls, welches das griechische Volk durchdringt. Nicht etwa einer Demokratie in unserem westeuropäischen Sinne, eines Protests, eines Forderns gleichen Rechts und gleicher Achtung: der griechische Bauer ist höflich gegen seinesgleichen, ist ebenso selbstverständlich höflich gegen einen vornehmen Mann. Er hat es nie anders gelernt und braucht es nicht erst zu lernen. Der Vor-

nehme und Reiche aber antwortet mit der gleichen freundlichen Höflichkeit. Gerade diesem urbanen, im besten Sinne zivilisierten Verkehr ist es zu danken, daß Griechenland, troß dem großen Reichtum weniger und der drückenden Armut der meisten, so gut wie keine Sozialisten besitzt. Und niemand genießt jene Kourtoisie so sehr wie der Fremde. Ihm gegenüber erwacht das althellenische Gefühl der Gastfreundschaft in jedermann. Im dichten Gewühl einer Volksmenge, bei festlicher Gelegenheit, kann man immer wieder die Bemerkung hören: „Laßt den Fremden vor!" Der Fremde bekommt ganz selbstverständlich die besten Plätze in der Eisenbahn, den besten Tisch im Wirtshaus. Das ist doppelt bewundernswert, wenn man weiß, wie sich die Fremden gerade in Griechenland zu benehmen lieben. Dabei vermute man hinter solchem Entgegenkommen kein eigennütziges Motiv. So überraschend das dem Leser klingen mag, es gibt kein Land, in dem so wenig Trinkgeld gefordert wird, in dem so viele es ablehnen. Nicht nur der Bauer, der dem Fremden auf weite Strecken den Weg weist, auch der einfache, arme Städter wäre beleidigt, wenn man ihm Geld böte. Kellner in kleinen Landstädtchen, Dienstboten in Privathäusern, selbst in Athen noch oft, weisen ein Trinkgeld erstaunt zurück. Natürlich verderben die Touristen an den Orten, die sie viel besuchen, allmählich diese guten Sitten; aber auf dem Lande sind sie noch durchaus lebendig. Wie einer seiner antiken Vorfahren setzt noch heute der Bauer dem Gast alles vor, was er besitzt. In den phokischen Bergen hat ein Köhler mit mir sein letztes Brot geteilt, in Arkadien gab uns einmal eine arme Bäuerin ihren einzigen Krug Milch. Unter keinen Umständen hätten sie eine Bezahlung ertragen; man muß, wenn man sich dankbar zeigen will, kleine Geschenke bei sich tragen, die dann als Andenken an den fremden Mann sorgsam bewahrt werden. Und schwer muß man auch oft, wenn man müde ins Quartier kommt, die Gastfreundschaft durch Rede und Antwort bezahlen. Denn der Grieche ist gerade so neugierig wie seine Vorfahren, und fragt den Gast mit derselben selbstverständlichen Genauigkeit aus wie ein homerischer Held.

Gelegentlich fällt es dann einmal einem Bauern ein, diese unsäglich reichen Fremden könnten auch zahlen, und er fordert ganz kindlich fünfzig Drachmen für eine mit Wanzen und Flöhen durchkämpfte Nacht in seiner Hütte. Da braucht man nur den Nachbarn zu erzählen, wie es einem bei ihnen ergehe; sofort ergießen sich bittere Vorwürfe über den Mann, der sein Dorf diskreditiert, und kaum erlauben sie ihm, ein ganz kleines Geschenk anzunehmen.

Ich verweile bei solchen kleinen Zügen, weil sie mir charakteristisch erscheinen für einige der Tugenden, die das griechische Volk auszeichnen: menschenfreundliche Hilfsbereitschaft, uneigennützige Gastlichkeit und ein reges Gefühl für die Ehre der Heimat.

Die Liebe zur Heimat ist in allen lebendig, sogar in denen, die sie verlassen, um ihr Glück in der Fremde zu suchen, die sie verlassen müssen, weil die Heimat sie nicht ernähren kann. In ganz kleinen Nestern findet man plötzlich einen großen Bau, das was dem modernen Griechen ein schönes Haus scheint: ein Sohn des Städtchens oder Dorfes ist draußen reich geworden, nun kehrt er zurück und blendet die Heimat mit seiner Pracht, spendet ihr mit freigebiger Hand, ohne doch den einfach familiären Verkehr mit seinen armen Jugendfreunden aufzugeben. Während seines harten Ringens um Reichtum, fern in Rußland oder Ägypten oder drüben in Amerika, hat ihn der Gedanke an die Heimat, der Traum, dort sein Leben zu beenden, nie verlassen. Die großartigen Spenden reicher Griechen äußern sich nicht nur in athenischen Prunkbauten; kleine Landstädte besitzen oft geräumige Schulen, Hospitäler, Museen, Armenhäuser, die solchen Schenkungen entstammen. Schulen vor allem: denn die Spender wissen den Wert der Bildung zu schätzen, und es gibt wenige Länder, die sich so guter Schulgebäude, selbst in entlegenen Orten, rühmen können wie Griechenland.

Ein charakteristisches Beispiel bildet das epirotische Städtchen Metsovo, das die Türken vor einer Woche auf ihrer Flucht vor den griechischen Truppen in sinnloser Zerstörungswut eingeäschert haben. Mehrere der reichsten Griechen waren hier geboren. Sie hatten die Heimat so freigebig ausgestattet, daß die Bürger ohne alle kommunalen Lasten lebten, die Schulkinder sogar aus jenen Stiftungen gespeist wurden.

Es liegt auf der Hand, welch ungeheure Bedeutung diese treue Anhänglichkeit gerade für Griechenland besitzt. Lebt doch bei weitem der größere und reichere Teil der Hellenen auf türkischem Boden, oder in der ganzen Welt verstreut, von Wladiwostok bis Johannisburg, von England bis nach Indien, von Kanada bis Argentinien. Daß alle diese weit versprengten Söhne dem Vaterlande nicht verloren gehen, daß sie immer wieder heimwärts gravitieren, das ist die größte und beste Kraft Griechenlands.

Aber diese Kraft ist geboren aus dem Unglück und der Schwäche. Als vor neunzig Jahren die Hellenen den Freiheitskampf wagten, gelang es ihrem verzweifelten Ringen doch nur, den kleineren Teil ihres Vaterlandes dem Tyrannen zu entreißen. Der ganze Norden, Kleinasien und seine reichen Inseln, Kreta blieben in türkischen Händen. Unvollständig, verstümmelt war von Anfang an das junge Königreich; die Sorge um die unbefreiten Brüder hat seine Entwicklung stets gehemmt, seine beste Kraft verschlungen. Immer wieder hat jene Sorge die griechische Politik bestimmt, oft zu ihrem Unheil. Und nun bedenke man: als der Befreiungskrieg ein Ende nahm, war Griechenland ein verwüstetes, blutarmes Land, seiner besten Kräfte beraubt. Die führenden Familien hatten, ohne zu sparen, ihre Söhne und

ihr Gut geopfert. Athen war ein winziges Städtchen, der Piräus bestand aus ein paar Hütten. Von der europäischen Kultur war Griechenland abgeschnitten, wie eine ferne Insel, allein in der ganzen Levante repräsentierte es überhaupt die Kultur. Verarmt, entvölkert, ohne Bodenschätze oder Industrie, hätte es alle seine Kraft gebraucht, um seine Existenz zu sichern und auszubauen. Statt dessen hat das kleine Königreich immer von neuem für die Griechen in der Türkei sorgen und wirken müssen. Man wird wohl nie erfahren, wie groß die Opfer sind, die hier gebracht wurden, nicht nur mit Millionen, sondern vor allem mit der eigentlichen Lebenskraft des Staates und Volkes. Die politischen Wirren, den Krieg von 1897, die immer wieder sich erneuernden internationalen Schwierigkeiten, sie alle hat jene Sorge verschuldet. Kreta hat dabei die auffälligste Rolle gespielt; aber Makedonien und Kleinasien haben fast ebenso schwere Opfer gefordert. Wenn trotz alledem Athen die kultivierteste und am meisten europäische Stadt der Levante geworden ist und sich von Jahr zu Jahr weiter hebt, so ist das ein Resultat unermüdlicher angespannter Arbeit. Man pflegt Athen abfällig mit unseren größeren Mittelstädten zu vergleichen: im Grunde ist dieser Vergleich ja nur eine Anerkennung, da er die Schöpfung eines jungen, verarmten Landes den Trägern alten Wohlstandes gleichsetzt, der Tradition vieler Jahrhunderte die Leistungen eines langen Menschenlebens. Denn noch gibt es Greise, die den Halbmond auf der Akropolis gesehen haben.

In dieser mühsamen politischen Entwickelung haben sich die Schattenseiten des Griechentums dem Fremden besonders klar gezeigt — Schattenseiten, Fehler und Schwächen, die den Historiker nicht überraschen, so völlig spiegeln sie in modernem Gewande antike Sinnesart und Zustände wieder. Der maßlose Individualismus, der alles besser weiß und kann, der Mangel an Disziplin und freiwilliger Unterordnung, die blinde Konkurrenz, die sich selbst lieber mit dem Gegner vernichtet, statt sich ihm zu verbinden; die heillosen Parteiverhältnisse, die skrupellose Bekämpfung der Gegner, der plötzliche Wandel von dankbarer Freundschaft zu bitterem Haß und umgekehrt: das alles kann niemanden wundern, der sich entsprechender Perioden antiker Geschichte erinnert. Das alles ist in Musterbeispielen während der Revolution von 1909 zutage getreten, und in gerechtem Unwillen darüber haben auch griechenfreundliche Zuschauer den guten Kern jener Bewegung verkannt: ein leidenschaftlicher, wenn auch oft ungerechter und ungeschickter Protest gegen unerträgliche Zustände, ein mächtiges Auflodern des Nationalgefühls.

Denn dieses Gefühl lebte unvermindert fort, in den schlimmsten Zeiten der Schwäche und Demütigung; in den Starken wurde es gerade in jenen Zeiten vertieft und gestählt. Es bildete geradezu eine Schranke zwischen Griechen und Fremden — eine Schranke, die man nach wenigen Monaten

griechischen Lebens trotz aller gastlichen Liebenswürdigkeit fühlte, die eine wahre Freundschaft unmöglich machte. Wessen Sinn von einem schmerzlich quälenden Gedanken ganz erfüllt ist, der kann nicht einem Gleichgültigen oder spöttisch Zuschauenden befreundet sein. Selbst ein laues Wohlwollen für jenen Gedanken genügt da nicht. Ich habe oft geahnt, daß uns Fremde gerade von den Besten des Landes ihr Bestes schied: die Liebe fürs Vaterland, oder vielmehr für die Nation, die Scham und Trauer um ihre Schwäche. Aber niemand von uns hat geahnt, wie tief selbst bei den mittelmäßigen Griechen diese Liebe ging und was sie bewirken konnte. Ich sage das mit einiger Beschämung, denn wie wir in der Revolution das Spiegelbild trauriger athenischer Zustände des 4. Jahrhunderts vor Christo sahen, hätten wir uns erinnern können, wie die Perfernot auch das antike Hellas geeinigt und gefestigt hat. Zum Glück hat es heute weder zögernde Spartaner noch verräterische Thebaner gegeben. Ja, als jüngst ein Soldat vor den Schrecken des Krieges in sein Dorf floh, haben ihn seine empörten Landsleute zu Tode gesteinigt. Dieser eine Fall genügt zum Beweise der Wiedergeburt Griechenlands.

Wir gruben in Tiryns, als die ersten Kriegsgerüchte auftauchten. Besorgt kamen die Arbeiter, zu fragen, ob es wirklich Krieg gäbe. Sie wollten alle Frieden, sie wiederholten alle die stereotypen Sätze von den Großmächten, die Griechenland helfen sollten, jene Sätze, die man seit Jahren überall hörte und die Griechenland so viel Geringschätzung eingetragen haben. Die Mächte halfen, wie gewöhnlich, nicht; statt dessen kam die Mobilmachung; es wurde ernst, es galt, sich selbst zu helfen. Von Lust oder Begeisterung für den Krieg habe ich bei den vielen Bauern und kleinen Leuten, die mit mir sprachen, nichts gespürt. Zur Zeit der Aussaat ist der Krieg auf dem Lande niemals populär. Und bei fast allen fühlte man das Mißtrauen in die eigene Kraft, die dumpfe Erwartung neuer Niederlagen. Und doch, nicht ein Mann, der sich aufgelehnt oder entzogen hätte! „Wir werden vielleicht untergehen, aber wir können unsre Brüder nicht länger leiden lassen, wir müssen ihnen helfen", das war nun die ständige Formel. Gewiß haben die regierenden Kreise und der geniale Mann an ihrer Spitze auch die materiellen Vorteile eines siegreichen Krieges erwogen: es wäre ein Tadel, wollte man das nicht annehmen. Aber das Volk, alle die Zehntausende, die sich täglich zum Dienst stellten, die erwarteten kaum Siege, sicher keine Vorteile: sie gingen mit offenen, besorgten Augen dem Verhängnis entgegen, aber mit festem Schritt. Keiner blieb zurück. Nicht nur, daß die Mobilmachung in bewundernswerter Ordnung ein paar Tage vor der angenommenen Zeit abgeschlossen war, nicht nur daß, ganz im Gegensatz zu 1897, die vollen Kontingente sich ohne Ausnahme stellten: von allen Seiten, aus allen Teilen Europas, von Ägypten und Asien, von Amerika, aus der

ganzen Welt strömten die Reservisten herbei, kamen die Freiwilligen. Reiche wie Arme: ein Fürst Ypsilanti tritt als Gemeiner ein, die reichen Automobilbesitzer stellen ihre Wagen und sich selbst als einfache Chauffeurs; und anderseits kehren 500 Auswanderer in Brindisi um, opfern ihre Karten nach Amerika, um für die Heimat zu kämpfen, die sie eben verlassen hatten, weil sie sie nicht ernähren konnte. Gerade weil so viele gar nicht an den Sieg glaubten, gerade weil der Grieche im allgemeinen ein friedliebender, unkriegerischer Mann ist, müssen wir diese bedingungslose, selbstverständliche Hingabe ans Vaterland weit mehr bewundern als das kampfesfrohe Vorstürmen kriegerischer Stämme.

Und weiter: das Nationalgefühl, das sonst als eine oft unsichtbare Unterströmung dahinfloß, mehr in Worten als in Taten zum Ausdruck kam, hat jetzt im ganzen Volke Selbstzucht und Disziplin geweckt, die dem Griechen so fremd schienen. Stille und Ordnung überall. Ein Fremder hätte kaum den Krieg gemerkt. Der Auszug der Truppen erfolgte in vollster Ruhe, wie zum Manöver. Was das in Griechenland, zumal in Athen, heißen will, kann nur der ganz ermessen, der das Treiben bei Gemeinde- oder Kammerwahlen kennt. Man merkte: jetzt ist es ernst, zu ernst, jeder muß seinen Mann stellen — und schweigen. Ich habe mit vielen Soldaten gesprochen: keiner machte große Worte, aber alle zeigten, wie ernst es ihnen sei. Für nordische Begriffe waren Uniformen und Haltung oft sonderbar, aber jedermann war bereit, seine Pflicht zu tun bis ans Ende.

Der Krieg brach an, die Kunde der ersten Erfolge drang nach Athen. Wer den letzten Krieg erlebt hatte, glaubte ein anderes Volk zu sehen. Keine großen Reden, keine Emphase; Stille und Ruhe, nur ein froherer Ausdruck auf den ernsten Gesichtern. Es schien, als hätten sich alle das Wort gegeben, durch würdige Haltung die Schmach von 1897 auszulöschen, wie es die Heere in Makedonien mit den Waffen taten. Die Zeitungen hatten damals durch ihre Indiskretionen sehr geschadet; jetzt haben sich auch die sensationsfrohesten Blätter musterhaft auf die Mitteilungen der Regierung beschränkt.

Der Krieg ging weiter, ein Sieg folgte dem anderen, man erfuhr, wie tapfer sich die Truppen bei Sarantaporos und Jannitsa geschlagen hätten. Und die Ruhe der Bevölkerung blieb unverändert. Man hörte begeisterte Worte über den siegreichen Kronprinzen, seine Tapferkeit und Feldherrntugend, über Venizelos' staatsmännische Kunst, über die Fürsorge der Prinzessinnen für die Verwundeten; von einem Siegestaumel keine Spur. Kreta wurde einverleibt, der heißeste Wunsch Griechenlands erfüllt: kaum daß die Freude sich in Demonstrationen äußerte. Nur als Salonik sich ergab, als Wahrheit wurde, was stets ein unerreichbarer Traum schien, da brach die Begeisterung durch, und ein paar Stunden lang wogte es auf den Straßen von glücklichen Menschen; aber

auch sie schrieen nicht viel, als wäre die Freude zu tief für lauten Ausdruck. Sie gingen freudig durch die Stadt und begrüßten Freunde und Unbekannte mit der guten Kunde, als könnte man sie nicht oft genug wiederholen. Dann scheuchte ein Wolkenbruch alle nach Hause, und tags darauf war Athen so ruhig, als wäre nichts geschehen.

Dieselbe Selbstzucht und Zurückhaltung äußert sich auch gegenüber den bitteren Seiten des Krieges. Trotzdem die Einberufung der Reservisten Tausende von Familien in Armut, Hunderte in bitterste Not gebracht hat, sieht man auf den Straßen keine Bettler, außer den alten Bekannten. Die Verwandten der Soldaten, die auf dem Kriegsministerium Nachricht erbitten, sind ruhig und geduldig. Die Transporte der Verwundeten rufen keine sichtbare Erregung hervor. Das scheint deutschen Lesern vielleicht nicht so wunderbar; für Griechen mit ihrem fast übertriebenen Familiensinn ist es erstaunlich.

Ich habe das Eintreffen der Ambulanzzüge mit angesehen: tiefe Nacht; der Bahnhof ist abgeschlossen und niemand versucht, den Kordon der Schutzleute zu durchbrechen — an sich schon etwas hier Ungewohntes. Draußen wartet die Menge, stundenlang, fast lautlos. Endlich kommen die Verwundeten; die leichteren gehen, die schweren trägt man auf Bahren zu den nahen elektrischen Wagen. Halblaut geben ein paar Herren vom Roten Kreuz die nötigen Befehle. In der Menge wogt es, jeder reckt sich, in dem traurigen Zuge seine Verwandten oder Freunde zu erkennen, sucht ein Wort mit ihnen zu wechseln, das Spital zu erfahren, in das man sie bringt. Aber auch hier keine Unordnung, keine lauten Rufe. Die ersten Male wartete ich unwillkürlich auf jene wilden Schmerzausbrüche, die einem oft bei modernen griechischen Begräbnissen die Klageweiber der Antike vor Augen führen. Nichts von alledem: ein paar rasche, fast geflüsterte Worte, Aufträge, Fragen — dann setzen sich die schweren Wagen in Bewegung, biegen um die Ecke, ächzend wie unter der Last von Schmerzen, die sie tragen.

Ich habe viele Verwundete gesprochen, Offiziere und Soldaten. Sie waren alle ruhig, voll Freude über die Siege, über die Rehabilitation des griechischen Heeres, über die hoffnungsvollen Aussichten. Von prahlerischen Erzählungen habe ich so wenig gehört wie von patriotischen Phrasen. Ganz einfach sprachen sie alle, ganz anders als bisher die Berufspatrioten. Ein paar kamen von Banitsa, wo die Griechen zurückweichen mußten und die Türken die Verwundeten, deren sie habhaft wurden, in die Flammen des brennenden Dorfes warfen. Auch sie erzählten schlicht und sachlich. Alle haben auf dem tagelangen Weg nach Athen furchtbare Qualen ausgestanden: ich habe nur ganz Wenige klagen hören.

Das alles war neu und überraschend — und doch für uns Archäologen weniger als für andere. Haben wir doch in den verschiedensten Teilen

Griechenlands, bei unseren Ausgrabungen, die Arbeitsfreudigkeit, Ausdauer, Ehrlichkeit und Treue des Volkes kennen gelernt. Niemals war es schwer, Disziplin zu halten, niemals gab es Schwierigkeiten. Wir meinten damals wohl oft, das läge an der Leitung durch Ausländer; ich freue mich, nun eines Besseren belehrt zu sein.

Auch an Großmut hat es dem Sieger nicht gefehlt. Es gibt ja in Europa, und besonders in Deutschland, viele, die prinzipiell die „angeblichen" türkischen Bluttaten nicht glauben wollen. Darüber zu diskutieren ist müßig. Jedenfalls glaubt in Griechenland jeder daran: und wenn trotzdem die türkischen Verwundeten gepflegt, die Gefangenen freundlich behandelt werden (ich habe selbst gesehen, wie Bauern ihnen Brot und Obst an den Zug brachten), gerade in diesen Wochen, wo die Türken in Epirus und Makedonien Wehrlose, Frauen und Kinder zu Hunderten martern und morden, so macht das der Humanität der Griechen alle Ehre. Es zeigt, daß sie, gerade im Gegensatz zu den Türken, befähigt sind über Fremde und Andersgläubige gerecht zu herrschen — eine Tatsache, die übrigens der Versuch schon gelehrt hat: seitdem Kreta der türkischen Herrschaft entrissen wurde, haben Christen und Muhammedaner (in Kreta beide gleichen Stammes) nebeneinander gelebt, wenn nicht in Eintracht, so doch ohne Ausschreitungen, während früher der Krieg auf der ganzen Insel niemals aufhörte. Vor allem aber ist der Gegensatz lehrreich zwischen dem von blutigen Fehden zerfleischten türkischen Albanien und den albanesischen Dörfern Griechenlands, die in vollster Harmonie, ohne jede Reibung mit ihren hellenischen Nachbarn verkehren, nur durch ihre Sprache und einige Sitten noch Fremde sind. Diese Fähigkeit der Griechen zu friedlicher Assimilation läßt auch für Epirus und Makedonien das Beste erwarten.

Es muß ein starker Sturmwind sein, der ein ganzes Volk so mit sich fortreißt, Unsitten wegfegt, Tugenden freilegt. Wer solchen Sturmwind übersteht, geht gestählt und neu gefestigt daraus hervor. Das darf man von Griechenland erwarten. Gewiß, der Moment war ein selten glücklicher, alle Umstände besonders günstig, der völlige Zusammenbruch der legendären türkischen Armee eine freudige Überraschung; aber es gilt von Völkern noch mehr als von Individuen, daß Glück hat, wer es verdient. Und so wollen wir Griechenland weiter nur solch wohlverdientes Glück wünschen.

Athen. Georg Karo.

Rundschau.

Anmerkungen zu Büchern.

In dem Vorwort zur zweiten Ausgabe der Ausgewählten Schriften Hans von Bülows (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1911) führt Marie von Bülow zwei Urteile Hermann Kretzschmars an, das eine über die Schriften, sehr abfällig („Es ist Zeit, gegen den Götzendienst, der heute mit Bülow getrieben wird, endlich Einspruch zu erheben, und wenn irgend etwas diesen Einspruch unterstützen kann, so ist es eben diese Ausgabe seiner ausgewählten Schriften .... Sie läßt keinen Zweifel darüber, daß sein Wissen mäßig, seine Bildung sehr ungleich, in musikalischen Dingen viel schwächer war als in allgemeinen"), das andere über die Briefe, sehr warm, fast begeistert („Bülows Briefe stehen schon als geistige Leistungen, als Ausdruck seiner eigentümlichen, bedeutenden Persönlichkeit hoch über seinen Abhandlungen und Schriften, fesseln überall durch energische Regungen eines gewaltigen Temperaments, eines außergewöhnlichen, großen Charakters, rühren und bewegen durch den ungeschminkten Bericht über die Schwierigkeiten, die im Lebensgang dieses Künstlers zu besiegen waren, durch den unbeabsichtigten Einblick auf schwere Seelenleiden"). Es ist nur natürlich, daß die Herausgeberin das Urteil über die Schriften unbegreiflich findet. Aber ich glaube, daß Kretzschmar beide Male recht hat. Es ist wahr: wenn man die Bülowschen Schriften liest als etwas, was Wissen oder Belehrung vermitteln soll, wenn man sie betrachtet, losgelöst von der Person des Autors, als etwas, dem objektiver, für sich bestehender Eigenwert zuzukommen hat, dann muß man wohl zu einer Beurteilung wie der Kretzschmarschen kommen. Anders ist es dagegen, wenn man auch die Aufsätze und Abhandlungen so ansieht, wie der berühmte Gelehrte die Briefe angesehen hat: als Dokument der Persönlichkeit Hans von Bülows, als Quellen für die genauere Kenntnis nicht dessen, worüber diese Schriften handeln, sondern dessen, der sie verfaßt hat. Als Beiträge zur Charakteristik Bülows, zu seiner Biographie und Entwicklungsgeschichte sind seine Schriften unschätzbar. Aber sehr viel weiter reicht ihr Wert nicht. Daß sie fast durchweg sehr amüsant zu lesen sind, versteht sich bei einem so geistreichen Kopfe wie Bülow von selbst. Von der ersten Ausgabe unterscheidet sich diese Neuausgabe hauptsächlich darin, daß sie einiges nachträgt, was bei jener ausgelassen worden war, so zum Beispiel den vielgenannten Bericht über die erste Aufführung der „Heiligen Elisabeth" von Liszt im Jahre 1865. Das Fehlen dieses Stückes in der ersten Ausgabe war es vor allem, was der Herausgeberin den Vorwurf einseitiger Parteilichkeit bei der Redaktion der Schriften eingetragen hatte, einen Vorwurf, der nicht so ganz unbegründet war, obwohl man gerne glauben mag, daß Frau von Bülow durchaus *bona fide* gehandelt hat. Sie wußte, wie weit Hans von Bülow in späteren Jahren von seiner Hoch- und Überschätzung des Komponisten Liszt abgekommen war und meinte, daß in den Schriften die Zeugnisse jener jugendlichen Begeisterung, die einer gereifteren Einsicht nicht Stand halten konnte, sowieso schon allzusehr überwögen, während er für seinen späteren musikalischen Glauben ja bekanntlich literarisch nicht mehr eingetreten ist. Aber es

ist denn doch zu wichtig, daß gerade das nicht der Vergessenheit anheimfalle, wie enthusiastisch Bülow, als er doch immerhin schon 35 Jahre alt war, über Liszts Oratorium gedacht hat. Diese Begeisterung zu kennen und zu verstehen ist schlechterdings notwendig, wenn man über Bülow, nicht minder aber auch wenn man über das Lisztsche Werk gerecht urteilen will.

Der englische Musikkritiker Ernest Newman hat ein Buch über Hugo Wolf geschrieben, das man empfehlen kann. Es bringt im Biographischen nichts Neues, und auch im Urteil verspürt man nicht gerade allzuviel Selbständigkeit. Aber die große Biographie Decseys und die übrige Wolf-Literatur, Briefe, Erinnerungen und dergleichen sind gut benutzt, und man fühlt sich in der Gesellschaft eines geweckten und klugen Menschen. Bei der Darstellung der Wiener musikalischen Verhältnisse, namentlich auch der Parteiverhältnisse, verrät sich freilich einer, der all dem sehr fernsteht, nur darüber gelesen hat und infolgedessen auch vieles ganz anders sieht, als es dem in der Erinnerung haftet, der es selbst noch zum Teil aus nächster Nähe miterlebte. Aber das darf man, glaube ich, dem Verfasser selbst nicht zum Vorwurf machen. Darin zeigt sich nur, daß diese Dinge allgemach anfangen „historisch" zu werden, das heißt die Patina der Legende und *fable convenue* anzusetzen beginnen. Den meisten Musikfreunden ist die Decseysche Biographie zu umfangreich, zumal da dieser Schriftsteller, dem zweifellos der Ruhm des Begründers der Wolf-Biographie gebührt, seinen Stoff nicht bloß mit aller Ausführlichkeit behandelt, sondern geradezu in die Länge zieht. Von konziseren Darstellungen des Wolfschen Lebens und Schaffens ist aber die Newmans weitaus die beste, ja die ernstlich allein in Betracht kommende. Dem deutschen Leser ist sie durch eine Übersetzung Hermann von Hases zugänglich geworden (Leipzig, Breitkopf & Härtel 1910), die sich ganz glatt liest, ohne gerade auf das Prädikat „gut" Anspruch machen zu dürfen. Nur zu oft gibt die vom Übersetzer gewählte deutsche Wendung eine Verwässerung und Verwischung der scharfen Linien des originalen Ausdrucks, gelegentlich ist auch das eine oder andere geradezu mißverstanden. Ich gebe zum Beleg ein paar wahllos herausgegriffene Proben: *"The 'sense of the stage', in fact, is as real, as distinct a gift as the sense for colour . . . ."* „Der ‚Sinn für die Bühne' ist in der Tat eine ebenso reale und glückliche (?) Gabe wie der Sinn für Farbe . . . ." *"In 'Eugen Onegin' he (Tschaikowsky) wrote as a chamber dramatist"* „‚Eugen Onegin' ist das musikalische Drama eines Stubengelehrten (!)" — *"The melodic line has all the beauty of music and all the ease of natural speech"* „Die melodische Linienführung ist von berauschender (?) Schönheit der Musik und durchaus der Natur der Stimme angepaßt (!)" und so weiter.

Franz Schubert, der in seinem Leben nicht allzuviel Erfreuliches erfahren durfte, scheint das Schicksal nach seinem Tode auch noch das Monument einer wirklich würdigen und abschließenden Biographie versagen zu wollen. Max Friedländer hatte sich diese Aufgabe gestellt, zu der er wie kein anderer berufen gewesen wäre. Er ist in diesem Herbste 60 Jahre alt geworden, und wir müssen nun wohl oder übel die Hoffnung aufgeben, von seiner Hand das Buch über Schubert zu erhalten, das die Biographie des Meisters geworden wäre. Die Erwartungen, die der Schubert von Walter Dahms (Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler 1912)

durch sein stattliches äußeres Ansehen erregt, werden nur in bescheidenem Maße erfüllt. Für das Biographische hat der Verfasser eine Materialzusammenstellung des Professors Dr. Alois Fellner in Wien benutzt. Was das Buch hierin also Gutes und Neues bringt, ist nicht das Verdienst des Verfassers. Was aber Dahms selbst als „Gebiet seiner eigensten Tätigkeit" anspricht, „die historische Bewertung und ästhetische Betrachtung der Werke Schuberts" ist recht mäßig ausgefallen. Das steht alles, inhaltlich wie namentlich auch stilistisch auf keinem sehr hohen Niveau. „Franz Schuberts Leben bietet dem Biographen zu einer fesselnden Erzählung einen nur wenig tragfähigen (!) Stoff", — so beginnt Dahms sein Vorwort, und diese Sorte von Deutsch hat man dann weiterhin über mehr als 400 Seiten zu ertragen! — Daß es in gegenwärtiger Zeit Wagner-Biographien nur so regnet, kann kein wundernehmen. Wenn man aber durchblättert, was da alles zusammengeschrieben wird, bekommt man einigen Respekt vor Glasenapp. Und das will etwas heißen! Einen „Richard Wagner" für Theosophen hat Max Seiling geschrieben (Leipzig, Xenien-Verlag 1911), der gerade in den Partien, die den Meister für die Theosophie in Anspruch nehmen, recht erheiternd wirkt. Ernster zu nehmen ist das Buch von Ferdinand Pfohl (Berlin-Wien, Ullstein & Co. 1911), das freilich insofern zu den überflüssigen Erscheinungen gehört, als es nichts bringt, was wirklich dem Verfasser selbst angehörte. Aber es ist in der Darstellung geschickt und flott, wohl etwas redselig und weitschweifig, aber nicht eigentlich langweilig, niemals und nirgends sehr in die Tiefe dringend, darum aber gerade für die Kreise geeignet, aus denen sich heutzutage ja wohl die Mehrheit des wagnerbegeisterten Theaterpublikums rekrutiert. Julius Kapp, der schon in seiner vor zwei Jahren erschienenen Wagner-Biographie eine bedenkliche Neigung zu Klatsch und Sensation gezeigt hatte, gibt nun (gleichfalls bei Schuster & Loeffler, Berlin) einen Band heraus, den er betitelt: „Richard Wagner und die Frauen. Eine erotische (!) Biographie." Das Inhaltsverzeichnis dieses, im Grunde genommen auf die niedrigsten Waschweiberinstinkte spekulierenden Machwerkes lautet: „Zur Einführung; Richard Wagner: Familienobjekt oder Allgemeingut? — Der Gang der Frauen durch Wagners Leben (Flegeljahre der Liebe 1813—1834; ‚Du wilder Mann, so nimm mich hin!' 1835—1847; Ehekatastrophe 1848—1851; ‚Mir erkoren — mir verloren' 1852—1859; Sehnen und Suchen 1849—1864; ‚Es war dein opfermutig hehrer Wille' 1865—1883) — Weib und Liebe im Leben und Schaffen Richard Wagners." Wie dieses Inhaltsverzeichnis, so ist in jeder Weise auch der Inhalt des Buches. — Man mag über den Schriftsteller Wagner denken wie man will. Gewiß ist, daß das ganz unvergleichlich Beste und Belehrendste, was man über Wagner lesen kann, auch heute noch das ist, was der Meister selbst über sich und sein Werk geschrieben hat. Eine Auswahl der Schriften Wagners hat H. St. Chamberlain im Insel-Verlag herausgegeben, mit der Absicht einer ersten Einführung und zu diesem Zwecke ganz geschickt zusammengestellt. Die Sämtlichen Schriften und Dichtungen sind vor kurzem erst ganz vollständig geworden, indem der 5. Auflage zwei Nachtragsbände (11. und 12. Band) angefügt wurden. Von diesen bringt der erste sämtliche dramatische Dichtungen und Entwürfe zu solchen, die in den zehn Bänden der Schriften nicht zu finden sind, der zweite alle Aufsätze, Fragmente, Gedichte und so weiter, die dort fehlen.

Paul Bekkers „Beethoven“, der in erster Auflage zu Weihnachten 1911 als Prachtwerk mit vielen Illustrationen erschienen ist, liegt nun auch in einer reinen Textausgabe vor, die ernste Menschen nicht nur des wohlfeilen Preises wegen dem Bilderbuche vorziehen werden. Daß das Buch einen sehr großen Erfolg gehabt hat, kann man begreifen. Einmal, weil in unserer Zeit, auf die Beethoven mit einer Stärke und in eine Breite wirkt wie kein anderer Musiker außer Wagner, merkwürdigerweise bisher nicht existierte, was als eine literarische Darstellung des Beethovenschen Schaffens billigen Anforderungen der Gegenwart irgendwie hätte genügen können (Thayer beschränkt sich auf die rein objektive Darstellung, unter Verzicht auf eigenes Urteil, und der in seiner Art vortreffliche Marx ist durchweg, vor allem auch in der Diktion, für den gewöhnlichen, unkritischen Leser doch zu sehr veraltet). Dann aber auch, weil Bekkers Arbeit in der Tat eine imponierende Leistung ist, eine Leistung, für die ich die höchste Bewunderung habe und die ich — mir selbst niemals zutrauen würde. Und trotzdem: ich würde das Buch kaum gelesen (oder zu Ende gelesen) haben, wenn ich es nicht zu rezensieren gehabt hätte. Der Verfasser sagt in seinem Vorwort, er habe versucht sich auf den Standpunkt des ausübenden Musikers zu stellen, der aus seinem persönlichen Empfinden heraus Beethovens Werke interpretiert. Darnach sollte man meinen, daß er den Versuch gemacht habe, Beethoven zwar mit dem geschriebenen Wort, aber doch, wenn ich so sagen darf, von der musikalischen Seite her beizukommen. Aber gerade das ist so ganz und gar nicht der Fall. Bekkers Betrachtungsweise ist durchaus literarisch, und immer scheint er Leser im Auge zu haben, die nicht nur keine Musiker, sondern nicht einmal musikalisch (im Sinne der Empfänglichkeit für spezifisch musikalische Eindrücke) sind. Schon daß er ohne ein einziges Notenbeispiel auskommt, ist bezeichnend. So hat mich von all dem, was Bekker sagt, eigentlich nur das angesprochen, und das allerdings oft sehr lebhaft angesprochen, was im Gebiet allgemeiner Betrachtungen bleibt, so zum Beispiel das Kapitel: „Die poetische Idee“, das Glanzstück des ganzen Buches. Aber je weiter er zum einzelnen Kunstwerk herabsteigt, desto weniger vermag ich ihm zu folgen, und wenn er sich vollends Dinge leistet wie bei der Besprechung der Eroica (— das Finale soll eine musikalische Gestaltung der Prometheus-Idee sein, weil nämlich das von Beethoven mehrfach benutzte Variationen-Thema unter anderem auch in der Ballettmusik: „Die Geschöpfe des Prometheus“ vorkommt —), dann sinkt mein Interesse an dem Autor und seinen Ausführungen schon ganz bedenklich unter den Nullpunkt. Unsympathisch ist mir auch die gelegentliche Unterschätzung des jungen, ja selbst noch des mittleren Beethoven zugunsten des „letzten“, obwohl darin Bekker ja ganz ein Kind der Gegenwart ist. Aber was soll man zu einem Beethoven-Monographen sagen, der es fertig bringt, die paar belanglosen Worte, die er einem Wunderwerke wie dem Klavierkonzert in *c-moll* widmet, mit dem gnädig herablassenden Satze zu schließen: „Immerhin hebt sich das Werk über das Niveau der damaligen Solokonzerte (!), in denen seit Mozarts Tod der Spieler ausschließlich dominierte und dem Orchester nur die Aufgabe untergeordneter Begleitung zufiel.“ — Ob eine literarische Bewältigung des Phänomens Beethoven jemals gelingen wird? Ich bezweifle es. Wenn aber, dann jedenfalls erst in einer Zeit, die nicht mehr, wie die Gegenwart, Beethoven einseitig im Lichte der Musik des

19. Jahrhunderts erblickt, durch das Medium der Auffassung, die Richard Wagner und die Neuromantiker von Beethoven gehabt haben. Diese Auffassung, die zum mindesten einseitig ist, muß erst überwunden werden, wenn man Beethoven so erblicken will, wie er wirklich war. Und unbeeinflußt durch diese Auffassung ist ja keiner geblieben, der in den letzten 40 Jahren über Beethoven geschrieben hat, sei es, daß er selbst sie sich zu eigen machte, sei es, daß er durch den Eifer der Abwehr ins entgegengesetzte Extrem sich treiben ließ.

Der Verlag Schuster und Loeffler scheint die Reihe seiner Musiker-Biographien allmählich zu einer vollständigen, alle bedeutenden Meister umfassenden Serie ausbauen zu wollen. Daß unter diesen Bänden, zu denen jetzt auch ein Brahms und Chopin gekommen sind, neben vereinzeltem Guten so gar viel Zweifelhaftes und Minderwertiges sich befindet, ist gewiß kein Zufall oder nur ein Beweis von Mangel an Vorsicht. Es scheint mir viel mehr darauf hinzuweisen, daß der Verlag nicht die Aufwendungen (namentlich auch an Honorar für Autor und Übersetzer) machen will, ohne die man heutzutage nichts Ordentliches bekommen kann. Ein recht übles Machwerk ist der Brahms von J. A. Fuller-Maitland, im (sehr kurz behandelten) Biographischen unkritisch, in der Darstellung der Beziehungen Brahmsens zu seinen Zeitgenossen parteiisch, unrichtig („Für Wagners Kunst hatte Brahms nichts als reinste Bewunderung"), oberflächlich (— bei der Aufzählung der namhaftesten Brahmsinterpreten fehlt Hermine Spies!), sinnlos hyperbolisch (— von den Klavierwerken des Meisters: „Heute ist schwerlich ein Programm aufzutreiben, das nicht eins dieser Werke aufweist"), — in der Besprechung der Brahmsischen Schöpfungen, die den Hauptteil des Buches einnimmt, unerlaubt dilettantisch und nur dadurch bemerkenswert, daß mit einer gewissen Virtuosität immer eine Bemerkung gefunden wird, die für das betreffende Werk oder die betreffende Stelle nicht charakteristisch ist. (Über die Haydn-Variationen: „Das Thema wird fast in ursprünglicher Form aufgestellt, wobei dem Kontrafagott eine führende Rolle zuerteilt ist"; 1. Variation: ... „Alles in allem ist die Ähnlichkeit mit dem Thema oft schwer zu erkennen" ..... „Nr. 6 bringt typische Horneffekte zur Geltung" — sonst nichts über diese Variation! — .. „In der achten Variation wird die Pikkoloflöte wirksam gegen die gedämpften Streicher verwendet" usw.). Solcher Ärmlichkeit sind denn doch selbst die Phantastereien eines Kalbeck noch vorzuziehen. Aber das originale englische Buch könnte noch so vortrefflich sein, es würde in der deutschen Ausgabe unmöglich gemacht durch die elende Übersetzung von A. W. Sturm, die mit zu dem jämmerlichsten gehört, was ich aus unserer ebenso schlecht wie viel übersetzenden Zeit kennen gelernt habe. („Die dritte Variation ist in Imitation" — „Akkord der Supertonika" — „auf offener und gedeckter Saite" — „im sogenannten zusammengesetzten Quintupel-Zeitmaß" — „in noch einem Konzert" statt: „in einem andern" oder: „zweiten Konzert" usw.)

Auf einer ungleich höheren Stufe steht das Brahmsbuch von Florence May (deutsch von Ludmille Kirschbaum, Leipzig, Breitkopf und Härtel 1911), das wohl (abgesehen von Kalbeck, dem „notwendigen Übel") das Beste und Empfehlenswerteste ist, was wir an Gesamtdarstellungen des Brahmsischen Lebens und Schaffens haben. Der Schuster und Loefflersche „Chopin", verfaßt von Adolf Weißmann,

ist mir eben erst zugegangen. Ich konnte ihn nur flüchtig durchblättern. Die biographische Literatur, auch die neuere und neueste, ist benutzt, bei der Besprechung der Werke, wie es scheint, gleichfalls jene Methode der poetisierenden Wortparaphrase angewendet, die dem, der das Werk nicht kennt, so gut wie nichts gibt und den, der es kennt, nur in den allerseltensten Fällen befriedigen kann. Aber jedenfalls hat der Verfasser ein solches inneres Verhältnis zu Chopin, und ist er ein solcher Schriftsteller, daß es lohnt, sich mit ihm auseinanderzusetzen. —

„Die Tonkunst in Goethes Leben" behandelt Wilhelm Bode in zwei Bänden (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1912), die sich die Aufgabe stellen, die Beziehungen des Dichters zur Musik in breitester Ausführlichkeit und ganz objektiv zu behandeln, das heißt rein darstellend und ohne daß sich der Verfasser eigentlich Urteile erlaubte. So hat er eine sehr anregende und belehrende Lektüre geliefert und zugleich das geleistet, was notwendige Voraussetzung für jegliches Urteil über Goethes Verhältnis zu unserer Kunst ist: die Sammlung des fast unübersehbar reichen Stoffes. Daß die Beziehungen zur Musik und zu Musikern einen verhältnismäßig doch so breiten Raum in Goethes Dasein einnehmen, daß sie so viel und vielseitig sind und sich eigentlich ohne längere Unterbrechung durch dieses ganze lange Leben hindurchziehen, das wirkt zunächst gewiß überraschend. Aber alles in allem wird doch auch durch die Bodesche Darstellung wenig daran geändert, daß die Musik etwas war, was sozusagen an der Peripherie von Goethes geistiger Existenz lag, etwas, wovon er sich im Verfolgen seiner universalen Bildungstendenz zwar auch anzueignen suchte, soviel er immer vermochte, bei dem ihm diese Aneignung aber schwerer fiel als wohl bei irgend einer andern Kunst oder Wissenschaft, ein Gebiet, auf dem er mehr als sonstwo einer fremden Hand zur Führung, fremder Belehrung zur Orientierung bedurfte, eine Kunst, bei der er, dessen Streben sonst auf das Allerhöchste gerichtet war, sobald er sich praktisch als Dichter, insonderheit als Librettist mit ihr einließ, von vornherein mit dem Kleinsten und Eingeschränktesten sich beschied.

Von den beiden Bänden, in denen Adelheid von Schorn „Das nachklassische Weimar" mehr als Memoiren- denn als Geschichtsschreiberin behandelt (Weimar, Gustav Kiepenheuer 1911—1912), ist mir der erste Band (Unter der Regierungszeit Karl Friedrichs und Maria Paulownas) interessanter vorgekommen als der zweite (Unter Carl Alexander und Sophie). Das liegt wohl weniger an der Behandlung durch die Verfasserin als an dem größeren Interesse, das jene frühere Zeit schon deshalb für uns hat, weil sie uns so viel unbekannter ist. Das Bemerkenswerteste aus der Regierungszeit Carl Alexanders, das, was vornehmlich, ja beinahe allein von allgemeiner, über Weimar selbst hinausragender Bedeutung ist, wissen wir aus der Biographie Liszts. Aber der erste Band brauchte nichts zu enthalten als jenes durch seine stille Tragik tief erschütternde Kapitel über „Die Hinterbliebenen Goethes", um ihm unsere lebhafte Teilnahme zu sichern. Hier, wie überall, ist die Art der Verfasserin so sympathisch, ohne Prätention und im besten Sinne bescheiden, daß man ihr auch da gern etwas zu gut hält, wo sie einmal einer Aufgabe oder einer Frage sich nicht ganz gewachsen zeigt.

München. Rudolf Louis.

Alfred Rethels Briefe, in Auswahl herausgegeben von Josef Ponten (1912 bei Bruno Cassirer in Berlin). Nun ist zu den vielen autobiographischen Dokumenten, mit denen in den letzten Jahren die Kunstgeschichte des 19. Jahrhundert bereichert worden ist, eine Auswahl von Rethels Briefen gekommen. Josef Ponten hat sie besorgt, der vor kurzem in den Stuttgarter Klassikerausgaben das Lebenswerk des unglücklichen Künstlers in Abbildungen herausgegeben hat. Einige Reproduktionen nach vortrefflichen Zeichnungen von Rethel sind eine wertvolle Zugabe.

Ponten ist ein selten ehrlicher Biograph, der dem Leser lieber zu wenig als zu viel verspricht. In seinem, nicht gerade einfach und schlicht geschriebenen Vorwort macht er darauf aufmerksam, daß Rethels Briefe nichts Überraschendes und Geistreiches haben, daß sie vielmehr den Menschen Rethel als eine durchschnittliche spießbürgerliche Erscheinung enthüllen. Um so mehr und um so angenehmer überrascht war ich, beim Lesen der Briefe, zumal aus Rethels Jugendzeit, einen frischen Menschen unbefangen und grundanständig aus ihnen sprechen zu sehen, der ganz in seiner Kunst aufgeht, sich seiner frühen und vielen Erfolge herzlich freut, aber frei von aller Selbstüberhebung bleibt und immer inmitten der vielfältigsten Aufgaben und der widerwärtigsten Verdrießlichkeiten warm an die Seinigen denkt. Ein unbedeutender Mensch wäre unter solch auffallender Begünstigung durch das Geschick, die Rethel erfahren hat, hochfahrend und töricht geworden. Freilich spüren wir, daß der Künstler eine ungewöhnliche Erscheinung innerhalb der damaligen deutschen Kunst war. Rethel spricht sich hierüber leider in einer für uns nicht recht ergiebigen Weise aus. Vielleicht sind diejenigen, an die die meisten der von Ponten veröffentlichten Briefe gerichtet sind, seine Familienangehörigen, ihm nicht das geeignete Publikum gewesen. Jedenfalls bieten die Briefe künstlerisch sehr wenig, um so mehr dagegen, wenn auch auf eine furchterregende Weise, in bezug auf den Menschen Rethel, der einige Zeit, bevor er dem Wahnsinn verfällt, die Herrschaft übers Wort verliert. Es ist im höchsten Grad traurig, zu sehen, wie ganz leise sich Unsicherheiten einfinden, wie dann der Satzbau immer brüchiger wird, fatale Wiederholungen kommen und schließlich der Anfang nicht zum Ende des Satzes paßt. So rollt sich ein Menschenschicksal vor uns ab, das in seinem Beginn wahrhaft heiter und schön war und dann der schlimmsten Trostlosigkeit verfallen ist. — Was die Auswahl der Briefe betrifft, wird man sich wohl auf Ponten verlassen dürfen, jedoch glaube ich, daß die wenigsten offiziellen Eingaben als eigene Taten des Künstlers zu betrachten sind. Sie sind so korrekt im tapferen Kurialstil mit „Allerhöchst dieselben" und „desfälsig" gehalten und Rethel hat gar so sehr „die Ehre in ausgezeichneter Hochachtung zu beharren", daß ihm solche Stilblüten jedenfalls von einem Manne, der die Ministerialsprache genau kannte, künstlich beigebracht wurden; von selbst kommt ja ein vernünftiger Mensch nicht zu derartigen Ausdrücken, und wenn er den Verstand schon verlieren muß wie der arme Rethel, dann verfällt er auch nicht auf solche schwülstige Ausdrucksweise; das sehen wir aus dem schon recht nervösen Brief vom 9. August 1850 an den Oberbürgermeister von Aachen, den er gewiß ohne fremde Beihilfe geschrieben und nicht mit solch wunderlichen Floskeln ausgeziert hat.

Jean Paul: Des Luftschiffers Gianozzo Seebuch, illustriert von Emil Preetorius. (Inselverlag Leipzig 1912). Die dritte von Gullivers Reisen führte den interessantesten aller Weltfahrer, die die Litteratur kennt, auf die in den Lüften schwebende, durch einen ungeheuren Magnet lenkbare Insel der Gelehrten, also zu den Leuten, die nach der bekannten *communis opinio* den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verloren und kein realisierbares Ziel vor Augen haben. Unter den verschiedenen Reisen, die Swift den abenteuerlustigen Wundarzt tun läßt, ist diese vielleicht am feinsten geschildert. Es ist kein Wunder, daß ein Mann wie Jean Paul eine seiner Satiren dem großen Beispiel des Engländers nachempfand, zumal er sich, wie Minor schon ausgeführt hat, in seinen Schriften gern mit Luftschiffahrt beschäftigte. Erstaunlich ist es, wie er auf der einen Seite an Plastik der Schilderung hinter Swift weit zurückbleibt und auf der andern ihn an Natürlichkeit weit übertrifft. Es ist ein echter Jean Paul, dieses See- vielmehr Tagebuch des Luftschiffers Gianozzo, der die Menschen flieht, weil er sie liebt, und der es nicht unter seiner Würde hält, all den Schabernack, den er ihnen spielt, all die injuriösen Bemerkungen, die er über sie macht, niederzuschreiben, obschon er ein kultivierter Mann ist. Merkwürdig fesselnd ist wie immer bei Jean Paul der häufige schroffe Wechsel von wenig einleuchtender Phantastik und sonnig klarer hochpoetischer Malerei von Gegenden oder edlen Stimmungen. Solch ein widerspruchsvolles Buch ist schwer zu illustrieren. Dem Zeichner wird gar zu wenig positive Handhabe geboten; aber Emil Preetorius hat sich doch an die heikle Aufgabe gewagt und sie mit großem Glück gelöst.

Der Inselverlag hat nicht gerade ein Buch genau im Stil des ausgehenden 18. Jahrhunderts schaffen wollen, dem die erste Ausgabe von Gianozzo angehört; aber immerhin hat er und der Zeichner auf eine Verbindung von Popularität und preziöser Zierlichkeit gehalten, die jenen Publikationen besonders in Deutschland eigen war und sie uns heute so sympathisch macht. Die ungemein saubere Art, in der Preetorius seine Zeichnungen ohnehin zu halten pflegt, kam diesem Charakter aufs günstigste entgegen. So entstand ein Ganzes von sehr harmonischem Charakter: ein klein wenig altertümlich und in der Hauptsache dem Empfinden entsprechend, das heute in vielen Kreisen der Bibliophilen herrscht. Ich meine jene Richtung, die vor allem, in erster und letzter Linie bei einem Kunstwerk fragt, ob es geschmackvoll ist oder nicht. Das ist ein Standpunkt von großer Berechtigung, so gefährlich er auch sein mag, wenn er als einzig richtiger behauptet wird.

In seinen früheren Illustrationen, zum Beispiel in den bekannten Zeichnungen von Peter Schlemihl, hat Preetorius auch das dekorative und elegante Spiel der Linien als Hauptsache gepflegt und dadurch bekam sein Stil etwas Äußerliches. Im Gianozzo zeigt er sich von neuer Seite und in sehr vorteilhafter Weiterentwicklung. Was er hier bringt, sind echte Illustrationen, die ihren Sinn aus dem Texte holen und die, wenn sie auch eine geschlossene künstlerische Wirkung als Buchschmuck anstreben, doch bei dem geschriebenen Worte stehen bleiben. Preetorius entwickelt seine Szenen gern mit putzig kleinen Figürchen und hat das auch hier wieder getan: aber diesmal sind diese Figürchen außerordentlich fein durchgebildet und sie sind trotzdem im Zusammenhang mit der Gesamtwirkung des Blattes.

Man kann sich kaum enthalten, an das Prinzip der ausgezeichneten und mit Recht jetzt so hoch geschätzten Illustrationen der Bücher des französischen Rokoko zu denken, aber eben nur an das Prinzip. Daher kommt es, daß die Blätter beinahe als Bilder wirken, und in der Tat sind die Originale leicht farbig gehalten, so wie auch die auf photographischem Weg hergestellten Reproduktionen ein wenig getönt sind.

Es gibt zwei verschiedene Ausgaben des schönen Buches. Die eine enthält die Illustrationen als reine Drucke, bei der anderen ist das Kolorit mit der Hand aufgetragen. Diese handkolorierten Drucke, die farbig etwas Lebendiges sind, geben erst den rechten Begriff von den Absichten des Künstlers. Besonders interessant ist die Beobachtung, daß die räumliche Wirkung bei den handkolorierten Blättern wesentlich stärker ist.

Die Zeichnungen sind nicht mehr so stilisierend zugeschnitten und das feinste Resultat, ein schweigsamer, nicht jedem zugänglicher, durchaus dem Text angemessener Humor, gibt sich auch erst in den handkolorierten Drucken mit aller Eleganz kund. Mit diesem Gianozzo sehen wir einen der besten Münchener Illustratoren auf einem neuen Wege; darum sei der Wunsch geäußert, den mir jeder, der die Originalzeichnungen von Gianozzo gesehen hat, nachfühlen wird: es wäre besser, wenn die Blätter als Holzschnitt, Radierung oder Lithographie erschienen wären, als in einer zwar ausgezeichneten, aber doch mechanischen Reproduktion.

Der gleiche Humor geht durch die Illustrationen von Preetorius zu dem eben bei Georg Müller in München erschienenen Roman „Phosphor" von Friedrich Freksa. So wie man sonst von Kabinettmalerei spricht, möchte man hier von Kabinettzeichnung sprechen, dermaßen subtil und dabei doch sehr klar ist der Vortrag. Preetorius hat seine bekannte raumlose Übereinanderreihung der lustig kleinen Figürchen wieder verwandt, und sie paßt gut für die zum Teil etwas abstruse Art der Illustrationen zu einem Buche voll echten, aber sehr wunderlichen Schwabinger Humors. Es ist eine Mischung von Phantastik und absolut sicherem Realismus in den Blättern, die ein neues eigenartiges Resultat gibt. Leider sind auch sie nicht in einer Originaltechnik, sondern zwar recht fein, aber doch mechanisch reproduziert. Ich glaube, daß mancher Widerspruch gegen die Art, in der Preetorius zu stilisieren pflegt, verstummen würde, wenn die Blätter in Lithographie oder Radierung gebracht würden. Das geht freilich nur für eine beschränkte Auflage, aber es wäre doch etwas Echtes und hätte eine dauerhaftere Wirkung.

Ulrich Thieme und Felix Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart (Leipzig 1907—1912 erst bei Wilhelm Engelmann, dann bei E. A. Seemann). — Seit Naglers berühmtem Künstlerlexikon hatten wir in Deutschland unsere liebe Not mit kunstgeschichtlichen Wörterbüchern. Mancher Versuch in älterer und neuerer Zeit war — zum Teil von den besten Gelehrten — gemacht worden, um ihr zu steuern: aber weder ein einzelner noch ein ganzer Stab vermochte das zu leisten, was der einfache Münchener Antiquar geleistet hat, der wie Richard Wagners Hans Sachs friedlich in seiner stillen Klause sitzend, bei Tag und Nacht an seinem umfangreichen Werke arbeitete. So ist ja auch gerade ein fast bis zum Ende gediehener Nachdruck von

Naglers Lexikon veranstaltet worden, den man allgemein mit Freude begrüßt hat, obschon er keine Verbesserungen enthält.

Aber Naglers Buch ist zwar von einer äußerst nützlichen, nicht nur sympathischen Intimität der Detailkenntnis, jedoch ist es veraltet und ist unzuverlässig geworden. Wir brauchen neben ihm noch ein Lexikon, das dem Standpunkt der neueren Forschung entspricht. Dieses Lexikon bemühen sich, im Verein mit vielen in- und ausländischen Mitarbeitern, Ulrich Thieme und Felix Becker in Leipzig zu schaffen. Der erste Band ist 1907 erschienen und jetzt nach fünf Jahren ist der siebente Band herausgekommen, der aber noch nicht einmal den Buchstaben *C* zum Abschluß bringt. Das verspricht eine große Vollständigkeit und Ausführlichkeit und die Erscheinungszeit ist nur scheinbar recht langsam; denn wie die Redaktion des Lexikons glaubhaft versichert, ist ein großer Teil der Vorarbeiten für die nächsten Bände bereits erledigt, sodaß das Werk in immer kürzeren Zwischenräumen erscheinen und jedenfalls in absehbarer Zeit fertig sein kann.

Die Herausgeber haben sich bemüht, für die einzelnen Gebiete oder auch Künstler jeweils die besten Kenner herauszusuchen. So ist zunächst eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit die Folge, mit der sich kein anderes Lexikon messen kann; ferner ist auch häufig ein völlig zuverlässiger Bericht über den betreffenden Künstler im Lexikon zu finden, aber es scheint mir, daß es bedenklich ist, so sehr viele — wohl nur gelegentlich einspringende — Mitarbeiter zu nehmen. Wenn gerade ein junger Kunsthistoriker ein Buch, vielleicht eine Dissertation über einen Meister geschrieben hat, so ist er darum noch kein Kenner, dessen Urteil man sich anvertrauen möchte. Solche jugendliche Mitarbeiterschaft verspürt man da und dort, selten angenehm, meistens beunruhigend.

Die Schwierigkeit ist groß. Die Herausgeber wollen möglichst die ganz eingearbeiteten Fachleute zum Wort kommen lassen und müssen darum vielen, sehr vielen Mitarbeitern das Wort geben: aber wenn die Gediegenheit der einzelnen Artikel dadurch sehr groß wird, so leidet die Geschlossenheit des Ganzen. Es ist schwer verständlich und kaum glaublich, aber es ist wahr, daß in dieser Hinsicht der alte Nagler auch von Thieme-Beckers Lexikon nicht erreicht wird. Die prachtvolle Übersicht über den gesamten Komplex der Kunstgeschichte und der kunstgeschichtlichen Literatur gibt dem älteren Werke einen Reiz, neben dem das neue farblos wirkt. Es ist nicht zu vermeiden, daß sich mancher Fehler einschlich und daß manche Lücken zu beobachten sind. Hierüber Klage zu führen, scheint mir gegenüber der großen Wohltat, die das umfangreiche Werk für alle Benützer bedeutet, nicht recht statthaft und doch kann ich nicht verschweigen, daß ich auf den Gebieten, die mir besonders vertraut sind, Malerei des nordischen Quattrocento und Graphik des 19. Jahrhunderts, recht empfindliche Mängel im ganzen und Irrtümer im einzelnen beobachtet habe. Da das Werk immer erst noch am ersten Anfang des Alphabets steht, ist wohl leicht abzuhelfen.

Francesco Goya: Die Tauromachie. Neu herausgegeben und mit kritischem Text versehen von Direktor Pallmann (München, im Delphinverlag 1912). Ein spanisches Stiergefecht von heutzutage ist für die meisten zivilisierten Nordeuropäer eine Unterhaltung von sehr wenig Reiz. Der Einzug der Toreros

in ihren goldstrotzenden Gewändern, und das erste Auftreten des Stieres ist allerdings ein prachtvoller Anblick, aber die Schlächterei geht doch gar zu regelrecht vor sich, als daß sie nicht ekelhaft und schließlich langweilig wäre. In alter Zeit war das anders. Da war es keine Metzelei, sondern Kampf auf Leben und Tod. Dieses alte Stiergefecht hat Goya sehr geliebt, und er war mit der Geschichte und den Gesetzen des damals noch nicht entarteten Sports voll vertraut, soll sogar selbst in seiner Jugend in die Arena gestiegen sein. So hat er als die letzte seiner vier großen Folgen von Radierungen ein Album von 33 Blättern zur Geschichte und zu den Gebräuchen des Stierkampfes herausgegeben, die in der Graphik neben den Caprichos sein Meisterwerk bildet. Aber während man die Caprichos heute immer noch, wenn auch zu sehr hohem Preis, in guten Exemplaren bekommen kann, ist die Tauromachie, wie diese Serie heißt, in erster Auflage kaum mehr erhältlich. Es wurden nur sehr wenig Exemplare zu Goyas Zeiten gedruckt, die zu den größten Seltenheiten auf dem Büchermarkt der Kunst des 19. Jahrhunderts gehören. Es gibt wohl noch mehrere Auflagen, und die noch erhaltenen, aber völlig abgenutzten Originalplatten werden immer noch bis auf den heutigen Tag zu allerdings völlig wertlosen Drucken benützt: aber all diese späteren Auflagen sind so gut wie unbrauchbar; sie geben keinen Begriff von den Absichten des Künstlers.

Durch den Zufall des Handels ist das schönste Exemplar vor rund zehn Jahren in den Besitz der Münchener Graphischen Sammlung gekommen. Es enthält eine überwiegende Anzahl von den frühesten Drucken, die aus der Tauromachie bekannt sind; allerdings sind die zwar durchgängig sehr schönen Drucke nicht gleichwertig. Es gibt in anderen Sammlungen Exemplare, bei denen das eine oder andere Blatt besser ist. Man hat durch Vergleich der verschiedenen Drucke genau feststellen können, welche die frühesten sind, indem man auf die Wasserzeichen des Papiers achtete und auf die Verbesserungen oder überhaupt Änderungen, die Goya während der Drucklegung an den Platten vornahm. Direktor Pallmann hat sich der Mühe dieser Vergleichung der verschiedenen besten Exemplare unterzogen und dann eine Faksimileausgabe veranstaltet, die für die Reproduktion den jeweilig besten Druck zugrunde legte. Der junge Münchener Delphinverlag, der das Werk als seine erste größere Tat unternahm, hat seinen Ehrgeiz dareingesetzt, diese Faksimileausgabe möglichst genau den Originalen anzugleichen, und er hat darin etwas so Treffliches geleistet, wie es denkbar ist. Ein altes Original kann man nicht so reproduzieren, daß ihm der neue Druck völlig gleichkommt: aber man kann das Faksimile wenigstens so gut herstellen, daß es seiner und besser ist als die oben erwähnten späten Drucke. So sind die Freunde von Goyas Radierungen, denen das Original der Tauromachie nicht zugänglich ist, nun doch in die Lage versetzt, sich einen sehr guten Begriff seiner ungewöhnlich hohen Qualität zu verschaffen. Das ungeheure Leben, mit dem Goya hier seine Zeichnungen erfüllt hat, weil er nur Gesehenes, und zwar gern Gesehenes wiedergibt, kommt in den Reproduktionen überraschend gut zum Ausdruck.

Pallmann hat sich nicht nur die Mühe genommen, die besten Drucke jedes einzelnen Blattes nachzuweisen, sondern hat in dem beschreibenden Verzeichnis der

Blätter auch die nötigen bibliographischen Anmerkungen gegeben. So ist jetzt eine wissenschaftlich mustergültige Ausgabe des seltenen Werkes erreicht. Einen besonderen Wert hat sie endlich dadurch, daß noch zehn weitere von Goya wegen schlechter Ätzung verworfene, aber künstlerisch außerordentlich kraftvolle Tafeln beigegeben sind, so daß das Ganze komplett erscheint.

Ernst Schur: Rudolph Töpffer (Berlin 1912 bei Bruno Cassirer). Je mehr wir mit der Kunst des 19. Jahrhunderts bekannt werden, desto heller werden jene Namen, die einstens die berühmtesten gewesen sind, die aber ziemlich lange Zeit nicht mehr gegolten haben: auch jene Kunstart, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe geübt wurde, gewinnt wieder an Wertschätzung: ich meine die Zeichnung und Illustration. Einer der tüchtigsten Zeichner jener Zeit war der Genfer Maler und Schriftsteller Rudolph Töpffer, dessen Werke schon Goethe gekannt hat, der aber eigentlich doch in die Zeit unmittelbar nach Goethe gehört. Er ist von einer ganz besonderen internationalen Bedeutung, indem er die englische Kunst, vor allem die des Karikaturisten Rowlandson, mit der französischen und schweizer in Beziehung setzt und von seiner zweisprachigen Heimat aus auch nach Deutschland übergreift, wo Pocci und Wilhelm Busch seine Nachfolger sind.

Er ist jetzt wieder sehr hochgeschätzt, nachdem er noch vor verhältnismäßig kurzer Frist gerade gut genug für Mädchenschulen gehalten wurde. Einen Teil seiner ziemlich vielseitigen Tätigkeit hat Ernst Schur zum Gegenstand einer Monographie gemacht. Töpffer hat sechs komische Romane in Bild und Wort verfaßt, die um das Jahr 1840 in Albumform erschienen sind, die einen etwas früher, die andern etwas später. Unscheinbar in der Art des Vortrags sind diese autographierten Hefte das Wichtigste und Originellste, was damals an unterhaltender Kunst erschienen ist. Was am privaten und politischen Leben der Satire, wenn sie nicht persönlich werden will, zugänglich ist, hat er mit einer Drolligkeit ironisiert, deren Wirkung unwiderstehlich ist. Heute sind diese Albums in den Originalausgaben sehr selten geworden und werden mit starken Preisen bezahlt, um so häufiger sind die Nachbildungen, die zum Teil in die vierziger Jahre zurückgehen, zum Teil erst nach 1870 gemacht sind. Auch diese werden jetzt, mit übrigens unberechtigt hohen Preisen bezahlt.

Schur schreibt, daß die Wiederentdeckung des Genfer Zeichners dem Zufall zu danken sei. Das wird möglicherweise für Schur selbst gelten: im allgemeinen wird es wohl jene offenbar gesetzmäßig tätige Wiedererweckung der zeichnenden Künste sein, die uns heute, sowie an den meisten so lang verschollenen Zeichnern aus Goethes Zeit, so auch an Töpffer soviel Anteil nehmen läßt. Ich bringe diese Tatsachen gern in Zusammenhang, damit der Leser unserer Besprechung vor dem Irrtum bewahrt bleibt, der durch Schurs Buch geht: es sei Töpffer ein großer Künstler im heutigen Sinne des Wortes gewesen. Er war ein vortrefflicher Dilettant in der Zeichnung und ein poetischer Mensch, dem ungemein viel Geistreiches eingefallen ist. Das ist die Signatur für die allermeisten Graphiker jener Zeit. Wer Töpffer anders auffaßt, wird sich täuschen und wird auf die Dauer auch einer verdrießlichen Enttäuschung nicht entgehen; denn der sehr fleißige Mann hat noch mehr Werke geschaffen, als jene sechs burlesken Romane: er hat seine mit Recht berühmten

liebenswürdigen Genfer Novellen mit sehr hübschen Holzschnitten verziert, er hat auch Landschaften von einer beinahe kindlichen Naivetät gezeichnet. Wenn man so das ganze Lebenswerk betrachtet, wird das Gesamtbild seiner Tätigkeit zwar an Liebenswürdigkeit gewinnen, aber an künstlerischer Bedeutung verlieren. Schur hat in seiner Monographie im wesentlichen nur die sechs „Romane" behandelt und kam damit wohl auf die Abwege der Überschätzung; aber er hat uns in Deutschland seit langer Zeit die erste zusammenhängende Darstellung jener Bücher gebracht, die uns heute, wo sie so stark begehrt werden, recht notwendig ist. Er hat sie auch sehr reich illustriert und gibt dem Leser ein vortreffliches untrügliches Bild dieser im höchsten Grad amüsanten Burlesken. Besonders sei erwähnt, was der Herausgeber und der Verleger in allzu bescheidener Weise versäumt haben, anzugeben, daß diese Reproduktionen nach den Erstausgaben gemacht und sehr gut gelungen sind.

Hugo von Tschudi. Gesammelte Schriften zur neueren Kunst, herausgegeben von Dr. E. Schwedeler-Meyer. (1912 in München bei F. Bruckmann.) Tschudis Andenken ist in mannigfacher Weise geehrt worden, am eindringlichsten wohl durch die Veröffentlichung der Schriften zur neueren Kunst, wobei aber die in Buchform erschienenen nicht berücksichtigt wurden. Diese sind ja nicht reich an Umfang und Zahl; denn Tschudi hatte keine Freude am Bücherschreiben. Er war ein Meister des Wortes; aber nur des gesprochenen. Wenn er Aufsätze schrieb, so hatte er einen Freund vor Auge, an den er sich wendete und konnte dann seine eminente Fähigkeit des Plauderns entfalten, so wie er das auch in seinen Briefen tat. Das kommt nun dieser Sammlung zu gut, in der eine Fülle prinzipiell wichtiger und ausgezeichneter Bemerkungen enthalten sind. Die Sammlung ist unter verschiedenen Hinsichten sehr lehrreich. Tschudis Name ist auch nach dem unseligen Tode des Mannes noch immer ein Programm. Für uns steht er fest als die verkörperte, rein künstlerische Freude an den Kunstwerken irgendeiner Zeit und Schule; denn Tschudi war kein Moderner, weder im üblen noch im guten Sinne des Wortes. Er war auf kein Programm eingeschworen. Nun sehen wir in der Reihenfolge seiner Aufsätze, die — spärlich genug — sich über drei Jahrzehnte verbreiten, diese Persönlichkeit sich entwickeln, aus unscheinbaren, mitunter auch durch unberechtigte Spottlust unerfreulichen Anfängen bis zu der reifen Erkenntnis von dem, was unserer heutigen öffentlichen und privaten Kunstpflege nottut. Wir sehen auch an der Entfaltung dieser Persönlichkeit, wie in den Jahren 1890 bis 1900 sich die Kunstanschauung unseres Volkes mit geheimnisvoller Kraft, die die Blüten zum Öffnen bringt, so rasch und günstig entwickelt hat. Wir sehen endlich, wie aus unklaren Trieben sich positive Faktoren gestaltet haben. Kurz, diese Sammlung von Tschudis Schriften ist nicht ein Buch der absoluten Wahrheit und Tatsache, kein Lehrbuch, sondern ein Dokument des künstlerischen Reifens unserer Zeit.

Goethes Italienische Reise, herausgegeben von Gräveniß (Inselverlag, 1912). Zu den klassischen Schriften, die häufiger aus bibliophilem Interesse in letzter Zeit neu herausgegeben worden sind, gehört Goethes italienische Reise. George von Gräveniß hat mit Unterstützung des Goethe-National-Museums in Weimar beim Inselverlag 1912 eine Prachtausgabe des merkwürdigen und lehrreichen

Buches veranstaltet. Das ist auch ein schönes Buch geworden. Es ist ein starker Foliant von gefälliger Ausstattung und ehrwürdigem Ansehen. Obschon wir Heutigen die Bücher von schwerem Kaliber nicht mehr lieben, ist doch gerade bei Goethes italienischer Reise dieses Format — wenn ich von der Wirkung auf mich sprechen darf — sehr glücklich. Es wurde wohl wegen der vielen Abbildungen gewählt, durch die das an sich wertvolle Buch noch besonders bereichert wird. Viele Handzeichnungen, die Goethe mit neu erwachter Liebe zu persönlicher Betätigung als Dilettant damals gemacht hat, sind in sehr scharfen und treuen Reproduktionen wiedergegeben, aber außerdem noch viele Zeichnungen und Gemälde von jenen Künstlern, die mit ihm in Italien zusammenkamen: Angelika Kaufmann, W. Tischbein, Ch. Kniep und Ph. Hackert. Damit ist erst eine endgültige Zusammenstellung von Goethes Reiseerinnerungen gegeben. Wenn man nicht diese Studien von seiner eigenen Hand sieht, wird man dem Buche nicht gerecht: man wird es vor allem überschätzen ohne diese Blättchen, die deutlich zeigen, wie recht er hatte, wenn er von seinem „Talentchen" sprach. Wer heute durch Italien reist und Goethes Buch bei sich oder im Kopfe hat, wird nur mit Bewunderung sehen können, wie außerordentlich scharf und gesund die Beobachtungsgabe des Mannes war, aber er wird vor den Kunstwerken nur in den seltensten Fällen Goethe beistimmen dürfen, gleichviel ob es sich um alte oder damals lebende Kunst handelt. So vortrefflich Goethes allgemeine Grundsätze in künstlerischen Dingen sich anhören, so fein seine Bemerkungen sind, die aus seiner Tätigkeit als Sammler hervorgingen, so unzutreffend ist sein Urteil gewöhnlich, wenn er sich im Einzelfall über ein bestimmtes Kunstwerk ausläßt, selbst wenn es das Abendmahl von Leonardo da Vinci ist. Das hat natürlich nichts mit der schriftstellerischen Fassung seiner Urteile zu tun. Wenn man ihn nun in der Inselausgabe selbst als Zeichner sieht, wird man es doch ohne weiteres erkennen müssen, daß er, so gern er über Angelegenheiten der bildenden Kunst sprach, nicht genügend ausgerüstet war, um das Ewiggültige auszusprechen. Man vergleiche die verhältnismäßig beste seiner Zeichnungen mit einer beliebigen von Ph. Hackert, der doch selbst kein Meister auch nur zweiten Ranges gewesen ist, und man wird sehen, daß Goethe über gewisse billige Schulrezepte nicht hinausgekommen ist. Er, der jede Gegend als dichterischer Mensch und als geologisch gebildeter Beobachter so scharf zu erfassen und mit dem Wort so glänzend zu beschreiben wußte, hatte als Zeichner nur die primitivsten Ausdrucksmittel zur Verfügung und kam über das Akademische der untersten Ordnung nicht hinaus. Das ist kein Ruhmestitel: aber es scheint mir, daß Goethe nicht darnach geizte, auch nicht darnach geizen brauchte, ein Zeichner von künstlerischem Rang zu sein; jedoch ist es wertvoll, wenn der Leser auf eine solch angenehme Weise in dem Buche selbst hierüber unterrichtet wird, wo so viel von Kunst die Rede ist und wo Goethe am Besten achtlos vorübergeht und nur für das allgemein Anerkannte ein Auge hat.

Goethes „Faust". Neugedruckt (im Hyperionverlag, München 1912). Obschon ich nicht mehr an eine bedauerliche Verwirrung, sondern im Gegenteil an eine beginnende Klärung der Kunstbegriffe glaube, so ist es doch Tatsache, daß jene Kreise des Publikums, die mehr nach den Regeln des sogenannten gesunden Menschenverstandes als aus seinem Empfinden über künstlerische Dinge urteilen, sich namhaft wundern,

daß so viel neue Ausgaben unserer Klassiker herauskommen. Sie finden, daß Reclam und Spemann in dieser Hinsicht für das deutsche Volk genügend gesorgt haben; allenfalls geben sie zu, daß Wilhelm Kaulbach schon so lange tot ist, daß man endlich wieder einmal neue Illustrationen zu Goethe und den andern klassischen Schriftstellern riskieren darf. Aber reine Textausgaben nur des schönen Druckes und des guten Einbandes halber veranstalten, gilt ihnen für Snobismus. Der beste Setzer kann ja doch nichts anderes im „Faust" drucken, als was Goethe geschrieben hat. Das ist eine so völlig richtige Tatsache, daß gegen sie weiter nichts zu sagen ist, als daß sie mit der Frage, ob gut gedruckte Klassikerausgaben nötig, dringend nötig sind, nichts zu tun hat. Die schönen Drucke sind ein Luxus wie gut gemachte Kleider oder rein gehaltene Straßen. Gewiß geht es ohne solche angenehme Dinge auch, und es ist sogar lange genug recht gut ohne sie gegangen: aber schöner und besser ist es doch in der Welt geworden, seitdem in die Bedürfnisse des täglichen Lebens etwas Luxus oder Komfort gekommen ist.

Wenn beim Lesen auch die aufmerksame oder andächtige Konzentration des Lesers vor allem nötig ist, damit der Schriftsteller die Wirkung erreicht, die er anstrebt, so kann diese doch durch gute oder gar erlesene Ausstattung des Buches noch wesentlich gesteigert werden. Es ist wirklich nicht gleichgültig, ob man Goethes „Iphigenie" in der bekannten Cottaschen Jubiläumsausgabe oder in dem prachtvollen Bande liest, in dem sie kürzlich als Sonderdruck der Londoner Dovespresse herausgekommen ist. Hierüber zu diskutieren hat keinen Wert; da hilft nur die Probe aufs Exempel. Es ist nun eine merkwürdige und für uns Deutsche nicht sehr rühmliche Tatsache, daß die besten Goethedrucke — notabene in deutscher Sprache — bis jetzt in London von der ebengenannten Presse gemacht wurden. Der „Faust" oder der „Werther" der Dovespresse gehören zum Allerschönsten, was je gedruckt worden ist. Ihnen hat sich jetzt die „Iphigenie" zugesellt, die allerdings nicht mehr ganz so sorgfältig gedruckt ist, wie die vorausgehenden Werke. Sogar ein recht ärgerlicher Druckfehler schlich sich ein: einmal begegnen wir der Form Elecktra!

In Deutschland hat man selbstverständlich sich auch um solche Separatausgaben der Meisterwerke unserer Klassiker bemüht: am bekanntesten sind wohl die Drucke der Drugulin- und Ernst-Ludwigpresse. Sie können sich aber mit Dovesdrucken nicht messen, weder an Schönheit des Alphabets noch an reifer Ausbildung des Satzes. So erschien es mir als eine gewagte Unternehmung, daß der Hyperionverlag eine neue Ausgabe von Goethes „Faust" ankündigte. Ich bin aber auf das angenehmste enttäuscht worden. Zunächst ist die vollkommene Selbständigkeit ein großer Vorzug. Wenn in Deutschland „schöne Bücher" gedruckt oder gebunden werden, dann wird gemeinhin ein englisches oder amerikanisches Vorbild gewählt. Das ist hier nicht der Fall. Außerdem hat diese neue Faustausgabe einen Vorzug selbst vor den Drucken der Dovespresse: sie verzichtet auf alle Altertümlichkeiten, was die große englische Rivalin nicht tut. So ist es eine von uns Deutschen oft beklagte Eigentümlichkeit dieser englischen Goethedrucke, daß die Personennamen des Dramas nach Art der Bücher aus früheren Jahrhunderten in roter Farbe gehalten sind. Der „Faust" des Hyperionverlags verzichtet auf solche Altertümlichkeit und macht ein Buch, das im wesentlichen unserem heutigen Geschmack entspricht und nur in der Type ein Zu-

geständnis dazu macht, daß der „Faust“ zum Teil noch im 18. Jahrhundert entstanden ist. Die Drucklegung hat jede einzelne Seite sorgfältig für sich behandelt, so daß ein wunderschön durchgebildeter Textspiegel erscheint; alle jene kleinen Unreinheiten und Ungleichmäßigkeiten in der Zusammenfügung der Buchstaben, die sonst auch recht wackere Drucke entstellen, sind vermieden. So haben wir jetzt in Deutschland eine Faustausgabe, die sich mit der von der Dovespresse messen kann.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch noch auf die zwei Prachtausgaben des Nibelungenliedes und der Gudrun hinweisen, die gleichfalls im Hyperionverlag erschienen sind, Prachtausgaben im heutigen Sinne des Worts, wo man nur auf die Vortrefflichkeit der Drucklegung sieht, ohne daß Illustrationen beigegeben zu sein brauchen, während noch vor kurzem mit diesem Wort ein schnöder Unfug getrieben wurde und Prachtausgabe jedes illustrierte Buch von namhafter Größe hieß, gleichviel ob es irgendwie mit Kunst zu tun hatte oder nicht. Das waren traurige Zeiten.

Hans von Weber, der den Hyperionverlag gegründet hat, ließ zum Druck der zwei alten deutschen Epen alte gotische Typen verwenden, die außerordentlich schön geschnitten sind. Doch beruht die Pracht des Druckes nicht darauf, daß hinsichtlich der Typen eine gewisse Echtheit besteht, sondern auf der höchst geschmackvollen Art des Arrangements, wie der Satzspiegel berechnet und — man möchte fast sagen, komponiert ist. Besonders reif ist die Schönheit des Druckes der Gudrun. Es ist ungemein lehrreich, die Einzelheiten zu studieren. Wenn zum Beispiel auf einer dieser Seiten, die doch im größten Folio gehalten sind, nur die einzige Zeile der neuen Kapitelangabe steht und nun diese Zeile als ein Schmuck der mit gar keinem Ornament ausgestatteten großen weißen Fläche erscheint, so ist das ein Meisterstück der räumlichen Behandlung des Druckes zu nennen. Ich möchte nur den einen Einwand erheben, daß die Einteilung des Textes nach ziemlich weit voneinander abstehenden Strophen nicht gerade stilecht ist. Die Gotik liebte den geschlossenen Block im Textspiegel. Bei dem Hinweis auf diese Ausgaben des Faust und der mittelhochdeutschen Epen hatte ich nur die Drucke auf Papier im Auge. Die Exemplare auf Pergament aber sind ohne Phrase wahre Kleinodien der Druckerkunst, so wunderschön wirken sie durch das edle Material: aber sie sind nur sehr reichen Bibliophilen zugänglich.

Gustav Pazaurek. Guter und schlechter Geschmack im Kunstgewerbe. (1912 in Stuttgart bei der deutschen Verlagsanstalt.) Direktor Pazaurek ist als Pädagog auf kunstgewerblichem Gebiet sehr vorteilhaft bekannt. Er liebt es, gute und schlechte Arbeiten einander unmittelbar drastisch gegenüberzustellen, daß jeder, dem in Sachen des Geschmacks noch zu helfen ist, ohne weitere Vorbildung das Schlechte in seiner Wertlosigkeit erkennt. Nun hat er das, was er praktisch mit so großem Glück versucht hat, auch in einem reichillustrierten Buch schriftlich niedergelegt. Er wendet sich mit ihm an das große, oder wie er euphemistisch sagt, an das gebildete Publikum und will in das Leben selbst eingreifen. Das ist ein gesunder Standpunkt. Sehr gesund ist ferner sein Standpunkt, nicht etwa jetzt schon eine Art von Kanon des guten Geschmacks aufzustellen — was ein Unternehmen von sehr problematischem Wert ist —, sondern Schutt wegzuräumen, alles, was faul und schlecht ist, als solches zu kennzeichnen und auf dem gejäteten

Boden aus gutem Samen sich entwickeln zu lassen, was sich entwickeln will und kann.

Er bringt mit gutem Humor eine große Anzahl von Fällen zusammen, wo jeder, der nicht von allen guten Geistern verlassen ist, die Geschmacklosigkeit der Erfindung erkennen kann. So zeigt er einen elektrischen Klingeltaster, der im Jugendstil als Menschenkopf gebildet ist. Um zu klingeln, muß man dem hübschen Mädchen in die Augen fahren, die die Drücker darstellen. Nicht minder sinnig ist ein Bierkrug aus der Gedonzeit, dessen Henkel eine üppige Frau ist, deren enormer *Cul de Paris* den Deckel des Gefäßes bildet. Solche Erfindungen galten noch vor kurzem als „geistreich". Die Geschichte des Stuhls bietet eine Menge von Beispielen, daß — in allen Zeiten — das beim Kunstgewerbe so nötige Moment der Benutzbarkeit oft in drolligster Weise vernachlässigt worden ist, zumal, wenn sie als recht „praktisch" und vielfach brauchbar konstruiert worden sind, wie in jenem Stuhltisch in der Sammlung Figdor, dessen Lehne auf die Armleisten geklappt werden kann, so daß aus dem Stuhl ein Tisch wird.

Pazaurek hat die Wahrheit mit Lachen gesagt: das ist schwer vermeidlich bei der Fülle des lächerlich Törichten, das er dem Leser vorführt. Trotzdem scheint es mir fraglich, ob er dadurch die Wirkung des Buches gefördert hat. Man glaubt nicht recht an die Ernsthaftigkeit, und ich persönlich glaube nicht recht daran, daß es angeht, mit Pazaurek und so vielen neueren Kunstschriftstellern, Kunstgelehrten und Kunstgewerblern all diese Auswüchse der Industrie mit Systemen zu bekämpfen. Mit Materialgerechtigkeit, Zweckmäßigkeit, Solidität und konstruktiver Vernünftigkeit und wie all diese gegen schlechtes, billiges Kunstgewerbe kämpfenden Prinzipien heißen, läßt sich noch kein neuer guter Stil erwecken und keine Sünde wider den Geist geschmackvoller Kunst verhüten. Am gefährlichsten aber scheint mir die einseitige Pflege dessen, was man heute ‚geschmackvoll' nennt. So leugne ich nicht, daß fast in allen Einzelfällen, die Pazaurek anführt, er recht hat, und doch glaube ich deswegen nicht daran, daß die Puristen des guten Geschmacks uns das so lang ersehnte, stilvoll bedeutende Kunstgewerbe bringen werden; denn wenn das auf diesem Wege zu ermöglichen wäre, so hätten wir es schon längst. Freilich muß ich, zum Anfang zurückkehrend, sagen, es ist ein gesunder Standpunkt, so wie Pazaurek es tut, den Schutt wegzuräumen.

München. Karl Voll.

Von den Deutschen Volksbüchern, die Richard Benz bei Diederichs herausgibt, bringen die ersten Bände die Sieben weisen Meister, den Faustus, Tristan und Isalde und den Till Eulenspiegel (jeder Band 3 Mark). Man hat diesen Bänden einen Vorwurf gemacht, der an der Absicht des Herausgebers völlig vorbeitrifft, nämlich, daß sie nicht wissenschaftlich seien. Es fällt Benz nicht ein, wissenschaftlich sein zu wollen; was er anstrebt, ist eine künstlerische Erneuerung der alten Drucke, die deren Sprache so treu wie möglich bewahrt, ohne für uns Heutige unverständlich zu werden. Das ist natürlich nicht möglich, ohne ein Nachgeben von beiden Seiten. Benz gibt seine Vorlagen jedesmal an: für die Weisen Meister eine Heidelberger Handschrift, mit Berücksichtigung der Drucke des 15. Jahrhunderts und einer weiteren Handschrift; für den Faust den Druck von 1587

und drei andere Drucke vor 1600; für den Tristan den ältesten Druck von 1484 mit Berücksichtigung der späteren; für den Eulenspiegel endlich zwei Straßburger Drucke von 1515 und 1519. Es hat gar keinen Sinn Benz zu tadeln, daß er keine Varianten gebe. Wir haben ja mehrere Volksbücher in wissenschaftlichen Ausgaben; sie stehen in den Reihen der Bibliotheken und in den Schränken der Germanisten. Benz will, daß seine Ausgaben in die Hände gebildeter Laien kommen, die sich an diesem herrlichen Erbgut laben wollen. Ihn träfe nur ein einziger Vorwurf, nämlich wenn nachgewiesen würde, daß er seine eigenen Quellen unvollständig, ungenau oder falsch benütze; daß er aus Eigenem einfüge; daß er ohne Not schöne alte Wendungen opferte; daß er beim Vergleiche der Drucke keine Sorgfalt, bei der Entscheidung über den vorzuziehenden keinen Geschmack beweise. Kein Mensch hat ihm das vorwerfen können. Wenn jemand so von Liebe zur Sache getrieben, ein so großes Unternehmen beginnt; wenn er so langsam arbeitet, so mitten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert steckt, so bekenne ich wenigstens, daß ich dann auch wirklich das Zutrauen habe, er werde von der Sache mehr verstehen und in strittigen Fällen mehr Grund für seinen Ausdruck haben als wir andern. Ich stelle, um dem Leser einen Begriff von seiner Art der sprachlichen Erneuerung zu geben, zwei Fassungen neben einander: die von Benz, und die von G. O. Marbach (die Simrockische ist nicht in meinem Besitz) und zwar den Anfang des Tristan.

(Marbach) Es war ein König mit Namen March von Kurnewal, der führte lange und große Kriege wider den König von Schotten. Nachdem solches nun eine Zeit gewährt hatte, da kam König Ribalin von Leonois dem Könige March zu Hilfe und diente ihm so wohl und lange, daß endlich der Krieg ein Ende nahm. Dem Könige Ribalin gefiel es auch bei dem Könige von Kurnewal sehr wohl, denn dieser hatte eine sehr schöne Schwester mit Namen Blankeflor, gegen welche Ribalin in Liebe entzündet wurde. Nachdem nun die Liebe mächtig in ihm wurde, faßte auch Blankeflor eine herzliche Liebe zu ihm, doch ließ sie solches weder ihn selbst noch sonst irgend jemand wissen.

(Benz) Es war ein König mit Namen Marke von Kurnewal, der hatte etwan lang große Kriege wider den König von Schotten. Als das nun gar lang gewähret hatte, kam König Ribalin von Johnonys mit großer Macht zu Hilf' König Marken, und dienet ihm also gar wohl und also lang, bis der Krieg gestillet ward. Auch gefiel Ribalin das Wesen daselbst gar wohl und daß dann an andern Enden: denn der König hatte gar eine schöne Schwester, hübsch und ganz ohn Makel, mit Namen Blankeflor, gegen die ward Ribalin in Lieb inbrünstiglich entzündet und hub an, sie lieb zu haben, desgleichen sie ihn herwiederum, doch heimlich und allermänniglich unwissend.

Man sieht an diesem kurzen Stück, das ich aufs Geratewohl aufschlug, vor allem den Unterschied des Tons und den des Rhythmischen. Benz verdient für seine Liebe zu unseren prächtigen Volksbüchern allen Dank, und sein Unternehmen alle Förderung. Es wäre noch gar viel zu sagen über die Volksbücher, über ihre Macht in vergangenen Zeiten, den Jubel über ihre Wiederentdeckung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, ihre gleichsam unterirdische Wirkung während dessen erster Hälfte, ihre Verschüttung in den folgenden Jahrzehnten, ihre Schönheit, Einzigkeit, Unentbehrlichkeit als reines, strahlendes, allseitiges Denkmal deutscher Art, aber wer käme damit zu Ende?

Wenn vom deutschen Volksbuche die Rede ist, stellt sich allsogleich die Erinnerung an deutsche Mär und Sage ein. Darum sei kurz, aber nachdrücklich die schöne Ausgabe Deutscher Sagen, gesammelt durch die Brüder Grimm, empfohlen, die in zwei Bänden bei Georg Müller erschienen ist: ich kenne keine schönere. (8 Mark.)

Im Kampfe gegen die Schundliteratur nehmen die Wiesbadener Volksbücher die erste Stelle ein. Um zehn Pfennig ist Roseggers Untergegangenes Dorf, sind zwei Novellen der Ebner-Eschenbach, zwei Kriegsnovellen von Liliencron, ist Stifters Granit, Gotthelfs Elsi die seltsame Magd zu haben; um fünfzehn Stifters Waldsteig, Heyses Verlorner Sohn, Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten, Raabes Schwarze Galere, Grillparzers Armer Spielmann, Die Judenbuche der Droste-Hülshoff, Hermann und Dorothea; um zwanzig der Kohlhaas, Gedichte von Liliencron und Eichendorff, Mörikes Mozart auf der Reise nach Prag und Idylle vom Bodensee. Sagen und Märchen der Brüder Grimm, Memoiren, moderne Autoren, alles ist in dieser trefflichen Sammlung zu finden. Die neuesten Bände sind: Vier Erzählungen von A. Supper (25), Märchen von Ludwig Bechstein (10), Onkel Bim und Die höchste Pflicht von Busse-Palma (20), Die Lehrersbraut von Melchior Meyr (45 Pfg., aber auch 204 Seiten!), Der Schatz und Der steirische Weinfuhrmann von Rudolf Hans Bartsch (20), Die Madjarin von Adam Müller-Guttenbrunn. Man lasse sich durch die Hofbuchhandlung Heinrich Staadt, Wiesbaden, den Katalog kommen. Bis jetzt erschienen 155 Nummern.

Jeremias Gotthelfs Werke beginnen bei Eugen Rentsch in einer Gesamtausgabe langsam herauszukommen, von der auch der einzelne Band zu haben ist. Bis jetzt erschienen Geld und Geist und ein Band Kleinerer Erzählungen, der unter anderem eine solche Perle wie Elsi, Die seltsame Magd, enthält. Unsere Zeit fängt an wieder reif zu werden für die kostbaren älteren Werke, sei es, daß wir uns nach einer Spanne unruhigen Schweifens auf unser angestammtes Erbgut besinnen, sei es, daß auch hier ein geheimes Gesetz waltet, nach welchem eine Generation übersprungen wird, um in der nächsten ungeschwächt und unverwischt dazustehn. Patrizier und Pfarrer durch Geburt und Abstammung, hat der Pastor von Lützelflüh nie die starke Helferin, die Not, am eignen Leib kennen gelernt. Er wirkt von Anfang an als bewußter Volksschriftsteller von Gottes Gnaden, aus behäbigen und sicheren Verhältnissen heraus auf behäbige, eigensinnige, gescheite Schweizer Bauern, die stolz auf stolzen Höfen wohnen. Mit bäuerlich derbem Urteil und landpfarrerlicher, stets fertiger Autorität sieht er Dinge und Menschen unter sich, wie einer, der auf der Kanzel steht, seine Gemeinde. Stiernackig und starkknochig stehen seine Gestalten auf der Heimaterde, und eine geadelte Alltäglichkeit weht durch seine Geschichten, ein wenig Predigtzorn, ein wenig Choralklang. Mit inniger Feierlichkeit malt er, breit und satt, Werktagslast und Festtagsfriede. Er läßt sich Zeit; ihm pressiert es nie. Wie ein herrischer Landwirt sieht er gelassen dem Gewitter zu, weil er weiß, daß er unter Gottes Schutze steht und bei der Basler Concordia gegen Blitz und Hagel versichert ist. Wir haben im neunzehnten Jahrhundert in Deutschland keinen Epiker von dieser homerischen Gelassenheit und Einfalt.

In der vorigen Nummer war von Erwin Rosens amerikanischen Notjahren die Rede. Ein ähnliches, aber nach meinem Gefühl noch viel rassigeres und ursprünglicheres Buch ist das des amerikanischen Studenten Harry Franck „Als Vagabund um die Erde" (Rütten & Loening). Dieser junge Graduierte der Neueren Sprachen ist wirklich, zum Teil als Seemann, weitaus zum größten Teil aber als Landstreicher fast ohne Geld, Waffen oder Gepäck (außer seinem treuen Kodak) über England, Frankreich und die Schweiz nach Neapel, zurück nach Marseille, von da nach Arabien und Palästina, den Nil hinauf, nach Ceylon, durch Britisch-Indien und den Dschungel nach Siam und China, und über Japan nach Hause. Er beschreibt seine höchst abenteuerlichen Fußwanderungen, Bahn- und Meerfahrten in einem von Tatsachen vollgestopften dicken Band, der sich spannender liest als jeder Roman. Die Welt, in der er untertaucht, bleibt dem europäischen Reisenden völlig unbekannt: die der geborenen Landstreicher durch alle Kontinente. Eine bunte Menge Länder und eine noch buntere Menge Existenzen zieht vorüber. Wenn ich sagen soll, was von dem Buche den stärksten Eindruck auf mich gemacht hat, so ist es das gleichsam selbstverständlich honorige Benehmen fast aller hochstehenden Engländer, mit denen dieser Stromer, meist als halber Bettler, zusammenkommt: lauter feine, gastfreundliche, mit Worten knappe, mit der Tat rasche Gentlemen. Ein Eindruck, den auch andere Leute von den Engländern in den Kolonien erhalten; ich erinnere mich an ein paar Zeilen Frenssens darüber in seinem „Peter Moor". Das Prachtvollste bleibt natürlich der Verfasser selbst mit seiner ungeheuren Energie in den miserabelsten, unheroischesten Situationen; ein klarer, fester, wurstiger Bursch, der die Erlebnisse beim Genick packt wie einen bissigen Köter von Foxterrier. Was ist ein Roman gegen so ein Buch!

Max von Boehn ist durch den Textteil der niedlichen Bände „Die Mode. Menschen und Moden im achtzehnten (neunzehnten) Jahrhundert" (bei Bruckmann) in bester Erinnerung. Mit seinem neuen Werke „Biedermeier. Deutschland von 1815—1847" ist er vom Kleinoktav zum Quartformat übergegangen (Bruno Cassirer, 25 Mark). In acht Kapiteln behandelt er politische und soziale Zustände, Verkehrsmittel, Kirche und Schule, Bürgertum und Adel, Militär und Judentum, Literatur und Wissenschaft, Zensur und Presse, die bildenden Künste und das Theater, das Leben in Staat und Haus und endlich die Mode. Ich gestehe, daß ich das Buch mit Leidenschaft gelesen habe; das erste Kapitel wirkt auf uns Heutige furchtbar durch die Darstellung der infamen politischen Verhältnisse von damals. In dem Mosaik des Werks, in diesem Überreichtum anekdotischen Materials, steckt eine kolossale Arbeit. In allen den genannten Werken Boehns empfand man von jeher die Divergenz zwischen Text und Bildern als reizvoll; aber diesmal ist sie pikant bis zum Revolutionären: die Bilder geben sich altmodisch und harmlos, der Text ist ein kulturpolitisches Pamphlet von solcher Eindringlichkeit, daß eine billige, nichtillustrierte Ausgabe sicher ihren Weg fände. In seiner Einleitung schreibt Boehn: „Wenn uns die Poeten glauben machen wollen, daß damals die Erde grüner, der Himmel blauer, die Sonne heller, die Menschen besser gewesen seien, so berichten uns die Augenzeugen hingegen, daß das Leben das gleiche war wie heute auch und daß Friede und Ruhe damals so wenig heimisch auf Erden

waren wie jetzt.“ Wenn es ein gutes Werk ist, die Legende von der guten alten Zeit zu zerstören — und ich glaube, es gibt kein besseres, als dem Menschen den Mut zu der Zeit zu geben, in der er lebt —, so ist Boehns Werk sehr gut. Es zeigt, daß wir's alle besser haben, als unsere, von uns in wehleidigen Augenblicken beneideten Ahnen. Es zeigt, daß wir im abgelaufenen Jahrhundert dem Ideal von Menschlichkeit und Gerechtigkeit um einen Schritt näher gekommen sind, vielleicht sogar um einen großen Schritt.

Von einem ungewöhnlichen Kirchenlicht wurde einmal bei einer Prüfung die klassische Frage gestellt: „Können Sie die verschiedenen Liebschaften Goethes aufzählen, sowie die Gedichte, welche aus denselben entsprungen sind?“ Der gute Mann hatte wohl keine Ahnung, weder von der Zahl der Geliebten, noch von der der Lieder. Ein reizendes Bändchen des Inselverlags beantwortet diese Frage mit Anmut und Gründlichkeit: „Goethes Liebesgedichte“ (3 M). Es hat nur dreizehn sozusagen authentisch angedichtete Frauen zusammengebracht: welch abergläubische geringe Zahl! Ein Anhang von adressenlosen Gedichten läßt uns hoffen, daß es nicht bei der ominösen Ziffer sein Bewenden hat. Der Gedanke dieser Auswahl hat vielleicht fürs erste etwas Pedantisches, wie die Examenfrage. Je mehr man aber in den Gedichten liest, desto mehr freut man sich über dies herausgeberische Kolumbusei.

Die „Bibliothek der Romane“ (Inselverlag) ist um eine Anzahl weiterer Bände vermehrt worden (in roter Leinwand, je 3 M). Mit Recht stellte sie Jacobsens Frau Marie Grubbe, dies wunderschöne, noch viel zu wenig gekannte Buch, neben seinen Niels Lyhne, mit demselben Recht Flauberts historisches Meistergemälde Salambo neben seine Frau Bovary. Der Robinson Crusoe durfte in dieser klassischen Sammlung so wenig fehlen wie Ludwig Tiecks geniales Altersbuch Vittoria Accorombona. Wie nahe französischer Humor oft deutschem steht, zeigen der unsterbliche Onkel Benjamin des Claude Tillier und Murgers Bohème. Neben Turgenjews Väter und Söhne mußte Dostojewskis Schuld und Sühne kommen (ein federleichter Band von fast 900 Seiten). Wer die Letzte Reckenburgerin der Luise von François als ein Prachtbuch hat schätzen lernen, wird sich über Frau Erdmuthens Zwillingssöhne doppelt freuen. Welcher Reichtum an Erfindung tut sich im türkischen Seitenstück zu 1001 Nacht, dem Papageienbuch, vor uns auf! Welche Fülle feiner Lebenskenntnis und Herzensweisheit in Thackerays Esmond! Mit der Aufnahme von Wilhelm Weigands Frankenthalern endlich hat der Verlag eine der reinsten und harmonischesten Prosadichtungen unserer Zeit allen sichtbar aufgestellt.

Es wäre in mancher Hinsicht lehrreich zu erfahren, wieviel Stück von Boyesens Kommentar zum Faust der Verlag Reclam alljährlich verkauft; ich glaube Tausende junger Deutscher wissen kein andres Buch sich über den Faust zu belehren, als dies, das jeder tiefer forschenden Frage verstummt. Und doch ist für das Verständnis von Goethes Lebensgedichte nichts gleichgültiger als ob man eine Anspielung, einen Eigennamen, ein Fremdwort verstehe; und nichts wichtiger, als daß man den inneren Plan, Wesen und Wandlungen des Helden erfasse, seine Stellung zu Gott und Mensch, das tiefst Symbolische des Werks. Aber dieser Plan ist siebenzig Jahre

lang da: geheimnisvoll unterirdisch und unbewußt zuerst, in alle Himmel greifend und stürmend sodann; Klugheit, Hohn, Sinnendrang, Weltekel, Manneswirken und Greisenweisheit einer ganzen Existenz wird Gestalt in ihm: so tritt die Kenntnis der inneren und äußeren Biographie des Dichters als unerläßliche Voraussetzung zum Eindringen in das Gedicht. Aber das Verhältnis des Dichters zu seinem Stoffe hat sich dreimal verändert geoffenbart: so wird vom Urfaust, vom Fragment von 1790, vom Ersten Teil von 1808 zu reden sein. Bleibt noch übrig das allmähliche Werden und Wachsen der Sage im Laufe der Jahrhunderte zu betrachten, vom ältesten Faustbuch an bis zu Lessing. Oder vielmehr, die Betrachtung wird in umgekehrter Folge anzustellen sein: Entstehungsgeschichte der Faustsage, Herauswachsen eines Faustproblems vor Goethe; Herantreten des Stoffes als eines Ganzen, aber noch rein Stofflichen an den Dichter; Umwandlung des Stofflichen zum persönlichen Erlebnis durch das persönliche Erlebnis, Vertiefung des individuellen Erlebnisses zum Menschheitsgedicht. Diesen Weg ist Ernst Traumann in seinem Buch über Goethes Faust gegangen und ihn an seiner Hand mitzugehen, heißt das Drama selbst neu in sich aufnehmen. Bis jetzt liegt nur der erste Teil vor (München, Beck M 6.—), der auf das Ganze desto begieriger macht. Es gibt eine Art rein sachlicher Spannnng, die nichts als die Wirkung einer vollkommenen Beherrschung des Stoffes ist, verbunden mit der seltenen Fähigkeit auf jeder Stufe der Darstellung nicht mehr zu geben als dem jeweiligen Stadium des Darzustellenden entspricht, dies aber klar und ganz; hierin ist der Nachgestalter eines geschichtlichen Entstehens auf ähnliche Mittel angewiesen wie der Dramatiker; auch sein letztes Ziel ist, ein scheinbar unwiderruflich Vergangenes zum Gegenwärtigen zu machen, das noch Möglichkeiten dahin und dorthin hat, und doch nur eine Notwendigkeit. Es gibt eine Art Erläuterung von Werken der Kunst, die uns tiefer befriedigt als jede andere, weil sie ein Ganzes nur vom Ganzen aus erklärt, wie dem echten Künstler das Werk nur als Ganzes zum erstenmal vor der entzückten Seele stand; sie zerlegt nicht, sondern zeigt wie jeder Zahn in jede Zähnung eingreift; sie seziert nicht, sondern durchleuchtet den lebendigen Organismus von innen heraus, so daß wir den Kreislauf seines Blutes sehen. Jene Art Spannung erfüllt den historisch-biographischen Teil von Traumanns Faustwerk, wie diese Art Erläuterung den ästhetisch kommentierenden. Es gibt keine bessere Art, ein Problem zu erklären, als wenn man das scheinbare Selbstverständliche als Problem aufzeigt: am Werk des Künstlers ist dem oberflächlich Genießenden alles klar, als müsse es so sein, und doch war für den Künstler dereinst das alles Frage und Ringen um das Was und das Wie. Wer sich als Beurteilender so nahe neben den Schaffenden stellt, darf auch gelegentlich des heikeln Mutes nicht entraten, Schwächen zu sehen, wie Traumann an dem einen oder andern Detail des Aufbaus und späteren Milderungen des Sprachlichen durch den Dichter selbst, vor allem an der endgültigen Fassung der Walpurgisnacht. Ich versage es mir auf weitere Einzelheiten zu weisen und möchte nur die überaus anregenden Ausführungen über den römischen „Plan", die „Operation", von der Goethe als hoffentlich geglückt spricht, besonders jedoch über den Monolog „Wald und Höhle" und seine Stellung im Fragment und im vollendeten Ersten Teil als trefflich bezeichnend für Traumanns Methode nennen, zu deren Besonderheit es

gehört, daß durch andere Dichtungen Goethes, wie für den zuletzt genannten Fall, durch die „Harzreise im Winter“ Dunkelheiten überraschend plötzlich sich erhellen. Keiner der bisherigen Faustkommentare führt so ins Innere der Dichtung, ins Innere des Dichters immer wieder zurück. Traumann widersteht allen Lockungen zum Exkurs, sei er philologischer oder philosophischer Art, wie er besonders der Lockung widersteht ein anderes Licht leuchten zu lassen als das des Dichters. Er zeigt, wie Faust durch nichts so gänzlich erhellt wird wie eben durch Faust und durch Goethe selbst. Dies scheint mir an seinem Faustbuche das Besondere und Neue, das, um ein Lieblingswort des späteren Goethe zu gebrauchen, „Gemäße“. Unsere Literatur über unsere Literatur ist nicht allzureich an solchen wahrhaft ins Herz der Dichtung führenden Werken.

München. Josef Hofmiller.

Notizen.

Karl Haider. Ihrem Wunsche, meinem am 29. Oktober verstorbenen Kameraden Karl Haider einige Worte des Gedächtnisses in den Süddeutschen Monatsheften zu widmen, will ich gerne nachkommen, obgleich es ja nicht meine Sache ist, kunstkritische Erörterungen anzustellen, besonders nicht bei einem langjährig vertrauten Freund. Aber man wird Haiders Kunst in ihrer Eigenart doch am besten verstehen, wenn man ihn nicht nur als Deutschen, sondern auch in seinem ganzen Wesen als Süddeutschen erkennt. Die Art des Geistes, aus dem seine feinfühlige vollendete Kunst hervorgeht, ist süddeutsch.

Haider ist wohl der unmodernste Maler unserer Zeit; das soll weder ein Lob noch ein Tadel sein. Es steckt eine unbestechliche Ehrlichkeit in seinem Schaffen und er hat sichs nicht leicht werden lassen; seine künstlerische Gewissenhaftigkeit war groß und er opferte ihr allen oberflächlichen Schein; aber aus einer gewissen Schwere heraus erwuchsen seine Werke zu einer nur ihm eignen Schönheit. — Wenn er manchmal mit dem schweren Drachen deutscher Unbeholfenheit ringen mußte, er bezwang ihn so, daß des Drachen Kraft ihm helfen mußte, sein Werk so zu gestalten, daß es als eine starke Äußerung der empfindenden Seele leicht beschwingt in harmonischer Schönheit von uns empfunden werden kann.

Es scheint mir, daß ein feiner Sinn für Musik, der ihn belebte, mit dazu beigetragen hat, diese festgefügten organisch so einheitlichen Bilder zu schaffen. So wurde wohl in ihm der lebhafte Sinn für die Harmonie der Sphären bei seiner Malerei umgewandelt in den Sinn für die Harmonie des Lichtes, der Farben; er ist dadurch in unserer Zeit unmodern, das heißt unzeitgemäß geblieben und er mußte Jahre lang, wie alles, was in der Kunst unzeitgemäß ist, darunter leiden. — Seine Eigenart war frei von aller Nachahmung, sie wuchs aus seiner Natur heraus und das Festhalten an solcher Eigenart braucht man einem solchen nicht allzuhoch anzurechnen, er kann nicht anders, die Ehrlichkeit der Natur leitet sein Schaffen.

Wenn ein Freund scheidet, so haben wir nicht viel anderes übrig als zu denken,

es ist eine Seele über unsre Erde gegangen, ist ihrem Ursprung entgegen, und wir empfinden den gebräuchlichen Ausdruck: er ist „heimgegangen" als den richtigsten.

Wenn wir dann die uns allen anhaftende Misere des Lebens, die er wie alle tragen mußte, vergessen und nur noch sein geistiges Wesen in seinem Tun und Schaffen sozusagen als die Wahrheit des Daseins klar vor uns erscheint, so sagen wir: er ist verklärt. Karl Haider wird so als geistiges Bild echt deutschen Wesens seinem Volke erhalten bleiben — als ein gutes Zeugnis dieses Wesens.

Karlsruhe, 30. Oktober 1912. Hans Thoma.

Die Karikatur und die Balkanvölker. Unsre Witzblätter, Münchner wie Berliner, bewegen sich mit der ihnen eigenen Anmut lächelnd auf den Leichenfeldern des Balkans. Eine Wanze — der erste serbische Überläufer; der Marathonlauf von 1912 — Ausreißen der Griechen vor einer türkischen Schützenlinie; der „Nasileus" von Bulgarien, der mit der „langen Nase" dasteht — der Koburger, dieser echte Freund deutscher Kultur, dieser weitsichtig-zähe und erfolgreiche Politiker.

Die Karikatur hat ihre Berechtigung auch in schweren Zeiten, und gerade in schweren Zeiten. Ihr Name zeigt, was sie zu leisten hat. Verkehrtheiten, Verbrechen, Schwächen hat sie zu „überladen", ins Ungeheuerliche und Groteske zu steigern — das wirkt heute, wie 1848 oder in der römischen Kaiserzeit und während der attischen Demokratie. Unwirkliches und Erlogenes zu „karikieren" ist ein Widersinn. Aus der Fühlung mit der Wirklichkeit erwächst nicht nur die moralische Berechtigung — und hier ist es aus mit dem *l'art-pour-l'art*-Geschrei —, nein, auch die künstlerische Kraft solcher Gebilde. Blätter, in denen man Geistreiches, ja Geniales zu finden gewohnt ist, sind hier einfach ins Läppische hinabgesunken.

Man breche doch endlich einmal mit dem Zivilisationshochmut, der auf diese aufsteigenden Völker hinabsieht, weil sie vor ein paar Menschenaltern noch Hirten und Bauern und Schweinezüchter waren. Diese Hirten und Bauern haben sich mit japanischer Fixigkeit unsere technischen und militärischen Errungenschaften angeeignet: man sieht wieder, daß das nicht gar zu schwer ist. Aber sie haben auch einen ernsten und fruchtbaren Kulturwillen; das weiß ein jeder, der auch nur mit den jungen Männern aus dem Süden oder Norden der Balkanhalbinsel verkehrt hat, die unsre drei Münchner Hochschulen besuchen. Aus diesem Kulturwillen vor allem entspringt die innere Berechtigung zu ihrem politischen Vorgehen; es sind nicht die Horden Dschingiskhans oder Tamerlans, die Konstantinopel bedrohn.

Man belächelt wohl das naive und hochgespannte Nationalgefühl dieser Jünglings-Völker. Aber es ist ein Schatz, um den man sie beneiden könnte.

Freilich birgt es auch Gefahren, für sie selbst und für uns. Werden die guten Bulgaren, Serben, Hellenen nun gute Europäer werden?

Leider fehlt ja uns allen noch der rechte „europäische Patriotismus". Und in dieser Zeit der Weltpolitik können wir ihn doch nicht entbehren, wenn unser Erdteil sich gegenüber den riesigen Machtansammlungen im fernen Osten und Westen in seiner alten Stellung als Kulturvormacht behaupten soll. Cr.

Aus dem Münchener Kulturleben. Es gibt einen Abgrund künstlerischen Unvermögens, vor dem sich keine Entrüstung mehr regt und der letzte Spott verstummt. Man sollte sich ruhig wegwenden und jede Erörterung meiden dürfen. Denn wo jene primitivsten künstlerischen Voraussetzungen fehlen, die gleich den Prinzipien der Logik keines Beweises bedürfen und keines Beweises fähig sind, ist jede Diskussion fruchtlos, ja widersinnig. Nur wenn sich die allgemeine Begeisterung an das absolut Minderwertige heftet und ein trauriger Einzelfall zur Kulturtatsache anwächst, deutet man flüchtig mit dem Finger darauf, nicht um zu zeigen, daß gewisse Erscheinungen schlecht und bedauerlich, sondern daß sie möglich sind.

Möglich ist in München, daß W. von Waltershausens Musiktragödie „Oberst Chabert" von der Presse als Ereignis ersten Ranges gefeiert wird. Dieses Werk — textlich eine Umbiegung der Balzacschen Novelle „*Le colonel Chabert*" zum dramatisierten Schauerroman im Hüttenbesitzergeschmack mit angehängtem Doppelselbstmord, musikalisch ein unzusammenhängendes, plump instrumentiertes Nebeneinander trivialisierter Gemeinplätze aus Strauß und Puccini — ist das Äußerste, was uns in München bis jetzt an talentlosem Dilettantismus zugemutet worden ist. Platzmangel und urheberrechtliche Bedenken machen den instruktiven Abdruck der Oper unmöglich.

Dagegen können zwei andere Münchener Ereignisse auch an dieser Stelle durch sich selbst sprechen. Da hat zunächst Alexander Dillmann, der unter anderem den Text zu „Chabert" als das mit Abstand beste Opernbuch der letzten Jahre erklärt hat, ein Buch erscheinen lassen, betitelt: Die verwunschene Alm und andere Sachen (Fahrten durch Berg und Tal. Mit 24 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers).

Der Verfasser hat in diesem Buche seinen Opernreferatsstil ins Alpine und Romantische transponiert. Zum Beispiel:

„Versunken sind die schwarzen, weißgefurchten Wälder, die letzten Wetterbäume. Kein Strauch, kein Fels befleckt eure Reine, eure keuschen Linien schwellen am Rand der Grate wie knospende Brüste zur Sonne. Weiten sich und dehnen sich. Sie atmen."

oder: „Die Berge sind die alten geblieben. Treu und stark stehen sie. Derselbe Sonnenschein, der einst vor tausend Jahren hier um die Felsen und Halden gespielt, webt heut um unsern Gipfel. Ihre Welt hat ewiges Leben....

Die Menschen nur ändern sich und vergehen...."

oder aus der Schilderung eines Nonnenklosters, „Klosterphantasie" genannt:

„In die Ruhe der Andacht schrillt wie aus einem fernen Klostergang ein furchtbarer Schrei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Schreie wiederholen sich, es sind jetzt ihrer mehrere. Dazwischen hört man es wie Prallen von Hieben auf saftiges Fleisch..."

Die Gerechtigkeit gebietet die Feststellung, daß das Werk bis jetzt noch nicht besprochen worden ist.

Dafür ist das Buch „O Pinki, mein Pinki, wilde und zahme Bastarde aus Bitzis irdisch-überirdischem Grenzverkehr", herausgegeben von Dr. F. Drexler, in der Münchener Presse als ein „ergreifendes" Buch, ein „heiliges" Buch, ja als „ein Gegen-

stück zu Rückerts Liebesfrühling" gefeiert worden. Daher sei auch diesem Buche eine kleine Probe, „Neckerei" betitelt, entnommen:

„Frau Pinki geht in d'Bibliothek,
Hei, juhe!
An Büchern hängt sie wie ein Zeck,
Weh, o weh!
Schon sieht das Wunder man sich nah'n,
Hu, ha, he!
Daß sie vom Geiste wird empfah'n,
Etsch, bebe!"

Oberst Chabert, Die verwunschene Alm, O Pinki, mein Pinki — das ist eine Münchener Klimax.

München. Alexander Berrsche.

Vogelfreunde. Das vierte Flugblatt des Bayerischen Vogelliebhabervereins enthält folgende Sätze: „Uns Vogelliebhabern macht er [der Erlaß der bayerischen Regierung vom 19. Oktober 1908] die Käfigung bestimmter Vogelarten künftighin unmöglich. Denn dieses Opus gesetzgeberischen Wohlwollens gegen uns Vogelliebhaber verbietet den Ankauf von Grasmücken, Nachtigallen, Rot- und Blaukehlchen usw. während des ganzen Jahres. Das Gesetz schikaniert also diejenigen, die am Vogel ein so großes Interesse haben, daß sie ihn gar nicht nahe genug an sich heranzubringen vermögen und ihn darum zum Stubengenossen machen. . . . . Aber nicht nur für die Vogelwelt muß jede Belästigung der Liebhaberei schlimme Folgen zeitigen, nein, auch in sozialer Hinsicht ist der Schaden ganz bedeutend. Heute werden zahlreiche Bücher und Zeitschriften über einheimische Vögel geschrieben. Wie viele Leute finden dabei Beschäftigung! Und die Präparatoren, die Käfigfabrikanten, arme Leute und Invalide, die Beeren und Sämereien für gefangene Vögel sammeln, Mehlwurmzüchtereien nebst den dabei beschäftigten Personen, ziehen diese nicht alle ihren Erwerb aus der Liebhaberei für einheimische Stubenvögel? Das alles sollten die gesetzgebenden Körperschaften in recht ernste Erwägung ziehen, ehe sie uns unsere Waldvögel nehmen." Wenn diese Leute sich Vogelfreunde nennen, weil sie möglichst viele Vögel in Käfige sperren und weil sie die Regierungen bekämpfen, die die nicht kasernierten Vögel schützen, so kommt uns das vor wie die Bezeichnung Frauenfreund für einen, der möglichst viele Frauen unglücklich macht.

Frank Wedekind und die Universität Dublin. Herr Frank Wedekind hat vor kurzem die deutsche Übersetzung eines Briefes aus Dublin veröffentlicht, nach der ihn „die Universität Dublin" oder „die Philosophische Fakultät Dublin" zur Eröffnungsfeier als „Repräsentanten der modernen deutschen Literatur" eingeladen hätte. Auch seine Antwort „an den Präsidenten der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Dublin" hat er abdrucken lassen.

Es heißt darin: „Die Auszeichnung, die Sie mir gewähren, ist weitaus die höchste Anerkennung, die mir meine Arbeit in meinem ganzen Leben eintrug. Danach bitte ich Sie, den Dank, den ich Ihnen und der Universität Dublin schulde, zu ermessen" (M. N. N. Nr. 500, 565).

Ein Dubliner Universitätsprofessor und Akademiker schreibt uns:

„Was Wedekind betrifft, so ist die Übersetzung des Briefes ganz verfehlt. Der Brief kommt von keiner philosophischen Fakultät (die hier gar nicht existiert), sondern von einem Studentenverein *(Undergraduate Philosophical Society)*, die solche öffentliche Sitzungen einmal des Jahres halten. Die Universität hat damit gar nichts zu tun, außer daß sie die Sitzung verbieten könnte. Wedekind hat auch an den Präsidenten einen Entschuldigungsbrief geschrieben, daß die Sache in den öffentlichen Blättern erschien. Er soll gesagt haben, er brauche sie als *advertisement*".

Hellenika. Von Theodor Gomperz. (Leipzig, Veit & Co., 2 Bände; ein dritter Band ist angekündigt.) Vor Jahren wurde in diesen Blättern auf die anziehenden „Essays und Erinnerungen" von Th. Gomperz hingewiesen. Da spiegelt sich ein breites Stück modernen Lebens und eine reiche Persönlichkeit, die sich, schaffend und aufnehmend, im Ursinne des Wortes zu klarer und fester „Bildung" durchzuringen weiß. Die Hellenika — Fachschriften, die Gomperz kurz vor seinem Tode gesammelt hat — zeigen ein ganz andres Gesicht. Der Laie, der diese kritischen Beiträge und Anzeigen anblättert, mag wohl oft genug in das Medusenantlitz lebensfremder Gelehrsamkeit zu blicken meinen, etwa wie beim Lesen mancher Philologika Lessings, Nietzsches oder Rohdes. Aber es ist nicht anders: „Daß ein Baum groß werde, dazu will er um harte Felsen starke Wurzeln schlagen;" in der weichen obersten Humusschicht wachsen Halme und Blumen. Für einen Philologen — auch für einen Lehrer, der es mit seinem Beruf ernst meint — haben diese klaren und straffen, kleinen Untersuchungen über antike Schriften und Inschriften etwas Vorbildliches und Erzieherisches; immer wieder führt uns das Tagewerk auf ähnliche Probleme.

Die vielgenannten Aufsätze über „die älteste griechische Kurzschrift" sind nun bequem zugänglich. Sehr lesenswert ist die Charakteristik „zweier altösterreichischer Schulmänner" (II, S. 357 ff). Für uns im Reich waren K. Enk von der Burg und Wenzeslaus Heinzel bestenfalls Namen. Hier lernen wir sie kennen als kraftvolle knorrige Männer, die sich „in der Stickluft des franziszeischen Österreich" ihre ganze Eigenart, unerschöpfliche Arbeitsfreude, innere Gehobenheit und originelles Denken bewahrt haben. Es lebt in ihren Bekenntnissen etwas vom Geist der Humboldt. „Überhaupt zielt meine ganze Erziehung auf Kunst: so empfangen die Zöglinge Griechenland und wandeln weiter, καλὰ καὶ ὕψι βιβάντες", schreibt der eine. „Das Schreiben soll zur Kunstübung werden, Zeichnen begleitet die Naturgeschichte, die Geographie und Geschichte. Musik fehlt nicht; die Gymnastik veredelt sich zum Tanz." Das sind Tendenzen, die die Tagesmenschen von heute als „modern" in Anspruch zu nehmen gewohnt sind. Sie sind auch dem genialen Österreicher nicht erb- und eigentümlich, sondern gehören zum Gemeingut des pädagogischen Revolutionszeitalters. Schon Wilhelm von Humboldt stellte sie in sein Volks- und Mittel-

schule umspannendes Reformprogramm ein; darüber gibt jetzt der vierte Band der Briefe an seine Gattin überraschende Aufschlüsse. Das war in den Jahren 1812—1815.

München. Otto Crusius.

Tripolisbücher. Ewald Banse: Tripolis. (Alexander Duncker Verlag, Weimar. Preis: geheftet M 3.—, geb. M 4.—.) Das alte Tripolis, wo von europäischen Einflüssen ziemlich unberührt arabisches und afrikanisches Leben sich zu einem merkwürdigen Ganzen vereinigten, wird in kurzer Zeit verschwunden sein. Nur wenige haben das türkische Tripolis wirklich gekannt; gute Beschreibungen gibt es fast keine. Die besten Darstellungen finden wir noch in den Werken der großen Reisenden — Richardson, Barth, Nachtigal, Rohlfs — die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Tripolis als Basis benützten für ihre denkwürdigen Reisen nach der Sahara und dem Sudan. Da ihre Blicke aber vornehmlich nach diesen Ländern gerichtet waren, so nimmt Tripolis meist nur einen bescheidenen Raum ein in ihren Reiseberichten. Wir müssen darum doppelt froh sein über das Bansesche Buch, in welchem uns der Verfasser auf Grund seines langen Aufenthaltes in Tripolis ein sehr getreues Bild der Stadt und ihrer Bewohner entrollt. In anschaulicher Sprache schildert er das Leben der verschiedenen Volkstypen — der Araber, Juden und Levantiner —; dann führt er uns in die Oase, um uns die Tätigkeit der Bauern vor Augen zu führen. Ewald Banse hat mit seinem Buche dem alten orientalischen, dem türkischen Tripolis einen schönen Grabstein gesetzt. Mit der Beschreibung des städtischen Kleinlebens hat er auch unsere Kenntnis des Orients erheblich bereichert. Die große Zahl ausgezeichneter Bilder erhöht den Wert des Buches erheblich.

Gustav Janson: Lügen. (Leipzig, Georg Merseburger 1912. Preis: br. M 3.50, geb. M 4.50.) Der Wert dieses Buches liegt mehr in dem Gedanken, dem der Verfasser Ausdruck geben wollte, nämlich dem Abscheu über den Krieg, als in den Erzählungen selbst. In sieben Geschichten, die sich im italienischen und türkischen Lager abspielen, wird die Grundlosigkeit der italienischen Kriegserklärung, die ungenügende Landeskenntnis der italienischen Truppenführer, der nutzlose Heldenmut der Araber geschildert. Die den Geschichten zugrunde liegenden Tatsachen verdienen es, ins rechte Licht gestellt zu werden; doch warum wählt Janson dazu die Form von Novellen? Die Schilderung von Land und Leuten entspricht der Wirklichkeit nur wenig. Das Bild von Tripolis und seiner Oase ist gar nicht gut getroffen; die geschilderten Araber sind stark idealisiert und beruhen gewiß nicht auf eigenen Beobachtungen. Das sind Mängel, die den Wert des Buches erheblich herabsetzen. Wer es unternimmt, in Erzählungsform aufzuklären und zu predigen, sollte dann doch imstande sein, richtige Menschen in treu gezeichneter Umgebung auftreten zu lassen.

Basel. A. L. Vischer.

Bücher zum Kaufen und Schenken.

Die Liste schöner Geschenkbücher, welche die Süddeutschen Monatshefte im Dezemberheft ihren Freunden unterbreiten, ist heuer fast noch kürzer als im Vorjahre, weil uns auch heuer nichts ferner liegt als eine Bibliographie, am fernsten eine solche der Neuheiten des Weihnachtsmarktes. Mit Bücherlisten, die selbst wieder so dick sind wie ein Buch, ist dem Suchenden und Unschlüssigen nicht gedient. Wir legen den Nachdruck auf das **Geschenkbuch**: darum empfehlen wir schöne Bücher vor gleichgültig ausgestatteten. Aber Bücher haben oft unverdiente Schicksale: darum nennen wir auch ältere oder bescheidener ausgestattete Werke, wenn wir sie für wert halten besonders gekauft zu werden. Wir verzeichnen sehr wohlfeile und sehr kostbare Bücher: die einen, weil der bescheidene Gabentisch ohne ein Buch ärmlich aussieht; die andern, weil edle Bücher der edelste Luxus sind. J. Hofmiller.

(Die Preise verstehen sich für **gebundene** Bücher. Ist ein Buch in mehreren Einbänden zu haben, so ist der **billigste** angegeben. Die Zahl **vor** dem Verlag bedeutet die Anzahl der Bände, die nach dem Verlag den Preis. Ein * vor dem Titel bedeutet, daß das Buch Novität dieses Jahres, e. k. bedeutet, daß jeder Band einzeln käuflich ist. Jeder Buchhändler legt bereitwillig vor oder läßt die Werke zur Ansicht kommen.)

Die **Bibel** in irgend einer schönen Ausgabe.
Die **Edda** (Diederichs 4.50).
Der Nibelunge Not (Hans von Weber 30); Kudrun (ebenda 27).
Nibelungenlied: mittelhochdeutsch-neuhochdeutsch nebeneinander (2 Tempel 6).
Des Knaben Wunderhorn (3 Insel 40; Auswahl Insel 2).
Der Lindenbaum (Volkslieder) (S. Fischer 2).
Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik (2 Langewiesche-Brandt je 1.80).
Von Rosen ein Kränzelein (Volkslieder) (K. R. Langewiesche 1.80).
Hausbuch deutscher Lyrik (Callwey 3); Balladenbuch (ebenda. 4).
Scholz, Deutsches Balladenbuch (G. Müller 2).
Die bunte Garbe. Deutsche Volkslieder der Gegenwart (Mörike 3.60).
Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder 1500—1900 (Mörike 3).
Der Dom (Geistliche Lieder) (Mörike 2).
Der Zupfgeigenhansl (Alte Volkslieder zur Laute) (Hofmeister 1.50).
Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder (5 A. Francke je 1.25).
Deutsche Studentenlieder zur Gitarre, hrsg. v. Heinrich Scherrer (Hofmeister 8).
Allgemeines deutsches Kommersbuch (Moritz Schauenburg 4).
Kortum, Die Jobsiade (Insel 6).
Die deutschen Volksbücher (Diederichs je 3) nach Handschriften und Drucken des 15. Jahrhunderts: Die sieben weisen Meister; Historia von D. Johann Fausten; Tristan und Isolde; * Eulenspiegel
R. **Benz**, Alte deutsche Legenden (Diederichs 6).
Grimm, Deutsche Sagen (Georg Müller 8; Insel 2; Hesse 2).
Grimm, Märchen (Cotta 5; 2 Insel 10; Georg Müller 10).
Grimmelshausen Simplizissimus (3 Insel 8 mit 4 Radierungen von Klinger).
Musäus, Volksmärchen der Deutschen (5 Bruno Cassirer 16).
Heinrich **Stillings** Jugend (Insel 4).
Goethe: Propyläenausgabe (40 G. Müller je 6.50).
Schiller: Horenausgabe (16 G. Müller je 6.50).
Tempelausgabe (je 3): Goethe 15 B., Schiller 12, Uhland 2, Heine 10, Kleist 5, Mörike 4, Hebel 1.
Goldene Klassikerbibliothek (Bong & Co.): * Arnim (4); Bürger (2); Chamisso (3.50); * Droste (4); Eichendorff (3.50); Hebbel (7.50); * Herder (12): Hoffmann (10); Hölderlin (2.50); Immermann (6); Ludwig (3.50); Mörike (4); Novalis (2); Rückert (6); Stifter (5); Sturm und Drang (5); Tieck (4.50) und fast alle anderen großen Dichter, die 30 Jahre tot sind.
Dünnpapierausgaben des Inselverlags: Goethe, Romane und Novellen (11); Dichtung und Wahrheit (6); Italienische Reise, Kampagne in Frank-

reich usw. (6); Annalen und kleinere autobiographische Schriften (5.50); Dramatische Dichtungen (17.50); Kunstschriften (12); Übersetzungen und Bearbeitungen (6); Faust, Gesamtausgabe (3); Körners Werke (3.50); Schillers Werke (20); Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung (8); Kleinere Schriften (5); Parerga und Paralipomena (9). Jeder Band e. k.

Bücher als Gefährten (Fritz Heyder je 1.50): Faust I; Irrfahrten des Odysseus; Eckermanns Gespräche mit Goethe; Die Leiden des jungen Werther; Kleist, Michael Kohlhaas.

Liebhaber-Bibliothek (Kiepenheuer je 1.50): Jacobsen, Novellen; Andersen, Bilderbuch ohne Bilder; * Saint-Pierre, Paul und Virginie; * Brentano, Novellen; * Pierre Loti, Islandfischer.

Pantheon-Ausgaben (S. Fischer je 3): Brentano, Gedichte; Chamisso, Peter Schlemihl; Droste-Hülshoff, Gedichte; Eichendorff, Gedichte; Goethe, Faust (2); Goethe, Gedichte; Goethe, Italienische Reise (3); Goethe, Torquato Tasso; Goethe, Werthers Leiden; Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen; Hebbel, Gedichte; Heine, Atta Troll und Deutschland; Heine, Buch der Lieder; Heine, Romanzero; Ibsen, Gedichte; Kleist, Käthchen von Heilbronn; Kleist, Michael Kohlhaas; Lenau, Gedichte; Lessing, Nathan; Mörike, Gedichte; Rückert, Gedichte; Schiller, Gedichte; Shakespeare, Hamlet; Shakespeare, Sommernachtstraum; Uhland, Gedichte.

Ameiangsche Taschenbibliothek für Bücherliebhaber (je 1): Droste, Judenbuche; Eichendorff, Taugenichts und Gedichte; Goethe, Faust und Hermann und Dorothea; Briefe der Frau Rath; Liselottens Briefe; Jean Paul, Schulmeisterlein Wuz; Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag; Stifter, Hochwald und Waldsteig; Heine, Buch der Lieder; Aucassin und Nicolette.

Die Bücher der Rose (je 1.80, Langewiesche-Brandt): Alles um Liebe; Vom tätigen Leben (= Goethes Briefe 2 Bd.); Über allen Gipfeln (= Goethes Gedichte); Die Droste; Von Wald und Welt (= Dichtungen und Erzählungen von Eichendorff mit 24 Bildern von Schwind).

Eichendorffs Dichtungen (2 Insel 3).

Kleist, Sämtliche Werke (6 Insel 32); Michael Kohlhaas (Insel 2).

Achim v. Arnims Werke (3 Insel 3).

Brentanos Werke (18 Georg Müller je 8.50).

E. Th. A. Hoffmanns Werke (16 G. Müller je 10).

Otto Ludwig, Gesammelte Schriften (6 Grunow 34).

Hebbel, Säkularausgabe (14 G. Müller je 8).

Mörike, Ausgabe von Maync (3 Bibliogr. Institut 6); Hutzelmännlein; Mozart auf der Reise nach Prag (Insel 4 und 3.50).

Erzählungen und Dramen.

Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung (Cotta 3).

Stifter, Studien (2 Insel 7.50, Amelang 6); Ausgewählte Werke (3 Amelang 10); Bunte Steine (2.50); Erzählungen (3); Der Nachsommer (3).

Keller, Der Grüne Heinrich (3 Cotta 11.40); Die Leute von Seldwila (2, 7.60); Züricher Novellen (3.80); Das Sinngedicht. Sieben Legenden (3.80).

Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke (24 Rentsch e. k. je 6.50).

Heyse, Novellen Auswahl fürs Haus (Cotta 7.50). L'Arrabbiata und andere Novellen (4 50); Buch der Freundschaft (4.50); Kinder der Welt (6.80); Novellen vom Gardasee (3.40); Meraner Novellen (4.50); Im Paradiese (6.80); Unvergeßbare Worte und andere Novellen (4.50).

Storm, Werke (4 Westermann 25; * wohlfeile Ausgabe 5 Bd. 15).

Ebner-Eschenbach, Ausgewählte Erzählungen (3 Paetel 12); Dorf- und Schloßgeschichten (2 Paetel je 5); Das Gemeindekind (4); Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte (2).

François, Stufenjahre eines Glücklichen (2 Insel 8).

C. F. Meyer (Haessel je 5): Der Heilige; Jürg Jenatsch; Versuchung des Pescara; Angela Borgia; Novellen (2 Bd.).

Scheffel, Gesammelte Werke (3 Bong 12); Ekkehard (Bong 6).

Handel-Mazzetti, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr; Jesse und Maria; Die Arme Margaret; *Stephana Schwertner (Kösel je 6).
Raithel, Annamaig (Amelang 5); Herrle und Hannile (1).
Anzengruber, Gesammelte Werke (10 Cotta 30); Der Sternsteinhof; Allerhand Humore; Der Schandfleck (Breitkopf & Härtel je 3.50).
Hoffmann, Das Gymnasium zu Stolpenburg (Paetel 5).
Vischer, Auch Einer (Deutsche Verlagsanstalt 5).
Freytag, Soll und Haben (2 Hirzel 6.75); Die verlorne Handschrift (7.50).
Fontane, Gesammelte Werke. I. Serie: Romane und Novellen (10 Fontane & Co. 40). II. Serie: Gedichte, Autobiographisches, Briefe, Kritiken, Nachlaß (11 ebda. 44). Berliner Romane (3 ebda. 10); Effi Briest (ebda. 7); Poggenpuhls (3); Der Stechlin (7); Vor dem Sturm (Cotta 5); Unwiederbringlich (Cotta 4).
Isolde Kurz, Italienische Erzählungen; Florentiner Novellen (Cotta je 4.50).
Raabe, Chronik der Sperlingsgasse (Grote 4); Hungerpastor (Janke 5); Altershausen (Janke 4); Horacker; Unruhige Gäste; Halb Mär, halb mehr; Die Kinder von Finkenrode (Grote je 4); Pfisters Mühle; Das Horn von Wanza (Janke je 4); Abu Telfan (5); Alte Nester (5); Gesammelte Erzählungen (4 je 5).
Liliencron, Kriegsnovellen (Schuster & Löffler 1.80).
J. V. Widmann, Touristennovellen (Cotta 1.20).
Thomas Mann, Buddenbrooks (2 S. Fischer 6); Tristan (4.50); Königliche Hoheit (6).
Hesse, Peter Camenzind (S. Fischer 4); Unterm Rad (S. Fischer 4.50); Gertrud (Langen 5.50).
Spitteler, Conrad der Leutnant (Diederichs 4); Friedli der Kolderi; Gustav (Albert Müller, je 3).
Ernst Zahn, Gesammelte Erzählungen (10 Deutsche Verlagsanstalt 25); Die da kommen und gehen; Einsamkeit; *Was das Leben zerbricht (ebda. je 4.50).
Heer, König der Bernina; An heiligen Wassern; Joggeli; Wetterwart (Cotta je 4.50).
Eyth, Hinter Pflug und Schraubstock (Verlagsanstalt 5); Der Kampf um die Cheopspyramide (2 Winter 8).
Wildenbruch, Gesammelte Werke in 17 Bänden (in Subskription G. Grote je 5): Band I Novellen, II Romane.
Federer, Berge u. Menschen (Grote 6); Lachweiler Geschichten (4.50); *Pilatus (4).
Frenssen, Der Untergang der Anna Hollmann (Grote 3); Jörn Uhl (5); Peter Moors Fahrt nach Südwest (3); Klaus Hinrich Baas (6).
Leander, Träumereien an französischen Kaminen (Breitkopf & Härtel 3).
Rodenberg, *Die Grandidiers (Volksausgabe, Verlagsanstalt 5).
Voß, *Daniel der Konvertit (ebda 5).
Anna Schieber, Alle guten Geister (Salzer 5).
Ludwig Thoma (alles Langen): Andreas Vöst (4); Lausbubengeschichten (4); Kleinstadtgeschichten (4); Agricola (5); Der Wittiber (5.50); Hochzeit (3); Der heilige Hies (5).
Bartsch (alles Staackmann): Zwölf aus der Steyermark (6); Die Haindlkinder (5); Vom sterbenden Rococo (4.50); Bittersüße Liebesgeschichten (5); Elisabeth Kött (5); Das deutsche Leid (6.50); *Schwammerl (5).
Reinhart, Heimwehland (Wiegandt & Grieben 4).
Rosegger, Schriften: 3 Serien (Staackmann); Serie I und II (15 Bände 45); Serie III (10 Bd. 38); auch e. k.; *Heimgärtners Tagebuch (5).
Ricarda Huch, Erinnerungen von Daniel Ursleu (Cotta 5).
Ruederer, Ein Verrückter (Südd. Monatshefte 4.50); Tragikomödien (6.50); Das Grab des Herrn Schefbeck (2.60); *Gesammelte Dichtungen (28.50).
Hermann Kurz, Die Guten von Gutenburg (Südd. Monatsh. 4.50); Schartenmättler (Wiegandt & Grieben 4); Stoffel Hitz (ebda. 4).
Walther Siegfried, Tino Moralt (2 Meyer & Jessen 7).
Möschlin, Die Königsschmieds (Wiegandt & Grieben 5.50).
Grethe Auer, Aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant (Verlagsanstalt 6).
Gerhart Hauptmann, *Gesammelte Werke (S. Fischer 20); *Atlantis (6.50).
Arthur Schnitzler, *Gesammelte Erzählungen (S. Fischer 13).

Supper, Holunderduft (Südd. Monatsh. 4.50); Da hinten bei uns; Leut' (Salzer je 3); Lehrzeit (Verlagsanstalt 5); *Die Mühle im kalten Grund (Salzer 4).
Emil Strauß, Freund Hein (S. Fischer 5); Kreuzungen (1); Engelwirt (1), Der nackte Mann (5).
Ompteda, Sylvester von Geyer (Fleischel 12); Cäcilie von Sarryn (12); Eysen (12).
Munk, *Die unechten Kinder Adams (Insel 6).
Seidel, *Der Garten des Schuchan (Insel 6).
Helene Raff, *Der Findling vom Arlberg (Südd. Monatsh. 4.50).
Herders Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen (12 Herder, je 2.50).
Die Bibliothek der Romane (Insel, je 3):
Alexis, Hosen des Herrn von Bredow; François, Die letzte Reckenburgerin; *François, Frau Erdmuthens Zwillingssöhne; Jacobsen, Frau Marie Grubbe; Jacobsen, Niels Lyhne; Murger, Die Boheme; Scott, Ivanhoe; Scott, Talisman; Turgenjew, Väter und Söhne; De Coster, Ulenspiegel und Lamma Goedzack; Defoe, Robinson Crusoe; *Dostojewski, Schuld und Sühne; *Flaubert, Frau Bovary; *Flaubert, Salambo; *Gotthelf, Uli, der Knecht; Thackeray, Henry Esmond; *Tieck, Vittoria Accorombona; *Tillier, Mein Onkel Benjamin; *Tuti-Nameh, Das Papageienbuch; *Weigand, Die Frankenthaler.
O. Wilde, Erzählungen und Märchen (Insel 3).
Irische Elfenmärchen (Piper 3).
S. Fischers Bibliothek Zeitgenössischer Romane (je 1); Björnson, Mary; Fontane, L'Adultera; Fontane, Cecile; Fontane, Frau Jenny Treibel; Fontane, Irrungen, Wirrungen; Hesse, Unterm Rad; Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann; Schaffner, Die Erlhöferin; Strauß, Der Engelwirt; Strauß, Kreuzungen.
Ernst Rowohlts Drugulindrucke: Platen, Sonette an Freunde (2); Baudelaire, *Les Fleurs du Mal* (8); Anakreontische Oden und Lieder (3); Goethe, Iphigenie (3.80); Kleist, Anekdoten (2); Prévost, *Manon Lescaut* (6.50); Goethe, Tasso (3.80); Platen, Venezianische Sonette (2); Briefgedichte des jungen Goethe (2.80); Verlaine, *Vers* (12); Shakespeare, *Sonnets* (3.80).
Tauchnitz-Edition in Geschenkbänden (je 2.20): alle bedeutenden englischen Schriftsteller; von neuesten Autoren: Fitzgerald, *The Rubayat of Omar Khayam;* Swinburne, *Atalanta in Calydon und Lyrical Poems;* Wilde, Salome; Hearn's Japanbücher (7 Bände); Lee, *Hortus Vitae;* Ruskin (7 Bände); Wilde, *De Profundis;* Alcott, *Little Women* (2 Bände); Wilde, *The Picture of Dorian Gray;* Wilde, *The House of Pomegranates;* Wilde, *The Happy Prince.*
Tausend und eine Nacht in Auswahl (4 Insel 16).
Dante italienisch und deutsch nebeneinander (4 Herder 18).
Boccaccio, Dekamerone (2 Insel 10).
Cervantes, Don Quixote (3 Insel 14; 4 Trübner 14).
Cervantes, Novellen (2 Insel 10).
Lesage, Gil Blas (2 Insel 12).
Rabelais übersetzt von Regis (2 G. Müller 15).
Shakespeare übersetzt von Gundolf (7 Bondi, je 7.50).
Dickens Werke (Insel je 6): Copperfield, Raritätenladen, Pickwickier, *Chuzzlewit.
Thackeray, Jahrmarkt der Eitelkeit; Geschichte von Pendennis (je 3 Georg Müller, je 18); *Esmond (Insel 3).
Flaubert, Frau Bovary (Insel 3); Der Roman eines junges Mannes (Bruno Cassirer 6); Salambo (Insel 3); Gesammelte Werke (10 Bruns, 4 bis 6 e. t.).
Tillier, Mein Onkel Benjamin (Hans von Weber 6, Insel 3).
Balzacs Werke (Insel, je 5): Birotteau; Chagrinleder; Aus der napoleonischen Sphäre; Eugenie Grandet; Frau von dreißig Jahren; Tante Lisbeth; Vater Goriot; Verlorene Illusionen (2 Bd.).
Daudet, *Tartarin von Tarascon. Mit Zeichnungen von Preetorius (Mundt & Blumtritt 1.90.)
Tolstoi, Anna Karenina (3 Diederichs 15); Krieg und Friede (4 Diederichs 16); Auferstehung (2 Diederichs 8).
Mereschkowsky, Lionardo da Vinci (Piper 5, Schulze & Co. 3).
Blasco Ibañez, Die Arena (Südd. Monatsh. 4.50).

Fogazzaro, Der Heilige; Leila (beides G. Müller 6.50).
Deledda, Efeu (Paetel 5); Bis an die Grenze; Ehrliche Seelen; * Heimweh (Südd. Monatshefte, je 4.50); *Liebe (Langen 6).
Alcott, Kleine Frauen (Grunow 6).
Ibsen, Werke (5 S. Fischer 15).
Björnson, Werke (5 S. Fischer 15).
Lagerlöf, *Werke (10 Langen 35).
Pontoppidan, Hans im Glück (2 Insel 10); Der alte Adam (Südd. Monatshefte 4.50); Das gelobte Land (Diederichs 6).

Antike Literatur:

Homers Odyssee nach der Ausgabe von 1781 (Cotta 5);
Homers Odyssee * neu übersetzt von R. A. Schröder (Insel 3).
Griechische Anthologie (Piper 3).
Griechische Tragödien übersetzt von Wilamowitz—Möllendorff (Einzelausgaben bei Weidmann 1 bis 1.20).
Aischylos, Orestie, übertragen von Vollmöller (S. Fischer 2).
Sophokles Antigone (Insel 0.50).
Platon, Verteidigung des Sokrates und Kriton (Insel 0.50).
Epiktet, Handbüchlein der Moral (Kröner 1).
Mark Aurel, Selbstbetrachtungen (Kröner 1; Diederichs 4.50). Die schönsten deutschen Ausgaben von Herodot, Plutarch, Lukian u. a. sind bei G. Müller erschienen.

Vorbereitung auf und Erinnerung an Italien:

P. D. Fischer, Italien und die Italiener (Jul. Springer 7).
Corrado Ricci, Geschichte der Kunst in Norditalien (ebda. 6).
Zacher, Römisches Volksleben der Gegenwart (ebda. 4); Was die Campagna erzählt (2 Neuer Frankfurter Verlag je 3).
In der Sammlung „Berühmte Kunststätten" (E. A. Seemann 3—4) erschienen: Vom alten Rom, Venedig, Rom in der Renaissance, Pompeji, Siena, Ravenna, Pisa, Bologna, Florenz, Verona, Sizilien (2 Bde.), Padua, Mailand, Neapel (2 Bde.), Genua, Mantua, Assisi, Römische Campagna, Viterbo und Orvieto.
In der Sammlung „Stätten der Kultur" (Klinkhardt & Biermann 3) erschienen: Neapel, Umbrische Städte, Sizilien, Urbino, Mailand.
Bei Tauchnitz (je 1.60): Lee, *Genius Loci*; Lee, *The Spirit of Rome*; Symonds, *Sketches in Italy*; Symonds, *New Italian Sketches*; Bagot, *The Lakes of Northern Italy*; Bagot, **My Italian Year*; Bagot, **The Italians of to-day*; Ruskin, *Mornings in Florence*; Ruskin, *St. Mark's Rest*; Ruskin, *The Stones of Venice* (2 Bde.).
Jakob Burckhardt, Der Cicerone (4 E. A. Seemann 16.50); auch Abdruck der Urausgabe.
Stendhal, Römische Spaziergänge (Diederichs 9.50); Reise in Italien (ebda. 9.50).
Taine, Reise in Italien (2 Diederichs je 6).
Vischer, Briefe aus Italien (Südd. Monatshefte 3.50).
Steinitzer, Aus dem unbekannten Italien (Piper 4.80).
Hehn, Italien (Bornträger 7.50); Reisebilder aus Italien und Frankreich (Cotta 4).
Karl von Hase, Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte (Breitkopf & Härtel 5.50).
Steinmann-Gerstfeld, Pilgerfahrten in Italien (Klinkhardt & Biermann 7.50).
Gregorovius, Wanderjahre in Italien (5 Brockhaus je 6.50); Dasselbe, * Volksausgabe und Auswahl (2 Bde. 8); Grabdenkmäler der Päpste (ebda. 4).
Moderner Cicerone (Union, Deutsche Verlagsanstalt): Venedig (4.50); Florenz (4.50); Mailand (5); Antikes Rom (6); Rom der Renaissance (4.50); Roms Umgebung (2.50).
Vogel, * In der Stadt der Lagunen (Goethes Aufenthalt in Venedig) (Klinkhardt & Biermann 5.20).
Goethes Tagebuch der italienischen Reise (Bard 3.50); Goethes Briefe aus Italien (Bard 4.50).
Vogel, Aus Goethes römischen Tagen Seemann 9).

Gobineau, Die Renaissance (Trübner 6.50 u. Reclam 1.50; franz. Orig. bei Plon 6).
Jörgensen, Franz von Assisi (Kösel 4).
Velhagens illustrierte Monographien (je 4): Florenz, Venedig.
Baisermann, Dantes Spuren in Italien (Oldenbourg 10).
Preconi, Italienischer Sommer (Zürich, Rascher & Co. 5).
Vernon Lee, Genius Loci (Diederichs 4).
Kohlrausch, Deutsche Denkstätten in Italien (Rob. Lutz 7).
Paul Stefan und Ernst Diez, Umbrien (Wien, Hugo Heller 2.50).
Gnoli, *Have Roma: Chiese, Monumenti, Case, Palazzi, Piazze, Fontane, Ville* (Rom, Walter Modes 6).
Isolde Kurz, Die Stadt des Lebens (Florenz) (Cotta 5).
The Mediaeval Town Series (London, Dent & Co. 4—5): Assisi, Ferrara, Florenz, Perugia, Rom, Siena, Verona, Venedig (in engl. Sprache).
Schubring, Die Sixtinische Kapelle (Rom, Frank & Co. 4).
Lanciani, Das Forum Romanum (ebda. 4).
Noack, Die Römische Campagna (ebda. 10); Das deutsche Rom (ebda. 10); Italienisches Skizzenbuch (2 Cotta 8); Deutsches Leben in Rom 1700—1900 (Cotta 6).
Theodor Birt, Unterhaltungen in Rom (Cotta 4).
Richard Voß, Du mein Italien! (Cotta 4.50).
Französische Italienliteratur: Brosses, *Lettres Familières écrites d'Italie en 1739 et 1740 (Librairie Académique, Paris)*; Stendhal, *Promenades dans Rome*; Taine, *Voyage en Italie* (2 Bde); Maurel, *Petites Villes d'Italie* (3 Bde.); Maurel, *Un mois à Rome*; Schneider, *Rome*; Schneider, *L'Ombrie*; Bourget, *Sensations d'Italie*; Grandgeorge, *Toscane et Ombrie*; Faure, *Heures d'Italie* (2 Bde.); L'Hopital, *Italica*; Renard, *Dans la lumière de Rome* (der Band durchschnittlich 3.50 Frcs.).
L'Italia Artistica (Bergamo, je 3 ½ bis 5): fast alle bedeutenden italienischen Kunststätten.
L'Italia Monumentale (bei Hoepli, je 1): Mailänder Dom, Certosa, Römische Kirchen (2), St. Peter, San Marco, Dom von Siena, Via Appia usw.
B. H. Bourgeois, *Impressions artistiques et archéologiques à Florence* (Florenz, Seeber 3.50 Frcs.)
Hénard, **Sous le ciel vénitien (Paris, Lucien Laveur* 10 Frcs.): *la ville, la lagune, la campagne.*
*Florenz in der Dichtung von Dante bis Goethe (Berlin, Wiegandt & Grieben 2.20).
Ewald Hause, Der Tourist am Gardasee (Innsbruck, Edlinger 1).
Kistler, Der Gardasee (Brüder Rosenbaum 4).
Widmann, Du schöne Welt. Wanderungen in der Schweiz und Italien (Frauenfeld, Huber 3.50); Spaziergänge in den Alpen (ebda 5); Jenseits des Gotthard (4); Sommerwanderungen und Winterfahrten (4.80); Calabrien, Apulien und oberitalienische Seen (3.60); Sizilien und andere Reisen mit Brahms (4).
Walter Pater, Die Renaissance (Diederichs 8).
Liefmann, *Kunst und Heilige (Diederichs 7.50).
Das Leben des Benvenuto Cellini (2 Rob. Lutz 12).
Hans Barth, Osteria. Führer durch Italiens Schenken vom Gardasee bis Capri (Stuttgart, Julius Hoffmann 3 M.).

Bildende Kunst, Städte und Landschaften usw.

Die Kunst in Bildern (Diederichs je 6). Altdeutsche Malerei, Frührenaissance der italienischen Malerei, Altniederländische Malerei.
Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben (Deutsche Verlagsanst.): Raffael 8, Rembrandts Gemälde 14, Tizian 8, Dürer 10, Rubens 12, Velasquez 7, Michelangelo 6, Rembrandts Radierungen 8, Schwind 15, Correggio 7, Donatello 8, Uhde 10, van Dyck 15, Memling 7, Thoma 15, Mantegna 8, Rethel 9, Fra Angelico 9, Liebermann 10, Holbein d. J. 9.
Kunstwart-Mappen (Callwey): Böcklin (1.50); Böhle (6); Dürer (3); Feuerbach (12); Grünewald (2.50); Haider (6); Liebermann (10); Millet (5); Prellers Ilias (2.50); Prellers Odyssee (3); Rembrandt (2 je 3); Rethels Totentanz (1.50); Richter (4 je 1.50); Schwind (4 je 1.50); Spitzweg (2.50); Thoma (12); Uhde (10); Welti (6).

Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen (3 Leipzig 1898, 43.50); Velasquez und sein Jahrhundert (2 Bonn 1888, 44); Murillo (Leipzig 1892, 6); Michelangelo (Grote 20).

Voll, Vergleichende Gemäldestudien (2 Georg Müller e. k. je 9); Die Altniederländische Malerei (2 Zeitler 16); Führer durch die Alte Pinakothek (Südd. Monatshefte 4.50); *Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. I. Bd. (Ebda. 10).

V. von Loga, Goya (Grote 24).

Karl Scheffler, Paris (Insel 12).

Meier-Gräfe, Spanische Reise (S. Fischer 12).

Berühmte Kunststätten (Seemann 3—4): Nürnberg, Paris, Brügge und Ypern, Prag, Konstantinopel, Moskau, Cordoba und Granada, Gent und Tournai, Sevilla, Straßburg, Danzig, Kairo, Augsburg, Hildesheim und Goslar, Braunschweig, Sankt Petersburg, Versailles, München, Krakau, Köln, Athen, Riga und Reval, Berlin, Soest, Dresden, Naumburg und Merseburg, Trier, Brüssel, Toledo, Regensburg, Münster, Würzburg; außerdem die vorhin verzeichneten italienischen Städte.

Stätten der Kunst und Kultur (Klinckhardt & Biermann je 4): Berlin, Frankfurt a. M., Bremen, Rothenburg, Leipzig, Danzig, Luzern, Wien, Lübeck, Altholland, Köln, Granada, Weimar, Dresden, Sanssouci, Algerien, Augsburg, Rostock und Wismar, Hermannstadt, Toledo, Brüssel, Braunschweig (vergleiche auch die Rubrik Italien).

Duret, Die Impressionisten (Bruno Cassirer 25).

Tschudi, Manet (ebda. 4.50).

Mayr, Leibl (ebda. 22).

Liebermann, Degas (ebda. 2.50); Israels (ebda. 2).

Delacroix, Mein Tagebuch (ebda 4.50).

Loewy, Die griechische Plastik (2 Klinckhardt & Biermann 6).

Michaelis, Ein Jahrhundert archäologischer Entdeckungen (Seemann 8).

Lafkadio Heärns, Das Japanbuch (Rütten & Loening 2.80); Japanbücher (ebda. je 7): Kokoro, Lotos, Izumo, Kyuschu, Kwaidan, Buddha.

Franck, *Als Vagabund um die Erde (Rütten & Loening 8).

Wölfflin, Die klassische Kunst (Bruckmann 9).

Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien (Neff 12).

Hans Thoma, 2 Hefte; Hans Thoma und seine Weggenossen; Steinhausen; Leibl; Segantini; Uhde; Rethel; Steppes; Vom Heiland; Kalckreuth; Millet; Liebermann (Jos. Scholz je 1).

Die Welt des Schönen: Griechische Bildwerke; Der stille Garten; Bilder aus Italien; Deutsche Plastik des Mittelalters; Deutsche Dome; Michelangelo (Rob. Langewiesche, je 1.80).

Velhagen & Klasings Monographien (3—4): Berlin und Mark, Dresden und sächsische Schweiz, Riesengebirge, Ostseeküste, Nordsee, Harz, Thüringen, Lüneburger Heide, Weserbergland, Rhein, Franken, Vogesen, Schwarzwald, Bayrisches Hochland, Tirol, Schweiz, Norwegen, Riviera, Oberitalienische Seen, Rom und Campagna, Neapel und Sizilien, Palästina.

Künstlermonographien (Velhagen & Klasing, 3 bis 4): fast jeder bedeutende Künstler des Mittelalters, der Renaissance, des 17. und 18. und 19. Jahrhunderts ist vertreten.

*Die schöne deutsche Stadt (Piper, je 1.80): Mitteldeutschland; Süddeutschland.

Werke von Wilhelm Busch: 50 Bilderbogen (Braun & Schneider 6.60); Die Honigdiebe (1.50); Kunterbunt (2 ebda., je 3); Max und Moritz (ebda. 3); Schnaken und Schnurren (3 je 2.50); Schnurrdiburr (3); Hans Huckebein; Die kühne Müllerstochter (Deutsche Verlagsanstalt je 3); Humoristischer Hausschatz (Bassermann 20); Die fromme Helene, Abenteuer eines Junggesellen, Fips der Affe (ebda. je 1.80); Herr und Frau Knopp, Julchen, Haarbeutel, Bilder zur Jobsiade, Der Geburtstag, Dideldum, Plisch und Plum, Balduin Bählamm, Maler Klecksel, Pater Filucius (ebda. je 1.25); Kritik des Herzens, Eduards Traum, Der Schmetterling (ebda. je 2); Zu guter Letzt (ebda. 3); Hernach (Lothar Joachim 5); Schein und Sein (ebda. 3); Hermann, Adolf und Otto Nöldeke: Wilhelm Busch (ebda. 10); Kunterbunt (Braun & Schneider 5).

Oberländer-Album (12 Braun & Schneider, je 5).
Münchener Bilderbogen (50 Braun & Schneider, je 3.40, koloriert 5.20).

Für die Jugend:

Pocci, Lustiges Komödienbüchlein (2 Insel 10).
Cooper, Lederstrumpferzählungen (5 Paul Cassirer, je 3.80: Wildtöter, Der letzte Mohikaner, Pfadfinder, Ansiedler, Prärie; die einzigen guten Übersetzungen!)
Pocci, Sämtliche Kasperlkomödien (Etzold & Co.).
Gjems-Selmer, Die Doktorsfamilie im hohen Norden; Als Mutter klein war; Damals (alles Etzold, je 2).
Ehrencran-Kidde, * Mieze Monbergs große Tage (Merseburger 3).
Andersen, Märchen (2 Insel 12; Hans von Weber 6).
Hauff, Märchen (Insel 6).
Asbjörnson, Nordische Volks- und Hausmärchen (Langen 10; einzeln je 3.50).
Schwab, Sagen des klassischen Altertums (2 Insel 8).
Sperl, Die Söhne des Herrn Budiwoj (Beck 6); Die Fahrt nach der alten Urkunde (Beck 2.80); Hans Georg Portner (Deutsche Verlagsanstalt 5).
*Die Mainzer Volks- und Jugendbücher (Jos. Scholz, je 3): bis jetzt 20 Bände historischer Erzählungen.
Münchner Bilderbücher (von Braun, Pocci, Busch und anderen), 36 Bändchen (Braun & Schneider, zwischen —.80 bis 1.50).
Jugendblätter, gegründ. v. Isab. Braun 1867—1899 (Braun & Schneider, je 2.60).
Stieler, Kinderheimat in Liedern (München, Dietrich 4).
Schaffsteins Volksbücher: bis jetzt 89 Bände zwischen 1 und 2 Mark; Schaffsteins Blaue Bändchen (Erzählungen) und Schaffsteins Grüne Bändchen (Geschichte, Geographie, Natur) (je 16 Bändchen je —.30).
Johanna Spyri, Heidis Lehr- und Wanderjahre; Heidi kann brauchen was es gelernt hat (Perthes, große Ausgabe 3.60, kleine Ausgabe 2.40).
Ebner-Eschenbach, Ein Buch für die Jugend (Paetel 1).
Jahn, Erzählungen aus den Bergen für die Jugend (Deutsche Verlagsanstalt 1).
Kopisch, * Allerlei Geister (Gedichte und Erzählungen in Auswahl, Mörike 3).
*Josef Scholz' Unzerreißbare Anschauungsbücher für die Kleinsten (2 und 3); Hans Thoma, A-B-C-Bilderbuch (5).
*Tagebuch eines bösen Buben (Delphinverlag 4).
*Scholz' Künstler-Bilderbücher (je 1): 11 Bändchen je ein deutsches Märchen.
*Scholz' Vaterländische Bilderbücher (je 1): Zehn Jahre deutscher Not (1803—12); Frühling und Freiheit (1813); Nach Frankreich hinein (1814/15); Friedrich der Große (2 Bd.). Auch Band 1—3, und 4 und 5 zusammengebunden (3; 2).
Das schwarze Bilderbuch (Mörike 4).
Die Fahrt ins Wunderbare (Mörike 2.80).
Fremdsprachliche illustrierte Jugendbücher (Winter, je 1): *Contes de Fées*, Robinson Crusoe, Robin Hood, *Stories from Shakespeare, Gulliver's Travels, Récits du Moyen-âge.*
Gerlachs Jugendbücherei (Gerlach & Wiedling, je 1.50): Grimm (4 Bdchn.), Bechstein, Wunderhorn, Eulenspiegel, Eichendorff, Reineke Fuchs, Lenau, Musäus (2 Bdchn.), Kopisch, Hebel, Andersen (2 Bdchn.), Stifters Bergkrystall, Münchhausen, Nibelungen, Schildbürger, Uhland.
*Jungdeutschland-Bücherei (Spamer je 4.50): Alexis, Isegrimm; Geißler; Der Junge, der eine Schlacht gewann.

Dichtungen.

Keller, Gedichte (2 Cotta, je 3.80).
Hofmannsthal, Gedichte und Kleine Dramen (Insel 3); Alkestis (Insel 3); *Tod des Tizian; Idylle (Insel —.50).
Rudolf A. Schröder, * Elysium. Gesammelte Gedichte (Insel 6).
Dehmel, Hundert Ausgewählte Gedichte (S. Fischer 5).
Spitteler, Olympischer Frühling (Diederichs 9.50).

Fontane, Gedichte (Cotta 6).
Heyse, Gedichte (Cotta 5); Neue Gedichte (Cotta 6.20); Novellen in Versen (2 Cotta, je 4.50).
C. F. Meyer, Gedichte (Haessel 5); Huttens letzte Tage (Haessel 4).
Greif, Gedichte (Amelang 5).
Liliencron, Ausgewählte Gedichte (Schuster & Löffler 2 und 5).
*Liliencron, Gesammelte Werke, herausgegeben von Dehmel (8 Schuster & Löffler, je 6 e. k.)
Hertz, Gesammelte Dichtungen (Cotta 7); Spielmannsbuch (Cotta 8.50).
*Weigand, Der verschlossene Garten (Insel 5).
Stefan George: Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal; Die Bücher der Hirten und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten; Das Jahr der Seele; Der Teppich des Lebens und die Lieder vom Traum und Tod (Bondi, je 4.50); Der Siebente Ring (Bondi 6).
Traum und Leben. Gedichte einer Frühvollendeten (Südd. Monatshefte 5.50).
Anna Hilaria von Eckhel. Tagebuch einer Dorfschullehrerin (Südd. Monatshefte 3).
Widmann, Der Heilige und die Tiere (Huber in Frauenfeld 4); Maikäferkomödie (ebda. 3.20).
**Antologia di Poesie Italiane* (Teubner 3).
**Joli tambour* (Französische Volkslieder; Borngräber 6).
Petite Anthologie des Poètes français (Nelson 1).
Les cent meilleurs poèmes de la langue française; The hundred best Poems in the English Language; Le cento migliori liriche (Wilhelm Welcher, je —.75).

Von und über Goethe.

Goethes Werke im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt (6 Insel 6).
2 Mark-Bände des Insel-Verlags: Aus Goethes Tagebüchern, Briefe an Frau von Stein, Briefe von Goethes Mutter, Goethes Sprüche in Prosa, Goethes Sprüche in Reimen.
Vogel, *Goethes Aufenthalt in Venedig (Klinkhardt & Biermann 5.20).
Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre (ebda. 4.50); Traumann, Goethe, Der Straßburger Student (ebda. 6.30; beide zusammen 10).
Bodes Goetheschriften (Mittler & Sohn): Der fröhliche Goethe (3), Goethes Lebenskunst (4), Goethes bester Rat (1.80), Goethes Gedanken (8), Goethes Leben im Garten am Stern (5).
Briefe an Frau von Stein (3 Insel 10, 3 Diederichs 12).
Briefwechsel mit Marianne von Willemer (Insel 5).
*Briefe an Auguste zu Stolberg (Insel —.50).
Gedanken aus Goethes Werken. Gesammelt von Hermann Levi (Bruckmann 3.50).
Hehn, Über Goethes Gedichte (Cotta 6).
Goethe im Gespräch (Insel 6).
Gespräche mit Eckermann (Insel 5, Diederichs 6, Brockhaus 8).
Goethes Tagebuch der Italienischen Reise (Bard 3.50).
Goethes Briefe aus Italien (Bard 4.50).
Julius Vogel, Aus Goethes römischen Tagen (Seemann 9).
*Der junge Goethe (6 Insel 36).
Hermann Grimm, Goethe (Cotta 10).
R. M. Meyer, Goethe (Ernst Hofmann 8.40).
*Traumann, Goethes Faust (Beck 6).
Goethe und seine Freunde im Briefwechsel (3 Bondi, je 7.50).
Goethe, Dichtung und Wahrheit (M. Mörike 2).
Goethes Ausgewählte Gedichte. In chronologischer Folge mit Anmerkungen von O. Harnack (Vieweg 3).
*Goethes Liebesgedichte (Insel 3).
Goethes Kleinere Aufsätze. Herausgegeben von W. von Seydlitz (Bruckmann 3.50).

Geschichte, Biographie, Memoiren und dergleichen.

Augustinus, Bekenntnisse (Herder 3).
H. St. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts (2 Bruckmann 7.20).
Walter Pater, Die Renaissance (Diederichs 8).
Treitschke, Bilder aus der deutschen Geschichte. Ausgewählte Schriften; (je 2 Hirzel, je 6).
Klein, Fröschweiler Chronik: Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870 (Beck 10 und 2.80).
Karl Friedrich von Klödens Jugenderinnerungen (Insel 3).
Robert von Hornstein, Memoiren (Südd. Monatshefte 6.50.)
Hensel, Die Familie Mendelssohn (2 Reimer 7.50).
Paulsen, Aus meinem Leben (Diederichs 4).
*Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein (Insel —.50).
Oskar Jäger, Deutsche Geschichte (2 Beck 15).
Bielschowsky, Goethe (Beck 14).
Karl Berger, Schiller (Beck 14).
Max J. Wolff, Shakespeare (Beck 12); Molière (Beck 10).
Kronenberg, Kant (Beck 4.80).
Roman Wörner, Ibsen (Beck 18).
Bettelheim, Beaumarchais (Beck 10).
David Friedrich Strauß, Voltaire (Kröner 1).
Kühnemann, *Herder (Beck 9).
J. Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien (2 E. A. Seemann 12.50); Die Zeit Constantins des Großen (Seemann 8); Griechische Kulturgeschichte (Spemann 44).
Bismarck, Gedanken und Erinnerungen (Cotta, Volksausgabe 5; Auswahl mit Anmerkungen 1.80).
Bismarck, *Vier Reden zur äußern Politik (Insel 0.50); Bismarckreden 1847—1895 in Auswahl (Cotta 6.75).
Heyck, Bismarck (Velhagen 4).
Lenz, Geschichte Bismarcks (Duncker & Humblot 9.60).
Egelhaaf, Bismarck (Krabbe 8).
Heyse, *Jugenderinnerungen und Bekenntnisse (2 Cotta, je 3.40).
Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit (4 Hirzel 33.75).
Gobineau, *La Renaissance* (Paris, Plon 6; Deutsch b. Trübner 6.50).
Reinhold Koser, Friedrich der Große (Cotta 7.50).
K. Th. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reichs (2 Cotta 20).
Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur (Bibl. Institut 17).
Jörgensen, Der heilige Franz von Assisi (Kösel 4).
Karl von Hase, Ideale und Irrtümer (Breitkopf & Härtel 6.50).
Rosen, In der Fremdenlegion (Robert Lutz 6).
Spencer, Autobiographie (2 ebda. 16).
Magister Laukhards Leben und Schicksale (2 ebda. 13).
Rosen, *Der deutsche Lausbub in Amerika (ebda. 6).
Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken (Duncker & Humblot 7).
Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Hesse 2).
K. Ph. Moritz, *Anton Reiser (Mörike 2).
Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers (Hesse 3).
L. E. Grimm, Erinnerungen aus meinem Leben (Hesse 3).
Velhagen & Klasings illustrierte Monographien (je 4): Pharaonen, Ninive und Babylon, Alexander d. Gr., Römer in Deutschland, Augustus, Kreuzzüge, Florenz, Buchdruckerkunst, Wiedertäufer, Älteres deutsches Bürgertum, Luther, Maximilian I., Elisabeth von England, Hansa, Demetrius, Wallenstein, Venedig, Der Große Kurfürst, Wilhelm von Oranien, Friedrich I., Friedrich d. Gr., Maria Theresia, Lübeck, Mirabeau, Napoleon, Deutsche Erhebung, Vereinigte Staaten, Japan, Bismarck, Kaiser Wilhelm I.
Kulturgeschichtliche Monographien (ebda, je 4): Wein, Karikatur, Jagd, Exlibris, Weihnachten, Porzellan, Moderne Malerei, Frauenschönheit, Tanz, Moderne Plastik, Wohnung, Landschaft, Reklamekunst, Fächer, Kupferstich, Holzschnitt, Kostüm.

Literaturgeschichte, Essays:

Scherer, Geschichte der deutschen Literatur (Weidmann 10).
Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (2 Bibliogr. Institut 20).
F. X. Kraus, Dante (Grote 32).
Karl Federn, Dante (E. A. Seemann 4).
Bassermann, Dantes Spuren in Italien (Oldenbourg 10).
Alfred Biese, Deutsche Literaturgeschichte (3 Beck 16.50).
Wülker, Geschichte der Englischen Literatur (2 Bibliogr. Institut 20).
Wiese-Percopo, Geschichte der Italienischen Literatur (Bibliogr. Institut 16).
Suchier-Birch Hirschfeld, Geschichte der Französischen Literatur (Bibl. Institut 16).
Lindemann, Geschichte der Deutschen Literatur (Herder 13).
Hillebrand, Zeiten, Völker und Menschen (7 Teubner je 5).
Harden, Köpfe (2 e. k. 6.50 u. 8).
Rudolf Kaßner, Die Mystik, die Künstler und das Leben (Diederichs 6).
Gundolf, *Shakespeare und der deutsche Geist (Bondi 9).
Treitschke, *Die Freiheit (Insel 0.50).
Carl Spitteler, Lachende Wahrheiten (Diederichs 4).
Otto Gildemeister, Essays (2 Cotta 14).
Ludwig Speidel, Persönlichkeiten; Wiener Frauen; Heilige Zeiten; Schauspieler (alles Meyer & Jessen, je 4).
Wilhelm Weigand, *Stendhal und Balzac (Insel 6).
Weigand, Der Abbé Galiani (G. Müller 3); * Montaigne (ebda. 6).
Alfred Kerr, Das Neue Drama (S. Fischer 6).
* Kürnberger, Literarische Herzenssachen (G. Müller 7.50).
Robert Saltschik, Genie und Charakter: Shakespeare, Lessing, Schopenhauer, Wagner (Ernst Hofmann 3.50); Deutsche Skeptiker: Lichtenberg, Nietzsche (ebda. 6); Französische Skeptiker: Voltaire, Mérimée, Renan (ebda. 6.50).
Lady Blennerhassett, Frau von Staël (Paetel 37); Talleyrand (14); Kardinal Newman (9); Streiflichter (Essays) (9).
Federn, Essays zur amerikanischen Literatur (Hendel 1).

Musiker:

Wagner, Mein Leben (2 Bruckmann 25).
Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen (12 Volksausgabe, Breitkopf & Härtel 16.50).
Auswahl aus Wagners Schriften (Insel 2).
Rudolf Louis, Anton Bruckner (Georg Müller 7); Die deutsche Musik der Gegenwart, *Volksausgabe (Georg Müller 4).
Max Steinitzer, Musikalische Strafpredigten (Südd. Monatshefte 3.50).
Schumann, Dichtungen und Briefe (Insel 2).
Beethovens Briefe, Mozarts Briefe (Insel 2).
Beethovens sämtliche Briefe (Hesse & Becker 4).
Chamberlain, Richard Wagner (Bruckmann 10).
Jahn, Mozart (2 Breitkopf & Härtel 33).
Dahms, Schubert (14); Bekker, Beethoven, *Volksausgabe (12) (beides Schuster & Löffler).
Spitta, J. S. Bach (2 Breitkopf & Härtel 33).
Hehemann, Max Reger (Piper 4).
Graeflinger, Anton Bruckner (Piper 7).
Riemann, Musikgeschichte in Beispielen (E. A. Seemann 12).

Briefe:

Briefe des Abbé Galiani (2 Georg Müller 20).
Liebesbriefe der Lespinasse (Georg Müller 15).
Briefe eines Unbekannten: Alexander de Villiers (2 Insel 12).
Briefe Napoleons (3 Robert Lutz 21).
Martin Luthers Briefe (2 Insel 12).

Briefe des jungen Schiller (Insel 2).
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (2 Diederichs 8).
Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin (Cotta 8; * Volksausgabe in Auswahl 2).
*Vom jungen Bismarck (B.'s Briefwechsel mit Gustav Scharlach) (Alex. Duncker 3).
Bismarckbriefe (Velhagen & Klasing 6).
H. Rindfleisch, Feldbriefe 1870/71 (Vandenhoeck & Ruprecht 4).
*Balzacs Briefe an die Fremde (Frau von Hanska) (2 Insel 10).
Kants Briefe (Insel 3).
Lessings Briefe (Insel 2).
Nietzsches Briefe in Auswahl (Insel 3).
Schopenhauers Briefe (Insel 3).
Briefe Kaiser Wilhelms (Insel 3).
Clemens Brentanos Frühlingskranz (2 Insel 8).
Brentanos Briefwechsel mit Sophie Mereau (2 Insel 9).
Humboldts Briefe an eine Freundin (2 Insel 8).
Schillers Gespräche (Insel 3).
Voltaires Briefwechsel (Insel 3).
Briefwechsel zwischen Keller und Storm (Paetel 6).
*Briefe Jakob Burckhardts (Rentsch & Müller 6).

Aphorismen:

Vor allem die viel zu wenig gekannten Goethes Sprüche in Prosa: Band 4 der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur (1); oder herausgegeben von Loeper (Hempels Klassikerausgaben, trotz des kleinen Drucks die beste existierende Ausgabe) oder Auswahl (Insel 2).
Kantaussprüche (Insel 2).
Lichtenberg, Ausgewählte Schriften (Cotta 6); Gedanken, Satiren, Fragmente (Diederichs 8).
Vauvenargues, Betrachtungen und Maximen (Diederichs 4); Werke (Piper 2.80).
Pascal, Gedanken (Diederichs 8).
De la Rochefoucauld, Sentenzen und Maximen (Diederichs 4).
Isolde Kurz, Im Zeichen des Steinbocks (Georg Müller 6.50).
August Pauly, Aphorismen (Georg Müller 3).
Chamfort, Aphorismen und Anekdoten (Piper 2.80).

Naturwissenschaften und Forschungsreisen:

*Brehms Tierleben, 4. gänzlich neubearbeitete Auflage (13 Bibliogr. Institut, je 12). Erschienen Band 6, 7, 8 (= Vögel, 1., 2., 3. Teil).
Darwin, Reise um die Welt (Kröner 1).
Lassar-Cohn, Chemie im täglichen Leben (Leopold Voß 4).
Fechner, Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen (ebda. 5).
Doflein-Hesse, Tierbau und Tierleben (2 Teubner je 20).
Kraepelin, Einführung in die Biologie (Teubner 4).
Schillings, Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Elelescho (Voigtländer 6.50).
Tyndall, In den Alpen (Vieweg 8).
Whymper, Berg- und Gletscherfahrten (Westermann 12).
Artbauer, Kreuz und quer durch Marokko (Strecker & Schröder 4.80); Die Riffpiraten und ihre Heimat (ebda. 5.40).
Sven Hedin, Transhimalaya (3 Brockhaus je 10).
Sven Hedin, Von Pol zu Pol (Brockhaus 3).
Ostwald, Schule der Chemie (Vieweg 6.40).
Öttingen, Schule der Physik (Vieweg 11.50).
Nansen, Nebelheim (2 Brockhaus 20)
Stanley, Wie ich Livingstone fand (Brockhaus 13).
Faraday, Naturgeschichte einer Kerze (Quelle & Meyer 2.50).
Hagenbeck, Von Tieren und Menschen (Vita 6).
Kraepelins Naturstudien: Im Hause; Im Garten; In Wald und Feld; In der Sommerfrische; In fernen Zonen (Teubner je 3.60).
Amundsen, *Eroberung des Südpols (J. Lehmann 22).

Pfalz, Naturgeschichte für die Großstadt (2 Teubner je 3).
Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers (Kleine Ausgabe, Teubner 3).
Leo Königsberger, Hermann von Helmholtz (Volksausgabe, Vieweg 4.50).

Bücher, welche schwer in Rubriken zu bringen sind:

Thoreau, Walden (Diederichs).
Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi (Insel 3).
Menschen und Moden im 19. Jahrhundert (3 Bruckmann, Band I 6.70, II u. III je 6); Menschen und Moden im 18. Jahrhundert (Bruckmann 9.50).
Max von Boehn, Biedermaier: Deutschland 1815–1847 (Bruno Cassirer 28).
Wilhelm Bode, Über den Luxus (Leipzig, Scheffer 2).
Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit (Kröner).
Das Naumann-Buch. Eine Auswahl klassischer Stücke aus Fr. Naumanns Schriften (Vandenhoeck & Ruprecht 1.75).
Fr. Naumann, Gotteshilfe (ebda. 6, oder 7, je 1.40).
Friedrich Naumann (alles Buchverlag der Hilfe): * Geist und Glaube (4); * Freiheitskämpfe (4); Form und Farbe (4); Ausstellungsbriefe (4); Neudeutsche Wirtschaftspolitik (5); Briefe über Religion (2.25); Asia (4); Sonnenfahrten (4).
Die blauen Bücher (Karl Robert Langewiesche, je 1.80): Arbeiten und nicht verzweifeln (Auswahl aus Carlyle); Menschen untereinander (Auswahl aus Ruskin); Die Sonne segnet die Welt (Auswahl aus Emerson); Von der inneren Schönheit (Auswahl aus Maeterlinck).
Walther Pater, Marius der Epikureer (2 Insel 9).
Matthias, Wie werden wir Kinder des Glücks (Beck 4).
Rudolf Hildebrand, Gedanken über Gott, die Welt und das Ich (Diederichs 10); Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen (Grunow 5).
Amiel, *Fragments d'un journal intime* (Genève, Georg 7.50); Tagebücher (Auswahl) (Piper 2.80).
Lagarde, Deutsche Schriften (Göttingen, Horstmann 4).
* **Mauthner**, Wörterbuch der Philosophie (2 Georg Müller 38).
Hans Thoma, Im Herbste des Lebens (Südd. Monatshefte 8).
Wildenbruch, Blätter vom Lebensbaum (Grote 7.50).
Lhotzky, Das Buch der Ehe; Die Seele deines Kindes; Vom Erleben Gottes (Robert Langewiesche, je 1.80).
Max Müller, Deutsche Liebe (Brockhaus 3).
Germersheim, Von Hinnenaus zum Hexenbruch (Südd. Monatshefte 2.60).
Montaigne, Ausgewählte Essays (Erich Reiß 3.80).
Zoozmann, Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur (Hesse 3).
Büchmann, Geflügelte Worte (Haude & Spener 9).
Engel, Deutsche Stilkunst (Freytag 5).
Emerson, Essays (Hendel 3).
Emerson, Lebensführung (Bruns 2).
Rudolf Borchardt, Ein Gespräch über Formen (Zeitler 2.50); Rede über Hofmannsthal (2.50).

Kalender.

*Insel-Almanach (—.50). *Meyers Historisch-Geographischer Kalender (1.75 u. 2.25). *Die deutsche Natur in Monatsbildern (Grunow, je 2.50): Vogelkalender; Unsere Vögel II; Waldkalender; Fischkalender; Feldfrüchte; Wildkalender; Unser Federwild; Ackerbau. * Mittlers Almanach. Ein Jahrbuch für alle Freunde der deutschen Wehrmacht (Mittler 3). *Wilhelm Raabe-Kalender (Grote 1.80). *Velhagen & Klasings Almanach (4). *Bruckmanns Almanach (—.50). *Xenien-Almanach (—.50). *Goethe-Kalender (Theodor Weicher 1.50). *Bismarck-Kalender (ebda. 1.50). *Kunst und Leben (Fritz Heyder 3). *Spemanns Alpenkalender (2). *Von schwäbischer Scholle. Kalender für schwäbische Literatur und Kunst (Salzer 1).

Vive, vale! si quid novisti rectius istis,
candidus imperti; si non, his utere mecum! *Hor. Ep. I, 6.*

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Aigner Lebenslauf
von mir Johann Georg Löchl, Kayserlichem Raths- und Leib-Medico beschrieben zu müssigen Stundten zu Frankfurth am Mayn, derweilen ich nach Abreis Ihrer kayserlichen May. bey Ihro May. der Kayserin noch zurückverbliben muste. Anno 1743 angefangen den 17. May.[1])

Meine Geburtsstadt war in dem Hochfürstl. Stifte Kempten im Algäu gelegen allwo ich erstenmals des Weltlichtes ansichtig wurde *ano* 1691 den 29. *Octobris*. Meine Taufpaten waren Frau Motzin Kammerdirectorin verwitibt und der Hochf. Hofkammerrat Krojdlinger.

Mein Vater war am dortigen Hofe von S. Hochf. Gnaden Hof- und Leibschmid. Es war dazu malen regierender Fürst Herr *Baron von Bodmann*. Mein Vater war von Sr. Hochf. G. auferzogen ein vaterlos Kind von ehrlichen Eltern 3 Stund von Kempten gebürtig. Die Mutter aber war eine Schwester von dasigem Pfarrer, so sich Koller nannte und ein *Bartholomaer* Geistlicher war, von Dillingen gebürtig. Er hatte da nebst seiner Mutter zwei Schwestern bei sich, wovon er eine an dasigen Hofmaler die andere aber an den Hof- und Leibschmid als meinem Vater verheiratete. Diese meine Mutter war die zweite Frau so mein Vater geheiratet. Von der ersten hatte er verschiedene Kinder, drei aber blieben im Leben. Zwei Töchter so er ehrlich verheiratete und einen Sohn so nachmals Geistlicher wurde und dato noch bei Leben, auch viele Jahre schon Pfarrer zu Egger an der Mürz in Schwaben ist und in so hohem Alter, daß er wenn er noch bei Leben, in drei Jahren seine zweite *Primiz* halten kann.

Diese meine Mutter lebte auch nur drei Jahre in der Ehe, womit mein Vater mich und noch eine Tochter erzeugte, welche aber bald nach der Mutter Tod das Zeitliche gesegnet. Wie den auch die Mutter auf ihrem Todsbett gemeldet, daß sie Gott bitten werde, daß er ihr Töchterle von dieser Welt absordern möchte, mich aber bei Leben lassen. Also ist es auch erfolget. Diese meine Mutter ist an einer hitzigen Krankheit gestorben und hat auch ihrem Herrn Bruder |: da er von ihr Abschied genommen um nach Krönenbach abzureisen, daselbst dem verstorbenen *decanten* die Leichenpredigt zu tun, dessen Pfarre und *decanat* er auch nachmalen bekommen :| die Stunde ihres Todes

[1]) Die Familie von Oefele bewahrt seit mehr als hundert Jahren die handschriftliche Selbstbiographie ihres ärztlichen Vorfahrn, die sie uns zum Abdruck übergeben hat.

vorhergesagt und gemeldet: „Morgen bis zehn Uhr werde ich aus dieser Welt abscheiden.“ So auch auf dem Hammerschlag erfolget ist. Übrigens war sie sänftig in allen Sachen, auch sehr from und gottesfürchtig und hat sterben müssen in der Blüte ihrer Jugend zum großen Leidwesen ihres Mannes und übrigen Gefreunden. Sie hausete meinem Vater sehr wohl und *aplicierte* sich besonders auf die Kaufmannschaft, weil mein Vater als ein storther Kaufmann zugleich gestanden und verschiedene Gewölbe mit Tüchern und anderen Waren hatte. Der Allerhöchste nun tröste ihre Seel. Nach meiner Mutter Tod verheiratete sich mein Vater abermal und zwar mit einer Witib so eine *Costenzerei* und einen einzigen Sohn hatte, welcher Kriegsdienste getan und als ein *oficier* gestorben. Diese meine Stiefmutter lebte auch nicht lange, mithin *resolvirte* sich mein Vater zur vierten Ehe. Mit dieser so eine Köchin und Haushälterin bei einem *cavalier* in Künzburg war erzeugte er auch verschiedene Kinder, davon hauptsächlich drei Töchter so er alle in Kempten ehrlich verheiratet. Dann einen Sohn so geistlicher und ein *Benedictiner* in Ottobayern noch bei Leben und Albert mit Namen große Hoffnung zum *Prälaten* hat. Zwei Schwestern davon sind als verheirat mit Tod abgegangen und eine davon die jüngste ist noch im Ehestand bei Leben.

Bald nach meiner Mutter Tod wurde ich nach Krönenbach zu meiner Mutter Bruder, so ehemals Pfarrherr in Kempten, nachmals aber in obbemeldetem Marktflecken Krönenbach *decant* geworden, im dritten Jahre meines Alters gebracht; so seine Mutter als meine Ahnfrau bei sich hatte. Hier wurde ich mit einem Schwesterkind vom Hochf. Hofmaler zu Kempten Sohn, als meinem Vetter auferzogen. Es lies es sowohl meine Ahnfrau an christlicher und ehrbarer Auferziehung noch unser geistlicher Herr Vetter *decant* an *instruiren* und Anleitung zum *Studium* nicht ermangeln. Indessen fing aber albereits der sogenannte bayerische-französische Krieg an. Da dabei auch die Reichsstadt Memingen von J. D. Churfürsten von Bayern belagert und beschoßen wurde, waren auch wir in Krönenbach so nur zwei Stunden von Memingen gelegen, und ein festes Bergschloß hatte, nicht sicher, den es rückten zum andern mal die Franzosen hier an das Schloß zu *ocupiren*. Sie plünderten den Marktflecken daheim wie Räuber aus. Daher auch mein Herr Vetter *decant* und wir mit ihm die Flucht ergriffen und die Wälder und Einöden *avertiren* mußten. Unsere Ahnfrau aber so albereits das 90te Jahr erreicht, wurde hinein geschickt ins Tyrol, wo sie in Kleinkoselwang ohnweit Reita und Festung Ehrenberg einen Sohn hatte, so alhier *vicario* war Kaithofer Koller mit Namen. Dieser ist noch bei Leben und hat vor drei Jahren seine andere *Primiz* gehalten und habe ich ihn auch vor zwei Jahren mit meiner dermaligen Frau und ältestem Sohn besuchet und zum Angedenken einen silbernen vergüldeten Becher |: welchen

er von seinem Herrn Bruder mehrbemeldetem Herrn *decanten* zu Krönenbach verehrt bekommen:| zur Schenk bekommen.

Nach Vollendung dieses Krieges *continuirten* wir beiden Vettern unsere Studien nach Möglichkeit und gab sich unser hochwürdiger Herr Vetter *decant* selbst immer die Mühe uns zu *instruiren*, nachdem es nun albereits Zeit war uns auf die hohe Schule zu schicken obwohl ich erst *ad gramaticam* tauglich war. Der andere aber mein Vetter Hörmann nicht sondere Lust hatte *ad studia*, sondern mehr zu seines Vaters *profesion* als ein Maler *incliniirte*, so wurde er auch zu seinem Vater Hof maler zu Kempten nach Hause geschickt und da er einige Jahre bei seinem Vater in der Lehre zugebracht, reiste er ins Welschland zu größerer *perfection* nach Rom, wo ihm der Herr Vetter *decant* so wohl mit *recomandation* als Geld hilfe leistete. Obwohl er ihn auch einige Zeit am Kreuz ohne Entgeld hängen liese. Er *profitirte* jedoch sehr wohl und wurde also *virtuose* in seiner Kunst, daß er nachmalen bei seiner *retour* und nach Absterben seines Vaters Hofmaler bei jetzt regierentem Baron von Reistin Fürsten zu Kempten wurde und *dato* noch bei Leben.

Nun aber wurde ich, weil ich mehrere Lust und Fleiß *ad studia* zeigete auf eine *universität* und zwar nach Dillingen abgeschickt *ad studia homaniora* in dortiges *Seminarium* der Herrn *Bartholomaer* und zwar darum dahin weil mein Herr Vetter *decant* erstlich selbst ein *Bartholomaer* und in dem nämlichen *seminario studiret*, auch vor einigen Jahren dieses *Seminarium* vermehret und gebauet hatte *ex propriis*, auch von unserer Freundschaft zwei *Stipendia* dahin gestiftet, obwohl es nach seinem Absterben geheißen man habe zu bemelden *Stipendia* nicht genügsame Gelder in seiner Verlassenschaft gefunden. Dann andern teils weil er selbst aus dem Ort gebürtig war. Sein Vater war bei dasigem Fürsten Hofmetzger, welcher aber in dem letzten Schwedenkriege von den Schweden übel *tractirt* wurde, mithin auch nach solchem übelen *tractement* bald verstorben. Während er in größter Lebensgefahr war, von den Schweden umgebracht zu werden hatte er drei Messen aufs Lechfeld versprochen, da er aber hier auf vergeßen und verstorben ist er lange im Hause umgegangen, bis endlich mehrbemeldeter Herr Vetter als ein *student* in der vierten Schule die *gourage* genommen und den Geist seines Vaters gefragt. Worauf der Geist ihm geantwortet: wie daß er sein Vater und als eine Seele aus dem Fegfeuer nicht seelig werden könne, es würden den die drei hl. Messen gelesen, so er versprochen, da ihn die Schweden so übel *tractiret*. Es hat sodann der Geist zur Bekräftigung dessen, seine Hand in das Leylach eingedrücket in selbigen Bett, wo der *student* gelegen ohne das der Leylach verbrannt, doch auf einer Seiten die schwarze Hand, wie auf der andern zu sehen war. Nachdem also die drei hl. Messen gelesen worden, ist in selbiger Nacht der Geist zu seiner hinterlassenen Frau zu Häupten

des Bettes gekommen, daeben meine Mutter seelig, als ein kleines Mädel bei ihr gelegen und hat sich bedankt für die hl. drei Messen mit diesen Worten, so meine Mutter seelig alein gehört: „Nun bin ich, ein Kind der Seeligkeit, ich bedanke mich für die hl. drei Messen," und soll der Geist nach Aussage meiner Mutter gleich als die Sonne voller Glanz ausgesehen haben. Und dieses also war mein Ahnherr und Ahnfrau zu Dillingen.

Es wurde aber mein Herr Vetter seelig nach dieser *Affair* ganz *corrupt* und vernunftlos, einige Zeit hernach aber wieder *curiret* und hat seine *studia* lobwürdig *continuirt* in oben berührtem *Seminario* derer Herrn *Bartholomaer*, wo er dann auch nach der Hand Geistlicher worden und ein *Bartholomaer* verblieben bis an sein Ende des Lebens. In diesem *Seminario* nun habe ich sechs Jahre mit meinen *Studiis inferioribus* zu gebracht, so mir zimmlich nach der Hand von statten gingen und ich habe fürderhin auch alda das *Baccalaureatum* genommen und mit zimmlich gutem Ort einbeschert von meinem *Pater Professor Ellspaiser*, so nachmals Beicht vater bei J. Ch. Gnaden zu Cöln worden, der er auch noch zu *dato* ist, wo ich ihm im vergangenen Jahr bei der Wahl und Krönung zu *Frankfort* aufgewartet.

Ich mußte indessen in der fünften Schule eine todtsgefährliche hitzige Krankheit ausstehen und wurde der Rückfall gefährlich |: weilen ich in dem *delirio* aufgestanden und mich mit dem Leylach bedeckt in Meinung es wäre ein Mantel und wollte also in die Schule gehen, wurde aber im Hof bei der Linden vom Hausknecht angehalten :| daß man mich mit dem hl. *Sacrament* versehen und niemand meines Aufkommens einige Hoffnung hatte.

Doch bin ich endlich wider alles Erwarten nach sieben Wochen völlig *restituirt* in meine Schule gegangen.

Nachdem nun der Allerhöchste mir also das Leben für diesmal gefristet so kam ich auf den Gedanken dahin zu trachten in jenem Stand worin mein Erschaffer mich haben wolle und auch mein Ziel und End wozu ich von ihm erschaffen zum Besten brauchen möchte. Deshalb *consultirte* meinen Beichtvater, *deliberirte* über diese so wichtige, als zu meinem Heil sonst notwendige *affair* nach all meinen Kräften mit Anrufung um Beistand des hl. Geistes meines Schutz und Leithengels mitsambt andern meinen Schutzpatron, besonders aber der seeligsten Mutter Gottes.

Wir kamen endlich so weit, daß wir einig wurden; es hätte mich der Allerhöchste zum weltlichen Stand darum berufen, weil in selben meiner Seele Heil, die Ehre Gottes und des Nächsten Wohl viel besser den in anderem bewirken könne. Nachdem dann die folgenden Jahre meinem Herrn Vetter *decant* von diesem meinem Entschluß und *vocation* in guter Meinung schriftlich Erinnerung von Dillingen aus getan, bemühte sich selber

über alle Maßen mich von diesem meinem Berufe abzubringen mit vieler beweglicher und bedrohlicher schriftlicher *noticen* vorgebend, daß er mein *naturel* besser den ich selbst kennte und ich mehr zum geistlichen als weltlichem Stand mit selben *inclinirte*. Es wäre dies keine wahre Berufung sondern nur *Juvenilis impetus* welcher nicht von dem hl. Geist Gottes sondern vom Fleisch und der Welt herrührete. Er wolle mir wenn ich aus *studirte* und Geistlich würde als ein *Bartholomaer* seine Pfarr und *decanat liberè resigniren*, ich hätte die allerbeste *ocasion* ein gelehrter Geistlicher zu werden, so aus tausend nicht einer hätte. Sofern ich aber sein Vetter und Väterlich *ad monition* nicht annehme und erkenne auch selber nicht folgeleisten sollte, wolle er seine bishero väterliche und mildreiche Hand von mir abziehen und nichts mehr sich meiner annehmen und was noch mehr dergleichen Bedrohungen waren so ich noch schriftlich und von ihm eigenhändig bis *dato* beihanden habe, in zwei weitläufigen Briefen.

Indessen aber half alles nichts und ich blieb ein vor alle mal in meiner wohl über legten *resolution* ferme und fest und gedachte bei mir, daß weil mich Gott in den weltlichen Stand |: so kräftiglich nunmehr glaube :| berufen werde er mir auch diejenigen *studia* an Handen geben meiner *vocation* hierdurch *satisfaction* zu geben. Daher *absolvirte* auch noch in Dillingen das Jahr hernach *Logicam* und nachher auch das *Baccalaureat* um mein Geld von Haus von meinem Vormünder, weilen das Jahr vorher mein Vater mit Tod abgegangen und mir sagte ich solle nur getrosten Mutes meinem Beruf nachkommen, es möchte gleich in diesem oder jenem Stand sein. Daher mußt ich jetzt trachten wie ich meine Sache anstelle um meine *kostentation* künftig hin zu finden, weilen mein *Patrimonium* nicht hinlänglich genug war mich von selbst zu *kostentiren*. Da es auch mit meinem mütterlichen Erbteil zimlich unbilig ergangen da ich noch *minorenis* und nicht selbst um meine Sache sorgen konnte. Ich mußte daher trachten, mein Pferd an fremden Zaun anzuhangen.

Ich hatte dazu malen einen Bruder in Oberösterreich in der Stadt Krembs, wo er Wirt beim Weintor zum schwarzen Adler war. Wir waren von Vaters seite rechte Gebrüder, jedoch hatte jeder eine andere Mutter. Er war von *profesion* ein Barbirer. Er reiste wie andere nach seinen Lehrjahren nach Wien und *servirte* alda einige Jahre, kam sodann nach Oberösterreich auf Krembs in *condition* und weil er ein galanter Mensch hatte er viele Kundschaft. Unter dieser auch den schwarzen Adlerwirt. Nachdem der Wirt mit Tod abgegangen, hatte er die hinterlassene Witiben geheiratet. Sie hatten auch einen Sohn der frühzeitig verstorben. Ich gedachte also zu diesem meinem Bruder zu reisen und ihn zu ersuchen, daß er mich in Wien |: wo er wohl bekannt :| *recomandiren* möchte, damit ich eine *condition*

zum *instruiren* eines jungen Herrn bekomme, dabei auch meine *studia professioniren* könnte. Wozu mir auch mein Herr Bruder Pfarrer zu Egg Anleitung gab. Nach vollendeter *vacanz* trat ich meinen Weg an und ging mit und unter Gottes Geleit mit nichts als dreißig Gulden nach Ulm, setzte mich auf die Donau alborten und fuhr auf einem Floß mit verschiedenen andern Leuten nach Krembs ab, alwo ich auch glücklich bei meinem Bruder schwarz Rößel ankam. Ich fand ihn auch zu Hause, allein weil er von Haus in die Fremde abgereist war, als ich noch sehr jung war, hätte ich ihn nicht gekannt. Doch da ich sah, daß er der Wirt alda sein müsse, *expetirte* ich ihm ein Schreiben von meinem geistlichen Herrn Bruder. Er erkannte alsobald aus der Handschrift, daß dieses ein Schreiben von seinem Herrn Bruder Pfarrer zu Egg aus Schwaben war, lief gleich damit zu seiner Frau in die Küche und nachdem er darin ersehen, daß ich sein Bruder wäre und *intentioniret* sei in Wien und meine *Studia* zu *absolviren* und alda mein Glück zu suchen. Da kam er mit seiner Frau zu mir ins Zimmer und empfingen mich beide aufs allerhöflichste und mit größter Freude. Nach der alsobald eingenommenen Mahlzeit führte er mich in seinen mit vielen und trefflichen Weinen angefüllten Keller wovon er mir die besten zu kosten gab. Nach diesem zeigte er mir seinen schönen Garten und sein Ganzes sehr wohl eingerichtetes Haus. Er versprach mir endlich selbst mit mir nach Wien zu reisen um mir erstlich eine Kost, sodann nach der Hand um eine *Condition* zu schauen. Weil in der Stadt die Kost etwas teuer, so *erouirte* er mir eine mitsamt einem Zimmerle bei *St. Ulerich* vor der Stadt, bis ich gleich wohl eine andere in der Stadt erfragte. Er wies mich auch an einen Kaufmann, der mit Leinwand handelte und von seiner Frau aus mit ihm befreundet war, daß wenn ich Not an Geld hätte, alda zur Aushilfe eines erholen könnte. So mir um so angenehmer war, weil mir von meinen dreißig Gulden so ich auf die Reise mit hatte, nicht mehr viel übrig war, da ich unterwegs auf dem Wasser zu Ingolstadt von einem Bernhardiner, welcher auch mitreiste, eine schöne Sackuhr gekauft und eingehandelt.

Ich *continuirte* nun alda wiederum meine *Studia phylosofica* und *frequentirte* auf der *Universität* die *Physicam* und nachdem das *studir* Jahr mit selbigen geendet *studirte* ich die *Metaphysicam*, allein selbige wurde uns zimlich unterbrochen, da die Schule wegen eingerissener Pest aus eine Zeit gesperrt worden. Ich *frequentirte* auch dabei fleißig die *Congregation* worein mich ein verleiben lassen und mein *Testimonium* aus selber von Dillingen aufweißete. Indessen mußte mich nun befleißigen eine *condition* zu suchen weil mir mein Bruder in Krembs an der Pest gestorben, mithin von ihm keine Hilfe zu hoffen hatte. Auch hatte mein Herr Vetter *decant* verboten mir von meinem

Patrimonjo nichts zu überschicken vermeinend mich hierdurch zu zwingen wiederum zurück zu gehen und den geistlichen Stand auch jetzt noch zu erwählen. Es ging mir also zimlich spitzig, den in meiner Kost, so bei einem Kupferschmid war, wollte bezahlt sein und mußte zum öfteren mit Furcht und Zittern, einer Anforderung gewärtig sein, zu Tische gehen. Es wurde mir also sehr bange bei der Sache, hatte auch verschiedene Gedanken was in diesem Falle zu tun sei. Ich gedachte anfänglich mein Glück im Felde bei dem Gotte *Mars* zu suchen, allein wenn ich betrachtete, daß erstlich alda kein aller dinge christliches Leben geführt würde, ich aber doch jederzeit eines ehrlichen und *honetten* tugendsamen Lebenswandel mich befleißigte. Wie den täglich meine heilige Messe gar fleißig hörete und nur, zwar aus fremder Schuld im sechsten Jahre zu Wien an einem Werktage zwei mal eine hl. Messe ausgelassen, jeglichen Tag mein kleines und großes *officium S. V.* fleißig nebst dem Rosenkranz betete nebst meiner Bruderschaft auch bald alle vierzehn Tage oder drei Wochen zu beichten pflegte. Mithin wollten alle diese Sachen sich mit dem Soldatenleben nicht zusammen reimen. Zu dem, so betrachtete auch, daß es im Feld gar lange herginge bis einer sein Stük Brod nach der Hand in Ruhe zu genißen bekommt.

Daher lies mein *desperaten* Gedanken fahren und setzte mein Vertrauen zu Gott, der seligsten Mutter Gottes |: welche ich von Kindheit an besonders ehrte und liebte, mich dahero ihr zu Liebe der Reinheit besonders befleißete:| und zu meinem heiligen *Patronen*, als heiligen *Joseph* und Nähr Vater Christi, zum heiligen *Johann Papliste*, als *Patron* der Keuschheit, hl. *Antonius* in dessen Bruderschaft mich dazumalen bei den Baarfüßer *Augustiner* einschreiben lies, auch in die *Scapulir* Bruderschaft bei den *Carmelitern* in der Leopoldstadt, dann in die *St. Barbera* Bruderschaft in dem kaiserl. *convict.*

Ich setzte meine Andachten mit festem Vertrauen eifrig fort und gleich wie die Barmherzigkeit unendlich groß und Gott die eines reinen Herzens sind nicht verläßt, und die so begehren werden empfangen, dem so anklopfet wird aufgetan; die selige Mutter Gottes auch ihre Pflegekinder niemals zu verlassen pflegt, also fand und empfing auch ich der malen die augenscheinlichste Hülfe.

Es war da zu mal J. G. Baron von Bodmann von Kempten in Wien angelangt. Ich trachtete daher bei meinem Landesherrn auf Mittel, Weise, und Weg wie mir alda möchte geholfen werden. Es fiel mir endlich bei, ich wollte ein Schreiben von meinem Schwager an mich *fingiren*, so ein Barbierer zu Logau einem Marktflecken nicht weit von Kempten war. Dieser hatte mein väterliches Haus zu Kempten an sich erkauft, daher er mir an meinem *Patrimonio* ein paar hundert Gulden ohngefähr noch schuldig war. Ich *fingirte* also |: wie gemeldet:| als wenn besagter Schwager mir einen

Brief zugeschrieben, daß weil ich ihn um Geld gebeten, so habe ich hiermit ein Schreiben zu empfangen an den fürst-bischöflichen Hof*fourrir* so mit S. F. Gnaden nach Wien abgereist. In diesem Schreiben hätte er bemeldeten Hof*fourrir* ersucht mir die von ihm abverlangten hundert Taler vorzuschießen, er wolle ihm dieselben bei seiner *retour* mit Dank wiederum ersetzen. Ich rief indessen alle Heiligen an, daß doch dieses mein ausgesonnenes *concept* mir auch hinaus gehen und ich also das anverlangte Geld bekommen möchte. Besuchte deshalb meinen Herrn Vetter Hof*fourrir*, tat aber von meiner Not nicht dergleichen, sondern ersuchte ihn mir Gelegenheit zu machen, daß ich als ein Landeskind bei seinem Herrn meine Aufwartung machen könnte, so dann auch geschehen.

Ich sagte bei der *Audienz* S. F. Gnaden daß ich meine *studia* hier mit gutem *progreß* triebe und ich schon albereits nach *absolvirter Phylosophy* die *Studia Juridica* unter Herrn Dr. und *Professor Publico Müller* wirklich angefangen. Es sprachen mir S. F. Gnaden zu mich ferner zu befleißen ein braver und gelehrter Mann, so ihm als dem Land und *Publico* auch mir selbst zur Ehre und Nutzen zu werden. Ich dankte untertänig für die gnädige *Audienz* und *recomandirte* mich zu fernerem H. F. Huld und Gnade und *marchirte* also wiederum ab. Durch diese *Audienz* suchte ich mich in Gnade zu setzen, teils um eher in meiner *affair reussiren* zu können; wie es mir dann auch wirklich zu Nutzen kam, als ich des andern Tages mit meinem *fingirten* Brief bei Herrn Hof*fourrir* aufzog, mit dem Vermelden, daß mir dieser Brief von meinem Herrn Schwager Balbirer von Logau an Herrn Vetter Hof*fourrir* wäre geschickt worden. Ich hätte ihm um Geld geschrieben, nun aber schreibt er mir, daß weil er vernommen, daß S. F. Gnaden in Wien seien, so hätte er an Herrn Vetter Hof*fourrir* geschrieben, die Höflichkeit und Gefälligkeit zu haben zur Ersparrung des Wexels mir 150 Gulden vorzugeben, er wolle dieselben bei der *retour* mit Dank wieder ersetzen u. s. f. Nachdem alsdann der Herr Vetter seinen Brief gelesen und gefunden daß desselben Inhalt mit meinen Wort *correspondirete* sagte er mir, wie daß er zuvor S. F. Gnaden befragen müßte, ob er Urlaub hätte das ab verlangte und von meinem Herrn Schwager vermeintlich angeforderte Geld herzugeben. Er ging alsbald in meiner Gegenwart zu S. F. Gnaden hinein sich anzufragen. Indessen wartete ich zwischen größter Furcht und Hoffnung in dem *Antichamber* auf eine gute gnädige *resolution*, gleich einer armen Seele auf die Erlösung und selbe erfolgte auch nach meinem Wunsch. Herr Vetter Hof*fourrir* sagte mir als er wieder zu mir heraus kam, es hätte S. F. Gnaden schon erlaubt das Geld mir auszuzahlen, ich möchte nur vor Gewähr des richtigen Empfanges ihm ein Scheindel bis morgen überbringen. Ich war zum Teil sehr vergnügt, doch darum noch nicht ohne Sorge, weil ich fürch-

tete, es möchte meine List und Schwindel an den Tag kommen und ich also nichts erhalten. Daher war der Schlaf bei mir diese Nacht sehr unruhig und ich machte mich darum zeitig aus den Federn, ging in die Kirche und hörte zuvor meine hl. Messe und verrichtete nach Möglichkeit mein tägliches Gebet zu Gott, der Mutter Gottes an dem Gnadenbilde in der Hauptkirche zu *St. Stephan* so in *Ungarn* zu *Pest* geweiht, klagte selber ebenfalls meine Not, wenn nicht mit weinenden Augen, doch mit weinendem Herzen. Ging sodann mit meinem geschriebenen Schein voller Trost und Hoffnung zu meinem Herrn Vetter Hof*fourrir* hin und überbrachte den Schein, worauf er mir sogleich ohne Anstand die 150 Gulden ausbezahlte. Wofür mich ganz höflich bedankte und ohne mich lange aufzuhalten beim Loch hinaus und nach Hause *marchirte*. In was für einer Freude ich dazumalen war, kann ich nicht genug beschreiben. Es dünktete mir jetzt wäre mir schon auf mein Lebtag geholfen. Ich glaubte ich wäre ein reicher Mann, weil ich zeitlebens dazumalen noch nie soviel Geld beisammen hatte.

Ich bezahlte darum vor allem andern meinen Kostherrn und lies mir auch ein Kleid machen von gutem *Gusto*. Da war der Beutel wiederum zimmlich leicht und gering, obwohl nichts unnötiges ausgegeben oder verschwendet hatte. Sah mich sodann nach einer andern Kost um und erfragte eine bei dem *Medicine Doctor Müller* mit Namen. Dieser Mann, der zuvor ein *Apotecker* beim Fürsten von Lichtenstein zu *Krumau* war ließ sich in seinem fünfzigsten Jahr nach *absolvirten Studio Medico* zu *Rom* zum *Doctor Medicine crejren* und weil er an mir einen guten Humor, munteren Geist und guten *Conduite* verspürte, suchte er mich zu *persuadiren* das *Studium Medicum* zu ergreifen. Versprach mir dabei nicht allein mit mir öfters zu *repetiren* und bestmöglichst zu *instruiren*, sondern auch mich sowohl bei Herrn von *Sternegg* k. Hof- und Leib-*Apotecker* |: bei dem er alles gelte :| bestens zu *recomandiren*; damit ich in hiesiger k. Hof-*Apotecke* den Zutritt bekomme und viel Nützliches erlernen könne, wie auch bei Herrn *Doctor Haun* Armeleutdocktor mir den *amploy* daselbst aus zubringen. Dieses ist eine Stiftung von einem k. Leib *Medico Kilioty* mit Namen, welcher eine *Apotecke* gestiftet nebst einem *Doctor* auch einen *Chyrurgum* zu *kostentiren*, wo man allen armen Leuten alles umsonst und *gratis* geben und bedienen muß. Dieser *amploy* ist täglich den armen Leuten in der Frühstund erlaubt, da wegen großem Zulauf der *Patienten* die jungen *Medici* zu *practiciren* pflegen.

Dieses Zusprechen und gute *promeßen* fanden um so leichter Gehör, als ich erstlich derlei schöne Gelegenheit nicht wollte aus den Händen lassen, da solche nicht jederzeit zu haben, andererseits auch mein Herr Vetter *decant* sich einstens hat vernehmen lassen, daß er noch lieber sehen wollte, wenn ich je nicht sollte geistlich werden, daß ich ein *Medicus* als *Jurist* würde. Weil

selber eher Unterkommen finde als diese. Da es von *Juristen* auch von beßeren *Subjectis* so viel gebe, daß sie als Schreiber Kammerdiener ja sogar als *Laquy* viele Jahre dienen müßten bis sie ihr *amploj* finden.

Aus diesem und anderen Umständen *resolvirte* ich mich die *Jura* zu verlassen und das *Studium Medicum* anzufangen. *Insignirte* mich daher bei dem damaligen *Professory Medicinae D. D. Kremer, Lebzelter* und *Zanuty* und *frequentirte* also in Gottes Namen die *Lectiones Medicas*. Nach und vor selber auch die Hof-*Apotecken*, als der Armenleut obbemeldeten *Kilioti*'schen Stiftung. Nebst diesem hatte das Glück bei Herrn *Secretario* von Sr. *Excellenz* Herr Grafen *Niclas Pallffy Palatinus Hungarie*, Vorthere mit Namen eine *condition* zu bekommen, wo ich Zimmer, Bett, Kost und Trunk umsonst hatte, so mir trefflich zu statten kam. Ich hatte dabei noch eine *accidental condition* bei Herrn von *Raison k. fourrir* und Stallmeister bei Sr. *Excellenz* Herrn Grafen von *Gollasch* so nochmals als k. Gesander nach *Rom* ging, wohin ich auch durch meinen Herrn von *Raison* kommen konnte, so mich unter seiner *Suite amplojren* und zu einem Dienst helfen wollte. Allein ich gedachte nicht mehr meine *Studia Medica* worinnen ich guten *progreß* machte zu verlassen, weil mir selbe ganz angenehm und meinem *ingenio* ganz ähnlich und anständig zu sein schienen. Ich hatte auch vor keiner Krankheit das mindeste Abscheu. Wie es sich dann auch erprobte. Weil die Pest noch immer in Wien *grasirte* und schon 11 *Medici* so im *Lazaret exponirt* waren gestorben, deshalb *resolvirte* sich mein alter Kostherr *Dr. Müller* sich ebenfalls *exponiren* zu lassen, zu dem ich mich dann verschiedene Male als *Medicinae Studiosus* in das *Lazaret* hinaus begeben und ihn besucht habe. Folglich auch genug der an der Pest erstorbenen als auch der noch an derselben liegenden angetroffen, ohne das mindeste Grausen oder *alteration* zu fassen. Verblieb also fleißig und emsig bei meinem *Studio* mit dem ich auch Lust und Liebe und Freude hatte. Brachte es auch in der Hof *Apotecken* durch meinen Fleiß dahin, daß mir die dortigen Gesellen, deren sechse vorhanden waren, alles mit Freuden und gutem Willen zeigten und lehrten, da ich Jeden mit meinem guten Willen, Fleiß und Höflichkeit eingenommen und völlig gewonnen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die denkenden Pferde.

Auch eine Ansicht ohne vorhergehenden Augenschein.

Von Auguste Supper in Korntal bei Stuttgart.

Der Weg ist gebahnt. Über die Elberfelder Pferde schreiben nun nicht mehr allein die Augenzeugen, die empirischen Forscher. Die Spekulation hinter den Schreibtischen hat stramm eingesetzt. Herr Pfarrer Fleischhauer von Darmsheim hat es in seiner Abhandlung in der „Besonderen Beilage des Staatsanzeigers“, Nummer 18 und 19, ausgesprochen, daß es, um in der Angelegenheit mitzureden, nicht notwendig sei, die Pferde gesehen und mit ihnen experimentiert zu haben. Er schreibt: „Pferde kann man sehen und Huftritte kann man hören und zählen. Aber eine geistige Tätigkeit kann man nicht sehen und auch nicht experimentell unmittelbar feststellen. Man kann nur durch einen mehr oder weniger sicheren Rückschluß aus allerlei wahrnehmbaren Vorgängen auf eine vorhandene geistige Tätigkeit beziehungsweise auf das Subjekt derselben schließen. Dieser Schluß ist aber aus der Ferne gerade so gut möglich wie in der Nähe, wenn man nur über die äußerlich wahrnehmbaren Vorgänge zuverlässig unterrichtet ist.“

Ich möchte nun fragen, ob gerade auf Grund dieser Voraussetzung der Herr Pfarrer seine Abhandlung hätte schreiben dürfen? —

Er scheint doch absolut nicht überzeugt zu sein, daß er von allen äußerlich wahrnehmbaren Vorgängen zuverlässig unterrichtet ist.

In seiner ganzen Arbeit ist — wenn nicht dem Wortlaut nach, so doch tatsächlich — behauptet, die rechnerischen Leistungen der Pferde beruhen auf Betrug. Auf einem Betrug allerdings, an dem Herr Krall nicht beteiligt zu sein brauche. Wie denkt er sich das? Etwa als einen Betrug hinter der Szene? Jedenfalls aber doch als einen Betrug, bei dem äußerlich wahrnehmbare Vorgänge (von denen er dann aber eben nicht unterrichtet wäre) eine Rolle spielen. Oder sollten die betrügerischen Einwirkungen auf die Pferde etwa in Gedankenübertragung, in Suggestion, in einer großartigen vorangegangenen Dressur mit unglaublichen Gedächtnisleistungen der Pferde wie der Dresseure oder „Dompteure“, wie man so schön sagt, bestehen?

Das hieße dann doch wohl, die Sache auf eine weit geistigere oder, sagen wir, seelischere Basis stellen, als sie ohne Betrugsannahme zu stehen braucht.

Doch das nur nebenbei. Ich möchte mir für jeden Fall den Erlaubnisschein zunutze machen, den der Herr Pfarrer mit den angeführten Worten denen ausstellt, die Rückschlüsse ziehen aus den Elberfelder Vorgängen. Denn ich für meinen Teil glaube, daß ich tatsächlich über die äußerlich wahrnehmbaren Vorgänge zuverlässig unterrichtet bin. Mir scheint das Daß bewiesen, und ich bemühe mich, mit dem Wie fertig zu werden. Herr

Pfarrer Fleischhauer ist mit dem Wie fertig, indem er mit „unmöglich“ abgestimmt hat, und er möchte jetzt nur wünschen, daß dem Daß die Larve vom Gesicht gerissen würde, denn daß eine Larve da ist, ist seine Überzeugung. Aber die Daß haben in der Geschichte menschlichen Erkenntnisfortschrittes schon so oft bewiesen, daß das Unbegreifliche, Undurchdringliche, das uns an ihnen zuerst so larvenhaft angrinst, eben doch ihr wahres und nacktes Gesicht ist. Man hat sich dann damit abgefunden und ausgesöhnt und hat später nicht mehr begreifen können, daß man sich einmal feindlich einem solchen Daß gegenüberstellte.

Nicht weil so und soviel und so und so berühmte Professoren die Elberfelder Protokolle aufgenommen oder unterzeichnet haben, auch nicht weil Herr Krall eines Ehrenmannes Ruf genießt und keine erdenkbare Veranlassung zum Betrug hätte, glaube ich an die Elberfelder Vorgänge.

Ich glaube vielmehr daran, weil sie schön geeignet sind, Lücken auszufüllen, die an dem Bauwerk noch klafften, das ich mir aus Ahnungen und Beobachtungen und Nachdenken aufgeführt hatte.

Ich weiß dabei, daß eine Konstruktion, in der Ahnungen eine Rolle spielen, in der Welt schlechtes Ansehen genießt. Aber das schadet meistens nur der Welt und nicht der Konstruktion. Die kann deshalb doch so starke Belastungsproben aushalten, daß eine vergnügte stille Sicherheit jeden überkommt, der diese Proben anstellt.

Aus dem mathematischen Arsenal, dem Herr Pfarrer Fleischhauer kräftige Pfeile entnommen hat, bringe ich nicht die kleinste Waffe mit. Aber ich glaube, das ist auch nicht notwendig. Denn diese Pfeile, sie treffen hier nicht ins Zentrum. Sie fliegen weit hinaus an die Peripherie und stecken dort harmlos fest.

Viel eher entnehme ich meine Rüstung einer uralten Waffenkammer, die heute jeder „Aufgeklärte“, jeder „Wissenschaftliche“ vergessen hat oder leer wähnt. Einer Waffenkammer, die zur Zeit der Methhörner und Runenstäbe im lieben Vaterland Ansehen genoß, nicht aber in den Tagen des Frauenstimmrechts.

Und doch ist es nur das ursprüngliche Stimmrecht der Frau, das ich in dieser Sache hervorholen und ausüben möchte. Jenes vergessene Stimmrecht, das sich nicht aus der Gleichstellung mit den Männern, sondern aus der Andersstellung herleitete.

Von einer andern Warte aus sehe ich die Sache. Ich spüre dabei sicheren Boden unter den Füßen. Mögen andere ruhig meinen, ich stehe in der Luft. Damit ist mir der Halt nicht genommen.

Ich habe von jeher die Überzeugung gehabt, daß Pferde — um einmal bei den Pferden zu bleiben — denken. Daß mit dem engen, dumpfen,

niederen Bereich der sogenannten Triebe und Instinkte das Innere ihrer Welt nicht ausgeschöpft sei.

Ich sah das in ihren Augen, sobald ich selbst denken konnte. Und es wäre mir für mein Teil seltsam vorgekommen, mir etwas ausreden zu wollen, was ich sah, oder mir vorzudemonstrieren, daß ich etwas von mir aus in die Pferdeaugen hineinlege, während ich doch durch das Herausleuchten des seltsamen Etwas so oft bewegt, ja erschreckt wurde. Aber solche subjektiven Gewißheiten sind nicht für andere bindend und überzeugend, und ich erwähne sie nur, um darzutun, wie anders ich infolge davon von vorneherein auf die Elberfelder Vorgänge achtete und an sie herantrat.

Aber meine Überzeugung von dem nicht nur triebmäßigen oder triebererfüllten Innenleben der Pferde förderte mich nicht soweit, daß mir auch das Wie einigermaßen klar geworden wäre. Ich vermochte nicht zu ergründen, aus welchen Formen und Bildern, welchen Reizen oder Stimmungen das Pferdeseelenleben sich eigentlich zusammensetze. In dieses dunkle Wie fällt ein Lichtstrahl durch die erfolgreiche Pferdeerziehung des Herrn Krall.

Es wird dadurch augenscheinlich, daß die Welt der Zahl eine Rolle in der Pferdeseele spielt. Nicht das Rechnen als eine aufgebaute und nur zu erarbeitende Wissenschaft. Nicht jenes Rechnen, von dem in dem Artikel des Herrn Pfarrers Fleischhauer immer wieder betont ist, daß der fleißigste Elementarschüler oder der genialste Mathematiker diese oder jene Stufe nicht in der und der Zeit erreichen könne. Nein, ein anderes, ein pferdemäßiges Rechnen, ein fertiges, bildhaftes Aufsteigen der Resultate, das auf einem von uns Menschen noch nicht begriffenen oder niemals begreifbaren Vorgang beruht, oder das, um mich im Ausdruck recht den Gepflogenheiten unserer Zeit anzuschmiegen, — mittelst eines dem Pferde eigentümlichen Organes ausgeführt wird.

Hat diese Erklärung irgend etwas Verzerrtes an sich? Mir erscheint sie ungezwungener als jede Betrugstheorie. Ist sie nicht denk- und durchdenkbar so gut, wie beispielsweise Schopenhauers von so vielen als befriedigend hingenommene Theorie von dem „Traumorgan" des Menschen, das eine Menge dunkler und geheimnisvoller Vorgänge erklären soll?

Wären wir nicht so blind, so von allem göttlichen, ursprünglichen und vorurteilslosen Schauen verlassen, so ganz eingehüllt in die Mumienbinden plumper Empirie, so könnten wir vielleicht den Pferden ihre merkwürdige Gabe an der ganzen Erscheinung irgendwie ansehen. Aber es ist wie ein Fluch auf uns — oder sollte es nur ein charakteristischer Bestandteil des Menschentums sein? — daß wir keines lebendigen und keines toten Dinges Bedeutung und eigentliches Wesen ohne weiteres erkennen. Daß wir darauf angewiesen sind, durch Mühe und Irrtum hindurch die Schöpfung

gleichsam nochmals zu erschaffen, so, wie sie sein muß, daß wir uns darin zurechtfinden können.

Offenbar verhält es sich genau so, wie der Herr Pfarrer annimmt: die Pferde rechnen nicht, sie geben sofort Resultate. Aber nicht auf einem menschlichen Betrug, auf einem Kniff, sondern lediglich auf einer pferdlichen Eigentümlichkeit beruht diese Tatsache. Auf einer pferdlichen Eigentümlichkeit und darauf, daß die hohe Rechenkunst eben nicht nur das ist, was sie für gewöhnlich in Menschenhirnen zu sein pflegt. Sie hat noch eine andere Gestalt, eine andere Lebensform. Diese letztere Erkenntnis ist für mich ein Nebenprodukt von Eiberfeld, das mir sehr gute Dienste tut, wenn ich darüber nachdenke, wie es möglich sein kann, daß geistig nur normale, und häufiger noch geistig minderwertige Menschen bisweilen im stand sind, rechnerische Großtaten von fast unausdenkbarer Höhe ohne Mühe zu leisten.

Warum ist es uns eigentlich wunderbarer, daß ein Pferd rechnet, als daß ein junges Äffchen besser turnt und klettert als ein ausgelernter Trapezkünstler, oder daß die unscheinbare Nachtigall schmelzender singt als ein glänzender Caruso?

Das Turnen des Äffchens und das Singen des Vogels erklären wir uns aus dem Bau der Glieder, aus der Konstruktion der Kehle. Sobald uns gesagt wird, daß Affenbeine so und so geformt und mit Muskeln und Sehnen versehen sind, oder daß die Nachtigallenkehle aus so und so viel Knorpeln zusammengefügt ist, dann liegt für uns kein Grund mehr vor, uns zu verwundern, denn dann „verstehen" wir die Sache.

Ist es auch ein gottheilloser Unsinn und Unfug, daß es so ist, — es ist einmal so.

Das Rechnen der Pferde „verstehen" wir noch nicht. Aber ohne Zweifel werden die Anatomen bald jenes Gehirnpartikelchen herausfinden, das das Rechenorgan beherbergt, dann ist alles klar und in Ordnung. Da heißt es, rasch die Zeit der Unklarheit und Unordnung noch ausnützen. Denn wenn erst alle Welt „versteht", daß und wie Gäule rechnen, dann kräht kein Hahn mehr nach der Sache.

Jetzt freue ich mich noch der Tatsache, daß durch Herrn Kralls unendliche Mühe und Geduld sich mir ein Stückchen Gaulsseelenwelt seltsam belichtet hat. Und wer will mir's wehren, wenn ich mir vorstelle, daß beispielsweise der Galopp eines Araberhengstes im Wüstensand von einem schwindelnden Hoch- oder Mainehmen, einem spielerisch leichten Wurzelziehen, einem lächelnden Teilen begleitet ist, ja, daß er diese hohen Rechenkünste vielleicht geradezu versinnbildlicht? Denn diese verflixten Gäule betreiben offenbar die Sache so leicht, wie unsereiner etwa jenes freundlich träumende Hindämmern, das wir gemeinhin „nichts denken" nennen.

Die fabelhafte Raschheit, Gleichgültigkeit, Flüchtigkeit, mit der die Tiere die Lösungen schwerster Aufgaben klopfen, gibt dem Herrn Pfarrer die Gewißheit des Betrugs. Mir bestätigt sie meine Theorie. Mathematische Ungeheuerlichkeiten — menschlich gesprochen — sind offenbar in Pferdeseelen nur glatte Alltäglichkeiten, einfache Selbstverständlichkeiten. Sie werden weit leichter bewältigt und sind den Gäulen lange nicht so wichtig, als das mühselig eingetrichterte Herausbuchstabieren des kleinen, aber für eine Pferdeseele strahlenumwobenen Wörtchens „Brot".

Auch den Umstand, den der Herr Pfarrer am ausgiebigsten für seine Betrugstheorie ausnützt, kann ich zur Stütze für meine Ansicht machen und gebrauchen. Den Umstand nämlich, daß der Unterricht des Herrn Krall mangelhaft, ja — wenn er als Unterricht wirken müßte — ungenügend ist. Das eben überzeugt mich, daß er nicht als Unterricht wirkt. Er wirkt nur als ein Anstoß, der Vorhandenes in Gang bringt.

Tatsächlich unterrichtet sind die Pferde offenbar nur im Mitteilen, in der Verständigung, im Äußern des zu Äußernden, im Formalen, das die Brücke schlägt von Mensch zu Pferd, von Pferd zu Mensch. Das ist so ungeheuer viel, so unsagbar verdienstvoll, daß Herr Krall ruhig darauf verzichten kann, auch als Rechenmeister der Meister der Pferde gewesen zu sein.

Wer den Stein von einer verborgenen Quelle wälzt, hat damit kein Wasser erschaffen. Herr Krall scheint mir mit seiner riesigen Geduld und Mühe einen Stein bewegt zu haben, unter dem es jetzt hervorquillt.

Seltsam mutet es mich an, daß Herr Pfarrer Fleischhauer immer wieder die Parallele zieht zwischen Mensch und Pferd.

Ich könnte das nur verstehen, wenn es sich darum handelte, nachzuweisen, ob, oder inwieweit, Pferde menschenähnliche Gedankengänge oder Geisteskräfte oder — schrecklicher Ausspruch — menschenähnliche Seelen haben oder nicht haben. Aber das Problem ist ja nur: rechnen Pferde oder rechnen sie nicht? Und: w i e rechnen Pferde?

Ist es vielleicht nicht nur ein Zufall, daß der Mathematikliebhaber und Liebhabermathematiker, der sich in der Abhandlung mit den denkenden beziehungsweise rechnenden Pferden abgibt, zugleich Pfarrer ist? Und daher diese Tränen?

Mich für mein Teil würde es freuen, wenn es so wäre. Viele freut's nicht. Viele wünschen, daß unsere Pfarrer scheuklappenbewehrte Himmelspezialisten seien, die von der lieben Erde und ihren Dingen nichts hören und nichts sehen sollen. Ja, manche glauben, daß der Pfarrer schon sein Gebiet überschreite oder seinen Beruf verfehlt habe, wenn er nur gut rechnet, oder wenn ihm Politik keine Verächtlichkeit ist.

Ich aber wünsche mir, und habe mir immer gewünscht, daß Pfarrer seien wie die Hähne, die allezeit den ersten Schrei tun.

Und wenn sie ein Dutzendmal zu früh und unnötig schreien sollten, es wäre nicht so schlimm, als wenn sie einen neuen Tag verpaßten.

Wenn es also nicht Zufall, wenn es symptomatisch ist, daß ein Pfarrer sich in der Elberfelder Sache so scharf ins Zeug legt, dann ist damit gesagt, daß die Angelegenheit für eingreifend in Weltanschauungsfragen erachtet wird.

Und sie wird es wohl sein. Es ist in Elberfeld wahrscheinlich ein ganz Großes auf Taubenfüßen in die Welt gekommen.

Es dürfte sich wieder einmal um ein Umlernen, ein Umempfinden der Menschen handeln. Sie haben ja Übung darin. Wenn es auch jedesmal einen Krawall gibt. Einen Krawall, in dem früher die Beweise häufig mittels Schwert und Scheiterhaufen geführt wurden. Heute begnügt man sich, ein paarmal „Unmöglich" zu schreien und dann die Sache zu den Alltäglichkeiten zu legen. Nicht auf offenem Weg schreiten wir dahin. Durch lauter Schlupflöcher kriechen wir von einer mehr oder weniger weitgespannten Erkenntnishöhle in die andere. Die aufrechtesten Menschen tun sich da oft am schwersten.

Mir macht es nichts aus, zuzugeben, daß ein Araberhengst besser rechnet als ein Mathematikprofessor. Ich sage mir: gebe ich's nicht zu, so tut er's wahrscheinlich doch und hat es wohl immer getan, auch ehe Herr Krall dahinterkam.

Vielleicht kann ich nur so seelenruhig denken, weil nicht das winzigste Würzelchen meiner Kraft im Rechnen verankert ist. Weil ich da wie ein neugeborenes Kind bin. Andere, die die gewaltige Höhe der Rechenkunst besser fassen und in sich verkraften können, mögen wohl anders zu der Sache stehen. Aber ich meine, auch sie dürfen in aller Ruhe sagen: ich rechne wie ein Mensch, der Gaul rechnet wie ein Gaul — es ist nicht dasselbe, also ist es auch nichts Höheres, denn Ungleichartiges ist nicht vergleichbar.

Es wird wohl nicht an Versuchen fehlen, die Tatsachen von Elberfeld in der Weise auszunützen, daß man daraus den Schluß zieht, mit der Würde und Einzigartigkeit der Menschenseele sei es nichts. Aber dort, wo dieser Versuch gemacht wird, und wo er seine Wirkung tut, dort war es auch vorher mit der Werthaltung und Hochschätzung der Seele nicht weit her. Mit ehrlichem und klarem Denken allerdings noch weniger.

Wem es auf Grund von Elberfeld logisch erscheint, die Gäule auf seine oder sich auf oder unter die Gaulsstufe zu stellen, der mag es ruhig tun. Es sei ihm so gerne vergönnt, wie es ihm seither vergönnt war, sich für ein Häufchen geschickt zusammengesetzter Chemikalien, für eine sinnreiche Maschine, einen verbesserten Affen oder was immer zu halten.

Ja, wenn wir, nachdem Elberfeld das Loch in den Damm gebohrt, dahinterkämen, daß noch anderes, noch Tieferes, noch Geistigeres als das

Rechnen auf irgendeine, uns bis jetzt noch verborgene Weise in Tieren lebte — stünde unser Heiligstes in Gefahr?

Wer weiß, ob die Kröte, die stumm, schwer und stier mir in die Augen glotzt, ob die Eule, die weichen Flugs durch die Dämmerung streicht, nicht Dinge in sich haben, ja Dinge verkörpern, die wir zum Dunklen, Unbegriffenen, Nieergründeten rechnen, von dem wir annehmen, daß es als letzte Fragen der Menschenseele, dem Menschengeiste vorbehalten sei? Wer will da etwas sagen? Wo steckt der Krall, der auch von diesen Wassern die Steine wegschiebt? Wer findet den Weg, die Brücke vom Krötischen, vom Eulischen oder vom Löwischen, vom Schlangischen ins Menschliche?

Und wenn die Brücke gefunden würde, wenn wir dahinter kämen, daß es Geschöpfe gibt, die philosophische Systeme, wie sie unsere Größten mühselig ausgearbeitet haben, fertig in sich tragen als einen Bestandteil ihres Wesens, selbst dann wäre ein Studentlein der Philosophie, das fleißig Gedanken auf Gedanken trägt und mauert, noch ein ganz anderer Kerl.

Doch nicht an den schweren, menscheneigentümlichen Weg der Arbeit in allem Geistigen denke ich, wenn ich behaupte, daß unsere Stufe auf der Leiter der Geschöpfe durch denkende und rechnende Pferde und so weiter nicht gefährdet sei.

Vielleicht muß man auch diese Stellung bald schon preisgeben. Ja, sogar das klar und freudig herausgeklopfte „Ik" des Muhammed in Elberfeld flößt mir nichts anderes als Freude und Ehrfurcht vor dem Herrn der Welt ein, keineswegs Bangigkeit um mein Menschentum. Wenn Kant den Ausspruch tat: „Sobald mein Gaul unter mir ‚ich bin' sagen würde, müßte ich absteigen und könnte nie mehr aufsteigen", so ist damit offenbar gar nichts bewiesen, als daß auch dieses Gewaltigen Gedanken zurücktreten müssen, wenn die Gedanken eines noch Gewaltigeren, die wir gemeinhin Tatsachen nennen, sich auf den Plan stellen.

Kant müßte, wenn er konsequent sein wollte, sich in den Tagen der Elberfelder Hengste allenfalls das Reiten abgewöhnen; aber sonst hätte er in keiner Weise nötig, sein Verhältnis zu den Gäulen für verändert zu halten.

Das nackte „ich bin" schafft noch keine Persönlichkeit. Meiner tiefsten Überzeugung nach tragen es nicht nur die hochstehenden Pferde, sondern viele, ja vielleicht alle Tiere in sich. Vielleicht gäbe es ohne dieses einfache, erste „ich bin", ob es nun laut wird oder stumm in den Kreaturen lebt, überhaupt keine Einzelwesen.

Zur Persönlichkeit wird das „Ich" erst umgestempelt durch ein — ich weiß kein besseres Wort dafür — durch ein Gefühl der unsagbaren Kompliziertheit meines Selbst. Durch die starre Gewißheit, daß das Ich eigentlich nicht

in mir, nicht in sich selbst verankert ist. Daß es mit einer ganzen Welt, mit dem All, mit unendlichen Tiefen in Verbindung steht. Wenn diese Definition des Wesens der Persönlichkeit nicht richtig wäre (abgesehen davon, daß sie vielleicht nicht erschöpfend ist), dann wäre es unverständlich, warum der Zeitgeist, dieses waltende Gewissen der Starken, schon das sogenannte „soziale" Denken und Empfinden so hoch einschätzt, das ja eigentlich nur ein erster Schritt ist zum „Alldenken und -empfinden".

Dieses Gefühl in seiner vollen, mächtigen Schwere empfunden, schafft uns Qual und Verwirrung, Wonne und Klarheit. Es meißelt uns gleichsam plastisch heraus, macht, daß wir Licht ausstrahlen und Schatten werfen, macht uns erst körperhaft.

Das „Jk bin" der Gäule hat nur Fläche und keine Tiefe.

Doch so auch dieses noch drangegeben werden müßte — nur immer zu! Setzen schon für alle ehrlichen und nachdenksamen Menschen die Elberfelder Vorgänge starke, neue, tiefergreifende Lichter auf das niemals vollendete Bild der Welt, so tun sie das in noch ganz anderem Maße für die, denen der Menschensohn, diese Persönlichkeit aller Persönlichkeiten, den Schlüssel in die Hand gab, mittels dessen die wirre Schrift der Erscheinungswelt zu lesen ist. Sie können sich aufgeschlossenen Herzens freuen, wie hoch emporgehoben doch die Kreatur ist, die wir in tausendjähriger Stumpfheit an den Boden gebannt und gefesselt wähnten.

Werden die Werke größer, so wird der Schöpfer größer. Nie wird er eingeholt, nie überholt.

Und der Erste hinter ihm, der Nächste an ihm bleibt der, der das tiefste, unausrottbarste Kindschaftsgefühl hat.

Das Bewußtsein der Gotteskindschaft ist das Letzte, das Höchste.

Und wenn der Tag käme, da auch für dieses ein Elberfeld auftauchte; da uns die Tatsachen entgegenriefen: Jhr habt auch dies nicht mehr für euch allein! — wie müßte an jenem Tag das All erschauern in Erlöstheit und Seligkeit. Vorläufig aber wollen wir uns noch streiten, ob und wie Gäule rechnen. Mohammed und Zarif ziehen mittlerweile seelenruhig fünfte Wurzeln.

Ein fahrender Hinduschüler.

Von Alfred Meebold in Heidenheim a. d. B.

Wir stiegen vom Hochland von Maisor hinunter in die feuchtheiße Ebene der Malabarküste. Unter dem Schutz der alten Bergfeste Munjerabad hinab durch ein schönes Waldtal voll prächtig blühender Bäume und Lianen, einem rauschenden Fluß entlang. Bald sprudelte und schäumte er über braune Granitfelsen hinab, bald ruhte er sich aus in tiefgrünen Pfuhlen oder plätscherte breit und langsam dahin in einem Bett voll von Felsrippen und losen Steinen. Stets schloß der tropische Wald dicht zusammen über dem Gewässer, neigte sich weit darüber hin, als wollte er es ganz für sich haben. Nur in der Mitte konnte der tiefblaue Himmel sich spiegeln. Manchmal versuchte ich dem Ufer zu folgen, mußte aber nach kurzer Zeit den Versuch aufgeben, denn es war nicht möglich, weiter zu kommen, ohne einen Weg durch das Gestrüpp zu hauen.

Hier hatte ich meine erste und einzige Begegnung mit einer Riesenschlange. Gefahr war keine dabei, denn das Tier lag tot in den Uferfelsen, halb zusammengerollt, der Kopf von einem Steine zerquetscht. Wie mochte sie an diese Stelle geraten sein, fern von der Straße? Vielleicht waren Affen die Mörder gewesen, denn der Haß zwischen ihnen und ihr ist immer lebendig.

Auch die Spuren eines Tigers fand ich hier an einer sandigen Stelle und schon im nächsten Rasthaus, in Gundiar, hörte ich, daß in der Nacht vorher ein Kalb geholt worden war von der Streifenkatze.

Der Wächter des Bungalows bat, ich möchte das Tier erlegen; da ich jedoch als friedfertiger Mann ohne Waffen reise, so konnte ich seinen Wunsch nicht erfüllen. Der Mann jammerte sehr über das Raubzeug; Bären und Leoparden besuchten ihn häufig, und vor ein paar Wochen waren seine paar Reisfelder von wilden Elefanten zertrampelt worden. Eine Giftschlange erlegte mein Kuli noch am selben Abend beim Holzholen, und das Haus selbst fand ich von den großen schwarzen Skorpionen bewohnt. Dazu das Fieber, das hier nach den ersten Regenschauern im Frühjahr stets ausbricht. So ist es kein Wunder, daß die Gegend fast unbewohnt ist und dem Dschungel überlassen bleibt.

Am Fuße des Ghats, des Abstiegs, nahm uns ein prachtvoller Bambuswald auf. Jeder Wurzelstock treibt dreißig bis sechzig Stengel, von denen die inneren, älteren die Dicke eines Oberarms erreichen und bis fünfunddreißig Meter aufsteigen. So ist der Wald, von innen gesehen, in lauter einzelne Stengelgruppen aufgelöst. Da er gar kein Unterholz, überhaupt nichts anderes gedeihen läßt, als ein paar niedrige, unscheinbare Kräuter, so scheint es, als könne man bequem und ohne Hindernis hindurchgehen.

Doch wehe, wenn man einen der hängenden Äste dabei anstreift: an jedem Knoten sitzen starke und scharfe Dornen, die Kleider und Fleisch zerreißen. Diese Bambusart ist in Maisor fast alleinherrschend. Sie blüht nur einmal alle sechzig Jahre und dann stirbt sie ab, um von neuem aus der Wurzel zu treiben. Im Hochland droben war das Blühen im Jahr vorher geschehen und ich fand daher dort alles verdorrt, was dieser Art angehörte. Hier unten jedoch war noch alles grün.

Nicht jeder Bambuswald schaut so aus. In Assam geriet ich in einen, der aus lauter einzelnen Stengeln bestand, nicht viel dicker als ein fester Spazierstock und kaum drei Mann hoch, jedoch so dicht wachsend, daß man den Weg hindurch aushauen mußte. Ich hatte über einen Berghang hinab abkürzen wollen, brauchte nun aber die doppelte Zeit, als wenn ich dem Weg gefolgt wäre. Wo solche Wälder ausgedehnter sind, verirrt man sich leicht. Ein Jäger erzählte, daß er nach stundenlanger Arbeit gegen Mittag an denselben Platz zurückgelangte, von dem er morgens ausgegangen war.

Hinter Gundiar wechselt das Bild wieder. Blumenloser Hochwald säumt die Straße. Kolossale Baumriesen stehen darin und tiefe Stille herrscht. Auf Stunden geht man dahin, ohne von der Außenwelt etwas zu ahnen. Hohe Berge könnten hinter den Bäumen verborgen sein oder eine endlose Ebene. Für uns hört wenige Meter rechts und links der Straße die Welt auf. Wo der Waldrand erreicht wird, der nun als turmhohe, grüne Mauer zurückbleibt, da strecken sich Rasenflächen. Sie schimmern braun-rosa und blau von Gräsern und Blumen und ziehen sich zum Fluß hinunter, auf dessen anderer Seite der Hochwald weiter geht. Dann biegt die Straße ab in Buschwald hinein, und auf einmal, ich weiß nicht wie, geht sie in einem engen Tälchen hinab zwischen waldigen Hügeln von sanften Formen. Am Fuße eines solchen Hügels öffnet sich einladend ein Gittertor, als wäre es der Eingang zu einer Villa. Es ist das Rasthaus von Gollitattu, das idyllischste von allen, die ich traf auf meinen Wanderungen in dieser Gegend.

Das Haus war alt und von der einfachsten Art. Eine schmale Veranda lag ihm vor und dieser wieder ein kleiner, baumbestandener Platz in Dreieckform. In einer Ecke gähnte der tiefe Ziehbrunnen. Rings umher eine dichte Einfassung von Bäumen und Gebüschen. Hinter dem Haus ein schmaler Hof, dann die Küche und das Außenhaus, wo der Wächter wohnt. Diese Gebäude lehnen sich an den bewaldeten Hang des Hügels.

Innen nur das nötigste: Stuhl, Tisch und Pritsche. Bretterne halbhohe Wände teilen die paar Zimmer ab.

Gleich vor dem Haus streckt sich ein schmales Quertälchen. Es ist nur ein paar Felder breit und endet nach rechts in schönem Halbrund. Schwellender Reis füllt seinen flachen Boden, Palmen und Bananendickichte be-

randen es, gerundete Waldhügel schließen es ein. Die Straße zieht quer darüber weg und hinauf zu einer Einsenkung zwischen den niedrigen Kuppen.

Zur Linken mündet dieses Tal in ein zweites, größeres. Auch dieses voll grünender Reisfelder, Palmen und blühender Hänge. Hier liegt tief drin ein Dorf von malerischen, einfachen Hütten. Überall plätschernde Bächlein zwischen den Feldern, denen entlang die Pfade führen, schmale Dämme von festgetretenem Lehm. Man muß gehörig aufpassen beim Gehen, denn wenn man daneben tritt, steckt man knöcheltief im Schlamm. Oft ist der Damm undicht geworden und notdürftig mit Erdschollen geflickt. Dann ist es ein Hüpfen und Springen und Tasten, um möglichst trocken über die feuchte Stelle wegzukommen.

Am Grunde der seicht überschwemmten Felder huschen zahllose kleine Krabben hin und her, und der gemeine Frosch gluckst behaglich. Sein großer Vetter, der Ochsenfrosch, wird sich erst am Abend bemerkbar machen durch sein Gebrüll. Manchmal ringelt eine Schlange im Wasser vorbei und dann verstummt das Froschvolk in tötlichem Schrecken.

Grüne und braune Eidechsen rascheln durch die Büsche und zahllose Insekten schwirren. Auch eine Goldwanze war dabei, ein seltsames Tier, das die Flügel ausgebildet hat zu halbkreisförmigen, festen, durchsichtigen Scheiben. Darin sitzt erhöht der Körper in schimmerndem Goldglanz, der im Tod in Kupfertöne übergeht. Das Tier ist so hart, daß man darauf treten kann, ohne es zu beschädigen.

In den Bäumen tummeln sich schöngefärbte Vögel, und große, schillernde Schmetterlinge kommen ohne Scheu dicht an mich heran. Schwarze Menschen arbeiten hier und da im Feld, fast völlig nackt. Es sind behaarte Gesellen, mit dicken Lippen und krausem Haar, schmutzig und wild aussehend. Aber sie sind gutmütig dabei und grüßen höflich. Unterhalten kann ich mich leider nicht mit ihnen; denn ihre Sprache ist das Kanaresische, das mir völlig fremd ist. Ein paar Kinder folgen mir in scheuer Entfernung, voll Wunderns über den unbegreiflichen Sahib, der Unkraut ausrauft und fortträgt. Eine Gabe von einigen Paisas wird mit offenem Mund und stumm angenommen, dann macht die kleine Bande kehrt und läuft lachend und schwatzend davon.

Einen glücklichen Nachmittag verbrachte ich in diesem stillen Winkel voll von Grün, Sonne und Frieden. Abends saß ich noch in der Veranda mit einem Buch und las oder lauschte den kleinen, lachenden Eulen, die sich in den Bäumen umhertrieben.

Da hörte ich eine mir fremde Stimme aus der Küche, wo meine Leute beisammen hockten. Erst dachte ich, es sei der Wächter, aber die Stimme war wohllautend und konnte ihm nicht gehören. Sie klang nach etwas Besserem. Ich vernahm den Namen Lahore und *burah achchha*, das heißt

sehr schön. Man sprach also hindostani, daher mußte ein Fremder da sein, denn hier im Südwesten redet man nur Kanaresisch und Telugu.

Als Maula, der Diener, kam und das Essen brachte, frug ich ihn. „Hazur," sagte er, „es ist ein Fakir da, ein ganz junger und ein guter Mann."

„Ist er mit Asche beschmiert?"

„Nein, ein guter Mann", wiederholte Maula mit Nachdruck. Er gebrauchte das Wort *achchha (atscha)*, das alles ausdrückt von schön bis gut und anständig. Die nackten Bettelfakire verachtete Maula als Mohammedaner vom Grund seiner Seele.

„Was spracht ihr von Lahore?"

Maulas Augen glänzten; denn Lahore war seine Vaterstadt.

„Er kennt Lahore, Hazur, und weiß genau Bescheid. Lahore ist sehr schön."

Da ich das wußte und Maula nicht schwatzen lassen mochte, entließ ich ihn.

Am andern Tag auf der Wanderung sah ich den Fakir. Er war gar keiner, sondern ein Sadhu.

Das ist nun eigentlich dasselbe im Hinduismus, was der Fakir im Mohammedanismus ist. Man hat sich nur nach und nach daran gewöhnt, alles als Fakir zu bezeichnen, was auf eigene Faust, ohne Guru, das heißt Lehrer, das „heilige" Leben führen will. Die Vorschriften dazu sind ja allgemein bekannt seit Jahrtausenden und brauchen nicht erst von einem besonders Eingeweihten mitgeteilt zu werden. Dementsprechend kann Fakir werden, wer will, und dementsprechend sind die Fakire fast ohne Ausnahme gänzlich ungebildete Leute aus dem Volk. Die Vorschriften verlangen drei Dinge: Entsagung, Beharrlichkeit und Glauben. Wer nun Indien kennt, der weiß, daß beim Volk der Glauben etwas Selbstverständliches ist. Zweifel oder gar Skepsis sind erst als Folge europäischen Bildungsgangs aufgetreten und finden sich dementsprechend nur bei wenigen Angehörigen der besseren Klassen. Die Entsagung träte ein für einen wohlhabenden Inder, der Fakir würde; der arme Mann entsagt nicht nur nicht, sondern gewinnt, weil er als Fakir vom Volk unterhalten wird für die Gegenleistung eines Mantrams, Zauberspruchs, oder auch aus Furcht vor einem solchen. Das ist für viele ein Grund, Fakir zu werden. Bleibt die Beharrlichkeit. Aber auch diese wird nur bei solchen Fakiren stärker nötig, die sich zu besonderer Machtstellung in einer kommenden Verkörperung emporringen wollen. Sie äußert sich dann in irgendeiner Form von Selbstquälerei, die eine andauernde Willensanstrengung von einer Stärke bedingt, die uns Europäer ungeheuerlich dünkt. Mir will jedoch scheinen, als überschätzten wir dies. Wir sollten nicht mit uns vergleichen, da uns selbst das Mittel zum Zweck, das solch ein Fakir anwendet, so gänzlich fern liegt und sogar töricht erscheint, da ferner unser Ichbewußtsein ein ganz anderes, viel differenzierteres

ist. Der Inder besitzt einen natürlichen Stoizismus, der in geringerer Denkfähigkeit seinen Grund haben mag. Er ist deshalb einerseits viel wehleidiger als der Europäer, wo er keinen Zweck des zu erduldenden Schmerzes sieht; anderseits wird er, wo er den Zweck erfaßt hat, sich so in diesen vertiefen können mit Ausschluß aller Wenn und Aber, daß er scheinbare Heldentaten vollbringen kann im Ertragen. Für uns sind es sinnlose Heldentaten und mehr noch: sie haben stets einen Selbstzweck und sind daher nicht einmal ideal zu nennen. Derselbe Mann, der jahrelang seinen Arm gen Himmel streckt, bis er verdorrt, würde nicht eine Anna für das Gemeinwohl opfern. Übrigens nennt man diese Leute nicht mehr Fakire, sondern Hatha-Yogis.

Wenn ein Mann aus den oberen Klassen (nicht Kasten, denn auch unter den Brahminen gibt es arme und ärmste) zum Fakirstab greift, so wird er die drei Tugenden üben, ohne deshalb in solchen Irrtum zu verfallen. Ein Beispiel dafür ist der indische Staatsminister, dessen Geschichte als Einsiedler Kipling in einer meisterhaften Novelle schildert. Der Mann ist keine Erfindung Kiplings; er stammte aus Radschputana und war, wenn ich nicht irre, ein Freund Max Müllers. Genau so machen es die jungen Leute, die, meist aus den besseren Ständen stammend, das „heilige" Leben beginnen unter der Führung eines Gurus. Von ihnen wird eine gewisse Bildung und Denkfähigkeit verlangt und unter ihnen ist wohl nach Spiritualität zu suchen in unserem Sinn. Ihre Übungen umschließen sowohl Körperpflege wie Pflege der Seele. Auf diese Richtung des „heiligen" Lebens stützt sich die moderne Theosophie in ihren Übungen, wie sie von der Theosophischen Gesellschaft gelehrt werden, die ihren Sitz in Adyar bei Madras hat und sich über die ganze Welt verzweigt. Ob es richtig ist, indische Übungen und Systeme kritiklos nach Europa zu verpflanzen, ist eine andere Frage, die ich vielleicht später erörtern werde.

Diese Leute sind zunächst auch nichts weiter als Sadhus. Da sie jedoch unter der Leitung des Guru nur in ganz bescheidenem Maß Hatha-Yoga treiben, man könnte fast sagen, nur im Sinn einer hygienischen Vorbereitung, den Nachdruck hingegen auf das Radscha-Yoga legen, das heißt auf besondere Ausbildung der Gedankenformen, so sagt man, daß sie den Weg des Sanyasi beschreiten wollen. Um einen solchen handelte es sich hier.

Ich sah einen hübschen jungen Menschen von vielleicht dreiundzwanzig Jahren in einiger Entfernung hinter meinen Büffelkarren dahinziehen. Er trug eine weiße Jacke und den weißen Dhoti des Hindus, das Stück Baumwollzeug, das um Lenden und Schenkel so geschlungen wird, daß es von vorn aussieht wie kurze Beinkleider. Das Ende baumelt schwer zwischen den Beinen herab. Die Kleidung und der weiße Turban waren goldsauber. In der einen Hand trug er den Wanderstab, in der anderen den Lota, das

messingene Wassergefäß. Seine Hautfarbe war sehr hell und die Gesichtszüge hatten etwas Sympathisches. Große Intelligenz lag nicht darin, noch besondere Energie. Die Formen von Nase und Kinn waren gerundet und weich. In den schwarzen Augen ein offener, milder Ausdruck. Der ganze Mensch trug den Stempel der Ruhe und der Bescheidenheit, in ungewohntem Maß für seine Jugend. Beide Eigenschaften bewies er bis zum Schluß unserer Bekanntschaft. Und noch etwas anderes, das unter allen seiner Klasse, wie unter den „heiligen" und nichtheiligen Männern Indiens überhaupt, ungemein selten ist: er war frei von religiösem Dünkel und hatte Verständnis für das Wesen eines Europäers.

Als er bemerkte, daß ich ihn ansah, salaamte er höflich und blieb stehen, offenbar um die respektvolle Entfernung nicht zu verringern.

Zunächst ging ich weiter, ohne ihn anzureden. Erst später im Tag, als die Straße in bebauter Gegend dahinzog, wo es nichts zu botanisieren gab, rief ich ihn heran. Über solch uninteressante Strecken weg legte ich mich in den Karren, wo eine Strohunterlage hergerichtet war. Die weicheren Gepäckstücke halfen dazu, den Aufenthalt im Karren möglich zu machen; denn sobald die Büffel sich in Trott setzten, war das Rütteln und Stoßen schauderhaft. Ich pflegte in der hinteren Hälfte zu liegen; vorn saßen der Führer und der Diener, und zwischen ihnen und mir türmte sich das Gepäck. Ich ließ nun den Sadhu zu meinen Füßen auf dem Rand sitzen. Das ist eine ungewöhnliche Konzession eines Europäers an einen Eingeborenen, und man muß schon sicher sein, ehe man es anbietet, daß man nicht mißverstanden wird.

Der Sadhu rechtfertigte mein Vertrauen, dankte höflichst und setzte sich auf den äußersten Rand. Seinen Lota behielt er in der Hand. Ich sagte ihm, er könne ihn ruhig hereinsetzen, ich werde ihn nicht anrühren. Wenn das nämlich geschieht durch einen Europäer, so ist das Gefäß entweiht und kann nicht mehr benützt werden.

Er schüttelte lachend den Kopf. „Hazur, nein, so bin ich nicht", sagte er, „das ist für die, die nicht verstehen." Er machte eine malerische Handbewegung ins Land hinaus, als wollte er ganz Indien umfassen. Aber zugleich sah er ängstlich gegen vorn, ob die beiden Männer ihn hören konnten. Ich beruhigte ihn darüber.

Nun muß ich gleich erwähnen, daß der Mann nicht ein Wort englisch verstand. Mein Hindostani beschränkt sich im allgemeinen auf das, was man mit einem Diener, Lastträger oder Kellner zu sprechen hat. Wie ich es gemacht habe, mit dem Sadhu mich über hohe und höchste Dinge zu verständigen, ist mir heute ganz unklar. Es war ein schreckliches Gackfen natürlich, ein mühevolles Umschreiben und Wiederholen — aber wir verstanden uns doch. Etwas half die Erinnerung an indisch-theosophische Lite-

ratur mit ihren Sanskritausdrücken, die unübersetzbar sind und daher in die englischen und deutschen Wendungen übernommen werden. Am meisten jedoch, so meine ich, half die Tatsache, daß unser Wollen gleichgestimmt war. So kam es, daß er lange Sätze reden konnte, deren einzelne Worte mir gewiß fremd waren, und daß ich am Schluß doch verstanden hatte, was er wollte. Umgekehrt war es schwieriger; denn, wie gesagt, ich konnte nur gacksen, und er mußte meist mühsam suchend ergänzen. Obwohl nun die unteren Klassen in Indien mit einziger Ausnahme der Diener, die in steter Berührung mit dem Europäer stehen, hiezu ganz unfähig sind, so fand ich doch die Gebildeteren darin so gewandt, wie zum Beispiel die Italiener. Aber mein Sadhu ging selbst über das gewöhnliche Maß hinaus; denn er verstand meine Denkweise und konnte sie in die seinige übersetzen. Er konnte vergleichen. Er ist der einzige Inder meiner Bekanntschaft, der das konnte. Er war eine europäische Seele im indischen Körper.

Ambernath war sein Name, Pagal nannte er sich. Soviel ich verstand, entsprach dieser Titel ungefähr dem anderen „Sadhu", er hatte wenigstens nichts dagegen, daß ich ihn so nannte. Er stammte aus Peshawur (Peschaur) im Norden und hatte trotz seiner Jugend schon ganz Indien durchzogen, zu Fuß, wenn ihm niemand die Bahn bezahlte. Er war in Kaschmir gewesen, bei der Eishöhle des Wischau zu Ambernath, deren Namen er ja selbst trug. Aber er lachte über den Glauben des Volkes, daß Wischnu dort in einem Eisblock wohne und auf das Gebet der Wallfahrer hin sich als Taube zeige. „Es tut den unwissenden Menschen gut, das zu glauben," meinte er, „für uns ist es anders." Dann war er nach Benares gekommen. „Ach, Hazur," sagte er, „dort blieb ich nicht lang. Es ist ein schlimmer Ort. Unter den Fakiren und Brahmanen ist kaum ein ehrlicher Mensch. Habgierig, faul, lügnerisch, eigensüchtig sind sie fast ohne Ausnahme. Es ist eine Atmosphäre von Fanatismus und Heuchelei. Niemand versteht."

„Niemand versteht", wiederholte ich und sah ihn fragend an. Er schien anzunehmen, daß ich verstand. Wie konnte er das wissen? Ich wollte dem auf den Grund kommen und frug daher, welche Übung er mache. Er besann sich einen kurzen Augenblick, dann antwortete er: „Die fünf Zentren".

„Fünf? Es sind doch sieben!"

Nun lachte er vergnügt; denn er hatte seinen Zweck erreicht und mich auf meine Kenntnisse der esoterischen Lehre hin geprüft.

„Wenn Sie wissen, daß es sieben sind, so müssen Sie auch wissen, warum ich nur fünf davon übe."

„Ich kann mir's wohl denken", erwiderte ich. „Ich würde sagen, die beiden niederen, die das Animalische in uns bedeuten, läßt du weg." Ich deutete auf die Hüften.

Er nickte, schob aber meine zeigende Hand, am Ärmel anfassend, nicht an der Hand, ein klein wenig höher. „Da sitzen sie", sagte er.

Wir sprachen hier von den sieben Lebenszentren, den sieben Punkten, wo nach der indischen Lehre der sogenannte Ätherkörper an den physischen angeschlossen ist. Durch sie, so nimmt man an, geht die Wechselwirkung zwischen Körper und dem, was man die Seele nennt.

„Woraus hast du entnommen, daß ich verstehe?" fragte ich nun.

„Hazur, spürt man das nicht? Sieht man es nicht an den Augen? Weiß man es nicht überhaupt? Ihr Diener hat mir erzählt, daß Sie des Morgens vor der Abreise eine Zeitlang nicht gestört werden wollen. Nun, da hatte ich Sie noch nicht gesehen und ich hätte annehmen müssen, daß Sie einfach Ihr Gebet sagen. Manche Sahibs tun das, wenn auch nicht sehr viele. Aber ich wußte, daß Sie anderes tun. Die Lotosblume strahlt aus. Man spürt sogar, ob die Strahlen von der sechzehnblätterigen oder von der mit zwölf Blättern ausgehen. Ja, man spürt das! Haben Sie es nicht selbst gespürt? Warum sind Sie jetzt gütig zu mir und lassen mich bei sich sitzen? Hätten Sie einen andern Fakir bei sich sitzen lassen?"

Er hatte recht.

Ich ließ ihn weiter erzählen, was er alles gesehen hatte. Fast jeden bedeutenderen Guru kannte er in Indien, in Calcutta, Radschputana, in der Provinz Bombay, im Pundschab natürlich. In Hardwar war er gewesen und an den Quellen des heiligen Stromes, der Ganga. Allahabad und Puri, Brindaban, Muttra und Nasik, alles kannte er, zu jeder heiligen Hindustätte war er gewallfahrtet. Selbst Birma hatte er durchwandert und war hinaufgekommen bis nach Bhamo und Mitkyina (Mitschina), „denn dort habe ich einen Bruder, der so weit von Hause weg verschlagen worden ist. Er versteht nicht, aber er ist ein guter Mensch. Er ist ein Babu im Dienste des Sirkar, der Regierung".

„Und wo geht die Reise jetzt hin?"

„Zu einem Guru bei Mangalore, dann nach Madura und Rameschwara im Süden. Aber zunächst gehe ich dahin, wo Hazur hingeht."

Es war mit Selbstverständlichkeit gesagt. Ich verstand ihn wohl. Bei jedem anderen hätte man annehmen müssen, daß er darauf spekulierte, einige Tage auf meine Kosten zu reisen. Doch Ambernath Pagal wollte damit sagen, daß er an eine höhere Führung glaube, die ihn hierher gebracht hatte, und daß er alles andere ruhig in meine Hand lege. Wenn ich ihn weggeschickt hätte, wäre er sofort gegangen. Aber er wußte, daß ich das nicht tun würde. Ich erhielt sofort die Bestätigung dessen, was ich hier sage.

„Wo kommst du jetzt her?"

„Von dem heiligen Berg da drüben." Er wies nach Süden, wo sich

in der Ferne eine schöne Bergpyramide erhob. Ich wußte, daß dort ein Hinduschrein auf dem Gipfel stand, bei dem in einigen Tagen ein Fest stattfinden sollte. Tausende pilgern alljährlich dorthin um diese Jahreszeit. So war ich erstaunt, daß er nicht dort geblieben war, und sagte es ihm.

Er nickte mit seinem ruhigen Lächeln, das mir immer den Eindruck gab, als wäre er ein alter, abgeklärter Mann und nicht ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren.

„Ja, ich war schon dort und wollte zu dem Fest bleiben. Aber was weiß man? Ich sagte, es gefiel mir nicht, und so ging ich weg. Warum bin ich nicht die direkte Straße nach Upin Ongadi herabgezogen, sondern quer durchs Land, durch viele Wälder und über zwei große Flüsse, bis ich zu dem Rasthaus kam, wo ich Sie traf, Hazur? Was weiß man? Heute abend kommen wir nach Upin Ongadi, aber auf der anderen Straße, auf der, die Sie herabgezogen sind."

Ich kann nur sagen, der Mann log nicht, sondern sprach die reine Wahrheit. Jedem anderen hätte ich's nicht geglaubt. Seine passiv-willige Haltung behielt er bei die ganzen vier Tage, die er bei mir war. Niemals kam er ungerufen von der Küche ins Rasthaus, noch machte er einen Versuch, sich mir unterwegs aufzudrängen. Stets hielt er sich bescheiden bei der Dienerschaft. Bei der Ankunft in Upin Ongadi, zu deutsch Salzmarkt, befahl ich dem Diener, ihm von meinem Reis zu geben. An diesem Abend konnten wir nicht mehr reden; denn zwei junge Missionäre trafen ein von der Basler Station in Mangalore. Um das Evangelium zu predigen reisten sie zu demselben Fest auf dem heiligen Berg, von dem Ambernath sich hatte wegführen lassen. Nun stelle man sich einmal vor, was bei uns geschehen würde, wenn bei einem protestantischen oder katholischen Kirchenfest ein Hindu, Buddhist oder Mohammedaner auftreten wollte, um für seine Religion zu werben. Den christlichen Missionären in Indien fällt es nicht ein, den Vergleich zu ziehen; die beiden Basler sahen mich verständnislos an, als ich den Gedanken aussprach. Mehr noch: als ich sie fragte, wie sie zu den Leuten sprächen, bekam ich eine lange und eifrige Antwort, die ich dahin zusammenfassen kann, daß nach ihrer Meinung eben alles in der Welt an der Sünde hänge; man müsse dem Heiden vor allem beibringen, daß er durch die ihm innewohnende Sünde verloren gehe. Mit wahrer Inbrunst sprachen die jungen Eiferer das Wort „Sünde" aus. Ich schlug ihnen vor, ob sie es nicht lieber einmal mit der Liebe statt mit der Sünde probieren wollten; aber sie konnten den Zusammenhang nicht einsehen. Mit einem leeren „ja natürlich" wurde über die Liebe weggegangen.

Ich will der beiden Missionäre freundlich gedenken; denn sie meinten es redlich und brachten Opfer für ihre Überzeugung. Ich muß von ihnen

sagen, wie Ambernath Pagal von seinem Bruder in Birma sagte: Sie waren gute Menschen, aber sie verstanden nicht.

Der Marsch des folgenden Tages nahm mich botanisch so in Anspruch, daß ich mich wenig mit dem Sadhu unterhalten konnte. Erst Abends nach dem Essen rief ich ihn zu mir. Wir waren im letzten Rasthaus angekommen, einem unbehaglichen, alten Gebäude, und bei der Ankunft hatte sich herausgestellt, daß mein Säckchen mit Kleingeld entwendet worden war. Hierüber sprach ich zuerst mit dem Pagal, der auch dabei eine ganz unindische Denkweise zeigte; denn er verdächtigte niemand, sondern wies ganz ruhig darauf hin, daß man in diesem Land alles sorgfältig verwahren müsse, was Geld heiße. „Hazur weiß das selbst", setzte er hinzu, ohne ein Zeichen zu geben, daß er sich freute, eine Blöße des Sahibs aufgedeckt zu haben.

Erst nach zweimaligem Zureden erlaubte er sich, den angebotenen Stuhl zu benützen. Das gewohnte Hocken am Boden lehnte er bestimmt ab, da es ihm zu vertraulich erschien. In solchen Fällen habe ich mehr als einen Hindu der besseren Klassen gesehen, der wohl aus demselben Gefühl heraus den Stuhl wählte, aber nach kurzer Zeit die Beine hinaufzog, so daß er dann auf dem Stuhl hockte, wie sonst auf dem Boden. Ambernath tat das nicht, sondern bezwang sich eine Stunde lang, obwohl ihm die europäische Sitzart sehr unbequem sein mußte. Er tat jedoch etwas anderes, das europäischen Ohren ein Greuel ist: er rülpste. Ich brachte es nicht fertig zu schweigen, sondern sagte ihm, wir unterdrückten das in Europa. Er antwortete ganz ruhig: „Hazur, ich habe Ihren Reis gegessen. Es ist unsere Art, uns dankbar zu erweisen. Ich werde suchen, es nicht mehr zu tun." Es war sein zweiter Sieg über mich an diesem Abend.

Wir kamen nun etwas näher zu sprechen auf die esoterische Lehre, und fast alle meine prüfenden Fragen beantwortete er klar und ohne Zögern. Ich kann hier nicht näher darauf eingehen; denn vieles wäre nicht allgemein verständlich ohne lange Erklärungen. Aber einiges mag von Interesse sein. Der eigenste Guru Ambernaths war in Peschaur selbst. Zu diesem war er ganz aus eigenem Antrieb gegangen, als er ungefähr vierzehn Jahre alt war. „Es war eine strenge Erziehung", sagte er, „und oft wurde ich bestraft, sogar geschlagen. Im Anfang ist es hart, sich so vieles zu versagen, so vieles hinnehmen zu müssen. Denn wir dürfen zuerst nicht um Erklärung fragen, nicht wie Sie, Hazur, in Europa, wo der Lehrer alles erklärt. So sagt man mir. Aber wenn man Geduld hat, dann kommt eine Zeit, wo man anfängt zu verstehen. Es geht dann alles so weiter. Der Guru weiß das und er fordert dann auf zu fragen. Und auf einmal sagt er, ich müsse jetzt zu anderen Gurus gehen, ich müsse selbst suchen. Dann geht man auf die Wanderung mit einem oder zwei Namen im Ge-

dächtnis. Zuerst ging ich nach Kaschmir; aber da fand ich nichts, was mir zusagte. Dann reiste ich über Jammu nach Lahore. Das war vor drei Jahren — es kann auch vier sein oder zwei. Dort fand ich einen Sahib, so wie ich Sie gefunden habe, Hazur. Einer war schon in Peschaur, ein hoher Offizier, der verstand und mit meinem Guru sprach. Dieser in Lahore war der erste, zu dem ich geführt wurde. Zu keinem anderen mehr vor Ihnen. Es sind so wenige unter den Sahibs, die sehen können".

„Und die von der theosophischen Gesellschaft?" warf ich ein, „Frau Besant?"

Ambernath schüttelte den Kopf. „Nein, Hazur, das ist nicht das Richtige. Sie sehen etwas, aber Sie sehen nicht durch. Sie selbst wissen warum. Es ist nicht gut und nicht richtig, wenn jemand anders sein will, als er geboren ist. Warum soll ich ein Engländer werden, wenn ich als Hindu geboren bin? Jeder versteht auf seine Weise, wie es ihm vorgeschrieben ist. Wir verstehen uns, Hazur, wenn ich mir erlauben darf, so zu sprechen. Hazur gibt mir europäisch, ich versuche, Hazur ein klein wenig indisch zu geben. Hazur als Europäer weiß mehr als ich, viel mehr. Vielleicht nicht mehr als der Guru, mit dem Herzen, aber mehr mit dem Kopf. Warum soll ein Europäer Hindu werden? Er redet dann zu viel indisch, er will dem Hindu indisch geben. Das ist nicht gut. Der Hindu nimmt dann nicht indisch, aber er nimmt das Europäische, das nicht gut ist. Mein Sahib in Lahore war auch zuerst so, er wollte durchaus verstehen. Er konnte nicht warten. Es hat lange gedauert, volle vier Monate, bis er den Sinn seines europäischen Körpers verstand. Dann ging er nach Europa. Aber er wird wieder kommen."

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt

so dachte ich und hatte meine Freude daran.

Dann kamen wir auf die Übungen zu sprechen.

„Ich sagte Hazur schon, daß ich die fünf Zentren übe", erklärte der Sadhu. „Das ist für alle Menschen gleich gut, alle Menschen brauchen das. Hazur tut es auch. Aber ich mache noch andere Übungen. Ich weiß nicht, ob Sie die kennen, Hazur. Sie betreffen Dinge des physischen Körpers (er wandte den Sanskrit-Ausdruck an *Stūhla Sharīra*)".

Ich kannte sie und erklärte ihm, daß ich als Europäer nicht für richtig hielt, derartige Übungen zu machen, da sie sich nicht mit unserer Lebensweise in Einklang bringen ließen und für uns nicht nötig seien. Er nickte: „Ich bin ein Hindu und ich muß anders leben als Hazur. Wenn Sie meinen Guru fragen, wird er alles sagen, was Sie selbst sagen. Wir verstehen beide und wir wollen beide zum selben Ziel. Aber es ist etwas, ich weiß nicht, ob Sie das kennen, Hazur. Warum machen wir diese Übungen

des Körpers und Hazur nicht? Warum weiß der Guru das und hat mich's gelehrt? Und warum wissen Sie alles und leben doch anders?"

Ich wartete, aber er schwieg.

„Willst du's nicht sagen?" fragte ich.

„Nicht so, Hazur. Ich finde die Worte nicht. Ich glaube, Sie können mir's sagen. Der Guru weiß es, aber das durfte ich noch nicht hören. Und doch weiß ich, es ist etwas."

Ich überlegte, was er wohl meinen konnte.

„Sieh," sagte ich endlich, „wenn ich vergleiche, wie ihr Hindus zum Höchsten strebt und wie wir das tun, dann scheint es mir, als wendetet ihr Mittel an, die für uns unwesentlich sind. Wir müssen uns auf das Vorbild des Jesus von Nazareth stützen, das euch fremd ist. Nun ist dieses Vorbild hauptsächlich ethischer Natur (es war sehr schwer, diesen Begriff so zu umschreiben, daß er ihn verstand). Viele bei uns meinen, weil ihr Jesus nicht kennt, müsse alles falsch sein, was ihr habt. Das meine ich nicht, sondern ich suche von euch die Ergänzung (wieder sehr schwierig zu erklären) zu manchem. Da finde ich, daß wir in Europa schon seit alten Zeiten im geheimen viele solche Übungen hatten, die den euern entsprechen. Aber sie gehen alle auf die höheren Prinzipien des Menschen und sie sollen zuerst das Verständnis fördern, aus dem die Ethik dann als etwas Selbstverständliches entspringt. Wir arbeiten sozusagen direkt nach oben, dann erst von oben herunter. So haben wir viele Lehrer, aber nur einen Guru, dem wir unbedingt folgen. Das ist Christus. Aber ihr arbeitet von unten hinauf, und deshalb folgt ihr unbedingt euerm Guru, bis ihr zu euerm Krischna kommt. Euer Weg geht ganz nach innen, der unsere erst nach außen, sozusagen, dann nach innen."

Ich war sehr unzufrieden mit dieser höchst mangelhaften Erklärung und der Sadhu schwieg. Ich konnte ihm nicht übelnehmen, daß er mich nicht verstanden hatte. Doch plötzlich sah er mich voll an und sprach:

„Hazur, ich kenne viele Gurus und mein eigener Guru kennt noch mehr. Alle Gurus in Indien erreichen das Ziel hier," er deutete auf das Herz. „Hier aber," nun wies er auf die Stirn, „es gibt nur einen bei uns, der auf diesem Weg dozu kam. Und das ist das Höchste — es ist Brahman."

Er hatte mich völlig verstanden und er anerkannte damit nicht nur die Überlegenheit unserer Rasse über die seinige, sondern auch unserer christlichen Lehre. Nämlich wenn sie ebenso verstanden wird.

„Das ist es, was ich meinte, Hazur. Man darf es dem nicht sagen, der nicht versteht, aber es ist so. Wir sind alle Kinder Gottes (Khuda) und die Lotosblume blüht in jedem von uns. Aber ich bin ein ganz kleines Kind und muß warten."

Ich gab ihm die Hand und dann gingen wir schlafen.

Am nächsten Tag fuhren wir in einem der schmalen, doch festen Boote der Eingeborenen den Fluß hinunter. Sie sind etwa sechs bis acht Meter lang, einen Meter breit und ebenso tief mit fast senkrechten Wandungen. Man breitet sein Bett auf dem Boden aus und legt sich darauf. Das Gepäck war hinten verstaut, davor hockten der Diener und der Sadhu. Ein wilder Mann saß am Steuer, zwei andere fast völlig nackte auf der kleinen Plattform an der Spitze des Bootes stießen uns mit Stangen weiter, wenn die Strömung schwach war. Ein Mattendeckel schließt das Boot völlig, wenn es nur Fracht trägt; für uns war er an einer Seite gehoben und durch Bambusstäbe gestützt. Die Aussicht genießt man also nur, wenn man sich aufrichtet, und dann nur auf einer Seite. Es ist freilich auf dieser Strecke des Flusses nichts Besonderes zu sehen; denn die Ufer sind schwach hügelig, da es ja der Mündung zugeht. Breit und ziemlich träge fließt der Strom dahin, und viel Verkehr vermittelt er nicht außer den Booten der Eingeborenen, unserem gleich, die hinauffahren bis nach Upin Ongadi. Des Morgens begegnet man kaum einem dieser Boote; denn sie warten, bis gegen Mittag der Seewind einsetzt. Dann spannen sie ihr Segel aus und fahren scharenweise von Mangalore ab.

Ein paarmal lugte ich wohl hinaus, doch es war nichts weiter zu sehen, als die Wälder von Kokospalmen zu beiden Seiten, die ich so gut kannte von meinem ersten Besuch in Malabar her. Auch war die Hitze groß und machte die überflüssige Bewegung lästig. Reden konnte ich auch nicht mit Ambernath, da der Diener dabei hockte. Der brannte natürlich vor Neugierde, was ich alles mit dem einfachen Hindu zu sprechen wußte. Er hätte ja sicher nicht verstanden, doch wer konnte wissen, was er nachher alles erzählen würde! So blieb nichts übrig, als ein Buch zu nehmen, viele Zigaretten zu rauchen oder zu schlafen.

Nach acht Stunden bekamen wir die Eisenbahnbrücke der Malabarbahn in Sicht und gleich dabei begannen die Hütten der Außenviertel von Mangalore. Dann kamen Ziegeleien und Faktoreien, in denen Kopra, Ingwer und andere Landesprodukte vorbereitet werden zum Versand. Wo das Innere der Kokosnüsse ausgebreitet lag zum Trocknen, waren dichte Netze darüber gespannt, damit die Scharen von Krähen nicht dazu kommen konnten. Und unliebliche Düfte zogen herüber von den Plätzen, wo die Ingwerwurzel in Menge gewässert wurde. Kaffee- und Kornspeicher, sowie einzelne Fabriken zeigten sich. Darunter ist eine, die ausgezeichnete Konserven von Sardinen herstellt, so gut, wie das beste, was von Nantes kommt. Der Fisch erscheint hier alljährlich in solchen Mengen, daß ihn die Kaffeepflanzer droben in Maisor massenhaft zum Düngen beziehen.

Von der Brücke ab dauerte es noch fast eine Stunde, bis wir die Landungsstelle erreichten. Von der Stadt sah man immer nichts als einzelne Gebäude aus roten Ziegeln, die über die Kokospalmen aufragten, wo diese niedriger waren, und am Ufer Bahngeleise und ein paar Schuppen. Die Landung gestaltete sich schwierig, da das Wasser zu seicht war, als daß wir hätten zu der Ufermauer gelangen können. Ich mußte mich und das Gepäck an Land tragen lassen. Als ich auf der roten Erde stand, fühlte ich mich fast zu Hause; denn ich hatte zwei Jahre vorher eine schöne Zeit mit Freunden in Calicut und Tellicherry verbracht, und all diese Küstenstädte sehen eine aus wie die andere. Hier waren dieselben engen Bazarstraßen mit den verschachtelten Holzhäusern, den breiten offenen Läden, in denen die Waren stufenweise ausgelegt sind, die offenen Speisehäuser und Teestuben, die zahllosen Babus mit dem nie fehlenden aufgespannten Regenschirm, die prachtvollen Hitzwellen, die von dem durchglühten roten Boden aufsteigen, die malerischen Lastträger, schwarz wie Ebenholz, Zöglinge der Missionsschulen, in blendendes Weiß gehüllt. Überall die Kokospalmen, die sich über die Häuser zur Straße neigen, denn jedes Plätzchen ist hier ausgenützt, um diese Bäume zu pflanzen. Manchmal stehen ein paar davon vor dem Haus am Straßenrand. Dann die Viertel der Europäer. Hier stehen die Bungalows einzeln in einer Fülle von tropischer Vegetation. Bis in die Veranden hinein blüht es in glühenden Farben und alles gedeiht fast ohne Pflege.

Der erste Gang ist zur Post, um nach vierzehn langen Tagen wieder Nachricht von den Lieben zu Hause zu finden. Dann am Regierungsgebäude vorbei hinauf zum flachen Gipfel eines Hügels, wo das Rasthaus steht. Es ist verschlossen und der Wächter nicht zu finden. Ratlos stehen wir davor und eine kleine Versammlung von Eingeborenen hilft bedauern mit großem Geschwätz. Endlich entdeckt einer ein Loch in einer Fensterscheibe. Das Loch ist klein, gerade so groß, daß eine Kinderhand durch kann. Ein süßer kleiner Bengel mit lebhaften Augen, im weißen Hemdchen, ein gesticktes Käppchen auf dem geölten Haar, wird emporgehoben, und es gelingt ihm, von innen das Fenster zu öffnen. Dann ist auch schon einer da, der weiß, wo die Schlüssel sind, und der ganze Sesam tut sich auf bis auf die Haupttüre. Nach vorn geht der Verkehr durchs Fenster, bis zwei Stunden später der Wächter kommt. Nun, da alles so weit in Ordnung ist, beginnt endloses Briefschreiben.

Am folgenden Morgen Fortsetzung des Briefschreibens. Später findet Maula, der Diener, Gelegenheit, sein Erstaunen über den Sadhu auszudrücken. „Es sind viele Leute da, Hazur. Ich verstehe nicht. Viele gehen und andere kommen und sie hören zu, was er sagt. Er ist doch nur ein Fakir. Auch Babus kommen. Ich verstehe nicht."

Dann erhielt ich selbst Besuch. Ein sehr höflicher englischer Polizeibeamter kam, offenbar ein ehemaliger Unteroffizier der indischen Armee. Er erzählte eine Geschichte von einem Europäer, der vor einiger Zeit im Rasthaus gewohnt hatte und dann weggereist war, ohne zu bezahlen. „Seither kommen wir immer, zu sehen, wer hier ist, Sie werden das verstehen, Sir?"

Ich zeigte ihm meinen Paß, bot ihm an, mein ganzes Gepäck zu durchsuchen, nannte ihm Namen von Freunden in Indien und England, sagte ihm, daß ich von hier aus für drei Monate zum Direktor des botanischen Gartens in Kalkutta zu Besuch gehen würde. Er rauchte eine Zigarette, redete zehn Minuten und ging dann befriedigt weg.

Nachmittags, da der Diener fort war, ging ich selbst zur Küche, den Sadhu zu mir zu rufen. Er saß da in einem Kreis von andächtigen Zuhörern. Er war nackt bis zu den Hüften und hatte sich die Schiwazeichen auf die Stirn gemalt. Den Leuten las er vor aus einem Buch. Alle standen respektvoll auf, als sie mich sahen, und salaamten. Ich wollte nicht unterbrechen, doch auf ein Wort von Ambernath gingen sie alle fort. Er selbst zog seine weiße Jacke über, ehe er mir folgte.

Ich fragte ihn, was er gelesen habe. „Nichts für Sie, Hazur," sagte er, „was die Leute so verstehen können. Man muß zu ihnen reden, wie zu Kindern; sie sind so unwissend und sie können nicht unterscheiden. Aber ich habe ein anderes Buch, das mir der Guru mitgegeben hat; das will ich Ihnen zeigen."

Er brachte ein altes zerlesenes Ding zum Vorschein, das mit Urdutext und symbolischen Figuren angefüllt war.

„Aha, Magie (Jadhu)?" fragte ich.

Er lachte „Verstehen Sie?"

Einiges konnte ich wohl verstehen, denn ob buddhistisch, ob hindu, ob hermetisch, ob christlich, es kehren immer dieselben Symbole wieder: das Kreuz, das Pentagramm, das doppelte Dreieck, der Tierkreis und andere.

Das brachte uns natürlich auf die Phänomene, die mit Hilfe okkulter Kräfte zustande kommen, und in deren Hervorbringung der Inder besonders geschickt sein soll. Ich sprach meine Zweifel aus an der Häufigkeit dieser Dinge in Indien, sagte ihm auch, daß ich selbst mich wenig dafür interessiere, da ich meine, das wissenschaftliche Studium des sogenannten Spiritismus, wie die psychische Forschung in Europa werden das meiste davon nach und nach aufklären. Das Wort „Spiritismus" benötigte längere Auseinandersetzungen.

„Ach das," sagte er, als er endlich begriffen hatte; „das können viele Fakire. Es ist nicht gut, man soll nicht daran rühren. Wer weiß, welcher Kobold *(bhūt)* Antwort gibt? Was hilft auch all dieses? Was hilft eine solche Sache? Wenn Hazur dies und Illusionen sehen will, ganz wirk-

liche, so kann ich Hazur sagen, wo er sie findet. (Er nannte einen Ort in den Vereinigten Provinzen.) Dort sind mehrere, die das alles machen können. Es gibt viele mehr, aber diese kenne ich. Hazur muß mit mir hingehen, dann wird er alles sehen. Nicht Betrug. Aber was hilft das? Hier ist mehr darin — er wies auf das Buch. Das können die Gurus. Und dann ist noch mehr, Hazur; da spricht nur die größte Seele, der Mahatma. Wissen Sie davon, Hazur?"

Ich erzählte ihm etwas von meinen Erfahrungen, wie ich sie in meinem Buche „Indien" angedeutet habe. Ich erzählte vorsichtig, wie ich auch vorsichtig darüber geschrieben habe; denn das beste, was man hat, soll man nicht unnötig dem Spott oder Nichtverstehen preisgeben. Ich muß übrigens sagen, daß in Europa keiner der vielen Besprecher meines Buches gespottet hat. Ein einziger hob die mystische Seite des Buches hervor und tadelte sie, weil er sie zu prosaisch, zu unmystisch fand. Die anderen gingen stillschweigend darüber weg. Nun war ich neugierig, wie dieser Inder, der sozusagen vom Handwerk war, es nehmen würde. Er nahm die Erfahrung selbst als ganz natürlich, sah jedoch eine Seite in ihr, die mir nicht aufgefallen wäre.

„Ach," sagte er, „von hier nach hier", und wies von der Stirn aufs Herz. „Hazur, ich sagte ja, es ist anders als bei uns. Ich kann das nicht verstehen, aber es ist so. Und noch etwas: ohne Guru haben Sie es erreicht. Ohne Guru — das ist wunderbar. Also vom Meister direkt, ohne Umweg. Ohne Guru." —

Er kam nicht darüber weg. Aber auf einmal lächelte er.

„Hazur, Sie müssen ein Inder gewesen sein im letzten Leben, und Sie haben das heilige Leben geführt. Denn sehen Sie, Sie sagen selbst, daß Ihnen die Erfahrung in Hindostan gekommen ist. Wir sind Brüder, Hazur. Aber ich bin jung und muß noch lange warten."

Ich ließ ihn dabei; denn als Hindu konnte er meine eigenen Erklärungen nicht verstehen, da sie auf christlicher Mystik beruhen.

Am folgenden Morgen reiste ich ab, nach Kalkutta, wo ich drei Monate verweilte, wie ich dem Polizeibeamten gesagt hatte. Ende März langte ich in Bombay an, um ein paar Tage später die Rückreise nach Europa anzutreten. Dort bekam ich Nachricht von einem guten Bekannten am indischen Museum in Kalkutta, daß ein Beamter des dortigen Polizeipräsidiums bei ihm gewesen sei. Er habe sich nach einem deutschen Botaniker erkundigt, der im November in Mangalore gewesen sei in Begleitung eines Fakirs und der der Anstiftung zum Aufruhr verdächtig sei.

„Sie können sich denken," so schrieb mein Bekannter, „wie ich gelacht habe. Es handelt sich natürlich um Ihren Sadhu, von dem Sie mir erzählt haben. Ich habe Ihnen schon immer gesagt, daß Sie Unannehmlichkeiten

haben werden, wenn Sie sich mit diesen Leuten einlassen. Es sind einmal viele von ihnen, die unter dem Deckmantel der Heiligkeit das Land durchziehen, nur um die Leute aufzurühren. Aber schreiben Sie dem Kommissar selbst; es ist besser für den Fall, daß Sie wieder kommen."

Das tat ich und erhielt von dem Herrn eine durchaus beruhigende und liebenswürdige Antwort. Er hat mir freilich nicht erklärt, warum er gewartet hat, bis ich Kalkutta wieder verlassen hatte, ehe er sich nach mir erkundigte.

Zu Uhlands Gedächtnis.

Akademische Rede am 13. November 1912 in Tübingen gehalten von Hermann Fischer.

Heute vor fünfzig Jahren ist Ludwig Uhland von uns gegangen. Drei Tage nachher wurde er auf unserem Friedhofe bestattet. In vielen lebte damals das Gefühl: hier ist eine alte Welt zu Grabe gegangen; eine neue stieg auf, unheimlich verhüllt und rätselhaft. — Wie steht es heute? Könnte er wie jener zum 18. Oktober 1816 von ihm herabbeschworne Geist, zugleich ein Sänger und ein Held, unter uns treten, was würde er sagen? Wir wissen's nicht. Wir würden schwer tun, ihn zu verstehen, nicht minder schwer er uns; so sehr ist alles anders geworden. Eins könnte er uns lehren: wie im Leben der Natur nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht, so hören auch im Leben der Völker Strebungen und Kämpfe nur auf, um anderen Platz zu machen. Aber noch ein anderes: es kommt bei der Wertung eines Mannes nicht darauf an, für was er seine Kraft einsetzt, sondern darauf, daß und wie er es tut. Uhland ist zu mehreren Malen berufen worden, für die Geschicke seines Volkes mitzuarbeiten; es ist ganz gleichgültig, ob wir uns noch für eine der Fragen erwärmen können, für die er sich eingesetzt hat — es ist nicht gleichgültig, daß er es mit Hingebung, mit unbeugsamem Rechtssinn, ohne Schielen nach rechts noch nach links getan hat. Einer seiner entschiedensten Gegner hat ihm nachgerühmt, daß nie ein gewissenhafterer Arbeiter im Stuttgarter Landtag tätig gewesen sei.

Auch die Geschichte der Literatur, wie jeder Kunst, glaubt bei Betrachtung eines Dichters, eines Künstlers an einem höchsten Ziel angelangt zu sein, wenn sie durch seine Werke zur Persönlichkeit vorgedrungen ist. Für Uhlands minder weltweite Natur scheint das leichter zu sein, als etwa bei Goethe, und doch ist es auch hier nicht so einfach. Wir kennen ja die Zeit und Art, wie das einzelne Werk entstanden ist, bei ihm genauer als bei einem andern. Da muß sich manches Rätsel lösen, doch manches Rätsel

knüpft sich auch, und manches wird uns, indem wir es lösen, als Rätsel erst bewußt. Das Gedicht „Auf den Tod eines Landgeistlichen" verstehen wir ohne Kommentar — was man so verstehen heißt. Aber wir erleben es erst mit, wenn wir erfahren, daß Uhland das Gedicht verfaßt hat, als er an einem Maitag 1813 von der Beerdigung seines Oheims heimging, durch eine der kornreichsten Gegenden des Landes: da scheint ihm der Verewigte, wie einst, durch das Gefild zu wandeln und jeden Schnitter freundlich-mild zu grüßen. Wir verstehen ohne Schwierigkeit das Gedicht „Auf der Überfahrt", wo der Dichter dem Fährmann den dreifachen Lohn gibt: „Zween, die mit mir überfuhren, waren geistige Naturen"; aber Farbe und Leben gewinnt das doch erst, wenn wir erfahren, daß eben jener Oheim und der junge, in Rußland gebliebene Freund Harpprecht es waren, deren der Dichter zehn Jahre nach beider Tod gedenkt, nahe der Wirkungsstätte des alten Herrn. Verlieren solche Gedichte etwa, wenn wir genau erfahren, wie sie entstanden sind? Sie verlieren nicht und gewinnen nicht; aber es gewinnt unser Verständnis für die dichterische Schöpfung.

Der Akt dieser Schöpfung ist kein einfacher; er kann bei verschiedenen Gedichten verschieden sein und ist jedenfalls nicht bei allen Dichtern derselbe. Kein Zweifel ist: Uhland ist kein schöpferischer Geist. Darin liegt kein Entwertungsurteil; mancher andere Große war es auch nicht, mancher Kleinere ist es gewesen. Aber an der Sache ist nicht zu zweifeln. So oft er auch als Erzähler oder Schilderer fremder Personen vor uns tritt: es ist Gegebenes, was er widergibt, oder es sind bekannte, allgemein menschliche Typen, die er darstellt. Man findet das bei seinen erzählenden Gedichten durchaus bestätigt, da wir ihre Quellen dank seinen eigenen Angaben fast immer kennen. Vollends der Dramatiker Uhland weiß keine individuellen Charaktere zu entwickeln. Schwieriger ist es, das bei den lyrischen Gedichten zu erkennen oder bei solchen, die scheinbar erzählen, in Wahrheit nur ein Stimmungsbild geben. Aber auch hier ist es so. Eines der schönsten Gedichte Uhlands heißt „Traum". Es hat ihm geträumt, er sehe von steiler Höhe zu, wie die Wonnen und Freuden mit schmuckem Schiff über das Meer fort fahren: „Fern, ferne sah ich schwinden der Erde Lust und Heil". Hebbel nennt das Gedicht eines von denen, die nicht auf äußeren Eindrücken beruhen, sondern in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufsteigen. Und doch verdanken wir grade dieses Lied einem äußeren Eindruck. Uhland geht an einem trüben Novembertage durch den Wald; dort, wo sich der Blick auf das flache Vorland des Schwarzwaldes mit seinem im Nebel verschwindenden Horizont öffnet, kommt ihm die Idee zu dem Gedichte, als wären dorthinaus, nach dem unvergleichlichen Sommer 1811, alle Freuden der Erde entschwunden. Bei demselben Spaziergang liest er in den neuen

Gedichten, die Kerner ihm geschickt hat, und es entsteht das Sonett „An Kerner": „Es war in traurigen Novembertagen": bunte Gestalten aus den Romanzen des Freundes erwachen, „die Höh' erschien in goldnem Maienstrahle und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel" — wie schön, wie echt dichterisch! und doch auch hier ein äußerliches Erlebnis: „wobei wie durch ein Wunder plötzlich die Vögel frühlingsmäßig in den Wipfeln singen" sagt uns das Tagbuch.

Solche Beispiele zeigen uns aber ein Anderes. Wenn dem Dichter die im strengsten Sinne lyrische Initiative fehlt, so hat er dafür ein sehr scharfes Auge, das Dichterisch-Brauchbare zu sehen, und eine sichere Hand, es in der besten Form darzustellen. Das sind Grundeigenschaften eines bedeutenden Künstlers. Künstler und Virtuose sind zweierlei; auch zum letzteren hat die Fertigkeit bei Uhland ausgereicht, wenn er einmal wollte, aber er ist mehr, er ist ein Künstler. Darüber werden leicht alle einig sein, die sich etwa darüber streiten mögen, wie der Dichter Uhland einzuschätzen sei, sobald wir das Wort eben in dem Sinne fassen: ein Künstler ist der, welcher rasch und klar sieht, was sich zu schaffen lohnt, und der es mit sicherer Hand und in der ihm angemessenen Form zu schaffen vermag. Kaum einer hat in Stoff und Form und in beider Wechselverhältnis sich so selten vergriffen wie Uhland.

Wenn wir nun aber weiter fragen: was gehört dazu, daß ein lebendiges, Gestaltung heischendes Bild vor seinem Künstlerauge erscheine? so können wir diese Frage nur zum Teil beantworten. Goethe hat gesagt, daß jede wahre Poesie Gelegenheitsdichtung sei, und wir haben eben solche Gelegenheiten kennen gelernt, aus denen bei Uhland Gedichte entstanden sind, die von seinem Künstlertum den höchsten Begriff geben können. Es fragt sich aber: m u ß t e n aus solchen Gelegenheiten Gedichte entstehen? Daß er selbst uns über die Art seiner dichterischen Konzeption nichts sagt, das wird niemand wundernehmen bei ihm, der von sich selbst zuletzt geredet hat. Die Chronologie seiner Gedichte sagt uns Einiges. Viele von ihnen sind fast blitzartig schnell entstanden, und unter den vorzüglichsten sind solche, die nach der ersten Niederschrift keine oder nur unbedeutende Änderungen erfahren haben. Man weiß aber noch mehr. Wir haben Fälle gefunden, wo aus einem äußeren Eindruck sofort ein Lied entstand, und so, denken wir, müßte es immer da gewesen sein, wo der Inhalt eines Gedichtes auf einen solchen Eindruck schließen läßt. Und doch täuschen wir uns. Wir werden noch nicht irre werden, wenn wir erfahren, daß „Schäfers Sonntagslied" im November gedichtet ist, denn es war wirklich ein schöner klarer Wintertag. Die beiden Frühlingslieder „O sanfter, süßer Hauch" und „Die linden Lüfte sind erwacht" sind an einem und demselben milden Märztage gedichtet; aber

im zweiten greift die Phantasie schon hoffend voraus und läßt das fernste, tiefste Tal blühen. Und das Epigramm „Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin“ usw. ist an einem heitern Wintertag im Februar gedichtet. Wir müssen Goethes Wort von der Gelegenheitsdichtung erweitern, wenn es wahr bleiben soll. Einmal muß aus wirklich Gesehenem und Erlebten ein Bild vor der Seele des Dichters entstanden sein. Wo das nicht ist, da entstehen Freiligrathische Löwenritte, inneren Lebens bare Produkte der Retorte, wie Wagners Homunculus. Aber nicht notwendig muß das Bild sich zum Kunstwerk gestalten; es kann aufbewahrt bleiben und wieder lebendig heraustreten unter Umständen, die wir nicht kennen, denn die Möglichkeiten der Ideenverbindung sind unendlich. So finden wir auch öfters bezeugt, daß die Idee eines Gedichts von Uhland erst längere Zeit nach ihrer Entstehung verwirklicht worden ist, manchmal wieder mit großer Raschheit. Man sieht: die Psyche des Dichters hat ihre wechselnden Zeiten. Uhland hat die Gabe, die Poesie zu kommandieren, weder besessen noch besitzen wollen. Die Poesie ließ ihn in Ruhe, wie er sich selbst ausgedrückt hat, nachdem die politische Tätigkeit, der Lehrberuf, die gelehrte Forschung ihn für sich gefordert hatten; nur zweimal sind kurze Zeiten erneuter dichterischer Tätigkeit gekommen, 1829 und noch mehr 1834, ohne daß in Uhlands Lebensumständen dafür eine Ursache zu erkennen wäre. Aber auch schon früher, zur Zeit seiner lebendigsten Dichterkraft, finden wir zwar Tage und Reihen von Tagen, wo ein Gedicht noch dem andern emporquillt, aber dazwischen Monate und Vierteljahre und mehr, in denen nichts entsteht. Die Ursache davon zu finden gelingt nicht; vielleicht einmal gewisse hemmende Umstände in einer liederarmen Zeit, nicht aber die fördernden in einer liederreichen. Zu dem äußeren Anlaß, der in die Seele des Dichters fällt, braucht es noch weiter die günstige Verfassung, in der sich diese befinden muß, wenn ein Gedicht entstehen soll — und sie befindet sich nicht immer in solcher Verfassung.

Man mag darin einen Mangel, eine Lücke finden. Man mag sagen, eine echt lyrische Natur im strengsten Sinne des Wortes müsse mehr eigene Triebkraft, mehr Leidenschaft und Subjektivität haben; sie müsse den Dingen sich entgegenstürzen, sie sich untertan machen, „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“ sei der rechte Wahlspruch für einen Lyriker; und man wird nicht leugnen dürfen, daß es andere Dichter gibt, die mehr spezifisch lyrische Naturen sind, als Uhland. Aber was beweist das? doch nur, daß der Begriff einer Kunst kein einheitlicher ist, daß gleiche oder doch gleichwertige Erzeugnisse aus verschiedenen Ursachen hervorgehen können. Sehen wir auch ab von solchen Dichter- und Künstlernaturen, wie der Alltagsmensch sie sich bewundernd oder tadelnd gerne vorstellt, die nur Enthusiasmus, nur Phantasie sind und deren Wirken, ohne die Hemmung, die das Uhrwerk eines normalen Menschen

hat, unheimlich schnell abläuft oder in unregelmäßigen Kometenbahnen verläuft: wo wäre ein Dichter zu finden — und dazu einer aus Uhlands nächster Nähe —, bei dem das Lyrische so ganz die alles durchdringende Potenz seiner Person gewesen wäre, wie bei Justinus Kerner? Aber ihm fehlt jenes künstlerische Element, jenes ästhetische Gewissen, das in dem trockenen, wortkargen Uhland war; und wessen Poesie ist alles in allem ein wertvolleres, ein bleibenderes Gut unseres Volkes?

Friedrich Vischer hat gesagt, bei bedeutenden Männern trete für eine Lücke in ihrem Wesen immer ein anderer Vorzug ergänzend ein. Jener Mangel an vordringender Leidenschaft ist zugleich eine keusche Zurückhaltung, ein weises Zurückdrängen alles dessen, was nur individuell, was einseitig, krankhaft ist. Interessant ist dieser Dichter nicht; dafür ist er durchaus wahr und echt, treu gegen die Dinge und gegen sich selbst. Er redet nur, wenn sein Herz voll ist; er meint nicht immer uns etwas sagen zu müssen, als hielten wir's ohne ihn nicht aus; aber was er uns sagt, ist richtig, gut, ernst und edel. Uhland hat sich in den frühesten der Gedichte, die er selbst in seine Sammlung aufgenommen hat, öfters einer nebelhaft wehmütigen Romantik hingegeben; das war Zeitgeschmack, dem keiner ganz entrinnt. Er hat später in anderen Gedichten sich von der spielenden Manier Tiecks und verwandter Romantik beinflussen lassen. Aber mag er die witzigste literarische Polemik üben oder in den zwei Gesängen des Fortunat das phantastisch-komische Epos Ariosts zu neuem Glanz erwecken: der ganze Uhland ist nicht in diesen Spielen der Künstlerlaune. Der ernste Mann hat sie nicht zu bereuen; denn er hat sich nie zu bloßem Sinnenkitzel erniedrigen, zu herzloser Verkleinerung anderer fortreißen, zu schwülstiger Rhetorik aufschwellen lassen. Wir glauben ihm, was er sagt, denn wir fühlen: es ist ihm Ernst, und ist es nur gefälliger Scherz, so macht er's uns nicht schwer, es zu merken. Wo dem fleißigen Leser bestimmte brauchbare Stoffe zukamen, hat er sie geformt, sie mochten kommen, woher sie wollten; unter seinen Balladen finden wir deutsche, nordische, englische, romanische und antike Stoffe. Hier spricht der seiner Kunst sichere Künstler; der ganze Mensch spricht doch da, wo die tiefsten Gründe seines Innern mitklingen, in der Lyrik, zumal in der Natur- und Heimatlyrik.

Wir nennen ihn besonders gern einen deutschen Dichter; den Fremden stehen andere unserer Dichter höher. Woher das? weil er patriotische Empfindungen ausgedrückt hat? Andere haben das noch mehr und stärker getan. Oder weil wir seinen Gedichten einen besonders hohen künstlerischen Wert beimessen? Das tun wir, und dem Fremden wird ja gerade das Empfinden dieses Vorzugs schwer fallen; aber andere Dichter, deren Werke wir gleich hoch stellen, sind uns nicht ebenso ans Herz gewachsen. Oder weil er so allgemein verständlich, so gut volkstümlich ist? In der Tat, es will etwas

heißen, populär zu sein, ohne roh, läppisch oder platt zu werden; aber der ganze Uhland ist damit doch noch lange nicht bezeichnet. Wir gehen nicht fehl, wenn wir sagen: Uhland kann vor allem deshalb ein deutscher Dichter sein, weil er fest auf der heimischen schwäbischen Erde steht. Unter seinen Naturliedern ist keins, das einer geographischen oder naturwissenschaftlichen Erläuterung bedürfte. Warum? weil er einzig die heimische Natur, die schwäbische Landschaft zu uns reden macht, die ihm selbst den Mund geöffnet, den Wortkargen, dem die Frauenliebe kaum ein paar Zeilen abnötigen konnte, zu den schönsten Bekenntnissen einer innigen Hingabe getrieben hat. Er spricht es in dem Gedichte „Reisen" selbst aus, daß er die Täler und die Pfade der Heimat nie zu erschöpfen vermöge, er will reisen, denn „in der Heimat stillen Kreisen schwärmt das Herz doch allzuviel". Uhland hat die Alpen und ihre Seen besucht, als er in voller Dichterjugend stand, er ist immer wieder gern dorthin gewandert; aber er schildert ihre Landschaftsbilder nicht; sie mögen zu ihm reden, aber sie bringen ihn nicht zum Reden. Beredt macht ihn nur das Heimische, das Vertraute. Wenn es wahr ist, daß die Landschaft eine Seele habe: die der unsrigen spricht aus seinen Gedichten. Die ganze Landschaft ist in Handlung gesetzt, in Stimmung verwandelt. Hier glänzt die Burg im Abendschimmer und das Wehr rauscht dazu, dort singt der Schäfer sein Sonntagslied, der Hirte lauscht zur Kapelle empor, der freie Bauer sitzt auf dem Hügel und dengelt seine Sense, während im Teich unten eine Krone liegt „und niemand sucht nach ihr".

Uhland ist auch zum Dichter schwäbischer Geschichte und Volksgeschichte geworden. Rein episch in den Balladen von Eberhard dem Greiner. Sie sind Muster des rein objektiven, rhapsodischen Erzählungsstils. Aber eben deswegen ist die tiefste Seele des Dichters nicht in ihnen; er bleibt trotz aller menschlichen Anteilnahme für den Helden auf derselben Stufe epischer Stilisierung, auf der er mit anderer Formsprache in den spanischen Romanzen verharrt. Weit persönlicher spricht er zu uns, wo er Erzählungsmotiv und Naturbild zu einer Gesamtstimmung verwebt. Im „Letzten Pfalzgrafen", im „Schenken von Limburg" läßt er uns den ganzen Zauber weltentrückten Waldlebens empfinden; im „Lerchenkrieg" sehen wir ob der weiten Fläche des Rießes die Schar der Vögel über den blutigen Hader der Menschen jubelnd hinwegfliegen; „Graf Eberhards Weißdorn", den Genuß heimatlichen Naturfriedens durch die Erinnerung an die Pilgerfahrt im fernen Lande würzend, ist in Paris gedichtet, selbst ein stiller Klang des Heimwehs. Wo dagegen Uhland rein episch erzählen will, greift er lieber nach fremden Stoffen, die gleich dem Anblick einer fremden Gegend kein eigenes Erinnern aufwecken, am besten zu den naiv-heldenhaften Gestalten altfranzösischer Sage.

Eine besondere Abteilung in der Gedichtsammlung machen die „Vater-

ländischen Gedichte" aus, stilistisch wie inhaltlich. Die württembergischen Verfassungskämpfe scheinen zunächst mehr zum Verstand und zum Willen als zur dichterischen Empfindung zu sprechen; und doch sind solche und andere politische Kämpfe oft genug dichterisch behandelt, öfters am wirksamsten gerade durch die Feder des Dichters ausgefochten worden. Es ist nur ein großer Unterschied, wie. Was Uhlands Kampf-Gedichte hoch über den Durchschnitt der andern erhebt, was uns unmöglich macht, jenes „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied" auf sie anzuwenden, das ist lauter echt und persönlich Uhlandisches. Es ist nicht nur der vornehme, männlich gehaltene Ton, in dem der Gegner bekämpft, aber geachtet wird; nicht nur der maßvolle Ausdruck, der da, wo er feierlich und pathetisch wird, nie in Schwulst und Wortprunk verfällt — es ist noch weit mehr das warme Heimatgefühl, was uns anspricht und was diesen Gedichten Bürgerrecht im Reiche der echten Poesie gibt. Nur das mit uns groß Gewordene, das uns Altvertraute taugt uns, nicht das von großen Geistern ersonnene Fremde und Neue: das ist der Grundton dieser Gedichte, das ist ihre poetische Stärke, mag man von dem politischen Inhalt urteilen wie man wolle. Ja, es ist etwas von sinnlichem Miterleben darin; wir blicken mit dem Dichter in die Landschaft hinein wenn er an einem schönen Herbsttage 1816 durch das alte Württemberg zu Kerner nach Welzheim pilgert, an den Korngefilden, den Rebenhügeln vorbei, durch die Wälder, bis wo der Blick auf die weite Alb sich öffnet: „Du Land des Korns und Weines, du segensreich Geschlecht, was fehlt dir? — All und Eines: das alte, gute Recht". Diese natürliche Wärme, diese Liebe zum Gegenständlichen ist es, was das Herz gewinnen muß. „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle". Wir haben solche Schellen gehabt; aber man hat nicht von ihnen gesagt, was Kerner, des Freundes politischer Widerpart, eben damals von jenen Gedichten schrieb: „Welch ein teurer, gediegener Mensch ist doch dieser Uhland!"

Der Gelehrte Uhland darf in einer akademischen Feier, zumal in Tübingen, nicht zu kurz kommen. Ein Wort von ihm darf uns nicht irreführen: man könne über seine Gedichte nicht reden, ohne seine Studien zu kennen. Wie falsch wäre es, das von der historisch-philologischen Treue seiner Gedichte zu verstehen oder diese aus seinen Studien abzuleiten, die doch zumeist später fallen! Wir verstehen das, was er gemeint haben wird, besser, wenn wir sagen: jene gelehrten Studien sind Erzeugnisse derselben Liebe zum Gegenstand, derselben klaren Anschauung, derselben sicheren Pinselführung, die wir an den Gedichten zu rühmen finden. Von Anfang an sind sie Muster einer wohlgegründeten objektiven Forschung, einer genauen und scharfen Analyse; sie arbeiten aus dem Gegenstand heraus, nicht in ihn hinein. Keine allgemeinen

Anschauungen sollen geistreich begründet werden; voraussetzungslos tritt der Forscher an den Gegenstand heran. Nur eine Voraussetzung ist gemacht: daß es sich lohne, von dem gewählten Gegenstand zu handeln. Wenn der Balladendichter Uhland nur selten über die Stoffkreise des Mittelalters hinausgegriffen hat, so hat der Forscher sich nie aus ihnen hinausbegeben. Nur mittelalterliche Dichtung und Sage beschäftigt ihn, alles Sprachliche bleibt vollständig beiseite. So konnte er nie daran denken, gleich Jakob Grimm ein Gebäude zu umreißen, in dem die ganze deutsche Altertumskunde auf dem Fundament der Sprache Raum finden sollte. Aber in jener Beschränkung greift er doch beträchtlich über das deutsche Mittelalter hinaus. Er hat 1812 mit der wichtigsten Nationalliteratur des Mittelalters begonnen in dem Aufsatz „Über das altfranzösische Epos", aber gleich hier zeigt sich die volle Meisterschaft, mit der über einen Kernpunkt der mittelalterlichen Literaturgeschichte Licht verbreitet ist. Er geht zum deutschen Mittelalter über. 1822 erscheint das Buch über Walther von der Vogelweide, dessen erste kritische Ausgabe ihm fünf Jahre später Karl Lachmann gewidmet hat „zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung" und zu dessen wissenschaftlicher Haltung Wilhelm Wilmanns nach sechzig Jahren in seinem Meisterwerke zurückkehren zu wollen bekannt hat. In derselben Art, immer möglichst die Quellen selbst reden lassend, hat Uhland in den folgenden Jahren den deutschen Minnesang überhaupt behandelt; erst aus seinem Nachlaß hat man diese Arbeit erhalten, die vierzig Jahre früher eine Tat gewesen wäre. Dasselbe gilt von den Vorlesungen, die er von 1830 bis 1833 an unserer Universität gehalten hat: über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker. Über die deutsche Dichtung des ausgehenden Mittelalters kann man noch heute keine bessere und lesbarere Gesamtdarstellung nennen, als die zweite dieser Vorlesungen. Dazu die Antrittsrede über die Sage vom Herzog Ernst, an der nicht nur die Feinheit und Sicherheit der geschichtlichen Analyse zu erwähnen ist, sondern auch die fast schroffe Objektivität, mit der Uhland über seine eigene dramatische Behandlung des Gegenstands kein Wort verloren hat. In den Jahren unfreiwilliger Muße folgen die fleißigen Studien für die große Volksliedersammlung, von der nur die Ausgabe der Texte selbst 1844 und 1845 erschienen ist; die zur einen Hälfte vollendete Abhandlung, vielleicht das Kabinettstück in Uhlands gelehrter Tätigkeit, und die ebenso gelehrten als feinsinnigen Anmerkungen zu einer größeren Anzahl einzelner Lieder haben wir wieder erst aus dem Nachlaß erhalten. Von einheimischer schwäbischer Poesie zu reden, hatte Uhland in allen diesen Arbeiten nur ausnahmsweise Gelegenheit, denn unsere engere Heimat hat in jenen früheren Jahrhunderten nicht

eben eine große Rolle in der Dichtung gespielt; häufiger hatte er Anlaß, in die romantischen Dichtungen und in die der skandinavischen Germanen überzugreifen.

In den germanischen Norden hatte sich Uhland schon früher begeben mit den „Sagenforschungen", deren erster Band, „Der Mythus von Thor", 1836 erschienen ist; ein zweiter über Odin hat sich zum großen Teil wohl ausgearbeitet im Nachlaß gefunden und ist zweiunddreißig Jahre nach dem ersten veröffentlicht worden. Die Mythen von Thor sind erklärt in der Art der naturalistischen Deutung, die altherkömmlich war und so gut wie für selbstverständlich galt. Uhland hat ein Beispiel gegeben, wie man diese Deutung üben kann, ohne in die Tollheiten der naturalistischen und vergleichenden Schule der Mythologen zu geraten, und so ist sein Mythus von Thor leicht das bleibendste aus jener Phase der Mythendeutung, die nicht mehr die unsrige ist. Die weise Beschränkung des Meisters zeigt sich auch darin, daß er sich von vornherein auf die skandinavische Mythologie einschränkt, diese rein aus sich heraus entwickelt und weder nach deutscher noch nach allgemeiner Mythenkunde hinüber schielt. Solche nüchterne Vorsicht hat Uhland auch gezeigt, als 1858 das althochdeutsche Schlummerlied entdeckt wurde, das sich hernach als eine Fälschung erwiesen hat. Mit Gründen, die seinem Scharfblick die größte Ehre machen, hat er in einem Brief an Franz Pfeiffer die Echtheit bezweifelt, an die Jakob Grimm mit der kindlichen Freude des Romantikers geglaubt hat. Auch die Schrift über Odin beschränkt sich auf die Darstellung und Erörterung der nordischen Überlieferung, verzichtet aber auf Auslegung des Mythus, auf seine Zurückverfolgung in die Vorzeit. Was sich hier hinderlich geltend macht, ist der Mangel einer vorgängigen Untersuchung der Quellen, ihres Wertes, ihres Verhältnisses untereinander. Bei Thor war das Nebensache, bei Odin konnte es nicht entbehrt werden. Spätere Forscher, besonders Henry Petersen, haben erwiesen, daß alle rein historischen und inschriftlichen Quellen nur den Kultus Thors kennen, daß der Odins erst später ist. Uhland ist soweit nicht gekommen, schon weil er nur die literarischen Quellen kannte; aber sachlich ist er auf dem Wege dazu; denn er hat schon ethnographische Verschiedenheiten in den nordischen Götterfiguren herausgefunden und Vermutungen darüber geäußert.

Aber wie er in dem fernen Paris an die heimatliche Figur Eberhards im Bart erinnert wird, so schwebte ihm während der qualvollen Frankfurter Zeit voll unfruchtbaren Abmühens öfters in der Stille der Nacht eine Sagenkunde Schwabens als Ziel seiner letzten wissenschaftlichen Bestrebungen vor. Er hat gleich im Jahr 1850 mit der Arbeit begonnen; im Nachlaß fand sich eine Übersicht über den Gesamtplan und die unfertige Niederschrift eines ersten Teils. In zwei Bänden sollte das Werk mit der schwäbisch-alemannischen Vorzeit beginnen und mit der mittelalterlichen Sage endigen.

Soweit wir die Arbeit beurteilen können, zeigt sie dieselbe große Gelehrsamkeit wie die früheren, aber dazu eine Freude am Kombinieren, am Verbinden entlegener Punkte, wie sie sonst der vorsichtige Mann nicht kennt. Hier ist ihm wohl begegnet, was man sonst nicht von ihm aussagen kann: hier hat er geistreich werden können; aber die Sicherheit und gerundete Vollständigkeit des Beweises fehlt. Es konnte nicht anders sein; es klaffen zu viele Lücken, auch Widersprüche zwischen den Angaben, die wir über schwäbische Urzeit besitzen, und zwischen ihnen und den spätmittelalterlichen und modernen Volkssagen. Eine methodisch gegründete und lückenlose schwäbische Sagengeschichte wird immer ein frommer Wunsch bleiben, und wenn Uhlands in seiner Art glänzendes Beispiel andere abgeschreckt haben sollte, zu wagen, was er nicht vollführen konnte, so ist das angesichts mancher Leistungen kein Unglück. Um so erfreulicher sind die Einzelstudien über schwäbische Sage, die er in seinen letzten Jahren noch veröffentlicht hat. Diese Arbeiten über die Pfalzgrafen von Tübingen, über Dietrich von Bern in schwäbischer Sage, über die Pfalz Bodman, über die Toten von Lustnau konnten nur einem gelingen, bei dem eine volle, gesättigte Anschauung des Gegenstandes mit der wärmsten Liebe zum Einheimischen verbunden war und eins aus dem andern seine Nahrung zog. Es ist eigen, wie uns bei diesen liebevollen Kleinarbeiten immer wieder der Dichter Uhland einfallen will, nicht nur der gelegentliche Sänger schwäbischer Geschichte und Sage, sondern noch mehr der Lyriker, der Freund unserer Heimat-Erde, für den kein Stein und kein Baum, kein Bach und kein Hügel der Heimat stumm ist. Haben sie früher durch den Mund des Dichters zu uns geredet, so sprechen sie jetzt kaum minder beredt durch die Feder des Forschers; beide sind unzertrennlich.

Es ist kein Zufall, wenn Uhland in den Jahren rüstigen Greisenalters wieder zu den alten Bildern der nächsten Nähe zurückkehrt; es beweist, wie ganz unlöslich seine Existenz mit ihnen verwachsen war. Auch an dem Dank, den die Heimat ihm schuldet, hat es nicht gefehlt. Zwei Schwaben und Angehörige unserer Tübinger Hochschule waren es, nebst einem dritten, der seine längste Zeit im Lande verbracht hatte, die uns die acht Bände der gelehrten Schriften Uhlands geschenkt haben; ein Veterane unserer schwäbischen Geschichtsforschung ist es, der mit Erich Schmidt im Verein die langersehnte kritische Ausgabe der Gedichte veröffentlicht hat, der zur selben Zeit Uhlands Tagbuch bekanntgegeben hat und jetzt die Muße des Alters der Herausgabe seines Briefwechsels weiht; ein junger Schwabe ist es, der den Lyriker Uhland in einer Schrift gezeichnet hat, an der keiner, der über Lyrik schreiben will, vorbeigehen kann.[1]) Aber wir Nachlebenden alle: wenn

[1]) Hans Haag, Ludwig Uhland. Die Entwicklung des Lyrikers und die Genesis des Gedichts. 1907; meine Ausführungen verdanken ihm nicht wenig.

wir uns fragen, welcher Zug von Uhlands Bild am reinsten, am kräftigsten und dauerndsten in uns lebendig bleiben werde — bleiben, wie die Berge und Täler, die Wälder und Auen der landschaftlichen Umgebung: es kann kein anderer sein als jenes enge Verwachsensein mit dem einheimischen Boden. Und wollten wir unserem Dichter ein Wort nachrufen, das er selbst, der Stolz-Bescheidene, nicht ablehnen dürfte, es könnte kein besseres gefunden werden, als das eines andern Heimatschilderers: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie du."

Die Wiedertäufer zu Münster.

Von Lulu von Strauß und Torney in Bückeburg.

Indes zog sich das Schicksal immer dunkler über der verlorenen Stadt zusammen. Auf Betreiben des Bischofs waren im Christmonat die rheinischen und rheinisch-westfälischen Stände nach Coblenz berufen. Sie waren sich einig darüber, daß die erschreckliche und aufrührerische Lehre der Wiedertäuferei, die überall in Holland, Rheinland und Westfalen schon in blutigen Aufständen ausbrach, eine schwere und allgemeine Reichsgefahr sei. Deshalb beschlossen sie auf die Klage der bischöflichen Abgesandten und des Domkapitels von Münster, dem Bischof Mannschaft und Hilfsgelder zu bewilligen, um endlich den Herd dieser Ketzerei, die Stadt Münster, zu erobern. Den Oberbefehl der vereinigten Truppen sollte der Graf Wirich von Überstein führen. Vor Schluß des Kreistages wurde ein gemeinsames öffentliches Schreiben abgefaßt, in dem die aufrührerischen Einwohner der Stadt Münster aufgefordert wurden, in sich zu gehen, alle gottlose Lehre zu verwerfen, ihre rechtmäßige Obrigkeit wieder in Amt und Ehren einzusetzen und die ganze Stadt auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Widrigenfalls alle Fürsten und Stände des Reichs gegen sie die Waffen ergreifen würden. —

Es fing nun an, im Lager lebendig zu werden, da die frischen Hilfsvölker einrückten. Aus der eingeschlossenen Stadt kamen tagtäglich durch ausgehungerte Überläufer dunkle Gerüchte. Ins Brot wurde dort schon Baumrinde und Moos gebacken, und wer Lust auf Fleisch hatte, mochte Pferde, Hunde und Katzen fressen, denn das Kuhfleisch war für den König, seine Weiber und Hofdiener. Es stand Todesstrafe darauf, nur soviel als ein Ei zu stehlen. Ein Weib, das vom Diakon bei der Fleischverteilung betrüglich zweimal ihren Anteil Pferdefleisch gefordert, mußte drei Stunden auf offenem Markte das bloße Schwert halten. Ein armer Junge, noch nicht zehn Jahr alt, der Wurzeln und Kräuter gerupft und gegessen hatte, wurde das erste Mal blutig gegeißelt und das zweite auf dem Domhof an

einen Baumast gehängt. „Hir geit et jamerlich to“, schrieb ein gefangener Landsknecht von den Bischöflichen, der festgehalten und zum Wachtdienst gepreßt wurde. „Mannich is hir, he wolde wol, dat he buten wer, vrouw und man. Ach konde ick uth komen ....“

Draußen hinter den Schanzen waren sie guter Zuversicht. Den 28. Januar war Graf Wirich von Oberstein selbst ins Lager eingeritten. Er hatte durch Boten das strenge Ermahnungsschreiben des Kreistags nach Münster hereingeschickt, doch die Antwort war eine anmaßliche Beschwerde über des Bischofs tyrannisches und unrechtmäßiges Verfahren gegen die Wiedertäufer, die sie dem Landgrafen Philipp von Hessen für die vereinigten Kreisstände überbringen ließen. Ein besonderes Schreiben mit dem großen königlichen Siegel war beigefügt, in dem der Schneiderkönig den Landgrafen mit „Leve Lips“ anredete und ihm zur besseren Belehrung eins der vielen von Rothmann verfaßten „sehr gottlosen und teuflischen Bücher“, die Schrift „Von der Wiederbringung“ zusandte. Der fromme und gelehrte Landgraf, der in den wüsten Rasereien des Wiedertäufertums eine schwere Schädigung der evangelischen Sache sah, versuchte umsonst, in einer gründlichen Widerlegung die Fanatiker von ihren Irrtümern zu überzeugen.

Diese hetzerischen „boekesken“ Bernt Rothmanns tauchten jetzt überall auf, sowohl im Lager selbst, wo sie die Landsknechte morgens vor den Blockhäusern fanden, wie auch weiter herum in Niederdeutschland und den holländischen Wiedertäuferstädten. Denn die Brüder aus Holland waren noch immer die letzte starrsinnig festgehaltene Hoffnung des Königs und seines Anhangs, und der falsche Trost, mit dem sie das elende Volk von Woche zu Woche in diesen furchtbaren Wintermonaten hinhielten.

Es war dem Kreisobersten gemeldet, daß sich immer noch nachts verwegene Männer mit Briefen und Botschaften durch die Schanzen durchschlichen oder heimlich Lebensmittel in die belagerte Stadt holten. Er ließ deswegen die abgebrochene Schanzarbeit wieder aufnehmen und die ganze Stadt mit einem steilen Wall und tiefen Graben einschließen. Einen Sturm versuchte er nicht. Der schreckliche innere Feind, der Hunger, arbeitete für ihn. Über kurz oder lang mußte ihm der Sieg ohne Schwertstreich in die Hand fallen.

Der furchtbare Mann, der die unglückliche Stadt unter seine Blutherrschaft gezwungen hatte, wußte, was sein Schicksal in solchem Falle war. Jan von Leyden war eisern entschlossen, Münster nicht aufzugeben, und wenn er ganz allein darin bleiben sollte. Eine große Offenbarung war ihm vom Vater gekommen, daß die Erlösung sein sollte auf Paschen, das ist Ostern. Einen gefaßten Überläufer und Dieb, den er mit eigener Hand richtete, setzte der König zum Exempel: wenn es nicht geschähe, wie er gesagt habe, so solle das Volk ihm tun, gleichwie er diesem Bösewicht tue, und ihm das Haupt

abschlagen. Die Landsknechte im Lager hörten in einer Nacht eine Stimme von der Stadt her rufen: „Israel, freue dich, die Erlösung ist fast nahe!" und sahen eine weiße Erscheinung die Wälle entlang laufen. Es war der König selbst im Hemde, barfuß und barhaupt. Sie schrien ihm von weitem zu, er solle zu Bette gehen, sie wollten die Wacht wohl halten. Die Zurüstungen für die Erlösung setzten ganz Münster in Bewegung. Der König ließ Feldschlangen gießen und eine starke Wagenburg bauen, die wehrhaften Mannesleute schlugen Scheinschlachten auf dem Domhof; sogar die Weiber, die längst auf den Wällen verlernt hatten Eisen und Blut zu fürchten, rückten mit Hellebarden und Knebelspießen wie die Landsknechte auf dem Berg Zion an, das „Ein vaste Borg" auf den Lippen. In einem Fieber der Hoffnung wartete das unglückliche Volk dem Ostertage entgegen.

„Und et iß paischen gekhomen, die verloesingh iß uth gebleven. Do heft dat gemein volck gesacht, dat it al luegen wer, dair sie mede umbgiengen, und sachten: der nu ouck dem koningh dat hoevet affhewe, glick als hei gesacht heft . . . ."

Die drohende Erregung der Masse gegen ihn schien dieses Mal dem König selbst gefährlich; aber der verschlagene Mann wußte ihrer auch jetzt noch Herr zu werden. Sechs Tage lang sah ihn kein Auge, und die Prädikanten standen auf dem Markt und predigten dem Volk Buße. Verließen sie sich nicht auf die fremden Brüder? Auf Gott allein sollten sie sich verlassen und nicht auf Menschen! Gott wollte keine Zeit gesetzt haben, da er sie erlösen solle. Um der Sünden des Volkes willen war die Erlösung ausgeblieben, und weil sie Gott erzürnt hatten mit ihrem Unglauben!

Den siebenten Tag stand der König selbst wieder auf dem Markt. Und vor versammelter Gemeinde verkündete er, daß Gott in diesen Tagen die Sünden des ganzen Israel auf ihn gelegt habe, daß er davon krank geworden sei. Jetzt habe ihm aber der Vater in Gnaden seine Krankheit abgenommen und die Sünde des Volkes vergeben. So sollten sie nun in Geduld warten, bis die Erlösung erscheine, die der Vater ihm offenbart habe . .

Das verratene Volk glaubte nicht mehr, aber es schwieg in kraftloser Verzweiflung. Und ungezählten unter diesen elenden Menschen kam jetzt die Erlösung, aber anders als sie gehofft und erwartet hatten. Die Hungersnot in der Stadt wuchs zu furchtbarer Höhe. Es war längst schon Hohn, daß den Müllern und Bäckern verboten war, anders als auf des Königs Befehl zu mahlen und zu backen. Wer noch ein Stück hartes verschimmeltes Brot hatte, der war reich. Eine Schüssel gekochtes Gras war ein Leckerbissen. Geweichte Ochsenhäute und alte Schuhe wurden in Stücke geschnitten und gegessen. Weiber kratzten den Kalk von den Wänden und gaben ihn, mit Wasser zu Brei vermengt, ihren verhungernden Kindern zu essen, ohne

sie damit satt zu machen. Vor den Augen der Mütter starben sie hin, abgemagert, daß ihnen die Rippen heraussstanden und die Bäuche aufgetrieben wurden von der ekeln und elenden Nahrung. Wer alt und schwach war, losch aus wie ein Licht, und an Stelle der Alten schleppten sich die Jungen entkräftet an Stöcken. Die Stadt hatte nicht Raum für die Gräber mehr. Vor den Toren bei den Wachthäusern wurden Löcher geschaufelt, in denen die Toten verscharrt wurden, die an Hunger Gestorbenen wie die täglich Gerichteten.

Bei den Blockhäusern des Lagers waren schon früher hungernde Kinder in Haufen angekommen, von den verzweifelten Eltern selbst aus der Stadt geschickt, in der der sichere Tod auf sie wartete. Der König hatte sie laufen lassen, weil es unnütze Esser waren. Jetzt zwischen Ostern und Pfingsten, als der Proviant in der Stadt ängstlich zusammenschmolz, gab er allem Urlaub, was aus den Toren wollte, alten und kranken Männern wie Weibern und Kindern. An die tausend Menschen schleppten sich kraftlos ins Freie, den feindlichen Schanzen zu. Barmherzigkeit fanden sie freilich auch da nicht. Die Männer wurden von den Landsknechten niedergehauen wie die tollen Hunde. Die Weiber und Kinder sollten wieder in die Stadt zurückgejagt werden, aber sie sperrten sich verzweifelt dagegen und trieben sich lieber elend und halbverschmachtet fast vier Wochen lang in dem Königreich, dem Stück Feld zwischen Stadt und Lager herum, fraßen Kraut wie das Vieh und Blätter von den Hecken, und bettelten an den Blockhäusern mit Tränen und Heulen um verschimmelte Brotkrusten. Vor diesen unglücklichen Menschen, die sich in ihren Lumpen, abgemagert zum Knochengerüst und mit hohlen verrunzelten Gesichtern schleppten oder auf der Erde krochen, kam selbst den derben Kerlen im Landsknechtswams das Erbarmen. Schließlich wurde dem Jammer, der zum Himmel schrie, ein Ende gemacht. Der Bischof selbst, der krank an Körper und Gemüt auf seinem Schloß Wollbeck saß, übte rauhe Barmherzigkeit an den noch Lebenden. Auf Wagen wurden sie unter Reiterbedeckung nach Dickhausen gebracht. Die noch bei ihren wiedertäuferischen Irrlehren beharrten, wurden tags darauf mit dem Schwert gerichtet. Die andern mußten abschwören und wurden alsdann in verschiedene Orte des Stifts gesetzt.

Was jetzt noch hinter den Mauern der verlorenen Stadt vorging, war nur ein wahnwitziges Taumeln in die Vernichtung hinein. Diese rasenden Fanatiker wußten, daß der Tod vor den Toren stand, und ein Zurück gab es nicht mehr. Auch Jan Bockelson sah das Ende seines Wahnkönigtums furchtbar naherücken. Der Trotz und Größenwahn dieses ausschweifenden despotischen Menschen wuchs dem sicheren Untergang gegenüber ins Ungemessene. Auf ein drohendes Schreiben der zu Worms versammelten Reichsstände, das der Aufrührerstadt durch die hochmögenden Herren Bürgermeister von Frankfurt und Nürnberg überbracht wurde, gab er die Antwort,

daß das Volk Gottes zu Münster nichts mit dem vierten Tier aus der Weissagung Daniels, das ist dem Römischen Reich, zu tun haben wolle. Er hatte aus seinem getreuesten Anhang zwölf Herzoge gesetzt, denen er die Bewachung der Stadttore und den Befehl über das wehrhafte Volk in der Stadt gegeben hatte. Unter diese Herzoge, die in goldenen Ketten mit Trabanten hinter sich durch die Stadt prahlten, hatte er als zukünftiger König über die ganze Welt das römische Reich verteilt. Die Herzogtümer Sachsen und Braunschweig fielen einem Krämer und einem Schneider zu, Westfalen kam auf des Metzgers Kerckering Teil, und über die Bistümer Bremen, Verden und Minden sollte der Schwertfeger Johann Katerberg regieren.

Als ob er sich betäuben, das unglückliche Volk über den kommenden Schrecken wegtäuschen wolle, riß der König jetzt die Stadt in einen Wirbel von Festen. Auf den langen Tafeln stand freilich nur Brot, Salz und Bier, wenn das Abendmahl gehalten wurde, aber auf dem Berg Zion wurde in öffentlichem Ringelstechen um den Rosmarinkranz geritten, der auf hoher Stange hing, und auf dem Rathaus spielten „pipen, trummen und fiddelen" zu einem wilden Totentanz, in dem diese Schatten von Menschen ihren Hunger und Jammer für kurze Stunden wegrasten. Daß die finsteren Männer der strengen Richtung sauer dazu sahen, kümmerte den König nicht mehr. Was er wollte und befahl, war der Wille des Vaters. Alle Freude, die die Gottlosen hatten, mochten rechte Christen auch brauchen, es sei tanzen, singen und springen oder spielen: „Dair looen wy Got durch, und die gotlosen looen den duvel dairdurch." Bernhard Rothmann selbst sprang im Ratssaal auf eine Bank und tat eine „predikate" über die freie Freude. Auf der Ratskammer tanzte und hofierte der König selber in großem Staat mit seinen Weibern und allen Hofleuten, bis der helle Tag in die Fackeln schien. „Di tho dantzen lusten habben, dieselve mochten dantzen. Do hebben die junge gesellen und junge frowenluede gedantzet, und ein deil hebben gesacht: It wil nu widder guit werden; sol man widder an dantzen, so wil it widder guit werden na der alder wisen! — Dair heft dat junge volck gedantzet und geraist den heilen dagh . . . ."

Die letzte Ordnung löste sich in diesem wüsten Taumel, soweit nicht das Richtschwert sie aufrechthielt. Unter den Wiedertäufern selbst drohten Spaltungen. Stimmen wurden laut, die forderten, man solle neben dem weltlichen noch einen geistlichen König kiesen. Über den starren Knipperdolling kam die Prophetenraserei. Auf offnem Markt vor des Königs Stuhl fing er an zu taumeln und zu tanzen und stammelte Offenbarungen. Das Volk begann aufzusehen und die Prädikanten hörten auf zu predigen. „So heft Knipperdollink für den koningh gedantzet und heft gesacht: Her koningh, dat is mi so over nacht angekhomen. Jck sal dein geck sein. — Und heft

gesacht: Her koningh, guden tagh. Wu sitte gy hir, her koningh? Und bede dem koningh reverentie und nigede ime tho . . . ."

Der König mußte sich den Hofnarren gefallen lassen. Zwei Tage lang zog Knipperdolling durch unsinniges Gehabe alle Augen auf sich. Jan von Leyden, der ihn längst durchschaute, wagte doch nicht, ihn anzutasten, wenn er seine Narrenfreiheit zu dreisten Ausfällen und verstecktem Hohn gegen ihn benutzte, denn diese Prophetennarrheit war heilig in des Volkes Augen. Aber das Feuer, das hinter ihr brannte, war der Ehrgeiz. Mitten aus dem Volksgedränge des Marktes taumelte der Narr in einem Anfall verzückter Raserei auf den Thronstuhl des Königs hinauf, der eben leer stand. Da oben blieb er sitzen. Aus dem Narrenwesen redete plötzlich der Ernst: „Ick solt von rechten ein koningh sin. Ick hebbe dy tho einem koningh gemaket."

Hätte Knipperdolling jetzt unter seinen Mitbürgern eine Partei gehabt, wie er sie unter den stadtfremden Wiedertäufern hatte, es hätte dem Schneiderkönig schlimm ergehen können. Aber der Prophet war dem Volke auch nichts weiter als einer seiner Quäler, die es heimlich verfluchte. Ohne die Hand zu rühren sah es zu, wie diese sich untereinander um den samtenen Thronsessel rauften.

Der König, der schon in Wut und vielleicht auch Furcht vom Marktplatz fortgestürmt war, kam unter stärkerer Trabantenbedeckung zurück. Und Knipperdolling, der von jeher dieses grausamen und verschlagenen Menschen Narr gewesen war, verlor mit einem Schlage den Mut. Ohne Gegenwehr ließ er sich vom Thron herunterstoßen und in Ketten abführen. Drei Tage lang mußte er im harten Gefängnis „penitentzie" tun, mit ihm die verräterischen Friesen und Holländer. Er bettelte am Ende kriechend um Gnade und erlangte sie.

Wenn der König ihn schonte, so war es, weil er diesen Mann nicht entbehren konnte. Wo er sonst Verrat und Abfall witterte, mähte das Richtschwert. Die Lust am Blut wuchs in dem furchtbaren Mann, je mehr seine andern wüsten Begierden durch Übersättigung erschlafften. Claus Northorn, ein gefaßter Überläufer, den der König selbst auf dem Domhof richtete, schrie ihn am Richtblock in rasendem Zorne an: „Du verzweifelter Bösewicht und Bluthund, wer hat dich zu einem König erwählt? Der leidige Teufel! Du hast uns geweissagt, wir sollten zu Ostern erlöst werden! Wann geschieht es?" Und drohte ihm wild: „Du sollst über mein und alles vergossene Blut vor dem obersten Richter Rechenschaft geben am Jüngsten Tag!" „Do spottet seiner der koning doran, und sagt: Kannstu warten bis dohin, ich wil dein Richter sein! Und schluge ime seinen Kopf ab . . ." Elisabeth Wandschererin, eine von des Königs Frauen, hatte genug von dem Jammer und der Ruchlosigkeit im neuen Jerusalem, brachte dem

König seine Geschenke, Ketten und Ringe zurück und bat fußfällig um Urlaub, aus der Stadt zu gehen. Der König wütete. Ohne Gericht und Urteil schleppte er die Unglückliche auf den Markt. Vor den Augen ihrer Mitfrauen und des entsetzten Volkes schlug er ihr selbst den Kopf mit dem Schwert herunter. Ihren Leichnam trat er mit Füßen und zwang seine anderen Weiber, unter einem „Ehre sei Gott in der Höhe“ einen wüsten Tanz um die ermordete Mitschwester aufzuführen.

„Got mochte sick verbarmen über dat wesen, dat sie in der stat bedreven, solck duwelsregiment, als sie fur hebben, glick als sie dat volck bedrogen hebben, und hebben sie so jemmerlich dairbei gebrocht, so mannigen armen menschen gemaket . . . . . . Nu sie hebben iren lon kriegen und sint gestraffet, Got vergewe innen ir sunde. Ein jede hode sick fur solche falsche propheten . . . . .“ —

Der ehrliche Meister Henrich Gresbeck, der uns die Geschichte dieser wilden Zeit aufgeschrieben hat, schweigt bisher bescheidentlich von seinen eigenen Erlebnissen. Aber er erzählt, daß am Sonntag nach Pfingsten mit vier Landsknechten zusammen, deren einer Hensken von der langen Straten hieß, „ein Bürger“ in der Nacht aus der verlorenen Stadt ausrückte und sich, als um Mitternacht die Landsknechtswache mit Trommelschlag aufzog, erschrocken in der Schanze versteckte. Da er dabei von seinen Kameraden getrennt wurde, blieb er halbtot vor Angst in seinem Versteck und wußte nicht, wie er davonkommen sollte. Denn wenn er in die Stadt zurücklief, so ließ ihn der König hängen oder köpfen, und fiel er den Landsknechten in die Hände, so schlugen die ihn auch tot. Zuletzt sagte er sich: „It moiß sein. Nu mote my Got helpen und moete my gnedigh sein und barmhertzigh —“, stand auf und ging aus den Schanzen auf das Geldrische Blockhaus zu. Meister Gresbeck nennt dieses Bürgers Namen nicht. Es liegt aber im Provinzialmuseum zu Düsseldorf ein Brief, in dem Herr Wirich von Oberstein Seiner fürstl. Gnaden dem Herzog zu Cleve näheren Bericht über die Einnahme der Stadt Münster gibt. Und in diesem Brief, der am 29. Juni des Jahres 1535 geschrieben ist, schreibt der Kreisoberste: „Item uf den sondag nach pfinxsten in der nacht sein zween knecht uß Munster gefallen, der ein Henschen von der Langenstraßen, der ander Heinrich Greßbeck genannt. Hensgen von der Langenstraßen ist durch die Wacht hinweg komen, aber Heinrich Greßbeck is gefangen und mir bracht worden. Also ist Hensgen obg. auch uf geleid ankomen. So haben die zween obg. den anschlag gemacht, wie folgt: . . . .“ So war es denn unser schlichter und ehrlicher Chronist selber, der am Schlusse dieses grauenvollen Trauerspiels eine Hauptrolle spielte und es zu seinem Ende führte. Die Landsknechte am Geldrischen Blockhaus hatten Mitleid mit dem jungen

Blut gehabt und ihm das Leben geschenkt. Bis aufs Hemd ausgeplündert, wurde er dem Hauptmann der Wache gefangen vorgeführt. Der fragte ihn scharf aus und schickte ihn dann zu Herrn Wirich von Oberstein selber und den anderen Herren vom Reich.

Der Anschlag, mit dem der brave Schreinermeister zutage kam, hatte Hand und Fuß. An der Kreuzpforte zu Münster gab es eine Stelle, wo der Graben nur einen Knechtspieß und etwa vier Schuh breit war. Heinrich Gresbeck kannte sie genau, denn er hatte dort seine Wache gehabt, wie aus einem noch erhaltenen Brief von seiner Hand hervorgeht; und er mochte auf Wache manche Stunde schon heimliche Pläne geschmiedet haben, wenn ihm der ehrliche Zorn über „die boeswichters" bis an den Hals kochte. Jetzt konterfeite er im Gefängnis die ganze Stadt Münster und baute aus Erde ein Modell der Schanzen samt Pforten, Erdhäusern und Gräben. Als die Herren ihm noch nicht ganz trauten, führte er sie in einer dunklen Nacht an die Kreuzpforte, schwamm über den Graben und kletterte lautlos auf den Wall. Als er dort keine Wache fand, kehrte er ebenso lautlos zurück.

Sein Fluchtkamerad Hänschen von der Langenstraten, der sich indes auf sicheres Geleit gestellt hatte, war mit dem gleichen Anschlag an den Tag gekommen, den die zwei Männer wohl gemeinsam mochten ausgeheckt haben. Sie wurden jetzt zusammengebracht, um sich zu verständigen. Sturmleitern und tragbare Brücken wurden in einen Bauernhof, dicht vor der Stadt, geschafft. Gresbeck selbst und sein Kamerad sollten Wegweiser sein, der gefürchtete Landsknechtshauptmann Wilken Steding den Befehl führen. Den Tag vor dem Überfall wurde in allen Blockhäusern und im ganzen Lager der Verkauf von Bier und Wein streng untersagt. Es war der 24. Juni.

An diesem Johannistag zogen sich nach Sonnenuntergang schwarze Wolkenberge drohend am ganzen Himmel zusammen. Unter dem schweren Nachtgewitter, das flammend und hagelprasselnd auf Stadt und Lager herunterbrach, verkrochen sich die Wachen auf den Wällen in Schilderhäuser und Wachthütten. Keiner in der verlorenen Stadt hörte, was leise an der Kreuzpforte näher rückte, in der Dunkelheit im Graben plätscherte, und katzensachte an der Schanze hochklomm. Die Wachen fuhren aus dem Schlaf, als ihnen eine Hellebarde an die Brust gesetzt wurde, sie hatten aber keine Zeit mehr zum Schrei. Hinter Wilken Steding und seinen Landsknechten blieb nichts Lebendiges zurück; nur einen ließen sie laufen, der ihnen das Losungswort verraten hatte. Die Losung an diesem Tag des Todes hieß aber „Erde", und war mancher in der Stadt, für den sie in dieser Nacht die Losung werden sollte.

Doch sollte diese selbe Nacht auch für die Sieger noch ein hartes und blutiges Stück Arbeit werden. Die verwegene Handvoll Landsknechte, die am Kreuztor die Wache in dem Erdhause niedergehauen hatten, waren ohne

Widerstand auf den Überwasserkirchhof und von dort auf den Domhof gerückt. Da sie dort das schwere Geschütz der Wiedertäufer fanden, besetzten sie den Platz und den Dom, ließen die Fahnen fliegen und rührten die Trommel.

Es war zu früh gewesen. Sie hatten, wider Meister Heinrich Gresbecks vorsichtigen Rat, die Kreuzpforte sorglos unbesetzt und für die Nachrückenden offen stehen lassen. Indes die Wiedertäufer in den Häusern aus dem Schlaf fuhren, mit der ersten besten Waffe in der Hand auf die Straße stürzten und die eingedrungenen Feinde wütend angriffen, brach draußen am Graben die Brücke unter dem Andrang der Nachrückenden. Ehe der Schaden repariert war, wurde die offene Pforte von den Wiedertäufern wieder zugeschlagen und hastig verrammelt. Die auf dem Domhof waren abgeschnitten, ein paar hundert Mann in einer ganzen Stadt voll verzweifelter Menschen, die wie rasend um ihr Leben kämpften. Die Wiedertäufer sammelten und verschanzten sich auf dem Markt in der St. Michaels-Kapelle, brachen dann vor und drängten die Landsknechte vom Domhof zurück. In einer Sackgasse wären sie fast sämtlich niedergehauen, wenn sie nicht eine Haustür eingeschlagen und durch die Hintertür Rettung gesucht hätten. —

Die sich draußen indes vor verschlossener Pforte sammeln, fluchen, warten und horchen die halbe Nacht, Herr Wirich von Oberstein selbst darunter und Meister Heinrich Gresbeck, den die Landsknechte noch zuguterletzt fast totgeschlagen hätten, da er allein von der ungenommenen Stadt ihnen entgegen kam, aus der Schüsse und Geschrei im Nachtwind herüberschlugen. Auch von den Wällen zischen Bolzen durch die erste, graue Dämmerung, Weiberstimmen hinterher, die denen unten zuschreien, sie möchten kommen und ihre großen Hänse wiederholen. Die Sache scheint verloren und Hänschen van der Langenstraten verraten oder selbst Verräter. —

Da — es will eben Tag werden — stehen plötzlich drei Männer auf dem Wall, winken und rufen. Jetzt ein vierter! Der vierte schwenkt eine Fahne! Das ist Johann von Twickel, der Fähndrich der Landsknechte! Was ruft er? Viktoria, Viktoria! Sie leben, sie haben die Stadt! Zu Hilfe, ihnen zu Hilfe! Die Tore auf und herein in das gottverfluchte Nest! Vorwärts!

Das ist das Ende. Mit einem Schlage bricht es gegen die Stadt los, ohne Halten, ohne Kommando, ein Sturm von Menschen. Die Reiter sitzen ab, durch ohrenzerreißendes Geheul rollen die Trommeln, schreien die Trompeten, die Landsknechte werfen sich in die Gräben, sind wie Katzen die Wälle herauf, sprengen die Tore. Die Judenfelder Pforte ist die erste, die auffliegt, johlend und brüllend drängen Hundert gleich herein und hintenach.

Eine furchtbare Schlächterei ging los in der eroberten Stadt. Die erbitterten Landsknechte gaben keinen Pardon, rissen die Wiedertäufer an den Haaren aus Kellern und Häusern und stachen sie nieder. Der Dom-

hof lag dicht voll Leichen, über die Toten weg warfen sich die Überlebenden wie rasend in die Hellebarden der Landsknechte. Ein Haufen hatte sich auf dem Markte verschanzt und wehrte sich da verzweifelt. Gert Kippenbroick wurde vor seiner eignen Haustür in Stücke gehauen, Hermann Tylbecke beim Ägidienkloster niedergestochen und in die nächste Kloake geworfen. Der König selbst wurde auf dem obersten Boden des Ägidientores ergriffen. Bernhard Rothmann wurde weder lebend noch tot gefunden; er war zuletzt im dicksten Gewühl gesehen, ein Soldatenkleid aus Kirchenbrokat am Leibe. Knipperdolling wurde anfangs umsonst gesucht; erst nach zwei Tagen verriet eine Frau ihn, in deren Hause am Neuen Tor er versteckt gesessen hatte.

Wirich von Oberstein selbst und die Hauptleute machten endlich dem Morden und Plündern ein Ende. Was noch lebte von Wiedertäufern, dem sollte das Leben geschenkt sein. Es war das lebendige Elend, was da aus Kellern und Winkeln und aus der Verschanzung auf dem Markt herankroch, Frauensleute, Männer und Kinder, „wie dat sie von dem dode uth dem grave up weren gestein, und sagen anders nicht uth dem angesicht wie ein doden hovet. Und wan gy sagen ein wiederdoepers hovet und ein doden hovet, so sach dat ein as dat ander ....."

Frühmorgens schon war ein reitender Bote nach Schloß Wollbeck abgegangen, dem Bischof die Botschaft von der Einnahme seiner Stadt Münster zu bringen. Drei Tage darauf ritten die Hauptleute mit drei Fähnlein Landsknechten dem hohen Herrn entgegen, um ihn einzuholen, Wilken Steding voran mit des Wiedertäuferkönigs Krone auf dem Kopf und seinem goldenen Schwert, die Seiner Gnaden als Beutepfennig verehrt wurden. Es war zwei Jahre her, seit der Bischof an einem Maisonntag in feierlichem Kirchenprunk zu Münster inthronisiert wurde. Jetzt ritt er in eine Leichenstadt ein, über der das Grauen kaum vergangener unerhörter Schrecknisse lag.

Er ließ sich den gefangenen König vorführen. Der verlorene Mann behielt auch in Ketten seinen hochfahrenden Trotz. Auf die Frage des Bischofs: Bist du ein König? tat er statt aller Antwort die Gegenfrage: Bist du ein Bischof? — Den Versteck seiner Schätze hatte er auch auf der Folter nicht angeben wollen — oder können. Die Beute war so gering in der eroberten Stadt, daß unter den Landsknechten Meutereien entstanden. Ihrer sieben wurden auf dem Domplatz gerichtet, weil sie in die Ratskanzlei eingebrochen waren und sich die Pluderhosen mit Goldstücken ausgestopft hatten. Aber auch auf dem Rathaus war wenig zu finden. Es ging das Gerücht um, daß die Wiedertäuferschätze irgendwo zu Münster unter der Erde vergraben lägen. Auch heute noch lebt diese Sage.

Des Bischofs Bleiben war nicht lange in dem verwüsteten Münster.

Den zweiten Tag reiste er auf sein Schloß Iburg; Wilken Steding und Gerd von Schedelich übergab er den Oberbefehl über die Stadt.

Was an wiedertäuferischen Weibern und Kindern noch in Münster war, wurde in den ersten Tagen des Juli zusammengetrieben und von bewaffneten Landsknechten vor das Liebfrauentor geführt. Da wurden sie auf ewige Zeit der Stadt und des Stifts verwiesen. Über die Häupter der verfluchten Sekte ging ein gnadenloses Gericht von der grausamen Schärfe, mit der jene harte Zeit richtete. In eisernem Halsband an einer Kette neben den Pferden laufend, wurden sie selbviert aus der Stadt gebracht, der König, Knipperdolling, Christian Kerkernick, des Königs Rat und Herzog, und Bernt Krechting. Sie kamen im Schlosse zu Dülmen, wo sie festgesetzt wurden, nur zu dritt an, denn Christian Kerkernick war unterwegs bei Kloster Weddern „auf einem grünen und angenehmen Platz" vom Scharfrichter abgetan und verscharrt worden. Zu Dülmen saßen die drei bis ins neue Jahr herein. Die Protokolle ihrer Verhöre „in pinen" sowohl wie „ußerhalb pinen", liegen im Provinzialarchiv der Stadt Münster. Keiner von ihnen hat die wiedertäuferische Lehre abgeschworen. Bis auf das Blutgerüst hält Jan von Leyden an der Überzeugung seiner göttlichen Erwählung fest, die ihm „unter großer Beschwerung seines Herzens" vom Vater offenbart sei. Item hat dieser Johan gesagt, daß er dafür hielte, daß von der Apostel Zeit bis anher keiner gewesen sei, der bessere Erkenntnis der Wahrheit gehabt habe als er. Item sagt auch, dieweil Gott die Welt strafen wollte, sollten sie, als sie nicht anders wüßten, diejenigen gewesen sein, durch die solches geschieht und vollbracht werden sollte .....

Bernt Knipperdolling antwortete auf die gestrenge Vermahnung zur Wahrheit im Verhör: er habe hierbevor die Wahrheit gesagt und sei auch willig, bei ihr zu verbleiben, denn um derselben willen habe er alles das Seine verlassen, habe auch nie etwas anderes denn Gottes Ehre und Glory gesucht. Gefragt, ob es mit der Prophezei nicht eine angerichtete Büberei gewesen, sagt, wenn er das gewußt oder vernommen hätte, wollte er ihnen nicht gefolgt haben. Ist gefragt, wofür er die anderen Christen halte, sagt, er hielte sie dafür, da sie Gott für halte, und er wolle bei seinem Glauben leben und sterben.

Bernt Krechting bekennt, daß er die Wiedertaufe angenommen habe, und das allein aus der Furcht Gottes. Das leugne er nicht und bleibe dabei.

Die schöne Divara von Harlem, die Königin, war schon einen Monat nach dem Fall von Münster gerichtet. Die derbe üppige Frau, die sich bis zuletzt den ersten und nächsten Platz bei dem König zu wahren wußte und ihm eine Tochter geboren hatte, starb so entschlossen, wie sie gelebt hatte, jeden Widerruf starr verweigernd. Mit ihr kam Knipperdollings Weib und deren Mutter, die alte Brandsteinin, unter das Richtschwert.

Denen auf Schloß Dülmen war eine härtere Strafe aufgespart. Den

12. Januar wurden sie von Dülmen nach Münster geführt. Dort wurde vor dem Rathaus auf dem Markt ein Schaugerüst gebaut. Am heiligen Vincentiustag, den 22. Januar, wurden die Gefangenen bei verschlossenen Stadttoren aus ihrem Gefängnis auf den Markt geführt. In der Nacht vorher war der bischöfliche Hofprediger Johann von Siburg als geistlicher Beistand zu den Verurteilten geschickt. Johann von Leyden hatte ihm zwar ernstliche Reue über seine Mordtaten und Verbrechen bekannt, aber von seinem Glauben an die Wiedertaufe auch jetzt nicht lassen wollen. Die zwei andern hatten den Prediger nicht bei sich leiden wollen: es sei ihnen genug, daß der himmlische Vater bei ihnen sei.

Auf dem Schaugerüst saß der Stadtrichter und gelehrte Doktor Johann Wesseling mit seinen Beisitzern und verlas Anklage und Urteil. Als der König gefragt wurde, ob er sich schuldig bekenne, gab er zur Antwort: Er wisse sich wohl schuldig, die Obrigkeit beleidigt zu haben, aber nicht Gott.

Die Vollstreckung des furchtbaren Urteils — die Malefikanten sollten mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt werden — ertrug der König mit eiserner Standhaftigkeit als erster. Gegenüber dem Schaugerüst in Jobok Holzhausens Hause saß der Bischof selbst und sah zu. Die Leichname wurden nach vollzogenem Gericht aufrecht in eiserne Käfige gebunden und zu ewiger Warnung und schrecklichem Exempel am Turm der Lambertikirche aufgehängt.

Das Drama war zu Ende. Die von Gott geschlagene Stadt hatte ihre Toten begraben und das furchtbare Richtschwert des neuen Jerusalem, das Ströme unschuldigen Blutes getrunken hatte, an die Wand ihres Rathauses aufgehängt. Die unbeweglichen Güter wurden den geflüchteten Bürgern zurückgegeben, die bei der Rückkehr dem Bischof einen neuen Treueid schwören mußten. Keiner kam zurück, der nicht mehr als Geld und Güter verloren hatte. Münster wurde nicht wieder, was es gewesen war. Seine Türme hatten die Krone verloren. Seine Schanzwerke wurden auf Reiches Beschluß geschleift, seine Stadtfreiheiten ihm genommen; es dauerte Jahrzehnte, bis sie ihm widerwillig zurückgegeben wurden.

Die Vergangenheit schattet schwer über der alten westfälischen Bischofsstadt. Hoch über ihren Dächern, an dem dunklen, massigen Turmstumpf von St. Lambert, hängen noch heute die eisernen Käfige der Gerichteten. In unseren Tagen noch, da die letzten Stadtwälle abgetragen und zu grünem Rasen und umbuschten Wegen umgewandelt wurden, sind die geschändeten steinernen Heiligen aus dreihundertjährigen Gräbern aufgestanden, stumm wider sie zu zeugen. Wir Menschen von heute lesen dieses furchtbare Blatt Geschichte mit dem dunklen Grauen vor dem Unbegreiflichen, wie nahe sich Heiliger und Tier, Licht und Nacht, Gott und Satan in allem Menschentum wohnen. Unser ehrlicher Chronist aber, das schlichte Kind einer gläubigen Zeit, spricht auch über diesen Verirrten ein frommes „Got sei inen gnedigh und barmhertzigh“.

Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum.

Von Lujo Brentano in München.

Auch heute muß ich meinen Ausgangspunkt von der Tatsache nehmen, daß im 18. Jahrhundert die Bedingungen des Arbeitsvertrags, um die Worte des preußischen Landrechts zu gebrauchen, „unter Direktion der Obrigkeit" bestimmt wurden. Wiederholt schon habe ich daran erinnert, daß nach Adam Smith diese Bestimmung in England im Interesse der Arbeitgeber stattgefunden hat; zahlreiche andere Zeugnisse zeigen das gleiche für andere Länder, namentlich auch für Bayern. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß, wo der Lohn zu niedrig war, um dem Arbeiter zu ermöglichen, davon zu leben, das Fehlende auf dem Wege der Armenunterstützung ergänzt wurde. War es doch vielfach ein Skandal, in welchem Maße das, was der Arbeitgeber dem Arbeiter hätte zahlen sollen, auf den Armensteuerpflichtigen abgewälzt wurde. Aber so ungerecht für den Steuerzahler und so entwürdigend für den Arbeiter diese Art der Deckung der Produktionskosten der Arbeit gewesen ist, der Arbeiter erhielt dabei doch das Minimum dessen, was er zum Leben notwendig brauchte.

Gegen diese Regelung der Lohnverhältnisse ist die klassische Nationalökonomie aufgetreten; da die Forderungen der Theoretiker den Interessen der entstehenden Großindustrie entsprachen, hat diese sie sich zu eigen gemacht; und unter dem Einfluß der Theoretiker und Interessenten hat sich die Auffassung vom Arbeitsvertrag und die Gesetzgebung über denselben im 19. Jahrhundert von Grund aus geändert. Der Arbeiter wurde als Verkäufer, der Arbeitgeber als Käufer der Ware Arbeit betrachtet. Genau so, wie es ein vergebliches Bemühen des Staates sei, den Preis der übrigen Waren bestimmen zu wollen, vermöge er auch nichts über den Preis der Arbeit. Wie der Preis aller Waren werde der Lohn durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Gegenüber diesem Naturgesetz sei jedwedes positive Gesetz ohnmächtig. Sei das Angebot größer als die Nachfrage, so müsse der Preis sinken, im umgekehrten Falle müsse er steigen, und gelange der Verkäufer nicht auf seine Produktionskosten, so müsse eben eine Minderung des Angebots eintreten, bis sich der Preis wieder auf die Höhe dieser Kosten erhebe. Dementsprechend fort mit aller behördlichen Einmischung in die Bedingungen des Arbeitsvertrags! Der Arbeiter solle, wie jeder andere Verkäufer, in freiem Feilschen den besten Preis für seine Arbeit zu erlangen das Recht haben. Bei steigendem Markt solle er mehr dafür verlangen, bei sinkendem mit weniger sich begnügen. Dafür, daß ihm so völlig freier Spielraum für die Wahrung seiner Interessen gewährt werde, müsse aber auch sein bisheriges Recht auf Armenunterstützung beseitigt werden. Da es

aber nicht anging, die, welche nicht genug zum Leben hatten, auf der Straße verhungern zu lassen, machte man eine Konzession. Sie sollten zwar das zum Leben Notwendige, aber, um ihr Selbstverantwortlichkeitsgefühl nicht abzuschwächen, nur in möglichst abschreckender Weise erhalten. Das waren die Grundsätze, denen gemäß Arbeitsvertragsrecht und Unterstützungswesen in allen Ländern reformiert worden sind.

Aber die Voraussetzungen, von denen die klassische Nationalökonomie und die von ihr beeinflußte Gesetzgebung bei dieser Reform ausgegangen, waren in der Wirklichkeit nicht gegeben. Die Arbeit ist die Nutzung der Arbeitskraft, die Arbeitskraft aber der Mensch selbst, sofern er seine Fähigkeiten dem Erwerbe dienstbar macht. Wie jede Nutzung untrennbar ist von dem Genutzten, so ist die Arbeit untrennbar vom Arbeiter. Wurde die Nutzung der Arbeitskraft auch gleich anderen Waren gekauft und verkauft, so unterschied sie sich demgemäß von allen anderen Waren durch die Untrennbarkeit von der Person ihres Verkäufers. Das macht sich vor allem darin geltend, daß, wer die Arbeit kauft, damit und zwar naturnotwendig, eine Herrschaft über die Person des Arbeiters erhält. Er bestimmt damit über den Aufenthaltsort der Person des Arbeiters, über die hygienischen, sittlichen und geistigen Einflüsse, welchen er ausgesetzt ist, vermöge der Dauer der Arbeitszeit über das Maß seiner physischen Erschöpfung, ferner ob er die nötige Muße habe, die Bildungsgelegenheiten zu nützen, welche die fortschreitende Kultur ihm bietet, ob er imstande ist, seine Pflichten gegen sich, seine Familie und gegenüber dem Staat zu erfüllen. Das machte sich besonders nachteilig bei Kindern, jugendlichen Arbeitern und Frauen fühlbar. Sich selbst überlassen, waren sie außerstande, beim freien Arbeitsvertrag ihre Freiheit zu wahren. Ihre Hilflosigkeit gegenüber dem übermächtigen anderen Vertragschließenden gab sie dessen einseitiger Willensbestimmung preis. Die Folge war eine Entartung der Arbeiterbevölkerung in physischer und sittlicher Hinsicht, welche den Staat zu immer weiter gehenden Schutzbestimmungen geführt hat, — zu jener Arbeiterschutzgesetzgebung, welche, indem sie der Herrschaft des Arbeitgebers über das persönliche Leben des Arbeiters Schranken zieht, bestimmt, wo der Arbeiter aufhört, bloß ein Mittel im Dienste anderer zu sein, und beginnen darf, als Mensch seiner Bestimmung als Selbstzweck zu leben.

Als man mit der Arbeiterschutzgesetzgebung begann, und noch mehr bei ihrem weiteren Ausbau, hat man als Folge solcher Maßnahmen den Untergang der Industrie prophezeit. Beseitigt die zwei Stunden, rief man, als es sich in England in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts um die Ersetzung des Zwölfstundentages durch einen Zehnstundentag in der Textilindustrie handelte, und die englische Textilindustrie ist ruiniert. Der Gesetzgeber ließ sich nicht einschüchtern. Die englische Textilindustrie hat

ihren Umfang seitdem mehr als verdoppelt. Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist auf alle Gewerbe ausgedehnt worden. In allen industriellen Ländern ist sie eingeführt worden, und nur in rückständigen Ländern werden noch Einwendungen dagegen erhoben. In den Ländern, welche industriell an der Spitze marschieren, gilt sie heute als etwas Selbstverständliches, und alle zwei Jahre finden internationale Kongresse statt, um über den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung zu beraten.

Allein als man sich so zum Eingreifen des Staats in den Arbeitsvertrag abermals verstehen mußte, hat man sein Gewissen damit beschwichtigt, daß man sagte, es finde nur statt, soweit durch den Arbeitsvertrag ein Herrschaftsverhältnis über die Person des Arbeiters begründet werde, also nur aus ethischen Gründen. Dagegen lehnte man es aufs energischste ab, sich in den Arbeitsvertrag einzumischen, soweit er Kaufvertrag sei. Der Lohn solle nach wie vor Gegenstand der freien Vereinbarung der Kontrahenten sein. In die wirtschaftliche Seite des Arbeitsvertrags einzugreifen, würde einen Eingriff sowohl in das Eigentum als auch in die persönliche Freiheit bedeuten. Vor allem aber käme hier in Betracht, daß es unmöglich sei, den Lohn anders zu gestalten, als wie er sich als das Ergebnis von Angebot und Nachfrage stelle. Und von Angebot und Nachfrage hegte man mystische Vorstellungen als von Faktoren, welche der Einwirkung menschlichen Willens entrückt seien.

Aber auch, soweit der Arbeitsvertrag Kaufvertrag ist, machte sich der Unterschied zwischen der Arbeit und anderen Waren, ihre Untrennbarkeit von der Person ihres Verkäufers, einschneidend fühlbar. Es war infolge derselben nicht möglich, das Angebot der Nachfrage anzupassen, ähnlich wie dies die Verkäufer anderer Waren tun, wenn deren Preis unter ihre Produktionskosten sinkt. Andere Waren werden produziert, um verkauft zu werden. Der Mensch aber wird nicht produziert, damit er seine Arbeit auf dem Markt anbiete. Ganz andere als wirtschaftliche Erwägungen sind maßgebend, wenn er in die Welt tritt, und ist er da, so muß der Arbeiter, da er als Regel nichts hat, als was er sich durch Arbeit erwirbt, sobald er arbeitsfähig ist, seine Arbeit ununterbrochen zu Markt bringen. Während die Verkäufer anderer Waren ihr Angebot bei sinkender Nachfrage mindern, sieht sich der nichtorganisierte Arbeiter, um bei sinkender Nachfrage überhaupt Beschäftigung zu finden, genötigt, mehr Arbeit anzubieten. Die Folge ist, daß bei sinkender Nachfrage das Angebot, statt sich zu verringern, zunimmt, die weitere Folge, daß der Preis der Arbeit unter ihre Produktionskosten sinkt. Diese Produktionskosten sind aber, da die Arbeit nichts anderes als die Nutzung der persönlichen Fähigkeiten des Arbeiters ist, die Produktionskosten des Arbeiters selbst. Sie bestehen in den Aufziehungs- und Ausbildungskosten des Arbeiters in seiner Jugend, in dem, was er zum eigenen Unterhalt und dem seiner

Familie in der Zeit, da er arbeitstätig ist, braucht, in dem, was nötig ist, ihn während der Arbeitsunfähigkeit infolge von Krankheit, Invalidität und Alter und während Arbeitslosigkeit zu erhalten, in den Kosten der Fürsorge für sein Begräbnis, für seine Witwe und Waisen. Sinkt nun der Lohn unter den Betrag, der zur Deckung dieser Produktionskosten nötig ist, so ist bitteres Elend die Folge. Nach wie vor muß die Armenunterstützung das Fehlende zuschießen, und wo dies nicht geschieht, wird durch Borgen ohne zurückzubezahlen, durch Prostitution, Diebstahl und andere Verbrechen das Fehlende ergänzt. Wo aber die Gesellschaft nicht auf die eine oder andere Weise das nachträglich zahlt, was an Lohn zu wenig gezahlt worden ist, findet die Anpassung des Angebots von Arbeit an die Nachfrage durch vermehrte Sterblichkeit statt. Die Kinder, die Greise, die durch Entbehrung Geschwächten werden von dieser oder jener Krankheit befallen und, während sie die Gefahr bei ausreichender Ernährung überstanden hätten, werden sie vor der Zeit hinweggerafft.

Das hat dazu geführt, daß die Gesetzgebung, so sehr sie in der Theorie noch an der Nichteinmischung in die wirtschaftlichen Bedingungen des Arbeitsvertrags festhält, in der Praxis längst durch positive Maßnahmen für die Deckung einer Reihe von Produktionskosten der Arbeit gesorgt hat. So hat sie durch den unentgeltlichen Schulunterricht, neuerdings sogar unter teilweiser Speisung der zu unterrichtenden Kinder, einen wichtigen Teil der Aufziehungskosten in der Jugend übernommen. Sie hat sich genötigt gesehen, auf dem Wege des Versicherungszwanges dafür zu sorgen, daß dem Arbeiter während der Periode der Arbeitsunfähigkeit das zum Leben Unentbehrliche zuteil werde, und die Beiträge, die der Staat zu dem Zweck von den Arbeitgebern erhebt, sind nichts anderes als ein Zwang, den Lohn um den Betrag zu erhöhen, den der Arbeiter zu wenig erhalten hat, um für den Fall seiner Arbeitsunfähigkeit wirksame Vorsorge treffen zu können. Ferner ist, so unzureichend die bestehende Witwen- und Waisenversicherung auch derzeit noch ist, durch ihre Einführung doch das Prinzip bereits anerkannt, daß der Staat dafür sorgen muß, daß auch dieser Teil der Produktionskosten der Arbeit gedeckt werde. Desgleichen geht die Frage der Deckung des Teils derselben, welchen sein Unterhalt während der Arbeitslosigkeit verursacht, ihrer Lösung entgegen. Nur hinsichtlich eines Postens in der Kostenberechnung der Arbeit besteht noch die Abneigung gegen eine Einmischung in den Arbeitsvertrag fort, hinsichtlich der Sicherung eines Lohnminimums ausreichend, um den Arbeiter und die Seinen während der Zeit, da er arbeitet, zu erhalten und allen Ansprüchen, welche das Leben an ihn stellt, zu genügen.

Der Grund dieser Abneigung ist die Fortdauer der dargelegten Auffassung, daß die Festsetzung eines Lohnminimums unwiderstehlichen Naturgesetzen widerspreche. Man bemitleidet die dahin zielenden Forderungen der Arbeiter

als Torheiten wissenschaftlich ungebildeter Menschen und bezeichnet die Männer der Wissenschaft, die dafür eintreten, als hoffnungslos Weltfremde. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Schriftsetzer, welche Berichte über die Verhandlungen im englischen Parlamente zu setzen hatten, in denen diese überlegene Weisheit anderen nachgesprochen wurde, nach einem Tarife gelohnt wurden, welcher eben auf die Weise festgesetzt wurde, die in den Verhandlungen, weil ewigen Naturgesetzen widersprechend, für unmöglich erklärt worden war.

Diese theoretische Verblendung hat den Arbeitgebern aller Länder den Verlust vieler Millionen, den Arbeitern grimme Not, Gefährdung ihrer Gesundheit, vielen von ihnen den Tod und der ganzen Volkswirtschaft der betreffenden Länder Zerrüttung in allen ihren Teilen gebracht, und die gesamte Gesellschaft wurde infolge derselben wiederholt vor den Abgrund von Revolutionen gestellt! Und schließlich ging es wie mit so vielen behaupteten Unmöglichkeiten. Sobald man das Experiment machte, zeigte sich, daß das naturgesetzliche Hindernis nur ein Popanz gewesen war.

Vor allem muß es als Wirkung außergewöhnlicher Voreingenommenheit erscheinen, wenn eine Ordnung, welche während Jahrhunderten bestanden hat, für ewigen Naturgesetzen widersprechend und daher unmöglich erklärt wird. War doch der Arbeitsvertrag zwischen Meistern und Gesellen zur Zeit der Blüte des Zunftwesens ein kollektiver Arbeitsvertrag, der für alle in dem betreffenden Gewerbe an einem Orte Beschäftigten rechtsverbindlich gewesen ist, und das gleiche gilt von der Regelung der Arbeitsbedingungen für ein ganzes an einem Orte betriebenes Gewerbe durch die Behörden, von der ich schon wiederholt gesprochen habe. Ebensowenig wie die Arbeiterorganisationen durch die Koalitionsverbote vernichtet wurden, ebensowenig hatte die gemeinsame Vereinbarung der für alle Arbeiter eines Gewerbes gemeinsamen Arbeitsbedingungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern mit Einführung des sogenannten freien Arbeitsvertrags vollständig aufgehört. Zunächst überdauerte sie in Preislisten den Untergang der alten gewerblichen Ordnung. Darin waren die Stücklohnsätze für die einzelnen von den Arbeitern zu verrichtenden Leistungen im einzelnen festgesetzt. Änderungen derselben wurden in der Regel von einer gleichen Anzahl von Delegierten der Arbeitgeber und Arbeiter vereinbart. So im Baugewerbe, in der Möbeltischlerei, im Schiffbau. Der weitaus interessanteste Fall ist der schon erwähnte Tarif der Londoner Schriftsetzer, den Arbeitgeber und Arbeiter als ihre *Magna Charta* bezeichnet haben. Epochemachend für das Wiederauftreten des kollektiven Arbeitsvertrages ist aber das Jahr 1860. In diesem Jahre wurden unabhängig von einander von dem Strumpfwirkerfabrikanten Mundella, dem späteren Minister im Ministerium Gladstone, in Nottingham

und von dem Grafschaftsrichter Rupert Kettle in Wolverhampton die beiden Typen geschaffen, um die es sich noch heute in allen Ländern bei Einführung des kollektiven Arbeitsvertrags handelt: von Mundella die Einigungsämter, von Kettle die Schiedsgerichte mit Vollstreckbarkeit ihrer Entscheidungen. In beiden Einrichtungen wurde das verwirklicht, worum die Arbeiter seit Abschaffung der alten gewerblichen Ordnung immer und immer wieder, aber immer vergeblich petitioniert hatten: die gemeinsame Vereinbarung der für alle Arbeiter eines Gewerbes gemeinsamen Arbeitsbedingungen durch eine gleiche Zahl von Delegierten beider Parteien.

Ich brauche bei der Schilderung dieser Einrichtungen hier nicht länger zu verweilen. Sie haben sich nicht nur in mannigfaltigster Anpassung ihrer Gestaltung an die besonderen Verhältnisse der einzelnen Gewerbe über das ganze britische Reich, sondern auch unter dem Namen von Einigungsämtern und die von diesen abgeschlossenen kollektiven Arbeitsverträge unter dem Namen Tarifverträge in Deutschland verbreitet. Auch bei uns sind die Buchdrucker vorangegangen; ihre Tarifgemeinschaft ist berühmt geworden durch den Segen, den sie gebracht hat. Sie hat in ganz Deutschland auch in anderen Gewerben, mit Ausnahme der vom Zentralverband deutscher Industrieller und dem Bayerischen Industriellenverband beeinflußten Betriebe, Nachahmung gefunden. Ende des Jahres 1911 bestanden nach dem fünften Sonderheft zum Reichsarbeitsblatt, S. 13* über 10520 Tarife für 183232 Betriebe mit 1552827 Personen in Deutschland, und mit Stolz denken wir, wo von kollektiven Arbeitsverträgen die Rede ist, an die segensreiche Tätigkeit ausgezeichneter gewerblicher Friedensstifter, wie unseres Gewerbegerichtsdirektors Dr. Prenner und des Herrn von Schulz in Berlin.

Allein so groß der Fortschritt ist, der erzielt worden ist, zweierlei Mängel haften noch der Einrichtung an. Es fehlt noch an jeder Verpflichtung von Arbeitgebern und Arbeitern, ihre Zwistigkeiten aus Anlaß des Abschlusses von Arbeitsverträgen vor das Einigungsamt zu bringen, und wenn die eine oder andere Partei einen Streitfall vor das Einigungsamt zu bringen sich weigert, haben wir Ausstände wie den von 1905. Damals waren es die Grubenbesitzer im Ruhrrevier, welche der Aufforderung des Oberbergamts Dortmund, das Einigungsamt anzurufen, zu folgen sich weigerten; darauf kam es zu dem größten Arbeitsstillstand, den Deutschland jemals erlebt hat; 195000 Arbeiter legten die Arbeit nieder und das ganze deutsche Wirtschaftsleben wurde aufs schwerste geschädigt. Nicht anders war es erst in diesem Sommer bei dem Streik der Transportarbeiter in London. Das ist aber nicht der einzige Mangel. Auch wo ein Fall vor das Einigungsamt gebracht und von ihm entschieden wird, fehlt noch den im kollektiven Arbeitsvertrag vereinbarten Arbeitsbedingungen die Rechtsverbindlichkeit.

Sie fehlt, wenn wir von der neuesten Rechtsprechung in Deutschland absehen, selbst für die Arbeitsbedingungen der organisierten Arbeiter, deren gewählte Vertreter an der Vereinbarung teilgenommen haben, geschweige denn für die der übrigen Arbeiter des betreffenden Gewerbes. Außerdem setzt diese Neuordnung Arbeiterorganisationen voraus, die so stark sind, daß sie die Festsetzung der Arbeitsbedingungen im kollektiven Arbeitsvertrage zu erringen und auf der Beachtung des Festgesetzten zu bestehen vermögen. Es gibt aber Hunderttausende von Arbeitern und Arbeiterinnen, die in so erbärmlicher Lage sind, daß sie völlig außerstand sind, sich wirksam zu organisieren.

Das sonst nicht zu behebende Elend dieser Arbeiter und die immer und immer wiederkehrende Bedrohung der gesamten Volkswirtschaft durch Arbeitseinstellungen und Aussperrungen hat trotz allem, was seit mehr als hundert Jahren dagegen gesagt worden ist, den Gesetzgeber wieder zur Regelung des Arbeitsvertrags veranlaßt. In einer ganzen Reihe von Ländern hat er bereits den Lohnentscheidungen der Einigungsämter Rechtsverbindlichkeit für alle in dem betreffenden Gewerbe Tätigen verliehen, und unerbittlich werden da Arbeitgeber wie Arbeiter bestraft, welche sich gegen den Schiedsspruch vergehen. Er ist sogar weiter gegangen und hat da, wo die Arbeiter sich nicht selbst zu helfen vermögen, Lohnämter ins Leben gerufen, die rechtlich bindende Lohnsätze festzustellen haben.

Diese Weiterentwicklung hat in Australien ihren Anfang genommen. Der Ausgangspunkt ist in den einzelnen australischen Staaten verschieden gewesen, je nachdem es sich in erster Linie darum handelte, Heimarbeitern den zu einem anständigen Leben nötigen Lohn zu sichern oder die dem Gemeinwesen aus Arbeitseinstellungen und Aussperrungen drohenden Schäden zu verhüten. Zur Sicherung eines genügenden Lohnes waren die Heimarbeiter allein nicht imstande; daher wurden Lohnämter, bestehend aus Vertretern beider Parteien, eingeführt, welche durch rechtsverbindliche Entscheidung ein Lohnminimum festsetzten. Diese Einrichtung hat man, nachdem sie in der Regelung der Heimarbeit ihren Anfang genommen, auch auf die Erledigung von Arbeitsstreitigkeiten in anderen Gewerben ausgedehnt. So zuerst in Viktoria; in Südaustralien und Queensland hat man die Viktorianische Gesetzgebung zum Muster genommen. Bei Streitigkeiten von Arbeitern auf höherer Lebensstufe dagegen handelt es sich nicht darum, das zum Leben absolut Nötige erst zu sichern, sondern um Festhalten oder Erhöhung eines einer bereits hohen Lebenshaltung entsprechenden Lohnminimums. Hier kam es darauf an, die Austragung des Streites durch ein weniger gefährliches Mittel als Arbeitseinstellungen und Aussperrungen zu ersetzen. Daher hier die autoritative Regelung der Bedingungen des Arbeitsvertrags durch richterlichen Schiedsspruch, dem nicht zu gehorchen

schwere Strafe nach sich zog. So in Neuseeland, Neusüdwales, Westaustralien und im australischen Bundesstaat. Beide Methoden haben Vorzüge und Nachteile aufzuweisen. Den Lohnämtern hat man nachgerühmt, daß sie die vor sie gebrachten Fälle mit größerem Sachverständnis und weit schneller erledigten, während bei Verfahren vor den Schiedsgerichten häufig über mangelnde Sachkenntnis der Richter, über Klassenbefangenheit und Langsamkeit in der Erledigung geklagt wird. Dafür aber seien die Schiedssprüche weit wirksamer in der Unterdrückung von Arbeitseinstellungen und Aussperrungen. Schließlich ist man nach zwanzigjährigem Tasten zu einem Kompromiß gekommen, d. h. zu einem Gesetze, welches Lohnämter und rechtsverbindliche schiedsrichterliche Entscheidung vereint.

Ohne sagen zu wollen, daß diese dermals in Neusüdwales geltende Viktorianische Organisation die endgültige Neuordnung des Arbeitsverhältnisses in Australien bedeute, — es werden wohl noch gar manche Änderungen versucht werden, — so will ich sie doch in ihren Grundzügen vorführen als diejenige, welche sich zurzeit in den australischen Staaten und bei den Beurteilern im englischen Mutterland der größten Anerkennung erfreut. Sie ist sehr einfach. Die Arbeitgeber oder auch die Arbeiter eines Gewerbes beantragen beim Arbeitsminister, daß ein Lohnamt ins Leben gerufen werde; auch der Gewerbeinspektionsbeamte kann dies beantragen. Stimmt der Minister zu, so läßt er sich durch das Parlament zu entsprechendem Vorgehen ermächtigen. Die Kompetenz der Lohnämter erstreckt sich stets nur auf je ein Gewerbe. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt zwischen 5 und 11. Sie werden auf Grund von Vorschlagslisten der Parteien durch den Minister ernannt; doch steht dem fünften Teil aller Arbeitgeber oder Arbeiter des Gewerbes das Recht zu, eine Wahl zu verlangen. Dann wählt jede Partei gleichviel Mitglieder des Lohnamts und diese wählen aus dem Kreise der nicht zum Gewerbe Gehörigen den Vorsitzenden; können sie sich über seine Person nicht einigen, so wird er vom Minister ernannt. Das so zusammengesetzte Lohnamt vernimmt Zeugen zur Feststellung des Tatbestandes und bestimmt *per majora* das Lohnminimum; den Stichentscheid hat der Vorsitzende. Glaubt der Minister die Entscheidung beanstanden zu sollen, so kann er sie für sechs Monate außer Kraft setzen und erneute Beratung fordern. Dann wird sie endgültig, außer wenn sie vor das Berufungsgericht gebracht wird. Nicht nur die Mehrheit einer der Parteien im Lohnamt, sondern auch 25 Prozent aller Arbeiter des Gewerbes oder einer oder mehrere Arbeitgeber, welche 25 Prozent aller Arbeiter beschäftigen, sind berechtigt, die höhere Instanz anzurufen. Das Berufungsgericht besteht aus einem Richter des obersten Gerichtshofes; ihm können von den im Lohnamt vertretenen Parteien zwei Beisitzer beigegeben werden, aber nur zur

Beratung ohne Stimmrecht; der Richter entscheidet allein: Übertretungen seiner Entscheidung sind bis zu 50 Pfund Sterling oder drei Monat Gefängnis strafbar; diese Freiheitsstrafe gilt nicht bloß für den Fall der Uneinbringlichkeit, sondern auch wo eine Absicht oder grobe Fahrlässigkeit vorliegt. Eine Strafe von 20 Pfund Sterling oder drei Monaten trifft den Arbeitgeber, wenn er einen Arbeiter entläßt, weil er Mitglied eines Gewerkvereins oder eines Lohnamts oder im Genusse einer Entscheidung desselben ist; dem Arbeitgeber liegt es ob, dem Richter einen anderen Entlassungsgrund glaubhaft zu machen. Freiwillige Übereinkünfte zwischen Gewerkvereinen und Arbeitgebern erlangen durch Eintragung in ein Register die gleiche Rechtskraft wie Entscheidungen des Lohnamts. Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen im Widerspruch mit Entscheidungen oder Übereinkünften werden mit 1000 Pfund Sterling oder zwei Monaten im Nichteintreibungsfalle bestraft. In Gewerben, welche sich mit der Beschaffung der zur Befriedigung unentbehrlicher Bedürfnisse nötigen Güter befassen, nämlich von Kohle, Gas, Wasser für häusliche Zwecke, Lebensmittel, deren Mangel Menschenleben gefährden oder schwer schädigen kann, wird derjenige, welcher zu einer Arbeitseinstellung oder Aussperrung aufreizt, oder dazu Hilfe leistet, mit zwölf Monaten Gefängnis bedroht.

Sehen wir uns diese Gesetzgebung näher an, so sehen wir vor allem, daß durch sie die Frage, die noch immer in vielen Ländern Europas, vor allem bei uns in Deutschland, so erbitterte Arbeitsstreitigkeiten veranlaßt, die Frage nach der Anerkennung der Gewerkvereine, aus der Welt geschafft ist. Das zeigt sich nicht nur in der eben angeführten Bestimmung, wonach ein Arbeitgeber zu bestrafen ist, welcher einen Arbeiter wegen Zugehörigkeit zu einem Gewerkverein entläßt und ihm die Beweislast obliegt, daß er ihn aus anderem Grunde entlassen habe, sondern die ganze Gesetzgebung über Schiedsgerichte ist auf dem Vorhandensein von Gewerkvereinen geradezu aufgebaut. Können doch die Arbeiter nur durch einen in ein amtlich zu führendes Gewerkvereinsregister eingetragenen Arbeiterverband vor den Schiedsgerichten verhandeln. Dabei ist es charakteristisch, daß, wo in einem Gewerbe ein Arbeiterverband schon besteht, weiteren Verbänden die Registrierung versagt wird. Der Arbeiterverband, der dem Gericht den Gehorsam versagt, wird aus dem Register gestrichen. Es besteht also die Tendenz, die Arbeiter in einer Zwangsorganisation zusammen zu fassen. Alle Arbeiter des Gewerbes sollen dem Verbande beitreten, da, wer von seinem Wirken Vorteil hat, auch zu seinen Lasten beitragen soll. Dafür wird aber auch gesorgt, daß jeder beitreten kann und der Verband nicht in monopolistische Exklusivität ähnlich der der alten Zünfte verfällt; Verbänden, welche den Zutritt erschweren, oder die Mitgliedschaft mit unbilligen Bedingungen belasten oder

sonst tyrannisch und bedrückend verfahren, wird die Registrierung versagt; desgleichen solchen, welche politische Zwecke verfolgen. Dafür haben die Mitglieder dann auch Anspruch vor den nichtorganisierten Arbeitern beschäftigt zu werden; zur Durchführung wird ein Beschäftigungsbuch von den Arbeiterverbänden geführt. Nur dann darf ein Nichtorganisierter eingestellt werden, wenn der Arbeiterverband dem Unternehmer keinen passenden Mann liefern kann. Doch darf in diesem Falle der Verband innerhalb zwölf Wochen den eingestellten Nichtorganisierten durch eines seiner Mitglieder ersetzen, vorausgesetzt, daß jener es ablehnt, dem Verbande beizutreten. Dafür wird auch den Mitgliedern der Arbeitgeberverbände ein Anspruch auf die Dienste der organisierten Arbeiter vor anderen Arbeitgebern zuerkannt. All dies dient dazu, den Arbeiterverband zur gesetzlichen Vertretung der Arbeiter und die Arbeitgeberverbände zu der der Arbeitgeber zu machen. Es bedeutet die Anpassung der Ordnung vergangener Zeiten an die modernen Arbeitsverhältnisse. Dabei haften die Arbeiterverbände für die Innehaltung der Gerichtsentscheidungen seitens ihrer Mitglieder. Selbstverständlich gilt das über diese Stellung der Arbeiterverbände Gesagte nur für die Gewerbe, in denen solche existieren. Wo die Arbeiter, wie die Heimarbeiter, zur Organisation bisher unfähig waren, hat diese Gesetzgebung aber die Wirkung, deren Organisation zu fördern. Während die englischen Gewerkvereinler oft die Furcht hegen, eine Neuordnung ähnlich der australischen könnte ihre Organisationen, mittels deren sie ihre Klasse aus tiefster Erniedrigung zu einem angesehenen Faktor im Staatsleben gemacht haben, ihrer Bedeutung berauben, werden diese dabei vielmehr erst recht unentbehrlich. Daher es durchaus glaubhaft ist, wenn zum Beispiel Snowden[1]) versichert, daß sich in Neuseeland seit Erlaß des Schiedsgesetzes von 1894 die Zahl der organisierten Arbeiter versiebenfacht habe.

Des weiteren ist hervorzuheben, daß auch in den australischen Staaten das Eingreifen der Schiedsgerichte keineswegs einen vorangegangenen Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern voraussetzt. Auch wo kein Streit stattgefunden, haben die Schiedsgerichte, nachdem angerufen, eine das gesamte Arbeitsverhältnis umfassende Ordnung entwickelt. Das Verhältnis, in dem jugendliche Arbeiter und Lehrlinge neben ausgelernten Arbeitern beschäftigt werden dürfen, der Lohn, der ihnen gezahlt werden soll, die Berechnung der Stücklohnsätze im Verhältnis zum Zeitlohn, die Feststellung der Bezahlung für Überzeitarbeiten, die Konkurrenz von Frauenarbeit, all das fällt in die Kompetenz der Schiedsgerichte. Das wichtigste aber ist die Feststellung eines Lohnminimums. Dabei ist interessant, welche Schwierigkeiten es auch hier gekostet hat, zur richtigen Bemessung der Höhe dieses Lohnminimums zu gelangen. Zuerst wagte man es noch nicht, mehr zu verlangen, als daß der

[1]) Ph. Snowden, *M. P., The living wage*, London 1912.

Minimallohnsatz soviel betragen müsse, wie die „anständigen" Arbeitgeber des Gewerbes im Durchschnitt bezahlten. Aber bald zeigte sich des öfteren, daß dabei ein Arbeiter nicht zu leben vermöge; und dabei war es schwierig, den vor dem Schiedsgericht erscheinenden Arbeitgebern zu sagen, daß sie nicht „anständig" seien. An die Stelle dieser Bemessung trat daher bald die Bemessung nach Maßgabe eines Lohnes, bei dem die Arbeiter anständig leben können, also entsprechend den dargelegten Produktionskosten der Arbeit. Dabei wird allerdings darauf Rücksicht genommen, daß es auch Arbeiter gibt, deren Arbeit minderwertig ist, sei es, daß sie krank, alt, zu ungeschickt sind oder zu langsam arbeiten. Um zu verhüten, daß sie beschäftigungslos bleiben, wird ihnen nach Einholung eines Gutachtens des Gewerbeinspektionsbeamten ein Erlaubnisschein ausgestellt, der zu ihrer Beschäftigung zu geringerem Lohn ermächtigt.

So viel über die Bestimmungen des Gesetzes; bei ihrer Durchführung wird vielfach über die Tendenz der Arbeitgeber geklagt, das vom Gericht verfügte Lohnminimum zu einem Lohnmaximum zu machen; die Gerichte treten dem, wo sie können, entgegen. Desgleichen klagen die Gewerbeinspektoren, daß von den Heimarbeitern gar manche aus Furcht, entlassen zu werden, sich bereit finden ließen, unter dem Lohnminimum zu arbeiten; ja, der Fabrikinspektor Ord erklärte vor einer viktorianischen Kommission, daß manche Arbeiter aus Furcht vor Entlassung lieber Meineide schwören, als der Fabrikinspektion die Wahrheit sagen. Derartiges kann aber nur vorkommen, wo es an einer genügenden Arbeiterorganisation und deren mitwirkender Kontrolle fehlt. Von den Erlaubnisscheinen minderwertiger Arbeiter wird selten Gebrauch gemacht; die Unternehmer scheuen sich, durch ihre Beschäftigung an Kredit einzubüßen. Arbeitseinstellungen sind nirgends völlig verhindert worden; aber es ist eine Anti-Streikatmosphäre geschaffen worden, und wo Streiks vorkamen, wurde ihnen durch die Gesetzgebung die Spitze abgebrochen. Ich habe schon in meinem Vortrage über den Schutz der Arbeitswilligen erzählt, daß in Neusüdwales im Dezember 1909 der Leiter eines Streikes der Bergarbeiter gegen den Ausspruch des Schiedsgerichts zu zwölf Monaten Gefängnis verurteilt worden ist. Desgleichen gibt es keine sogenannten Arbeitswilligen mehr; ja es kann bei rechtsverbindlich festgesetzten Arbeitsbedingungen gar keine Streikbrecher mehr geben. Über Beeinträchtigung der Konkurrenzfähigkeit infolge von Verteuerung der Produktionskosten durch die Mindestlöhne wird nirgends geklagt, wohl aber rühmt man als wohltätige Folge die Beseitigung der Schmutzkonkurrenz. Auch hat man, wieviele Nachteile der geschilderten Arbeitsgesetzgebung noch anhaften, sie in keinem einzigen australischen Staate wieder beseitigt; vielmehr hat sich, wie Aves[1]), der zur Bericht-

[1]) E. **Aves**, *Report on the wages boards and industrial conciliation and arbitration act of Australia and New Zealand.* London 1908.

erstattung über ihr Wirken nach Australien entsandte britische Kommissär schreibt, die Erkenntnis dort sieghaft durchgerungen, daß der Arbeitsvertrag nie mehr der freien Willkür überlassen werden darf, sondern seine Regelung von Staatswegen eine absolute Notwendigkeit ist.

Noch in einer anderen britischen Kolonie finden wir eine auf die Ausschaltung von Arbeitseinstellungen und Aussperrungen gerichtete Gesetzgebung: in Canada. Hier gehen die ersten Versuche zu einer Neuordnung des Arbeitsverhältnisses auf das Jahr 1900 zurück. Das heute geltende Gesetz ist von 1907. Nach seinen Bestimmungen steht es sowohl den Arbeitgebern als auch den Arbeitern zu, eine Streitigkeit vor den Arbeitsminister zu bringen. Dieser ernennt dann einen Untersuchungs- und Einigungsausschuß; er soll aus drei Mitgliedern bestehen; jede der beiden Parteien wählt eines, das dritte wird von den beiden Erwählten gewählt. Für jeden einzelnen Fall wird ein Ausschuß eingesetzt. Arbeitseinstellungen und Aussperrungen gelten als ungesetzlich, wenn sie vor Anrufung der Vermittlung durch den Minister und solange die Verhandlungen vor dem von diesem eingesetzten Einigungsausschusse schweben, stattfinden. Jede der beiden Parteien kann sich verpflichten, sich der Entscheidung des Einigungsausschusses zu fügen; in diesem Fall ist es ungesetzlich, nach gefallenem Entscheide die Arbeit einzustellen oder die Arbeiter auszusperren. Wenn aber eine derartige Verpflichtung nicht eingegangen worden ist, kann jede der beiden Parteien den vom Einigungsamte gefällten Spruch ablehnen. Wird dieser von beiden Parteien aber angenommen, so ist er rechtsgültig für das ganze Gewerbe und kann nur nach vorausgegangener dreißigtägiger Kündigung geändert werden, und weder Arbeitseinstellung noch Aussperrung ist zulässig, bevor die Streitfrage aufs neue vor einen Einigungsausschuß gebracht ist. Ein Arbeiter, der im Widerspruch zu dem Gesetze die Arbeit einstellt, kann für jeden Tag, den er ungesetzlich feiert, mit 10 Pfund Sterling Strafe belegt werden; die gleiche Strafe trifft jede Person, welche andere zur Arbeitseinstellung im Widerspruch mit dem Gesetze veranlaßt. Ein Arbeitgeber, der im Widerspruch mit diesem Gesetze die Arbeiter aussperrt, hat für jeden Tag der Dauer des Arbeitsstillstandes 200 Pfund Sterling Strafe zu zahlen.

Der Gedanke der Canadischen Gesetzgebung ist also, daß die Erledigung einer Arbeitsstreitigkeit versucht werden soll, bevor es zu einer Arbeitseinstellung oder Aussperrung gekommen ist. Dabei erwartet sie, wo die Unterwerfung unter den Schiedsspruch nicht im voraus vertragsmäßig übernommen worden ist, seine Durchführung lediglich von dem Druck der öffentlichen Meinung. Der Schiedsspruch mit allem, was zu seiner Begründung dient, wird veröffentlicht; sie erwartet, daß seine Begründung so ins Gewicht fallen werde, daß es den Parteien kaum möglich sei, im Widerspruch damit einen

Arbeitsstillstand herbeizuführen. Auch hat das Gesetz vier Jahre lang sich trefflich bewährt. Da erklärte im Jahre 1911 der Spruch eines Richters es für verboten, einem streikenden Arbeiter Nahrung zu verabreichen. Darauf Entrüstung unter den Arbeitern. Sie erklärten zwar, nach wie vor an der schiedsrichterlichen Erledigung von Arbeitsstreitigkeiten festhalten zu wollen, verlangten aber Abschaffung des geltenden Gesetzes. Die Unzufriedenheit richtete sich also lediglich gegen die Art, wie das Prinzip zur Anwendung gekommen, nicht gegen das Prinzip selbst. Vielmehr haben sie gleichzeitig betont, an diesem festhalten zu wollen.

Die Canadische Gesetzgebung erscheint in den vorgeführten Bestimmungen nur als eine Fortbildung in der Richtung des Schieds- und Einigungsgesetzes von 1896 des britischen Mutterlandes. Seitdem ist man aber auch in diesem über das Gesetz von 1896 hinausgegangen. Wie in Viktoria haben die in der Hausindustrie herrschenden Mißstände dazu den Anlaß gegeben. Seit der Enquete des „Morning Chronicle" im Dezember 1849, welche Charles Kingsley zu seiner berühmten Broschüre „Billige Kleider und eklige" veranlaßt hat, sind sie bekannt. Auch gibt es eine große Zahl von Blaubüchern über das Schwitzsystem, dessen Opfer die Heimarbeiter sind. Unzählige Male hat das Pariament sich damit befaßt[1]). Aber erst durch das Arbeiterschutzgesetz von 1901 geschah ein erster Schritt, insofern in einer Reihe von Industrieen den Arbeitgebern zur Pflicht gemacht wurde, den Ortsbehörden Verzeichnisse der von ihnen außerhalb ihrer Werkstätten beschäftigten Personen einzureichen. Die Ortsbehörden sollten das Recht haben, in allen Fällen, in denen die Heimarbeit unter gesundheitsgefährlichen Bedingungen verrichtet werde, zur Abhilfe geeignete Maßnahmen zu treffen. Aber was sollten solche Anordnungen, wo es den von ihnen Betroffenen an den zu ihrer Ausführung benötigten Mitteln fehlte! Diese Erkenntnis hat endlich dazu geführt, daß ein im übrigen allen gesetzgeberischen Eingriffen in das Wirtschaftsleben recht abgeneigtes Ministerium, das des Freihändlers Asquith, 1909 zunächst für vier Hausindustrien, für die Konfektionsschneiderei, die Herstellung von Schachteln aus Papier, Pappe, Span oder ähnlichem Material, für Finissage von Maschinenspitzen- und Netzen, und Flick- oder Ausbesserungsarbeit bei Spitzenvorhangfinissage und für das Schmieden von Ketten Lohnämter eingeführt hat, welche Minimalsätze

[1]) So heißt es in einem im April 1890 erschienenen Berichte des Oberhauses: „Die festgestellten Mißstände können schwerlich übertrieben werden; am stärksten sind die Gefahren in den Konfektionsgewerben, wo ansteckende Krankheiten, wie die Blattern, sehr oft durch in verseuchten Wohnungen hergestellte Kleidungsstücke verbreitet werden. Das Ergebnis unserer Erhebung ist eine schwere Schädigung, die ein rasches Einschreiten des Parlamentes fordert."

für Zeitlohn und Stücklohn festsetzen sollen. Die Lohnämter sind den für Viktoria geschilderten nachgebildet. Die Ausdehnung des Geltungsbereichs des Gesetzes durch Regierungsverordnung auf andere Industriezweige ist ausdrücklich vorgesehen. Bis jetzt ist das Gesetz nur in der Kettenschmiederei und der Finissage von Spitzen vollständig durchgeführt. Die erste Einrichtung von Lohnämtern setzt eben längere Zeit voraus, gerade deshalb, weil die Arbeiter in den vom Gesetz betroffenen Gewerben infolge ihrer erbärmlichen Lage bisher außerstand gewesen sind, sich zu organisieren. Das Gesetz hat aber eben zu der zu seiner Durchführung unentbehrlichen Organisation der Arbeiter geführt und in den genannten Gewerben, in denen es schon durchgeführt ist, eine Lohnerhöhung um 100% zur Folge gehabt. Das bedeutet allerdings immer nur erst einen Lohn von etwa 10—12 Mark die Woche.

Noch weiter aber geht das englische Gesetz vom 29. März 1912 zur Sicherung eines Minimallohnes für die unter Tag im Kohlen- und Eisenbergbau beschäftigten Arbeiter. Es ist deren alte Klage gewesen, daß sie in nicht seltenen Fällen, infolge von Ursachen, für welche den einzelnen Arbeiter keinerlei Verantwortung trifft, nicht imstande sind, so viel zu arbeiten, wie sie gern möchten. Als der häufigste Fall wird bezeichnet, daß infolge minderer Ergiebigkeit eines Flötzes der am Ort Arbeitende selbst bei äußerster Anstrengung nicht eine durchschnittliche Kohlenmenge zu hauen vermag. In anderen Fällen, die als täglich vorkommend bezeichnet werden, vermag der Häuer infolge von Mangel an Förderwägen oder anderen Fehlern in der Betriebsorganisation nicht so viel zutage zu schaffen, als er zu leisten imstand und gewillt ist. Ohne jede Schuld verdient er da nicht so viel, daß er davon leben kann. Ich kann diese Klage bis in die Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen, ohne damit sagen zu wollen, daß sie nicht früher schon vorkommt. Daher die alte Forderung eines Minimallohnes. Unzählige Arbeitsstillstände haben wegen ihrer Verweigerung stattgefunden. Im Frühjahr 1912 endlich haben 65 Prozent der britischen Grubenbesitzer sie als berechtigt anerkannt. Aber die von Südwales und von Schottland haben sie zu gewähren verweigert. Darauf haben sämtliche Grubenarbeiter die Arbeit eingestellt. Da als Folge Handel und Gewerbe gelähmt, zahlreiche Fabriken geschlossen worden sind, ja für den Fall eines Krieges die nationale Sicherheit gefährdet erschien, hat die Regierung, welche die Forderung der Grubenarbeiter ausdrücklich als berechtigt anerkannt hat, einen Gesetzentwurf im Parlament zur Annahme gebracht, wonach den im Kohlenbergbau unter Tag Beschäftigten ein Minimallohn zugebilligt und gleichzeitig zum Schutz der Grubenbesitzer eine Kontrolle gegen ungenügende Leistung eingeführt wird.[1])

[1]) Die Behauptung, es werde nicht dafür gesorgt, daß den Arbeitgebern eine dem Mindestlohn entsprechende Leistung zuteil werde, gehört zu den üblichsten Argumenten

Der Entwurf hat die zu zahlenden Minimallohnsätze nicht selbst festgesetzt; dies soll für jeden der verschiedenen Grubendistrikte durch eine gleiche Zahl von Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter unter Vorsitz eines Unparteiischen geschehen. Den so festgesetzten Minimallohn soll der in dem betreffenden Distrikte im Kohlenbergbau unter Tag beschäftigte Arbeiter vor Gericht einklagen können. Indes soll kein Grubenbesitzer gezwungen sein, bei den so festgesetzten Minimallöhnen sein Bergwerk weiter zu betreiben, noch auch ein Bergmann bei solchen Löhnen zu arbeiten. Im einzelnen ähneln die Bestimmungen, ebenso wie das Gesetz von 1909, welches die Lohnämter für die Heimarbeit schuf, denen, welche in Viktoria zu Recht bestehen.

Die Arbeiter hätten es lieber gesehen, wenn das Gesetz die Minimallohnsätze, die gezahlt werden sollen, selbst festgesetzt hätte, statt ihre Festsetzung Lohnämtern zu übertragen. Die Annahme des Gesetzvorschlags und die Beilegung des Streiks wären nahezu daran gescheitert, daß die Regierungsvorlage dies unterließ. Aber die Regierung blieb fest, und das ist sowohl im Interesse des Parlaments als auch der Arbeiter selbst erfreulich. Denn unverkennbar drohen Versuche, die Wähler durch demagogische Versprechungen zu bestechen, und die Gefahr einer Herabdrückung des Niveaus der Parlamentsverhandlungen, wenn die Parteien sich in den Lohnsätzen überbieten, um Arbeiterstimmen zu gewinnen; und welchen Nachteil brächte es den Arbeitern, wenn das für alle gesetzlich festgelegte Lohnminimum da und dort nicht ausreicht! Aber freilich auch die von den einzelnen Lohnämtern festgesetzten Löhne haben nicht in allen Distrikten die Arbeiter befriedigt. Auch wird, ähnlich wie in Australien, geklagt, daß viele Arbeitgeber die Neigung zeigten, aus dem Lohnminimum ein Lohnmaximum zu machen. Allein es wäre ein Wunder, wenn die neue Maschine schon nach nur halbjährigem Bestehen völlig einwandfrei arbeitete. Gewiß werden sowohl an Einzelheiten des Gesetzes wie in seiner Anwendung noch Verbesserungen stattfinden müssen. Aber die Tatsache bleibt, daß das Prinzip, für das die englischen Arbeiter seit der Beseitigung der alten gewerblichen Ordnung gestritten haben, daß Minimallohnsätze rechtsverbindlich festgelegt werden sollen, für die größte Industrie des Landes staatlich anerkannt worden ist; und

der deutschen Gegner aller Art von Tarifverträgen. Sie seien daher auf diese Bestimmung des englischen Gesetzes ausdrücklich verwiesen. Freilich bleibt es zweifelhaft, ob dieser Hinweis nützen wird. So wurde mir in der Diskussion, die sich an den obigen Vortrag in der Münchener Volkswirtschaftlichen Gesellschaft am 28. November 1912 anknüpfte, von einem Vertreter des bayerischen Industriellenverbandes entgegengehalten, er habe in meinem Vortrage jedwede Bemerkung vermißt, daß den Arbeitgebern auch eine Mindestleistung für den Mindestlohn gesichert werden solle, trotzdem ich diese Kontrollbestimmungen betont hatte, wie der obenstehende Text zeigt.

dies ist von so überwältigender Bedeutung, daß die Mängel, die seiner Durchführung noch anhaften, dagegen völlig zurückstehen. Und wenn der englische Premierminister das Gesetz auch nur als einen Notbehelf bezeichnet und dafür nur eine dreijährige Gültigkeit beansprucht hat, so dürfte doch der Ausspruch seines Kollegen Sir Edward Grey am 21. März 1912 wahr bleiben: „Das Tor ist dem Lohnminimum eröffnet worden und kann nicht mehr geschlossen werden.“ Nicht nur dürfte das Gesetz nach Ablauf der drei Jahre erneuert werden: trotz aller ehrlichen Versicherungen Asquiths, daß das Gesetz ein Ausnahmegesetz bleiben solle, beschränkt auf die Gewerbe, von deren ununterbrochenem Fortbetrieb das Leben der ganzen Nation abhängt, wird das Prinzip des Lohnminimums, ebenso wie das der zuerst nur auf die Textilindustrie beschränkten Arbeiterschutzgesetzgebung, mit der Zeit in allen Erwerbszweigen zur Anerkennung gelangen. Schon trägt sich, wie die Zeitungen melden, ein anderer Kollege Asquiths, der Schatzkanzler Lloyd George, mit der Ausdehnung des Prinzips der Mindestlöhne auf die landwirtschaftlichen Arbeiter, um der Landflucht nach den Städten entgegenzuwirken, und in diesen verlangen die Arbeiter aller Gewerbe nach Minimallöhnen, und in allen droht, wenn sie sie nicht erreichen, eine Gefährdung der ganzen Nation, wie ich in meinen Darlegungen über den Syndikalismus dargetan habe.

Das hat sich schon wenige Wochen nach Erlaß des Minimallohngesetzes für die Grubenarbeiter gezeigt. Die Londoner Dockarbeiter beklagten sich, daß ihre Arbeitgeber ein Abkommen, das sie mit ihnen getroffen hatten, nicht eingehalten hätten. Die Regierung betraute den zur dermaligen Opposition gehörigen Sir Edward Clarke mit der Untersuchung des Falles. Sir Edward hat in fünf Punkten die Klage der Arbeiter für berechtigt erklärt; in zweien entschied er zugunsten der Arbeitgeber. Aber wie kurze Zeit vorher die Grubenbesitzer von Südwales und Schottland die freiwillige Gewährung eines Minimallohnes, so verweigerten jetzt die Arbeitgeber des Londoner Hafens die freiwillige Unterwerfung unter Clarkes Spruch. Um den darauf ausbrechenden Streik zu Ende zu bringen, erbot sich darauf die Organisation der Arbeiter, eine große Summe deponieren zu wollen, die verfallen sollte, wenn die Arbeiter die auf dem Wege der Verhandlung zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiter vereinbarten Arbeitsbedingungen nicht einhalten würden. Es muß dies besonders hervorgehoben werden, denn es ist das erstemal in der Geschichte der englischen Gewerkvereine, daß die Organisation der Arbeiter sich zur Übernahme der Haftung für die vereinbarten Arbeitsbedingungen bereit erklärt hat. Aber die Arbeitgeber verlangten blinde Unterwerfung. Die Folge war, daß Hunderte von Schiffen im Londoner Hafen wochenlang nicht ausgeladen und beladen

werden konnten; und hätte nicht die mangelhafte Organisation der Hafenarbeiter und die noch ärgeren Fehler ihrer Führer sie zum Nachgeben gezwungen, so wäre die Regierung schon wenige Wochen nach Asquiths Erklärung abermals zu gesetzlicher Festsetzung der Arbeitsbedingungen genötigt gewesen. Schon meldeten die Zeitungen, daß dies bevorstehe; da ersparte der Zusammenbruch des Streiks dem Premierminister dieses Dementi. Bei der großen Unzufriedenheit, die, wie ich neulich geschildert habe, heute unter den englischen Arbeitern herrscht, bedeutet dies aber nur einen Aufschub.

Nun wird man mir einwenden, daß ja gerade die stärksten englischen Gewerkvereine Gegner eines Zwangs zur schiedsgerichtlichen Erledigung von Arbeitsstreitigkeiten seien. Da ich dies selbst schon wiederholt hervorgehoben habe, bin ich gewiß der letzte, es zu bestreiten. Die stärksten Gewerkvereine sind Gegner des Schiedszwanges; sie sind aber weder Gegner eines Lohnminimums, das vielmehr eine ihrer ältesten Forderungen ist, noch auch Gegner seiner Festsetzung auf dem Wege der Verhandlung. Sie haben nur eine Abneigung gegen Schiedssprüche durch Personen, die außerhalb des Gewerbes stehen, weil sie sowohl deren Sachverständnis, als auch die Abwesenheit von Klassenbefangenheit bei ihnen bezweifeln; und eben weil sie stark sind, glauben sie auf dem Wege der Verhandlung von Organisation zu Organisation mehr zu erreichen. Sie treten aber, wie eben erst die Rede Ramsay Macdonalds in der Versammlung der *British Association* in Dundee am 6. September 1912 gezeigt hat, dafür ein, daß die zwischen den Organisationen der Arbeitgeber und Arbeiter vereinbarten Bedingungen, ähnlich wie dies die Canadische Gesetzgebung vorschreibt, als Minimalarbeitsbedingungen für alle im Gewerbe Beschäftigten, auch für die Nichtorganisierten, Geltung haben. Daher die englische Regierung neuerdings den Vorsteher des Arbeitsamts, Sir George Askwith, nach Canada geschickt hat, um die dortige Arbeitsgesetzgebung zu studieren. Die Arbeiter, deren Organisationen schwach sind, bevorzugen dagegen die australischen Schiedsgerichte. Welcher der beiden Arten von Organisationen man aber den Vorzug geben mag — sie können beide nebeneinander bestehen — durch beide werden Minimalbedingungen des Arbeitsvertrags festgesetzt, welche für alle im Gewerbe Beschäftigten rechtsverbindlich sind.

Die Arbeitsgesetzgebung bewegt sich aber nicht nur in Ländern mit angelsächsischer Bevölkerung zur Anerkennung eines Lohnminimums. Das Elend der Heimarbeiter, das in allen Ländern das gleiche ist, hat in allen, ebenso wie in Australien und Großbritannien, eine Bewegung zugunsten seiner Einführung zunächst für die Heimarbeiter ins Leben gerufen. Namentlich die Belgier haben sich sowohl in der Feststellung der Übelstände der Heimarbeit, als auch in ihren Bemühungen zu deren Beseitigung hervor-

getan[1]); auch in Frankreich[2]) und Österreich[3]) hat man Ausgezeichnetes in dieser Hinsicht geleistet. In allen drei Ländern liegen den Parlamenten Gesetzentwürfe[4]) vor, welche nach australischem und englischem Vorbilde ein gesetzliches Lohnminimum für die Heimarbeiter einzuführen bezwecken, und zwei internationale Kongresse zur Regelung der Heimarbeit, der erste 1910 in Brüssel, der zweite 1912 in Zürich, auf denen sämtliche Regierungen Europas mit Ausnahme der deutschen und der österreichischen vertreten waren, haben sich für die gleiche Maßregel ausgesprochen. Dabei überall die gleiche Erkenntnis, daß sie nur ein Vorläufer der allgemeinen Rückkehr zu einer Regelung der Arbeitsbedingungen durch Einigungsämter oder Schiedsgerichte mit Rechtsverbindlichkeit für alle in dem betreffenden Gewerbe sein werden; da der allgemeine Schaden, welcher aus der bisherigen Art, Arbeitsstreitigkeiten zum Austrag zu bringen, erwachse, von keiner Volkswirtschaft länger ertragen werden könne. Eben diese prinzipielle Bedeutung der Einführung eines Lohnminimums für Heimarbeiter ist es gewesen, was die verbündeten deutschen Regierungen veranlaßt hat, beim Erlaß des deutschen Hausarbeitsgesetzes vom 11. Dezember 1911 der Festsetzung von rechtsverbindlichen Minimallöhnen ihre Zustimmung zu versagen. Im Reichstage ist eine Mehrheit dafür vorhanden gewesen. Aber unsere industriellen Magnaten haben die Schaffung eines Präzedenzfalles, der ihrer autoritativen Festsetzung der Arbeitsbedingungen hätte gefährlich werden können, gescheut. Ihr Einspruch ist für den derzeitigen Staatssekretär des Innern maßgebend gewesen, und das Zentrum, das, seit es Regierungspartei geworden ist, seine bessere Erkenntnis[5]) unter den Scheffel zu stellen versteht[6]), fiel um. So ist es ge-

[1]) Man sehe die vorzüglichen, vom belgischen *Ministère de l'industrie et du travail* seit 1899 herausgegebenen Monographien *Les Industries à domicile en Belgique.* Eine vorzügliche zusammenfassende Darstellung der Heimarbeitsfrage gibt das Büchlein von Pierre Verhaegen, *Travail à domicile et sweating system. Bruxelles, Librairie Albert Dewit 1912.* — [2]) Sehr gut führt ein das von der *Association nationale française pour la protection légale des travailleurs* herausgegebene Büchlein *Le Minimum de salaire dans l'industrie à domicile. Paris, Librairie Felix Alcan, 1912.* — [3]) Siehe E. Schwiedland, Ziele und Wege einer Heimarbeitergesetzgebung, Wien 1903. — [4]) Eine gute Übersicht über den dermaligen Stand der Frage in den verschiedenen Ländern gibt der Aufsatz von Dr. Walter Abelsdorff über Heimarbeit in dem Handwörterbuch der sozialen Hygiene von Kaup und Grotjahn. Leipzig 1912. Die in den verschiedenen Ländern geltenden oder vorgeschlagenen Gesetze wurden dem internationalen Heimarbeitskongreß in Zürich, 1912, im Abdruck vorgelegt und dürften in dessen Verhandlungen wieder veröffentlicht werden. — [5]) So heißt es in der trefflichen Schrift von Heinrich Koch, *S. J.*, „Die deutsche Hausindustrie", M.-Gladbach, 1905, S. 83: „Und doch ist dies (die Lohnfrage) in der ganzen Angelegenheit die Kardinalfrage, um die sich alles dreht. Ihre Lösung bedeutet die glückliche Lösung

kommen, daß wir ein Gesetz erhalten haben, welches den armen Heimarbeitern zwar verbietet, in gesundheitsgefährlichen Räumen zu arbeiten und Kinder und jugendliche Arbeiter übermäßig lang arbeiten zu lassen, ihnen aber die Mittel versagt, welche unentbehrlich sind, damit sie dem Gesetz nachkommen! Das hat dann in Bayern, wo man in Unheil drohendem Anachronismus sogar Hausindustrien neu einzuführen bemüht ist, dazu geführt, daß die Regierung einen Posten ins Budget eingestellt hat, um durch Zuschüsse den Heimarbeitern die Erfüllung der vom Reichsgesetz vorgeschriebenen Arbeitsbedingungen möglich zu machen, wozu sie bei ihren niedrigen Löhnen sonst außerstand sein würden. Das ist die schneidendste Kritik, die bisher sowohl an dem deutschen Hausarbeitsgesetz vom 20. Dezember 1911 als auch an den auf die Einbürgerung neuer Hausindustrien gerichteten bayerischen Bestrebungen geübt worden ist.

Wie aber steht es mit der ökonomischen Möglichkeit von Mindestlöhnen? Wir haben solche längst im Eisenbahnbetrieb und in einer Anzahl von Gemeindebetrieben. Aber, so wird man einwenden, das seien konkurrenzfreie Betriebe. Wie aber steht es mit ihrer Möglichkeit in Gewerben, welche der Konkurrenz ausgesetzt sind? Die Antwort der Arbeiter verweist darauf, daß der Lohn nicht der einzige Posten unter den Produktionskosten der Arbeitgeber sei. Unzählige Rohprodukte, Hilfs- und Nebenstoffe müsse er kaufen, um sein neues Produkt herzustellen. Jedem Produzenten derselben müsse er einen Preis zahlen, der zum mindesten dessen Produktionskosten decke. Warum behandle er die Arbeiter anders als diese Produzenten, oder als die Kapitalisten, denen er Zinsen, die Eigentümer des Bodens, denen er Rente, die Privatregalherren, denen er Bergwerksabgaben bezahle? Warum sollten sie den Nachteil rückgängiger Konjukturen tragen, den zu tragen Sache des Unternehmers sei? Man sage, wenn es einen Punkt gebe, unter den die Löhne nicht herabgehen dürften, müßten eine Menge von Arbeitern unbeschäftigt bleiben und eine Anzahl von Fabriken geschlossen werden. Das sei aber nicht wahr. Auch da, wo bei rückgängiger Konjuktur Lohnherabsetzungen stattgefunden hätten, hätte dies nicht die Entlassung von Arbeitern und das Schließen von Fabriken verhindert. Die Sache sei vielmehr, daß,

des ganzen Problems." — [6] So wiederholt Heinrich Koch, *S. J.*, in seinem dem Züricher Kongreß von 1912 erstatteten Berichte über das deutsche Hausarbeitsgesetz vom 11. Dezember 1911, S. 8, die in der vorstehenden Anmerkung aus seiner da zitierten Schrift wiedergegebenen Worte, bestreitet aber nichtsdestoweniger auf S. 1, daß das deutsche Gesetz unnütz und nichts anderes als ein leerer Lufthieb sei. Und doch liegt die Erfahrung mit dem englischen Gesetze von 1901 vor, welches ungefähr dasselbe wie das deutsche Gesetz von 1911 bestimmt hat, aber eben weil es noch kein Lohnminimum festsetzte, wirkungslos geblieben ist.

wenn heute eine Lohnherabsetzung stattfinde, ein jeder Fabrikant nur noch mehr produziere, um durch vermehrte Produktion den durch den Preisfall hervorgerufenen Ausfall an seinem Gewinn zu decken. Die Konkurrenz unter den Unternehmern führe also beim Sinken der Preise, statt zu einer Minderung zu einer Steigerung der Produktion und demgemäß zu weiterem Sinken der Preise, zu abermaligen Lohnherabsetzungen und Verlängerungen der Arbeitszeit, bis schließlich die Preise so niedrig seien, daß trotz allen den Arbeitern zugemuteten Elends die Fabriken dennoch geschlossen würden und beim Arbeiter der Punkt der Verzweiflung und Auflehnung gegen alles Bestehende erreicht sei.

Und wenn wir heute sehen, wie für Kohlen, Koks, Eisen, Petroleum, Spiritus, Zucker, Salz, Zellstoff, Druckpapier und andere vertretbare Waren Minimalpreise durch Kartelle fixiert werden, unter denen kein Produzent verkaufen darf, und es sogar erlebt haben, daß, wie in der deutschen Kaliindustrie, die so fixierten Preise gesetzliche Sanktion erlangen, wer wird da noch behaupten wollen, daß, was für andere Waren möglich ist, für die Ware, die der Arbeiter verkauft, nicht möglich sei! In allen Produktionszweigen gibt es Kosten, welche unter ein gewisses Maß nicht herabgedrückt werden können. Warum sollte die des wichtigsten Produktionselements, der Arbeit, allein unendlich kompressibel bleiben? Doch nur weil die Produktionskosten der Arbeit die des Menschen sind und man im Vertrauen auf die Elastizität der menschlichen Bedürfnisse vor den Produktionskosten des Menschen geringeren Respekt als vor denen der vorgenannten vertretbaren Waren hegt. Es ist unvermeidlich, daß zu den Produktionselementen, deren Minimalpreis einen Faktor bildet, mit dem jeder Unternehmer als mit einem feststehenden rechnen muß, auch dasjenige gehöre, von der Deckung von dessen Produktionskosten das leibliche, sittliche und geistige Gedeihen der Masse der Bevölkerung und damit Gegenwart und Zukunft der ganzen Nation abhängt. Und wenn infolge davon wirklich ein Industriezweig der Konkurrenz des Auslands erliegen sollte, so kann es sich dabei nur um solche Industriezweige handeln wie die, deren Lebensunfähigkeit beim Abschluß jedes Handelsvertrags sich als ein Hindernis geltend macht, daß das Ausland seine Zölle für unsere lebensfähigen Industriezweige herabsetze und damit diesen den zur Beschäftigung einer größeren Zahl heimischer Arbeiter nötigen Spielraum schaffe.

So besteht für mich kein Zweifel, daß die Neuordnung des Arbeitsvertrags, wie ich sie hier für Australien, Canada, England vorgeführt habe, von epochemachender Tragweite ist. Das Prinzip, das in diesen Ländern Verwirklichung gefunden hat, wird bleiben, mögen die Einzelheiten seiner Durchführung auch noch so sehr geändert werden. Die Unmöglichkeit, daß

die Volkswirtschaft die immerwährenden Kämpfe um den Arbeitsvertrag und seine Bedingungen ertrage, wird nicht nur zur Erneuerung des für die englischen Kohlengruben erlassenen Gesetzes, sondern zur weiteren Anwendung seines Prinzips auf andere Gewerbe führen. Was ich über die das gleiche Ziel erstrebenden internationalen Kongresse und die Gesetzesvorlagen in Frankreich, Belgien, Österreich erzählt habe, zeigt, daß auch nicht-angelsächsische Länder danach verlangen; und trotz des Widerstandes seitens der mächtigen Interessentengruppe, die sich in Deutschland im Verein für sogenannte exakte Wirtschaftsordnung zusammengefunden hat, wird auch in Deutschland der allgemein rechtsverbindliche kollektive an die Stelle des individuellen Arbeitsvertrags treten. Das einzige, was durch diesen Widerstand erreicht werden wird, ist, daß der ganzen Volkswirtschaft, bis das Unausbleibliche eintritt, unnötig schwere Wunden geschlagen werden, und daß es mit der Neuordnung geht wie mit den sybillinischen Büchern: der Preis, mit dem sie erkauft werden muß, wird immer teurer.

Somit wären wir wieder angelangt, wo wir bei Auflösung der alten gewerblichen Ordnung standen, bei einer Regelung der Arbeitsbedingungen unter Inanspruchnahme der staatlichen Autorität. Nur besteht ein Unterschied zwischen heute und früher. Während die frühere Festsetzung der Löhne im Interesse der Arbeitgeber stattgefunden hat, würde bei Festsetzung der Minimallöhne durch die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeiter von der in dem betreffenden Gewerbe bestehenden Lebenshaltung der Arbeiter als dem zur Deckung der Produktionskosten der Arbeit Unentbehrlichen ausgegangen werden, und während die früher von den Behörden festgesetzten Minimallöhne auch Maximallöhne waren, würde nichts im Wege stehen, daß die Löhne bei steigender Konjunktur über diese Minimalsätze stiegen und außerordentlich tüchtige Arbeiter höhere Löhne verdienten.

Nun wird der Einwand erhoben werden, daß durch diese Neuordnung, wenn auch im Interesse der tüchtigen Arbeiter, doch die Interessen derer, welche, weil aus irgend einem Grunde weniger leistungsfähig, der Normallöhne nicht wert seien, aufs ärgste geschädigt werden. Sie würden zu den festgesetzten Normallöhnen, weil ihrer nicht würdig, keine Beschäftigung finden. Dafür ist aber wenigstens teilweise schon durch die Bestimmung gesorgt, wonach es den Gewerbeinspektoren gestattet wird, nach Kenntnisnahme des einzelnen Falles einen Erlaubnisschein auszustellen, vermöge dessen ein Minderwertiger zu einem geringeren Lohne beschäftigt werden darf. Außerdem ist aber noch zu sagen, daß auch für die den modernen Verhältnissen angepaßte Wiedereinführung eines rechtsverbindlichen kollektiven Arbeitsvertrages der Charakter eines Allheilmittels ebensowenig in Anspruch genommen wird, wie dies die frühere behördliche Lohnregelung für die Ver-

hältnisse der früheren Jahrhunderte gewesen ist. Sie bedarf der Ergänzung durch Versicherung für den Fall der Arbeitslosigkeit und durch Armenunterstützung. Aber es scheint mir, daß jenen nicht widersprochen werden kann, welche sagen, daß es besser sei, jenen Minderwertigen auf andere Weise, selbst mittels öffentlicher Armenunterstützung, zu Hilfe zu kommen, als den Lohn der großen Mehrheit der Tüchtigen so tief sinken zu lassen, daß auch sie ohne Armenunterstützung nicht auskommen können und, wo ihnen diese versagt bleibt, nicht selten zu Verbrechen und Lastern ihre Zuflucht nehmen, um ihr Leben zu erhalten.

Und nun mögen mir zum Schluß einige persönliche Bemerkungen gestattet sein. Weil ich den hier vorgetragenen Anschauungen huldige, hat man mich als weltfremd verschrieen und es so hingestellt, als ob ich damit Unerhörtes lehre, was, wenn durchgeführt, den Ruin der Industrie zur Folge habe würde. Aber ich stehe mit meinen Lehren nicht allein. Als im März 1912 der große Kohlenausstand in England stattfand, haben sich aus Anlaß einer von den Zeitungen veranstalteten Enquete eine Anzahl namhafter englischer Nationalökonomen zu denselben Anschauungen bekannt, und der an mich gerichtete Brief Sir Alfred Monds bezeugt, daß „die große Mehrheit der englischen Großindustriellen" „den kollektiven Arbeitsvertrag als die praktischste Weise ansieht, um die Lohnverhältnisse zu regeln" und man daher eventuell auch nicht davor zurückschreckt, „Mindestlöhne und Mindestleistungen durch Gesetzgebung und eigens geschaffene Behörden feststellen zu lassen". Zu noch weit größerer Genugtuung gereicht es mir aber, wenn ich die Entwicklung, die ich hier vorgeführt habe, mit dem vergleiche, was ich als Erster vor nunmehr vierzig Jahren als unausbleiblich vorausgesagt habe.

Im Jahre 1872 erschien der zweite Band meiner „Arbeitergilden der Gegenwart". Man lese das vierte Kapitel, in dem ich von der Ersetzung der auf die Dauer unerträglichen Arbeitseinstellungen und Aussperrungen durch Einigungsämter und Schiedsgerichte spreche. Ich zeige darin, wie diese auf dem Vorhandensein von Gewerkvereinen der Arbeiter und entsprechenden Organisationen der Arbeitgeber beruhen, so zwar, daß sie sich entweder an solche bereits bestehende Organisationen halten oder derartige hervorrufen müssen. Ich verlange, daß dieses rein tatsächliche Verhältnis auch gesetzlich anerkannt werde, indem man die Gewerkvereine als die Organisation der Arbeiter, die Gesellschaften der Arbeitgeber als die Organisation der Arbeitgeber anerkenne. Sie sollten als solche in die öffentliche Verwaltungsorganisation eingegliedert und geregelt werden. Sei dies geschehen, so bedürfe es gar keines besonderen Zwanges der einzelnen, diesen Organisationen beizutreten. Dieser Beitritt werde sich für die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter und Arbeitgeber von selbst verstehen, da sie nur so in der Organisation Einfluß erlangen könnten. Sollten einige nicht beitreten, so dürften höchstens

mit der Zeit Bestimmungen notwendig werden, um sie zur Leistung der geringen Beiträge zu den Kosten anzuhalten, welche die Verwaltung der Einigungsämter und Schiedsgerichte erheischt. Ich verlange die gerichtliche Vollstreckbarkeit der Entscheidungen der Einigungsämter und Schiedsgerichte, und daß zur Strafzahlung nicht mehr die individuellen Arbeiter oder Arbeitgeber, sondern der Gewerkverein oder die Gesellschaft der Arbeitgeber verurteilt, diesen Vereinen dagegen das Recht erteilt werde, die Strafgelder von den einzelnen, die sich verfehlten, selbst einzuziehen. Dann werde es aber auch nicht mehr in dem Belieben eines einzelnen Arbeiters oder einer einzelnen Firma stehen dürfen, ob sie das Einigungsamt und Schiedsgericht als ihre Behörde anerkennen; ihre Unterwerfung darunter verstehe sich vielmehr alsdann von selbst. Und als weitere Folge ergebe sich die weitere Unzulässigkeit sowohl von Arbeitseinstellungen als auch von Aussperrungen.

Und nun setze man dem das gegenüber, was ich über die Entwicklung des Arbeitsverhältnisses in Australien, Canada und das, was in England mit der Einführung von Lohnämtern geschehen ist und in anderen Ländern erstrebt wird, hier vorgeführt habe. Was in Australien geschehen ist, ist die vollständigste Verwirklichung dessen, was ich vor vierzig Jahren geschrieben habe. In Canada sind die Hauptzüge wenigstens verwirklicht, in England folgt man auf dem Wege der beiden, und anderwärts wird das gleiche erstrebt. Ich zweifle nicht, daß man auch in Deutschland sich noch dazu wird entschließen müssen.

Über Wassergewinnung in Deutsch-Südwestafrika.

Es ist erfreulich, daß in Deutschland das Verständnis für die Wichtigkeit der Frage der Wassergewinnung im Schutzgebiet allgemein geworden ist. In politischen und technischen Zeitschriften kommt das zum Ausdruck, und auch im Reichstag sind alle Parteien einig in der Anerkennung der Tatsache, daß jeder Fortschritt der Kolonie auf der Schaffung von möglichst vielen Wasserstellen basiert.

Wie immer bei solchen Fragen von allgemeiner Bedeutung werden vielerlei Wege vorgeschlagen, das Ziel zu erreichen. Wenn man nur von Anfang an jeder Schablone fernbleibt, wird die Sache schon gehen; denn entsprechend der Größe des Landes sind auch die Möglichkeiten der Wassergewinnung sehr verschieden. Man wird anders im Gebirge vorgehen müssen als in den Ebenen, anders in wasserreichen Gegenden, als in den Ebenen der Kalahari oder der Namib. Doch kann man allgemein den Grundsatz bei der Wassergewinnung in Südwest aufstellen: wo das Regenwasser oberirdisch wegfließt, muß man es zurückhalten durch Grundsperren, Grundschwellendämme usw.; wo es im Boden versinkt, muß es erbohrt werden.

Der tektonische Aufbau von Südwest ist charakterisiert durch das rund 70 Kilometer breite Band der Namib, die, vom Meere aus allmählich ansteigend, im Osten von Bergzügen begrenzt ist, welche zum Teil schroff aus ihr emporsteigen und Höhen bis 2000 Meter ü. N. N. erreichen. Weiter nach Osten folgt das Gebiet der Hochebenen, das sind lediglich Trümmerfelder: die eingeebneten Überbleibsel der einstmals vorhandenen jüngeren geologischen Schichten. Darüber besteht kein Zweifel, daß diese Gebiete lange schon im Sonnenschein dalagen, als von Europa nur die höchsten Berge als Inseln aus dem Wasser emporragten.

Meteorologisch sind für das ganze Land von größtem Einfluß die Benguellaströme, welche, aus dem südlichen Eismeer stammend, an der ganzen Westküste des Landes von Süd nach Nord entlang ziehen. Die niedrige Temperatur des Meerwassers am Ufer kühlt selbstverständlich auch die Luft ab. Da nun bekanntlich kalte Luft schwerer ist als warme, ist es der mit Wasser übersättigten, aber kalten Meeresluft nicht möglich, in das heiße Landesinnere emporzusteigen. Daher auch die Erscheinung, daß es von Lüderitzbucht bis Swakopmund an der Küste niemals regnet, aber schwere Nebel die Regel bilden. Die *sämtlichen* Niederschläge in Südwest verdanken wir der Ostküste von Afrika, weshalb es nicht verwunderlich ist, daß von Rhodesien, Betschuanaland, deutsche Kalahari aus die Regenhöhen gegen die Namibberge zu abnehmen. Die Breite des afrikanischen Kontinentes nimmt nach Süden zu ab. Man könnte deshalb entsprechend der eben mitgeteilten Tatsache annehmen, daß es im Süden von Deutsch-Südwest mehr regnen werde, als im Norden, weil die Regenwolken einen kürzeren Weg zurücklegen müssen. In Wirklichkeit ist es aber umgekehrt. Und die Ursache ist darin zu finden, daß der Süden um rund tausend Meter tiefer liegt und infolgedessen bedeutend höhere Bodenerwärmungen aufweist, deren Ausstrahlung sozusagen eine Wand gegen den Regen bildet. Die aus Osten heranziehenden Regenwolken müssen höher gehen, der in ihnen enthaltene Wasserdampf wird noch mehr verdünnt. Wenn die großen, im allgemeinen von Nord nach Süd verlaufenden Ströme noch perennierend fließen und breite Grundwasserbetten füllen würden, dann könnte deren Verdunstungsmenge, weil sie die Wärme bindet, das heißt Kälte erzeugt, in vielen Fällen die Regenwolken zur Kondensation bringen und so Regen schaffen. Leider sind dies vergangene Zeiten und müssen wir, wenn wir aus dem Lande etwas machen wollen, den früheren Zustand, das perennierende Laufen der Flüsse, wiederherstellen, was nur durch Zurückhalten des Regenwassers und dessen Umbildung in Grundwasser möglich ist.

Aus dem tektonischen Aufbau des Landes und seinen meteorologischen Verhältnissen resultieren die *hydrologischen* Bedingungen. Wie erwähnt, haben wir nach Westen teilweise mächtige Steilabfälle, welche nach

dieser Richtung eine tiefgreifende Entwässerung ihres Niederschlaggebietes zur Folge haben. Die Hauptriviere[1]) führen das ganze Jahr über Grundwasser in beträchtlichen Mengen dem Meere zu. Wo solche Riviere im Sande der Namib unter Dünenbildungen verschwunden sind, können sie leicht durch systematische Bohrungen nach Binnenland zu verfolgt und dort angebohrt werden. Diese dürften z. B. besonderen Wert haben für die eine Wasserleitung für Lüderitzbucht. Bei Anichab mündet das Anichabrivier. Dort am Meere eine Pumpstation für die Stadt Lüderitzbucht zu erbauen, wäre ein Fehler. Denn jeder etwaige zur See stärkere Gegner könnte die ganze Anlage zusammenschießen. Und doch wird es mit der Zeit notwendig werden, daß Lüderitzbucht als Kriegshafen ausgebaut wird. Stellt man aber durch Bohrungen den Verlauf des Rivieres fest, so kann man so weit binnenwärts als notwendig eine Pumpstation errichten. In Garub wird ein Hauptzubringer des Anichabrivieres vermutet. So können auch die vielen Riviere, welche die Namibbergkette durchbrechen, durch Bohrungen erschlossen und so mit Wasser und Proviant Zentralpunkte geschaffen werden, von denen aus die großenteils ausgezeichneten Tal- und Bergweiden ausgenützt sind. Sie können aber auch als Stützpunkte dienen für die geologische Erforschung der südlichen Namibbergkette, welche sehr häufiges Auftreten von Eruptivgesteinen aufweist. Es wurde schon voriges Jahr in der Frankfurter Zeitung darauf hingewiesen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach in diesen eruptiven Bildungen die „Pfeifen" zu finden sind, aus denen die Diamanten der Namib durch fluviatile Einwirkung abwärts gelangt sind.

Das größte Flußsystem unseres Landes wird vom Großen Fischfluß gebildet, welcher in den südlichen Grenzfluß, den Oranje, ableitet. Demjenigen, der ihn nur in einzelne Tümpel aufgelöst oder auf Hunderte von Kilometern ganz trocken gesehen hat, erscheint es schwer glaublich, welch ungeheuere Wassermengen zeitweise durch diese Entwässerungsrinne indirekt ins Meer abgeleitet werden. So habe ich während der sehr guten Regenzeit 1908/9 Gelegenheit gehabt, die Wassermenge festzustellen, welche ein großer Nebenfluß im Oberlauf des Gr. Fischflusses, das Rainrivier, geführt hat. Während 2½ Tagen wurde eine Maximalabflußmenge gemessen, welche die des Rheines bei Köln bei Mittelwasserstand erheblich übertraf. Vom Fischfluß bis zu unserer Ostgrenze kommen noch als Entwässerungsrinnen, welche in den Oranje münden, in Betracht: das Hom-, das Ham-, das Geinab-Rivier. Nach Osten zu versanden die einst mächtigen Flüsse: der Anob-, der Elephanten-Fluß, deren Grundwasser in der Kalahari versickert. Der Norden wird vom Omatakoberge an entwässert durch den Großen Omuramba, welcher sein Grundwasser unmittelbar dem Sandfeld und dann dem Okawango mit-

[1]) Rivier = trockener, nur wenige Tage im Jahr wasserführender Fluß, Bach.

teilt, ferner vom Omarurufluſſe, welcher ſeine Waſſer dem Ozean nach Weſten zuführt. Als Grenzflüſſe, die perennierend fließen, haben wir im Norden den Kuenene- und im Süden den ſchon genannten Oranjefluß.

Es iſt für den nur mit heimiſchen Gewäſſern bekannten Deutſchen eine nicht leichte Sache, ſich ſeine ſämtlichen Bäche, Flüſſe, Ströme, Teiche, Seen auf mindeſtens elf Monate im Jahr in ausgetrocknetem Zuſtande zu denken. Wenn wir zum Beiſpiel nur an den Sommer 1911 mit ſeiner ungewöhnlich lang andauernden Hitze und Trockenheit und deren vielfachen Folgen denken in Bezug auf Rückgang des allgemeinen Grundwaſſerſtandes, ſo haben wir ein ganz ſchwaches Bild von den in Südweſt beſtehenden Zuſtänden. Wo keine künſtliche Kultur iſt, bietet das Landſchaftsbild die größte Zeit über für den deutſchen Bauern einfach eine troſtloſe Abwechslung von dürren Tälern und Bergen, waſſerloſen Bächen, Flüſſen und Seen. Die Farben ſind in der Hauptſache grau, gelb, rot. Grau oder rot der Boden, gelb das auf dem Halm trocken gewordene Gras. Der Neuankömmling aus Deutſchland will ſeinen Augen nicht trauen, wenn er auf einmal Herden fetter Rinder, Fettſchwanzſchafe oder Ziegen ſieht. Erſtaunt fragt er: Wovon ernähren ſich die Tiere? Das Großvieh hat das trockene Gras zur Nahrung. Das ſind aber keine hohlen Halme wie bei uns, ſondern ſie ſind mit Mark gefüllt, wie Zuckerrohr. Überall auf dem ausgedörrten Boden wachſen Kräuter, Een- und Drydorn, denen Schafe und Angoraziegen nachgehen. Und an allen den trockenen Bach- und Flußufern, von Norden an die ganzen Ebenen bedeckend, tragen die verſchiedenſten Arten von Dornbüſchen ihre gefiederten feinen Blätter, welche den Ziegen während der Trockenperiode als Nahrung dienen. (Die freie Ziege frißt kein trockenes Gras.) Die Wurzeln der in Südweſt heimiſchen Gramineen müſſen eine ganz wunderbare Ausdauer beſitzen. Ich bin im Süden im Herbſt 1910 in Striche gekommen, auf welche nach Angabe der Farmer ſeit zwei Jahren kein Regen niedergegangen war: einige wenige Regengüſſe zauberten grüne Wieſen mit gelben, roten, blauen, weißen Blumen hervor. Ein Farmer zeigte mir eine rieſige ihm gehörige Ebene, auf welcher er gerne einige Waſſerſtellen als Viehtränken wünſchte, weil dies ſein beſter Weidegrund ſei. Das war kurz vor Ende der Trockenzeit. Und nirgends war ein Grashalm zu ſehen. Was das Vieh nicht gefreſſen oder zerſtampft hatte, war von den Stürmen abgebrochen und verweht worden. Wenn man aber mit dem Pickel genau unterſuchte, ſtak im Boden ein dichtes Gewirr von Graswurzeln, welche man in ihren feinſten Enden bis 1,75 Meter Tiefe unter der Oberfläche verfolgen konnte. Schon auf weite Entfernungen verraten ſich die Riviere durch ihre Ufervegetation. Wenn auch auf viele Kilometer kein Buſch zu ſehen iſt, geſchweige denn ein Baum, ſo ſind doch die

Rivierufer mit einem mehr oder weniger breiten Streifen von Süßdornbusch bewachsen. Diese Erscheinung ist damit zu erklären, daß beim Abkommen (Fließen) eines Rivieres zunächst die Ufer durchfeuchtet werden. Es ist klar, daß, je länger das Wasser läuft, um so breitere Uferstreifen Wasser aufnehmen und so die Grundlage für eine üppigere Vegetation bilden. Wird ein Rivier von einer Felsbank gequert, die höher liegt als die übrige Felssohle, so daß flußaufwärts eine Vertiefung gebildet wird, in welcher das Wasser stehen bleibt, dann finden wir immer auch an den Ufern breite Buschgürtel. Dieses natürliche Vorkommen führt schon allein auf den Gedanken, durch ähnliche künstliche Vorkehrungen das Regenwasser beim Abkommen möglichst zurückzuhalten.

Der Grundwasserstand, wo es überhaupt Grundwasser gibt, liegt meist sehr tief. Daß er früher höher stand, beweisen eine große Zahl von Wasserstellen, welche früher das ganze Jahr Wasser lieferten, heute aber nur kurze Zeit nach der Regenperiode. Je tiefer aber das Grundwasser liegt, umso weniger ist Aussicht vorhanden, daß es von oben durch Regen- oder Flußwasser alimentiert wird; deshalb die häufige Erscheinung, daß Brunnen von Jahr zu Jahr vertieft werden müssen. Man kann in diesen Fällen also von Raubbau sprechen.

Im allgemeinen werden in Südwest die Brunnen an den Rivierufern angebracht, weil hier die größte Aussicht auf Wasser an und für sich ist und weil jedes Abkommen des Flusses den Grundwasserstand erneuert resp. die bisherigen Verluste durch Entnahme durch Brunnen ersetzt. Staut man unterhalb eines Brunnens durch eine Grundsperre das im Riviersand zutalfließende Wasser, so hat man für diesen Brunnen eine neue Riviere geschaffen.

Die Wasserbauten zur Zurückhaltung von in den Flüssen bei der Regenzeit abfließenden Wassermengen sind in der Hauptsache Grundsperren, Grundschwellen, Dämme, Talsperren. Diese vier Arten von Stauanlagen unterscheiden sich durch die Größenverhältnisse und dementsprechend durch die Kosten.

Die Grundsperren reichen von der eigentlichen Flußsohle durch die Kies- und Sandschichten bis zur Oberfläche derselben. Sie bestehen aus einer quer zur Stromrichtung eingestampften Lehmwand oder Steinmauer in Kalk oder Zement und reichen von Ufer zu Ufer, so daß sie in jedes circa zwei Meter tief einschneiden. Die Lehmwände werden auf ihrer Oberkante mit schweren Steinen abgedeckt, um ein Ausspülen des Lehmes beim Abkommen zu verhüten. Sie stauen nur dasjenige Wasser, das in der oberhalb liegenden Kies- und Sandschichte enthalten ist.

Die Grundschwellen haben den gleichen Unterbau wie die Grundsperren, reichen aber bis zwei Meter über die Sandoberfläche des Flusses. Damit diese emporstehenden Teile nicht weggerissen werden, schützt man sie

durch mächtige Vor- und Hinterschüttungen aus Klippen, ebenso wird ihre Krone abgedeckt. Sie stauen entsprechend ihrer Kronenhöhe das Wasser bis zwei Meter höher als die sandige Flußsohle, demgemäß auch den Grundwasserstand im Ufergelände. Aber auch hierbei liegt der gewonnene Wasservorrat im Sand und Kies, weil der Fluß sehr bald von oben her das Becken bis Kronenhöhe mit Geschiebe ausfüllt.

Die Dämme sind lediglich vergrößerte Grundschwellen, die aber den Zweck verfolgen, offenes Wasser zu sammeln. Über die Vor- und Nachteile solcher Anlagen sind die Interessenten verschiedener Ansicht. Sicher ist die Gefahr der leichteren Seuchenverbreitung, wenn aus offenem Wasser getränkt wird, sowie die Moskitoplage nicht zu unterschätzen, auch die große Verdunstungsmenge in der überaus trockenen Luft und bei der großen Insolation in Südwest ist ein Moment, das gegen die Anlage von Dämmen spricht.

Die großen Talsperren sind aus Deutschland bekannt. Wir haben, wie Oberbaurat Rehbock gezeigt hat, drüben viele dafür geeignete Stellen. Ihr Zweck ist, Wasser zu sammeln für Berieselungszwecke. Gegen ihre Anwendung sprachen bisher die großen Kosten, der Mangel an gutem Rieselland, sowie die geringe Bevölkerungszahl, welche nicht genug Pächter stellen kann.

Neben den sehr ausgedehnten Gebieten, welche, ihrem bergigen bzw. hügeligen Charakter entsprechend, viele kleine und größere Riviere führen, in denen ausschließlich, nach den obigen Ausführungen, das Meteorwasser durch Stauanlagen zurückgehalten werden sollte, kommen an Ausdehnung beinahe gleiche Flächen vor, wo keine Riviere mehr offensichtlich zu finden sind: Namib, Kalahari, Sandfeld, Weißfläche usw. Das sind aber zugleich Ortlagen, wo der Regen von dem Boden aufgenommen wird; hier muß also dem Wasser durch Bohrungen nachgegangen werden. Ich habe schon zu Anfang dieses Aufsatzes betont, daß in Südwest meist, wo Urgestein überlagert ist, nur ganz alte geologische Formationen oder junge Alluvionen vorkommen. Man wird mit Bohrungen demnach nie sehr tief gehen müssen, um auf das wassertragende Urgestein zu kommen. Findet man auf dem Schichtwechsel, welcher Urgestein als Liegendes aufweist, kein Wasser, dann ist jedes Tieferbohren aussichtslos. Mit den Zufällen, daß man im Urgestein auf wasserführende Spalten stoßen kann, ist in wirtschaftlicher Beziehung um so weniger zu rechnen, als ja erwiesenermaßen die Nachfüllung durch Meteorwasser in Südwest sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Es ist bekanntlich ein großer Fehler, ein fremdes Land aus dem Gesichtswinkel des eigenen Landes zu beurteilen. Noch größere Mißgriffe entstehen daraus, wenn ein Land, das anderthalbmal so groß wie Deutschland ist, in meteorologischer und hydrologischer Hinsicht als Einheit behandelt wird. Deutsch-Südwest reicht vom 17. bis 29. Grad von Nord nach

Süd, hat im Norden eine mittlere Regenhöhe von 800 Millimetern, während im Süden öfters erst im dritten Jahre ausgiebiger Regen fällt, so daß man dort die mittlere Jahres-Regenhöhe mit 110 Millimetern annehmen muß. Entsprechend diesen großen Unterschieden sind auf der einen Seite die größere Fruchtbarkeit des Bodens, auf der anderen Seite die vermehrte Krankheitsgefahr für Mensch und Vieh in Berücksichtigung zu ziehen. Ganz allgemein gesagt taugt der Norden mehr für Großviehzucht, der Süden mehr für Wollschaf- und Straußenzucht. Ackerbau ist überall auf den Rivierufern möglich; als Vorbedingung hierfür gilt aber immer möglichste Hebung des Grundwasserstandes; denn es ist ohne weiteres verständlich, daß die Grundbedingung für einen rentablen Ackerbau in einem wasserarmen Lande eine möglichst billige Wasserbeschaffung ist. Die Saat muß berieselt werden in den Landstrichen, wo nicht mit Sicherheit auf Regen während der Regenperiode zu rechnen ist. Mit jedem Meter mehr Förderungshöhe des Wassers nimmt die Rentabilität ab. Sobald aber die Saat ausgekeimt und Wurzel geschlagen hat, muß die Kapillarfeuchtigkeit aus dem hochstehenden Grundwasser die weitere Ernährung übernehmen. Ohne diese elementare Grundbedingung ist es unmöglich, auf den Weltmarkt zu kommen. Es ist bekannt, daß Deutsch-Südwest heute noch sämtliche Cerealien einzuführen genötigt ist; es leidet unter den durch den Import notwendigen hohen Preisen für Weizen -und Roggenmehl, für Mais usw. Sobald jemand anfängt, diese Produkte im Lande herzustellen, muß er in kurzem ein reicher Mann werden; denn er kann immer gegenüber der ausländischen Konkurrenz billiger liefern. Voraussetzung ist aber, daß er selbst arbeitet und die schwarzen Hilfskräfte möglichst ausschaltet. Bei dem bestehenden Mangel an schwarzen Knechten, ferner in Hinsicht auf die Klugheit der farbigen Arbeiter, die ganz genau wissen, daß die Nachfrage nach ihnen größer ist als das Angebot, wird für alle Farmer, welche nur mit schwarzen Leuten arbeiten, eine Zeit kommen, wo sie einsehen, daß ihre Produkte zu teuer werden. Sie werden eben mit der Zeit darauf angewiesen sein, Ersatz durch deutsche Pächter zu schaffen.

Bisher wurde in Südwest zumeist mit Bohrmaschinen nach Wasser gesucht; die Zahl der Dämme, Grundsperren usw. ist noch viel zu gering. Es ist jedoch Aussicht vorhanden, daß durch Schaffung eines Landeskreditinstitutes in Verbindung mit einer Landesmeliorationgesellschaft auch die Wasserstauung mehr berücksichtigt wird.

Darüber sind sich alle Landeskenner klar, daß die Grundbedingung für eine gedeihliche Weiterentwicklung von Südwest die Wassererschließung ist.

Waterberg (Deutsch-Südwestafrika). Ingenieur Franz v. Zwergern.

Weppo.

Von Anna Croissant-Rust in Pasing.

Die Gnädige sah sich befriedigt von oben bis unten an: Schick von der Wiener Bluse bis zum prall sitzenden Stiefelchen, das unter dem Saum des fußfreien Rockes vorguckte. Ein Muster an Geschmack und Eleganz, so kleidete sich die Dame auf dem Lande. Wie stets und immer hatte sie ihren erlesenen Geschmack bis aufs Tüpfelchen bewährt; doch was nützte ihr das in diesem elenden Gebirgsnest, wo auch nicht der Schatten eines Menschen, geschweige denn eines Mannes da war, dies zu konstatieren! Die Gnädige ließ sich auf ihrem Stuhl nach rückwärts fallen, streckte die Beine aus und gähnte — gähnte. Längst hatte sie es satt sich selber zu bewundern, schon am zweiten Tag nach der Abreise ihres Mannes und ihrer jungen Freunde fand sie keinen Spaß mehr daran, ihre sämtlichen Toiletten durchzuprobieren und damit an den beiden andern Gasthäusern vorbeizurauschen. Wozu? Auch dort waren keine Fremden, wenigstens nicht das, was sie so nannte. Ein paar bleichsüchtige Ladenmädchen, ja, die sich neckische Schürzchen vorbanden, weil sie das ländlich fanden, sich auf jeden Hügel stellten und mit ausgebreiteten Armen sangen: „Ich bin ein deutsches Mä-ädchen." In einen Sack hätte sie sich stecken können, es wäre ganz egal gewesen; es lohnte sich wohl wegen der alten Wirtin Toilette zu machen, die, ganz gleich was sie an hatte, jedesmal totsicher sagte: „Aber heut sein Sie schön, Gnädige", oder wegen der Kellnerin, die in ihrer Gegenwart kaum zu atmen wagte und wie ein Automat um sie herumging.

Diese verbohrte Idee ihres Mannes, in diesem Nest nach malerischen Motiven zu suchen, fortzureisen, und sie statt drei Tage nun schon zehn allein zu lassen! Sie blieb nicht, nein, sie reiste ab, sie verkam hier!

Jedesmal, wenn sie von ihren langweiligen Spaziergängen nach Hause ging, reckte sie schon den Hals, sobald sie der Veranda ansichtig wurde. Irgendwer mußte gekommen, irgend etwas mußte passiert sein! Aber nein! Niemand — nichts. Dreimal hatte ihr die Wirtin schon die Geschichte von den wundervollen grünen Eidechsen mit den blauen Köpfen erzählt, die wie hypnotisiert auf den Weinbergsmauern in der Sonne lagen, die seien etwas Hexenhaftes, Unheimliches: denn töte man die eine, so käme eine mit zwei Köpfen, und töte man diese, eine mit drei, dann mit vier und so weiter, so daß man es zuletzt gewiß bis zu einem netten Knäuel von Köpfen bringen könnte! Auch von „Schtorpionen" berichtete sie, die es hier gäbe, vermutlich um sie aufzumuntern. Schöne Aufmunterung! Skorpione! Und wenn sie noch so klein waren, so klein selbst

wie andere, viel flüchtigere braune Tierchen, von denen es leider gerade genug gab. Drei Nächte hatte sie von „Schtorpionen“ und Eidechsen geträumt, die alle das Hexengesicht der Wirtin hatten, es war wenigstens eine Sensation gewesen, wenn auch keine angenehme. Dabei gefiel es jetzt der abgefeimten Greisin, die Speisen jeden Tag höher zu berechnen und sie bei jeder Gelegenheit mit der biedersten und unterwürfigsten Miene zu prellen. Es war zum Davonlaufen!

Da kam die junge schöne Gnädige plötzlich auf einen Gedanken. Warum sollte sie ihre Abende, gepeinigt von der unglaublichsten Langeweile, allein hier auf der Veranda verbringen? Wofür war denn die große Wirtsstube da? — Und festen Schrittes trat die Gnädige mit ihren schönen, braunen Bergstiefelchen in die zirbengetäfelte Stube und etablierte sich da, trotz der merkbaren Unruhe der Wirtin. Und siehe, es war wohlgetan. Schon die Sensation, die ihre Erscheinung erregte! Es war wie eine stumme Huldigung; die Männer getrauten kaum ihre Köpfe zu heben und schauten sich nur ungewiß untereinander an, während die Wirtin mit ihnen zischelte. Sie hatte Angst, die „Dame“ könnte sich nicht recht benehmen! „Beruhige dich, alter Uhu,“ nickte ihr die Gnädige zu, „ich habe Takt, ich mach' es schon recht!“ So wirft sie leutselige, liebenswürdige und angelnde Blicke über die Tische aus. Alles ist verstummt, nur ein paar Knechtlein kichern verstohlen und stoßen sich in die Rippen. In gemessener Entfernung läßt sich die Wirtin nieder und fühlt sich verpflichtet, die Honneurs zu machen. „Das sein ein paar reiche Weinbauern,“ flüstert sie, „da sitzt der Velzurer, der Kasseroller, der Matscholer, — was? In der Ecken? Ah das sein Italiener!“

Die Gnädige hebt interessiert das Lorgnon. Scharmante Leute! Vor allem der Ältere, der mit dem markanten Charakterkopf; hat der Augen, und mit welchem Temperament er spricht! Was leiert ihr denn die Alte noch vor? Der Schwarze interessiert sie, der mit den prachtvollen Augen, der Lebhafte, der wie ein Kavalier aussieht. Begreift das schwerfällige Weib denn nicht? Ja der, der! Es ist nicht nötig dies geringschätzige Gesicht zu machen. Wie? Weppo heißt er? Natürlich Beppo; der Südtiroler hat sich nur das italienische Wort in Weppo verkehrt. Was? Nur ein Südtiroler, der viele Jahre in Italien lebte? Einerlei, er muß ein köstliches Italienisch sprechen, seine Worte klingen wie Musik herüber.

Weppo wird immer feuriger, auch die jungen Italiener sprechen immer lauter, natürlich zu ihr, natürlich für sie. Wie angenehm das kitzelt, wie das aufpeitscht, und alle dummen Gedanken verjagt. Es ist ja reizend, ganz reizend hier!

„Eh, eh! Beppo seiner Gerl“, schreit ein junger Italiener, „schöner

Gerl, kann sein italienisch. Was Beppo? Liebt Italia, is alte 'eimat, was Beppo? Gern italienisch sprecken in Wirts'aus!"

Beppo nickt mit dem klassischen Kopfe und wirft ihn dann zurück, daß die Locken wie eine Mähne wehen.

„Oh io Austriaci, Italia amore. Tutto Italia, bella Italia! Maccaroni, risotto oh! oh!!" Er schaut verzückt gen Himmel, indem er Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand küßt.

Wie schade, daß die Gnädige kein Wort italienisch versteht!

„Evviva Italia!" brüllt ein junger gelber Kerl herausfordernd.

„Evviva Italia!" bekräftigt Weppo mit vornehmem Anstand. *„Bella Italia, bella Napoli! Confratelli! Vino patrona! Vino nero subito!"*

Die Italiener schütteln sich vor Lachen, und das reizt die Gnädige. Wie Karikaturen Weppos sehen sie aus!

„Weppo!" Sie winkt ihn unzweideutig und befehlend an ihre Seite, und sie hat sich nicht in Weppo getäuscht. Weppo springt sofort von seinem Stuhl in die Höhe, Weppos Antlitz strahlt, Weppo lüftet den Kalabreser zuerst in Ehrfurcht vor der Dame, dann verabschiedend gegen die Tischgenossen. Wie ein vollkommener Kavalier nähert er sich und frägt: „Gnädigste gestatten?" Schon sitzt er mit der ihm eigenen vornehmen Nonchalance und doch ganz Haltung und Ergebenheit neben ihr, jeder Zoll ein Italiener, und sollte er, wie die boshafte Wirtin flüstert, wirklich in Kardaun geboren sein. Wie berechtigt ist das Beppo, das die Wirtin gern spöttisch machen möchte. Sollte er etwa gar Pepi, Seppl oder Pepperl heißen? Er ist auch kein Josef, nein, ganz und gar nicht. Hager, sehnig, sprühend sitzt er neben ihr, Rasse! Rasse! Beppo, das ist der Süden, die Glut, der Rausch, Beppo, das sind die Pinien und Zypressen, der ewig blaue Himmel, die Sonne, die Trunkenheit, die Liebe! Beppo, das ist die Verneinung alles Kalten, Harten, Nordischen, aller Langweile und Unfreudigkeit, alles Nebels und Graus!

Und dieses dumme Trampeltier von Wirtin, das so plump sagt: „So, Weppo, nun unterhalt' du einmal die Gnädige!" Etwa wie man einem Grammophon eine neue Platte einschiebt. ‚Unterhalt' die Gnädige!' Stilvoll! „Die Gnädige will alles hören; erzähl' von deiner Familie, deinen Reisen, von deiner Heimat!"

Sie duzt ihn einfach! Großartig! Und die Italiener stecken die Köpfe zusammen wie ein Rudel Schafe und prusten und meckern. Dummes Gesindel! Schlechter Abklatsch von Weppo, der euch mit Recht nun ignoriert! Endlich ziehen sie ein Spiel Karten heraus, und nur hie und da fällt noch ein Blick herüber nach dem kleinen Nebentisch. Die Wirtin natürlich bleibt in Hörweite, ganz wie wenn sie nun Weppo eine Takt-

losigkeit zutraue. Weppo, der der vollendetste Gentleman ist! Was er wohl von Beruf sein mag?

„Sind Sie wirklich in Kardaun geboren?"

„Gewiß, Gnädigste! Kennen gnädige Frau das Schloß des Herrn von Miller, Karneid? Ein wundervoller Adelssitz, und ein feiner Mann, dieser Herr von Miller, ein persönlicher Bekannter von mir, gnädige Frau. Wir unterhalten uns oft und sehr viel und eingehend; er interessiert sich für meine Erfindungen."

„Was? Sind Sie Erfinder?"

„Wenn es Gnädige so nennen wollen, ja. Ich habe nun einmal das Vertrauen zu Ihnen, ich fühle, mit Ihnen kann ich sprechen, Sie sind geistesverwandt. Die andern", er macht eine bezeichnende Bewegung nach den Italienern hin, „Notbehelf, Surrogat, wenn ich so sagen darf, in diesem elenden Nest!"

„Sie leiden auch unter diesen engen, unglaublichen, stupiden Verhältnissen?"

„Enorm, Gnädigste! Wenn man wie ich anderes gewöhnt ist! Ich habe Paris gesehen, ich bin in Warschau gewesen, ich besuchte Wien, Moskau, Genf, Venedig und Rom. Ich kenne die böhmischen Wälder zur Zeit als der sogenannte bayerische Hiesl dort hauste, den ich persönlich gesehen habe."

„Wer?" frägt die Gnädige interessiert.

„Der Räuberhauptmann, der berühmte, wissen Gnädige, der so viel Mordtaten auf dem Gewissen hatte, der Mann aus dem Volke, der von hohen Frauen gehätschelt, versteckt und geliebt wurde."

„Gott, ist das wundervoll gruselig! Weiter, Weppo, weiter!" (Allerliebst, sie nennt ihn nurmehr Weppo, und er quittiert mit einem feurigen Blick.)

„Eine Frau ist sogar über die höchste Felswand gesprungen und hat sich als Leiche über ihn geworfen, um ihn zu retten und vor den Feinden zu schützen."

„Weppo!" ruft die Wirtin laut.

„Sapristi, es ist pure Wahrheit, Mutter! Gnädige können es glauben. Auch den Kneisel sah ich, als ich in München war, wenn Gnädige Vorliebe für die Helden haben."

„Der war doch ganz und gar uninteressant, meine ich, von Damen keine Spur, nicht? Aber von Ihren Erfindungen möchte ich brennend gern hören."

Weppo lacht ein überlegenes, geniales Lachen.

„Ja, die Lokomotive habe ich erfunden, Gnädigste, ohne Spaß. Die Lokomotive mit Verbesserungen, ungelehrt wie ich war und bin; die

Lokomotive, die vor- und rückwärts geht. Ich habe mit Fachmännern gesprochen, mit Lokomotivführern, und alle sagten, ich sei einzig."

„Weppo!" mahnt drüben halblaut die Wirtin.

„Meine lieben Herrn, sage ich, Sie können mir nichts Neues bringen. Alle Verbesserungen habe ich schon erfunden, meine Lokomotive geht vor- und rückwärts! Gehorcht dem leisesten Drucke, geht ohne Schienen — in ein paar Wochen werden die Augen von ganz Europa auf mich gerichtet sein!"

„Weppo!" unterbricht kopfschüttelnd, diesmal sehr ärgerlich, die Wirtin.

Immer wieder dieses dumme Frauenzimmer! Was schadet es denn, daß er ein bißchen aufschneidet? Er tut das doch mit so viel Grazie, wie er feurig wird! Reizend, reizend ist der Kerl und so schön dabei! Er weiß es gar nicht, wie schön!

„Und Ihre Verbesserungen, lieber Weppo?"

„Ach, Gnädigste! Nennen Sie es Schicksal oder Fatum wie der Italiener, bei meinen Versuchen eine Explosion — eine lange schwere Krankheit, fast der Verlust meines Augenlichtes, und alles war weg!"

„Aber, Weppo, Sie haben dennoch prachtvolle Augen!"

Weppo erwidert nichts, nur seine Augen, seine gerühmten Augen, sprechen! Er legt die Hand aufs Herz, indem er eine halbe Verbeugung macht, er bringt die Blicke nicht mehr los von ihr. Ist er köstlich! Die Gnädige prickelt's bis in die Fingerspitzen. Weppo ist eine Schönheit, Weppo ist ein Original, und Weppo hat sich in sie verliebt! Er ist aufgegangen wie eine Jerichorose, auf die man Wasser träufelte. Die Gnädige rückt Weppo ein wenig näher und sieht sachlich seine Augen an. „Nein, nichts ist zu sehen an den schönen Augen!"

„Gott sei Dank! Meine Augen sind geblieben, auch sonst", er steht auf und zeigt seine große, schlanke Gestalt, „nichts verletzt; nur die Nerven! Die Probleme konnte ich nicht mehr regieren."

„Und", frägt die Dame nachdenklich, „was tun Sie eigentlich hier?"

Die Wirtin sitzt mit einem unaussprechlich höhnischen Gesicht da und lauert, Weppo zögert. „Hier? — Ja — Gnädige kennen doch den Neubau neben dem Schloß?"

„Gewiß, das schöne weiße Haus, nicht? Sind Sie nun Baumeister geworden?"

„Das nicht — hm, das nicht. Ich stehe so gewissermaßen in Kondition, in Verbindung mit dem Bauherrn, eine alte Bekanntschaft von Italien her;" er zeigt nach dem Nebentisch, „er hat mich hier gewünscht, ich habe große Materialkenntnisse —" Die Wirtin grinst; auch die Kellnerin erlaubt sich ein Kichern hinter der vorgehaltenen Hand.

Kaffern! In welcher Gesellschaft Weppo wohl seine Tage hier hat verbringen müssen!

„Prost Weppo!" ruft die Gnädige und stößt mit ihm an, direkt in seine Augen sehend.

Aber Weppo hat ja schon wieder leer! Weppo trinkt zu viel Wein! „Weppo! Weppo!" droht die Gnädige mit dem Finger. Doch er neigt sich unmerklich zu ihr und flüstert: „Das ist nur — Gnädige verzeihen — die innere Glut!"

„Weppo!" mahnt sie nun auch, aber in ganz anderem Tone als die Alte. So drollig ist die ganze Sache, so drollig!

„Weppo, erzähle weiter!" drängt sie. „Was war dein Vater, wie bist du zu den weiten Reisen gekommen?" (Wahrhaftig, sie sagte „du"!)

„Ihnen, gnädige Frau, kann ich alles sagen, ich habe das gleich hier gespürt." Er legt bedeutungsvoll wieder die Hand aufs Herz. „Ich werde ja stets schmählich verkannt, man lacht über mich, aber ich bin viel zu stolz, es merken zu wollen! Ich bin aus einer andern Sphäre gemacht. Mein Vater war Advokat, Gnädigste! Stöße von Büchern hat er hinterlassen, Stöße! Alles studiert, ja! Und ein Riesenvermögen hat er mir vermacht, monatelang waren viele Leute mit dem Ordnen beschäftigt, denn ich ging auf Reisen. Zerstreuung, die Welt, die Frauen —"

„Weppo!" zischt diesmal warnend die Wirtin drein.

Aber da sitzt eine kleine, feine Frau und hört das Zischen der Wirtin nicht, hört kaum, was Weppo sagt, es streift sie nur eben wie ein Schimmer; gekauert sitzt sie dort mit aufgestemmten Armen, die Finger mit den blitzenden Ringen in die berühmten kastanienbraunen Haare gewühlt; die Augen macht sie ganz schmal, und dunkelschieferfarben sehen ihre großen Sterne durch die Schlitze. So schaut sie geradewegs in Weppos Augen und Weppo zaudert, Weppo verliert den Faden, Weppo stottert, Weppo bleibt an ihren Blicken hängen und kommt nicht mehr los.

Plötzlich greift er nach seinem Glas und schiebt es sachte, wie ein Geheimnis, zu ihr hin. „Bitte, bitte, Gnädige!" Dieser Ausdruck, dieses Zittern in der Stimme!

Trinken soll sie! Schnell räuspert sich da die Wirtin, die drüben schauen herüber. Nein, sie wird nicht aus dieses fremden Mannes Glas trinken. Heute nicht, — noch nicht. Sie wirft den Kopf zurück.

„Nur nippen!" bittet er dringlich.

Doch sie schüttelt langsam ihr wundervolles kastanienbraunes Haar.

„Nur mit den Lippen berühren!" fleht er.

Übermütig wirft sie den Kopf in den Nacken: „Gute Nacht, mein Freund!" sagt sie, „heute nicht, ein andermal, *a rivederci!*" Ist es Zu-

fall oder Absicht, ihre Röcke streifen ihn, ihr Körper berührt ihn, flüchtig nur, nur wie ein Hauch, als sie aufsteht und ihm die Hand bietet.

Weppos Mund zuckt, er kann sich kaum fassen und sieht aus, als habe er einen Schlag bekommen, und dennoch bleibt er Galantuomo, seine tiefe Verbeugung ist tadellos, er lüftet den Kalabreser zum Abschied. Warum hat er ihn denn eigentlich den ganzen Abend aufbehalten? denkt die Gnädige, als sie sinnend die Treppe hinaufsteigt: Eitelkeit, weil er so famos drin aussieht? oder nur, weil es allgemeine Sitte ist in diesem Bergnest?

Sie summt während des Zubettgehens einen kleinen Gassenhauer vor sich hin und schläft herrlich, nach ihrem reizenden Abend, so ruhig wie schon seit langem nicht mehr. Im Einschlafen nimmt sie sich aber doch noch vor, morgen die Wirtin über all die kleinen und großen Lügen Weppos zu fragen, die so prachtvoll zu ihm passen, und ihm dann später alles vorzuhalten. Er wird sich ein bißchen schämen, wird bitten, wird die Augen niederschlagen und sie dann ansehen. Herrgott! und wie konnte er einen ansehen! Jung war er ja nicht mehr, aber diese Leidenschaft! Diese unverhohlene, naive und dennoch so zurückhaltende Begehrlichkeit; der Gnädigen jagten ein paar angenehme Schauder über den Rücken, während sie sich unter ihrer Decke lang ausstreckte.

„War Weppos Vater wirklich Advokat?" frägt sie am nächsten Morgen die Wirtin. Der alte Drache versucht sie sehr kurz abzufertigen, benimmt sich ungemein zurückhaltend und mißbilligt offenbar ihr Benehmen.

„Man kann vielleicht so sagen, ein Winkeladvokat, ein studierter Bauer."

„Ah so! Und das große Vermögen?"

„Damit stimmt's ziemlich. Er ist recht reich geworden, der Alte mit seiner Handelschaft, durchtrieben war er, und mit allen Wassern gewaschen."

Natürlich, wenn es sich um Geld handelt, wird die Alte sofort wärmer, aber die Temperatur sinkt, sowie die Gnädige direkt um Weppo frägt.

„Was ist denn eigentlich mit Weppo, sagen Sie mir!" — Die Wirtin fährt mit der Hand ein bißchen auf der Stirne hin und her.

Freilich, wenn einer anders ist!

„Ein bißchen überspannt, meinen Sie, ja? Verrückt, nein? Von der Explosion?"

„Ja von der Explosion!" Die Alte lächelt; ein borniertes und zugleich arrogantes Lächeln. Die Gnädige ist nahe daran heftig zu werden, aber ihre Neugierde überwiegt, es ist ihr zudem ein prickelndes Gefühl, von Weppo sprechen zu hören.

„Wie ist das mit seinen Reisen, Frau Wirtin?"

„Er war weit fort, das ist wahr. Der alte Esel hat ihm alle Säck' voll Geld gestopft, weil er den Narren an ihm gefressen hatte, wie aber der Bub zu viel verbraucht hat, hätt' er sich schier alle Haar' ausgerissen. Bei dem sind die Hunderter ja nur so geflogen; mit vier Rossen ist er gefahren draußen im Reich, Schampus hat her müssen jeden Tag, und zuletzt ist er noch überall fest gesessen mit Schulden, hat ihn der Vater noch auslösen müssen. Wie der tot war, ist es erst recht angegangen, mit die Theater, die Weiber und die Karten. Ein rechter Wildling ist er worden, hat nimmer gefragt, ist eine eine Gitsch[1]) oder eine Frau. Und die Weiber sind wie der Teufel hinter ihm her gewesen, sind es noch immer." Dabei wirft sie einen kurzen, stechenden Seitenblick nach der Gnädigen. ‚Jetzt wird sie impertinent', denkt sich diese, fühlt, daß sie rot wird, frägt aber immer hastiger weiter.

„Und das Gut? Er sprach auch von einem Gute."

Die Alte hebt die Achseln. „Er ist unter Kuratel."

„Was? — In welcher Stellung ist er denn hier? Er spricht vom Bau, unterstützt er den Architekten?"

Hat sie jetzt etwas Dummes gesagt, weil die Alte so laut lacht, ja zuletzt hinausprustet und immer toller und toller lacht? Diese bäuerliche Unverschämtheit! Die kleine Gnädige ist beleidigt, sofort dreht sie sich auf dem Absatz herum, dicht vor der sich vor Lachen Schüttelnden und geht, ohne ein Wort weiter zu verlieren.

Natürlich setzt sie sich am Abend erst recht zu Weppo, die Wirtin ist doch nicht ihre Gouvernante! Wie er sich freut! Seine Augen flackern, seine Stimme zittert. „Weppo, Weppo wie geht's?" Kommt er ihr nur verändert vor, täuscht sie sich oder ist es so, — er ist ein bißchen, ja ein bißchen sehr wenig gewählt angezogen. Ah so! Gestern war Sonntag, und er ist ja unter Kuratel, der Arme! Scheußlich! Die Veranlagung, die Bedürfnisse, die Launen ein vornehmer Mensch zu sein. Blöde Bande!

„Prosit Beppo!" Sie lächelt ihm zu mit ihrem entzückendsten Lachen, sie streicht ihm über die Hand, die er blitzschnell zurückzieht, ist er so — so sensibel? Er stottert sogar und kann kaum ein paar konventionelle Worte finden. Endlich!

„Wir haben gestern von meinem Vater gesprochen, gnädige Frau, er hat die vielen Bücher hinterlassen, aus denen ich mich gebildet habe, müssen Sie wissen; Astronomie, das heißt Sternenkunde, Philosophie ist Lebensweisheit, Medizin bedeutet Heilkunde oder die Lehre von den Krankheiten, Jus ist Gesetzeskunde, Chemie, die, gnädige Frau, hat mein armer Kopf gespürt: die Explosion —"

[1]) Junges Mädchen.

„Weppo, du bist langweilig", sagt die gnädige Frau ziemlich ungnädig.

Jetzt wird er eifriger. „O, ich habe auch Zeitschriften gelesen, Romane. Die ‚Gartenlaube' und ‚Über Land und Meer', ‚Spindlers belletristisches Ausland', und sonst noch vieles. Ich kann mich überall sehen lassen."

„Ja, du bist ein Original, aber du solltest besser nicht so viel von deiner Weisheit erzählen", unterbricht ihn die Gnädige spitz und wippt ungeduldig mit dem Fuß.

„Von meinen Abenteuern?"

„Das könnte amüsanter werden! Aber schnell! schnell!" ruft die Gnädige laut und klatscht in die Hände, daß die Bauern sie verwundert anglotzen, und die alte Wirtin einen giftigen Blick herüberschießt.

„Vom bayerischen Hiesl?" frägt er zögernd.

„Das hast du ja gestern schon erzählt, du Schaf", sagt sie lachend und nimmt ihn beim Ohrläppchen.

Das gibt ihm einen Ruck. „Ich habe Bismarck gesehen, ich habe mit dem König von Italien gesprochen."

„Nein Weppo, nicht allzuviel Phantasie, das lügst du wieder."

„Gnädigste!" schmollt er in tremolierenden Tönen, „sind Sie auch wie die andern? Ich dachte —"

„Nicht bös sein, Weppo!" flötet sie leise entgegen.

„Weppo, hörst du?" Ach! sie findet es jetzt auch reizend Weppo zu sagen, es ist viel weicher, runder als das harte Beppo! „Erzähle Lieber, erzähle von den Frauen."

Doch Weppo ist heute erpicht, sie von seiner Bildung zu überzeugen, keuchend, wie ein Schweißhund verfolgt er die Fährte. „Meinen Sie ja nicht, Gnädigste, daß ich ungebildet bin, weil ich hier in der Einsamkeit lebe. Politik und Krieg: ich weiß von der gelben Gefahr; die Japaner, ein Volk, was? Spreu sind wir, Spreu, meine Gnädige, Sapristi, gegen diese Rasse! Denken Sie, wenn wir in hundert Jahren wiederkommen könnten!"

„Aber jetzt, jetzt sind wir da, Weppo!"

„Nein, in hundert Jahren möchte ich wiederkommen, unser gutes Land Tirol sehen, Österreich, Ihr Deutschland, das Luftschiff, den Grafen Zeppelin sprechen, denn ich, meine gnädige Frau, werde mich auch daran machen, an das Luftschiff nämlich. Ich weiß die Versuche von Jllner und Blériot, und einst, meine gnädige Frau, einst wird auch Beppo in der Geschichte der Luftschiffahrt — und wenn Sie, meine Gnädige —"

Doch wo ist die Gnädige? Zuerst hat sie verstohlen gegähnt, dann etwas verwundert gedacht: ‚was hat er denn auf einmal? Er redet genau so langweilig wie mein Mann. Wo ist mein Weppo?' Dann irrten

ihre Augen hilflos in der Stube umher, die fast ganz leer war. Die Wirtin war fort, die Bauern karteten, aber dort in der Ecke, wer saß denn dort? Wo hatte der sich bis jetzt verborgen gehalten? Sie ist starr vor so viel jugendlicher Schönheit und Kraft. Das ist Weppo ins Sublime gesteigert, Weppo verjüngt und in der Vollendung. Diese Augen, diese sieghafte Überlegenheit (wie er nur nach ihr blickt!), dieser selbstverständliche Adel der Schönheit und Jugend! Weppo altert zusehends neben ihr, Weppo wird zum Schemen, sie empfindet ihn als Last, jäh unterbricht sie ihn, und in befehlendem Ton: „Wer ist das dort in der Ecke? Schnell!"

Weppo, jäh aufgestört — er war eben bei Wright, findet sich nicht gleich zurecht: „Wer? Der Rudl? O nur der Jäger."

Wie er das sagt: „nur der Jäger!" Ein junger Gott ist er, der mitleidslos über dich triumphieren wird, dummer Weppo! So schau nur, was er macht! Ihr schwindelt förmlich. Er steht lächelnd auf, setzt sich lächelnd an den Tisch, nimmt einen Strauß Alpenrosen, glührote Alpenrosen, wie sie nur hoch oben wachsen, von seinem Hut und reicht sie ihr ganz selbstverständlich, ja übermütig, der geborene Eroberer.

„Wundervoll!" sagt sie leise, und ganz demütig vor der Gabe, die so plötzlich über sie hereinfällt. Wahrhaftig, sie hat Herzklopfen und weiß nicht recht, was sie sagen soll. „Wundervoll", wiederholt sie.

Rudl lacht, seine prächtigen, schneeweißen Zähne blitzen. So fest, so gesund, so frisch sehen sie aus, man möchte gleich die seinen darauf pressen!

„Wenn die Gnädige Blumen liebt, bringe ich ihr immer Sträuße, sie kann auch mit mir auf die Berge steigen, Prünellen holen und Edelweiß."

„Rudl ist Botaniker, er kennt alle Pflanzen; Botanik ist Pflanzenkunde."

„Weppo!" schreit die Gnädige und hält sich die Ohren zu, während Rudl lachend seinen Hut schwingt und wie ein junger König durch die Stube schreitet, der Türe zu.

„Rudl ist nur Botaniker," beginnt Weppo geringschätzig, „er versteht sonst nichts."

„Er versteht sonst nichts? Gute Nacht, Beppo. Willst du trinken? Hier." Die Gnädige legt eine Krone auf den Tisch, reicht Weppo flüchtig die Hand und rauscht hinaus. Weppo sieht ihr entgeistert nach, noch immer hat er das Lachen Rudls in den Ohren, ja es ist ihm, als höre er es draußen auf dem Flur, nur gedämpfter, heimlicher.

Als die Gnädige den nächsten Abend zum Essen erscheint, steht ein prachtvoller Strauß von Alpenblumen auf ihrem Tisch; die alte Wirtin gönnt ihr nur einen mürrischen Gruß und streicht um sie herum wie eine mißlaunige Katze, wirft scheele Blicke nach den herrlich duften-

den Blumen und setzt ihr ein schlechtes Mahl vor. Weppo hat schon am Tisch der Gnädigen Posto gefaßt und wartet geduldig, bis sie das zähe „Roschtbradele" gegessen hat, Rudl fehlt. Die Gnädige schiebt unwillig den Teller zurück, sie ist nervös, lacht kurz und aufgeregt und gefällt sich darin, Weppo zu quälen. „Weppo, du riechst nach Kalk, was ist das? Du wirst doch nicht Maurer sein? Lüge nicht. Ich weiß schon sehr viel von dir. Du bist unter Kuratel! Nein, nein, das ist ja nichts Schlimmes, im Gegenteil, es gefällt mir, daß du flott warst. Nur jetzt, weißt du, so wie du jetzt bist, wie du heute bist, offen gestanden, gefällst du mir nicht mehr. Ich weiß nicht, was ich dir glauben kann."

Weppo rafft sich noch einmal auf, es ist sein letzter Trumpf, seine Stimme grollt, er ist schwer gekränkt: „O ja, Gnädige, Prassen und Großtun, Geld hinausschmeißen und den Reichen spielen, in Saus und Braus leben ist nichts. Diese Erkenntnis habe ich. Ich bin wie der Graf Tolstoi. Armselig leben, arbeiten, verzichten, Gnädige, verzichten! Ich bin Arbeiter, aber das berührt meinen Geist nicht; ich gehöre der Menschheit, ich bin arm und stolz, daß ich so viel Wissen trage. Genügsamkeit ist eine hohe Tugend, Gnädigste!"

„Jawohl, verzichten und sich genügen lassen. Übe sie nur, deine Tugenden, Weppo!"

„Ach!" schreit sie auf, denn ganz unvermutet stürmisch tritt Rudl ein. Rudl mit einem Strauß Edelweiß, Rudl erhitzt, ganz bebende Kraft und Schönheit. „Durch den Gießbach bin ich herunter über den Schrofen, wie's Donnerwetter. Schön war's, Gnädige, und eine Mondnacht ist draußen — —!"

Er hebt den Vorhang am Fenster und schaut auf die Frau. Wie eine Hypnotisierte folgt sie ihm in die Mondnacht hinaus, die sie mit zitternden bläulichen Schleiern umwebt.

Am Frühmorgen kommt die Gnädige in die zirbengetäfelte Stube; ihr schönes kastanienbraunes Haar sieht feucht aus, sie ist blaß und die stahlblauen Augen leuchten. Das Zimmer ist leer, nur Weppo liegt mit dem halben Körper über dem Tisch; er hat den Kopf in den Händen vergraben und hebt ihn langsam. Sein Gesicht ist tränenüberströmt, er wendet den Blick nicht von ihr. Einen Augenblick betrachtet ihn die Gnädige mit dem Lorgnon. Er hat kalkbespritzte Arbeiterkleider an und sein Gesicht ist gedunsen vom Heulen. Rasch läßt sie das Lorgnon fallen, daß die Kette rasselt, ein paar böse Falten erscheinen auf ihrer Stirne, sie zittert vor Verachtung: „Pfui Teufel!" ruft sie, kehrt um und schlägt die Türe dröhnend hinter sich zu.

Briefe Schellings und anderer Philosophen.

Mitgeteilt von Alfred Löckle in Ulm a. D.

Dieselbe Quelle, aus der uns früher neues Material über Fichte und Pestalozzi zugeflossen ist[1]), liefert uns eine Reihe von Briefen Schellings nnd anderer zeitgenössischer Philosophen vom Anfange des 19. Jahrhunderts, die hier mitgeteilt werden mögen.

Schelling, seit dem Jahre 1798 Professor in Jena, war infolge seiner damaligen nahen Beziehungen zu Fichte bald auch mit anderen Personen des Fichteschen Kreises bekannt geworden. Wann er mit dem aufstrebenden J. J. Wagner, seinem schwäbischen Landsmann, brieflichen Verkehr anknüpfte — persönlich lernten sie sich erst zu Ende des Jahres 1803 in Würzburg kennen —, ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Unser Material beginnt erst mit dem Jahre 1802.

Wagner lebte nach seiner Verheiratung im Jahre 1801 in Salzburg. Dort war er im Verein mit dem Pädagogen Vierthaler und mit Franz von Schallhammer für die Salzburger Literaturzeitung tätig, die im Jahre 1803 als „Pragmatische Annalen der Literatur und Kultur" fortgesetzt wurden. Schon der Verkehr mit dem naturwissenschaftlich hochgebildeten Schallhammer, noch mehr aber die naturphilosophischen Ideen des neuen Gestirns, Schelling, wirkten befruchtend auf einen so hervorragend spekulativen Kopf wie Wagner, was in dessen damaligen literarischen Arbeiten[2]) alsbald zur Geltung kam.

Von Briefen Schellings an Wagner haben sich folgende Stücke erhalten:

Jena 1. *Dec.* 1802.

Die Schrift, verehrtester Herr Doctor, die Sie mir zu übersenden die Gewogenheit gehabt haben, hat mir großes Vergnügen und Interesse gewährt[3]); ich bitte Sie den Werth, den ich darauf gelegt habe, nicht nach der Verspätung meiner Antwort und Danksagung zu schätzen, die ich hinlänglich entschuldigen könnte, wenn es Sie interessiren könnte, zu erfahren, wie sehr ich von verschiedenen Geschäften zerstreut und abgehalten worden bin.

Ich verläugne dabey nicht, daß ich die Maßregel der stufenweisen Annäherung und gleichsam Vorbereitung, die eine Schonung dessen in sich schließt, was an sich keine verdient, nämlich der Unlust zu begreifen und weiter zu schreiten, in der eignen Anwendung immer unzureichend und unbelohnend gefunden habe. Diese Beziehung, die Sie Ihrer Schrift freywillig gegeben haben, kann übrigens dem was an ihr absolut ist, nicht den geringsten Abbruch thun.

Ich freute mich, in vielen Puncten uns beyde wenigstens nahe zu sehen; in wiefern in anderen Puncten, wo ich Sie oder Sie meine Ansicht nicht

[1]) Vergl. Süddeutsche Monatshefte, April 1910, S. 487 ff. und August 1912, S. 623 ff. —
[2]) Theorie der Wärme und des Lichts, 1802; Von der Natur der Dinge, 1803. —
[3]) Wagners „Theorie der Wärme und des Lichts".

zu erreichen scheinen, dieß bloß wegen meines unvollkommnen Fassens oder wegen der erwähnten Unterordnung Ihrer Schrift der Fall sey, kann ich und wage ich nicht zu entscheiden.

Ihre Absicht einer Philosophie der Mathematik [1]) erregt mein höchstes Interesse, und erhöht den Wunsch, daß Sie mir ferner Ihre literarische Freundschaft und Umgang schenken mögen.

Der ich mit besondrer Hochachtung verharre

Ew. Wohlgeboren ergebenster Schelling.

Jena 4. Febr. 03.

Verzeihn Sie, daß ich auch diesmal im Antworten so läßig war. Ihre Kritiken habe ich immer mit dem größten Interesse gelesen, ich vermuthe nämlich, daß unter andern die der Hegelschen Schrift von Ihrer Hand ist. Die jenigen, deren Sie Meldung thun, sind mir leyder nicht zugekommen. Sehr interessant wäre mir gewesen, Ihr Urtheil über meine Zeitschrift [2]) u. das krit. Journal [3]) zu vernehmen; und auch dem Bruno [4]) kann ich keinen besseren Beurtheiler wünschen. Wie ich höre, geht die Salzburger Zeitung in neuer Gestalt fort; empfelen Sie mich dem Herausgeber und, ist ihr mit Einsendungen von hier aus gedient, so erbiete ich mich, ihm solche, unter anderm im Fach der Poësie u. schönen Lit., zuzuweisen.

Der Titel Ihrer Neuen Schrift von der Natur der Dinge, läßt mich im Geiste schon den männlichen, strengen und großen Styl des Lucretius darin ahnden.

Wegen meines Verlegers [5]) kann ich Ihnen keine bessere Auskunft gewähren, als er Ihnen selbst schon gegeben hat. Es ist bey ihm wirklich der Fall, was andre Buchhändler sonst vorgeben, mit Verlagsartikeln überladen zu seyn.

Leben Sie recht wohl u. lassen Sie bald wieder von sich hören

Ihren ganz ergebenen Schelling.

Die Hegelsche Schrift, von der hier die Rede ist, ist die „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie", 1801. Wagner scheint zu Hegel keine näheren Beziehungen gehabt zu haben. Wir finden Hegels Namen nur einmal in einem Empfehlungsschreiben Cousins, mit dem sich dieser unter Berufung auf Hegel und Goethe in Würzburg bei Wagner einführte. — Es mag übrigens in diesem Zusammenhang eine Charakteristik Hegels Platz finden, die in einem Briefe des

[1]) Zu einer Veröffentlichung kam es erst im Jahre 1811. Übrigens enthielt schon Wagners Schrift „Von der Natur der Dinge" derartige Ansätze. — [2]) Zeitschrift für spekulative Physik, Bd. 1, 2, 1800, 01; Fortsetzung: Neue Zeitschrift für spekulative Physik, Bd. 1, Heft 1—3, 1802. — [3]) Kritisches Journal der Philosophie, hrsg. von Schelling und Hegel, Bd. 1, 2, 1802, 03. — [4]) Schelling, Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge, 1802. — [5]) Cotta in Tübingen oder Gabler in Jena?

Juristen Sigmund Zimmern, datiert aus Heidelberg vom 14. Februar 1817, enthalten ist: „... Seine [Hegels] Person stellt einen kleinen grisgrämigen Mann vor, dessen Gesicht dem Anscheine nach noch durch kein Lächeln erheitert worden ist. In einem monotonen, durch ein ewiges Husten unterbrochenen, das Gefühl auch nicht im mindesten ansprechenden Vortrag, der nicht einmal durch ordentliche Constructionen sich empfielt, leyert er seine naturphilos. Speculationen herab, wobey manche schöne Gedanken erfreulich sind ...".

Jena 21. März 03.

Das erste Blatt Ihrer Annalen [1]) ist mir zugekommen, und hat mich mit großen Hoffnungen erfüllt. Die Recens[ion] von Goethes *Tancred* betreffend gestehe ich, nach der Offenherzigkeit die sich unter Freunden ziemt, daß sie mir für dieses παρεργον eines großen Geistes zu weit ausholend und strenge schien. G[oethe] wußte recht gut, was er wollte, u. hatte keinen andern als technischen Zweck, die Schauspieler seines Theaters im gebundenen u. gemäßigten Vortrag zu üben. Vielleicht werden Sie bald durch ein neues Werk seines Geistes belehrt, wie weit noch entfernt er ist, zu seiner Wiege zurückzukehren; davon nichts zu sagen, daß man die französ. Kultur wohl auf keine Weise als diese ansehn kann.

Schon lezten Posttag gab ich 1 *Exempl.* der zwei im verfloßnen Sommer erschienenen Hefte meiner Zeitschrift für Sie auf die Post, da Sie mir schreiben, daß Ihnen solche noch nicht zugekommen. Ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie einem Mann, wie Ihnen, zu schicken, dessen Urtheil mir belehrend und interessant ist. Ich glaube manches Neue darin wenigstens angeregt zu haben.

Der Eckel, mit dem mich die gewöhnl. gelehrten Zeit[ungen] erfüllten [2]), macht daß ich gar keine mehr lese, also auch Ihr Blatt nicht zu lesen bekomme. Haben Sie, gegen das zuverlässige Versprechen, Ihnen wenn nicht sogleich von mir selbst doch von einer bewährten Hand Recens[ionen] im Fach der schönen Literat. zuzuschicken, die Güte, mir bis gegen Ende May Ihre Blätter auf irgend einem Wege zukommen zu lassen: um diese Zeit verreise ich von hier u. werde dann gewiß Muße haben, mein Versprechen für meine Person gegen Sie zu erfüllen.

Wollen Sie noch, daß ich das mir Zugeschickte im Krit. Journal einrücke? Man sagt mir, die Ausfälle gegen mich seien auf eine Äußerung Ihres Blatts erfolgt, „daß ich und Bardili im Grunde derselben Meynung wären". Ich glaube nicht, daß etwas so Verkehrtes und Verwirrendes dort kann aufgenommen worden seyn. Gegen die Münchner Kleckser [3]) habe ich

[1]) Die Salzburger Annalen. — [2]) Wohl eine Anspielung auf Schellings heftigen Streit mit der Jenaischen Literaturzeitung. — [3]) Gemeint ist wohl die Münchener Literaturzeitung.

eine so große Verachtung, daß ich nicht geneigt bin, ihrer je zu erwähnen. Dagegen werde ich gewiß von Ihrem Blatt mit der Achtung u. Entschiedenheit reden, die man dem freyen Geist und der Genialität schuldig ist.

Fahren Sie nur mit Xenien fort; diese kleinen Dinger haben eine inwohnende Gewalt. Vielleicht erhalten Sie von hier aus Beyträge auch dazu.

Es existiert von mir keine Silhouette als eine ganz schlechte, die sonst hier herumgieng. Sobald ich eine zu verschaffen weiß, die mir ähnlich ist, schicke ich sie mit Vergnügen.

Leben Sie wohl. Mit wahrster Hochachtung Schelling.

N. S. Sie haben mir unlängst wegen eines Verlegers geschrieben. Sollten Sie zu irgend einer Unternehmung einen verlangen, so empfehle ich *Phillipp Krüll*, Univ. Buchhändler in Landshut, einen soliden u. bereitwilligen Mann, bey dem Sie mich im eintretenden Fall als denjenigen nennen können, der ihn empfolen.

Jena 3. *Maj* 03.

Sie werden indeß die 2 Hefte meiner Zeitschrift als doppeltes *Exempl.* erhalten haben: ich bedaure, daß Sie selbige schon vorher sich angeschafft hatten.

Es erscheint zur Messe ein neues Heft des krit. J[ournals]. Es hätte zu meiner Genugthuung gedient, etwas von Ihren Annalen erwähnen zu können. Aber glauben Sie denn nicht, daß ein Lob von mir Ihnen nur schaden kann? Daß es als Partéysache aussieht, da Sie sich meiner mit so viel Redlichkeit, unter so vielen Gegnern, annahmen? Ich habe also alle Erwähnung unterlassen, umso mehr, da Ihre Anzeige abdrucken zu lassen, mir weder im Journal noch auf dem Umschlag, der dem Verleger gehört, zustand.

Ich glaube meinen Antheil an Ihrem Unternehmen besser durch Mitarbeit zu bezeugen, auf die ich Sie vom kommenden Monat an mit Gewißheit zu rechnen bitte.

Der Buchhändler in Landshut, den ich Ihnen vorgeschlagen, ist, wie Sie ihn wünschen. Er hat ausgebreitete Verbindungen, und macht die von ihm verlegten Schriften gewiß bekannt. Er geht auch im Honorar so weit als irgend ein Sächs. Buchhändler, wie ich aus Erfahrung weiß, auf jeden Fall weiter, als Hr. Härtel in Leipzig, den ich (unter uns gesagt) als einen sehr interessirten Menschen gefunden habe.

Schad[1]), (von dem ich Ihre Philos[ophie] d[er] Erz[iehungs-]K[unst][2]) noch nicht erhalten habe, obgleich es mir Vergnügen gewesen wäre, sie in dem letzten Heft des kr[itischen] J[ournals] anzuzeigen, wenn anders die Zeit, die ein solches Werk erfodert, mir zu Gebot gestanden hätte) — Schad also

[1]) Über den Philosophen Johann Baptist Schad vergl. Allg. deutsche Biogr. 30, 493.—

[2]) Wagner, Philosophie der Erziehungskunst, 1803.

wird mit dem Honorar der Annalen ganz zufrieden seyn und es schon durch die Weitschweifigkeit einzubringen wissen.

Er hat mir eine Anzeige d. 1sten Hefts meiner Zeitschrift gezeigt, die ein wahres *Non plus ultra* von Geschwätze ist. Es sollte mir leid thun, wenn selbige wäre aufgenommen worden. Geben Sie ihm darüber nur einen ganz offenherzigen Wink, wenn er anders dieses inveterirte Laster ablegen kann!

Für die Zeitschrift möchte ich gern ein gutes Wort einlegen: Sie wissen vielleicht nicht, daß sie zum Schaden des Verlegers gedruckt wird, so wenige *Exempl.* gehen ab und dennoch habe ich einen ganz uninteressirten Wunsch, daß gerade dieses Institut bestehe.

Windischmanns[1]) Aufsatz, der sich durch eine besondere Conjunctur dahin verirrt hat, gebe ich gern Preis.

Sie werden von Landshut aus ein *Exempl.* der neuen Auflage meiner Ideen zur Nat. philos.[2]), so wie von Leipzig ein *Exempl.* meiner Vorlesungen über akad. Studium[3]) erhalten. Über manche Gegenstände der leztern wünsche ich recht angelegentlich Ihr Urtheil.

Verzeihung dieser Flüchtigkeit unter den Vorbereitungen zur Abreise!

Ich reise in einigen Tagen von hier ab[4]). Ihre ferneren Briefe bitte ich Sie zunächst an die *Cotta*'sche Buchh[andlung] in Tübingen zu addressiren.

Schwerlich wird es war werden, Sie zu sehen, so sehr ich es Ihretwegen u. wegen Ihrer herrlichen Gegend wünschte.

Ich reise Ende des Sommers, so Gott will, nach Italien, werde den Winter in Rom und in diesem Lande überhaupt vielleicht einige Jahre zubringen.

Leben Sie wohl, innigst verehrter Herr u. Freund,

Ihr ganz ergebenster Schelling.

Als Ergänzung dazu dienen zwei Stellen aus Briefen Wagners an einen Freund. Er schreibt am 15. Oktober 1802 aus Salzburg: „... Ich habe in meiner Wärmetheorie von Schelling gesprochen, als von einem der meines Wegs geht, und mich darum interessirt. In dem Tone schrieb ich ihm auch bey Übersendung eines Exemplars und er antwortete nicht, wahrscheinlich weil er Huldigung erwartete. Diese habe ich nicht zu geben, zumal da er nicht einsehen zu wollen scheint, daß er in seinen naturphilosophischen Schriften unendliche Fehlgriffe thut. Ich hoffe, er wird mich ungenekt lassen, sonst werde ich ihn nicht vermeiden. Ich fühle mich jezt erst

[1]) Der katholische Philosoph K. J. H. Windischmann, vergl. Allg. deutsche Biogr. 43, 420 ff. — [2]) Schelling, Ideen zu einer Philosophie der Natur als Einleitung zum Studium des Systems der Wissenschaft, 1803. — [3]) Schelling, Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, 1803. — [4]) Schellings Verhältnis zu Karoline Schlegel, die er einige Wochen darauf heiratete, und sein Streit mit der Jenaer Literaturzeitung waren der bekannte Anlaß seines Weggangs. Seine Berufung nach Würzburg ließ den Plan eines längeren Aufenthalts in Italien nicht zur Ausführung kommen.

ihm gewachsen, seitdem ich mir selbst ein System schaffe . . ." [1]). Am 18. Dezember 1802 schreibt er: „. . . Schelling hat mir auf meinen kalten und stolzen Brief an ihn, mit Lobsprüchen auf meine Wärmetheorie geantwortet, die es gar nicht im Zweifel lassen, daß er meine wissenschaftliche Selbständigkeit anerkennt und achtet — gerade das, was ich von ihm erhalten wollte . . ." [2]).

Beide Briefstellen sind für die weitere Entwicklung wesentlich; sie erklären einigermaßen den alsbald folgenden Umschwung der Stimmung auf beiden Seiten. Schon hier wetterleuchtet es; der Sturm ließ nicht lange auf sich warten. Wagner hatte im Herbst 1803 eine philosophische Professur in Würzburg erhalten, wohin auch Schelling kurz zuvor berufen worden war. Wir finden bei Adam und Kölle, „J. J. Wagner, Lebensnachrichten und Briefe", S. 29 ff, eine anschauliche Schilderung, wie Wagner seine Ansicht über Schelling mehr und mehr zu revidieren genötigt ist, wie nach der wissenschaftlichen und persönlichen Seite hin die Kluft immer größer wird, bis zuletzt die offene Feindschaft zwischen beiden sogar die Aufmerksamkeit der Regierung erregt. Der Generallandeskommissär Graf Thürheim hatte den Streit zu schlichten. Das Ergebnis war ein Verweis für Wagner. Die diesbezüglichen Schriftstücke mögen teilweise *in extenso* hier abgedruckt werden [3]).

Bamberg d. 24. Jan. 1804.

Ich muß bekennen, daß die von Ew. Wohlgebohrn an mich erlassene letztere Zuschrift in vielen Beziehungen einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich gebe es Ihrer eigenen Überlegung anheim, ob der Kampf, welchen Sie, nach Ihren Äußerungen, mit Herrn Professor Schelling bestehen wollen, für die Wissenschaft und Wahrheit einen Gewinn erwarten läßt. Inzwischen kann ich Ihnen nicht bergen, daß die Regierung heftige und voraus angekündigte Reibungen unter den neu berufenen Lehrern nie gedulden wird, und bei einer im Anfang von so vielen Reactionen gedrängten Anstalt unmöglich dulden kann. Ich kann Ew. Wohlgeborn nebenbei nicht unbemerkt lassen, daß, wenn der Fall eintreten sollte, solche Gegenwürkungen durch eine Versetzung zu verhindern, die Wahl Ihre Person um so zuverläßiger treffen würde, als das Ministerium mit Ihrem Benehmen während des letzten Aufenthalts in *München* nichts weniger als zufrieden gewesen ist. . . . Es fodert meine Pflicht, Ihnen ein bescheidenes und ruhiges Betragen mit Nachdruck zu empfehlen. . . .

Thürheim.

Das Konzept zu Wagners Antwort vom 27. Januar 1804 lautet:

„Eure Exzellenz beliebten . . . mir in Ansehung meiner Verhältnisse mit Schelling einen eben so unerwarteten als nachdrüklichen Verweis zu ertheilen. . . . Mein Kampf gegen S. ist keineswegs eine heftige und beabsichtigte Reibung, sondern auf der einen Seite wissenschaftlicher und akademischer Wetteifer, bey welchem die Akademie nur gewinnen kann, auf der andern Seite aber nothgedrungene Behauptung meiner äussern Unabhängigkeit gegen das despotische Verfahren eines Collegen. Es muß doch wahrlich empören, wenn ein College dem andern mit Maaßregeln droht

[1]) f. [Adam] S. 216 f. Wegen des Zitats vergl. Süddeutsche Monatshefte 1919, S. 487. — [2]) f. [Adam] S. 227. — [3]) Über Schellings Verhältnis zu Wagner vergleiche auch: Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie, 6, 160—163.

auf den Fall, daß er sich gelüsten lasse, in dem Fache, zu welchem er berufen ist, Vorlesungen zu halten. Ich habe nun allerdings gegen Schellings Willen angefangen zu lesen, und das Vergnügen gehabt, die Zahl meiner Zuhörer mit jeder Stunde zunehmen zu sehen; wenn mich nun dieses als einen unruhigen Mann charakterisirt, so kann ich dagegen nichts einwenden. Sollte es meinen Collegen verdrießen, daß man seine Vorlesungen unverständlich, die meinigen aber faßlich und angenehm findet, so bin ich auch in dieser Hinsicht der unschuldige Gegenstand seines Zornes. ... Ich hatte mich auf das freundschaftliche Verhältniß mit Sch. innigst gefreut, und es tut mir sehr leid, daß es durch seinen Egoismus vernichtet ist. Ich schätze indeß sein Talent darum nicht minder, und wenn ich sein Rival zu seyn eingestehe, so bin ich darum nicht auch sein Feind. Ich richte mich ganz allein darauf, mir meinen Wirkungskreis von ihm nicht stören zu lassen, und begehre durchaus nicht, ihm den seinigen zu stören. ..."

Es ist später nicht mehr zu einer Verständigung zwischen den beiden Gegnern gekommen. Ein Freund Wagners, der Regierungspräsident von Andrian, der im Jahre 1817 in München einigemal mit Schelling zusammentraf und gerne zwischen den beiden vermittelt hätte, spricht sich in einem Brief aus Passau vom 4. Juli 1817 also über Schelling aus:

„... Sie bestehen, mein Lieber, mit der Ihnen eigenen *Consequenz* auf Mittheilung meiner Unterredungen mit Schelling. Nun wohl, ich will Ihren Wunsch befriedigen, so gut ich kann. Ich war nur zweymal allein mit ihm, das erstemal in einer eiligen Viertelstunde ..., das zweitemal [traf ich ihn] länger, aber in einem durch das Unglück des Fr. v. Lerchenfeld so tief gebeugten Gemüths- und so geschwächten Geisteszustand, daß es mir durchaus unmöglich war, mich ihm gegenüber zu stellen. Es schien ihm zu gefallen, daß ein *Diletant Interesse* an der Wissenschaft nimmt, und er kam mir daher mit menschlichem Wohlwollen entgegen. Mir erschien er als der Mann, der die Wissenschaft von ihrem *frivolen* und *profanen* Standpunkt auf *Religiosität* zurückführte, und der daher auf volle Anerkennung von meiner Seite Anspruch machen konnte. In seinem Gedankensystem, soweit ich mich dessen bemächtigen konnte, fand ich indessen jene Klarheit und Abgeschlossenheit nicht, welche das Ihrige auszeichnet. Seine Konstruktion scheint mir nicht durchgreifend zu seyn, und mir bei den höchsten *Ideen* stehen zu bleiben. Das Weltgesetz in jeder Einzelheit nachzuweisen, vermag sie nach meiner Meinung nicht. Was die von ihm herausgegebene *Cosmogonie* betrift, so waren die Aufschlüsse, welche er mir darüber ertheilte, so fragmentarisch, daß ich Ihnen hierüber im Grunde nichts Erkleckliches sagen kann. ... Über Schellings Gemüthsseite erfuhr ich von Ringseisen, daß mit ihr seit dem Tode seiner ersten Frau eine merkliche Veränderung vorgegangen sey. Viele rauhen Ecken sollen sich zugerundet, und *Liberalität* an die Stelle der vorigen *Despotie* getretten seyn. — Wie ich bemerkte, widersprach [er] dieser Behauptung nicht, sondern schien sie vielmehr zu bestättigen. Gerne wäre ich übrigens als Vermittler zwischen Ihnen und ihm aufgetretten, denn es thut meinem Herzen wehe, zwey solche Sterne am Firmament der Wissenschaft gegenseitig im *Aphelium* zu erblicken; allein einerseits gaben Sie mir hiezu keine Vollmacht, u. auf der andern Seite war meine Bekanntschaft mit Schelling noch so neu, daß es unbescheiden ge-

wesen wäre, mich seiner Gemüthsseite bis auf diesen Grad zu nähern, zumal da sich hiezu keine Gelegenheit von selbst ergab. So viel von Schelling ..."

Einem weiteren interessanten Urteil über Schelling begegnen wir nachher in einem Briefe des Philosophen Eschenmayer.

Der Philosoph und Mediziner A. K. A. Eschenmayer lehnte sich zunächst an Schellings Naturphilosophie an. Seine eigenen Wege ging er aber, als er im Jahre 1804 in der Schrift „Die Philosophie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie" dem religiösen Glauben einen eigenen, von der Philosophie vollständig unabhängigen Boden zu erobern suchte. Der zweite der unten folgenden Briefe bringt diese Gedankengänge in bemerkenswerter Ausführlichkeit. Zum weiteren Verständnis der Briefe verweise ich auf die ausführliche und sehr interessante Einleitung zu Wagners „System der Idealphilosophie" (1804), die sich klar über das Verhältnis Eschenmayers zu Schelling und Wagner ausspricht.

Kirchheim unter Tek, d. 26. Nov. 1804.

Innigen Dank für das schäzbare Geschenk[1]), welches vom 1. Sept. datirt — ich erst am 20. Octb. erhielt, ein Umstand, welcher meine Antwort verspäten mußte. Daß ich Ihre Schrift zwei und dreimal gelesen habe, versteht sich von selbst. Mir ist der Genuß derselben doppelt geworden, da ich schon früher, wie Sie aus beiliegender Schrift[2]), welche ich ebenfalls als Beweiß meiner Verehrung aufzunehmen bitte, ersehen werden, mit mehrern Ideen derselben übereinstimte. Ich finde alle Ihre Ansichten neu und vortreflich und kenne an Klarheit und Schönheit des Vortrags keine Ähnliche. Mich über das Einzele zu erklären, gestattet hier der Raum nicht; da Sie aber in meiner Schrift überall Winke von dem finden werden, was Sie schon in entwikelterer Gestalt darlegen, so können Sie schon den gleichen Sinn daraus errathen. Aus der Einleitung sehe ich, daß auch Sie mit Schelling uneins geworden. Ich gestehe gern, daß ich immer das hohe Ideal liebte, welches dieser Mann in sich trägt und abgesehen von der Hize des Streits, in welchem er sich selbst verlohr, sind doch seine einzele Darstellungen, wo sie ohne Zwang des Systems erscheinen, voll Kraft und Schönheit und soviel ich glaube die Erste für das wieder lebendig gewordene Reich der Ideen. Wie sich Schelling selbst verlohr, so wird er sich auch wieder finden und mit sich selbst ausgesöhnt auch andere mit Ihm versöhnen. Daß Sie mit mir einsehen, daß Schelling sich durch die Idee des Abfalls eben so wenig aus der Verlegenheit rettet, als durch andere Versuche, freut mich sehr, aber es läßt sich entschuldigen, daß er vorher alle Arten der Auflösung versucht, ehe er den Knoten für unauflösbar annimt. Daß die Speculation ihr Leben nicht wieder durch Speculation erhalten könne, scheint mir ziemlich klar zu seyn und deßwegen bin ich über die hinausgegangen, ohne ihre Würde zu

[1]) Wagners System der Idealphilosophie, 1804. — [2]) Eschenmayer, Die Philosophie in ihrem Übergange zur Nichtphilosophie, 1804.

verkennen. Dieses Hinausgehen nun ist mir in beiliegender Schrift wichtiger als bisher geworden und ich will Sie daher ebenfalls um Ihr Urtheil bitten, wie Sie meine Idee der Weltgeschichte und ihren Zusammenhang mit der Religion finden.

Es thut mir leid, Paulus, welchem ich gerne vieles von den Gedanken, welche ihre Ansichten in mir erwekt haben, an Sie mitgegeben hätte, nicht gesprochen zu haben. Schriftlich läßt sich dieses nur sehr langsam nachholen, doch werde ich, wenn Sie mir es erlauben, von Zeit zu Zeit Ihnen das Bessere mittheilen.

Mit vollkommener Hochachtung der Ihrige Eschenmayer.

Es mag hier ein Brief von Paulus an Wagner Platz finden, der zwar nicht eigentlich in diesen Zusammenhang gehört, aber vor allem wegen der Bemerkungen über bayerische Universitätsverhältnisse nicht unterdrückt werden kann. Paulus und Wagner hatten bis zu einem gewissen Grad eine gemeinsame Vergangenheit, insofern Erinnerungen an Fichte und der Haß gegen Schelling sie verband; auch waren sie sich als Kollegen an der Würzburger Universität näher getreten.

B[amberg] d. 11. May. 1807.

Ich schwieg lange, Mein theurer Freund, weil ich mehr nicht, als an Sie denken konnte. Den ganzen Winter kämpfte ich gegen die Versezung nach Altorf. Da die Regirung mich endlich hirher, wo die ganze Natur mir sehr zusagt und mein Geschäftscrais wenigstens leidlich ist, versezte, so kam ich über *Anspach*, u. dort zum Grafen v. Th[ürheim]. Sobald ich von Ihnen sprach, sagte mir dieser, dass Sie sich zu W[ürz]burg besser, wie je, befänden, weil Hr. v. *Hartmann* Ihr Freund sey und die Regirung Ihren Wünschen entspreche. Ich wünsche nichts herzlicher, als dass diese Nachricht (sie schien von Hrn. v. *Hoven* zu kommen) in vollestem Sinne wahr seyn möge. ... Sollte aber auch für Sie, m. Th., zu Würzb. nicht alles so gut seyn, wie es mir erfreulich wäre, so ist, leider, dagegen in Bayern, wie Sie an Altorf sehen, jezt ein allgemeines Zuwarten in Absicht auf *academica*. Erst der Friede wird dahin wieder die Gedanken zu wenden möglich machen. Man weiss ja jezt nicht, wie viel man entw. erbt oder abläßt. Am Ende, wenn Erlangen wie Altorf durch Tausch oder Gewalt Bayrisch würde, möchte wohl mehr nicht geschehen, als dass man beydes zusammenschmilzt, u. mit den dort zusamentreffenden Lehrern sich begnügt...

Mit Liebe u. Hochachtung Der Ihrige Paulus.

Kirchheim unter Tek d. 5. April 1805.

Für das mir schäzbare Geschenk Ihrer neuesten Schrift[1]) danke ich Ihnen aufs verbindlichste. Ich finde die Immanenz der Erkenntniß auf eine einleuchtende Art und mit Gründen vorgetragen, an welche Kant wahrscheinlich nicht gedacht hat, aber doch möchte ich die Ruhe der Philosophie nicht in ihr niedersezen, sondern dieser wirklich ein Wort für das Transcendente erlauben. So wahr es ist, daß die Immanenz der Erkenntniß allein es ist, welche sowol in der Ansicht der Welt Dinge als der Geistes Handlungen in einer beschlossenen Sphäre wohnt, in der jede mögliche Frage durch leben-

[1]) Wagner, Von der Philosophie und der Medizin, 1805.

dige Welt oder Geistes Anschauung unmittelbar beantwortet werden kan, so wenig kan durch sie die höhere Frage ausgeschlossen werden, was jene beschlossene Sphäre selbst wieder begränze. Zu sagen, daß die Speculation über diese Frage nichtig seye, weil sie ins Transcendente führe, bisher mißlungen seye und noch nie eine Ausbeute gegeben habe, hieße die Philosophie nach einem unlautern Maasstaabe schäzen. Sie fordern das Spiel eines Gleichgewichts, das zwar an sich absolut und von dem Göttlichen getragen seyn soll aber als Spiel nichts als Relativität seyn kan, und gewinnen dadurch Ihrem System allerdings die Lebendigkeit, indem das Bewustlose durch das Bewuste aus seinem Tode gewekt und zu einem lebendigen Trieb angefacht wird, das Bewuste hingegen durch das Bewustlose in seiner ruhigen Contemplation gestört und ins Wissen und Handeln einer Welt gezogen wird. Auch ist es vollkommen richtig, daß die Konstruction jenes Spiels zweier Elemente in ihrer lezten Vollendung zur Welt- und Natur Geschichte führe. Allein — hier ist eben der Ort, zu zeigen, daß der Philosoph, welcher jene Konstruction unternimmt, nicht in jenem Spiel selbst befangen seyn kan sondern über und außer demselben stehen muß. Die Philosophie hat also dasjenige Bewuste, welches in jenes Spiel des Gleichgewichts gezogen ist und dadurch Trieb und Leben erhält von dem Bewusten, welches eine klare Einsicht in jenes Spiel und Leben nimt, sehr wol zu unterscheiden und ich darf wohl behaupten, daß Sie selbst die Idee dieses Gleichgewichts und seines Spiels nicht hätten fassen können, wenn Sie nicht in eben dem Moment sich ganz von ihm zurückgezogen und auf einen weit höhern Gesichts Punct gestellt hätten. Die Lebendigkeit der Welt Anschauung ist daher der Speculation untergeordnet, das Leben ist nur eine trübe Mischung des Bewusten mit dem Bewustlosen und offenbar schlechter als die ruhige Contemplation, welche außer dieser Mischung ist. Eben daraus folgt auch, daß die Immanenz der Erkentnisse der Speculation untergeordnet ist, und daß jenes Gleichgewicht durchaus nichts Göttliches an sich habe sondern blos von der menschlichen Vernunft getragen seye, welche sich, eine Einsicht in das Göttliche zu haben, gerne bescheiden wird. Auch läst sich diese Behauptung von einer andern Seite rechtfertigen. Um die Natur eines Verhältnisses zu finden, muß man seine Faktoren isoliren, um zu sehen, was sie an sich sind. Das nemliche thut die Speculation mit den beyden Elementen jenes Gleichgewichts, und indem sie dieselbe isolirt, findet sie die Natur des Unendlichen an ihnen, was sie in der Immanenz der Erkentniß nie finden konnte. Einseitig ist eine Speculation, welche der Immanenz der Erkentniß selbst inherirt und dieses oder jenes Verhältniß als das Erste sezt und ihre Konstruction davon anfängt, was nie zu einem organischen Ganzen führen kan. Höher und wahrer aber ist eine Speculation, welche die

Immanenz der Erkentniß überhaupt der Natur des Unendlichen unterordnet; nicht das Leben selbst ist der Gegenstand dieser Speculation sondern das, woraus es genommen ist. Allein — auch dieses ist nicht der kulminirende Punct der Philosophie. Mir ist die Vernunft der Träger jenes Gleichgewichts — das wahrhaft Ewige, das sowol das Universum und den Raum als die Welt Geschichte und die Zeit theilweise in sich aufnimmt und zu einem Ganzen zu ordnen im Stande ist. Als ordnendes Princip ist sie daher auch von Zeit und Raum völlig unabhängig und diese Unabhängigkeit spricht sich in den Ideen als den nächsten Abdrüken der Vernunft am schönsten aus. Die Philosophie ist mir das Nachbild der Vernunft, welche das Urbild ist und der höchste Ausdruk dieses Nachbildes heißt im Munde des Philosophen das Absolute. Und hier kommen wir auf die lezte Frage — was ist Jenes, was die Gleichheit und Ähnlichkeit des Nachbildes (der Philosophie) mit dem Urbild (der Vernunft) anschaut? Diß ist das, was ich Seele nenne. Hier nun hört das Wissen und Handeln auf, die Philos. und das Absolute hat keinen Wert mehr und die Richtung geht ins Unsichtbare und Unerkennbare und heißt Andacht. Hier ist auch der Punct, wo ich mich von Schelling trenne. Ihm ist Gott das Absolute, mir ist das Nachbild der Vernunft das Absolute, und Gott jenseits desselben.

Innerhalb der Sphäre, welche Sie Sich gewählt haben, ist Ihr Buch voll herrlicher Gedanken und Ihre Ansichten originell und schön; aber der ganze Versuch, die Immanenz der Erkenntniß als das Einzig Wahre zu finden, ist die Philosophie mehr beschränkend als erweiternd. Eigentlich mischt sich die Philosophie nie selbst in die Welt-Anschauung und eben die Besonnenheit, jenem Spiel des Lebens zuzusehen, ohne selbst darinn befangen zu seyn, macht ihren wesentlichen Karakter aus. Die Philosophie ist als Nachbild urbildlicher Verhältnisse und Functionen immer ideal, gerade wie jedes Kunst Product, das die Natur zwar nachahmen aber nie selbst zur Natur werden kan.

Daß Sie der Philosophie nur einen indirecten Einfluß auf Medicin gestatten, ist zwar der Geschichte unserer Tage aber meiner Idee von einer Beziehung Beyder nicht angemessen. Ich halte zwar das Verweisen der Medicin auf Induction und practischen Sinn im gegenwärtigen Zeitpunct für besser als auf unsere Erregungs Theorie aber im Grunde sind beyde Stüzen gleich unsicher und grundlos, und ein Gebäude, das keine bessere Basis hat, steht im Sande.

Zu Ihrem Unternehmen[1]) wünsche ich Ihnen von Herzen Glük und glaube, daß es unter Ihrer Pflege gedeihen werde. Meiner Beiträge dürfen Sie sich, so viel Zeit und Umstände es zulassen, versichert halten.

Mit vollkommenster Hochachtung

Euer Wolgeborn gehorsamster D[iene]r Eschenmayer.

[1]) Wagners Journal für Wissenschaft und Kunst, Heft 1, 1805.

Franz von Baader ist, wie Eschenmayer, aus dem ärztlichen Stande hervorgegangen. Auch er hat, wie Eschenmayer, Schellings Wege gekreuzt, aber Schelling ungleich nachhaltiger beeinflußt, als dieser. Zu J. J. Wagner stand er — wie bei der Verschiedenartigkeit ihrer Philosophie leicht begreiflich — in keinem nähern Verhältnis. Doch haben Wagners beide Schriften „Mathematische Philosophie" (1811) und „Der Staat" (1815) zu einem kurzen Briefwechsel geführt. Die drei vorliegenden Briefe Baaders sind für seine Gedankengänge teilweise sehr charakteristisch und legen immerhin für jene Jahre Beziehungen zu Wagner klar, die sich aus den bisher bekannten Baaderschen Briefen nicht ergeben. Später lockerten sich die Beziehungen zwischen beiden wieder. Isaak Bernays, ein Freund und Schüler Wagners, der Vater von Jakob und Michael Bernays (vergl. über ihn das Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft 5, 297 ff.), schrieb am 28. Februar 1820 aus München an Wagner: „... Es ist schrecklich, der hier herrschende *Obscurantismus*. Baader baadert, von ihrem Buche [gemeint ist Wagners Schrift „Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat"] sagte er: wann uns die Philosophen nicht mehr geben können! ich erwiderte, sie hätten ja nur die Sache selbst sprechen lassen und nichts gegeben; er wurde bös. Doch sehen wir uns oft, aber immer er sprechend, *docirend* und ich lächelnd u. schülerhaft, weil man doch gegen Gottesgelehrte, ja *inspirirte* die schuldige *veneration* beobachten muß ...".

München den 26. Oktob. 814.

[Notiz von Wagners Hand: erhalten den 17. Novbr., beantw. d. 18ten.]

Eur Wohlgeborn!

Da mich mein dermaliger Studiengang zu Eur Wohlg. Mathematischen Philosophie führet[1]), und ich sehr wünschte, daß dieses reichhaltige und jedes Denkers lebhaften Dank verdienende Werk möglichst gekannt und studirt würde, so wende ich mich an Eur Wohlg. selbst mit dem Ansuchen, mir zu melden, ob und welche Vorkehrungen Sie vielleicht seitdem Selbst zu obigem Zweke beschlossen oder schon getrofen haben, und mit dem Wunsche, daß es Ihnen gefallen möchte, einen erläuternden Kommentar Ihrem Werke nachzuschiken, zu dessen Vollendung ich gerne selbst meine Dienste mit anbieten würde. Denn freylich dünkt den aus ihrer wahren Heimath völlig entfrembeten alles fremde, was von jener Heimath kömmt, und eben darum scheint mir ein solcher Kommentar hier nicht nur dienlich, sondern selbst nothwendig.

Ich zeichne mich mit wahrer Hochachtung

Eur Wohlgebohrn ganz ergebenster

Franz Baader K. b. Oberstbergrath u. Akademiker.

[1]) Vergl. dazu Baaders Brief an Schubert vom 21. Oktober 1814 (Baaders sämtliche Werke, herausgegeben von Hoffmann, Bd. 15, S. 253). — Das Urteil, das Baader hier über Wagners schwer verständliche Mathematische Philosophie ausspricht, wurde damals allgemein geteilt.

Schwabing bei München den 22. Juli 815.

Bald nach Empfang Eur Wohlg. verehrlichen Schreibens bei Gelegenheit der Übersendung Ihrer mir willkomm gewesenen Schrift über den Staat[1]), habe ich zwar angefangen, Ihnen Bemerkungen über diese niederzuschreiben, aber, da diese zu weitläuftig geworden, so habe ich diese Arbeit einsweilen wieder bei Seite gelegt, und begnüge mich Ihnen folgende allgemeine Bemerkung zu schreiben.

Ich sehe aus Ihrer Bearbeitung der Zahlenlehre, daß Ihnen Quellen noch unbekannt seyn, die Sie schlechterdings kennen und nüzen müssen. In Briefen läßt sich hierüber wenig sagen, und ich muß Ihnen vorerst nur die Nachlesung des 1784 erschienenen Magikons (von Kleuker) anempfehlen, mit der sichern Nachricht, daß ein in den Geheimschulen bekannter *Martinez Pasqualli's* (von Portugiesisch-Arabischer Herkunft) und Lehrer des bekannten *St. Martin's*, allerdings im Besiz einer Zahlenlehre war, in der ich (aus dem was mir hievon zu Gesichte kam) einen unzerrissnen Faden bis zu der Zahlenlehre der Alten etc. erblikte[2]). Merkwürdig ist aber daß hier immer eine doppelte Zählung sich findet, die eine 10 th. für das Zentrale, Geistige, die andre (6 und 12 th.) für das Peripherische oder Materielle[3]). Ich für mich habe schon seit einiger Zeit in den einzelnen Naturkräften und Gestalten jene Zahlen nachgefunden, und so werden Sie in beiliegender Schrift[4]), die so eben erschien, die Vierzahl im Blize nachgewiesen finden, mit der nicht unwichtigen Weisung, daß die Creatur nur von Vier (vor und rükwärts) zu zählen anfangen kann. Ich habe übrigens in dieser Schrift wenigst dem Kenner den Schlüssel aller Natur und Gottesweisheit in die Hand gegeben, und gezeigt, daß die Creatur, wie selbe zuerst aus dem Schöpfer (Vater) tritt, nur gleichsam roher Stoff ist, der erst durch eine zweite oder Wiedergeburt, und diese durch Assimmilation (Combustion) den Sohn (Licht) als Ziel und Ende der Natur (ihre Verklärung) gebiert, So daß also der Vater

[1]) Vergl. dazu den Brief Baaders an Schubert vom 10. April 1815 (Baaders sämtliche Werke, 15, 259): „... Wagner's Schrift: Der Staat, hat mir troß des pantheistischen Geistes, der sie durchweht, Vergnügen gemacht, weil sie Dinge andeutet, die *altioris indaginis* sind ...". — [2]) J. F. Kleuker, Magikon oder das geheime System einer Gesellschaft unbekannter Philosophen ..., 1784. Über Kleuker vergl. Allg. Deutsche Biogr. 16, 179 ff. — Über Baaders Beschäftigung mit Kleuker, St. Martin und M. Pasqualis vergl. Claassen, Baaders Leben und Werke, Bd. 1, S. 133, 135, 142 ff., 145 f.; ferner Baaders sämtl. Werke, Bd. 15, in zahllosen Briefstellen. — Claassen a. a. O. 1, 144 behauptet, daß Baader an J. J. Wagner das Ansinnen gestellt habe, St. Martins *ministère de l'homme-esprit* zu übersetzen. Es liegt hier eine Verwechslung mit H. Wagner vor; vergl. Baaders Briefe an Schubert vom 21. Oktober 1814 und vom 27. Jan. 1815 (Baaders sämtl. Werke, 15, 253 u. 257). — [3]) Über diese Zahlenlehre vergl. Claassen a. a. O. 2, 2 ff. — [4]) Baader, Über den Bliß als Vater des Lichts, 1815.

der sich in der Creatur wie verliert, in ihrer Wiedergeburt u. also in der Geburt des Sohns, verherrlicht [sich] wieder findet, und so zu sagen reduzirt *(Religio-religans deo)*. — Nur durch Aufnahme dieser Erkenntniß wird die Philosophie vollendet, weil sie die Religion (nämlich die der Erlösung und Wiedergeburt) in sich aufnimmt. Eine entschiedne Epoche, welche diese meine kleine Schrift bezeichnet, und welche der nach dem Ausland gaffende Deutsche schon längst im *Philosophus teutonicus*[1]) vor sich hatte, ohne sie zu beachten.

Was endlich den ächten Orientalism[us] betrift, der Ihnen gleichfalls zu Ihrer grossen Arbeit Hilfe geben muß, so weiß ich keinen andern Rath als das Studium der ebräischen Sprache — Es ist unverzeihlich, daß so viele Gelehrte in den trüben Abflüssen Indiens etc das suchten, was sie besser und ächter in Moses Büchern hätten, welche eine vollendete Wissenschaft enthalten. — Ich hoffe E. W. übrigens in einiger Zeit, zur Förderung Ihrer Arbeit eine Abhandlung über das Siebengestirn (die Siebenzahl) schiken zu können, welche eine Fortsezung beiliegender Schrift seyn wird.

Mit wahrer Hochachtung *B[aader]*.

Noch eine andere Äußerung über den „Staat" möchten wir in diesem Zusammenhange wiedergeben. Es ist ein Brief Anselms von Feuerbach an den Grafen Karl von Giech, der mit seinem Bruder und einigen Freunden die Drucklegung des „Staates" ermöglicht hatte; Feuerbach bedankt sich darin für die Zusendung eines Exemplars des Werkes. (Nach einer alten Abschrift in Wagners Nachlaß.)

Bamberg d. 20. März 1815.

Hochgeborner Graf,

Hochzuverehrender Herr,

Eur Hochgeborn danke ich und zwar — nicht wie man gewöhnlich Dank zu sagen pflegt, sondern — wahrhaft innig und von ganzer Seele sowohl für Ihr treffliches Geschenk, als auch dafür, daß Sie mein Gemüth der Freude an einem Werk, wie das Ihres Freundes| und Lehrers, fähig hatten. Ich weiß nicht, wem es größere Ehre bringt, ob dem trefflichen Wagner, daß er solche Liebe für sich, so reine und warme Begeisterung für das Wahre und Gute in edlen Seelen erweckt; oder den Jünglingen, die solcher Liebe und Begeisterung fähig sind, und solche Gesinnungen durch so schöne Handlungen uneigennüzig edelmüthig aussprechen. Die alte ehrwürdige Eiche teutschen Adels ist nicht bei der Wurzel abgestorben, wenn sie noch so frische Zweige treibt. Und wohl dem Vaterlande, welches recht viele adliche Jünglinge zählt, die Ihnen und Ihren Freunden gleichen.

Prof. Wagner war mir schon früher als ein sehr geistreicher, genialer Mann bekannt. Verschiedene seiner Schriften habe ich gelesen. Sein Werkchen über Staatswissenschaft und Politik [gemeint ist Wagners „Grundriß der Staatswissenschaft und Politik", 1805] lag meinem Buche und meinen wissenschaftlichen Bestrebungen am

[1]) Gemeint ist J. Böhme.

nächsten. Von dem neusten, dessen Besitz ich Ihrer Güte verdanke, verspreche ich mir insbesondere einen recht großen Genuß. Wo ich nur aufschlage, fühle ich mich angezogen; überall begegnet mir da ein kräftiger Genius, reich an Geist und Gemüth, von dem Licht und Wärme ausgeht, und der in ruhiger besonnener Beschauung über der Erde schwebt.

Wenn Ew. Hochgeb. nach Bamberg kommen, so hoffe ich Gelegenheit, Sie persönlich kennen zu lernen und Sie von der aufrichtigen Achtung zu überzeugen, womit ich verharre als Ew. Hochgeborn ganz ergebener Anselm von Feuerbach.

Schwabing bei München den 9. Oktob. 815 [1]).

Überbringer dieses, 3 junge Griechen, wollen in Würzburg Medizin studiren, und ich empfehle sie darum an E. Wohlg. mit der Bitte, Sich Ihrer mit Rath anzunehmen, und die Zusicherung daß jeder Ihnen durch Ihre Gefälligkeit geleistete Dienst als mir erwiesen von mir angezeichnet werden wird. Um unnöthige Briefportokosten zu meiden, habe ich E. W. meine lezthin Erschienene kleine Schrift: Über Verbindung der Religion mit Politik [2]), nicht zugesendet, die bei *Campe* in Nürnberg erschien, und deren Absicht Sie leicht errathen werden. — Ich bereite mich übrigens so eben vor, eine Blinde als *Somnambule* zu behandeln, und verspreche mir von dieser Behandlung wichtigere Aufschlüsse, als man grösstentheils von derlei Behandlungen hatte [3]). Ich werde nicht ermangeln, zu seiner Zeit Ihnen hierüber Nachricht zu geben. Kennen E. W. des H. P. Raumers in *Breslau* Arbeiten über Zahlen?

Mit dem Schwerdt im Mundt und dem Kreuz im Herzen! [4])

Ganz ergebenster D[iener] u. Freund *F. Baader*.

„Freier Volksstaat" und Kulturstaat.

Von Robert von Pöhlmann in München.

Wer sich den Aufwand von Rhetorik vergegenwärtigt, den die Publizistik der bürgerlichen und sozialen Demokratie in dem abgelaufenen Gedenkjahr dem Rousseau'schen Evangelium vom „freien Volksstaat" gewidmet hat, der möchte in der Tat mit Fr. Naumann glauben, daß auch in Deutschland

[1]) Auf der Rückseite Notiz von Wagners Hand: empfangen den 18ten, beantw. den 18ten. — [2]) Baader, Über das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion und der Politik, 1815. — [3]) Über Baaders Beschäftigung mit dem Somnambulismus und seine Beziehungen zu Justinus Kerner vergl. u. a. Claassen a. a. O. 1, 135, 147, 159, 160; ebenso zahlreiche Briefstellen in Baaders sämtl. Werken, Bd. 15. — [4]) Baaders oft gebrauchtes Losungswort; vergl. Claassen a. a. O. 1, 49.

die demokratische Flutbewegung unaufhaltbar ist, daß wir „weben am Kleide der Zukunftsdemokratie“ [1]), von der die Doktrin eine neue Aufwärtsbewegung der Menschheit und für die bürgerliche Gesellschaft einen Zustand höchster Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung erwartet. Diese Demokratie, die sich als „Trägerin der Volkszukunft“ fühlt, setzt alle ihre Hoffnung auf die Durchführung des Prinzips der Majorität bei allen politischen Wahlakten, auf die absolute Gleichheit des Stimmrechts, die „*Magna charta* der deutschen Demokratie“. Denn „Zahl ist Macht“! Und sie erhofft von der Verwirklichung dieses „notwendigen und richtigen“ Massenprinzips, das heißt von der „Macht der Kopfzahl“, die größtmögliche Freiheit für alle, die beste Möglichkeit für die Entfaltung ihrer Kräfte und Gaben und damit die sicherste Gewähr für soziale Gerechtigkeit und allgemeine Zufriedenheit. So glaubt sie noch heute, wie einst die Demokraten des Jahres 1848, auf der Seite zu stehen „wo das Herz schlägt, auf der Menschheit froher Linken, auf des Frühlings großer Seite“ (Vischer). — „Irgendwo trägt ein armer Mann ein Blatt in den Kasten und sagt sich dabei: Es ist eine einzelne Schneeflocke. Viele Schneeflocken machen Schnee und hinter dem Schnee kommt der Frühling. — Dann kommt ein Volksfrühling, ein Morgen voll deutscher Macht und Freiheit“.[2])

Der Frühling! Wie oft ist dieser Traum schon geträumt worden, daß aus Wahlurne und Volksabstimmung ein Reich des Glückes, der Freiheit und Gerechtigkeit erwachsen würde. In ihrer großen republikanischen Epoche — in den Zeiten von Hellas und Rom — hat die europäische Kulturmenschheit mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch um die Lösung des Problems des „freien Volksstaates“ gerungen; sie hat den „Staat des gleichen Stimmrechts“ (die πόλις ἰσόψηφος) tatsächlich geschaffen: die demokratische Republik, die für Demosthenes ebenso wie für Rousseau die alle anderen Arten der Regierung weit überragende, ja geradezu die absolute Staatsform bedeutete. Sie hat den Majoritätsgedanken zum obersten Regierungsprinzip erhoben und das Zukunftsideal des modernen Radikalismus bis in seine letzten Konsequenzen verwirklicht: die „Selbstregierung“ und „Selbstverwaltung“ des „Volkes“, die direkte Gesetzgebung und die Wahl der Behörden durch das „Volk“, die Auslieferung der Justiz an das Volk, — kurz die absolute Bestimmung des Staatswillens durch den Massenmehrheitswillen. Und was ist das Endergebnis dieser „freiheitlichen“ Entwicklung gewesen? Hat sie das Rätsel der politischen Sphinx gelöst und auf die Dauer eine wahrhafte politische Kultur schaffen können?

Für die liberale Legende des vorigen Jahrhunderts war ja dieser antike

[1]) Demokratie und Kaisertum 1900 S. 38. — [2]) Naumann a. a. O. S. 48 u. 117.

Freistaat der typische Musterstaat der Demokratie: und es bleibt in der Tat ein unvergänglicher Ruhmestitel des antiken Demokratismus, daß er die Ideen des Rechtsstaates und der staatsbürgerlichen Freiheit in das Kulturleben Europas eingeführt hat und den schöpferischen Kräften, die eine phänomenale Kulturentwicklung zur Entfaltung brachte, freien Spielraum gewährte. Eine Auslösung mächtiger Energien, die in der Tat in eminentem Sinne kulturfördernd gewirkt hat. Aber wie rasch haben sich auf der anderen Seite in diesem Volksstaat die Kräfte der Entartung und Zersetzung entwickelt! Wie rasch hat sich hier die Anschauung A. von Tocquevilles bewahrheitet, daß eine der größten Gefahren für die Freiheit die — „Gleichheit" ist, und daß Mehrheitsherrschaft nichts weniger als gleiches Recht für alle bedeutet.

Wenn die moderne Sozialdemokratie höhnisch von dem „liberalen Sommernachtstraum" spricht, der in dem Moment zu Ende sein werde, wo der bürgerliche Liberalismus und Demokratismus mit Hilfe der ihm zur Verfügung gestellten Massen die radikale Nivellierung des Wahlrechtes und die Demokratisierung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen durchgesetzt haben würde, so kann es gar keinen drastischeren Beweis für die Berechtigung dieses Hohnes geben, als die Geschichte der antiken Demokratie und des Hellenentums, dessen politischer Genius sich — nach einem treffenden Worte Treitschkes — in der Bildung der Demokratie erschöpft hat. Hier treten uns in der Tat die letzten Konsequenzen des „durchgeführten" Demokratismus in greifbarer Gestalt entgegen: die unaufhaltsame Umwandlung des Rechtsstaates in den Willkürstaat der Klassen- oder Massenherrschaft durch die Zerstörung jeder von der Zahlenmehrheit unabhängigen, die Rechte und Interessen auch der Minderheiten schützenden staatlichen Autorität. Eine neue Form des Absolutismus: die Herrschaft des „vielköpfigen Despoten" (Aristoteles), die nur zu oft mit innerer Folgerichtigkeit zur brutalen Mundtotmachung, politischen Entrechtung, Ausbeutung und nicht selten bis zur systematischen Beraubung und Expropriation fortschreitenden Vergewaltigung der Minderheiten durch die Massenmehrheit geführt hat: Der Terrorismus der Fäuste, der in zahlreichen Fällen mit dem Bankerott von Staat und Gesellschaft, mit dem Umschlag der „Freiheit" in die Knechtschaft, das heißt mit dem Emporkommen eines Gewaltmenschen endigte.

Ich habe in meiner „Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt", in der ich die Entwicklung der Antike unter diesem Gesichtspunkte darzustellen versuchte, den Verlauf dieses wahrhaft tragischen Prozesses in gewissem Sinn als einen typischen bezeichnet, an welchem unsere Doktrinäre mit Händen greifen könnten, zu welchen Ergebnissen eine „Politik der Massen" führen muß, und was auf der politischen Bühne das entfesselte

„Riesentier“ (das μέγα θρέμμα Platos), das nun auch wieder im 20. Jahrhundert „mit der großen Schwere des gleichförmigen Massenkörpers herangekrochen kommt an die Tore der Zukunft“ (Naumann), für Staat und Gesellschaft, für Eigentum, Freiheit und Persönlichkeit zu bedeuten hat. Ein schlagender Beweis gegen die optimistische Überschätzung des Kulturwertes der radikalen Wahlrechtsgleichheit und gegen den naiven Glauben an die innere Wandlungsfähigkeit einer reinen Massenpolitik und einer skrupellosen Demagogie.

Man hat sich über so schwerwiegende Erfahrungen der Geschichte mit der Erwägung hinwegsetzen zu können geglaubt, daß der Politiker nicht zugleich Historiker sein könne. Um so erfreulicher ist es für den Historiker, daß sich gerade den Männern der Politik, deren Blick nicht durch die Parteidogmatik getrübt ist, in neuester Zeit dieselben Erkenntnisse aufzudrängen beginnen, die sich für den Geschichtsschreiber aus der Vergangenheit der Demokratie ergeben.

Ein bedeutsames Symptom dieses Fortschrittes ist die „Politik im Lichte der Entwicklungslehre“. Ein Beitrag zur staatsbürgerlichen Erziehung von Johannes Unold 1912. Eine scharfe Absage gegen die abstrakt-rationalistische Staatsauffassung unserer radikalen Parteien, die sich in der Idee einen typischen Menschen schuf, wie sie sich ihn wünschte, diesem Normalmenschen „angeborene“ Rechte andichtete und ihn, indem sie ihn mit ungeheurer Würde umkleidete, als Träger ungemessener Fortschrittsmöglichkeiten proklamierte. Gegenüber dieser Fiktion von dem normalen freien und gleichen Menschen und vom Staat als der Summe solcher gedachter politisch gleichwertiger Individuen betont die konkret-empirische und entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise, zu der sich Unold bekennt, den egoistischen und herrschsüchtigen Grundzug der Menschennatur, die in zahllosen Individuen immer wieder sich erneuernden unauslöschlichen Züge vom Raubtier und vom Herdentier. Sie betont ferner, ganz wie die antike Staatslehre, die natürliche Ungleichheit der Menschen, sowie die Verschiedenheiten, die sich aus der Differenzierung der Arbeit und des Berufes und der Zugehörigkeit zu den mannigfachen Gruppen und Schichten der Gesellschaft ergeben, durch die der Staat eben nicht zu einem Aggregat von lauter „freien und gleichen“ Einzelwesen, sondern zu einer mannigfaltigen Gliederung über- und untergeordneter, wirtschaftlich, sozial und geistig sich erheblich unterscheidender Bürger wird. Und von diesen Gesichtspunkten aus ergeben sich für die „Politik“ zwei wichtige Konsequenzen.

Wer, wie Unold, angesichts der unausrottbaren menschlichen Selbstsucht die Kämpfe der Parteien und Gesellschaftsklassen in gewissem Sinn als Fortsetzung des untermenschlichen Kampfes um Dasein und Macht betrachtet, der kann den naiven Wahn nur belächeln, daß die gleiche Bewertung

aller im reinen Kopfzahlsystem und die Schwächung der Staatsgewalt zugunsten der Massenmehrheit einen Läuterungsprozeß herbeiführen werde, in welchem diese Mehrheit „staatsführende Eigenschaften bekommen" und „Kräfte entwickeln wird, die aus dem trübgärenden Most unserer sozialen Bewegung den edelsten Wein bereiten werden, den die Menschheit bis jetzt gekostet hat", wie jüngst Herr Oppenheimer im Berliner Tageblatt verkündete: Eine wundervolle Zeit, in der es nach dem neuesten System des „sozialen Optimismus" (von L. Stein) dank der „axiomatisch gesetzten" Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur gelungen sein wird, jenen „sozialen Normalmenschen" wirklich heranzubilden, der „aus Instinkt tut, was wir uns heute noch mühsam anerziehen müssen".

Dieser Optimismus erinnert lebhaft an jene Entwicklungsphase des doktrinären Liberalismus, in der man auf ökonomischem Gebiete von der „wachsenden wirtschaftlichen Einsicht" erhoffte, daß sie von selbst die Ausartungen des ökonomischen Selbstinteresses unterdrücken und eine genügende Korrektur seiner schädlichen Wirkungen herbeiführen werde. Das unverkennbare Seitenstück zu dieser Überschätzung der „wachsenden wirtschaftlichen Einsicht" ist die Lieblingsphrase des heutigen Doktrinarismus von der „wachsenden politischen Einsicht" der Masse, von der er nach der Verwirklichung seines Freiheits- und Gleichheitsbegriffes den demokratischen Völkerfrühling erwartet, genau so, wie man früher von der absoluten Freiheit des Wettbewerbes die Verwirklichung der Gerechtigkeit im Wirtschaftsleben und einer vollen Harmonie der Interessen erhoffte. Auch der Grundfehler, dem diese Zukunftsträume entstammen, ist hier wie dort derselbe. Fiktionen der Schule, die einer tausendfältigen Erfahrung widersprechen, rein aprioristische Annahmen, unerwiesene oder direkt falsche Axiome. Wie man daher auf ökonomischem Gebiete statt der erhofften Harmonie neue schonungslose Formen des Konkurrenzkampfes, neue Arten der Ausbeutung, neue monopolistische Herrschaftsverhältnisse erlebte, so würde man ohne Zweifel bei einer gleich radikalen Verwirklichung des doktrinären Freiheits- und Gleichheitsbegriffes in der Politik ganz ähnlichen Enttäuschungen nicht entgehen.

In der Tat ist es nur zu wahr, wenn Unold darauf hinweist, daß das auch von bürgerlichen Doktrinären als „Kulturwahlrecht" schlechthin verherrlichte Kopfzahlsystem nur ein neues ungeheueres Privileg schafft, das Vorrecht der großen Zahl, und daß dieses Privileg der Macht von einer zur Herrschaft gelangten Massenmehrheit zur Unterdrückung und Ausbeutung der übrigen Volksgenossen stets ebenso mißbraucht werden wird, wie es bisher von allen bevorrechteten Klassen mißbraucht worden ist.

Der Adel hat einst den Bauern in Hörigkeit und Leibeigenschaft herab-

gedrückt und sich selbst Steuerfreiheit und die einträglichsten Ämter in Heer und Verwaltung gesichert, die Geistlichkeit hat in den von ihr beherrschten Ländern ein Fünftel bis ein Drittel des Grund und Bodens und ungeheueres bewegliches Vermögen in den Besitz der toten Hand gebracht, und auch das besitzende Bürgertum hat nur zu oft in Form des parlamentarischen Regierungssystems eine fast unbeschränkte Klassenherrschaft aufgerichtet, die politische Macht in den Dienst des Gelderwerbs gestellt und die arbeitenden Klassen in schlimmster Weise ausgebeutet; es hat die Ämter unter die herrschende Mehrheit verteilt und durch Bestechung von Wählern und Richtern die Herrschaft des Geldsacks befestigt. Eine Entwicklung, für die Unold aus der Geschichte der französischen, englischen, amerikanischen und anderer Demokratien drastische Belege beibringt. Wie der absolute Monarch von sich sagte: „Der Staat bin ich", so haben auch die privilegierten Klassen sich stets als das Volk schlechthin gefühlt: „Der Staat sind wir". Und so ist die Tendenz dieser Klassenselbstsucht immer von neuem ein Drängen nach der Staatskrippe gewesen, die rücksichtslose Verfolgung der eigenen wirtschaftlichen und Klasseninteressen. Man will vom Staate leben, nicht für den Staat.

Welch eine Naivität, zu glauben, daß eine mit Hilfe des gleichen Wahlrechts zur ausschlaggebenden parlamentarischen Macht gewordene Massenmehrheit, die Mehrheit der Jüngsten, Unerfahrensten, Unreifsten, Ärmsten, Begehrlichsten, die ja beim Zählen überall die meisten sind, eine Ausnahme machen und eine Selbstlosigkeit zeigen würde, die Adel und Bürgertum so oft und so gründlich verleugnet haben, wenn sie in der Lage waren, die Vorteile der Macht einzuheimsen! Warum sollte eine solche Mehrheit, wenn sie die Klinke der Gesetzgebung in die Hand bekommt, die staatlichen Einrichtungen weniger egoistisch ausbeuten, als andere vor ihr? Warum sollte sie nicht ebenso, wie diese, die Herrschaft über das Ganze beanspruchen, die Gestaltung des Staatswesens nach *ihren* Interessen, die Diktatur der Masse?

Man kann sich in der Tat mit dem neuesten Beurteiler der Demokratie nicht genug darüber verwundern, daß es noch immer so viele gibt, die sich eifrig um den Nachweis bemühen, was in den Zeiten des fürstlichen Absolutismus enger Verstand und brutale Selbstsucht am Vermögen und wirtschaftlichen Gedeihen der Untertanen gesündigt hat, *die es aber absolut nicht verstehen, aus diesen Erfahrungen die entsprechenden Folgerungen für den drohenden Massendespotismus der Zukunft abzuleiten*[1].

In einer Musterdemokratie wie die Schweiz haben die wachsenden Ansprüche der Arbeiter und Bauern bereits dazu geführt, daß ein demokra-

[1]) W. Hasbach, Die moderne Demokratie, 1912, S. 342.

tischer Politiker selbst die Besorgnis aussprechen konnte, das städtische Bürgertum hätte hier die Aussicht, zwischen der mächtigen Arbeiterorganisation auf der einen Seite und der Bauernorganisation auf der andern wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt und aufgerieben zu werden[1]). Man vergegenwärtige sich nur, was das Bürgertum schon dann zu erwarten hätte, wenn es der Sozialdemokratie durch das brutale Schwergewicht der Masse und durch die Ausdehnung des gleichen Wahlrechtes auf die Kommunen gelänge, die größeren städtischen Gemeinwesen rücksichtslos als Mittel zur Erhöhung des Einkommens der Masse und als Versorgungsanstalten für ihre Führer auszunutzen, wozu ja bereits Ansätze genug vorhanden sind.

Ich verweise nur auf jene städtischen Gemeinden Englands, in denen die radikale Arbeiterpartei in der Stadtvertretung die Majorität gewann und diese in einer Weise ausnutzte, daß man lebhaft an das zynische Wort des athenischen Demokraten Demades von dem „Kleister der Demokratie" und an die aristophanische Satire auf das „Löffeln der Gutgesinnten aus dem Gemeinbrei" erinnert wird. Wie ein angesehener englischer Arbeiterführer (Mc Sanders) selbst beklagt hat, kamen die Arbeiter hier sehr schnell dahin, ihre Majorität nicht als Vertreter der Bürgerschaft, sondern als Werkzeug für die Durchführung ihrer eigenen Interessen zu betrachten. Verwirrt von den unklaren Ideen, welche das Verkünden des Klassenkampfes bei vielen wachgerufen hatte, gingen die Arbeiter so weit, derartige Arbeitsbedingungen zu beanspruchen, daß der städtische Dienst sehr bald desorganisiert und der Stadtkasse eine Schuldenlast aufgebürdet wurde, die jetzt für die Steuerzahler fast unerträglich ist[2]). Der Vertreter von West-Ham auf dem sozialistischen Arbeiterkongreß in Glasgow (1900), ein sozialistischer Arbeiter, hat diese Zustände in der städtischen Verwaltung geradezu mit dem Ausbeutungssystem der New-Yorker Tammany verglichen und ein Führer wie John Burns hat von dieser Art Demokratie gesagt, sie betrachte die Gesellschaft als eine Zitrone, die man im Interesse einiger Arbeitergruppen ausquetschen dürfe[3]). Das ist der „Volksfrühling", den die „Demokratisierung" der Stadtverfassung gebracht hat.

Und nach solchen Erfahrungen verlangt man in Deutschland die Ausdehnung des „gleichen" Stimmrechts auf die Gemeindewahlen und die Beseitigung all der Schranken, welche der vollen Verwirklichung der Wahlrechtsgleichheit in Staat und Reich noch entgegenstehen! Man ereifert sich für eine „Freiheit", die — folgerichtig durchgeführt — auch hier eine Überspannung jener verhängnisvollen Politik des Schenkens ermöglichen würde, die nur darauf

[1]) Vgl. Hasbach ebenda, S. 340. — [2]) Zitiert von Weigl, Sozialismus, Christentum und Sozialpädagogik. Soziale Revue 1912, S. 40. — [3]) Siehe ebenda und „Neue Zeit", Jahrg. 19, 1 (1901), S. 438.

bedacht ist, die Masse durch Zuschüsse zu ihrem Einkommen aus den Steuern der andern Klassen zu alimentieren — ganz wie in West-Ham und Battersea!

Eine beständige Blutentziehung, die zu einer Erschöpfung des Volkswohlstandes oder zu einem Kampf aller gegen alle führen würde, bis entweder ein Cäsar oder ein Eroberer Ordnung schafft. — „So muß die Demokratie", sagt W. Hasbach in dem genannten Werk, „am Ende Wirkungen hervorrufen, für die bisher nur die Naturwissenschaft das Wort gefunden hat: Es heißt Entropie." Ein Ergebnis modernster politischer Analyse, das in frappanter Weise mit der des Polybios übereinstimmt, für den die letzte Konsequenz der Demokratie „Verwilderung und Herrschaft des Faustrechts" bedeutete.

Es kann dem Verfasser unserer „Politik" und dem Historiker nur zur Genugtuung gereichen, daß auch das neueste monumentale Werk über die moderne Demokratie, eine allseitige, rein wissenschaftliche Analyse ihres innersten Wesens, dem Traum vom Volksfrühling und der Torheit des Mehrheitskultus genau dieselben nüchternen Erwägungen entgegenhält, wie sie, und seine Hauptaufgabe darin erblickt, „den schimmernden Nebel zu zerstreuen, der in Deutschland die Gestalt der Demokratie, das abschreckende Antlitz der Volkssouveränität verhüllt". Eine Behandlung des Problems, die sich mit dem oben formulierten Standpunkt des Historikers auch insofern auf das engste berührt, als auch sie sich auf den „lehrreichen Anschauungsstoff in der Geschichte der griechischen Demokratie" beruft, „in der sich", wie Hasbach eben im Hinblick auf meine Darstellung bemerkt, „alle die geschilderten Tendenzen als Wirklichkeiten nachweisen lassen".

Wer mit Hasbach in unseren modernsten Zuständen die „Vorboten der wieder zum Leben erwachenden Geister des Altertums" erkennt, wird die „Politik" Unolds gewiß nicht des Pessimismus zeihen, wenn sie auch das bürgerliche Ideal der Zukunftsdemokratie als eine Illusion behandelt. Eine so „reine" Verwirklichung des Privilegs der großen Zahl, wie sie auch von dem bürgerlichen Doktrinarismus gefordert wird, würde in der Tat nicht den „freien Volksstaat" schaffen, in dem, wie Naumann hofft, „der Liberalismus wieder aufsteigen wird zum endlichen Sieg", sondern einen unfreien Zwangsstaat, an dem der entfesselte Massenmehrheitswille Bildung und Besitz politisch ausschalten und eine neue Form des Absolutismus, die brutale Massenherrschaft, aufrichten würde. Eine neue Art der Ausbeutung würde an Stelle der alten treten: die Ausbeutung der Qualität durch die Quantität, der Besten durch die Meisten, der Tüchtigen, Ehrlichen, Arbeitsamen durch die Untüchtigen, Arbeitsscheuen, Selbstsüchtigen und Unverständigen, der Besonneneren durch die Begehrlichsten, die Vergeudung der öffentlichen Mittel zugunsten eines ephemeren Masseninteresses, kurz der Terrorismus der Fäuste. „Alle starken Mächte verlangen von den schwächeren ihren Tribut." Dies

Wort Fr. Naumanns würde hier auf Kosten der schwächeren Minderheit zur furchtbarsten Wirklichkeit werden.

Eine solche parlamentarische Massenherrschaft würde, wie Unold treffend bemerkt, nicht das Ziel des Kulturstaates zu verwirklichen suchen, die Tüchtigkeit der größten Zahl, sondern das Glück der größten Zahl, wie es eben die Masse versteht: die Befriedigung der vulgärsten, sinnlichen Bedürfnisse und Interessen, unter der die höheren und feineren Kulturaufgaben notwendig leiden müßten. Wer an das Treiben satter Aristokratien oder Bürgerkreise einerseits und an die systematische Züchtung rohester Selbstsucht durch die Demagogie anderseits denkt, für den kann es in der Tat nicht zweifelhaft sein, daß auch das souveräne „Volk“ sein „Glück“ in möglichst wenig Arbeit und möglichst viel Genuß suchen würde, wodurch die modernen Kulturvölker nicht bloß in solchen aristokratisch-plutokratischen Kreisen, sondern in ihrer Gesamtheit an Leistungsfähigkeit einbüßen und von ihrer Kulturhöhe herabsinken würden. Die „Wiedervertierung der Menschheit“, wie E. v. Hartmann das Ergebnis einer derartigen sozial-eudämonistischen Zwecksetzung bezeichnet hat. Wo bleiben da die geheimnisvollen Kräfte des Guten, Edlen, Tugendhaften, die nach naturrechtlicher Ansicht in der Masse schlummern und sich aus diesem Urquell in den freien Volksstaat der Zukunft ergießen sollen?

Man vergegenwärtige sich nur, was bereits auf dem Boden der bürgerlichen Demokratie, zum Beispiel in dem „freien“ Amerika, möglich ist und von demokratischer Seite selbst beklagt wird! „In weiten Kreisen“ — sagt der Demokrat Münsterberg in seinem Buch über die Amerikaner[1]) — „empfindet man instinktmäßig, daß die Zeit reif sei, den Einseitigkeiten der Massenherrschaft (in der Union) entgegenzuwirken. Man ist sich deutlich bewußt, wie auf allen Gebieten, in der Politik und in der Verwaltung, in der Literatur und in der Kunst die große Leistung durch den Masseneinfluß herabgezogen wird, der individuelle Geist zum Schablonentypus erniedrigt wird, der Dilettantismus und die Mittelmäßigkeit zum Triumph gelangen und die besten Kräfte vom öffentlichen Leben abgedrängt werden müssen. Man sieht die Tyrannei der Boßwirtschaft, die Schmach der städtischen Korruption, man sieht den ungesunden Einfluß der Sensationspresse und des gewissenlosen Kapitals, man sieht, wie das öffentliche Leben bombastische Launen hat, vulgär werden muß und Autorität und Respekt verloren gehen müssen, wenn die Demokratie all ihre Konsequenzen ziehen darf.“

Und warum sollte sie es unter Umständen nicht tun können? Unold weist auf die in der organischen Welt so bedeutsam hervortretende orthogenetische Tendenz hin, auf den Drang, die Entwicklung in der eingeschlagenen Richtung bis zur Hypertrophie fortzusetzen; und er sieht dieselbe Erscheinung sich

[1]) II, S. 316.

wiederhalen in der geradlinigen Weiterentwicklung des palitischen Prinzips der „Gleichheit“ bis zum Übermaß, wie sie in der beständigen Ausdehnung des Wahlrechts bis zur politischen Ungeheuerlichkeit und in dem ganzen psychischen Habitus der Sozialdemokratie zutage tritt, welche die Fehler und Schwächen des doktrinären Liberalismus in verstärktem und vergröbertem Maß ausgebildet hat: die Tendenzen des Dogmatismus, des extremen Individualismus und Radikalismus, die sie mit der ganzen Zähigkeit fanatischer Verbohrtheit durchzusetzen sucht. Es ist eine unglaubliche Naivität, wenn die Politiker der Frankfurter Zeitung behaupten, daß „der Hyperradikalismus der Sozialdemokratie künstlich angezüchtet“ und der Kampf gegen den „vaterlandsgefährlichen Umsturz“ ein Kampf gegen Windmühlen sei. Als ob nicht schon das, was wir bisher an zersetzender und zerrüttender Volksverhetzung erlebt haben, gemeinschädlich und gemeingefährlich genug wäre!

Mit Recht bezeichnet es Unold als eine Illusion, wenn der politische Optimismus unserer durch eine starke Staatsmacht var der Entartung des Parteikampfes zu blutiger Gewalt geschützten Gegenwart auch für alle Zukunft eine Parteipolitik für unmöglich hält, die, wie in den antiken und mittelalterlichen Stadtstaaten, in den Zeiten der französischen Reaalution und der Kommune mit Vermögenskanfiskationen, Ächtung und Hinrichtung der Gegner durch die siegreiche Partei endigen könnte. Da selbst in den höchststehenden Völkern und besanders in ihren tieferen Schichten die menschlichen Leidenschaften nur schlummern, wird auch die Zukunft, besonders dann, wenn sie im Interesse der „Freiheit“ die Schutzwehren gegen die Massenbetätigung dieser „Freiheit“ möglichst abtragen würde, auf dieselben Ausbrüche des Partei- und Klassenhasses gefaßt sein müssen. Wie der Verfasser des Buches über „Palitik und Massenmaral“ [1]) mit Recht bemerkt hat, ist die sadistische Wollust im Seelenleben der Massen ein beständiger Faktor und es bedarf unter Umständen nur einer geringen Suggestion, um die Affekte der Massen zur Blut- und Mordekstase entarten zu lassen. Und was die Führer betrifft, so fehlt es, wie Taine in seiner sazialpsychalagischen Analyse der Revolution zur Genüge gezeigt hat, in keiner Gesellschaft an Männern, die sich zu Dantons und Marats entwickeln könnten. „Man braucht den Kulturmenschen nicht lange zu schaben, und der Garilla kommt zum Varschein“ [2]).

Hat dach die gebildete Welt noch im zwanzigsten Jahrhundert das tief beschämende Schauspiel erleben müssen, daß römische Theologen wie Lépicier und die Jesuiten Villod und de Luca unter Zustimmung ihrer Oberen die Ausmordung Andersdenkender durch den vom Klerikalismus beherrschten Staat geradezu als „Heilmittel“, als *ultima ratio* der Kirche verkündet haben, weil die Tötung räudiger Tiere keine Sünde sei! Wenn die verbrecheri-

[1]) Christensen 1912, S. 25. — [2]) Christensen ebenda.

schen Masseninstinkte, die in diesem widerlichen, allem sittlichen Empfinden hohnsprechenden Fanatismus zum Ausdruck kommen, sich ungescheut in Kreisen ans Tageslicht wagen dürfen, welche die Vertreter der höchsten Sittlichkeit zu sein beanspruchen, warum sollte da der gleiche Haß und die gleiche Machtgier fanatisierter Proletarier und Demagogen vor gleichen Orgien der Gewalt zurückschrecken, wenn die Generationen hindurch fortgesetzte Suggestion sich einmal zur Ekstase steigern würde und die animalischen Masseninstinkte sich Luft machen könnten?

Es hieße seine Augen vor den offenkundigsten Tatsachen der Massenpsychologie verschließen, wenn man die Möglichkeit leugnen wollte, daß die Schwächung und Untergrabung jeder von der Zahlenmehrheit unabhängigen, auch die Minoritäten schützenden Staatsautorität am Ende auch einmal Zustände herbeiführen könnte, bei denen der bürgerlichen Demokratie vor ihrem eigenen Werke grauen würde, und die Erkenntnis zu spät käme, daß man unter der Parole: „Immer mehr Freiheit vom Staat“ nur die Macht zerstört hat, welche die Freiheit im Staat sichern kann. Je schwächer die Staatsgewalt, je mehr die Verwaltung ein Spielball der Parteipolitik, um so brutaler und zerstörender der Parteien- und Interessenkampf, um so größer die „Freiheit“ der Zahlenmehrheiten, die staatlichen Mittel zur Unterdrückung der Minderheit zu mißbrauchen.

Es mag im Sinne der mechanisch-individualistischen Staatsauffassung logisch sehr folgerichtig sein, wenn unsere bürgerlichen Doktrinäre die Ausgestaltung des Verfassungsstaates bis zur parlamentarischen Mehrheitsherrschaft und eine durchgeführte demokratische Staatsverwaltung erstreben. Aber welch ein Selbstwiderspruch ist es, wenn derselbe Liberalismus, der die Vorrechte der Geburt, des Besitzes und der Bildung beseitigt hat, nun überall ein neues politisches Monopol, das Privileg der großen Zahl schaffen will und so selbst die Hand dazu bietet, die sozial und politisch wertvollsten Minderheiten zugunsten ihrer Todfeinde politisch zu entrechten, ihnen tatsächlich das Wahlrecht zu rauben.

Ist es nicht genug, daß sich der Liberalismus an einer „Wahlrechtsreform“ beteiligte, welche die Volksvertretung Bayerns einer klerikalen Massenherrschaft auslieferte, muß er auch noch die Einführung des Proportionalwahlverfahrens fordern, obgleich dadurch allmählich das selbständige und gebildete deutsche Bürgertum (höchstens sechs Millionen) von den unselbständigen Lohnarbeitern in Stadt und Land (etwa achtzehn Millionen) ganz und gar überstimmt würde und obgleich gerade die Minderheitsparteien — z. B. in Belgien — mit diesem System die Erfahrung gemacht haben, daß es ebenfalls ein Instrument in den Händen der Majorität zu ihrer Schädigung geworden ist?

In der Tat, die Sozialdemokratie hat nur zu recht, wenn sie ironisch dar-

auf hinweist, daß die bürgerlichen Doktrinäre mit ihrem Drängen nach immer weiterer Ausdehnung des gleichen Wahlrechtes und mit ihrer Prinzipienreiterei nur den „Vormarsch des Proletariates" fördern und wider Willen dazu beitragen müssen, „das Proletariat zu bewaffnen und das Bürgertum zu entwaffnen"[1]), d. h. den Staat der Hydra der Überzahl auszuliefern. Eine jener Ironien, an denen die Geschichte so reich ist. „Wir wachsen an Zahl über alle anderen Volksteile hinaus. Wir setzen, weil wir viele sind und noch mehrere werden, deshalb die Vielheit, die Majorität als Prinzip. Unser Leben ist demokratisch, denn es ist Massenexistenz. Es lebe die Zahl!" So charakterisiert einmal Fr. Naumann die „natürliche politische Formel" der Masse. Welch ein Widerspruch, daß sich zu dieser Massenformel so viele bekennen, die sich lebhaft dagegen verwahren würden, daß ihr Leben Massenexistenz sei oder durch den Raub- und Machttrieb der Masse auf das Niveau einer Massenexistenz herabgedrückt werde.

Welch ein Widerspruch endlich, daß man im Namen der „Freiheit" sich zu dieser Massenformel bekennt, die nur in der Menge jenes Gefühl unwiderstehlicher Macht, jenes Massenbewußtsein der Zahl großzieht, dem es unerträglich ist, daß sich zwischen die Massenbegierde und ihre Befriedigung irgendein Hemmnis einschiebt, und das daher vor keiner Vergewaltigung der Freiheit zurückschreckt, wenn sie ihrer Begehrlichkeit im Wege steht. Die Verleugnung des Grundprinzips des Liberalismus durch den im letzten Grunde freiheitsfeindlichen Demokratismus.

Freilich glaubt das unpolitische Ästhetentum, das sich nach einem treffenden Wort Th. Zieglers unglücklicherweise in die Politik verirrt hat und mit seinem Aberglauben an die Wunderwirkung demokratischer Formen nur die Kräfte zur Überwindung der Sozialdemokratie schwächt und zersplittert, trotz aller Enttäuschungen noch immer, daß man durch beständige Konzessionen eine „Umbildung" der Sozialdemokratie erreichen und den absurden Konsequenzen der absoluten Wahlrechtsgleichheit entgehen könne. So nüchterne politische Denker, wie der Staatsrechtslehrer Laband, sind anderer Ansicht. Er ist überzeugt, daß gerade mit dieser Gleichheit in hohem Grade die Gefahr einer unterdrückenden und ausbeutenden Klassenherrschaft verbunden ist, weil die niederen Volksklassen nicht nur stets der überwiegende Teil der Bevölkerung sind, sondern auch in einem viel stärkeren Verhältnis wachsen, als die oberen Klassen, so daß bei einem Wahlsystem nach der Kopfzahl ihr Stimmgewicht fortwährend steigen, ja zuletzt allein den Wahlsieg entscheiden muß[2]). Werden doch zum Beispiel die Angehörigen der staatlichen und freien Berufe, Beamte, Lehrer,

[1]) Bernstein, Dokumente des Sozialismus 1904, S. 128. — [2]) Die preußische Wahlrechtsreform. In der Ztschr. Diskussion 1910, Heft 2, S. 14.

Ärzte, Anwälte, Schriftsteller, Künstler und andere an Zahl schon durch Maurer und Handlanger weit übertroffen! Und triumphierend kann der Autor des „Weges zur Macht“, Kautsky, darauf hinweisen, daß im Jahre 1907 4,2 Millionen wahlberechtigter Selbständiger 7,2 Millionen wahlberechtigter Arbeiter gegenüberstanden, die, wenn einheitlich organisiert, jene weitaus überstimmen, das heißt politisch mundtot machen könnten.

Auch Unold zweifelt nicht, daß bei der absoluten Gleichheit des Wahlrechts, d. h. solange die Stimmen der Bürger nicht gewogen, sondern — ohne Rücksicht auf Bildung, politische Einsicht und soziale Bedeutung — gezählt werden, auf die Dauer das politische Schwergewicht mehr und mehr in die breiten, ungebildeten Massen herabgleiten und die politische Entscheidung immer mehr den großen Massenparteien zufallen muß, und zwar infolge des eudämonistischen Grundzuges der Masse denjenigen, welche ihr am meisten versprechen, sei es die irdische oder die himmlische Glückseligkeit: Also soziale oder klerikale Massenherrschaft, da die Gläubigen in dieser oder jener Form immer die meisten sind und zu wirklicher Erkenntnis stets nur eine Minderheit erzogen werden kann. Wo bleibt da das Wunder des „freien Volksstaates“?

Jedenfalls dürfte es sich mehr empfehlen, mit diesen Tatsachen der Massenpsychologie zu rechnen, als mit der Prophezeiung Naumanns, daß „der Patriotismus der Masse und die vaterländische Demokratie kommen wird und kommen muß“. Ein kühner Optimismus in einer Zeit, in der die „Schwäbische Tagwacht“, das Hauptorgan der württembergischen Sozialdemokratie, in ihrem Beiblatt „Für unsere Jugend“ in einem wahrhaft diabolischen Hetzartikel Sedan „einen der schlimmsten Bluttage in der Geschichte des modernen Kapitalistenstaates“ nennen durfte, an dem „das Volk um des gierigen Profites willen zur Rettung und Erhaltung des kapitalistischen Privateigentums sein Blut vergießen mußte!“ Ein frivoler Aberwitz, bei dem man sich nicht verwundern kann, wenn in sozialdemokratischen Zeitungen, wie zum Beispiel im „Karlsruher Volksfreund“, bereits ganz ungescheut die Drohung ausgesprochen wird, daß man selbst das ungeheuere Unglück eines europäischen Krieges zu einer gewaltsamen Durchsetzung seiner Parteiwünsche, zu einer blutigen Vergewaltigung von Staat und Gesellschaft ausnützen würde, so daß der eigentliche Sieger im großen Krieg der Zukunft das internationale Proletariat sein werde!

Was kann man anderseits für die innere Einigung unseres Volkes von denen erwarten, die, wenn sie unseren Kultur- und Rechtsstaat beseitigen könnten, ihre andersdenkenden Volksgenossen nach dem Rezept der genannten Jesuiten behandeln würden? Oder von denen, die sich zwar schämen würden, sich selbst zu jener abscheulichen, römisch-jesuitischen Ausrottungstheorie zu

bekennen, die aber doch kein rechtes Gefühl dafür haben, welch schwere Herausforderung eines großen Kulturvolkes es ist, wenn man nicht nur in Rom die Andersdenkenden, zu denen die große Mehrheit deutscher Nation gehört, zu räudigen Tieren stempeln läßt, sondern sogar auf deutschem Boden den engeren Zusammenschluß mit rechtschaffenen deutschen und christlichen Berufsgenossen, lediglich deshalb, weil sie ihrem Gott in ihrer Weise dienen, als eine Gefahr für die Sittenlehre (!) und das Seelenheil hinstellt und bis auf weiteres nur „duldet", ja, die im Interesse des Staatswohles dringend wünschenswerte Verallgemeinerung solcher Verbände als etwas „höchst Verwerfliches" erklärt? Müßte da nicht das ganze Deutschland einmütig sein in dem Protest: Wir lassen uns diese kultur- und gesellschaftswidrige Absonderung von den eigenen Volksgenossen nicht gefallen, mit denen wir Schulter an Schulter kämpfen müssen, wenn es gilt, für das gemeinsame Vaterland mit Gut und Blut zusammenzustehen? Statt dessen müssen wir die beschämende Erfahrung machen, daß Leute, die Deutsche sein wollen, den traurigen Mut haben, von „Skandal" zu reden, wenn katholische Mitbürger es überhaupt noch wagen, jenen Verbänden deutscher Christen ihre Sympathie auszusprechen! Wenn unser Volk einmütig zur Abwehr solcher Schädigungen nationaler Lebensinteressen bereit wäre, würde man es da wirklich gewagt haben, der Nation Luthers und Lessings, Schillers und Goethes, Kants und Fichtes den Schimpf zu bieten, daß schon die bloße Zugehörigkeit zu dieser Kultursphäre, die in einer — im besten Sinne protestantischen — Geistesfreiheit wurzelt, sittlich und religiös minderwertig mache, daß diese Kultur im letzten Grunde das Ergebnis eines „äußerst korrupten" Volkstums sei? Eine Kultur, auf der nun einmal die geistige Weltstellung und die sittliche Kraft der Nation in erster Linie beruht, mag der Romanismus auf deutscher Erde auch noch so viele Gläubige für die groteske Behauptung des vatikanischen Katechismus finden, daß „das ketzerische Gift des Protestantismus die Seelen mordet, die Sittlichkeit und jede Autorität zerstört". Eine — täglich sich erneuernde — Herabwürdigung edlen germanischen Volkstums, die grell absticht von der Mahnung der Gewerkschaftsenzyklika zum „Frieden", und die trotzdem auch von deutschen Männern wie etwas Selbstverständliches hingenommen wird und hingenommen werden muß, nachdem sie einmal gelobt haben, in Fragen, die den tiefsten Kern der Persönlichkeit berühren und im eminenten Sinne Persönlichkeitsfragen sind, „einzuschwenken wie auf dem Exerzierplatz". Hier tun sich Gegensätze auf, welche die Zerklüftung unseres Volkstums unheilbar machen müssen, wenn es der Kulturarbeit der Nation nicht trotz alledem gelingen sollte, wenigstens auf deutscher Erde alle Glaubensparteien zu jener geläuterten Religiösität und Sittlichkeit zu erziehen, die auch den Andersdenkenden und

damit den unabweisbaren Forderungen unseres nationalen Gesamtlebens gerecht zu werden vermag. Für unabsehbare Zeit ein schöner Traum!

Wie groß ist überhaupt die Zahl derjenigen Deutschen, die im wahren und höheren Sinn das deutsche Volk ausmachen, den deutschen Gedanken darstellen? Ein Mann wie Hans Delbrück hat auf diese Frage nur die resignierte Antwort: „Es ist eine kleine, ganz kleine Minorität.“ Eine Tatsache, die erklärlich sei, wenn man bedenke, daß in den beiden großen Verbänden, in denen die ungeheuere Mehrzahl der Deutschen zusammengefaßt ist, Anschauungen zum Ausdruck kommen, die sich von der eigentlichen vollen deutschen Bildung absondern und wenigstens an innerem logischen Widersinn, an Widerspruch mit den geschichtlichen Tatsachen, an Hochmut und Intoleranz sich vollauf miteinander messen können[1]).

Mancher mag ja diese Schätzung zu ungünstig finden und über die Verbreitung eines tieferen und feineren nationalen Empfindens optimistischer urteilen. Aber die bloße Tatsache, daß ein Mann wie Delbrück ein so düsteres Urteil überhaupt fällen konnte, dürfte schwer genug ins Gewicht fallen, um die Hoffnungen auf das Kommen einer wahrhaft vaterländischen Demokratie nicht gerade als aussichtsvoll erscheinen zu lassen.

Wie kann man vollends diese „patriotische“ Demokratie von einer schrankenlosen Ausdehnung des Stimmrechtes erwarten, mit der erfahrungsgemäß gerade die Voraussetzungen tieferen politischen Verständnisses und ernsten patriotischen Interesses immer mehr verschwinden? Eine Erfahrung, für die das genannte große Werk Hasbachs über die moderne Demokratie wahrlich genug Belege gibt.

Man braucht ja nicht mit der materialistischen Geschichtsauffassung anzunehmen, daß so, wie auf die Herrschaft des Adels die des dritten Standes folgte, nun notwendig die der Masse folgen müsse. Denn es fehlt ja glücklicherweise nicht an starken Gegenkräften gegen eine solche Entwicklung, zumal da, wo die konstitutionelle Monarchie noch einen selbständigen Faktor über den Parlamentsmehrheiten bildet. Wie aber, wenn die Monarchie unter dem beständigen Drängen des demokratischen Zeitgeistes immer mehr auf der schiefen Ebene des parlamentarischen Regimes herabgleiten würde bis zur vollendeten Mehrheitsherrschaft, zum Übergewicht der Legislative über die Exekutive, der Volksvertretung über die Regierung? Ist es da so undenkbar, daß durch ein parlamentarisches Massenregiment das gebildete selbständige Bürgertum immer mehr politisch entrechtet und ausgebeutet werden könnte? Was binnen drei Jahrzehnten zur stärksten Partei geworden ist, kann binnen weiteren drei Jahrzehnten zur herrschenden Partei werden, ja vielleicht schon

[1]) Preuß. Jahrb. 1912, Bd. 150, S. 175.

früher. Ein Ergebnis, das zu den schwersten Krisen und Konflikten führen müßte und den Staat in seinem innersten Gefüge erschüttern würde.

Wie wäre nun aber aus dem Dilemma: Klassen- oder Massenherrschaft herauszukommen und der Gedanke zur Anerkennung zu bringen, daß der Staat eben nicht der Kopfzahlmehrheit, sondern dem ganzen Volke in seiner lebendigen Gliederung gehört? Unsere „Politik" betont mit Recht, daß es einen solchen Weg gibt, auf dem der mechanischen Demokratisierung und Verpöbelung unseres Staatswesens mit Erfolg begegnet werden könnte. Es ist eine Neugestaltung des politischen Wahlverfahrens und eine Neubildung unserer Volksvertretungen, bei der einerseits die liberale Idee des allgemeinen Staatsbürgertums völlig unangetastet bliebe, aber anderseits mit der tatsächlichen organischen Gliederung des Volkes in Erwerbs- oder Berufsgruppen so verbunden würde, daß alle berechtigten und sozial wertvollen Interessen eine entsprechende Vertretung erhielten.

Demgemäß fordert dieser Vorschlag, der übrigens mit „ständischen" Velleitäten gar nichts zu tun hat, eine „organische" Volksvertretung, die im Unterschied von den jetzigen, aus einem rein mechanischen Wahlverfahren hervorgehenden Parteivertretungen die Repräsentanten aller großen Volksgruppen umfassen würde, darunter auch die einer so eminent wichtigen Gruppe, wie die der staatlichen und freien Berufe — des Unterrichtswesens, der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft usw. —, die gegenwärtig noch ohne Organisation und politische Vertretung sind und die doch ganz besonders befähigt wären, Abgeordnete in die Parlamente zu senden, die zu keiner wirtschaftlichen Interessengruppe gehörend und im Besitz einer umfassenden Bildung vor allem berufen wären, die unmittelbare Vertretung der Interessen und Fragen höherer und allgemeinerer Art, das heißt der Staats- und Kulturinteressen, sowie den Ausgleich zwischen den widerstreitenden wirtschaftlichen Interessen zu übernehmen. Ein Ausgleich, der zudem dadurch erleichtert würde, daß bei der Festlegung der Zahl der Gruppenvertreter keine Gruppe je die absolute oder relative Mehrheit bekommen könnte, und so von vorneherein der Gedanke gegenstandslos würde, durch Gewinnung der Mehrheit die politische Macht zu erobern.

Jede Gruppe müßte die berechtigten Interessen der andern Gruppen achten lernen und die eigenen Ansprüche mäßigen, wenn sie überhaupt eine Mehrheit für ihre Sache gewinnen wollte, wozu noch der weitere Vorteil käme, daß im Interesse einer möglichst wirksamen Vertretung der Berufsinteressen der einzelnen Gruppen mehr und mehr möglichst tüchtige und sachverständige Männer in die Parlamente gewählt und einer dilettantischen, von Schlagwörtern und Phrasen lebenden Demagogie, wie der fanatischen Ekstase eines politischen Draufgängertums sehr empfindliche Schranken gesetzt würden.

Während unter der Herrschaft des reinen Kopfzahlprinzips die sachverständigen, uneigennützigen, höhergebildeten Persönlichkeiten, die besonneneren nationalgesinnten Politiker immer mehr aus dem politischen Leben verschwinden und hohlen Schwätzern und Drahtziehern, Volksschmeichlern und ehrgeizigen Strebern das Feld räumen müssen, weil sie beim bloßen Zählen der Stimmen mehr als tausendfach überstimmt werden, würde ein zwar allgemeines, aber nach Berufsgruppen ausgeübtes Stimmrecht eine ganz andere Bürgschaft dafür gewähren, daß die Volksvertretung zu einer Vertretung aller wirklich lebendigen Kräfte des sozialen Organismus wird.

Man wende nicht ein, daß der Begriff der Interessenvertretung mit der Idee des Abgeordneten als des „reinen“ Volksvertreters, des Repräsentanten des ganzen Volkes unvereinbar sei. Als ob die Parteien, welche gegenwärtig die Volksvertreter stellen, etwas anderes wären als Interessengemeinschaften, nach Macht und Einfluß strebende Interessenvertretungen! Wie die objektiven wissenschaftlichen Beurteiler des Parteiwesens gegenwärtig fast einstimmig anerkennen[1]), sind es immer gemeinsame Interessen bestimmter Menschengruppen, die parteibildend wirken, und durch welche die Parteien bestimmt und zusammengehalten werden. Wenn aber unsere Parlamente schon jetzt im wesentlichen aus Interessenvertretungen bestehen und die Idee der Interessenvertretung an sich völlig berechtigt ist, solange ein Gruppeninteresse sich nicht auf Kosten des Gemeinwohls durchzusetzen sucht, warum dann an einem Wort Anstoß nehmen, das lediglich der tatsächlichen geschichtlichen Entwicklung offenen Ausdruck verleiht, während Parteiprogramme und Wahlaufrufe möglichst darüber hinwegtäuschen? Warum sich „grundsätzlich“ gegen einen Standpunkt sträuben, der an Stelle der auf das Schwergewicht der Massen gestützten Interessengruppen eine parlamentarische Interessengruppierung setzen möchte, die im Interesse des Staatsganzen der jetzigen weit vorzuziehen wäre und daher vielfach auch von andern durchaus fortschrittlich und freiheitlich gesinnten Politikern gefordert wird[2]).

Nachdem die politische Organisation ökonomischer Masseninteressen förmlich zu einem Staat im Staat emporgewachsen ist, hätte die bürgerliche Gesellschaft wahrlich allen Grund, in der gleichen berufsmäßigen Organisation aller sozialen Kräfte des Bürgertums ein mächtiges Gegengewicht zu schaffen und diesen berufsmäßigen Organisationen aller großer sozialen Interessen eine parlamentarische Vertretung zu geben, die nicht der Kopfzahl ihrer Mitglieder, sondern ihrer Bedeutung für Staat und Gesellschaft

[1]) Wie zum Beispiel soeben wieder Prof. H. Rehm in seinem Buch über „Deutschlands politische Parteien“ 1912, S. 2. — [2]) So zum Beispiel von Adolphe Prins: *La Démocratie et le Régime parlementaire* 1884, von Christensen: Politik und Massenmoral 1912 und Anderen.

entspricht oder ihnen wenigstens gestattet, unter gleichen Bedingungen zu kämpfen. Und wir sehen ja in der Tat, daß die natürliche und geschichtliche Entwicklung mit Macht auf die Organisation großer Berufsgruppen hindrängt, deren Einwirkungen sich das politische Leben immer weniger zu entziehen vermag.

Daß freilich trotz alledem die Zeit für die Verwirklichung des Gedankens der korporativen Volksvertretung noch nicht gekommen ist und bei dem Widerstand der alten Parteien auch schwerlich so bald kommen wird, darüber wird sich Unold kaum einer Illusion hingeben. Auch wird niemand gerade diese Lösung der Stimmrechtsfrage für eine Panacée halten, die all unserem politischen Elend abhelfen könnte. Denn für Begehrlichkeit, Leidenschaft und Beschränktheit bleibt bei jedem Wahlsystem immer noch Spielraum genug. Auch lassen sich ja noch andere Wahlsysteme denken, bei denen höhere Bildung, reiferes Alter, wirtschaftliche und soziale Leistungsfähigkeit zu ihrem Rechte kämen. Aber all das tut dem Verdienste keinen Eintrag, das Problem einer fruchtbareren und gerechteren Interessenvertretung zur Diskussion gestellt und gezeigt zu haben, daß ein Parlament, welches wirklich ein Abbild des ganzen Volkes wäre, ein getreues Spiegelbild seiner verschiedenartigen realen und idealen Interessen und Betätigungen, jedenfalls ein geeigneteres Organ für die allseitige Ausgestaltung des modernen Kulturstaates und für die Höherentwicklung des Volkstums sein würde, als ein Organ des Massenmehrheitswillens.

Mit Recht weist Unold darauf hin, daß der preußische Staat vorbildlich wirken und neue Bahnen politischer Entwicklung weisen könnte, wenn er an Stelle seines ungerechten Klassenwahlrechts nicht einen Abklatsch des Reichstags mit denselben Parteiphrasen und denselben Parteivertretern setzen würde, sondern eine Vertretung des Gesamtvolkes in seiner lebendigen Gliederung. Und wie viel segensreicher würde sich das Zusammenwirken einer wahrhaft staatlichen Monarchie mit einer solchen Vertretung des Gesamtvolkes gestalten, als mit einer machthungerigen Massenmehrheit, die mit den Aufgaben und Zielen des Kulturstaates in unvereinbarem Widerspruch steht. Denn der Massenmehrheitswille ist immer intolerant, mag er von Rom oder von Chemnitz inspiriert sein. Er ist auf Dogmen eingeschworen, die Andersdenkende ohne weiteres zu Toren oder Verbrechern stempeln, während der Kulturstaat seiner innersten Natur nach auf friedliche Verständigung und Ausgleichung zwischen den verschiedenen Überzeugungen angelegt ist. Hier bestimmt nicht — um mit diesem schönen Wort Unolds zu schließen — das „rechte Glauben" den Wert des Menschen für die Gesellschaft und den Fortschritt, sondern das richtige Handeln.

Man sieht, wie enge sich Unolds „Politik" mit den Erkenntnissen berührt,

die sich für den Historiker längst aus der unvergleichlichen geschichtlichen Erfahrung ergeben haben, die er aus der halbtausendjährigen Geschichte des antiken Republikanismus zu schöpfen vermag und die er immer wieder von neuem in der Geschichte neuerer Demokratien bestätigt findet. Im einzelnen mag ja der Historiker über manches anders denken — so zum Beispiel über die Beweiskraft biologischer Analogien und anderes —, aber die Übereinstimmung zwischen geschichtlicher Erfahrung und politischer Theorie, wie sie uns in diesem bedeutsamen Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Politik entgegentritt, ist doch eine so weitgehende, daß wir sie als eine gute Bürgschaft für die innere Berechtigung der Ideen betrachten dürfen, die hier von einem durchaus modernen Geist in ebenso fesselnder, wie klarer und einleuchtender Weise dargelegt werden.

Für die Ziele moderner staatsbürgerlicher Erziehung, für die Befreiung des politischen Denkens unserer Gebildeten aus dem Dunstkreis der Phrasen und Vorurteile könnte diese „Politik“ vortreffliche Dienste leisten. Sie ist das Werk eines Mannes, der als Politiker ein „Liberaler“ im besten Sinne des Wortes ist, das heißt ein Mann von jener großzügig freien Art des Empfindens, Wollens und Denkens, die uns im Parteigezänk des Tages immer mehr abhanden zu kommen droht und die uns doch gerade im politischen Leben so bitter nottut.

Ein Buschdenkmal?

In den Blättern liest man von einem Denkmal, das Wilhelm Busch errichtet werden soll. Der Ort ist mir entfallen; er ist, wenn es nicht Buschens Friedhof und sein Grab ist, auch gleichgültig. Die Nachricht gibt mir Gelegenheit, die Frage „Widmannstiftung oder Widmanndenkmal?“ wieder aufs Tapet zu bringen. Es wird dabei etwas weiter auszuholen sein.

Zum ersten (ich las dieser Tage wieder Luthers Freiheit eines Christenmenschen in Rowohlts schönem Neudruck und bin entzückt von dieser Art Disposition). Wir haben höchstens ein paar Bildhauer, die monumentalen Aufgaben von Natur aus gewachsen sind, und selbst um jede ihrer Schöpfungen entbrennt sofort widerlicher Streit. Die meisten unserer Bildhauer kommen nicht über eine akademische und nichtssagende Verlegenheitsmonumentalität hinaus.

Zum zweiten. Was im neunzehnten Jahrhundert, seit der staatlichen Subventionierung der Kunstakademien, an Bildhauerei in Deutschland hervorgebracht worden ist, trägt wenig zur Verschönerung unserer Städte und ihrer Straßen bei. Von neun Zehnteln kann man ohne Übertreibung behaupten, daß wir

gar nichts verloren hätten, wenn sie nicht da wären. Das einzige Gute, das man von vielen sagen kann, ist, daß sie den Fuhrwerksverkehr nicht stören.

Zum dritten. Unsere Friedhöfe sind so wehtuend geschmacklos, weil die oberste Instanz ihrer Ausschmückung ein Handwerker ist, der kein Handwerker mehr ist, sondern ein Klischee-Arbeiter, nämlich der Steinmetz. Wenn vorerst zu wünschen ist, daß sich nur ganz wenige, nur die besten unserer Bildhauer an der Ausschmückung unserer Straßen beteiligen, so ist zugleich zu wünschen, daß möglichst viele sich an der Gestaltung unserer Grabdenkmäler beteiligen; daß wir möglichst viele gute Porträtplastiken auf die Friedhöfe bekommen, damit die kunstwidrige und seelenlose Steinmetzarbeit allmählich ausgeschaltet wird. Wer eine Büste oder Medaille des Herrn Maier oder Schmid machen soll, muß etwas können. Wer einen posaunenden Engel, einen trauernden Genius machen soll, braucht bloß schematisch eine Nummer mehr zu fabrizieren. Je mehr Porträts auf Friedhöfen, desto mehr Aufträge für die Bildhauer, desto mehr künstlerischer Wetteifer, Bekanntwerden des Tüchtigeren, Hebung des Niveaus, Ausbildung einer Tradition für immer monumentalere Aufgaben. Es ist auch für die Hinterbliebenen etwas anderes, ob sie sich vor einen posaunenden Engel, eine geborstene Säule, einen Granitbrocken hinstellen oder vor das wohlgetroffene Abbild des Toten, so wie er in seinen guten, fröhlichen und gesunden Tagen ausgesehen hat.

Zum vierten. Die meisten großen Männer, soweit sie nicht Fürsten sind, eignen sich sehr schlecht für die Monumentalität des öffentlichen, aber sehr gut für die Intimität des Friedhofdenkmals. Die moderne Männerkleidung ist unkünstlerisch, vor allem die lange Hose, das richtige Revolutionserbstück. Begas wußte, warum er seinem Bismarck keine Bügelfalten, sondern eher eine Ziehharmonika verlieh. Jeder Bildhauer bedeckt instinktiv die Hose als das *pudendum* soviel nur möglich mit dem malerisch drapierten Mantel. Die moderne Kleidung ist nur erträglich als Uniform beim Reiterdenkmal, dank den Reitstiefeln; sonst wirkt sie bei ganzer Figur, ob stehend oder sitzend, immer geschmacklos. Man sehe sich doch unsere Monumente daraufhin an! Lauter Verlegenheitsdrapierungen, lauter Verlegenheitsposen!

Zum fünften. Da man einen Künstler nicht leicht im Augenblicke künstlerischer Inspiration bildhauerisch darstellen kann (es kommt höchstens ein seelenvoller Augenaufschlag heraus), da man ihn noch weniger in der Tätigkeit des Dichtens, Malens, Komponierens aushauen kann, bleiben für die großen Denkmäler nur die Verlegenheitsutensilien: die Palette, die Rolle, das Buch. Sie sind alle so ausgepeitscht, daß wir sie gar nicht mehr sehen können. Für den Zivilisten paßt, solang unsere moderne Tracht existiert, nur die Büste, das Medaillon, die Herme. Denn was einen Mann heute vom andern unterscheidet, ist ja bloß der Kopf. Alles andere hat jeder mit je-

dem gemein. Nur der Kopf ist charakteristisch, alles andere charakterlos, Garderobe, Modejournal. Damit aber, daß wir wesentlich auf Büste, Herme, Medaillon angewiesen sind, fällt die Monumentalität der Öffentlichkeit (um die es übrigens, solang unsere Städte nicht anders werden, nicht schad ist). Was übrig bleibt ist Friedhof, Brunnenplastik, kleine Parkplastik; ein Ding, das sich unterordnet und nicht viel Geld kostet; ein Ding zugleich, das viel mehr Lösungen zuläßt, einen Künstler daher mehr reizt, als daß, um mit Busch zu sprechen

„man in der unbekannten Stadt
gleich den bekannten Schiller hat."

Zum sechsten. Wir errichten viel zu viel Denkmäler, aber viel zu wenig Stiftungen. Wenn das Geld, das in den Jahren seit dem Siebziger Krieg in Denkmälern angelegt wurde, in Stiftungen angelegt worden wäre, dann müßten wir nicht schamrot werden, so oft uns ein alter Mann mit der Kriegsmedaille anbettelt. Dann hätten wir Kriegerheime, und kein Veteran müßte verhungern. Hätten wir, anstatt der zahllosen Denkmäler, in jeder dieser Städte einen Bismarckpark oder ein Moltkebad oder ein Kaiser-Wilhelm-Erholungsheim für Kinder (es braucht nicht immer „arme" oder „unbemittelte" oder „lungenkranke" dabei zu stehen); hätten wir anstatt der Denkmäler Richard Wagners einen Richard-Wagner-Fonds, der alljährlich in einer Anzahl von Städten eine oder mehrere gute Aufführungen des Rings zu billigen Preisen ermöglicht; hätten wir überhaupt mehr Stiftungen, dann hätten wir etwas. So haben wir nichts. Denn die paar Denkmäler, die uns künstlerisch nicht völlig kalt lassen, sind geschwind aufgezählt. Wenn sie uns aber künstlerisch nichts sind, was sind sie uns dann? Nichts, als gleichgültige Denkmäler, nicht des Gefeierten, sondern der Gschaftlhuberei eines Denkmalskomitees. Oder, um wieder einen Vers herzusetzen, der aber diesmal nicht von Busch ist, sondern von Goethe:

„Ja, wer eure Verehrung nicht kennte!
Euch, nicht ihm setzt ihr Monumente!"

Zum siebenten. Als die Mailänder Sparkasse im Februar 1911 zur Fünfzigjahr-Feier der italienischen Einheit gleich zwölf Millionen Lire in die Hand nahm, wozu stiftete sie diese Summe? Zu einem protzigen Nationalplatschari? Nein: zum Bau eines neuen Flügels am *Ospedale Maggiore*, der zweitausend Betten enthalten wird. Wer im Innsbrucker Bahnhof einfährt, sieht rechter Hand das große Asyl, errichtet von einem Ungenannten zum Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph. Wäre eine Reiterstatue am Ende besser gewesen? Jeder von uns kann sich denken, wie sie ausgefallen wäre; wir hätten nur ein Monument mehr gehabt, und es stünde da, kalt, erzen und steinern, und nach der Enthüllung ginge jeder so gleichgültig dran vorbei wie an jedem Privathaus. So steht ein Heim da, schön ist ja seine Fassade nicht, aber warm und

wohnlich liegt es in der Sonne und trägt den Namen des Jubilars an seiner Stirn, und seine Insassen segnen den Einfall des wackeren Stifters noch in ein paar hundert Jahren. Oder man sehe sich das Bürgermeister Erhardt-Denkmal in München an: es ist ein Brunnen auf einer Insel zwischen zwei Brücken, mit Trinkgelegenheit für Menschen und Vögel, rechts und links eine große, lange Halbrundbank für Kindermädchen und alte Leute (es ist ein warmes, sonniges Plätzchen), die Rückwand des Brunnens gekrönt von einer Büste Erhardts, vielleicht halbe Lebensgröße: das ist hübsch, das hat Stil und Sinn! Hätte man Erhardt auf ein Postament gestellt, in Lebensgröße, es wäre recht öd geworden.

Zum letzten. Um auf das Busch-Denkmal zu kommen, so möcht' ich bloß drei Sätze aufstellen, von denen ich glaube, daß sich nichts gegen sie einwenden läßt:

Wenn Wilhelm Busch selbst gefragt würde, dann würde er sagen: Nein. Wahrscheinlich nicht ohne etwas sehr Kräftiges hinzuzufügen.

Wenn wir uns selber fragen, ob denn ein Denkmal für Wilhelm Busch Stil hat, ob es überhaupt für ihn paßt, wir müßten sagen: Nein. Er hat schon etwas im schönsten Sinne Mythisches für uns.

Buschisch wäre, wenn euch das Geld schon in der Tasche juckt, ein paar Quadratmeilen in der Lüneburger Heide für ewige Zeiten anzukaufen, allerlei Vögel darauf anzusiedeln und in Gottes Frieden nisten und singen zu lassen, Bienenstände hineinzustellen und all den Honig etwa einem Heim für genesende Kinder zu schicken; und wenn dann Leute kämen und die Vögel singen und die Bienen sumsen hörten, würden sie vielleicht einen Hauch verspüren, nicht des Zeichners und Humoristen, den ohnehin jedes Kind in Deutschland kennt, aber des gütigen, edlen Menschen. Ganz abgesehen davon, daß es den Singvögeln und den genesenden Kindern wohler täte, als so und soviele Zentner Granit oder Muschelkalk in Wiedensahl oder Mechtshausen.

(Gerade, wie ich die Korrektur dieser Zeilen lese, steht in der Zeitung, daß in Augsburg ein Denkmal des großen Baumeisters Elias Holl errichtet werden soll. Vierzigtausend Mark darf es kosten. Was ließe sich mit vierzigtausend Mark als Stiftung anfangen! Zum Beispiel eine Elias-Holl-Stiftung, zu drei Prozent zwölfhundert Mark, als jährliches Reisestipendium für junge Architekten!) J. H.

Briefe von einer Weltreise.

Von Richard Huldschiner.

Golf von Mexiko 11./11. 12.

Die Deutschen erzählen, der Wahlspruch der Mexikaner sei heute:

Buena comida,
Mucho dinero,
Poco trabajo,
Viva Madero!

(Gutes Essen, viel Geld, wenig Arbeit, Hoch Madero!). Wobei für Madero immer der Name dessen einzusetzen sei, der gerade in Chapultepec residiere und Aussicht habe, dort auch zu bleiben. Wäre dem Felix Diaz sein Putsch geglückt, so würde sein Name in der Strophe prangen, auch wenn damit der Reim preisgegeben ist.

In Wirklichkeit geht es dem Mexikaner schlecht. Und dem Fremden, der im Land seine Geschäfte betreibt, gleichfalls. Durch die Unsicherheit, die kaum 60 Kilometer von der Hauptstadt in Amecamea beginnt, durch die Überfälle auf Bahnzüge, Hazienden, Fabriken ist die Unternehmungslust gelähmt und der Zufluß fremden Kapitals sehr beeinträchtigt. Der Räuberhauptmann Zapata, dem die mexikanischen Zeitungen jeden Tag einige Spalten ihrer Blätter widmen, erhebt regelmäßige Steuern von den Zuckerplantagen, die sonst in Gefahr kämen, ihre Maschinen in Trümmer geschlagen zu sehen.

Die vielen amerikanischen Angestellten in den hauptstädtischen Komptoren verlassen, so weit sie verheiratet sind, fluchtartig ihre Geschäfte. Darum sagte mir ein junger deutscher Kaufmann, der mit uns von Hamburg nach Mexiko ging, daß er gleich am ersten Tag Stellung zu finden sicher sei. Denn Leute, die Mexiko kennen — er war früher fünf Jahre lang in der Hauptstadt tätig —, seien rar und gesucht. Und ganz schlecht könne es dem an natürlichen Hilfsquellen so reichen Lande niemals gehen. In dem Augenblick, da die Ruhe des Staates gesichert sei, müsse es zu einer märchenhaften Blüte kommen. Dann werde auch das sehnsüchtige Hoffen der Mexikaner auf gutes Essen und viel Geld, wenn auch vielleicht nicht das auf wenig Arbeit, in Erfüllung gehen. Aber der Name des Madero müsse durch einen andern ersetzt sein. Die meisten wünschten sich schon heute die straffe Zucht des alten Porfirio Diaz zurück, der wie ein König in Chapultepec residierte und wie ein König aussah. Madero ist klein, ist ein „Idealist", was einem Kaufmann immer verdächtig erscheint, unterhält sich mit Tischrücken und hat bei seinem Regierungsantritt den „Pelados", der großen, nicht konsumierenden Masse des Volkes, wahren Luftmenschen,

so viel Versprechungen gemacht, die er niemals wird halten können, daß er in dem Augenblick, da das Volk dies einsieht, vor sehr ernsthafte Ereignisse gestellt sein wird. Er hatte eine Agrarreform etwa im Stil der Gracchen-Gesetze in Aussicht gestellt gehabt, vielleicht und nach allem, was man über ihn hört, sogar gutgläubig. Aber ihre Verwirklichung ist gegenwärtig unwahrscheinlich oder unmöglich. Und in jedem Fall ist das Volk noch lang für solche Reformen nicht reif. Die „Pulque", das aus der Magney-Agave gewonnene, berauschende Nationalgetränk, ist auch um einen Centavo teurer, statt billiger geworden, und das ist eine ebenso ernsthafte Sache, wie wenn in München das Bier aufschlägt. Oder noch ernsthafter; denn die Münchner schimpfen nur; aber die Mexikaner schießen und stechen, wenn sie nicht gerade, des Gottes allzu voll, auf der Straße hingesunken sind und nun mitten auf dem Fahrdamm daliegen, das Gesicht von dem riesenhaften Strohhut gedeckt und von einem Polizisten sorglich bewacht, bis man sie wegholt.

Die Deutschen sind in der Hauptstadt die beste Fremdenkolonie und auch als solche von den maßgebenden Faktoren des alten wie des neuen Regimes anerkannt. Auf ihre Meinung gibt man sehr viel, zumal da man bei ihnen nicht wie bei den Nordamerikanern hochverräterische Gelüste voraussetzt. Darum ist ihre persönliche Sicherheit auch nirgendwo im Lande bedroht, wo nicht gerade der Kampf aller gegen alle die mittelalterlichen Zustände des Faustrechts heraufbeschworen hat. Das heißt also: wo der Buschklepper dem Postwagen auflauert oder eine bewaffnete Horde die Insassen eines Eisenbahnzugs *„expropriiert"*, da ist der Deutsche mitgehangen weil mitgefangen. Wo aber aus politischen Meinungsverschiedenheiten ein Gehöft überfallen wird, wird die Unverletzlichkeit des Deutschen durchaus gesichert sein, während der Amerikaner sich vor „zufällig" abirrenden Revolverschüssen wohl in acht nehmen müßte.

Die Hauptstadt selbst genießt von allen Städten, die ich kenne, weitaus den größten polizeilichen Schutz, man wird auch wissen, warum. Das Aufgebot von Schutzleuten in den Hauptverkehrsadern ist ständig so groß wie Unter den Linden in Berlin, wenn der Kaiser erwartet wird. Wenn du auf dem Trottoir stehen bleibst, tippt der Agent dir höflich auf die Schulter und bedeutet dir weiterzugehen. Draußen in den Vororten sind sie zwar nicht so dicht gesät, aber immerhin doch noch viel häufiger als die zahlreichen Pulque-Kneipen, die die Dürftigkeit ihrer Ausstattung und die bedenklich mangelnde Sauberkeit durch hochtönende Namen gutzumachen bestrebt sind. Da gibt es *„la vencedora"* (die Siegerin), *„la gran Tenochtitlan"* (alt-aztekischer Name für Mexiko), *„la patria del corazon"* (Heimat des Herzens) und so fort; ein ganzer Grazienhimmel wird so heraufbeschworen; aber wehe dem, der

Wirklichkeit und Phantasie ernsthaft in Einklang zu bringen suchte. Er würde an der Welt verzweifeln müssen.

Immer schön und durch Menschenwerk nicht unterzukriegen ist nur die Natur in Mexiko. Und namentlich das Tal von Anahnac, in das die Hauptstadt eingebettet liegt, mit seinen riesigen Wächtern Popocatepetl und Ixeaccihuatl, mit seinem uns Europäern so wohltuenden Klima des ewigen Frühlings gehört zu jenen Dingen, die man nicht vergessen kann, die lange noch, wenn schon wieder die blaue Weite des Ozeans alles Land verschlungen hat, im Traum und im Wachen tönend und lieblich vor der Seele stehen und uns mit großen, dunklen Augen zu sich heranzuwinken scheinen.

Menschenbilanzen und Wanderungsbilanzen.

Von Hermann Losch in Stuttgart.

Der Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte" hat mich schon mehrfach ersucht, über die württembergische Auswanderung einen Aufsatz zu schreiben. Wenn dies ein einfacher Gegenstand wäre, hätte ich trotz Überhäufung mit anderen Arbeiten längst diesem Wunsche entsprochen. Allein das „Wanderungsproblem" zerfällt bei näherer Prüfung in eine ganze Menge von verschiedenartigen Wanderbewegungen und ein erheblicher Teil dieser Bewegungen ist so gut wie gar nicht aufgehellt. Vom Standpunkte eines Bundesstaats aus gesehen ist das Ganze wie das Einzelne etwas ganz anderes als vom Standpunkt etwa einer Großstadt aus betrachtet und — beurteilt; vom Standpunkt des „Deutschen Südens" (vgl. Fr. Naumann im Oktoberheft 1912) aus wieder anders als vom Standpunkt des Deutschen Reichs. Auswanderung, Einwanderung, Binnenwanderung, Saisonwanderung, Dauerwanderung, Pendelwanderung — wie ich die Wanderung vom Wohnort zum Arbeitsort genannt habe — gehen durcheinander und sind teils reziprok, teils nicht. So zerlegen sich die Binnenwanderungen, das heißt solche, die sich innerhalb eines Staats, oder auch Bezirks erschöpfen, wieder in Zuwanderungen und Abwanderungen und es gibt Gebiete, welche von den verschiedensten Seiten her Menschen erhalten, wie solche, welche Menschen nach den verschiedensten Seiten hin abgeben. Dadurch wird das Problem bei der teils herrschenden Freizügigkeit, teils herrschenden Zwangswanderung (zum Beispiel Militärdienst) ein eminent modern geographisches Problem, dessen Vielseitigkeit es bisher bewirkt hat, daß wir zwar eine große Masse von Versuchen haben, lokal oder partiell der Sache beizukommen, aber keinen rechten Überblick.

Da ich die einschlägigen Fragen und Tatsachen schon anderweit behandelt

habe, so darf ich vielleicht hier darauf verweisen[1]) und einen Weg zu zeigen suchen, in diesen Dingen mehr Klarheit zu schaffen, welche aus verschiedenen, vor allem auch praktischen Gründen erforderlich ist; es liegt hier zugleich auch eine Frage weiteren Fortschritts des deutschen Zensus vor, welcher von dem der *United States* als überholt bezeichnet werden muß.

Seit Jahr und Tag beklagen sich die östlichen Provinzen Preußens über die Menschenverluste durch Abwanderung, polnische Kolonien entstehen im Westen, Berlin hat eine Musterkarte sämtlicher Bundesstaaten und Provinzen von Zugewanderten, man bereitet die überseeischen Auswanderungen auf, die Landwirtschaftskammern machen Denkschriften über den Arbeitermangel auf dem Lande, die Feldarbeiterzentrale gibt eine Art von offiziösem Bericht heraus, die Volkswirtschaftslehrer fangen allmählich an, die Geburtenrückgänge in dicken Büchern zu behandeln, die Berliner Vorgroßstädte und Vororte wirken entleerend auf die alte Innerstadt und so weiter, aber man hat kein rechtes Gesamtbild aller dieser Dinge und sollte es doch längst für die verschiedensten kommunalen, staatlichen und Reichszwecke haben. Dieses Gesamtbild wird nicht erzielt, weil man nicht erkennt, daß hier vor allem ein geographisches Problem vorliegt, geographisch in dem Sinn, daß die Reichsgrenzen einerseits für Aus- und Einwanderung über die Zollgrenzen entscheidend sind, für die Ausgewanderten aber die Volkszählungen beziehungsweise Zensusaufbereitungen der Staaten der Erde außerhalb des Reichs, für die Eingewanderten lediglich die Behandlung des deutschen Zensus und ihn ergänzender Nebenfeststellungen. Alle Reichsbinnenwanderungen — und sie stehen im Mittelpunkt — sind reziprok, das heißt, die Menschen gehen bei *A*, *B*, *C* ab (*minus*) und kommen bei *X*, *Y*, *Z* an (*plus*), verloren gehen können sie nur, wenn sie unterwegs oder angekommen — sterben.

Das „Auswanderungsproblem" nun ist seit etwa 18—20 Jahren für das Deutsche Reich in den Hintergrund getreten, an seiner Stelle ist das „Einwanderungsproblem" aufgetaucht da man zwar den russischen Roggen mit Zoll belegt und diesen „gebunden" hat, nicht aber die Russen und sonstigen östlichen Volkselemente. Nicht einmal die „statistische Gebühr" zahlen sie dem Reich. Das Wort Caprivis, wir müssen Menschen ausführen oder Waren, hat dadurch seine Erfüllung gefunden, daß das Deutsche Reich 1896/1905 um 8,36 Millionen Menschen zunahm, von denen es nur 8,21 selbst erzeugt

[1]) Wanderungsstatistik. Die Statistik in Deutschland nach ihrem heutigen Stand. Ehrengabe für Georg von Mayrs, München und Berlin 1911. Band I, Seite 471/501. „Über Landflucht in Württemberg." Abgedruckt unter anderem Neckarzeitung, Heilbronn 1912, Nr. 104—107, sowie „Blätter der Zentralleitung für Wohltätigkeit" in Württemberg 1912. Nr. 20, 21.

hat; da gleichzeitig 242,000 Menschen allein über See aus dem Reiche ausgewandert sind, so müssen mindestens 150,000 + 242,000 oder 392,000 Menschen, fast ausschließlich aus dem Osten, mehr hereingekommen als anderswohin hinausgegangen sein; 1906/10 betrug der natürliche Überschuß mit 4,44 Millionen zwar 160,000 mehr als die wirkliche Zunahme mit 4,28 Millionen, aber es sind gleichzeitig mindestens noch 120,000 über See verschwunden; außerdem haben nicht unbeträchtliche Auswanderungen auch der mittleren und höheren Schichten nach Belgien, Holland, England, Frankreich, Schweiz, den nordischen Staaten, Österreich usw. stattgefunden, sogenannte „Überlandauswanderungen", von welchen man nichts erfährt, wenn nicht die betreffenden Staaten ihre Bevölkerungen nach dem Geburtsort auszählen lassen. Deshalb war es ein verdienstliches Werk, als einmal der jetzige Leiter des Kgl. Bayerischen Statistischen Landesamts das Deutschtum im Auslande einer besonderen Untersuchung unterzog, welche als „Ergänzungsheft" in den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs erschienen ist und auch die Schwierigkeiten solcher „Konstatierungen" erkennen läßt. Auch diese „Überlandauswanderungen" dürfen wir nicht gering schätzen; denn wenn sie auch nur so bilanzieren, daß westlich und nördlich etwa 50,000 intelligente Personen nicht der niedersten Stände und Berufe in einem Zeitraum von fünf Jahren hinausgezogen sind, während östlich dafür 50,000 Menschen niederster Kulturstufe und anderer Rasse hereingesickert sind, so ist das bedeutsam genug. Wir führen dann gute Menschenware aus, schlechte ein, ganz abgesehen von dem Heere der Wander- und Saisonarbeiter, welches die Volkszählungsbilanz so wenig durchläuft wie eine große Zahl von Schweinen die Viehzählungen durchläuft oder durchlaufen wird, auch dann nicht, wenn das Kgl. Preußische Statistische Landesamt alljährlich noch so genaue Viehzählungen veranstalten muß.

Wir haben also, das ist der Sinn dieser Seite der Menschen-Außenbilanz des Reiches, in letzter Zeit sehr viel mehr wirkliche, tote Waren aller Art ausführen können, allein es sind dieser Ausfuhrwaren soviele geworden, daß wir gleichzeitig noch Menschen dazu einführen mußten, sie herstellen und ausführen zu lassen. Und was für Menschen! Billig und schlecht, war einst ein geflügeltes Wort von Reulaux; wenn man so will, kann man sagen, teuere und gute Menschen verlassen links das Reich und billige und schlechte (geringere) kommen rechts herein. Dies ist ja vom rassentheoretischen Standpunkt aus schon oft betont worden; hier soll es nur zeigen, wie anders sich diese Vorgänge fürs Reich im ganzen gesehen abspielen als für einen Reichsteil, wie zum Beispiel Württemberg. Es ist dies deshalb erforderlich, weil gewisse Interessenten und Patrioten die Schäden der Landflucht in die Städte des eigenen Vaterlandes nicht düster genug schildern und ausmalen

können und gleichzeitig mit Vergnügen die Landflüchtlinge der Nachbarschaft bei sich selbst begrüßen, sie aber möglichst bald wieder abschieben möchten.

Sobald man nun aber ein Teilgebiet wie beispielsweise Württemberg ansieht, verändert sich die Sachlage wesentlich. Württemberg war, man darf sagen, seit Jahrhunderten, ein Menschenausfuhrland; für das letzte Jahrhundert sei folgendes kleine Ziffernbild eingefügt:

		Geburten-überschüsse	Wirkliche Zunahmen	% der Geburten-überschüsse	Abwande-rungen
1821/60	(40 Jahre)	522,000	283,000	54,2	239,000
1861/90	(30 Jahre)	599,000	328,000	54,6	271,000
1891/1910	(20 Jahre)	532,000	391,000	73,5	141,000

Nie war also der Menschenverlust kleiner, als in jüngster Zeit, nie die Fähigkeit größer, den quellenden Nachwuchs dem heimischen Boden zu erhalten, oder für die Abwandernden Ersatz zu schaffen, was in jüngster Zeit in zunehmendem Maße geschah um die Abwanderungen ins Reich hinaus auszugleichen; nie aber war auch, eben als Folge dieser stärkeren Behaltung der starken Geburtenüberschüsse im Inland, die sogenannte „Binnenwanderung" größer, stärker, verbreiteter als in diesem letzten Zeitalter der Industrialisierung, wie dieses aus drei, dem Statistischen Handbuch für Württemberg 1910/11 beigegebenen Karten für die Jahre 1882, 1895 und 1907 anschaulich zu entnehmen ist.

Nicht die „Berge" wurden „versetzt", aber die Menschen; eine förmliche „Kontraktionsbewegung" ging vor sich, wie ich es genannt habe und nennen möchte, wenn man den „Volkskörper" als eine das Land bedeckende, in sich zusammenhängende Masse sich vergegenwärtigt. „Kontraktionsbewegung" auch deshalb, weil bei steigender Gesamtmasse ganze Gegenden gleichzeitig an Menschen abnehmen, menschenleerer geworden sind und noch werden, während an wenigen Punkten sich die Menschen stark, manche sagen übertrieben und gefährlich stark vermehren. Den „Agglomerationen" hier entspricht die „Entleerung" dort, nicht etwa bloß die „Überschüsse" wurden abgeliefert, sondern auch „Grundstock". Es ist als ob man, um die Berge noch höher zu machen, auch die Täler noch tiefer gemacht hätte.

Bei einer solchen Kontraktionsbewegung, welche dem Zusammenziehen des Holzes beim Trocknen vergleichbar ist, — kracht es natürlich auch. Dieses „Krachen" vernehmen wir in dem Geräusche der politischen Reden und — Taten; denn man muß das Wählen als politische Taten ansehen. Es ist durchaus nicht verwunderlich, vielmehr für den Bevölkerungsstatistiker höchst natürlich, daß beispielsweise bei den in diesem Augenblick noch nicht ganz beendeten württembergischen Landtagswahlen die sogenannten alten Mittelparteien abbröckeln und Stadt und Land sich in Form von Industriearbeitertum und Bauerntum als

Ergebnis dieses Umlagerungsprozesses erheben und hier Sozialdemokraten, dort aber Bauernbündler in höherer Anzahl behufs Gesetzgebung in den Landtag senden; dabei darf das Zentrum auch in Württemberg im wesentlichen als Bauernpartei bezeichnet werden und die Hinneigung der Bauernbündler zum Zentrum und umgekehrt hat ganz natürliche Untergründe. Wenn man „Analogien" aus der Geschichte suchen wollte, so könnte man sagen, wie die nach dem Neuland Nordamerika abgewanderten Engländer, Schotten, Iren und ihre Söhne gegen das Mutterland sich erhoben haben, so erheben sich die ins Innere der größeren Industriezentren Abgewanderten und ihre Söhne gegen die Daheimgebliebenen, die Kolonien gegen das alte Land, die Nachgeborenen gegen die Erstgeborenen, die vom Boden Gelösten gegen die Bodenständigen und so weiter. Natürlich hinkt der Vergleich in mancher Hinsicht, wie alle Vergleiche, zumal es sich bei den eigentlichen Kolonien um wirklich neue Staatengebilde handelt, bei diesen inneren Kolonien aber nur um einen „Staat im Staate" in übertragenem, geistigem Sinn; Übereinstimmung besteht aber insofern, als es sich im ersten Falle um „äußere", im zweiten um „innere" politische Reibungen und Kämpfe um Plätze auf dem Boden, wenn man will, auch „an der Sonne" handelt; es verdient Beachtung, daß die Gebrüder Gracchus seinerzeit an der Kolonial- und an der — damaligen — Sozialpolitik gescheitert sind und daß kurz darauf der Vernichter der anwandernden Cimbern und Teutonen, der nach Rom eingewanderte, landgeborene *homo novus* Cajus Marius und der Adelige Lucius Cornelius Sulla an die Spitze eines Bürgerkrieges geschoben worden sind, wie die Erde zuvor in einem Rechtsstaate noch wenige gesehen hatte.

Doch — das sind Abschweifungen, allerdings Abschweifungen, welche sich dem denkenden Beobachter der heutigen Massenbewegungen unwillkürlich nahelegen und darum vielleicht verzeihlich sind.

Kehren wir zu dem Problem der Menschenbilanz zurück.

Weitaus die größte Zahl der einschlägigen dunkeln Verhältnisse würde aufgehellt worden sein, wenn man sich zu einem energischen einheitlichen Schritt diesem tiefsten aller Zeitprobleme gegenüber entschlossen hätte. Es gibt im Deutschen Reich im ganzen 1031 sogenannte „kleinere" Verwaltungsbezirke; Württemberg hat deren 64; nimmt man noch etliche 100 größere Gemeinden hinzu, so wären das vielleicht 1500 geographische Einheiten. Da man nun die Wanderungsbewegungen selbst bei der eigentümlichen Natur der polizeilichen An- und Abmeldungsverfahren in den verschiedenen Staaten und Städten in absehbarer Zeit nicht wird verfolgen können — dem stehen auch Kostengründe entgegen —, so bietet lediglich die Gebürtigkeitsstatistik bei den Volkszählungen die Handhabe, die verschiedenen Kreuz- und Querzüge der Menschen in ihrem wesentlichen Niederschlage an einem bestimmten Zeitpunkt sozusagen festzunageln. Dies kann aber nur so geschehen, daß jeder in irgend

einem kleineren Verwaltungsbezirk Vorhandene daraufhin eingereiht wird, ob er in irgendeinem der, sagen wir 1499 anderen geboren ist. Nach dem Neuen Testamente mußten Josef und Maria für die Zählung des Augustus persönlich sich an ihren Abstammungsort begeben. Es ist zwar nicht sicher bezeugt, ob dies wirklich allgemein durchgeführt wurde; jedenfalls wäre es heute technisch und finanziell leichter als damals, wenn auch tatsächlich schwerer, ja unmöglich, weil sich dann Städte wie Berlin, München, Stuttgart förmlich leeren würden, wenn auch nur auf kurze Zeit. Es ist dies aber gar nicht erforderlich, denn man hat die Anhaltspunkte dafür im Jahre 1900 bei der Jahrhundertwendevolkszählung und 1907 bei der Berufszählung sämtlich und vollkommen schriftlich in der Hand gehabt. Man hat nur die Zählarbeit gescheut, hat sie aber dann zu drei Viertel doch machen müssen und auch wirklich gemacht. Die Folge davon war und ist, daß man lediglich vermischte Menschenaustauschbilder oder aber einzelne, auf eigene Faust da und dort von großstädtischen statistischen Ämtern unternommene Lokalarbeiten bekam, keine präzisen und beliebig für irgendwelche wissenschaftliche oder praktische Zwecke benützbare Unterlagen. Ein Beispiel wird dies am besten veranschaulichen. Wenn man wissen will, wo sich die Menscheneinzugsgebiete der deutschen Großstädte, also zum Beispiel von München, Augsburg, Nürnberg, Stuttgart, Mannheim, Frankfurt, Leipzig, Berlin usw. berühren, oder woher die in Berlin vorhandenen Württemberger oder auch die überseeischen Auswanderer kommen, so ist man sehr bald um Ende. Die Berliner beispielsweise stammen meines Wissens lediglich von preußischen „Provinzen" und deutschen Bundesstaaten ab, nicht einmal aus Regierungsbezirken oder gar „Kreisen", obschon manche Gebiete anderer Provinzen der Stadt näher liegen als manche Teile der Mark Brandenburg. Sobald man aber das Mosaik von 1500 Bausteinen hätte, würden sich gewisse Sonderbewegungen ganz deutlich herausstellen und erkennen lassen, ganz abgesehen von herrlichen kartographischen Darstellungen, welche mit einem Schlage die verschiedenen Dinge anschaulich vorführen könnten.

Als ich bei der Vorbereitung der Reichsvolkszählung 1900 einen dahinzielenden Antrag stellte, wurde mir entgegengehalten, daß die Auszählung von 1500 „Spalten" und also $1500 \times 1500 = 2\,^1/_4$ Millionen „Posten" eine Ungeheuerlichkeit sein würde, an die nicht zu denken sei. Ganz abgesehen davon, daß sofort nachher zum Beispiel in Preußen eine ganze Reihe kostspieliger Untersuchungen lediglich lokaler Art über die „Abwanderungen" vom Lande angestellt wurde, welche vor allem die Landwirtschaftskammern bezahlen mußten, ist zu sagen, daß diese $2\,^1/_4$ Millionen nur ein statistisch-theoretisches Maximum darstellen, nicht aber eine praktisch wirklich vorkommende Zahl. Es ist tausend gegen eins zu wetten, daß nicht in jeder der 1499 geographischen Einheiten des Reichs auch nur je ein Mensch vorkommt, wel-

cher beispielsweise in dem württembergischen Oberamt Saulgau oder gar in einem oberbayerischen Bezirk dieser Art geboren ist! Mit anderen Worten, die meisten Bezirke geben nur an ihre Umgebungen irgend erhebliche Zahlen von Abwanderern ab, die meisten der „möglichen" Bezirke kommen tatsächlich gar nicht vor.

Es mag sein, daß die Wanderungsbewegungen nunmehr ihren Höhepunkt überschritten haben, denn nach dem Ausdruck des bayerischen Archivars Georg Hansen in seinem geistvollen Buche (Die drei Bevölkerungsstufen 1889) führen zwar viele Spuren in die Höhle des Löwen — damit meint er die Großstadt —, keine aber wieder heraus, und wenn dies auch nur im großen ganzen zu verstehen und zuzugeben ist, so muß mit der steigenden Verstädterung der Bevölkerung bei gleichzeitig dort einsetzendem Geburtenrückgang die Sache allmählich eine andere Wendung nehmen. Daß die Städte Menschen wirklich wie Fleisch konsumieren, hat Dr. Rösle auf der Dresdener Hygieneausstellung durch eine prächtige graphische Darstellung der Bevölkerungsentwicklung der Stadt Augsburg gezeigt, welche auch in den Katalog der Abteilung „Statistik" übergegangen ist. Das Abflauen der eigentlichen Wohnsitzverlegungen oder vielleicht besser gesagt, das nicht mehr so rasche Anwachsen ist vor allem bewirkt worden durch die Entstehung der Halbwanderungen oder Pendelwanderungen, bei welchen Wohngemeinde und Arbeitsgemeinde auseinanderfallen. Für Württemberg sind diese Dinge sowohl für den Stand vom Jahr 1900 als vom Jahr 1910 untersucht und es hat sich gezeigt, daß die Zahl solcher Menschen in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren von etwa 60000 auf etwa 90000 angewachsen ist. Das sind enorme Ziffern. Auch für Bayern ist jüngst eine entsprechende Untersuchung, jedoch lediglich an Hand der Eisenbahnwochenkarten, veröffentlicht worden, worüber mein oben angezogener Aufsatz nähere Auskunft gibt.

Es ist kein Wunder, wenn durch alle diese Dinge der „Gemeindebegriff" stark in Mitleidenschaft gezogen wird. Man ist ja mit Recht stolz auf die deutschen Städte und ihren erstaunlichen Aufschwung, ihre gewaltige Initiative. Sie sind Brennpunkte des Lebens und Schaffens, sie sind aber auch voll von brennenden Lebensproblemen. Es soll weder eine Drohung sein, noch eine Verkleinerung, wenn es ausgesprochen sei: auch die städtischen Bäume können nicht bis in den Himmel wachsen. Schon kämpft die „Mama" Berlin einen harten Steuerkampf mit den sie umlagernden ausgewachsenen Großstadtkindern und den kleineren Orten des Kreises. Der „Zweckverband" erhebt seine Hand über dem roten Haus in der Königstraße dort. Nicht alle Sorgen sind durch Eingemeindungen zu beschwören, so wenig wie die Fleischfrage durch städtische Schweinemästereien. Es muß ein Weg gesucht werden, ohne die Fesselung der Einzelpersonen an den Boden der einzelnen Gemeinde

irgendwelche Form von Interessen- und Lastengemeinschaften zu finden, welche den neu sich bildenden tatsächlichen Lebens- und Bewegungsformen gewachsen ist. Gewisse Vorarbeiten hiezu fallen aber nicht dem Verwaltungsbeamten und nicht dem Juristen, nicht dem Techniker und nicht dem Künstler zu, sondern dem in manchen Kreisen so sehr verachteten, aber heutzutag immer unentbehrlicher gewordenen „Mädchen für alles" — der sogenannten sozialen Statistik.

Ein Bürgerkrieg?

Was ich in Ulster sah.

Seit fast drei Jahrhunderten hat Irland die öffentliche Meinung Europas in einer Weise auf sich gezogen, die seiner Größe und seiner Bedeutung eigentlich kaum entspricht. Es hat, seit das Ringen der modernen Großstaaten beginnt, als die Stelle gegolten, an der Englands Macht verwundbar war. Erst Spanien, dann Frankreich, schließlich die Vereinigten Staaten haben von Zeit zu Zeit ein Maß von Sympathie für das irische Volk zur Schau getragen, das stets ihrer jeweiligen Abneigung gegen England, nicht immer aber ihrem Verständnis für Irland entsprach.

Dazu kam eine Entwicklung der Agrarverhältnisse, die nirgends in Europa ihresgleichen fand: Auf der einen Seite ein rentenbeziehendes Großgrundbesitzertum, auf der andern Seite ein unter weitgehender Bodenzersplitterung leidender Pächterstand. Geheime Gesellschaften und Agrarrevolutionen wechseln mit schnell aufschießenden, dann aber plötzlich in sich zusammensinkenden politischen Bewegungen ab, bis endlich die große Hungersnot von 1845/46 die alte Ordnung niederzubrechen beginnt, den Strom der Auswanderung ins Riesenhafte anschwellen macht und in den Slums von New-York und Chicago der Mehrheit des irischen Volkes eine neue Heimat bereitet. Von dort sind dann antienglische, ursprünglich rein politische Bewegungen ausgegangen, deren ganze Kraft schließlich durch die große Agrarrevolution von 1881—87 eine soziale Umwälzung herbeiführte. Die Rechte der anglo-irischen Grundherrn wurden durch sie zum Teil vernichtet, zum Teil abgelöst; der bis dahin halb rechtlose irische Pächter wurde in einen Bauern verwandelt, der mit Hilfe des britischen Kredits in etwa dreiviertel Jahrhunderten schuldenfreier Besitzer seines Gütchens sein wird.

Seit dieser Zeit hat die Leidenschaftlichkeit der irischen Bewegungen beträchtlich abgenommen. Der Ruf nach politischer Unabhängigkeit (Home Rule) ist nicht verstummt; bei jeder Wahl bezeugt das katholisch-irische Volk seine Anhänglichkeit an die nationale Idee, indem es über achtzig Abgeordnete

nach Westminster ins Parlament sendet, die auf Autonomie für Irland verpflichtet sind. Jahraus jahrein klingen dieselben Schlagworte durchs Land, aber wenn auch die Worte die gleichen sind, wie diejenigen, die vor dreißig Jahren gesprochen wurden, der Ton ist ein anderer geworden. Die Liebe, die der irischen Nationalität als solchen gilt, ist gewiß nicht erkaltet, sie hat aber viel von der leidenschaftlichen Gluthitze eingebüßt, die den Pächter beim Kampf um die eigene Scholle erfüllte.

In dem Augenblick nun, wo Irland ein prosaisches Land zu werden scheint, hat eine Bewegung begonnen, deren rücksichtslose Wucht frühere irische Agitationen in den Schatten stellt, obwohl sie sich bis jetzt in den Formen völliger Gesetzlichkeit abspielt. Der nordöstliche Teil der Provinz Ulster, das Gebiet, das sich um das mächtige Industriezentrum Belfast ausdehnt, hat bis jetzt an der unerfreulichen, wenn auch farbigen Buntheit irischer Zustände nur bedingten Anteil genommen.

Ulster ist, wie der Rest von Irland, Kolonistenland. Aber während in den andern Landesteilen die eingeborene keltisch-katholische Bevölkerung nicht erfolgreich zurückgedrängt werden konnte und als Pächter und ungelernte Arbeiter unter den eingewanderten Grundbesitzern und Unternehmern fortbesteht, ist sie in weiten Teilen Ulsters verjagt worden. Von Ulsters neun Grafschaften weisen allerdings vier bis fünf soziale Bedingungen und Bevölkerungsmischungen auf, die von denen der benachbarten Provinzen nicht wesentlich verschieden sind. Die vier Grafschaften Antrim, Down, Londonderry und Armagh aber, zu deren Zentrum sich Belfast entwickelt, stellen dafür ein zusammenhängendes Gebiet dar, in dem die Klassengegensätze nicht mit nationalen Gegensätzen zusammenfallen. Hier sind nicht nur Unternehmer und Grundbesitzer aus der Kolonistenklasse hervorgegangen, hier gehören die Farmer, die Handwerker, die Krämer, die gelernten, ja auch vielfach die ungelernten Arbeiter der eingewanderten, nicht der Eingeborenen-Bevölkerung an. Auch diese Grafschaften sind gemischte Distrikte. Wenn man annimmt — was nur bedingt richtig ist — daß Religion und Nationalität zusammenfallen, die Katholiken als Nachkommen der eingeborenen keltischen Bevölkerung, die Protestanten der verschiedenen Bekenntnisse als die Nachfolger der Kolonisten auffaßt, so enthalten alle diese vier Grafschaften eine überwiegende Siedlungsbevölkerung. Aber alle, selbst Antrim, weisen zahlreiche Eingeborene auf, die dort, wie anderswo in Irland den unteren Schichten der Bevölkerung angehören. Antrim hat 79,5 Prozent Protestanten, Down 68,4, Derry 54,2, Armagh 54,6. Die Kolonistenbevölkerung Ulsters ist ursprünglich nicht einheitlich gewesen. Engländer und Schotten standen sich oft feindlich gegenüber; es war ein Gegensatz, der durch die Antipathie zwischen der anglo-irischen Bischofskirche und den schottischen Presbyterianern häufig ver-

schärft wurde. Die Entstaatlichung der anglo-irischen Kirche hat heute zu einer rechtlichen Gleichstellung der Presbyterianer geführt; die Agrarreform hat dem Pächter in Ulster die gleichen Vorteile gewährt wie demjenigen in andern Teilen Irlands, und den Gegensatz zum Landlord gemildert; die fortschreitende Industrialisierung, die von Belfast und den umliegenden Fabrikstädten (Lurgan, Lisburn, Portadown, Armagh) ausgeht, schafft einen mehr und mehr einheitlichen Typus. Handelsbeziehungen verbinden diesen Teil Ulsters vor allem mit der schottischen Heimat, aus der die Pioniere der Kolonisation in Ulster gekommen sind und machen ihn zu einem Vorland Schottlands.

Zwischen Belfast und Glasgow, die zum Teil dieselben Industrien beherbergen (Schiffbauer zum Beispiel), herrscht ein stetes Kommen und Gehen von Unternehmern und Arbeitern, je nachdem ein Schiff die Werften verläßt oder der Kiel eines andern gelegt wird. Die vier Grafschaften, die sich heute mit Unrecht „Ulster" nennen, dürften mit vollem Recht den Namen „Kleinschottland" tragen.

Die romantische Stimmung, welche des übrigen Irlands Leben und Leiden so oft verklärt hat, ist in diesem arbeitsamen Lande nicht vorhanden. Seine Bewohner haben nicht nötig, sich mit den (nicht leicht nachweisbaren) Errungenschaften einer längst versunkenen Vergangenheit zu brüsten; sie leben in der Gegenwart und arbeiten für die Zukunft. Sie gründen ihr Daseinsrecht auf den Erfolg, mit dem sie ein unfruchtbares Land sich dienstbar gemacht haben; während das übrige Irland die Forderung einer von England unabhängigen Existenz mit einer Reihe nationaler Niederlagen zu begründen sucht.

In der Stellung dieser beiden Irland bewohnenden Völker — denn es sind zwei Völker, deren Lebensanschauungen mehr und mehr auseinander streben, auch wenn man gemeinsame Abstammung nachzuweisen vermag — ist plötzlich ein Wandel eingetreten. Das Spiel des politischen Lebens scheint den Traum verwirklichen zu wollen, den das keltische Irland so lange geträumt hat. Irland und mit ihm Ulster soll der Kontrolle des Parlaments zu Westminster entzogen werden und einem eigenen Parlament, in dem naturgemäß Ulster nur durch eine Minderheit vertreten wäre, unterstellt werden. Dem Home Rule-Gesetzentwurf, der eben dem Unterhaus vorliegt, ist eine Mehrheit von über hundert Stimmen sicher. Das Oberhaus kann sein Gesetzwerden wohl verzögern, aber nach der neuen Parlamentsakte von 1911 kaum verhindern.

Es hat zeitweilig so ausgesehen, als wolle Ulster diesen Gesetzentwurf zwar bekämpfen, aber dem ordnungsgemäß zustande gekommenen Gesetze sich fügen. Dann aber hat eine gewaltige Agitation eingesetzt, die offen verkündete, Ulster werde Home Rule nicht dulden. Unter dem Beifall der unionistischen Partei des Unterhauses, der die zwanzig Abgeordneten Ulsters angehören, hat Ulster erklärt, es werde, wenn Irland ein autonomes Parlament in Dublin erhalte,

dieses Parlament nicht anerkennen. Es werde sich dann eine eigene provisorische Regierung geben. Eine solche Drohung ist natürlich in der Hoffnung ausgesprochen worden, sie werde nie wahr gemacht werden müssen. Sie sollte die britischen Wählermassen und die öffentliche Meinung aus ihrer Gleichgültigkeit gegen irische Fragen aufscheuchen und den Sturz der jetzigen Regierung herbeiführen. Glückte dieser Versuch, — soweit man heute urteilen kann, ist das nicht der Fall gewesen, — dann war Home Rule von neuem verhindert, wie 1886 und 1893, ohne daß Ulster zum äußersten getrieben wurde; mißglückte er, so muß sich Ulster zum Bürgerkrieg rüsten.

Ulster hat sich nun in der Tat auf beide Fälle eingerichtet. Die alte Organisation des Orange-Ordens — ursprünglich eine geheime Gesellschaft —, die mit allen Mitteln die Aufrechterhaltung der protestantischen Vorherrschaft sichern wollte, ist seit Jahrzehnten über das ganze Land verbreitet. In jedem Dorf, in jeder Vorstadt und in jedem Bezirk hat sie ihre lokale Vertretung, ihre Ortsgruppe. Sie hat ursprünglich der Bekämpfung des Katholizismus und der Abwehr aller „antiloyalen" Bewegungen gegolten. Sie hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich modernisiert und ihren fanatisch-brutalen Charakter verändert. Neben sie ist ein Netz von „unionistischen Vereinen" getreten, in denen ursprünglich alle diejenigen Elemente Aufnahme fanden, denen entweder die Ziele der Orangelogen zu stark konfessionell waren, oder denen die Organisation derselben zu straff schien.

Beide Verbände arbeiten heute Hand in Hand. Sie organisieren ihre Mitglieder nicht nur für politische Zwecke, sie bilden sie zu einer leistungsfähigen Miliz aus. Denn Ulster tritt an die Frage eines Bürgerkrieges mit der ganzen sachlichen Nüchternheit heran, mit der es seinen geschäftlichen Angelegenheiten nachgeht. Es wartet nicht auf eine große gottbegnadete Eingebung, die unter dem Drucke glühender Leidenschaft aus politischem und wirtschaftlichem Chaos plötzlich ein neues, sich selbst genügendes Gemeinwesen schaffen soll. Es plant den Aufstand mit derselben sachlichen Voraussicht, mit der es den Bau der gewaltigen Schiffskolosse vornimmt, die seinen Namen über die ganze Welt tragen.

Es gräbt die Docks und türmt die Hellinge auf, ehe es den Bau des Schiffes beginnt. Es steckt bewußt ein großes Kapital in seine Bewegung, — als Versicherungsprämie, wenn dadurch der Frieden erhalten bleibt; als Vorbedingung des Erfolgs, wenn der Krieg kommt.

So wird heute schon in allen Dörfern gerüstet und exerziert. Ein alter mir bekannter Pastor der Staatskirche, — vier seiner Söhne dienen im britischen Heere, — hat sich neulich unter der Hand erkundigt, woher er für sein Pfarrspiel Maschinengewehre beziehen könne, und dabei nach einer Firma gesucht die dem Auftraggeber einen angemessenen Rabatt zu gewähren bereit sei.

Es wird nichts vernachlässigt und nichts verschwendet, nichts übereilt und

nichts übertrieben. Es sind wohl Versammlungen organisiert worden, in denen es an theatralischen Effekten nicht gefehlt hat; man kann selbst im Kriege nicht auf schauspielerische Wirkungen verzichten. Diejenigen, die das Schauspiel in Szene setzten, sind ebensowenig von seinen Wirkungen über die eigene Kraft getäuscht worden, wie diejenigen, die es sahen.

Den ganzen Sommer hindurch hat der Ulster Unionist Council eine gewaltige Agitation vorbereitet. Sie sollte in einer Verpflichtung gipfeln, die alle Home Rule feindlichen Bewohner Ulsters am Tage des „Bundes" (den 28. September) feierlich unterzeichnen sollten.

„Wir sind überzeugt", so lautete die Erklärung, „daß Home Rule das materielle Wohlergehen Ulsters nicht nur, sondern von ganz Irland zerstören würde, daß sie unsere bürgerlichen und religiösen Freiheiten untergraben, unsere Reichsangehörigkeit vernichten und die Einheit des Reiches gefährden würde. Wir, die unten unterzeichneten Leute von Ulster, treue Untertanen unseres gnädigsten Herrn, seiner Majestät König Georgs V., die wir in Demut auf den Gott bauen, dem unsere Väter in Tagen der Not und der Gefahr vertrauten, wir verpflichten uns durch einen heiligen Bund, in dieser Zeit der schweren Not zu einander zu stehen, zur Verteidigung für uns und unsere Kinder der uns teuren Stellung als vollberechtigte Bürger des Vereinigten Königreichs. Wir verpflichten uns, alle Mittel anzuwenden, die etwa nötig werden könnten, um die ins Werk gesetzte Verschwörung niederzuschlagen, die Irland ein autonomes Parlament geben will.

Sollte ein solches Parlament uns aufgezwungen werden, so verpflichten wir einander überdies feierlich, seine Autorität nicht anzuerkennen. Im sicheren Vertrauen, daß Gott das Recht schützen wird, fügen wir unsere Namen an, nachdem ein jeder von uns versichert hat, daß er diesen Bund noch nicht unterzeichnet hat." Diese Erklärung ist eine bewußte Nachbildung des feierlichen Bündnisses gewesen, das die schottischen Presbyterianer zuerst im Jahre 1581 und dann im Jahre 1638 zum Schutze ihrer Kirche und ihrer Rechte miteinander abschlossen. Es scheint kaum zeitgemäß, daß im Zeitalter der völligen Demokratie der vielleicht demokratischste Teil der Bevölkerung von Großbritannien und Irland die alten Formen von neuem aufgreift, nicht um sich einer politischen Vergewaltigung zu entziehen, sondern um als Minderheit eine Mehrheit an der Erfüllung ihrer nationalen Wünsche zu verhindern. Aber das eben ist die Eigenart Ulsters: Es ist auf der einen Seite eine mächtige, moderne industrielle Demokratie, die Formen der modernen Technik restlos meisternd und ausdehnend, es ist auf der andern Seite, — obwohl es nicht überwiegend presbyterianisch ist, — erfüllt von den kalvinistischen Ideen des 17. Jahrhunderts, an denen einst die spanische und dann die französische Weltmonarchie zerschmettert sind. Schon vor 300 Jahren waren diese

Ulsterleute politisch-radikal und religiös unversöhnlich; sie haben im Kampfe gegen die keltisch-irische Umwelt wohl die Formen, nicht aber den Geist geändert.

Zehn Tage lang, vom 18. bis 28. September, dauerte die eigentliche Bewegung, mit großen Versammlungen in allen wichtigen Orten Ulsters. Von den Tribünen des ganzen Landes riefen die Führer, — an ihrer Spitze Sir Edward Carson, — der bereits heute als das Haupt einer etwa notwendig werdenden provisorischen Regierung vorgesehen ist, das Land zum Kampfe auf. Englische Parteigenossen stellten sich ihm in Scharen zur Verfügung. Es fehlte, besonders soweit die letzteren in Frage kamen, nicht an oratorischen Leistungen, wie sie die moderne Massenversammlung verlangt. Es mangelte nicht an Redeschwall und Deklamation, die zusammen mit Umzügen mit Bannern, Fahnen und Musikbanden eine Atmosphäre schriller Leidenschaftlichkeit schaffen, — so lange die Lichter brennen, die Banner wehen und die Trompeten schmettern, die aber im Beobachter nichts zurücklassen, als ein starkes Gefühl politischer Schalheit

Von Zeit zu Zeit aber steht einer der Führer Ulsters auf, — keiner von denen, die Zeit haben und im Parlament sitzen, sondern einer von denen, die tagsüber in den Geschäftsräumen hart arbeiten und nun ihre spärliche Mußezeit der Politik widmen müssen, die sie, als viel geplagte Kaufleute, innerlich verachten. Sie verfügen nicht über schillernde Worte, es kommen ihnen keine schön aufgebauten Gedanken; sie wiederholen eigentlich immer dieselbe Reihe von politischen Glaubenssätzen. Man wird nicht übermäßig von der Kraft der Argumente mitgerissen, die sie häufig nur mühsam aneinander reihen. Aber plötzlich stockt der Redner. Eine beängstigende Stille legt sich über die Versammlung, und dann spricht er, die Worte in abgerissenen Silben herausstoßend, mit harter, monotoner Stimme — es klingt, als ob er einen Nagel in einen Sarg schlüge — den einzigen Satz aus, der heute Ulsters Glaubensbekenntnis enthält: Wir werden Home Rule nicht dulden *(We will not have Home Rule)*. Mit verhaltenem Atem lauscht die Menge auf dieses Wort, das sie seit Monaten täglich liest und hört, und das in ihr, so oft es gesprochen wird, immer wieder die tiefste Leidenschaftlichkeit auslöst. „Wir werden Home Rule nicht dulden!" Und der Beobachter sieht, wie die Augen stählern hart werden, die Muskel sich dehnen und strecken, bis diese ganze kalte, nüchterne Masse zu einer Einheit wird und sich wie ein Mann in zitternder Wut gegen den Gedanken aufbäumt, von der verachteten irischen Rasse regiert zu werden.

So war es zum Beispiel während der letzten großen Versammlung in der Ulster-Halle in Belfast. Das gewaltige Gebäude, — es wird als eine Art Tempel des Ulsterkults betrachtet, in dem Ungläubigen das Auftreten untersagt ist, — war schon früh bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein feiertäglich gekleidetes Publikum — über 3000 Menschen — saß oder stand stundenlang, geduldig auf den Beginn wartend. Von den Galerien wehten Banner oder

hingen Sinnbilder, an Ulsters Vergangenheit gemahnend. Es war alles wohl geordnet, schlicht und feierlich; gut bürgerlich, nüchtern und ohne Pose. Auch die Reden, die nach einigem die Spannung besänftigendem Orgelspiel einsetzten, waren auf den gleichen Ton gestimmt. Nüchtern und sachlich wurde von den materiellen Interessen Ulsters gesprochen, die unter Home Rule notleiden müßten, was von oratorischem Schwung vorhanden war, — es war wenig genug — lieferten die englischen Gäste; es war trotz Fahnen, Hitze und Musik beinahe langweilig. Aber gerade das war es, was einem den tiefsten Eindruck machte, daß diese feiertäglich ausschauende Menge andachtsvoll den Reden lauschte, die ihr weder der Form noch dem Inhalt nach etwas Neues boten, die sie aber in äußerster Spannung hielten. Die Worte der Redner lösten bei den Hörern keine unbewußten Vorstellungen aus; sie waren nur die laute Wiedergabe von Gedanken, die jeder von ihnen täglich dachte und fühlte. Und einmal gab es einen großen Augenblick. Der Meister der Belfaster Orangeloge trat plötzlich an die Rampe und entfaltete ein etwas zerschlissenes gelbes Banner mit rotem Kreuz und schwarzem Stern. „Das Banner," sagte er, „das ich jetzt in Händen halte, ist das alte Panier, das der große Vorkämpfer bürgerlicher und religiöser Freiheit in der Schlacht am Boyne am 1. Juli alten Stils, — vor 222 Jahren trug. Es hat im friedlichen Besitz der Nachkommen des tapferen Offiziers, Leutnant Watson, geschlummert, der es an jenem Tage König Wilhelm in der Schlacht am Boyne vorantrug. Seine Nachkommen glauben, die Zeit sei gekommen, es aus seiner Ruhe hervorzuziehen, damit es noch einmal seinen Platz in der Vorhut der Freiheit einnehme."

Damit übergab er das Banner Sir Edward Carson. Es war das gewiß eine theatralisch wohl vorbereitete Szene, der die historische Betrachtung nicht viel Geschmack abgewinnen kann, zumal ja einstweilen die Ähnlichkeit zwischen Sir Edward Carson und König Wilhelm noch recht problematisch ist. Aber was echt an der Sache war, das war das lebendige Gefühl der Zusammengehörigkeit, das diese Kinder des 20. Jahrhunderts, Großgrundbesitzer und Fabrikanten, Angehörige der freien Berufe und Gewerkvereinler, Kaufleute und Taglöhner mit den Kämpfern des 17. verbindet. Sie waren in dem Augenblicke, da das alte Panier vor ihnen entfaltet wurde, von der Überzeugung erfüllt, daß sie in absehbarer Zeit den Kampf der Zivilisation gegen geistige und wirtschaftliche Barbarei von neuem kämpfen müßten, den ihrer Ansicht nach ihre Ahnen, die englisch-schottischen Kolonisten Ulsters, vor 222 Jahren gegen die keltischen Eingeborenen Irlands gekämpft hatten.

Der folgende Tag, ein Samstag, war zur Unterzeichnung des Bundes in ganz Ulster bestimmt. Ein feierlicher Gottesdienst sollte sie einleiten. Zum Zeichen der Zusammengehörigkeit aller „Ulsterleute" fand neben den Feiern in den einzelnen Kirchen in der Ulsterhalle ein gemeinsamer Gottesdienst der pro-

testantischen Kirchen statt. Eine merkwürdige Andacht war es, die die Angehörigen der irischen Bischofskirche mit Presbyterianern und Methodisten vereinte, denen sie noch vor 40 Jahren die Gleichberechtigung hatten versagen wollen! Auf der großen Bühne, auf der am Tage zuvor die leidenschaftlichsten Reden erklungen waren, saßen in den vordersten Reihen die Würdenträger der drei Kirchen; zwischen ihnen Sir Edward Carson, der nach außenhin verantwortliche Führer der ganzen Bewegung; dahinter, ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu einer der verschiedenen Kirchen, Vertreter der Stadt und die Führer des wirtschaftlichen wie des geistigen Lebens von Ulster. Auf beiden Seiten der großen Plattform stand die Ehrenwache, die Sir Edward Carson begleitete, die eine Hälfte aus den Mitgliedern der Orangelogen bestehend, mit breiten gelben Bändern, auf der andern die Vertreter der unionistischen Klubs mit blau-weiß-roten Schärpen.

Die Andacht begann mit der Hymne *"O God our help in ages past"*, einer Hymne, die nicht nur in Ulster gesungen wird, die aber dort in anderer Melodie erklingt als anderswo. — Ein den Worten nach demütiges Schutzgebet verwandelt sich durch Rhythmus und Intonation in einen Schlachtgesang nicht inbrünstig und wild, wie es die Lieder sind, die das keltische Volk erheben und begeistern, es tönt hart, klar und bestimmt — ein Lied, aus dessen Rhythmus der Marschtritt organisierter Bataillone herauszuklingen scheint. Die Töne verstummen; ein paar Worte des Vorsitzenden — ein Gottesdienst mit einem Vorsitzenden! — in denen er bittet von allen Beifallsbezeugungen abzustehen, und die Predigt hebt an. Es ist im wesentlichen — wenn sie auch von einem religiösen Texte ausgeht, eine politische Rede. Sie feiert das große Zivilisationswerk, das die protestantischen Kolonisten im Ulster des 17. Jahrhunderts vollbracht haben, ein Zivilisationswerk, das durch die Erfüllung des keltischen Traumes von der Unabhängigkeit Irlands gefährdet werden würde. Das Zivilisationswerk ist nach des Predigers Meinung protestantisch. Protestantismus und Kultur sind ihm gleichbedeutend und nach ihm durch Home Rule gemeinsam gefährdet. Die irische Frage ist im innersten Wesen ein Krieg gegen den Protestantismus; es ist der Versuch, eine römisch-katholische Vorherrschaft in Irland zu begründen. Dieser Versuch, — der Redner spricht von Verschwörung, darf und wird nicht glücken, denn Ulster weiht sich „dem Dienste unseres Gottes, der Religion und unseres Landes". Damit ist die Predigt, im kampflustigsten Tone vorgetragen, beendet; die Nationalhymne wird angestimmt, der Saal leert sich, die Ehrengarden treten zusammen, und in schnellen festen Schritten geht's hinaus, um teilzunehmen an dem großen Umzuge, der ganz Belfast und einen großen Teil des umliegenden Landes nach der Stadthalle bringen soll, wo der Bund unterzeichnet wird.

Dieser Marsch durch die Straßen Belfasts ist der Höhepunkt des Ulster-

tages. Belfast ist heute eine Großstadt geworden, deren breite Hauptstraßen mit ihren gewaltigen Steinbauten den Eindruck gefestigten Wohlstands machen. Es ist über das Zeitalter der bloßen Zweckmäßigkeitsbauten herausgewachsen; das mächtige Rathaus auf dem Donegal-Platz ist ein echtes Sinnbild seiner Stärke geworden. Dorthin lenken sich, von verschiedenen Seiten kommend, die Züge des organisierten Ulster, die den Bund unterschreiben wollen. Eine dichte Menschenmasse — meist aus Frauen und Mädchen im Sonntagsstaat bestehend — füllt die Straßen, deren Häuser mit blau-weiß-roten Farben geschmückt sind. Durch sie hindurch muß die Menge der organisierten Ulsterleute. Acht Mann breit kommen sie daher, mit festen schnellen Schritten; rechts je vier Mann, Mitglieder des Orange-Ordens mit orangefarbigen Binden, links neben ihnen, ebenfalls vier Mann mit blau-weiß-roten Schärpen, die Mitglieder der unionistischen Klubs.

Sie ziehen in sonntäglichem Feierstaat brüderlich vereint nebeneinander her, Ortsloge nach Ortsloge, Gruppe nach Gruppe; an der Spitze der einzelnen Abteilungen marschiert ein Musikkorps; bald Trommler eines unionistischen Arbeiter- oder Temperenzlervereins, bald, in der alten schottischen Nationaltracht in Tartan und Kilt mit dem schwingenden Schritt der Hochländer ein Trupp schottischer Pfeifer, die alten Kampfesweisen spielend. Vor den Gruppen marschieren die Offiziere, häufig Geistliche — neben ihnen, mit Hellebarden versehen, die Unteroffiziere, die als Ordner tätig sein müssen. Ohne Stockung und Aufenthalt geht es in flottem Marschtempo vorwärts. Kein Spalier hält den Marschierenden die Bahn frei; die Polizei ist nicht vorhanden; sie steht für Notfälle bereit an den Eingängen der Nebenstraßen, die Ordnung des ganzen Zuges dem Volke von Belfast selbst überlassend. Und ohne Zwischenfälle geht alles glatt vor sich. Manchmal tönt ein kurzes Kommandowort. Hier und da, an einer Straßenkreuzung, scheint sich die umstehende Menge gar zu sehr zu stauen und den Durchzug unmöglich zu machen. Ein Hellebardier schiebt sie ein wenig zurück, und glatt und unaufhaltsam rinnt der Strom weiter, die Menschenmenge zu beiden Seiten als Ufer benutzend, die seinen Lauf leiten, aber nicht hindern. Stets öffnet sich die Menge und läßt Raum für diese seltsam organisierte Prozession, die zwar noch kein Volk in Waffen darstellt, aber ein Volk zeigt, das waffengewohnt und waffenbereit ist. Sie ziehen heute ohne Waffen ernst und stramm daher, selbst diszipliniert und ohne Prahlerei, ihren Führern sich fügend, weil sie ihnen vertrauen. Sie werden nicht zu Hause bleiben, wenn der Ruf an sie ergehen sollte — um, wie sie innerlich fühlen, das Werk zu vollenden, das ihrer Meinung nach weder Oliver Cromwell noch Wilhelm von Oranien ganz zu Ende bringen durften — endgültig Ordnung in Irland zu schaffen. Sie werden dabei nicht im Vertrauen auf die Taten ihrer Väter unorganisiert

sich einem Feinde stellen; sie vertrauen ihrem Gott, aber sie zweifeln nicht, daß sie ihre Organisation selbst ausbauen müssen.

Von drei Seiten rollen die Züge dem Rathaus zu, einander begegnend und einander ausweichend; und ohne Zusammenstöße und ohne Konflikte ziehen am Abend die Vereine mit klingendem Spiel in ruhiger, selbstsicherer Ordnung wieder in die entfernten Vorstädte ab, soweit sie nicht ihrem Führer, der zu Schiff Belfast verläßt, das Abschiedsgeleit geben.

Es liegen ein paar Betrunkene am Wege, — sie zählen kaum zu den Organisierten und man weiß nicht, zu welcher Partei sie gehören; sie sind das einzige sichtbare Zeichen von Unordnung. Das katholische Belfast — Belfast zählt über 60000 Katholiken — verläßt seine Bezirke nicht, die dicht an die Straßenzüge angrenzen, durch die der Hauptmarsch nach dem Rathaus ging. Es gehorcht dem Gebot seiner Führer und weicht jeder Herausforderung aus. Auf beiden Seiten hält die Organisation den glühenden Haß zurück. Aber besorgt fragt mancher Einsichtige, ob sie dem zunehmenden Druck der Leidenschaften gewachsen sein wird, ob nicht ein unglücklicher Zufall eines Tages eine Entladung herbeiführen wird. Das katholische Irland pflegt Ulster den „Schwarzen Norden" zu nennen. Es wird diesem Namen an dem Tage entsprechen, an dem die Schranken einer Selbstdisziplin niederbrechen, die heute überwältigend und darum doppelt beängstigend erscheint.

Der nächste Tag war ein Sonntag, der einförmig still nach schottischer Sitte verbracht wird; ehe er anbricht, sind die äußeren Spuren des vergangenen Tages, Papierschnitzel, farbige Läppchen usw. längst beseitigt; sauber, doch ausgestorben liegen die großen Straßenzüge da, durch die sich noch eben die Menschenmengen wälzten, um sich in feierlichem Gelöbnis zum Bürgerkrieg zu verpflichten.

M. J. Bonn.

Prinz Ludwig.

Der Mann, der am 12. Dezember 1912 an die Stelle des Prinz-Regenten Luitpold getreten ist, hat fast siebzig Jahre alt werden müssen, bis er das Ziel erreichte, nach dem jeder Thronfolger sich sehnt. Zwar hat Prinz Ludwig von Bayern in den letzten Jahren in Ansprachen an Künstler mehrmals gesagt, er selbst werde wohl nicht mehr die Staatsgeschäfte übernehmen, und hat dabei auf seinen Sohn verwiesen, den Prinzen Rupprecht, den Erben der Kunstliebe des verstorbenen alten Herrn. Das mag Resignation des Alternden gewesen sein, aber nichts berechtigt zu der Annahme, der zum Herrschen Berufene und auch Befähigte habe nicht den heißen Wunsch gehabt zur Herrschaft zu gelangen. Und nun ist alles den normalen Weg gegangen. Seit ein paar Monaten wußte

man, daß der Tag des Prinzen Ludwig kommen würde; und wenn er durch das Ereignis selbst überrascht worden ist: auch ihm war bekannt, wie gering schließlich die Zuversicht der Ärzte war, den müde und unbeweglich gewordenen Greis noch festzuhalten an einem Leben, das ihm ohne Natur- und Kunstgenuß schwerlich lebenswert erschien.

Zu den ersten Regierungshandlungen des neuen Herrn gehörte die Proklamation über die „Fortsetzung der Reichsverwesung" und die in solchen Fällen übliche Vertrauenskundgebung an die Staatsminister, und dann kamen allerlei Erlasse über Landestrauer, Hoftrauer, Armeetrauer und dergleichen, so daß man bei all dem altertümlich-höfischen Zeremoniell fast hätte vergessen können, wie Prinz Luitpold, dieser Schlichteste der Schlichten, in seiner alten Lodenjoppe auf dem Totenbette lag, und fast hätte glauben können, sein Nachfolger sei ein Fürst, der Pracht und strenge Etikette liebt. Dem ist aber nicht so. Man weiß ja, daß die Prachtentfaltung an den Fürstenhöfen viel weniger der Neigung der Herrscher als der ihres Volkes entspricht, das in der Regel zufrieden ist, wenn es sich am Thronesglanz „satt sehen" kann und großen Wert darauf legt, daß der Hof an den großen Feiertagen nach außen hin recht viel hermache. Im speziellen Falle wäre es doppelt verkehrt, anzunehmen, daß Prinz Ludwig sich in seinem Wesen ändern und etwa Formen des äußerlichen Hofbetriebes wünschen wird, wie sie in Berlin oder Potsdam üblich sein mögen. Vom Standpunkt einer guten bayerischen Tradition, die nur einmal, durch König Ludwig II., unterbrochen worden ist, wäre das auch nicht zu wünschen; denn Prinz Ludwig, der in seiner Erscheinung nichts Bestrickendes, Bezauberndes, Faszinierendes hat, verdankt den von ihm bisher erreichten, übrigens noch nicht ausnehmend hohen, Grad von Beliebtheit eben der Einfachheit und Bürgerlichkeit seines Auftretens und den von ihm stets geübten Tugenden eines tüchtigen, sparsamen und besorgten Hausvaters, der sich seiner vielköpfigen Familie widmet und mit dem Volke des Werktags denkt.

Außerhalb Bayerns kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen von den intimen Beziehungen des neuen Regenten zur Öffentlichkeit und von der Selbstverständlichkeit dieser sympathischen, weil nie mit Würdelosigkeit verbundenen Intimität. Prinz Ludwig ist Zivilist vom Scheitel bis zur Sohle. In Uniform hat man ihn nicht oft gesehen, und wenn er als Vertreter seines Vaters die seltsame Parade über die Münchener Garnison abnahm, wo die Schweren Reiter mit dem schweren Pallasch im Arm stolz zu Fuß dahermarschierten, so sah man ihm an, daß er höhere Güter kennt als seinen Rang als Feldmarschall. Ein Kriegsheld war Prinz Ludwig nie und er wird es nie sein. Und da der Prinz selbst herzlich darüber gelacht hat, mag in diesem Zusammenhang an die famose Karikatur von Gulbransson im Simplizissimus erinnert werden; jene Darstellung des Prinzen inmitten der Schiedsrichter bei einem

Kaisermanöver war nicht schlimmer übertrieben, als eine künstlerische Karikatur übertreiben darf und muß. — Zum Prinzen Ludwig gehört die goldene Brille, der schwarze Gehrock und der Zylinder. Denn er ist recht eigentlich ein Stadtmensch, wiewohl er zur Sommerszeit auf seinen Gütern sitzt und im Herbst auf die Jagd geht. Er könnte auf die Anregungen, die ihm die Stadt, vor allem die Landeshauptstadt bietet, nicht verzichten. In München sieht man ihn täglich stundenlang in den Geschäftsstraßen der Altstadt, ohne Geheimpolizisten, ohne Adjutanten. Mit seiner stolzen und ehedem sehr schönen Gattin oder mit einer seiner zahlreichen Töchter am Arm promeniert er langsam und gemächlich durch das Menschengewühl, betrachtet die Auslagen und spricht gute Bekannte an. Wird er erkannt und gegrüßt, so erwidert er jeden Gruß mit einer fabelhaften Höflichkeit, wie man sie bei älteren bayerischen Verwaltungsbeamten noch antrifft. Unermüdlich aber ist er in der Besichtigung aller neuen kommerziellen oder industriellen Unternehmungen. Ist irgendwo ein neuer Betrieb eröffnet, sei es nun eine Schuhfabrik oder ein Warenhaus oder eine Hunde- und Kaninchen-Zucht-Ausstellung: ein paar Tage darauf fährt Prinz Ludwig vor und sieht sich alles vom Keller bis zum Speicher gründlich an, stellt an seine Führer wie auch an Angestellte des Betriebes die schwierigsten, kniffligsten Fragen und spricht am Schlusse sehr aufrichtig Anerkennung oder kritische Bedenken aus.

Das sind alles sympathische Züge von einem einfachen, natürlichen, guten, intelligenten und vielfach interessierten Mann; aber es ist noch nicht alles, was über den neuen Regenten gesagt zu werden verdient. Es muß auch der Frage nachgegangen werden, ob Prinz Ludwig mit einiger Wahrscheinlichkeit ein so guter Regent werden wird, wie es sein Vater war, solange Körper und Geist noch dem Willen ganz gehorchten. Manche Menschen setzen starke Zweifel in den neuen Herrn; nicht etwa deshalb, weil es ihm an der nötigen Befähigung fehlte, sondern wegen der vermeintlichen Einseitigkeit seiner politischen Anschauungen und Neigungen. Ob diese Zweifel ernstlich begründet sind?

Prinz Ludwig ist nicht das, was man bei Thronfolgern usuell ein „unbeschriebenes Blatt" nennt. Es gibt kaum ein Gebiet des öffentlichen Lebens, wo wir nicht wissen könnten, wie Prinz Ludwig dazu steht. Religion, Sozialdemokratie, Reich, Kanäle, Landwirtschaft, Pferdezucht, Künste und Wissenschaft: jeder Kooperator, jeder Sozi, jeder Reichskanzler, jeder Binnenschifffahrtsmensch, jeder Rennstallbesitzer, jeder Kunstmaler und jeder Gelehrte vermag ziemlich genau zu sagen, was die Leute seines Metiers vom Regenten zu erwarten haben.

Nur das Zentrum und das im Liberalismus politisch organisierte Bürgertum müssen sich noch gedulden; aber das liegt in der Natur der Sache, und wir haben Zeit.

Zu den Männern der Wissenschaft sucht Prinz Ludwig seit jeher gute und mehr als korrekte Beziehungen. Höchst selten hat er bei einer Festsitzung der Akademie der Wissenschaften gefehlt, aber mit mindestens dem gleichen Eifer ist er in unglaublich viele Vorträge aller möglichen Vereine und Gesellschaften gegangen. Interessiert ihn das Thema eines Vortrags in der Orientalischen Gesellschaft oder in einem wissenschaftlichen Studentenverein, so sagt er sich an, setzt sich mit seinem Hofmarschall an den Vorstandstisch und hört bei einer Halben Bier aufmerksam zu; wenn er aber seine Erwartungen getäuscht sieht, so kann er recht deutlich zeigen, daß er sich langweilt oder ärgert. Mehr noch als zu den Geisteswissenschaften zieht es Dr.-Ing. Prinzen Ludwig zu den Technikern. In seiner Vorliebe für die Technik berührt er sich auch mit Wilhelm II., dem er ja sonst nicht gerade ähnlich ist. Die Koryphäen der technischen Wissenschaft und Praxis bittet er mit besonderer Vorliebe zu sich, wohl weil sein klarer Sinn ganz aufs Praktische gerichtet ist, weil er mit offenen Augen in die moderne Welt sieht und sich freut über das, was die Technik in wenig Dezennien den Menschen zuliebe alles geleistet hat. In dieser persönlichen Neigung zu den Technikern liegt auch der Grund dafür, daß Prinz Ludwig als Regent den Künstlern nie das wird sein können, was ihnen sein Vater war. Hier soll nicht darüber gesprochen werden, was dem verstorbenen alten Herrn der tägliche Verkehr mit den Künstlern bedeutete, die hoffähig waren, nur weil sie malten oder bildhauerten. So etwas gibt's wohl in ganz Deutschland nicht wieder, und in Erinnerung an diese Aera eines ehrlichen fürstlichen Mäcens muß man halb ingrimmig, halb wehmütig-vergnügt lachen, wenn man so vergleicht, wie anderswo, in Zentren der größeren Intelligenz und der viel kostspieligeren Kultur, bei Hofe und an den ihm nachgeordneten Stellen ein kapitaler Unterschied besteht zwischen der Secession und dem althistorischen Bilder-Ramschbazar ...

Nun, Prinz Ludwig hat kein intimes Verhältnis zur bildenden Kunst, aber er tut auch nicht so, als ob er etwas von Kunst verstünde. Er wird, schon weil er ein Vermächtnis zu erfüllen hat und damit kein peinliches Vacuum eintrete, die Künstler in ihren Ateliers besuchen und wird sie zur Tafel ziehen. Aber er könnte ganz gut ohne die Künstler leben. Die Tierzucht interessiert ihn mehr als die Tiermalerei, und der Ludwig-Donau-Main-Kanal interessiert ihn mehr als die Hofoper und das Prinz-Regententheater zusammengenommen.

War Ludwig II. mit Leidenschaft Theaterliebhaber, so ist der präsumtive König Ludwig III. von Bayern mit Leidenschaft Landwirt. Er protegiert nicht nur die offiziellen landwirtschaftlichen Korporationen, sondern ist selbst praktischer Landwirt im Allgäu, in Leutstetten an der Würm und in Ungarn. Besonders beschäftigt ihn das Problem der großstädtischen Lebensmittelversorgung durch die Landwirtschaft, und um hier mitzuhelfen, ist er auch Gesellschafter bei

der Zentralmolkerei in München G. m. b. H. geworden, ohne sich vor einer sozialdemokratischen Zeitung zu fürchten, die ihn deshalb als bösen „Milchwucherer“ gebrandmarkt hat. Die intensive volkswirtschaftliche Betätigung ist zweifellos das Bemerkenswerteste am Prinzen Ludwig. Hier steuert er auf Grund sorgfältigen Studiums und einer guten Praxis auf große, ideale Ziele hin, die vielleicht noch größer und nützlicher sind, als sie sich nach manchen darauf bezüglichen Reden ausnehmen. Mit seiner starren Zähigkeit und Beharrlichkeit vertritt er die Überzeugung von der Harmonie der ökonomischen und sozialen Interessen von Stadt und Land. Inmitten der doch mit äußerster Rücksichtslosigkeit geführten Kämpfe zwischen den Vertretern der agrarischen Sonderinteressen und den Vertretern speziell städtischer Interessen betont er unermüdlich, daß es natürliche Grundlagen einer einheitlichen Volkswirtschaftspolitik gibt. Weil er die Entwicklung der Industrie gut kennt, und weil er die Industrialisierung selbst in dem früher fast ganz agrarischen Bayern für etwas Unvermeidliches und auch nicht einmal für ein Unglück hält, bemüht er sich um die bekannte Wirtschafts- und Sozialpolitik der „mittleren Linie“, bei deren Durchführung es allen in der Volkswirtschaft Tätigen möglich sein soll, auskömmlich zu leben und sich behaglich zu entfalten. Gewiß: ein wenig Huhn-im-Topfe-Politik, aber jedenfalls besser als parteiische Begünstigung von Großindustrie, Großkapital oder Großgrundbesitz. Gewiß: eine spezifisch bayerische Politik, bei der man wegen der Staatsfinanzen die Großen nicht allzusehr stört am Größerwerden, und die Kleinen, welche leicht von den Großen aufgefressen werden könnten, durch Staatszuschüsse, Versicherungen und dergleichen bei Leben und Laune erhält. Aber diese Politik ist durchdacht, sie entspricht dem Wesen von Land und Volk und hat sich auch nicht schlecht bewährt; ist sie doch imstande gewesen, die politische Radikalisierung des kleinen Mittelstandes bis jetzt zu verhindern.

Zu dem wirtschaftlichen System des Prinzen Ludwig paßt es sehr gut, daß er Kanalschwärmer ist. Die ganze Kanalbewegung in Bayern ist eigentlich sein Werk. Er hat den Widerstand der Preußen-Hessen gegen die Fortsetzung der Mainkanalisierung von Hanau bis Aschaffenburg gebrochen. Was klugen Ministern mit ihren vielleicht noch klügeren Ministerialräten nicht gelungen ist, gelang ihm: weniger durch die Zustimmung zu den Schiffahrtsabgaben, als durch Reden, die zwar in der Form nicht vollendet, in der Sache aber verflucht deutlich waren, und in denen einiges von bundesbrüderlichen Pflichten vorkam. Was Prinz Ludwig mit seinen Kanälen will, ist klar. Bayern hat wenig, jedenfalls viel zu wenig Kohle und sehr wenig Eisen, dagegen eine aufblühende Industrie, vornehmlich Eisen-Industrie, die mit dem Ausland konkurrieren muß. Die bayerischen Produzenten leiden also schwer unter teuren Produktionskosten und stehen viel schlechter da als die niederrheinisch-westfälische Kon-

kurrenz. Durch die Kanäle sollen ihnen die enormen Spesen der Bahnfrachten ausgeglichen werden. Die Zukunft wird lehren, ob die großen Kanalprojekte, die man in Bayern im Kopfe trägt, sich je ganz verwirklichen lassen, und ob sie es wert sind, verwirklicht zu werden. Jedenfalls kann der Regent auf die Förderung seiner weittragenden Ideen noch viel größeren Einfluß ausüben als der Thronfolger, und er wird es wohl nicht daran fehlen lassen, ob es nun dem großen Bruder immer besonders lieb ist oder nicht.

Jetzt könnte man sagen: Im Persönlichen, Menschlichen, wie auch in dem, was die Österreicher das Meritorische nennen, ist alles in guter Ordnung; was wollen also die Zweifler? So einfach ist aber die Situation nicht. Es gibt Schwierigkeiten und Besorgnisse, und diese liegen auf einem ganz anderen Feld. Sie beziehen sich auf die Gesinnung. Wer in Bayern ein guter Regent sein und das Volk von seiner Gutwilligkeit überzeugen will, muß Rücksicht nehmen auf die merkwürdig glückliche soziale Mischung der Bevölkerung, die noch heute die Klassenunterschiede nicht eigentlich scharf hervortreten läßt; er muß Rücksicht nehmen auf die konfessionelle Mischung der Bevölkerung dieses Landes, das seit den napoleonischen Dotationen kein Recht mehr hat, sich die katholische Vormacht in Deutschland zu nennen; und er muß ein zweifelsfrei guter Deutscher sein.

Damit kommen wir freilich tief in das Rein-Politische, doch das läßt sich gar nicht vermeiden; denn der Prinz-Regent war, wenigstens bisher, im Gegensatz zum Prinzen Luitpold ein ausgeprägter Politiker. Er hat sich nicht damit begnügt, in der Kammer der Reichsräte eine schöne dekorative Rolle zu spielen; vielmehr hat er sich zu den wichtigsten politischen Tagesfragen dort und wo sich ihm sonst Gelegenheit bot, gern geäußert. Geschwiegen hat er als kluger und politisch reifer Mann nur in denjenigen Fällen, in denen sich, beispielmäßig, Prinz Georg von Bayern zum Reden aufgelegt gezeigt haben.

Die brenzlichen Fragen lauten nun: Ist Prinz-Regent Ludwig als Sozialpolitiker reaktionär? Ist er religiös tolerant? Ist er Partikularist mit großdeutschen Tendenzen? Alle drei Fragen kann man von vornherein beantworten mit einem kräftigen Nein; aber man wird nicht sagen dürfen, es sei widersinnig oder durch die Tatsachen gänzlich unveranlaßt, wenn viele, und nicht einmal übelgesinnte, Männer ihren neuen Regenten in so dreifach schwarzem Verdacht haben.

Prinz Ludwig hat im Januar 1912 seinem Vater empfohlen, als Nachfolger des Grafen Podewils den Freiherrn von Hertling an die Spitze des Gesamtstaatsministeriums zu berufen. Graf Podewils mußte nicht gehen, weil er etwa schon gar zu alt und schwach gewesen wäre, sondern weil die Mehrheit in der Kammer der Abgeordneten, das bayerische Zentrum, einen Ministerpräsidenten wollte, der die Sozialdemokraten scharf anpacken würde. Auf

Einzelheiten kommt es hier nicht an. Man suchte für das Königreich Bayern einen starken Mann. Freiherr von Hertling kam und bildete sein homogenes Ministerium; einer seiner Vertrauensmänner ist der mit dem Prinzen Ludwig persönlich befreundete Freiherr von Soden. Der Ministerpräsident könnte, gestützt auf die Mehrheit in beiden Kammern, eine reaktionäre Sozialpolitik treiben. Zuckerbrot und Peitsche = soziale Fürsorge und Beschränkung der Koalitionsfreiheit nebst Schikanierung der Sozialdemokraten. Er könnte das indessen mit Erfolg nur tun, wenn der Regent ihn dazu ermächtigen würde. Es ist zu wünschen, daß der neue Regent den Freiherrn von Hertling ersuche, von dieser Sorte Sozialpolitik die Hände zu lassen. Der Regent kennt die sozialen Verhältnisse in Bayern, nicht davon, daß er einmal zwischen Nürnberg und Fürth abends um sechs Uhr mit einem Arbeiterzug gefahren ist, sondern weil er das soziale Leben redlich studiert hat. Er ist in seiner Person ein Beweis dafür, daß sich in Bayern die einzelnen Klassen nicht hermetisch voneinander abschließen, wie anderwärts, wo es eben länger nur Herren und Knechte gegeben hat, als im Lande der die Freiheit ebensosehr wie die Ruhe liebenden Bayern. Der Regent weiß vielleicht, daß August Bebel die süddbayerischen Sozialdemokraten als Capuaner bezeichnet hat, und warum. Einer klugen Staatsregierung kann so was nicht unfreundlich in den Ohren klingen. Wir wollen hier nicht von Radikalismus, Revolutionarismus und Revisionismus reden; wir wollen den friedfertigen Geist der Bevölkerung als bekannt voraussetzen und möchten nur, im Interesse der Krone und des Mannes, der für den König die Geschäfte führt, ergebenst zur Vorsicht raten. Daraus kann nichts Gutes kommen, wenn ehrgeizige Thron-, Altar- und Staats-Retter empfehlen, gesunde und, weil aus der Naturgeschichte des Volks entwickelte, auch volkstümliche staatspolitische und sozialpolitische Grundsätze aufzugeben. Solange diese Grundsätze galten und weil sie galten, ist der alte Regent von Tag zu Tag populärer geworden, haben die Leute brav Steuern gezahlt, haben ihrer Militärpflicht genügt, ist die Volkswirtschaft im allgemeinen und der *standard of life* der Lohnarbeiter erfreulich in die Höhe gegangen. Recht und Gesetz gilt, die Polizei waltet ungestört ihres Amtes. Apachen und Anarchisten gibt es kaum. Also, warum soll da etwas geändert werden? Weil das Zentrum bei den Wahlen mit den Sozialdemokraten nicht mehr zusammengehen mag und Attraktionen braucht? Der Grund genügt nicht. Die Staatsretter mögen Bücher schreiben, aber sie mögen nicht in die Regierung eingreifen. Eine Verschärfung sozialer Gegensätze, eine auf Verbitterung und Klassenhaß abzielende staatliche Sozialpolitik und das System einer Sozialreform als Prämie für jederzeit kontrollierbare edle Gesinnung wäre ein Unglück für Bayern; sie wäre aber auch unwürdig des Regenten, der sich als königlicher Prinz von Bayern öffentlich zum allgemeinen,

gleichen, geheimen, direkten Wahlrecht bekannt hat. Wie die politischen Parteien zur Sozialdemokratie stehen, muß dem Regenten gleichgültig sein. Politische Parteien wechseln Programme und Überzeugungen, je nachdem es die Stunde so oder so gebietet. Den Herrscher gehen bei seinen Entschließungen die Parteien nichts mehr an. So will es der Sinn der Verfassung. Und nach der Verfassung haben alle Staatsbürger, alle ohne Ausnahme, ein Recht auf die Gerechtigkeit des Landesherrn, dem heutzutage, besser als das Refugium des Gottesgnadentums, gegenseitiges Vertrauen Glanz und Privilegien sichert.

Prinz Ludwig galt bisher für die Meisten als Zentrumsmann. Daß er der alten Patriotenpartei angehört hat, ist historisch. Ob er der heutigen Zentrumsfraktion des bayerischen Landtags angehören möchte, ist zu bezweifeln. Er stand dem Grafen Konrad Preysing nahe, und von diesem führt keine Brücke hinüber zu den Abgeordneten Held und Scharnagl. Liberal ist der Regent sicher nicht, aber er wird wohl überhaupt nicht mehr auf irgend ein politisches Parteiprogramm eingeschworen sein; dazu ist er auch schon zu alt und zu klug. Das Zentrum möchte so tun, als sähe es sein goldenes Zeitalter kommen; aber seine Presse ist doch noch recht unsicher und in allem Persönlichen noch auffallend zurückhaltend. Hoffentlich begeht sie keine Torheiten und hoffentlich kompromittiert sie nicht den neuen Herrn; möge sie vor allen Dingen nicht wagen, den Prinzen Ludwig in der mit äußerster Nervosität und sehr ungeschickt betriebenen Jesuiten-Affäre für sich zu reklamieren, nachdem einmal dieser schöne Ochse aus dem Stall ist und schwerlich heimkehren wird. Der Regent weiß so gut wie sein Vater, daß das Zentrum eben nicht allein politische, sondern vor allem konfessionelle Partei ist; deshalb ist ihm äußerste Vorsicht geboten. Ein Zentrumspolitiker auf dem Throne wäre ein Unglück nicht so sehr für die Bayern, welche bekanntlich „nicht zu verderben" sind, sondern für die Dynastie und ihre Stellung im Staate. Der Landesherr soll und muß ein gläubiger Mann sein. Prinz Luitpold war gewiß ein guter, kindlich frommer Katholik; aber er hat als Regent nie vergessen, daß von der bayerischen Bevölkerung eine durch Intelligenz, Regsamkeit und Steuerkraft ausgezeichnete starke Minderheit der Franken lutherisch ist. Die lutherischen Bayern nun wollen den katholischen nicht zu nahe treten, sie wollen sich aber auch nicht beiseite schieben lassen, weder im religiösen, noch im Staatsleben. Einigen frommen Protestanten hat es nicht gefallen, was Prinz Ludwig von Bayern in Altötting über sein Verhältnis zur katholischen Religion gesagt hat; sie fürchten, er werde unduldsam und bigott sein. Wenn man indessen seine Worte sorgfältiger abwägt, als er selbst es zu tun pflegt, kann man diese Befürchtungen nicht recht teilen. Der Prinz wird schwerlich daran denken, in Glaubenssachen jemand zu beeinflussen und wird als Hüter der Verfassung mit peinlicher Gewissenhaftigkeit darüber wachen, daß das gute und für das Staatsleben förderliche Prinzip

der Parität hochgehalten werde, auch wenn etwa Staatsminister aus Gefälligkeit gegen Groß und Klein den Begriff der Parität falsch auslegen sollten. Es bestehen einige Besorgnisse in dieser Beziehung, und deshalb mag es dem Herrscher, der ja ein freier Mann ist, nahegelegt werden, seine nächsten Diener in diesen Dingen besonders nachdrücklich zu stützen. Ach, sie bedürfen der Stütze.

Und jetzt bleibt nur mehr Eines: Wie steht Prinz Ludwig zum Reiche? Die Frage gehört eng zu der zweiten. Wäre der Regent, als Regent, Zentrumsmann, so stünde auch seine Anhänglichkeit an das Reich ernstlich in Zweifel. Das Zentrum darf nicht unbedingt reichstreu sein, weil es Rücksicht zu nehmen hat auf eine Instanz, welcher die Reiche dieser Erde nicht übertrieben wichtig vorkommen, ja, welche sich neuerdings einen Spaß daraus macht, diese Reiche auf Langmut und Geduld zu prüfen. Wie die derzeit leitenden Staatsmänner in Bayern ihre parteipolitische Stellung zum Zentrum und ihre amtliche Stellung zum Reich in Einklang bringen wollen, ist ihre Sache. Maßgebend ist, daß der Regent von Bayern sich nicht benützen lassen darf gegen das Reich.

Prinz Ludwig ist in seinen historischen Anschauungen mehr Romantiker als in anderen Dingen. Er gedenkt treuen und bewegten Herzens der großen Zeiten bajuwarischer Kolonisation in heute österreichischen Landen, er gedenkt des prächtigen pfälzischen Besitzes mit Heidelberg und Mannheim zu einer Zeit, als Zwockel und Pfälzer noch nicht up ewig gedeelt waren, und er gedenkt wohl auch noch dessen, daß einstmals die weiß-blauen Grenzpfähle bis ins heilige Südtirol hinein Herrschaftszeichen waren. Er gehörte, der alten Überlieferung zufolge, zu den Anhängern einer großdeutschen Politik, denen die im Jahre 1871 besiegelte Lösung des Reichsproblems und das Kunstwerk der Versailler Verträge anfänglich durchaus nicht behagten. Das gesunde und beinahe schöne Mißtrauen des normalen Bayern gegen den Preußen hat auch ihn beseelt, und dieses Mißtrauen bewirkte, noch lange nach 1866, eine gewisse Reizbarkeit und Eifersucht, von der ja gelegentlich Proben gegeben wurden. *Meminisse non juvat.*

Das ist alles vorbei. Der großdeutsche Traum ist feierlich begraben, und der neue Prinz-Regent von Bayern hat sich längst daran gewöhnt, das Beschwerdebuch des überempfindlichen Partikularisten zu schließen und im deutschen Reiche, so wie es ist und wie es bleiben muß, die beste Stütze für eine glückliche Entwicklung auch seines Landes zu sehen. Sonst wäre, um nur Eines zu erwähnen, seine ganze Kanalpolitik unverständlich oder unaufrichtig oder dilettantisch. Der Regent weiß besser als mancher Andere, daß es immer noch gut ist, die Reichsverfassung zu studieren, damit nicht die Unitarier kleine Mißverständnisse aufkommen lassen; ihm ist aber auch klar, daß die Welt viel zu groß geworden ist für die Pflege separatistischer Ideale und daß nur die allergrößten

Reiche und Staaten-Verbände in Zukunft noch werden mitsprechen können. Ein Mann, der so wie er in die erreichbare Zukunft zu schauen liebt, täuscht sich über die Aussichtslosigkeit der Neubelebung alter Dekorationsstücke nicht, und es darf zu ihm vertraut werden, daß er aus Überzeugung und freudig tun wird, was er nach hartem inneren Kampf als seine Pflicht und als die Pflicht jeder bayerischen Regierung gegen das Reich erkannt hat.

Als vor 26 Jahren Prinz Luitpold die Regentschaft antrat, wollten ihm Dummheit, blinde Leidenschaft und Haß einer irregeleiteten Menge die Ausübung seines Amtes erschweren. Das hat lange genug gedauert. Er hat geduldig seine Pflicht getan und wurde, als er achtzig und neunzig Jahre alt geworden war, der populärste Mann in Bayern. Sein Los ist es gewesen, aufzubauen; denn er hatte ein Chaos vorgefunden. Sein Nachfolger hat es leichter; der könnte nichts Besseres tun, als an die guten Traditionen der besten Regierungsjahre seines Vaters anzuknüpfen. In den Staatsgeschäften längst bewandert, mit den Bedürfnissen und Sorgen des Volks wohl vertraut, ein erfahrener Beurteiler der Menschen, ein kritischer Beobachter und menschenfreundlicher, schlichter Mann, bringt er gute Gaben mit für sein Amt.

Daran ist nichts zu ändern, daß er Mißtrauen vorfindet in dem Augenblick, da er sein Werk beginnt. Mit Worten wird er dieses Mißtrauen nicht zu besiegen vermögen, wie ja, allgemein gesprochen, auf Reden nicht der größte Wert gelegt werden wird. Gelingt es ihm, die Staatsbürger insgesamt von der Gerechtigkeit und Güte der Regierung zu überzeugen und von der Volksfreundlichkeit, Milde und Tatkraft des Herrschers selbst; gelingt ihm das in tüchtiger, stiller und planmäßiger Arbeit, so wird es ihm an charaktervollen, anhänglichen Mitarbeitern aus allen Lagern nie fehlen. Es ist zu hoffen, daß Prinz Ludwig sich die Mühe nicht verdrießen lassen wird, in seinem durch geistige Gaben und anständige Gesinnung ausgezeichneten Volk diese Männer aufzusuchen. Sie werden ihre Dienste nicht aufdrängen, denn solche Dienste sind erfahrungsgemäß undankbar; aber sie werden sich auch nicht verkriechen, wenn sie in bester Absicht Jemand ruft, der Vertrauen und Hochachtung verdient, mag dieser Jemand nun König heißen oder Prinz-Regent.

Rundschau.

Vom Berliner Theater.

Zwischen Theaterkrächen und Theaterfeiern ein schmales Rinnsal, in dem sich zwei gewaltige Köpfe spiegeln.

Herr Lothar hat sich nach lebenswahrer Darstellung einer Pleite unter dem Beifall von Fachleuten wieder ins Libretto zurückgezogen und wird fernerhin versuchen, die Kinder seiner Muse unter Musik zu setzen. Gerhart Hauptmann kommt dem tief-

gefühlten Bedürfnis des deutschen Volkes nach, einen seiner fünfzigjährigen Dichter nun wirklich als Klassiker feiern zu können, und hat es dadurch ermöglicht, das verstaubende Lessingtheater historisch zu betrachten. Außer diesem haben das Kleine Theater (mit Steinrück, den ich leider nicht sehen konnte), das Königliche Schauspielhaus und das Schillertheater Herrn Hauptmann gefeiert, leider keines mit den „Ratten", in denen die stärkste Person Hauptmanns steht, die unvergeßliche Frau John. Daß man dafür die Hackländerlade des Theaterdirektors mit Anhang in Kauf nehmen muß, ist einerlei. Ein wenig angenehmer Zufall hat gerade zu dieser Geburtstagsfeier die „Nachdichtung" des Lohengrin erscheinen lassen, dessen Prosa ich selbst nach dem Roman „Atlantis" nicht für möglich gehalten hätte. Aber, sagt Kipling, das ist eine andere Geschichte.

Im Deutschen Theater gibt man Strindberg und Shakespeare, Totentanz und die zwei Heinrich IV.-Dramen. Gibt sie auf der gleichen Bühne, zum Teil mit denselben Künstlern, und dabei auf eine schier unbegreifliche Art unterschieden. Es gibt keinen Weg von der einen Regie- und Schauspielerleistung zur andern, es sind zwei Gipfel, die nur ganz unten im selben Grunde wurzeln: der Kunst. Gibt die Szenerie des Totentanzes die beklemmende Enge, die unbedingte Vorstellung von der Qual der Sträflinge, die in dem Turm mit den vergifteten Tapeten umeinander herumschleichen, so tollt und klirrt und leuchtet der stolze, ritterliche, verwegene Zug, trotz Staatsgefahr und Totenbett, der Zug der großen Damen und Herren aus Shakespeares England über helle, weite Prospekte, Bildausschnitte, deren Linien weit hinaus in breitgelagerte Schlösser und über grüne *Park-lanes* weisen.

Der Totentanz war wie eine Vergewaltigung. Strindberg hat die Infamität, uns gegen uns selbst mobil zu machen. Wir sträuben uns empört und angstvoll gegen dieses Schlagwetter von Unmenschlichkeiten, diese haßgeschüttelte Verleumdung wider Mann und Weib, bis wir tieferschrocken merken, daß Strindberg schon längst irgendwelche andere Gehirnteile in uns überredet hat, Winkel besetzt hält, in denen halbe Erinnerungen, Gedanken eines bösen Augenblicks, Wünsche einer haltlosen Minute kauern, daß irgendwelche dunkeln Dinge in uns auf einmal das Gesicht und den Ton dieser Kämpfenden, dieser Verrückten annehmen, daß nur noch eine edle Feigheit des Herzens oder eine dankbare Gedankenlosigkeit vor den verzerrten Bildern wimmert und bettelt.

Der Kreis des Turmes, nach vorn über die Vorbühne gezogen, mit unsichtbaren, aber unvergeßlichen Mauern gegen den Zuschauerraum, hielt das Schicksal der zwei Kämpfenden, Ringenden unüberschreitbar in seinem Höllenzwang, während der Dritte, der Freund, wie von einem Wasserstrudel auf einmal eingesogen, zwischen die geballten Fäuste, die kratzenden Finger, die verzerrten Gesichter gewirbelt, an den einen, an die andere geschleudert und ebenso plötzlich von dem Zwang entlassen, ausgespien wird. Der Turmkreis hat nur die Kraft, Hassende zu halten, die ebenso verzehrend lieben können, Ringer, deren Griffe in Liebkosungen übergehen, Verlorene, denen es gar nicht mehr auf das Was, nur noch auf das Wie ankommt, die ihren Sieg und ihr unseliges Glücksuchen nicht mehr im Wettkampf der Geschlechter erringen und erfüllen können und darum einer den andern in seiner Persönlichkeit, seinem Leben, jeden Tag, jede Minute unterkriegen wollen. Daß er sie

geschlagen hat, kommt ihr nur dem Freund, dem Gemütvollen, der noch die Lebensgüter in gut und schlecht abteilt, gegenüber so schrecklich vor. Für sie und den Mann, den Kettengenossen, gibt es keine Bestandteile, keine Unterscheidungen des Lebens mehr, nur noch das Leben selbst, das aus dem Tod, dem Unterliegen des andern sich nähren will. Nicht mehr Guttat, nicht mehr Verbrechen, nur Mittel, die zum Ziel führen und ganz zuletzt, Totentanz im Totentanz, keine Hoffnung mehr für das eigene Leben, nur noch Hoffnung auf des anderen Vernichtung. Mit dreißig Jahren hätten sie die Liebe, mit fünfzig bleibt ihnen nur der Haß.

Paul Wegener, der Hauptmann, war so grauenvoll in dieser Mischung subtilster Grausamkeit und kindisch-ängstlicher Metaphysik, Marterer und Martyrer, daß sein Bild einen lang noch verfolgte. Wie der Befehlshaber unsichtbarer Häscher, den gichtbrüchigen Leib in eine Rüstung von Haß eingeschnallt und gleich darauf wehleidig und schmerzgefoltert, als sei der ganze geschwächte Körper hautlos, so stand und lag er vor der Frau, die ihm in wissender Grausamkeit nicht das Wasser reicht, aber in der weiblichen Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, ihn schlägt, dank der größeren Ausdauer schließlich fast Siegerin bleibt und ihren Triumph aufs grausamste nun zu gestalten weiß: Sie wird müd-mütterlich. Frau Eysoldt war ganz die Frau, die ein Hundeleben verbogen hat, die unscheinbar und grau geworden ist, weil sie kein Mensch mehr bewundert hat, die jeden Reiz verlor, weil sie niemand mehr reizen konnte, die, durch ein seltsames Gesetz der Umwandlung, fast buckelig geworden ist, weil Buckelige boshaft und verschlagen sind, die auf einmal wieder schlank und weiblich dasteht, als der Freund in ihr die Frau sieht und ihn nur verliert, weil sie in den langen Jahren schweren Kerkers zu oft ihre Einsamkeit angeschrien und angebrüllt hat und kaum mehr weiß, wie ihr Ton auf Menschen wirkt. Der Freund, Herr Biensfeld, ist blaß und war denn auch blaß. Er ist nicht viel mehr als der Telegraphenapparat auf dem Tisch des Turmes (eine fürchterliche Symbolik, die nicht von ungefähr kommt, Herausstellung eines Wunsches, vor dessen Herkunft, dem gebärenden Herzen, einem graut) der Telegraphenapparat, der tippt und getippt wird, um das rasende Tempo des Totentanzes noch zu steigern. Der Freund und der Apparat bringt die Stichworte, die Menschen der Tragödie sind nur der Mann und das Weib.

Das ist nicht das neblige England, nichts von Londoner *fog*, alles ist Farbe, klingendes, malendes Wort, *limpidezza*, eine Lust an Sonnenschein, Gewändern, Festen, eine Freude an Gelagen und Streichen, eine Lust, Schwerterklang und Siegessang zu reimen, eine Inbrunst zur Jugend, zur adeligen, ausgelassenen, hochgeherzten Jugend, es lebe der tolle Prinz, Prinz Heinz, der Freund Falstaffs, der Gönner Bardolfs, der Erbe der Krone! O, immer den Schwertertanz dieser buntgewandeten Worte hören zu dürfen, diese königliche Sicherheit der Rede, diese stete Allgegenwart aller guten und schönen Dinge. Keine Philippika des mißtrauischen, im Königsmantel fröstelnden Herrschers, keine Zote Falstaffs, keine Herausforderung auf dem Schlachtfeld von Shrewsbury ist so verbissen, so gemein, so tiradenhaft, daß nicht das Maß, das Tempo dieser Reden diesem fürstlichen Geschlecht von Shakespeares Gnaden entspräche. Eine Gesellschaft von großen

Herrn, sagt Hofmannstal; wahrlich, selbst Fähnrich Pistol ist ein großer Herr, ein feiger Spitzbub, der sich in seinem Gallimathias die pompösesten Feste der Einbildung leistet; und Dortchen Lackenreißer hat eine etwas verderbte Abart des edlen Freimuts, der freien Uneigennützigkeit, die, unter Auslassung der Bourgeoise jeden Grades, die Dirne mit der großen Dame verbindet.

Was Reinhard für diese zwei wundervollen Stücke tat, war: sie ihr buntes Leben ohne psychologische Tiftelei leben zu lassen. Er schüttelte das Buch und da standen die Gestalten auf den Beinen, folgten dem Zwang ihrer Schöpfung, kämpften und liebten und lachten, führten ihr prächtiges Dasein, während die Bilder sich drehten, königlicher Prunk und breite Gemütlichkeit einer *London inn* vorbeizogen, Schlachtfelder, auf denen das Heidekraut blutig blühte und enge, gotische Straßen, durch die der Festzug schritt, bis der junge König geritten kam, bis Falstaff mit seiner Saufkumpanei an seinen Bügel sich drängte, bis Heinrich V. den Schatten des tollen Heinz bannte, der Zug verschwand, die Orgel über die Krönung brauste und in der leeren Gasse Falstaff und Bardolf und Pistol allein und verlassen standen, wie Girlanden und Blumenstreu des Festzugs, die am andern Morgen weggefegt werden.

Hier liegt der einzige Fehlschlag von Reinhards Heinrich IV.: daß sein Falstaff niemals diese letzte, tragische Szene erlebt hätte. Herr Diegelmann war ein jovialer, lustiger „Dicker Mann", dem der fünfte Heinrich eine Londoner Wirtschaft gepachtet hätte; ihn zu verbannen, wäre gänzlich unnötige Grausamkeit gewesen. Aber der wirkliche Falstaff hat zwei Eigenschaften, die Herr Diegelmann nicht empfand: er ist barock, wie jeder englische Humor, er hat etwas von den Knockabouts, in deren träumerischer Sinnlosigkeit sich Blödsinn und Tiefsinn binden, er ist nicht heiter, sondern skuril, er ist nicht bieder — und das ist Herrn Diegelmanns zweites Versehen — sondern gefährlich. Falstaff ist der Mensch, dessen unersättlicher Bauch das Gehirn zum Diener, zum verschlagenen biegsamen Diener gemacht hat, aus der Unterwelt seiner Därme brummen die Dämonen seiner Liederlichkeit. Reinhard hat das sicher erkannt, scheinbar aber die Unvorsichtigkeit gehabt, es seinen Dramaturgen zu verraten, deren einer nun in den „Blättern des Deutschen Theaters" dieses schrieb: „Falstaff gehört zu jenen schauspielerischen Aufgaben, deren Lösung deshalb so schwer ist, weil jeder Zuschauer seinen eigenen Falstaff in seiner Phantasie herumträgt. Er ist zu reich und zu vieldeutig, als daß eine schauspielerische Natur alle seine Seiten erschöpfen könnte. Darum wird es hier sicher der ehrlichste und beste Weg sein, wenn eine breite, saftige Natur, ohne Tüfteln, ohne spezialisierende Auffassung, sich breit und ganz gibt, in vollster Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit. Real sein ist alles."

Uff! Was für ein Deutsch. Und was für eine Weisheit! Dann möge der Schauspieler Kahanescher Regie nur immer eine Durchschnittstype spielen, zu der eben jeder Zuschauer das Individuelle beiträgt. Dogmatisch: der Schauspieler sei der Haubenstock für die mehr oder minder gekräuselten Toupets des Publikums. Dann verteile man aber die Gagen an beide mitwirkenden Faktoren und lasse die Zuhörer nicht umsonst arbeiten. Ein Falstaff, den ich mir schaffen muß und den mein Nebensitzer sich nach dem Bilde Grützners schaffen kann, gehört nicht

neben Wegeners König Heinrich. Wir wollen den Falstaff des Deutschen Theaters, nicht einen zum Mitbringen. Reell sein ist alles!

Berlin. Ulrich Rauscher.

Die Wanderungsverhältnisse in Bayern.

Die Ziffern und Gedanken, die Friedrich Naumann, im Oktoberheft der Süddeutschen Monatshefte, über „Den deutschen Süden" gebracht hat, mußten jeden Süddeutschen nachdenklich machen. Nun bringt das Kgl. Bayer. Statistische Landesamt in München einen stattlichen Band von 300 Text- und 264 Tabellenseiten heraus, der „Bayern und seine Gemeinden unter dem Einfluß der Wanderungen während der letzten fünfzig Jahre" behandelt, und dessen Ergebnisse ebenfalls auf ein gewisses Passivum Bayerns gegenüber dem übrigen Deutschland hinauslaufen. Es ist vielleicht nicht uninteressant, wenigstens die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser umfassenden Erhebungen möglichst kurz zu erwähnen.

Die Ausführungen gehen aus von der Entwicklung der Bevölkerung während der letzten fünfzig Jahre. Sie wird zwar als im allgemeinen befriedigend bezeichnet, insofern ein entsprechender Überschuß der Geburten über die Todesfälle sich immer noch ergibt. Aber bei der Betrachtung der Verhältnisse in den einzelnen Landesteilen zeigt sich bei einer großen Zahl von Gemeinden schon seit Jahren eine ungünstige Entwicklung der Bevölkerung, die sich hier und da sogar zu einer Abnahme derselben verstärkt. Schon hier tritt ein bemerkenswerter Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden Bayerns hervor, insofern die ungünstig gestalteten Bezirke sich überwiegend auf die nördlich der Donau gelegenen Landesteile verteilen, wo die Bevölkerung von 26 Bezirken gegen den Stand von 1855 abgenommen hat.

Den Ursachen dieser Verschiedenheiten wird durch Untersuchung der Wanderungen (das heißt durch Vergleich des Geburtsortes der gezählten Personen mit dem Aufenthaltsort am Zählungstag) nachgegangen. Hier zeigt sich alsbald bei den Binnenwanderungen wieder der Gegensatz zwischen Norden und Süden: in den südlichen Kreisen weist etwa die Hälfte der Landbezirke einen Wanderungsgewinn, die andere Hälfte einen Wanderungsverlust auf; in den nördlichen Kreisen ist die Bilanz bei rund zwei Drittel der Bezirke eine passive.

Im Verhältnis zum übrigen Deutschland ergibt sich zunächst, daß 1900 in Bayern 205480 in andern deutschen Bundesstaaten geborene Personen, im übrigen Reichsgebiet aber 302512 gebürtige Bayern ermittelt wurden, daß also Bayern im Bevölkerungsaustausch mit dem Deutschen Reich rund 100000 Personen verloren hat. Von dem Zuzug stammen nahezu zwei Drittel aus dem Süden Deutschlands; während das Ziel des Wegzuges vorwiegend Hessen-Nassau und das Rheinland bildeten, also Gebiete intensiver Industrie. Diese bilden das Auswanderungsziel, seit die Auswanderung ins Ausland, speziell nach Nordamerika, erheblich zurückgegangen ist. Immerhin hat Bayern auch im Verkehr mit dem Ausland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zirka 170—180000 Seelen verloren.

Die Betrachtung dieser Wanderungsverhältnisse nach der beruflichen Seite führt

zu dem naheliegenden Ergebnis, daß die Landwirtschaft treibenden Massen zugleich auch die einheimischen und seßhaften Elemente bilden, während die Industrie zu fast drei Viertel ihrer wirtschaftlichen Leistung auf fremde Arbeitskräfte angewiesen ist. Wie sehr die Industrie, der Handel und Verkehr auf die gebürtige Landbevölkerung angewiesen ist, geht aus der Tatsache hervor, daß diese überall die Mehrheit bildet und daß unter den sechseinhalb Millionen Einwohnern Bayerns, die aus einer deutschen Gemeinde stammten, 70 Prozent auf dem flachen Land geboren waren. Von der wirtschaftlichen Gesamtbevölkerung der bayerischen Städte stammten 40 Prozent vom Lande und mehr als ein Viertel Millionen landbürtiger Personen hat sich industriellen Berufen zugewendet. Der Zug in die Städte äußert sich also nicht nur in der Menge der vom Land nach den Städten gezogenen Personen, sondern auch in der raschen wirtschaftlichen Veränderung dieser Zuzügler.

Von den aus anderen deutschen Staaten Eingewanderten gehörten beruflich 45 Prozent der Industrie, 19 Prozent dem Handel, aber nur 11 Prozent der Landwirtschaft an; aber auch von den in andern deutschen Bundesstaaten ermittelten gebürtigen Bayern umfaßt die Berufsabteilung „Industrie" über die Hälfte, die Landwirtschaft nicht einmal ein Zehntel. Die Einbuße, die das Königreich bei diesem Bevölkerungsaustausch erfuhr, wurde hauptsächlich durch das Abströmen der Auswanderer in die Industrie und in den Handel hervorgerufen. Daß bei diesen Wanderungen überwiegend die unternehmenderen, intelligenteren und arbeitsfähigeren Elemente beteiligt sind, erhöht das Gewicht dieser „passiven beruflichen Wanderbilanz" zum Nachteil Bayerns.

Während also die Binnenwanderungen Bayerns sich durch den Zug von den nördlich der Donau gelegenen Gegenden nach dem Süden, dann durch den Zug in die Städte (besonders Großstädte) und damit durch eine Abwanderung aus der Landwirtschaft in gewerbliche Berufe charakterisieren, weist die Gestaltung des Wanderungsverkehrs mit dem Ausland und den Nachbarstaaten seit siebzig Jahren im wesentlichen das gleiche Bild auf. Oberpfalz, Oberfranken, Unterfranken und die Pfalz zeigen in diesem langen Zeitraum fortdauernd Bevölkerungseinbuße. Niederbayern und Schwaben nur vorübergehend Überschüsse, Oberbayern und Mittelfranken dagegen nur vereinzelt eine Einbuße, in der Regel dagegen Zuzugsgewinn. Besonders interessant ist die Beobachtung, daß zu Zeiten starken Zuzugs in die Städte die Bevölkerungseinbuße im äußeren Wanderverkehr geringer ist, und umgekehrt bei geringer Zuwanderung in die Städte die Auswanderung nach anderen Ländern sich steigert. Der Autor zieht daraus den Schluß, daß die großen Städte bisher das wichtigste Stauwehr für die Wanderflut des Volkes gebildet haben.

Immerhin hat Bayern den Trost, daß nicht nur das Reich als ganzes, sondern auch die sämtlichen größeren Bundesstaaten seit jeher überwiegend passive Wanderungsbilanzen aufzuweisen haben. Aber auch noch eine andere Erwägung gewährt eine gewisse Beruhigung: die bayrische landwirtschaftliche Bevölkerung hat immer noch keine Einbuße zu verzeichnen, ja ihr Anteil an der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung des Reiches, wo im übrigen die Industrialisierung verhältnismäßig rascher vorgeschritten ist, hat sich von 13 Prozent im Jahre 1882 auf 15 Prozent im

Jahre 1907 erhöht. Der gesunde konservative Bauernstand unseres Heimatstaates kann vielleicht in politisch unruhigen Zeiten, wo der Aufschwung der Industrie und des Handels eine plötzliche Unterbrechung erfährt, eine ganz unvermutet hohe Bedeutung erlangen. Vielleicht ist diese Zeit nicht fern!

Weilheim. Rudolf Hermann.

Anmerkungen.

Jede Wissenschaft muß sich von Zeit zu Zeit auf ihre eigene Geschichte besinnen. Wie schon der Einzelmensch nur solange ein wirkliches Leben führt, als er sich seines Zusammenhangs mit der Umwelt und Vorwelt bewußt bleibt, so gilt in noch weit höherem Maße von jeder Wissenschaft das weise Wort Goethes:

„Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkel unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben."

Nicht mit Unrecht hat deshalb die Münchener Historische Kommission gleich bei ihrem Entstehen die Darstellung der Geschichte der Wissenschaften unternommen und in mehr als fünfzig Jahren eine stattliche Reihe von Bänden zutage gefördert, die Rechts- und Naturwissenschaft, Heilkunde und Kriegskunst in ihrem Beginnen, Werden und Wachsen in meist mustergiltiger Weise behandelt haben. Leider hat gerade die Geschichte der neueren Historiographie von Wegele (1885) die Erwartungen nicht erfüllt, die man auf sie gesetzt hatte: eine wirkliche, unbedingt verläßige Geschichte der europäischen Geschichtsschreibung vom Humanismus bis zur Gegenwart haben wir bis 1911, bis zum Erscheinen der „Geschichte der neueren Historiographie", des Zürichers Eduard Fueter (Below-Meinecke, Handbuch der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte. München, Oldenbourg 1911) nicht besessen. Das, was wir eigentlich gebraucht hätten, „ein Lexikon der Historiker", hat uns nun freilich auch Fueter nicht geschrieben, er hat die Geschichte der Geschichtsphilosophie und der gelehrten historischen Forschung und Kritik nur soweit behandelt, als „diese auf die Entwicklung der Historiographie eingewirkt zu haben scheinen", er hat ferner mehr darnach gestrebt, „alle wichtigeren Richtungen, als alle wichtigeren Historiker zu behandeln", er hat endlich auch innerhalb des Lebenswerkes der einzelnen Historiker nur die Werke berücksichtigt, die „in der Geschichte der Historiographie eine neue Periode eingeleitet haben". Nicht alle Historiker werden mit dieser Problemstellung einverstanden sein; Fueter hat sich eigentlich nur den darstellerisch dankbaren Teil der Aufgabe herausgelöst, er hat, wenn man so sagen darf, den Rahm abgeschöpft und die Milch sauer werden lassen; es ist freilich lohnender, Mézeray und De Thou, Sleidan und Pufendorf geistvoll zu charakterisieren, aber Untersuchungen und Literaturangaben über Khevenhiller und das *Theatrum Europaeum*, Richelieus Memoiren und die *Memorie recondite Siris* wären notwendiger gewesen.

Indes ist es ungerecht, ein Buch nur nach dem zu beurteilen, was es nicht enthält. Stellen wir uns auf den Standpunkt des Verfassers, so treten zunächst

alle Bedenken vor dem Gefühl der Bewunderung zurück, das uns angesichts dieser ungeheueren Arbeitsleistung erfüllt; man bekommt bei der Lektüre des Fueterschen Buches, besonders der Partien vor dem 19. Jahrhundert, den Eindruck einer staunenswerten Beherrschung des gewaltigen Stoffes, einer hervorragenden, ganz und gar selbständigen Urteilskraft und einer kräftigen, sprachgewaltigen Darstellungsgabe. Fueters festumrissene Portraits, etwa die des Guicciardini oder des Jovius, wirken lebendig und haften unvergeßlich im Gedächtnis. Aber trotz allen diesen Vorzügen wird der Leser nicht recht warm, wohl weil Fueter selbst für niemand und nichts warm empfindet, er sieht die Menschlichkeiten und Mängel der Historiker mit grausamer Schärfe, ihre Vorzüge treten dagegen vollkommen in den Schatten; die Historiographie wird zur Geschichte der menschlichen Irrtümer. Dabei irrt sich freilich manchmal Fueter selbst recht gründlich. So ist zum Beispiel das uns Deutschen so teuere Bild Heinrich von Treitschkes bei Fueter geradezu eine Karikatur. Wie kann man einem Mann, dem außer dem Karlsruher nur die preußischen Archive offenstanden, vorwerfen, daß er „prinzipiell nur die Akten preußischer Archive benützte, um sich sein günstiges Urteil über die preußische Politik nicht trüben zu lassen"; wie kann man behaupten, daß die Verurteilung Straußens durch Treitschke „aus Rücksicht auf offizielle preußische Anschauungen zu erklären sei", während doch Treitschke, als er seine „Deutsche Geschichte" schrieb, längst nicht mehr der „Freidenker" seiner Jugendjahre war: Hätte Fueter das Leben und Wesen Treitschkes mit etwas mehr Genauigkeit und vor allem mit etwas mehr Zuneigung studiert, so könnte er gar nicht glauben, daß dieser aufrechte Mann sich je durch Rücksichten irgendwelcher Art in seinem Urteil habe beirren lassen. Ähnliche Verzeichnungen finden sich in anderen Charakteristiken, etwa in der einseitig wissenschaftlichen Giesebrechts, und machen die Lektüre des Buches manchmal doch recht unerfreulich. Ein reifer Historiker wird sicher Belehrung und Anregung in reichem Maße darin finden, einem Anfänger möchte ich es aber doch nicht in die Hände legen.

Umso wärmer kann man ein anderes Handbuch der Below-Meineckeschen Sammlung, die „Geschichte des Europäischen Staatensystems im Zeitalter der französischen Revolution und der Freiheitskriege" von Adalbert Wahl (München 1912, Oldenbourg) jedem Geschichtsfreunde empfehlen. Die eingehenden Literaturangaben, die ruhige, sachliche Behandlung der Streitfragen sind für den Fachmann von bedeutendem Wert; die klare, flüssige Darstellung wird auch den Laien erfreuen. Das Buch Wahls füllt in seiner Knappheit und Gleichmäßigkeit wirklich eine Lücke in der historischen Literatur aus und ist ein sicherer und verläßlicher Führer durch eine literarisch immer unübersichtlicher werdende Epoche. Daß es gerade vor den Jubiläumsjahren herausgekommen ist, wird mancher Festredner und Festartikelschreiber als besondere Liebenswürdigkeit Wahls empfinden.

Fast gleichzeitig mit Wahls Handbuch ist ein populäres Schriftchen Theodor Bitteraufs über die „Französische Revolution" erschienen („Aus Natur- und Geisteswelt", Leipzig, 1912, Teubner). Die wissenschaftlichen und schriftstellerischen Vorzüge Bitteraufs, seine Gabe lebensvoller Charakterisierung, knapper Zusammenfassung großer Ereignisgruppen, scharfer Sonderung zwischen Wesentlichem und

Unwesentlichem, leichtflüssiger und gefälliger Darstellung, sind den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Auch dies neue Bändchen wird zahlreiche Freunde finden, wie sie Bitteraufs „Napoleon" und „Friedrich der Große" schon gefunden haben.

Ein Werk, an das sich seit Gervinus kein namhafter deutscher Historiker mehr gewagt hat, eine Geschichte Europas im 19. Jahrhundert, hat Alfred Stern unternommen und die Riesenarbeit ist mit den beiden 1911 erschienenen Bänden, dem 5. und 6. (Stuttgart-Berlin 1911. Cotta), schon bis 1848 gediehen. Die Bücher überraschen den Leser vor allem durch ihre Vielseitigkeit, die die politische Geschichte aller europäischen Völker ebenso umfaßt wie ihre Wirtschaft und Religion, ihre Literatur und Kunst. Nicht nur der Historiker, der Nationalökonom und der Theolog, der Literaturhistoriker und der Politiker werden bei Stern reiche Belehrung finden; man kann fast wünschen, daß in jedem Haus die „Geschichte Europas" als oftbenütztes Nachschlagewerk, als anregende Lektüre für stille Stunden anzutreffen wäre. Das ruhige, oft nüchterne, aber immer sichere Urteil Sterns würde dem Geschrei der Zeitungen und der sogenannten „öffentlichen Meinung" gegenüber, die jede Persönlichkeit, jedes historische Ereignis für ihre Sonderzwecke auszunützen suchen und die geschichtliche Auffassung der großen Menge aufs gründlichste verfälscht haben, geradezu wohltuend wirken. In Sterns Buche lebt jene echte, ernste und unbestechliche Wissenschaft, die immer imstande ist, politisch und menschlich klärend auf unruhige Zeiten einzuwirken. Freilich ein paar Einwendungen wird der Fachmann trotz aller Anerkennung doch nicht unterdrücken können. Das Werk Sterns heißt „Geschichte Europas"; Europa ist aber weder politisch noch kulturell die Summe von in sich gleichwertigen Einzelstaaten, die Geschichte Spaniens etwa hat bei weitem nicht dieselbe Bedeutung für Europa wie die Geschichte Englands; wird sie ebenso ausführlich behandelt, so geschieht England ein Unrecht, und der Leser wird zu nicht ganz zutreffenden Werturteilen verleitet. Eine ideale europäische Geschichte müßte ferner das Miteinander, nicht das Nebeneinander von Staat und Kultur in den Einzelstaaten und in der Gesamtheit darzustellen versuchen, in der Art etwa, wie es Treitschke in manchen Partien seiner „Deutschen Geschichte" gelungen ist. Aber genug mit Wünschen und Bemängelungen! Solcher Arbeit gegenüber ist Kritisieren wirklich leichter als Bessermachen; wir haben allen Grund uns des schönen Buches zu freuen und dem Verfasser Kraft und Ausdauer zur Vollendung seines Werkes zu wünschen.

Ein neues Buch von Heinrich Friedjung ist immer ein wissenschaftliches und ein künstlerisches Ereignis. Denn Friedjung ist nicht nur ein Gelehrter, der unsere Kenntnis früherer Zeiten erweitert und vertieft, er führt uns nicht nur an die Ereignisse heran, sondern er stellt uns in die Vergangenheit hinein, er erweckt tote Menschen und tote Tatsachen zu neuem kräftigem Leben. Jeder, der Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" gelesen hat, wird das nachfühlen können; diese Benedek und Tegetthoff, Gablenz und Ramming, die er zeichnet, sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, der Kampf um Chlum, den er uns miterleben läßt, wird aus einem gleichgültigen historischen Faktum zu heißer und blutiger Wahrheit. Es mag am Stoffe liegen, daß Friedjungs neuestes Buch, der zweite Band seines „Österreich von 1848 bis 1860" (Stuttgart-Berlin, 1912,

Cotta) den Leser nicht so ergreift, wie die früheren Werke des großen österreichischen Historikers es getan haben; die Jahre um Olmütz und der Krimkrieg haben weniger Erschütterndes und Erhebendes an sich, als die Kämpfe von Königsgrätz und Lissa. An gewaltigen Männern fehlte es in dem Österreich der fünfziger Jahre fast völlig, denn auch Schwarzenberg hat mehr Kraft als Größe. Friedjung freilich zeichnet das Bild dieses Siegers von Olmütz mit sichtlicher Wärme, die dem Österreicher in ihm ebensowohl ansteht wie die Zurückhaltung bei der Charakterisierung des Kaisers Franz Joseph; aber ganz überzeugend wirken beide Porträts doch nicht. Und auch sonst wird man bei aller Achtung vor der großen Arbeitsleistung doch da und dort ein kleines Fragezeichen anzubringen wagen. Sicher ist es außerordentlich verdienstlich, daß Friedjung uns auch das geistige und künstlerische Österreich der fünfziger Jahre geschildert hat; aber die Werturteile der Nichtösterreicher werden doch manchmal von denen Friedjungs etwas abweichen. Mußte etwa Nestroy so ausführlich behandelt werden? Ist er wirklich so charakteristisch, daß er fast so viel Raum beanspruchen darf, wie der prächtig gezeichnete alte Grillparzer? Sind in der Darstellung der politischen Geschichte die Ideen Brucks nicht etwas überschätzt? Wäre es nicht besser gewesen, wenn Friedjung statt des sehr gedrängten Auszuges sein ganzes Buch über den „Krimkrieg" in sein Werk aufgenommen hätte? Doch man wird diesen Ausstellungen vielleicht mit Recht entgegenhalten, daß die Kärrner auch dann noch zu tun haben, wenn die Könige mit dem Bauen schon fertig sind. Ich möchte deshalb nicht mißverstanden werden; daß Friedjungs Werk eine außerordentliche und hervorragende Leistung ist, darf man wohl stillschweigend voraussetzen. Er hat in großartiger Selbstlosigkeit auf leichtere und dankbarere Aufgaben verzichtet und den Pflug über ein hartes und scheinbar unfruchtbares Feld geführt, als erster — denn Springers viel zu wenig gelesene österreichische Geschichte reicht nur bis 1848 — und hat als Lohn schwerer und entsagungsreicher Arbeit Garben in reicher Fülle geerntet; daß da und dort eine Ähre liegen geblieben ist, ist dem gegenüber recht gleichgültig. Friedjungs politische Geschichte ist ein großer Schritt über Sybel hinaus, die Darstellung der Kultur bewegt sich überhaupt auf neuem Land, denn die Zahl brauchbarer Vorarbeiten ist sehr gering. An lebensvollen Charakteristiken fehlt es auch in diesem Buche keineswegs; wie trefflich sind etwa die Erzherzogin Sophie oder Grünne, der „Landsknecht" Schwarzenberg oder Rauscher gelungen, um nur einige herauszugreifen. Und damit ist die Bedeutung von Friedjungs Buch noch nicht erschöpft. Der politische Wert des Werkes ist womöglich noch größer als der historische. Denn Österreich steht heute im Mittelpunkt des politischen Interesses, gerade die Balkanwirren machen den Habsburgerstaat zur Schicksalsmacht Europas. Sein innerer Zusammenhalt, seine politische, militärische, kulturelle Widerstands- und Expansionskraft werden in den nächsten Jahren von stärkerer Bedeutung für die Geschichte unseres Erdteils sein als je seit den Tagen des Prinzen Eugen. Niemand aber kann Österreichs Mission verstehen, ohne seine Geschichte zu kennen; niemand kann seine Geschichte in sich aufnehmen, ohne Friedjungs Werke zu lesen. Denn Friedjung ist bis jetzt der einzige große Historiker der neueren österreichischen Geschichte und wir können nur hoffen und wünschen, daß er uns, wenn er jetzt auch noch

nicht recht daran will, doch noch dereinst die Geschichte Österreichs von 1867 bis auf unsere Zeit schreiben werde.

Alle Freunde österreichischer Geschichte werden den eben erschienenen trefflichen „Wegweiser durch die Literatur der österreichischen Geschichte“ von Richard Charmatz (Stuttgart-Berlin 1912, Cotta) freudig begrüßen. Das kleine Buch will weniger den Ansprüchen der Wissenschaft als denen der Praxis genügen; es zählt daher die wichtigsten Quellen und Darstellungen nicht nur auf, sondern charakterisiert auch einige (leider immer noch zu wenige) und bevorzugt dabei mit vollem Recht die neuere Geschichte vor der älteren. Aus dem feinen Gedanken über die Bedeutung der Bündnisfähigkeit für einen Staat, den Friedjung in seinem „Geleitwort“ ausspricht, hätte ein sparsamerer Schriftsteller eine Artikelreihe machen können.

Das Interesse für kriegerische Ereignisse scheint sich, wenn man nach der Bücherproduktion schließen darf, in den letzten Jahren im deutschen Lesepublikum zu steigern, denn eine lange Reihe trefflicher volkstümlicher Arbeiten befaßt sich mit den Kriegen Deutschlands im 19. Jahrhundert. Da haben wir etwa Friederichs vorzügliches Werk über die Befreiungskriege, Regensbergs eingehende und interessante Studien über das Jahr 1866 und desselben Verfassers schöne Bücher über 1870/71. Gerade diese haben eine empfindliche Lücke in der historischen Literatur geschlossen, indem sie zum erstenmal eine eingehende, ernst zu nehmende, bei allem warmen Gefühl doch kritische, unparteiische und dabei zugleich auch dem Laien verständliche Darstellung dieser großen Zeit geschaffen haben. Das neueste Werk über den Deutsch-Französischen Krieg, das Buch von K. Stählin (Heidelberg 1912, K. Winter) teilt alle Vorzüge der Regensbergschen Schriften und fügt einen für viele Leser wichtigen, den größerer Kürze, hinzu. In einem kleinen Bande erzählt Stählin die politische und militärische Geschichte der zwei ernsten Jahre, frisch und lebendig, mit gesunder Kritik und mit ehrlicher Achtung auch vor dem Gegner. Die gleichmäßig sichere Behandlung der militärischen und politischen Tatsachen ist dadurch möglich geworden, daß Stählin auf beiden Gebieten Fachmann ist, der ehemalige Offizier und der jetzige Heidelberger Professor ergänzen sich in glücklichster Weise. Die bei jeder Zusammenfassung naheliegende Gefahr des Aufzählens der Ereignisse ist ganz und gar vermieden. Die Tatsachen sind in geschicktester Form verarbeitet, Wesentliches von Unwesentlicherem streng geschieden, die große Linie des historischen Geschehens tritt klar hervor. Eine ausführliche Literaturzusammenstellung ermöglicht dem Leser die Weiterarbeit, zwei sorgfältige Register erleichtern die Übersicht. Nur die Karten sind zwar zahlreich, und genügen zur Orientierung, könnten aber etwas schöner hergestellt sein. In allem andern aber ist das Buch Stählins in seiner Art schlechthin vollkommen.

Dagegen haben mich, wie ich offen gestehen muß, Sidney Whitmans „Deutsche Erinnerungen“ (Stuttgart-Berlin 1912. Deutsche Verlagsanstalt) etwas enttäuscht. Wenn man das hübsch ausgestattete Buch durchblättert und die recht interessanten Photographien all der mehr oder weniger berühmten Männer betrachtet, mit denen Whitman im Laufe seines Lebens zusammengetroffen ist, dann erwartet man Außerordentliches oder wenigstens Neues von Bismarck und Moltke, Blumenthal und Bülow, Gneist und Mommsen, Brentano und Bebel zu hören.

Aber man wartet meist vergebens: man liest ein paar hübsche Jugenderinnerungen an das strenge Vitzthumgymnasium in Dresden, die etwas an Dickenssche Schulschilderungen gemahnen, man freut sich über ein paar nette Interviews, ein paar geistreiche Unterhaltungen, man behält, wenn man das Buch weggelegt hat, ein paar gute Charakteristiken im Gedächtnis, aber damit ist es auch zu Ende. Immerhin sind die „Deutschen Erinnerungen" eine recht erfreuliche Lektüre; sie beweisen wieder einmal die tiefe geistige und seelische Verwandtschaft des Engländers und des Deutschen, die nur Toren oder Fanatiker leugnen können. Fremd ist dem Deutschen in Whitmans Buche gar nichts, selbst das heftige Schelten auf die Gegenwart berührt den deutschen Leser höchst vertraut, denn der *laudator temporis acti* ist ein Typ unseres Volkes und unserer Zeit. Übrigens kein tadelnswerter, solange er nicht nur schilt, sondern auch handelt; Selbstzufriedenheit und satte Ruhe sind noch nie für ein Volk die „Sittiche großer Taten" geworden.

München. Fritz Endres.

Der Verlag Mörike in München hat unter dem Titel Fröhliche Abenteurer den Eulenspiegel, den Schelmuffsky, den Gulliver und den Münchhausen in einem Band von 600 Seiten vereinigt, der vier Mark fünfzig kostet. Mir ist, abgesehen von der Unhandlichkeit des Buches, die Zusammenstellung als solche widerwärtig; sie überträgt das System der Mietskaserne in die stille Stadt der Bibliothek, wo jedes Buch ein Haus für sich ist. Unverantwortlich ist die Weglassung des dritten und vierten Buchs des Gulliver, in denen Swift sich zu immer grandioserem Menschenhaß erhebt. Will Vesper, dessen Name leider mit dieser Buchmacherei verbunden ist, meint, das dritte und vierte Buch „variieren nur die Grundideen der ersten und traten darum von jeher vor deren überragender Bedeutung zurück". Man muß nach diesem Ausspruch ernstlich fragen, ob Vesper jemals die zweite Hälfte des Gulliver gelesen hat, in der Swift immer tiefer und philosophischer wird. Bereits im fünften Kapitel des zweiten Buchs dieser Ausgabe findet sich eine prüde Weglassung, die beweist, daß in dieser schon von Schoop anläßlich der Verstümmelung der *Confessions* gebrandmarkten Manier des Verlags System liegt. Wer Swift nicht in einer englischen Ausgabe lesen kann (er ist leicht), greife zu der von Erich Reiß, Berlin; den Eulenspiegel bekommt er besser bei Diederichs, den Münchhausen um fünfzig Pfennig in der Inselbücherei, den Schelmuffsky in der Hamburger Hausbibliothek.

Geht es nur mir allein so mit allen Briefen aus Otto Erich Hartlebens Nachlaß, daß sie mir so vergilbt vorkommen, ihr sogenannter Humor so manieriert, ihr Witz eine selbstgefällige Neigung zu matten Kalauern, ihr Niveau nur das des Literatencafés? Mit dem neuen Band der „Briefe an Freunde" (S. Fischer, geheftet M 4.—) gestehe ich gar nichts anfangen zu können. Es formt sich ja aus ihnen eine Art von Persönlichkeit zu einer Art von Bild, aber das Bild ist nicht sehr erfreulich und die Persönlichkeit nicht sehr interessant. Man erhält einen Einblick in die Flegeljahre des deutschen Naturalismus, aber dieser Einblick ist uns heute so gleichgültig wie der deutsche Naturalismus selbst, der sich inzwischen mit der Bourgeoisie verheiratet hat und hoffähig geworden ist. Als Hartleben starb, sickerte die kluge Parole durch: wenn auch die Werke sich nicht lang halten würden, so bliebe immerhin der Mensch, wie er sich in den Briefen dokumentiere. Ich glaube,

auch dieser Eindruck wird sich nicht halten, und von Hartleben wird gar nichts bleiben, keine Komödie und keine Novelle, kein Gedicht und kein Brief, bloß der Name. Er wird dieses Geschick mit noch Berühmteren teilen, die damals im ersten Treffen standen. Auch von ihnen wird nichts bleiben — höchstens Halbes „Jugend", dank der vulgären Zugänglichkeit ihres Problems und der vulgären Dankbarkeit ihrer Rollen. Hartleben selbst scheint diese Möglichkeit eines schönen Tages aufgedämmert zu sein, als er nämlich Gottfried Keller „gelesen, gefressen, genossen" hatte: „ . . . Das ganze jüngste Deutschland ist ein Schwindel. Und der „Realismus" ist ein Schwindel und der „Naturalismus" ist erst recht ein Schwindel — alles Schwindel —." Im selben Brief schreibt er freilich: „Und Dichter haben wir! Hat die Zeit! Ich kenne eine ganze Reihe —" Wo sind diese Dichter heute? Wo sind ihre Werke? Was ist davon lebendig? Was hat die Aussicht in zehn Jahren noch gelesen oder gespielt zu werden? „Alles Schwindel."

Erholen wir uns von dem niederdrückenden Gefühl, mit dem wir diese Briefe aus der Hand legen, an den Briefen Jakob Burckhardts an einen Architekten (München, Rentsch & Müller, geh. M 4.50. Die Ausstattung ist anständig, mit Ausnahme der greulichen Titelphotographie), von denen wir im Augustheft einige der schönsten zum ersten Male veröffentlichen konnten. Die Korrespondenz geht ununterbrochen fast zwei Jahrzehnte hindurch und zeigt den weisen Historiker von seinen liebenswürdigsten Seiten. Einen großen Raum nehmen, wie zu erwarten, Architektur und Malerei ein. Glänzende Bemerkungen fallen über italienische, besonders römische Stimmungen, aber auch Burckhardts deutsche Streifzüge und Londoner Tage sind von hohem Interesse. (Drei Druckfehler: S. 32 Danner anstatt Tanner, S. 68 tausten anstatt kausten, S. 136 Ode anstatt Obe.) Die Gemeinde Jakob Burckhardts wird mit hoher Freude neben die wenigen Bände von seiner Hand diesen Briefband stellen. Denn die Persönlichkeit des Mannes ist so fein und zugleich so mächtig, die ehrgeizlose Würde seines stillen, nach Innen gekehrten Lebens so edel, daß es völlig gleichgültig ist, ob er wissenschaftlich in allem und jedem recht hatte. Er stand selbst, wie aus den Briefen hervorgeht, seinen eigenen Werken mit jener Nonchalance gegenüber, die nur große Herren haben.

Wer das „Tagebuch eines bösen Buben" nicht schon von der Reclamausgabe her kennt, sei auf eine neue, illustrierte Ausgabe aufmerksam gemacht (Delphin-Verlag, 4 M). Man ist vielleicht nicht immer aufgelegt, diese vorwiegend höchst *practical jokes* zu lesen. Aber es steckt soviel Eulenspiegelei und groteske Lausbüberei in dem Ding, daß es selbst grundsätzlichen Bedenken über die Sprache des Originals und die Unmöglichkeit, es im Deutschen nachzubilden, ziemlich standhält.

Baron Berger, der kürzlich gestorbene Direktor des Burgtheaters, hat eine Anzahl von Büchern geschrieben, vorwiegend über Dichtung und Drama, die ihn kaum lang überleben werden. Der Hofrat Eysenhardt hingegen (Deutsch-Österreichischer Verlag M 3.50) wird auch in Dezennien noch lesenswert erscheinen und, wenn auch dann noch ältere Bücher neu entdeckt werden, wird man ihn wieder ausgraben. Es ist ein eigentümliches Buch: zugleich Erzählung und imaginäres Porträt im Sinne Walter Paters; die Seelenstudie eines im Grund verbrecherisch veranlagten Sonderlings, der sich zu einer kriminalistischen Bestie auswächst und a

einer Tat zugrunde geht, die aus der von ihm hochmütig verhehlten zentralen Leidenschaft seines Wesens sich mit einer Art fatalistischer Notwendigkeit entwickelt. Das Werk eines scharfen Geistes, und eines ungewöhnlichen Kunstverstandes. Kein erquickliches Buch, keins für die Menge. Aber es ist durchaus nicht notwendig, daß alle Bücher erquicklich oder für die Menge seien. Zuletzt wohl ebensowenig schöpferisch wie sein Autor, aber blendend, wunderlich bedingt, und die fehlende Persönlichkeit durch sorgfältige Konstruktion nachtäuschend, wie er selbst gewesen zu sein scheint.

Von Hinnenaus zum Hexenbruch ist der merkwürdige Titel eines ungewöhnlichen und anziehenden Büchleins (Süddeutsche Monatshefte, M 2.—). Wie aus den Zeiten deutscher Romantik stehen diese Kindheitserinnerungen da, mit dichterischer Reinheit und Innigkeit festgehalten, und reden sanft und leise, aber mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit von den seelischen Nöten und Leiden eines Knaben. Der strenge Wahrheitswille Ludwig Germersheims macht seine Bekenntnisse nicht nur empfänglichen Herzen teuer, sondern auch Psychologen, Erziehern und Ärzten wertvoll. Sie zwingen zum Nachdenken, vielleicht zum Umlernen hinsichtlich mancher Erziehungsfragen: der Kirchenscheu, des Kirchenzwangs, besonders des Beichtzwangs; die sogenannte Schundliteratur erscheint in anderem Lichte. Dieser autobiographische Torso gibt nur die innere Biographie seines kindlichen Helden: Verhalten zu Gott und seinen Heiligen, zur Natur, zu Dichtung und Musik. Er gibt sie so rein und zart, daß er sich dem Schönsten in dieser Art getrost zur Seite stellen darf. Das Buch fängt so an: „In meine Kindheit führt kein heltrer Weg zurück, und an einigen jahrelangen Wegstellen schließe ich unwillkürtich die Augen, als wenn ich mich dadurch vor dem schmerzenden Anblick dieser Stationen bewahren könnte.“ Läßt uns dieser Anfang nicht sogleich aufhorchen? So geht kein gewöhnliches Buch an. Es hört sich wie Stifter, und dennoch anders. Wunderlich klingen Militärsignale und Trommelwirbel in diesen „Jugendweg zwischen zwei Wiesen“, den beiden Lieblingsplätzen des Knaben. Stillen Naturen, die als Heranwachsende innerlich etwas erlebt haben, wird dies seine Buch viel sein können.

Bücher über Amerika hat uns die letzte Zeit mehrfach gebracht, doch kaum eins, das so amerikanisch wäre, wie Arthur Holitschers Amerika heute und morgen (S. Fischer, M 5.—). Es führt nicht nur in Gegenden, die der Amerikabummler nie zu sehen kriegt, sondern auch in Kreise, die er absichtlich vermeidet. Was Holitscher von der sich selbst regierenden Kinderrepublik in Freeville, von der ästhetisierenden Kolonie der Roycrofters (über sie hat Julia Wirth-Stockhausen im Septemberheft 1912 berichtet), von Chautauqua (einer Art *University Extension* für ziemlich Wohlhabende) erzählt, von der Heilsarmee, von den Mennoniten in Manitoba, den aus Rußland nach Kanada ausgewanderten Duchoborzen (N. Syrkin hat von ihnen im Juliheft 1911 erzählt), vom Kindergerichtshof zu Denver (Colorado) und Ben Lindsey, vom System Taylor („wissenschaftliche Ausnutzung der menschlichen Kraft im Dienste der Fabrikarbeit“), vom Unterricht in Bürgerkunde, vom Negerproblem, vom eigentlichen Kulturproblem Amerikas, nämlich Kultur nicht nur zu kaufen, nachzuahmen, zu importieren, zu studieren, sondern selbst zu schaffen —: das ist alles im höchsten Grad anregend. Denn es könnte sein, daß nicht nur New Yorker Hitzwellen, sondern auch Wellen

der geistigen Bewegung aus dem Lande der Zukunft ins alte Europa herüberschlagen. Vielleicht sind wir schon mitten in dieser Bewegung ohne es zu wissen: im Schul- und Gefängniswesen, in der Stellung des Kirchentums außerhalb des Staats, in der Behandlung der kriminalistischen Jugend und so weiter. Es ist vermutlich nicht alles richtig in Holitschers Buch — wie könnte das bei so kurzem Aufenthalt anders sein? Aber alles reizt zum Vergleichen und Nachdenken. Holitscher beobachtet scharf und schreibt fesselnd. Man erhält aus seinen schroff nebeneinandergesetzten Bildern aus der Union und Kanada eine Ahnung von den ungeheuren Mächten, die in Amerika am Werk sind, von dem riesenhaften Nebeneinander der entgegengesetztesten Tendenzen, der unbeschreiblichen geistigen und körperlichen Anstrengung und Abarbeitung im Dienste irgendeines Winkelideals, einer Schrulle, einer Reichtumsmanie. Das Chaotische Amerikas ist noch nie so scharf herausgekommen.

Josef Hofmiller.

Ein Brief von Sir Alfred Mond, Bart., M. P., an Lujo Brentano.

Telephone
5061 Victoria.
Telegrams,
Mondalfro, Knights, London.

35, Lowndes Square,
S. W.
2. December 1912.

Sehr geehrter Professor Brentano.

Mit Vergnügen erfülle ich Ihnen Ihren Wunsch, Ihnen die Auffassung der großen Mehrheit der englischen Großindustriellen über den heutigen Stand der Arbeiterbewegung mitzuteilen. Ich bin ein Freund von Deutschland, wünsche Freundschaft zwischen England und Deutschland, und bin der Meinung, daß solche Freundschaft durch nichts mehr gefördert werden kann, als durch gemeinsames Zusammenarbeiten an Problemen, welche beiden Völkern gemeinsam sind. So versichere ich Sie denn und allen denen, welche diese meine Zeilen lesen werden, sowohl in meiner Eigenschaft als großindustrieller Unternehmer (in Firma Brunner Mond & Co. und andere) als auch als Parlamentarier und Politiker, welcher seit Jahren alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt:

1. Daß in England kein Mensch daran denkt, die Gewerkvereine beseitigen zu wollen, daß vielmehr Arbeitgebern sich daran gewöhnt haben, mit Arbeiterorganisationen zu arbeiten. Viele von den größten Industrien, so wie die Eisenbahnen, die Stahl- und Eisen-Industrie, Baumwoll, Textil, Schiffbau, Zinnplatten, Hafen- und Transport-Arbeit, Kohlen- und andere Grubenarbeit usw. haben ihre Conciliation Boards, Federationen oder Unions, und arbeiten unter kollektiven Arbeitsverträgen. In solchen Industrien bekennen sich die Arbeitgeber zu der Einsicht, daß es sehr schwer wäre, für sie ohne die Arbeiterorganisationen auszukommen.

2. Daß man fast allgemein gewillt ist, mit den organisierten Arbeitern gemeinsam die Arbeitsbedingungen festzustellen und bei solchen Verhandlungen die Führer der Gewerkvereine als die Vertreter der Arbeiter anzunehmen.

3. Daß man weit entfernt ist, in den Führern der Gewerkvereine bezahlte Agitatoren und Streikhetzer zu erblicken, indem diese Führer vielmehr sich als Regel durch Verantwortlichkeitsgefühl auszeichnen und demgemäß als der mäßigende Faktor in der Arbeiterbewegung erkannt werden.

4. Daß die Vertragstreue beider Parteien mit der Zunahme der friedlichen Erledigung der Lohnkämpfe zugenommen hat, und eine Abweichung bei den altorganisierten Gewerkvereinen gar nicht, bei den neuen und schlechtorganisierten nicht öfter als bei den beteiligten Arbeitgebern vorkommt.

5. Daß man allgemein den kollektiven Arbeitsvertrag als die praktischeste Weise ansieht, um die Lohnverhältnisse in den Industrien zu regeln; daß es den Arbeitgebern in ein gegebener Industrie mehr darauf ankommt, daß sie alle dieselben Löhne bezahlen als ob diese ein wenig höher oder niedriger sind; daß, obgleich Arbeitskämpfe vorkommen, vielmehr vermieden werden und ihre Regelung auf mehr dauernde Basis abgeschlossen werden kann.

6. Daß man dementsprechend, wo aus irgendeinem Grunde ein kollektiver Arbeitsvertrag auf Grundlage der Freiwilligkeit nicht stattfinden kann, unter dem Beifall der öffentlichen Meinung darauf ausgeht, Mindestlöhne und Mindestleistungen durch Gesetzgebung und eigens geschaffene Behörden festsetzen zu lassen.

7. Daß weder das englische Mutterland, noch die großen englischen Kolonien, in denen, sei es freiwillig, sei es gesetzlich, der kollektive Arbeitsvertrag eingeführt, oder seinen Festsetzungen Rechtsverbindlichkeit zuerkannt ist, dadurch in ihrer Konkurrenzfähigkeit geschädigt worden sind.

8. Daß die Anzahl von Syndikalisten in England ganz unbedeutend ist; daß die Bewegung mehr in der Presse als unter den Arbeitern existiert; daß der ganze Gedankengang den englischen Arbeitern unsympathisch ist, und gegen ihren praktischen Sinn verstoßt. Der englische Arbeiter ist vor allem Geschäftsmann, der Resultate in höhern Lohn oder bessere Arbeitsbedingungen sehen will, und der für Theorien nichts übrig hat. Darüber sagt, sehr treffend, Herr James Ramsay Macdonald, der Führer der Arbeiterpartei im englischen Abgeordnetenhaus: *"Syndicalism is simply playing at things; it opens the door to the worst form of reaction"*.

Macdonald spricht aus die Meinung der Führer der organisierten Arbeitern und die Werkvereine.

Ich erlaube Ihnen, von diesem Brief jeden Gebrauch in der Öffentlichkeit zu machen, der Ihnen gut scheint.

Mit herzlichem Gruße Ihr ergebenster Alfred Mond.

Grünes Kreuz. Unser Mitherausgeber Hofmiller erhielt folgenden Brief:

Verehrter Herr Professor,

mit großem Interesse habe ich sowohl Ihren Artikel im Februarheft der Süddeutschen Monatshefte als auch Herrn Cossmanns Vorschlag im Augustheft über Widmanndenkmal oder Widmannstiftung gelesen.

Daß es auf dem Gebiete des Tierschutzes große, internationale Fragen gibt, Angelegenheiten, die sich durch bloße Verständigung innerhalb eines und desselben Staates einfach nicht erledigen lassen, wird an einem Stuttgarter Beispiel sehr klar:

Im Kampf gegen das Kupieren und Anglisieren der Pferde — eine tierquälerische Operation mit der Folge eines dauernden quälenden Zustands der Tiere — habe ich beim hiesigen Gemeinderat einen Beschluß durchgesetzt, wonach im Bereiche der Städtischen Verwaltung (mein Ressort ist mit der Berittenen Schutz-

mannschaft und mit der Berufsfeuerwehr beteiligt, im übrigen kommt der große Pferdebestand des Städtischen Reinigungsamtes in Betracht) Pferde nicht mehr kupiert werden dürfen und auch grundsätzlich kupierte Pferde nicht mehr angeschafft werden sollen. Wenn andere einflußreiche Stellen (die Höfe mit ihren Ställen und Gestüten, Militär, staatliche Gestüte, Landespferdezuchtvereine, Landesgestütskommissionen usw.) in gleicher Richtung vorgehen, läßt sich gewiß manches erreichen.

Nun macht aber die Beschaffung geeigneten Materials, namentlich schwerer Pferde, große Beschwerde, da in Belgien, der Hauptbezugsquelle, alle Pferde und zwar schon als Fohlen kupiert werden. Ohne internationales Eingreifen wird hier kein Wandel geschaffen werden können, und die in großen Zwischenräumen stattfindenden internationalen Tierschutz-Kongresse genügen kaum! —

Zur Frage „Grünes Kreuz" lege ich einen Kopfbogen des bekannten Vereins Amies usw. bei. —

Es freut mich, daß wir in der Verehrung für J. V. Widmann, der mich — „O du schöne Welt!" — heuer durch Rhätien begleitete, einen neuen Berührungspunkt gefunden haben.

Stuttgart, 4. Dez. 1912. Mit ergebenstem Gruß Ihr Dr. Bittinger, Polizeidirektor.

Aus dem Münchner Kulturleben. An den Verlag der Süddeutschen Monatshefte hier. Unter Bezugnahme auf den § 11 des Preßgesetzes ersuchen wir um Aufnahme der nachfolgenden Berichtigung, und zwar ohne jeden Kommentar und ohne jede Änderung: „In Heft 3, X. Jahrgang der Süddeutschen Monatshefte war in der Besprechung des Buches, „Die verwunschene Alm", von Alexander Dillmann behauptet worden, daß dieses Buch bis zum Erscheinen der Dezembernummer noch nirgends besprochen worden sei.

Demgegenüber stellen wir fest, daß bereits am 25. August im Pester Lloyd, am 6. Oktober im Berliner Lokalanzeiger, am 19. Oktober in der Münchner Allgemeinen Zeitung, im Novemberheft der Mitteilungen aus den Vereinen der Bayern in Berlin, am 1. Dezember in den Münchner Neuesten Nachrichten, Besprechungen über das Buch erschienen sind, und zwar ohne Ausnahme sehr anerkennend und lobend!*)

München, den 10. Dezember 1912. Bayerische Verlagsanstalt Karl Theodor Senger.

Ich hatte geschrieben: „Die Gerechtigkeit gebietet die Feststellung, daß das Werk bis jetzt noch nicht besprochen worden ist." Dieser Satz sollte nur einer Loyalitätspflicht gegen die Münchener Tagespresse genügen, die in allen übrigen Sätzen der einzige ernstlich angegriffene Teil ist. Da das Dezemberheft bereits gegen Ende November abgeschlossen war, konnte ich leider nicht mehr von meinem Rechte Gebrauch machen, ein inzwischen als unverdient erwiesenes Kompliment noch in letzter Stunde zurückzunehmen.

München, den 11. Dezember 1912. Alexander Berrsche.

*) Wird bestätigt. Redaktion der Süddeutschen Monatshefte.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Primula aurea.

Eine Erzählung von Anna Hilaria von Eckhel in Eisenach.

Auch heute saßen sie, wie fast allabendlich, in dem Speisezimmer der Doktorswohnung beisammen: Don Antonio Pakor, der alte Pfarrer des Dorfes und des Doktors Oheim, Antonio Pakor, der Landarzt und Silvia, sein junges Weib; im Zimmer nebenan schliefen die Kinder.

Der Raum war behaglich, seine Einrichtung ließ sogar auf einen bescheidenen Wohlstand schließen, vor allem aber auf eine schönheitskundige Hand. So zog sich, etwas über Kopfeshöhe, die nüchtern grau gestrichenen Wände entlang, ein Regal durch die ganze Stube, es war roh gearbeitet und auch nur mit grünem Anstrich versehen, das Gerät darauf, mit Ausnahme von ein paar alten Zinntellern, war auch nicht sonderlich wertvoll, es bestand aus Tongeschirr, wie man es in der Gegend billig bekam, aber es war mit großer Farben- und Formenfreudigkeit geordnet und in den vier Ecken standen vier bauchige Krüge, dunkelbraun, mit einer primitiven Linien- und Punktzeichnung in Hellgelb, sie waren vollgepfropft mit Wacholderbüscheln, von denen ein herber Duft ausging.

Die Kredenz, an der einen Längswand, sah aus wie eine gute alte Tante vom Lande, behäbig, geschmacklos und praktisch. Seltsam stach von dem Erbstück sein Gegenüber ab, der Stutzflügel, ein schmuckes Ebenholzding, an dem kein Stäubchen war. Über dem Flügel hing ein großer Stich nach Böcklins Villa am Meer, in schlichtem Rahmen; es war das einzige Bild im Zimmer.

Auf dem Notenständer neben dem Instrument waren die Hefte und Bände sorgfältig geordnet, sorgfältiger als auf dem Nähtisch am Fenster die Kinderwäsche, die des Flickens harrte; zuhauf schien sie hingeworfen, widerwillig und lässig, daß ein Teil davon auf Stuhl und Boden geglitten war; ein Stoß Zeitschriften lag dazwischen, Blätter, die die Frauenfrage behandelten, auch Flugschriften waren darunter. Eine rote Kretongardine verdeckte das Fenster hinter dem Nähtisch, sie wallte in so reichen Falten herab, daß es den Eindruck erweckte, sie sei da, um ängstlich jede Aussicht auszuschließen: hinter ihr dehnte sich die Karstweite in ihrer Einsamkeit, Einförmigkeit und Leere.

Die Hängelampe, ein Rundbrenner in grünem Glas, der in einer Messingfassung steckte und von breiter, milchiger Glocke überwölbt war, warf ihr trauliches Licht auf den Tisch, sauber schimmerte das Tischtuch, in den Weingläsern der Männer funkelte es purpurn auf und die Primel-

fülle in der Tonschale leuchtete gelb aus ihrer dunklen Fassung. Nur in den Gesichtern der drei Menschen, die die Lampe auch in ihren Lichtkreis schloß, war etwas, das der Traulichkeit und dem Licht fremd war.

Bei der jungen Frau lag es im Blick, diese Augen waren schön, tiefdunkel und groß, sie hatte sie von ihrer italienischen Mutter, aber Unruhe, Trotz und Sehnsucht sprachen aus ihnen. Auch um die vollen Lippen zuckte es von Wünschen und von Auflehnung.

Der breite Schädel ihres Mannes, des Landarztes, sagte: ich bin aus Karststein und was ich will, das will ich!

Der Kopf des Oheims zeigte in der Anlage dieselbe rücksichtslose Energie, aber Beruf und Leben hatten die sachte Arbeit daran getan, die das tropfende Wasser an dem Stein tut, die Stirne war wie unterhöhlt von den tiefliegenden Augen, die im Schatten der Gedanken die ursprüngliche Härte verloren hatten, und um den Mund zogen sich nach den eingefallenen Wangen ein paar scharfe Falten, die fast wie Narben aussahen. Die Tonsur war von spärlichem weißen Haar umkränzt, im ganzen machte der Kopf des Alten einen geruhigen, in sich geschlossenen Eindruck, nur die Augen widersprachen. Da saß die Gewissensangst der Kreatur, vor ihrem Richter im Jenseits, aber die Jungen konnten das nicht erkennen, denn das breite Stirndach schützte die Geheimnisse, die dahinter lagen.

Antonio Pakor war vor kurzem erst aus seinem Pfarrhause herübergekommen, mühsam hatte sich das Gespräch über ein paar gleichgültige Geschehnisse des Tages geschleppt; nun stockte es ganz. So ging es Abend für Abend. Aber es hatte eine Zeit gegeben, da waren die drei vergnügt beisammen gesessen, und der einsame Alte hatte sich in dem jungen Familienglück seiner Lieblinge gesonnt!

Darum war er entschlossen, heute zu reden. Nicht wochen-, monatelang ging er schon mit sich und seinem Gott zu Rate, denn es ist ein gefährlich Ding an Seelen zu greifen, die sich schamhaft und eigenwillig in sich selber verschließen, und es ist ein bitter Ding die eigene Seele nackt zu zeigen, aber seit gestern war ihm, als herrschte im Doktorhause jene Dürre, wie sie manchmal im August über den mit so viel Mühe angepflanzten jungen Waldungen im Karste brütet, bei der ein Funke genügt, um die Vernichtung auflodern zu lassen.

Laß es kein Funke sein, Herr, mein Gott, dein Licht entzünde in ihren Seelen, Amen. Unter dem Tisch hatte der Pfarrer die zitternden Hände gefaltet, nun brachte er ein Päckchen vergilbter Briefe aus seiner Brusttasche zum Vorschein; seine Stimme klang etwas unsicher bei der Frage: „Wollt ihr mir ein wenig zuhören, ihr beiden?“

„Ja!" Die Frau sagte es mit dem Aufatmen, mit dem man in schwülen Stunden jede Ablenkung der Gedanken begrüßt.

Der vielbeschäftigte Landarzt sah nach der Uhr. „Dauert es lange?" fragte er. „Je nach dem Interesse, mit dem du zuhörst", sagte der Pfarrer.

Der Landarzt sparte mit seiner Zeit; die Stunde, die er allabendlich dem Ohm zu widmen pflegte, war schon zum größten Teil verbraucht. „Ein Stoß Fachzeitschriften wartet auf Erledigung. Da Ihnen aber an der Vorlesung viel zu liegen scheint, kommt es mir auf eine halbe Stunde länger auch nicht an."

Die Frau ballte die Hand in ihrem Schoß: heute konnte er daran denken, Fachzeitschriften zu erledigen! — Heute!

„Bleibe du nur," sagte der Ohm, „die Blätter enthalten mehr als deine Fachzeitschriften dich lehren können."

Das Gesicht des Landarztes verfinsterte sich, — sollte der alte Herr ahnen und sich einmischen wollen? — Er hatte aus den Händen des Ohms alles empfangen, was ihn zum selbständigen Mann gemacht: Erziehung und Unterricht, die Möglichkeit zur Fortbildung und die Schulung der Anlagen, mit treuer Dankbarkeit hing er an ihm, dazu gesellte sich das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem einzigen Verwandten, den er besaß, und das der Hochachtung für den ehrenwerten Priester und Menschen, aber sein Geist war andere Wege gewandelt und unter einem andern Gesichtswinkel sah er die Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen, er vermied darum Aussprachen, die doch resultatlos verlaufen mußten.

„Es sind die Briefe Franz Steindlers."

„Ah!" sagte der Neffe. Damals, als er schwankend in seiner Berufswahl, beschwert von den Traditionen seines Hauses und der blinden Verehrung für seinen Erzieher, sich stark dem Priesterstande zugeneigt hatte, war der Ohm immer wieder auf diesen Franz Steindler zu sprechen gekommen, nicht auf den Menschen, nur auf den Arzt. Er hatte dem hochaufhorchenden Knaben das lockende Vorbild einer tüchtigen, zum Wohle der Menschen sich entfaltenden Manneskraft gezeigt, einer Kraft, die von jedem feigen Zweifel unbeirrt ihren Weg gegangen. Es war, als hätte Don Antonio dem Toten damit noch eine Aufgabe stellen wollen, die: in dem jungen Wesen Energien zu wecken, deren Wachstum Fruchtbarkeit bedeutete. Und der Tote hatte sie erfüllt. Vielleicht wäre Antonio Pakor nie so vollständig Arzt und Berufsmensch geworden, ohne das Vorbild Franz Steindlers, das ihm in den Jahren des Sturms und Dranges als Leitstern vorgeleuchtet hatte. Nun sollte er auch den Menschen in Franz Steindler kennen lernen; das Interesse war da, um die Vorlesung, mochte sie noch so lange dauern, kurz erscheinen zu lassen.

Zag lösten die unsicheren Hände des Alten den Knoten der Schnur, das Päckchen fiel auseinander, wurde aber rasch wieder zusammengeschoben, daß die Briefe nicht aus ihrer Ordnung kämen.

„Ihr werdet von einer großen Sünde hören, aber auch von einem großen Segen, denn ich weiß keinen Menschen, der das Sakrament der Ehe so ganz in sich aufgenommen hat, wie mein Franz."

„Das Sakrament!" Silvia bebte in Auflehnung, sie glich einer Vollblutstute, die ein Peitschenhieb getroffen. „Das unlösbare, nicht wahr, das von Gott eingesetzte?" — „Ja," sagte der Alte ruhig, „die wahre Ehe ist unlösbar, wie der Priestereid."

Silvia war wie ein Meer im Sturm. „O ihr Frommen mit euren blutleeren Utopien, ausrotten sollte man euch alle!" Es war das erste Mal, daß sie ihm mit harter Offenheit zeigte, wie sie zur Kirche stand, sie war bis jetzt immer noch bemüht gewesen um der Achtung und Liebe willen, die sie für den Menschen hegte, den Priester zu schonen.

Der Landarzt hatte dasselbe Prinzip verfolgt, wo es tunlich war, aber er hatte sich auch nie gescheut, dem Ohm gegenüber seinen Standpunkt zu vertreten. So sagte er auch jetzt mit einer Ruhe, die sein Weib ärger treffen mochte als Geißelhiebe: „Meiner Ansicht nach sollte der Staat die Möglichkeit der Ehescheidung in jeder Hinsicht erleichtern, es wäre eine moralische und hygienische Rettung für Ungezählte."

Die Augen der Eheleute trafen sich, es war etwas Häßliches in dem Blick, die ganze Roheit der Urkraft, mit der die Geschlechter sich abstoßen, wenn sie ihre Anziehung als einen Irrtum empfunden. Don Antonio sah und hörte, er duckte den weißen Scheitel wie unter einem Borastoß, aber er sagte ruhig: „Hört mir zu, vielleicht versteht ihr dann, wie ich es meine." Silvia bezwang sich mühsam, sie hatte sich in ihrem Stuhl zurückgelehnt, ihre unruhigen Augen wanderten über das Regal hin und unter dem Tisch schlug die Spitze ihres kleinen Fußes nervös den Boden. Der Landarzt hatte sich eine Zigarre angezündet, und seinen Stuhl hatte er so gerückt, daß er sein Weib nicht sehen konnte, er wollte seine ganze Aufmerksamkeit dem Manne widmen, der ihm wie ein Gigant vorangegangen war im Beruf.

Die Männer hatten ihre Muttersprache gesprochen, das Slawische, die Briefe aber waren deutsch geschrieben, und es kam Don Antonio ganz von selbst, daß er deutsch begann, er sprach es fließend, wie eine zweite Muttersprache, nur etwas langsam und mit leise singendem Akzent.

„Ich habe nicht alle Briefe mitgebracht, die mein Franz und ich gewechselt haben, ich habe nur das Notwendige ausgewählt. Was zum Verständnis noch fehlt, will ich euch erzählen, nur müßt ihr Geduld

haben mit mir, ich bin nicht gewohnt von Dingen zu reden, die mir ans Herz gehen. Wir Priester müssen immer für andre da sein, und für das, was ihnen das Herz bewegt, unsre Herzensregungen aber müssen einrosten; das gehört so zum Beruf, ich will es nicht als Klage gesagt haben. So lange ich meinen Franz hatte, war ich auch nicht einsam. Wann wir uns fanden, weiß ich nicht mehr, es muß schon in den ersten Jahren der Kindheit gewesen sein, wir wuchsen ja im selben Dorfe auf. Er war der Sohn des Landarztes, und meine Eltern, die arme Bauern waren, hätten sich vielleicht was darauf zugute getan, daß ich bei den Herrenleuten aus- und eingehen durfte, hätten sie nicht in mir schon den Priester geachtet, der ihrem schlichten Glauben nach höher stand als der vornehmste Laie. Ein entfernter Verwandter, der Priester war, hatte meinen Eltern zugeredet mich für diesen Beruf zu erziehen, alle Kosten wollte er tragen. Sie hatten mit stolzer Freude eingewilligt, obgleich ich damals noch ihr einziges Kind gewesen bin: Deine Mutter, Tonce, wurde geboren, als ich schon im Seminar war, und wir blieben auch zu zweit, denn meine Mutter war eine kränkliche Frau.

Franz Steindlers Mutter war gesund wie die Erde, und jedes Jahr kam ein Kind, wie viele ihrer waren, weiß ich selbst kaum mehr, dreizehn oder vierzehn, es schob sich in der Doktorswohnung so durcheinander von Blondköpfen und Braunköpfen, und wenn ich jetzt die Augen schließe, sehe ich das Gezappel der Kleinen im Doktorsgarten, bald in den Stachelbeeren, bald in den Kirschbäumen oben. Es wird wohl damals auch Regentage gegeben haben, aber den Doktorsgarten sehe ich in der Erinnerung immer voll Sonne, vielleicht macht das das Kinderlachen, das mir aus allen Ecken entgegenschallt, denke ich daran."

Der Landarzt machte eine Bewegung als wollten seine Augen die seines Weibes suchen, aber er erstickte die Regung im Keim, auch bei Silvia wallte etwas auf und verebbte eben so rasch, sie hatten in diesem Augenblick beide dasselbe geschaut: ihren Doktorsgarten, ihre beiden Kinder drin, die rosigen, frohäugigen, lachenden Kinder. —

Die lauernden Augen hinter dem breiten Stirndach hatten das kaum Wahrnehmbare wahrgenommen:

„Wenn Vater Steindler von den Beschwerden seines Berufes ausruhen wollte, setzte er sich zu uns in den Garten, dann kam zumeist auch die Mama herzu, und sie waren kindisch mit uns Kindern und freuten sich der Gegenwart in ihnen und der Zukunft um sie her. Die Mama durften wir alle Mama nennen, ich auch und die Lilli auch. Die Lilli war ja schließlich so halb und halb ihr Kind, sie hatte mit Barbara zugleich an ihrer Brust getrunken, weil ihre Mutter, des Post-

meisters Frau, im Kindbette gestorben war. Wir wußten's kaum anders, als daß das Doktorshaus unsre Heimat war und fühlten uns ganz als Geschwister. So wuchsen wir heran, bis die Jahre kamen, die uns trennen mußten. Ich meine mit diesem Wir immer uns vier Große: Franz, Lilli, Barbara und mich, denn es war selbstverständlich, daß bei so vielen Kindern im Hause sich die zueinander fanden, die ihren Neigungen nach zueinander paßten. Wohl haben wir auch die Kleinen hin und wieder gnädig teilnehmen lassen an unsern Spielen, aber in unsere kindischen Geheimnisse durften sie uns nicht gucken, und wenn wir uns ganz besonders gut unterhalten wollten, so sonderten wir viere uns ab, die Mama nannte uns ihr Glückskleeblatt und hatte ihre Freude an unserer spielfrohen, heiteren Einigkeit. In der ersten Zeit unserer Trennung litten wir sehr, ich meine, einem Apfel muß es so zumute sein, den man in vier Teile teilt, dann vernarbte der Schnitt über den neuen Eindrücken und über die Freude auf das Wiedersehen. Barbara und Lilli blieben übrigens beisammen, sie kamen beide zu den Ursulinerinnen nach Görz, Franz kam auf das deutsche Gymnasium nach Triest und ich in das Seminar nach Laibach. Die ersten Male waren wir beim Wiedersehen ganz die Alten, später kam das, was eine große Gefahr mit sich brachte für unsre Freundschaft und für unsre Seelen, vor allem aber für meinen Beruf: Franz war zum Zweifler geworden, zum Frager und Forscher, zuletzt fiel sein Denken wie eine überreife Frucht ganz ab vom Baume des Glaubens; aber auch das hat uns nicht getrennt. Ob auch Meinung um Meinung getauscht wurde, wir hielten uns noch immer für Eins, wir viere, oder für verschiedene Blüten an einem Zweig, wir dachten nicht daran, daß ein Windstoß uns auseinandertreiben könnte, auch damals noch nicht, als ich knapp vor meiner Primiz stand. Es war zwei oder drei Tage davor, ich sehe es noch, wie ein Bild: wir saßen in der Weinlaube, Franz, Lilli, Barbara und ich und die Mama, die sah uns an mit ihren klaren Augen und sagte plötzlich: „Kinder, bis jetzt war alles Spiel, nun heißt es tapfer sein, nun kommt der Ernst des Lebens auch für euch." Ich weiß es noch genau wie wir aufschauerten, wie ein Obstbaum in der Blüte, wenn der erste Borasturm durch seine Zweige fährt. Die Barbara drückte ihren Kopf fester in das Weingerank, da kam eine reife, goldgrüne Traube auf ihrem braunen Scheitel zu liegen; schön sah das aus! Die Barbara war stark und ebenmäßig im Gliederbau wie ein Stück Jungvieh von gutem Schlag, das Plaudern mit ihr war erquickend, wie ein Trunk frischer Milch, überschäumend war sie an Kraft wie junger Wein und sie war gut wie Brot."

Eine kleine Pause gab es; der Landarzt warf einen scharfen Blick auf den Priester und lehnte sich dann mit halbgeschlossenen Augen in seinem Stuhl zurück; so pflegte er einen schwierigen Fall seiner Praxis zu überdenken.

Silvia hatte das Spiel ihres Füßchens längst aufgegeben, ihre Augen ruhten von der unruhigen Wanderung mit frauenhafter Teilnahme auf dem alten Gesichte aus.

Das hatte sich umdüstert in der Erinnerung: „Damals in der Weinlaube hat die Mama gesund und lebensfrisch ausgesehen, nicht anders, als wäre sie eine ältere Schwester der Mädchen; zwei Monate später hat ein hitziges Fieber sie in drei Tagen weggerafft. — Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich! Ich war schon auf meinem Aushilfsposten in Dalmatien, es war mir unmöglich ihr die letzte Ehre zu erweisen, darum steht sie in meiner Erinnerung immer lebendig vor mir, so wie an dem Abend meines Ehrentages, da ich Abschied nehmen mußte, sie hatte mir segnend die Hand aufs Haar gelegt und mich angeschaut mit ihren treuen Mutteraugen. „Tonče, hatte sie gesagt, es werden viel Anfechtungen über dich kommen, du darfst nie aufhören dich eins zu fühlen mit deinem Herrn und Gott!" Sie hat mir ein gutes Geleitwort mitgegeben."

Der Priester nahm das oberste Blatt auf.

„Das ist nun der erste Brief, den Franz mir nach ihrem Tode geschrieben, er bereitete sich damals in Wien auf sein Doktorexamen vor.

Mein alter Tonče!

Hab Dank für die Worte der Liebe und Verehrung, die Du Mama weihst. Sie haben uns allen wohlgetan, nur Barbara hat wie eine Unsinnige darüber geweint, sie hat sich aber später durch Lilli den Brief von mir ausgebeten, um ihn noch einmal zu lesen, zurückgegeben hat sie ihn nicht. Lilli meinte, ich sollte sie auch nicht darnach fragen, denn es würde ihr gut tun Deine Worte immer wieder zu lesen, sie seien wie Primelblüten zwischen Karststeinen, wenn man die sieht, vergesse man die Öde, wenn man Dich liest, vergesse man über einer seligen Hoffnung den irdischen Schmerz.

Gestern sagte mir ein Bekannter, ein Botaniker, daß die Karstprimel ein besonderes Exemplar ihrer Gattung sei, voller gefärbt sei sie und größer als die andern, sie sei dafür auch mit dem Namen *Primula aurea* ausgezeichnet. Ich mußte dabei immer an Lilli denken. Ist es nicht auch als sei sie unter ihresgleichen etwas Besonderes? Und doch ist sie kaum schöner als andre, jeder Künstler würde Barbara den Vorzug geben, auch begabter ist sie nicht, erinnerst Du Dich noch, wie wir uns in den Ferien mühten, ihr im Rechnen und in den Sprachen nachzuhelfen?

Barbara lernte so leicht. Warum also ist Lilli eine *Primula aurea*? Ich weiß es nicht; — ich weiß heute nur: wenn ich die Augen schließe, dann sehe ich Lilli über die sonnige Karststraße gehen, mit einem dichten Primelkranz im Goldhaar. Ich bin wie besessen von dem Bilde, ich sollte an tausend wichtige Dinge denken: mein Prüfungstermin ist in vier Wochen fällig! Aber ich komme nicht los. Und an tausend traurige Dinge sollte ich denken, vierzehn Tage ist es her, daß wir Mama begruben, ich begreife mich selbst nicht, aber mein heftiger Schmerz um sie ruht vollständig aus im Gedanken an Lilli. Sie hatte auf uns alle eine ähnliche Wirkung in den schweren Tagen, als wir wie vom Blitz getroffen waren durch das Plötzliche; wenn Lilli da war, genossen wir etwas, was man sonst nur in den Hundstagen nach Stürmen genießt: das Gefühl einer klaren, leichteren Luft, die man gierig einatmet, weil sie etwas Gesundendes hat; denn Du kannst Dir die Verstörtheit bei uns nicht vorstellen.

Weißt Du es noch, wir sprachen im letzten Sommer darüber und waren einig in der Meinung der Vater wär's, der das Haus Steindler so fest gefügt, nun fürchte ich fast, es war doch die Mama. Mir ist bange um die Meinen, seit sie die Augen geschlossen, geht es wie ein Herbsteln durchs Haus, so als lösten sich Blätter von den Bäumen. Der Vater faßt seinen alten Plan wieder ins Auge, Du weißt ja, die Mama sprach immer gegen seine Absicht einmal in Triest oder Laibach eine Stadtpraxis zu beginnen; sie mochte die bescheidene aber gegründete Existenz nicht für eine vielleicht später reichere, zunächst aber unsichere auf das Spiel setzen, nun meint aber der Vater, das Weiterleben in dem verödeten Hause, wo auf Schritt und Tritt die Mutter ihm abgehe, erscheine ihm auf die Dauer unmöglich.

Am schlimmsten aber ist es mit Barbara. Lilli hat mir heute einen trostlosen Brief geschrieben, sie scheint sich allein nicht mehr helfen zu können und sucht nun Hilfe bei Dir und mir. Stundenlang sitzt sie wie auf Wache neben Barbara in der Kirche, Barbara aber kniet und betet und schlägt die Brust wie eine große Sünderin, einmal hat sie sich sogar Lilli gegenüber der Schuld an Mamas jähem Tod angeklagt, sie scheint ihn als eine Strafe ihrer Sünde aufzufassen. Siehst Du, Toni, so verheerend kann Deine Kirche auf ein zartes Gemüt wirken! Es hat in Barbara gestürmt, schon ehe Mama starb und die hat es wohl gemerkt, aber sie hat zu Lilli gesagt, man solle Barbara sich selbst wieder finden lassen, es gäbe Dinge, daran dürfe kein Zweiter rühren. Dies Wort ist für Lilli wie ein Vermächtnis und abgesehen davon ist sie ja auch so ganz das Kind Eurer Kirche, daß sie meint, Hilfe könnte kommen „wenn Tonče bei jedem heiligen Meßopfer Barbara im Gebet an Christi

allerbarmendes Herz legen wollte!" Ich schreibe Dir die Torheit mit ihren eigenen Worten hin, weil sie mich darum bittet, ebenso herzlich bittet sie mich, Dir sonst nichts über Barbara zu verraten."

Der Lesende hielt einen Augenblick inne. Als er fortfuhr, klang es stockend, als folge seine Zunge widerwillig der Einsicht, daß auch dies gesagt werden müsse:

„Ich kann diesmal Mama nicht recht geben, ich sage: man muß ihr Klarheit geben. Auch den Arzt darf Frauenscham nicht abschrecken, wo Entschleiern zur Heilung nottut. Ich will noch heute an Barbara schreiben und ihr sagen, daß ihre Liebe zu einem Priester keine Sünde ist, sieht sie das ein, kann sie Ruhe finden, wenn auch kein Vergessen. Eine Sünde wider den heiligsten Geist der Natur ist Deine Einkerkerung in einem Eid, der alles Gesetzmäßige im Menschen verstößt. — Doch wozu sage ich Dir das noch einmal? Deine Seele ist aus andern Elementen gebraut als meine, Du Fanatiker der Mystik! Hätte ich Dich abhalten können von den Weihen? Ehe Du sie nahmst, wollte ich einen letzten Sturm auf Dich versuchen, weißt Du, wer mich davon abhielt? Die Mama! Ich weiß noch Wort für Wort, was sie sagte: „Beirre ihn nicht, gute Priester tun uns ebenso not wie gute Ärzte. Er wird ein guter Priester werden, ohne daran zu leiden, denn seine Liebe zu Gott ist so stark, daß er mit ihm in einer Gemeinschaft leben wird, die der Ehe ähnlich ist; zwischen deinem Vater und mir gibt es kein Gestern, kein Heute, kein Morgen, alles versinkt in dem Bewußtsein der Einheit, so wird Tonče immer eins bleiben mit seinem Gott." Ich habe mich damals gewundert, wie die schlichte Frau, die in ihren arbeitsreichen Tagen nie zum Bücherlesen kam, solche Worte fand; aus diesem Staunen erwuchs mir ein Glaube an ihre höhere Einsicht, so daß ich ihr gehorchte. Du weißt es ja, wie es uns allen mit Mama ging, sie hatte etwas so Zwingendes in ihrer Art, weil alles, was sie wollte, aus starkem, reinem Herzen kam. Hätte ich ihr damals nicht gehorchen sollen? Fruchtlos ist es jetzt, darnach zu fragen, ich habe eine andere Aufgabe: mit Lilli vereint daran arbeiten, daß wir wenigstens Barbaras Zukunft noch retten, das ist alles, was uns jetzt zu tun bleibt. Wenn Du glaubst, dabei helfen zu können, hilf mit! In Treuen

Dein Franz."

Als Don Antonio das Blatt beiseite legte, sah er in die Gesichter seiner Zuhörer, beide waren ihm zugewandt, Interesse und Sammlung war darin zu erkennen. Befriedigt griff er zum nächsten Schreiben, aber er legte es wieder hin, nachdem er es flüchtig durchflogen, mit noch mehreren Blättern machte er es so.

„Da Deine Zeit knapp ist, will ich Dir nicht mit Dingen kommen, die Du schon weißt, Toni, Du kennst meinen Franz als Arzt schon zur Genüge aus allem, was ich Dir früher von ihm erzählt habe. Diese Briefe hat nun alle der Arzt geschrieben,“ Don Antonio lächelte, „wie einem Fachgenossen macht er mir die genauesten Beschreibungen von Operationen, bei denen er in der Klinik des berühmten Professors assistieren durfte; es ist mir oft sauer genug geworden, ihm da mit Verständnis zu folgen. Seinen Zukunftstraum habe ich hangend und bangend mitgeträumt: er wollte sich zum Professor durcharbeiten und durchhungern, keinen Augenblick war ich im Zweifel, daß er alles Nötige dazu besaß, sein Ziel glänzend zu erreichen. Von den Seinen erwähnte er nicht viel — vielleicht mit Absicht. Nur Lilli geht durch jeden dieser Briefe, sie ist bei ihm, immer und überall, so selbstverständlich und zugehörig, als wäre sie ein Glied seines Körpers. So und nun hört diesen Brief, er ist etwa drei viertel Jahre nach dem ersten geschrieben:

Mein Tonče!

Du wirst Dich wundern, plötzlich von zu Hause einen Brief zu erhalten, ich bin auch erst seit zwei Stunden hier und war noch nicht einmal bei Lilli. Daß ich mich vor allem ans Schreiben setze, hat seinen Grund darin, daß mir ist, Du müßtest es so rasch als möglich wissen, was uns alle bewegt: Barbara will Ernesto Bertini heiraten! Der Vater hat mich telegraphisch heimberufen, in dem guten Glauben, mir würde gelingen, was Lilli und ihm nicht gelang: ihr diese Unglücksidee auszureden. Warum sie gerade auf den hat verfallen müssen! Freilich ist er einer der wenigen, die den Weg in dies einsame Karstnest finden; aber er kam früher doch so selten selbst, nach seinen Steinbrüchen zu sehen, Du wirst Dich seiner kaum noch entsinnen. Oder doch? Ein ‚schöner Mann‘ von einnehmendem Wesen, sehr lebhaft, sehr temperamentvoll, — sehr unzuverlässig sagen die Leute in Triest, bei denen der Vater sich nach seinem Leumund erkundigt hat. Bestimmtes hat man dem Vater nicht sagen können oder nicht sagen wollen, der Mann scheint aber in der Geschäftswelt jenes Kainszeichen zu tragen, über das man nicht spricht, das man mit einem gewissen Lächeln, mit einem Achselzucken abtut und vor dem jeder ehrliche Kaufmann sich hütet. Du kennst unsern Vater, er wird nie zugeben, daß seine Tochter einen Namen trägt, den die Mitbürger nicht mit Achtung aussprechen. Und Barbara? Kannst Du Dir unsere Barbara in einem Sumpf vorstellen? Und doch will sie von ihm nicht lassen!

Ich habe soeben mit ihr gesprochen, erbarmungslos offen bin ich gewesen, denn man darf keine Scheuklappen tragen vor dem Natür-

lichen und man muß die Kraft haben, sein Ich hineinzustellen in das grelle Licht der Verhältnisse, mit denen es in Wechselwirkung steht oder stehen wird müssen, in Dämmerstunden soll man keine Entschlüsse fassen. Ist die Dämmerung in Barbaras Seele nicht zu erhellen oder sieht sie die Dinge klar, aber in einem andern Lichte als ich? Ich verstehe ja das arme Kind in manchem so gut, sie fühlt sich überflüssig hier, seitdem die jüngeren Schwestern herangewachsen sind, die sie im Haushalt und bei den Kleinen vollständig vertreten können; ihre gesunde, überschüssige Kraft drängt nach Aufgaben und Zielen. Eine versagte Liebe hat in ihr auch Wünsche erweckt, die die Ehe, vor allem aber die Mutterschaft ihr wieder einlullen sollen, sonst glaubt sie, darüber zugrunde gehen zu müssen. Überreizt, gewissenhaft wie sie immer gewesen ist, glaubt sie jetzt keinen Mann wählen zu dürfen, dem sie nicht auch etwas zu vergeben hat. So stehen die Sachen bei ihr, und Bertini hat uns schlau vorgebaut: er hat sich ihr als von übler Nachrede verleumdet dargestellt, hat auch seinen Leichtsinn offen eingestanden und sie den Stab genannt, dessen Stütze ihm unentbehrlich sei, so hat er das Beste in ihr für sich ausgelöst: ihre opferwillige Güte. Sie ist ganz durchleuchtet davon, ich habe unsre Schwester nie so schön gesehen wie heute, dabei hat sich mir das Herz zusammengekrampft vor Schmerz — warum hast Du Priester werden müssen!"

Der Alte brach ab, er las den Satz nicht: Ihr beide hättet ein Paar abgegeben nach dem Sinne des Lebens und eure Kinder wären kräftige Träger der Zukunft geworden; — was soll aber aus Barbaras Kindern werden, wenn Bertini ihr Vater sein soll? — Hastig, damit seine Zuhörer das Überspringen nicht merkten, las er die Schlußzeilen der Seite: „Es wird das Beste sein, ich eile jetzt gleich zu Lilli hinüber, um mit ihr zu überlegen, was wir noch tun könnten, um Barbara zu retten." Und hastig nahm er den neuen Bogen auf:

„Tonče, mein Tonče, Du sollst der erste sein, der es weiß: Lilli und ich wollen Mann und Weib werden!

Ich fand sie im Postgarten beim Nelkenbeet an der Mauer, Du kennst ja die Bank und den Feigenbaum, wie oft saßen wir viere in seinem Schatten! Sie sah mich wohl zwischen den Gemüsebeeten daherkommen, aber sie rührte sich nicht, erst als ich vor ihr stand, sah sie zu mir auf, lachte, wurde rot und bot mir den Mund zum Kuß, da wußte ich Narr endlich meinen Schicksalsspruch: nicht meine Schwester ist sie, sie ist mein Weib! Wie konnte ich, den Du so oft den Allzuklugen gescholten, dies heute erst erkennen? Ist es darum, weil sie immer ein Teil von mir gewesen ist und ich sie nie entbehrt habe?

Lillis Augen haben lange vor mir die Liebe erkannt, sie sagt, Barbaras Leiden hätten sie sehend gemacht. Barbara — sieh, wir können in unserm lichten Glück nicht untergehen, selbst auf dieser unsrer schönsten Stunde lag der Schatten ihres Schicksals. Wir hielten uns umschlungen und sprachen nicht von unserm Glück, wir sprachen von ihr, wir suchten den Ausweg aus dem Labyrinth, in das sie sich selber verstrickt hat. Tonče, hör' nun: die Hoffnung, an die wir uns klammern:

„Seit seiner Primiz hat Tonče kein Wort an uns geschrieben, bitte ihn, daß er an Barbara schreibt und ihr zuredet, von Bertini zu lassen; glaube es mir, ich kenne Barbara, sie ist gar nicht so selbstsicher in dieser Wahl, wie sie vor Dir und Vater tut, sie ist innerlich voll Zweifel und Wunden, ein Wort von Tonče wird auf sie wirken wie eine Offenbarung." Ich schreibe Dir Lillis Worte hin wie sie gesprochen worden sind und ich erinnere Dich daran, wie wir drei andern uns manchmal wunderten, wenn Lilli um unsere Kindergeheimnisse wußte, ehe wir sie uns gegenseitig verrieten, und dabei fällt mir ein, daß Mama manchmal von ihr sagte: „Sie ist hellhörig wie eine Fee — alle selbstlosen Menschen sind so", Du weißt dies alles auch. Und um unsrer gemeinsamen Erinnerungen willen bitten Lilli und ich Dich jetzt aus unserm großen Glück heraus: komm Barbara zu Hilfe! Mehr will ich Dir heute nicht sagen Dein Franz."

Der Priester legte das Blatt beiseite, eh' er zum nächsten langte, lehnte er sich einen Augenblick in seinem Stuhl zurück und schloß die Augen, er schien sehr müde zu sein.

„Haben Sie ihr geschrieben?" fragte Silvia, die Frage hatte sich in übersprudelnder Lebhaftigkeit auf ihre Lippen gedrängt. Ihr eigenes Schicksal, das tagsüber zermalmend auf ihr gelastet, war ihr abgenommen worden durch die Glut ihres Temperamentes, mit dem sie sich nun ganz in andre Menschen und Zustände versetzte.

„Nein." Silvia zuckte zusammen, der Landarzt sah den Ohm unter seiner Brille hervor scharf prüfend an; so hart hatte dies Nein geklungen.

Rasch, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, griff Don Antonio nach dem nächsten Blatte. „Ein Telegramm", sagte er, seine sonst so ausgeglichene Stimme hatte einen scharfen Klang, „Barbara ist vom Hause verschwunden, weißt du etwas von ihr? Franz."

„Wußten Sie? . . . . ." fragte Silvia diesmal langsam, wie vor der Antwort bebend.

Er aber antwortete nicht, er begann den nächsten Brief zu lesen:

„Lieber Tonče!

Lilli und ich meinen, man habe Dich auf eine Insel oder auf eines

jener dalmatinischen Dörfer geschickt, die noch außerhalb jeder Postverbindung liegen, weil Du auf mein Telegramm nicht geantwortet hast, Dein Stillschweigen wäre uns sonst ganz unerklärlich. Wenn Du das Telegramm nicht erhalten hast, so ist es ja gut, viel Sorge ist Dir erspart geblieben. Wir durchlebten ein paar böse Tage, der Vater war fest der Meinung, Barbara hätte sich das Leben genommen, Lilli und ich hegen den Verdacht, er hätte diese Lösung der andern vorgezogen, denn als Barbaras Brief kam, war er wie vernichtet. Es ist ein rührender Brief voll Liebe und Demut, bei der Erinnerung an Mama bittet sie um Vergebung für den Schritt, den sie selbst als vorschnell und ungeheuerlich empfindet, aber „Bertini hat es gewollt". Ich glaube, dieser Mann hat das arme Kind mit seiner Leidenschaft umrungen wie die Schlange ihre Beute umringt, alle Kraft sich zu wehren hat er in ihr erstickt. Das Trauzeugnis liegt bei und ein Brief von Bertini, der klug und unverschämt geschrieben ist und an der Situation weiter nichts ändern kann. Lilli, ich und die Geschwister haben doch aufgeatmet, vielleicht nur deshalb, weil unsrer ungebrochnen Jugendkraft der Tod noch das größte Schreckgespenst des Lebens ist. Der Vater sagte, es gibt ein ärgeres: die Ansteckung durch moralische Fäulnis. Vielleicht kommt auch für mich eine Stunde, in der ich ihn verstehen werde, jetzt erscheint er mir unbegreiflich hart, wir dürfen nicht einmal mehr Barbaras Namen vor ihm nennen, seit er weiß, daß sie lebt. Und was das ärgste ist: in derselben Stunde, bald nach dem Eintreffen ihres Briefes hat er den Antrag eines Jugendfreundes in Böhmen angenommen, den dieser ihm seit Mamas Tod wiederholt schon gemacht hat. Der Mann ist krank und wird die Praxis kaum lange mehr versehen können, der Vater wird sie zunächst halb, dann ganz übernehmen.

Lilli und ich aber sollen hier einziehen in das alte Haus! Wie ein Traum ist es, als reife Frucht fällt uns in den Schoß, was wir nach Jahren der Arbeit erst zu erhoffen wagten. Aber wir scheuen zurück vor dem Preis: die Geschwister in den fremden Boden verpflanzt und der alte Mann in die neuen Verhältnisse, — was soll daraus werden? Wir wissen ja, daß er nie so weit fortgezogen wäre, wenn er nicht auch räumlich die möglichst größte Entfernung zwischen sich und Barbara legen wollte. Diese Folge ihres Schrittes haben wir Barbara noch verschwiegen, denn Lilli und ich haben ihr herzlich geantwortet, sie braucht unsre Liebe jetzt mehr denn je. Du wolltest ihr nicht schreiben, als es noch Zeit war, Du wirst wissen warum, jetzt schicke ich Dir ihre Adresse nicht mehr, denn ihr Schicksal ist nun besiegelt.

Lilli hat mich einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen, ob ich ihr

nicht zuviel aufopfere mit dem Aufgeben meiner Karriere in der Großstadt. — Aufopfern? Nicht einen Augenblick lang habe ich überlegt! Mag ein andrer sich durch Kliniken und Hörsäle zum Professor hinaufschuften, ich tu' hier oben mein freudiges Menschenwerk in reiner Luft und heller Sonne. Unser Haus, unser Garten soll noch einmal erleben, was sie mit Mutter und Vater erlebt haben. Lilli sagt: „Ich will nichts anderes als was Mama wollte: den Frauen im Dorfe will ich helfen, wie Mama ihnen half mit Belehrung und gutem Rat, Dein Assistent will ich sein, wie Mama, die immer gelaufen kam, wenn der Vater mit den Patienten einmal nicht fertig werden konnte, und Kinder will ich haben wie Mama, viele, viele Kinder, — noch mehr als sie!" Meine Lilli! —

Nun bitte ich Dich herzlich um einen Freundschaftsbeweis. Lilli weiß es nicht anders als daß eine Hochzeit durch die Kirche geht. Mir ist die Kirche etwas absolut Fremdes geworden, ich stehe mit meinem ethischen Bewußtsein unabhängig von ihr auf meinem freien Grund und Boden. Du würdest mir die Konzession an das Gewohnte, die mir nur Lillis reiner Kinderglaube abringt, wesentlich erleichtern, wenn Du vor dem Altar stündest, statt unsres alten, in Dogmenstaub vertrockneten Pfarrers. Natürlich will ich kein zu großes Opfer von Dir fordern, tut es Dir aus irgendeinem Grunde zu weh uns in unsrer Dorfkirche zu trauen, in der wir viere zugleich die erste Kommunion empfingen, brauchst Du auf diese Bitte nicht einmal zu antworten. Wir möchten am letzten September heiraten, Du weißt, es war Mamas Geburtstag.

Halb in Jubel und halb in Trauer Dein Franz. —

Ich habe sie getraut", sagte Don Antonio leise und faltete die zittrigen Hände im Schoß; es war eine Weile ganz still im Zimmer, der Wacholder durchduftete es herb und stark. Der Alte ließ die Augen auf seinen Lieblingen ruhen: „Ihr seid grundverschieden, äußerlich und innerlich, Lilli und du, Silvia, aber am Hochzeitstag habt ihr euch seltsam gleich gesehen."

Der Landarzt wollte irgend etwas Rasches sagen, aber der Ohm ließ ihn nicht zu Wort kommen, leise lächelnd erzählte er weiter: „Es war auch so ein Tag wie euer Hochzeitstag am dreißigsten September vor vier Jahren, die Luft war so klar und so sonnendurchwärmt wie im Frühling und als der Zug von der Kirche zurückkam, schritten die Dorfkinder voran und sangen, just so wie bei euch, und das Haus stand funkelnd im roten Weinlaub wie dies Haus hier gestanden ist, als ihr einzogt."

Ein unterdrücktes Schluchzen unterbrach ihn, in zorniger Scham legte Silvia die Hand über die Augen. „Und Barbara," fragte sie, die Stimme zur Festigkeit zwingend in dem Wunsche, von sich abzulenken, „hat sie nicht teilnehmen dürfen am Familienfest?" — „Nein." —

Don Antonio griff hastig nach seinen Blättern. „Gedichte und wieder Gedichte", sagte er, indem er sie durchflog. „Es ist sonderbar, nie vorher und nur einmal nachher habe ich an Franz die Fähigkeit wahrgenommen, sich in Rhythmen auszudrücken, es muß das Glück gewesen sein, das damals aus ihm gesungen hat. Ich will euch diese Gedichte schenken, ihr könnt sie zusammen lesen; diese drei sollt ihr aber jetzt gleich hören, damit ihr den Grundton kennt, der sein Haus damals durchklungen hat:

Lilli.

Ich weiß nur dich mehr, leer ist sonst die Welt,
Die Menschen: Schatten, die sich drehn und neigen,
Und was mein Ehrgeiz sang: verklung'ne Töne.
Ich weiß nur dich mehr: ein Beduinenzelt,
Der Wüste weltentiefes Märchenschweigen
Und meines Glückes schleierlose Schöne.

Ich hab eine Frau, eine blonde Frau:
Frühlingshauch, Morgentau,
All' meine Stuben glänzen!
Ich hab eine Frau, eine blonde Frau,
Mein Haus ist eine Blütenau,
Ich gehe unter Kränzen!

Sie ist mein Mütterlein so traut,
Wenn sorgenvoll mein Auge schaut,
Streicht sie die Stirn mir lind.
Doch liegt der Sonntag mir im Blut,
Sticht mich Gevatter Übermut,
Ist sie mein jauchzend Kind.

Ich hab ein Weib, ein süßes Weib,
Altar ist mir ihr junger Leib,
Andacht ist alle Wonne.
Wie sie im Blut so rasch mir kreist
Gibt sie auch Flügel meinem Geist —
Hinauf, hinauf zur Sonne!

Den das Tiefste umfassenden ewigen Weltgeist fragt ich:
Was ist die Ehe? — Er zeigte das Wasser des Lebens
Und sagte mir: „trinke!" Ich neigte zur Flut meine Lippen
Und sie empfingen: den Kuß meines Weibes in Andacht."

Ohne Unterbrechung las der Priester den nächsten Brief.

„Alter Tonče!

Ja, immer nur Zettel mit Gedichten, das ist närrisch, Du hast recht! Auch Lilli hat schon mit mir gescholten. Heute will ich mich zusammennehmen, Du sollst einen vernünftigen Brief bekommen. Zuerst will ich von den Leuten erzählen nach denen Du fragst: der Vater ist nicht zufrieden und nicht unzufrieden in seiner neuen Umgebung, ein müder, resignierter Mann, nimmt er gleichmäßig hin was sie ihm bringt, nur das Pflichtbewußtsein hält ihn aufrecht. Die Geschwister haben es wohl nicht so gut wie wir es hatten unter Mamas treuen Augen, aber sie sind voll Gesundheit und Jugend, das hilft ihnen über manches hinaus.

Nach Barbara fragst Du nicht, vielleicht aus demselben Grunde aus dem sie nicht nach uns fragt, alle Briefe Lillis und auch die meinen sind unbeantwortet geblieben, die letzten kamen sogar wieder zu uns von Bertinis Hand rückadressiert; vielleicht ist er es, der Barbara aus irgendeinem Grunde uns entfremden will. Das ist der einzig bittere Tropfen in dem süßen Wein unseres Glückes. Lilli ist wahrhaftig wie Mama geworden, im Dorfe nennen sie sie, wie sie Mama genannt hatten: „unsere Frau", und wer Rat und Hilfe braucht kommt zu ihr, die Kinder laufen ihr alle entgegen und küssen ihr die Hände. Ich habe, außer der Praxis in den verschiedenen Ortschaften, die der heiße Sommer heuer besonders gesteigert hat, noch mancherlei zu tun, wissenschaftliche Aufsätze, Studien über Forst- und Feldwirtschaft, bietet doch der Karst ganz besondere Bedingungen und stecken doch unsere Bauern noch recht tief im Dunkeln. Auch die Wasserfrage beschäftigt mich und die zahlreichen Unglücksfälle, die der Vipernstich heuer verursacht hat, haben mich mannigfache Versuche zu deren Ausrottung tun lassen; dieses unheimliche Gezücht scheint in dem heurigen Sommer besonders günstige Bedingungen zur Vermehrung gefunden zu haben. So habe ich alle Hände voll zu tun, aber noch nie ist mir das Arbeiten so leicht geworden! Man sollte keinem Berufsmenschen die Möglichkeit nehmen seine Kraft im Jungbad einer glücklichen Häuslichkeit immer neu zu erquicken. Wenn Deine Kirche dies endlich einsehen wollte! Verzeih, daß ich mich wieder verführen ließ, daran zu rühren, ich kann aber nicht anders, wenn ich an Dich denke in Deiner weltentrückten Pfarre, da oben in den dalmatinischen Bergen.

Tonče, Du mußt zu uns kommen aus Deiner Einöde. Wirst Du es Ende Oktober möglich machen können? Du mußt unser Kind taufen! Lilli zählt die Tage bis es kommt und ich zähle mit ihr, so wie wir vor Weihnachten gezählt haben, weißt Du es noch? Ist es ein Knabe, soll er Tonče heißen, ist es ein Mädchen, Barbara. Wie wird das Leben

diese große Frage beantworten? Wir sind so neugierig auf unser Kind und so selig in der Erwartung. Wirst Du es taufen, ja?

Die Deinen Lilli und Franz.

Dieser Brief", sagte Don Antonio, „war vom 8. August, dieser kam am 14. in meine Hände, am 10. war er geschrieben:

Tonče, ich war nicht da, sie zu retten, sie haben mich über Land gerufen, ein schwerkrankes Kind, es wird gesunden — Lilli — ist tot. Wie ich heimkam, wie mein Wagen vor dem Hause stand, war der Eingang voll Menschen, aber keiner sagte mir etwas, es fiel mir nur auf, daß sie so scheu zurückwichen, daß unser Schlafzimmer weit offen stand. Wie ich an der Türe stehe, sehe ich Lilli auf dem Bette und weiß: Viperngift. — Dann hat es irgend jemand mir erzählt, man hat mich am Vormittag zu einer Frau gerufen — es hieß sie läge im Sterben — und weil ich nicht da war, wollte sie sehen ob sie noch helfen könne; in ihren dünnen Hausschuhen ist sie über die Steinwiese gegangen und hat im Eifer den Stich kaum gefühlt, sie meinte es sei eine Mücke gewesen, sie meinte es noch als das Gift schon zu wirken begann, und keiner hatte den Mut ihr die Wahrheit zu sagen, vielleicht war's auch besser so. Sie hatten alle den Kopf verloren, sie beteten ihre Rosenkränze und ich war nicht da! In ihren Qualen glaubte sie fest, ich würde kommen und ihr helfen und ich kam nicht! Sie sagten mir: hier ist sie gekniet, weißt Du, vor dem Madonnenaltar, den Du ihr geschenkt hast für ihren Herrgottswinkel: „Maria hilf!" hat sie gebetet. Ich hab den Madonnenaltar mit der Faust zertrümmert, verzeih mir, Tonče, komm, hilf mir!"

Der Alte schwieg, die Jungen schwiegen auch, der Wacholder duftete stärker.

Nach einer Weile zog der Priester die Schale mit den Primeln näher an sich heran und strich mit der Hand über die Blumen. Dann ordnete er das Päckchen mit den Briefen, die Gedichte sonderte er davon und schob sie Silvia hin, einen letzten kleinen Zettel ließ er vor sich liegen.

„Ich bin zu ihm geeilt. — Und später habe ich es möglich gemacht, dauernd in seiner Nähe zu bleiben. Die Pfarrstelle in unserm Dorfe zu erhalten, die damals just frei war, gelang mir nicht, mein Umgang mit dem freidenkenden Arzte hatte mich der vorgesetzten Behörde verdächtig gemacht, dafür glückte es mit Mühe und Geduld hier unterzukommen, fünf Stunden Wagenfahrt hatten wir, wollten wir uns sehen, aber wir waren trotzdem fast jede Woche einmal beisammen, manchmal trafen wir uns auf halbem Weg in irgendeinem Dorfe. So gingen Jahre hin. Franz lebte mit eiserner Energie seinem Berufe, du kennst

und schätzest seine medizinischen Schriften, Toni, aber du kannst kaum ermessen, was sie damals bedeuteten; heute enthalten sie anerkannte, vielleicht schon überwundene Anschauungen, damals verblüfften sie durch die Kühnheit dieser und jener Ansicht, durch die Entdeckung einer nun allgemein gültigen Erfahrung. Mein Franz wirbelte viel Staub um sich auf, wie alle Bahnbrecher; der schlichte Landarzt ward der Mittelpunkt eines erbitterten Federkampfes im Reiche der Geister. Denn er blieb der schlichte Landarzt, durch keine Lockung war er zu bewegen den stillen Karstwinkel zu verlassen, nur zuweilen setzte er einen Vertreter an seine Stelle, um eine Weile unter Kapazitäten an verschiedenen Kliniken zu arbeiten. Da wollte ihn wohl mancher fesseln, aber er ließ sich nicht halten, nie ist er länger als zwei Monate von seinem Heim fortgeblieben, dort lebte er als stiller, verschlossener Mann, aber in sich beruhigt und befriedigt. Er lebte in Lillis Geist fort und wenn ich bei ihm saß in seinem hellen Zimmer, wo alles noch genau so stand und lag wie Lilli es zu ordnen pflegte, fühlten wir beide den Segen ihrer Nähe.

Das ging so, bis — einmal blieb Franz länger aus als sonst: drei volle Wochen länger, er kam auch diesmal nicht gleich zu mir, wie er sonst immer bei seiner Rückkehr getan, er schrieb mir und ich fuhr hinüber. Da erschrak ich über sein verstörtes Auge. Ich kenne die Augen der Menschen und verstehe die Geister, die aus ihnen reden, das lernt sich so mit den Jahren, der Beichtstuhl ist dunkel, aber so viel Licht dringt doch durchs Dämmern, daß man den armen Seelen in die Augen schauen kann. Zuerst sagte Franz mir nichts und ich fragte auch nicht, die Menschen müssen sich selber erlösen, langsam so nach und nach fand er sich wieder zurecht mit mir."

Des Priesters Stimme senkte sich, leise verschämt, als säße er selbst im Beichtstuhl, erzählte er die Geschichte der großen Leidenschaft des Freundes. „Er hatte dort draußen ein Weib kennen gelernt, das war ihm ins Blut gegangen, wie einem Knaben, der bislang nur Milch getrunken, der schwere, schwarze Dalmatinerwein. ‚Ich komme nicht los von dem Verlangen nach ihr.'" Don Antonio strich sich über die Stirne. „Ich wollte, ich könnte die Augen vergessen, die mich anschauten, als er das sagte! Und dabei saßen wir im Garten unter dem Kirschbaum, wo wir als Kinder gespielt. Vielleicht hat diese Erinnerung mich besonders beredt gemacht, alles was ich zugunsten einer zweiten Ehe vorbringen konnte, habe ich ihm gesagt, ich habe ihm vorgestellt, was für ein Unrecht es für einen Mann seines Schlages sei, unfruchtbar zu trauern, ich habe ihn an seine Pflicht als Staatsbürger gemahnt, durch Gründung einer glücklichen Familie die Heimat zu bereichern, vor allem habe ich ihm

Lillis Wunsch ans Herz gelegt, sie, die Selbstlose, wollte nur sein Glück, seine Kinder würde sie segnen und — die Mutter, die sie ihm gebar.

Er nickte zu allem, hatte er sich doch dies alles schon längst selber gesagt, denn er war der Mann nicht, der vor einer klaren Erkenntnis in die Dämmerpfade des Gefühls floh, aber —! Fast wörtlich kann ich seine Antwort wiederholen. ‚Wenn es eine andre wäre, ich würde mich nicht besinnen, jedoch diese Frau an Lillis Stelle setzen hieße Ehebruch der schlimmsten Art begehen. Die Ehe mit Lilli war die *Primula aurea* in meinem Leben; ich bin kein Mystiker, du weißt es, aber diese Ehe offenbarte sich mir wie ein Wunder, sie hat Ewigkeitswerte in mein Dasein gebracht. Glaube es mir, Tonče, es liegt ein noch unerforschtes physikalisches Gesetz, bedingt durch die Keimzelle, aus der sie erwachsen, in der Art wie die Menschen aufeinander wirken. Die Gemeinschaft mit dieser andern wird Lava über meine *Primula aurea* wälzen, vielleicht Schlimmeres: Schutt und Schmutz. Lilli hat meinen Kräften die Schwingen gelöst, die andre wird den Schlamm aufrühren in mir aus Tiefen, die ich ahne da drinnen, aber nicht kenne. Es ist zum Verzweifeln: ich weiß dies alles, aber ich komme nicht los von ihr!‘

An Sterbebetten habe ich manchmal das Gefühl, als schwämme ich auf hoher See im Sturm, vor mir ein Ertrinkender, der nach Hilfe schreit, mir aber sind die Glieder schon steif und die Kräfte versagen, wie ich auch ringe und zu Gott bete, ich komme dem Versinkenden nicht näher; so war mir damals zumute, als ich in der Nacht von Franz Abschied nahm, weil ich am Morgen zur Frühmesse zur Stelle sein mußte.

In den nächsten Tagen konnte ich vom Amte nicht fort, aber ich versah es nur so nebenher, meine Seele war in Aufruhr als sei die andre auch in mein Leben wie eine Teufelin getreten, selbst das Gebet beruhigte mich nicht; in Angst und Sorge fuhr ich am Donnerstag nachmittag hinüber zu meinem Franz, da fand ich — die andre!

Sie war ihm nachgereist, ihm, der vor ihr geflohen, das Feuer mochte auch über sie gekommen sein, wie über ihn: verzehrend in seiner verlangenden Glut. Nun wohnte sie im Löwenwirtshause, ein unbequemer Aufenthalt für die verwöhnte Frau, aber sie trug die Entbehrung des gewohnten Luxus ohne ihrer zu achten, ganz durchdrungen wie sie war von dem Warten auf die Stunde der Erfüllung. Ich glaube, so hat die Schlange unter dem Baum der Erkenntnis gewartet, schillernd in Schönheit und Geistesreichtum, mit Augen, die die Beute bannen."

Don Antonio machte eine Pause, nachdenkend ruhte sein Blick auf Silvia, langsam, wie überlegend ob er auch recht tue, sagte er: „Verzeih mir, Kind, wenn ich ausspreche, was ich manchmal gedacht, als du

unter meinen Augen heranzuwachsen begannst: Gott bewahre sie zu werden wie die andre! Du hast keinen Tropfen ihres Blutes in den Adern, und doch, ohne verwandt zu sein, hast du den Schnitt ihrer Augen, manchmal — selten, ganz selten wohl auch ihren Blick. Dein Haar ist schwarz, das ihre war rotbraun, aber du hast ihren Gang manchmal: das Wiegen und Schmiegen, du hast ihre Art manchmal, all das, was weiß ich, das die Männer zwingt die Köpfe nach dir zu drehen, ob du willst oder nicht, und das deine Eltern so ängstlich um dich machte, als sie dich nach Padua aufs Konservatorium schickten; ich beruhigte sie damals, ich sah ja, wie dein Herz an Toni hing."

Silvia war aufgesprungen, flammend vor Empörung, daß einer es wagte, ihre Seele zu entschleiern.

Um die Lippen ihres Mannes spielte es seltsam: Hohn und Härte, Trotz und Weh, — er sah sie nicht an.

Ruhig fuhr der Alte fort, ohne Silvia, die mit den Worten rang, Zeit zu lassen, sie zu finden. „Und dir ward noch eine andere große Gnade vom Leben: es hat dir das Erlösende gebracht, das Reinigende und Erhebende: die Mutterschaft in jungen Jahren."

Silvia brach auf ihrem Stuhl zusammen, ihr Kopf fiel auf die Tischplatte nieder und aus ihrem Mund drang ein Laut, ob Stöhnen, ob Schluchzen, ob Hohnlachen? Die Männer konnten es nicht auseinander hören.

Jetzt ruhte der Blick des Landarztes auf dem gesenkten Scheitel seines Weibes, ein großer Hunger war darin, ein großes Leiden, aber keine Versöhnung.

„Die andre hatte diese Gnade nicht erhalten" und jetzt fügte der Priester wie zum Ersatz das Wort ein, das er früher vermieden: „von Gott. Sie war die Witwe eines berühmten Professors, doch hatte die Ehe mit dem viel älteren Manne sie enttäuscht und unbefriedigt gelassen. Ich wundere mich noch heute über die verblüffende Offenheit, mit der sie zu mir gesprochen hat, vielleicht hoffte sie mich dadurch am besten zum Bundesgenossen zu gewinnen, denn darauf hatte sie es abgesehen, wie eine Katze umschmeichelte sie mich, so listig und klug, so weich und geschmeidig. Sie war ein schönes, gefährliches Weib, aber sie ließ ihre Künste spielen vor einem, der das Weib längst überwunden hatte, darum blendeten sie mich nicht. Sie wollte, ich solle Franz bestimmen aus diesem Karstwinkel in die Welt zu gehen, er brauche ein weites, freies Feld der Tätigkeit für seine Ausnahmsbegabung, und dabei bebte sie vor Ehrgeiz sich im Rahmen seiner Größe der Welt zu zeigen. Zuletzt sprach sie von Lilli, in ihren Augen glomm dabei jener Schein, wie er aus

faulem Holze leuchtet, ich sah da etwas was ich bislang nicht für möglich gehalten: die fleischliche Eifersucht auf eine Tote; von dem, was Lilli ihrem Manne gewesen, hatte dies Weib keine Ahnung. Da sagte ich ihr, was ich ihr sagen mußte, nie würde ich die Hand bieten zu einer Verbindung zwischen ihr und Franz, denn dies würde sein Unglück sein. Ihr Gesicht wurde steinern. ‚Ich aber will ihn.' Damit brach unsre Auseinandersetzung ab."

Silvia hatte den Kopf erhoben, ihre Augen blickten gequält und verstört in das Antlitz des väterlichen Freundes, der einst auch ihr Beichtvater gewesen war.

Er verstand was diese Augen fragten, er stand auf, trat hinter den Stuhl der jungen Frau und legte die Hand wie segnend auf ihren Scheitel. „Nein, Kind, so bist du nicht, dein Herz ist wild, aber noch ist es rein."

Rasch griff Silvia nach der Hand auf ihrem Haar, zog sie herab und drückte demütig dankbar ihre Lippen darauf; so hatte sie nicht getan seit Jahren, seit sie der Kirche sich entfremdet hatte und damit auch dem Manne, der ihr diente.

Der Alte blieb stehen, wo er stand, und die Frauenhand, die schlanke, feine, in der der Puls so unruhig klopfte, behielt er zwischen seinen Fingern, als wäre es ihm so leichter zu sagen, was er noch zu berichten hatte: „War ich mit schwerem Herzen gekommen, mit noch schwererem ging ich! Und sie ließ uns nicht allein, nicht eine Sekunde gönnte sie uns zur Aussprache, sie wußte ja nicht wie sehr wir uns verstanden und daß ein Händedruck von mir ihm deutlich die Frage seiner Augen beantwortete. Gibst du mir nun Recht, daß es nicht sein darf?

Ich habe es schon gesagt, das war am Donnerstag, am Montag hätte ich es am leichtesten einrichten können mit dem Hinüberfahren, ich hatte es auch so beschlossen, aber schon am Sonntag nachmittag kamen sie mich zu rufen — zu einem Toten. —

Sie sagten: ein Gehirnschlag, kein Wunder, er hat sich überarbeitet! Alle bedauerten ihn: gerade jetzt, wo er eine zweite Ehe zu schließen gedachte! Er hatte es vornehm gemacht, wie jeder es machen sollte, der freiwillig geht, kein Mensch ahnte die Wahrheit. Ich hätte mich vielleicht auch täuschen lassen, wäre es doch eine so wohltätige Täuschung gewesen, aber in dem Paket, das er für mich hergerichtet, just so, wie er öfter Pakete mit Büchern für mich herrichtete, die mir dann sein Bote brachte, somit hatte dieser Umstand auch nichts Auffälliges für seine Dienerschaft, in dem Paket also fand ich, in irgendeinem gleichgültigen Buche, diesen Zettel dort. Sieh ihn dir an, Toni, die Schrift ist klar, fest, ruhig, — kein Abschiedswort, kein Liebeswort für mich,

er wußte ja, das war zwischen uns nicht nötig, aber die Erklärung seiner Handlungsweise: „Auf Untreu steht nach heilgem Recht der Tod.“

„Ich habe schwer gerungen mit dieser Schickung“, sagte Don Antonio, nachdem er eine Weile geschwiegen. „Ihr versteht das ja nicht und ich kann es euch auch nicht erklären, warum ich ein ehrlicher Priester bin, trotz alledem. Der Glaube ist ein Zustand der Gnade, man kann sich ihn selbst nicht geben und nicht nehmen, mein Glaube hat nie gewankt. Aber gehadert habe ich damals mit meinem Herrn dort oben, daß er meinen Franz so hat sterben lassen, Selbstmord ist schwere Sünde, Gott rächt sie an der unsterblichen Seele.“

„Ohm!“ entfuhr es dem Landarzt unwillig.

Dieser aber hörte den Einwurf nicht, er war ganz versunken in seinen Erinnerungen. „Da hat mir dann endlich der Spruch Ruhe gebracht: Auf Untreu steht nach heilgem Recht der Tod! Er ist mir unablässig durch den Kopf gegangen Tag und Nacht, ich meinte zuerst, ich müsse darüber wahnsinnig werden, dann aber verstand ich es plötzlich wie er sich in Franzens Hirn eingenistet hat, wie das rhythmische Gesetz einer ewigen Harmonie.“

Silvia hatte ihre Wange an die welke Hand geschmiegt, durch Tränen sah sie zu dem Alten auf, das tat ihm wohl, er lächelte ihr zu.

Der Landarzt ging im Zimmer auf und ab, es galt, sich da mit etwas abzufinden, was nicht leicht war. „Ich wollte“, sagte er und durch seine Stimme grollte verhaltener Zorn, „Sie hätten mir das nie erzählt. Ich habe zu Franz Steindler aufgeschaut, er war etwas Ganzes, Großes für mich, einer, an dem ich die eigene Kraft und den eigenen Willen stählte und nun: — bloß einer von den vielen, einer, den das Leben zerbrochen hat um eines Weibes willen!“

„Nein,“ widersprach Don Antonio erregt, „es war einer, der über dem Heute noch Ewigkeitswerte setzte, weil er ein Ganzer war, hat er sich gerichtet, an seiner Treue an sich selbst ist er gestorben. —“

„Erbärmlich!“ grollte der Landarzt weiter. „Nicht einmal die Kraft hat er gehabt, das unwürdige Weib von sich abzuschütteln.“

„Toni!“

Der Alte legte die Hand auf den Mund der Frau. „Nicht, nicht!“ sagte er bang. „Ich wollte keinen Waldbrand entzünden. Toni, richte nicht so hochmütig, du weißt es ja nicht, was das ist: — eine versagte Leidenschaft.“ Es bebte etwas Seltsames in der Stimme des Greises, sein Scheitel senkte sich, mit müden Bewegungen kehrte er auf seinen Stuhl zurück. Dort ermannte er sich wieder, bloß die Gegenwart zu schauen: „Kinder, meine Kinder, denkt erst in Ruhe über das nach

was ich euch erzählt habe, ihr habt mich ja jetzt noch nicht verstanden. — Komm, Silvia, spiele mir nach langer Zeit wieder das Stabat Mater."

Unwillkürlich gehorchend war Silvia ans Klavier getreten, ebenso unwillkürlich hatte der Landarzt nach dem Schlüssel in seiner Tasche gelangt, doch wie seine Finger das kalte Eisen berührten, ließ er ihn wieder zurückgleiten, hart und klar kam die Erklärung von seinen Lippen: „Silvia wird in meinem Hause niemals mehr spielen."

„Es ist also schon so weit", sagte Don Antonio tonlos.

„Ja. Wir haben heute morgen das letzte Wort in unsrer Sache gesprochen."

„Und die Kinder?"

Der Landarzt war fahl im Gesicht, aber seine Stimme klang ruhig, „die hat Silvia immer als Last empfunden."

„Nein!" kam es erstickt von ihren Lippen.

Er aber fuhr unbeirrt fort: „Oder doch als eine schwere Kette, die ihre Vollentfaltung einengte; die Kinder behalte ich, Ohm", und jetzt verließ ihn die mühsam gewollte Ruhe, „wir wollten Sie so lange als möglich im Dunkeln lassen über das, was zwischen uns vorging, um Sie zu schonen, auch fürchteten wir beide Ihren Einspruch. Freilich mußten Sie einmal die Wahrheit erfahren, wir hatten beschlossen, Ihnen mit der vollzogenen Tatsache zu kommen; nun Sie es früher erfahren, haben Sie Erbarmen mit dem, was wir schon durchgemacht haben, Sie können nichts aufhalten, nichts ändern daran, daß wir nicht Franz Steindler und Lilli sind. —"

„Mein Gott, mein Richter!" stöhnte der Alte. „Und Silvia, — du Silvia?" —

Sie blickte starr. „Ich habe ihn gebeten, mit mir fortzuziehen aus dieser Einöde, wo mir die Lebensluft fehlt, er hat geantwortet: ich bin verwachsen mit diesem Boden." Sie sagte es tonlos, wie man etwas Eingelerntes sagt, etwas, das man sich selbst tausendmal vorerzählt hat. „Keinen Zollbreit will er aufgeben von sich, aber mich will er ummodeln zu einer andern, ich aber will nicht, ich will mein Leben leben, nicht seines."

„Warum nimmst du ihr ihr Recht, Toni?" fragte der Priester.

„Weil ich ein Weib will, das mit ganzem Herzen und ganzem Verstand bei Mann und Kindern ist, nicht eines, dessen Seele in einer andern Welt lebt, als die ihres Hauses, kann sie mir das nicht sein, mag sie gehen." Langsam war es in dem Alten aufgestiegen, jetzt riß es ihn mit sich fort, Zorn war es, aber ein heiliger Zorn. „Ihr, ihr und immer bloß ihr beiden! Und das dritte Leben: eure Kinder? Hast du die Mutterschaft als bloßes Spiel auf dich genommen, Silvia? Und du, Toni, hast du gemeint, eine Gemeinschaft begründen zu können mit anders

geartetem Wesen, um das bloß zu wollen, was dir nottut? — Oh ihr. —" Jäh brach er ab, dumpf rang sich die Anklage von seinen Lippen: „Ich darf mit euch nicht schelten, denn ich bin ein großer Sünder und Gott straft mich durch euch." Don Antonio atmete schwer, ein letzter kurzer Kampf war's um den Entschluß: „Ich hätte es gerne mit ins Grab genommen, nun müßt ihr meine Beichte hören."

Er schritt langsam hinüber zum Fenster, dort zog er den Vorhang zurück, öffnete den Laden und sah hinaus, die Hochebene dehnte sich vor ihm aus, steinig und öde, der Vergleich mit seinem fruchtlosen Leben drängte sich ihm auf und ein Gefühl der Erschöpfung überkam ihn, ganz körperlich, er zog den Stuhl vom Nähtisch näher ans Fenster und setzte sich rasch nieder. Herb und kühl strich die Frühlingsluft an seiner Stirn vorbei, und wie er so da saß im Rahmen des Fensters, als Hintergrund den dunklen, sternenübersäten Nachthimmel, hatte sein Kopf mit den asketischen Linien und dem Kranz von Silberhaar um die Tonsur etwas Bannendes, sie konnten beide den Blick nicht von ihm abwenden, die Jungen, und seine Stimme ging ihnen ans Herz, weil sie so müde und gebrochen klang.

„Als mein Franz begraben war, hatte ich noch eine Freude und eine Hoffnung im Leben, meine junge Schwester, deine Mutter. Ich dachte, sie würde einmal heiraten und ich könnte es noch einmal miterleben: ein Haus voll Kinder und Sonne! Ich weiß nicht, wie's zugeht, vielleicht sind Kindheitseindrücke immer die mächtigsten in uns, ich kann mir kein anderes Bild vom irdischen Glücke schaffen und irdischer Pflichterfüllung, als das Werden, Wachsen und Gedeihen, wie ich es in Mamas Garten gesehen; übrigens ist es Franz und Lilli ebenso gegangen, und was Barbara in Bertinis Arme trieb, ist ja auch nichts andres gewesen. Es hat sich auch bald einer gefunden, der deine Mutter begehrte, es war ein stämmiger gesunder Bursche, fleißig und sparsam, und ich willigte mit Freuden ein, obgleich er nicht viel sein eigen nannte, nach der Militärdienstzeit sollte geheiratet werden, ich wollte ihnen das bißchen Land zu bestellen geben, das zur Pfarre gehört, sie sollten zunächst auch bei mir wohnen. In der Glut des Abschieds geschah, was nicht hätte geschehen sollen und der Martin kam nicht wieder, er starb am Typhus im Militärspital. Wie ich auch beruhigen mochte, deine Mutter grämte und schämte sich zu Tode, sie ist ja immer ein zartes Ding gewesen, ein spätgeborenes Kind alter Eltern, du warst noch nicht ganz ein Jahr alt, da ging es schon mit ihr zu Ende. Auf ihrem Sterbebett hat sie mich ihr in die Hand hinein geloben lassen, bei Christi Blut und Wunden, daß aus dir — ein Priester werden solle."

„Ohm," sagte der Landarzt, „Ohm, und du selbst hast mich —?" Seine Stimme klang ganz erstickt.

Liebevoll nickte der Alte ihm zu: „Ich habe meinen Eid halten wollen, Gott weiß es! Niemanden habe ich davon gesagt, am wenigsten dir, ich träumte davon dir Gott so tief ins Herz zu senken, daß du seinen Dienst dir freiwillig wählen solltest, das kam davon, weil ich doch manchmal die fruchtlose und sündige Frage an mich gestellt habe, wärest du Priester geworden, wenn deine Umgebung nicht von klein auf dir diesen Beruf als den für dich selbstverständlichen hingestellt hätte? Diese Frage wollte ich dir ersparen, Toni, nur diese Frage, Toni, Gott weiß es. Sonst war ich bemüht in allem was ich für dich tat und zu dir sagte den zukünftigen Priester in dir zu erziehen. Nun aber verlebten deine Eltern, Silvia, alljährlich ihre Sommerfrische in unserm Dorfe, und zwischen euch beiden sah ich jene Kinderfreundschaft entstehen, wie wir viere sie auch erlebt haben in Mamas Garten, ganz schüchtern trat die Versuchung an mich heran für meinen Knaben, denn du bist doch von meinem Blut, Toni, bist ein Pakor, meiner Schwester Kind, ich darf schon sagen: für meinen Knaben eine andre Zukunft zu träumen. Aber es war nur ein Spielen mit diesem Traum, so etwas das man in müßigen Feierstunden tut und als ich merkte, wie gefährlich das Spiel war, griff ich zum Brevier, wenn meine Gedanken es wieder beginnen wollten, ich dachte nicht an Meineid, Gott weiß es.

Dann —! Der Vater Steindler war auch längst schon tot, die Geschwister lebten in der Welt zerstreut, glücklich sind nicht alle geworden, aber tüchtige Menschen wurden alle, das lag ihnen so im Blut, vielleicht machte es auch die Erinnerung an Mamas Garten. Hermann, der uns im Alter am nächsten gestanden, war des Vaters Nachfolger dort in Böhmen geworden, wir schrieben uns zuweilen, durch ihn hörte ich von den andern und auch einmal von Barbara." Mühsam sprach der Alte weiter. „Es ist mit uns Menschen wie mit den Obstbäumen, wie viele Blüten verweht der Wind, wie manche schneidet der Gärtner selbst ab, damit der Baum auch gute, große Früchte trage. Wie viele Fähigkeiten in uns läßt das Leben nicht zur Reife kommen, wie viele müssen wir selbst ersticken um unsre Kräfte für das eine zu sammeln was not tut. Barbaras Leben hat ihr nur eine große Frucht gezeitigt: das opferwillige Martyrium. Sie hat in flüchtiger Selbsttäuschung geglaubt, Bertini einmal doch lieben zu können, das opferwillige Martyrium hat sie die Ehe mit ihm tragen gelehrt, auch ihre Kinder sind ihr im innersten Kern fremd geblieben, aber sie ist ihnen eine treue Mutter gewesen, aus dem tiefen Pflichtbewußtsein heraus, daß man das Leben das man selbst geweckt nicht verläßt, auch wenn es aus seiner Notwendigkeit heraus

anders sich gestaltet als man gehofft. Ihr ältester Sohn hat eine böse Geschichte mit einer Wechselfälschung angestellt, sie hat ihm das Entkommen ermöglicht, indem sie die ganze Sache auf sich nahm. Im Untersuchungsgefängnis war sie, als sie mich durch Hermann bitten ließ, ihr die letzten Sakramente spenden zu wollen.

Ich hörte ihre Beichte, ich gab ihr die Kommunion und die letzte Ölung, — ich hab ihr die Augen zugedrückt. —

So bist du Arzt geworden statt Priester, Toni, und Silvia ward deine Frau, denn ich kam nicht los von der Versuchung, noch einmal im Leben durch Mamas Garten wandeln zu wollen. Aber ich habe das Böse in euch gesät statt des Guten, harte Steine statt gelber Primeln, indem ich euch verband, euer Glück war Glas, weil ich es auf Meineid baute, und Gott ist ein Richter ohne Gnade."

Das Kinn des Alten sank auf die Brust herab, schlaff fielen seine Arme über die Lehne des Stuhles; ohne zu murren nahm er den Urteilsspruch seines Herrn hin, aber er war auch fertig mit seiner Kraft Gott zu dienen. In seinen weißen Haarkranz wob das Lampenlicht, das mit dem Sternenschimmer sich vermählte, eine matte Aureole, mit dem Atem der Nacht, der über die Hochfläche wehte, mischte sich Wacholderduft und — hoch auf horchte der Greis.

Stabat mater dolorosa schluchzte und jauchzte es hinein in die Stille, das Lied, das er so sehr liebte, weil ihm war als klänge das Menschenleben aus ihm heraus: Entsagung und Entsagung und aus ihrem harten Ernst reifend die süße Frucht der Harmonie mit dem Ewigen.

Von Künstlerhand geweckt lebten die Töne auf, schwellten an wie ein Meer im Sturm, wie ein Meer im Sonnenglanz und verebbten sachte.

Er hatte zugehört wie im Traum, ans Wachen kaum glaubend, sah er hinüber zu den beiden, die standen nebeneinander am Klavier, still und gesenkten Hauptes, Menschen, die ihr Innerstes sammeln zur Selbstprüfung; da lächelte der Greis und schritt zur Tür mit jugendlich elastischen Schritten.

„Wir wollen Sie begleiten, Ohm," sagte der Landarzt und griff in scheuer Bitte nach der Hand seines Weibes, „nicht wahr, Silvia?"

Sie nickte ihm zu, mit stillen, großen Augen, wie er sie an ihr noch nie gesehen. „Ja, — aber das müssen Sie mitnehmen, Ohm, — ich trage es Ihnen." Sie hatte die Schale mit den Primeln vom Tisch genommen und bot sie dem Alten.

Der beugte sich über die goldgelbe Pracht. „*Primula aurea!* Nein, — nehmt sie mit hinüber zu euren Kindern, die Schale voll Blüten, ich gehe allein."

Noch einmal nickte er ihnen lächelnd zu, dann schritt er hinaus in die einsame, sternendurchhellte Karstnacht.

Familienbriefe und Gedichte von Karl Stauffer-Bern.

Erschöpft von der übermäßigen Arbeit im heißen Rom, trug sich Stauffer mit dem Gedanken, einige Tage der Erholung im römischen Gebirge sich zu gönnen, als er plötzlich von seinen Freunden W. dringend nach Zürich gerufen wurde. Besonders zur Ordnung ihres Umzuges nach Florenz sollte er hilfreiche Hand bieten und hat es auch getan. Und nun folgt der Zusammenbruch dieses arbeitsfrohen Lebens.

Bei dem väterlicherseits erhebtich Belasteten zeigen sich Zeichen von Wahnsinn. Ein Tagebuch, Briefe an Mutter und Bruder und an Freunde, bezeugen das unwiderlegbar. Das muß man in Betracht ziehen, wenn man seine Tat, die Flucht nach Rom mit der Frau seines Freundes, erklären und beurteilen will. Über dies alles, die gerichtliche Verfolgung, Verhaftung, den Sträflingstransport zurück nach Florenz, die Zeit im Kerker und im Irrenhause, die endliche Freisprechung durch die italienischen Gerichte wegen Nichtvorhandenseins des ihm zur Last gelegten Verbrechens, „*per inesistenza del reato*" und so weiter ist schon viel, vielleicht zuviel geschrieben worden.

Man erlasse mir hier, wo es sich um die Dokumente des künstlerischen Werdegangs Stauffers handelt, darauf zurückzukommen. Wer sich eingehender für des Künstlers Schicksale, wie für sein frühes tragisches Ende interessiert, den verweise ich auf das Staufferbuch von Otto Brahm.

Die folgenden Gedichte sind teils im Kerker, teils im Irrenhause entstanden und sind ein Beweis für den starken Künstlerwillen, der selbst unter den widrigsten Verhältnissen nach Ausdrucksmitteln suchte.

Ringoldswil ob Gunten (Kanton Bern). U. W. Züricher.

Motto:

Aber das weiß ich, daß der Herr mich in den letzten Wochen stark gepreßt hat, und daß ich Dichter geworden bin an Leib und Seele; unter dem starken Druck ist endlich der rote Saft verzweis in das Büchlein getropft.

Karl Stauffer.

Phantasie.[1]

Ihr glaubet, daß die Phantasie
Mich überrumpelt, ich wüßt' nicht wie.
Das weiß ich besser, ihr guten Leut
Die kam weder gestern, noch kam sie heut.
Die hat er mit sich zur Welt gebracht
Als Knäblein, der diese Lieder macht.

[1]) Dieses Gedicht wurde schon im Brahmschen Buche publiziert. Es erscheint mir aber so wichtig zum Verständnis Stauffers, daß ich es hier noch einmal abdrucke.

Doch hat er mit festem, sicherem Willen
Sie tief im Herzen vergraben, dem stillen,
Auf daß sie öffne den funkelnden Mund
Nur einer gewaltigen Zauberstund.
Erst wollt' ich des Berges Wunder schauen
Mit Frau Venus, der schönen Frauen.

Auf Königs Kosten via Rom-Florenz.[1])

Auf Königs Kosten via Rom-Florenz
Mit sieben Mördern an der langen Kette,
Eiserne Schellen — na, das Ding wird lustig. —
Was mag der sein, der mit dem langen Mantel?
Wie ein Spitzbube sieht er grad nicht aus, —
Mädchenverführung, Händel und dergleichen, —
Sonst scheint er mir aus einem guten Haus.
Hol' euch die Pest, ihr gottverfluchten Gaffer,
Läg ich nicht an der Kette, dummes Publikum,
Ihr würdet's auf den Mäulern hören klatschen
Wie den Sciroccoregen auf dem Corso,
Und alle Sterne sollten dazu funkeln —
Verdammtes Pack, wie ich dich tötlich hasse!
„Sor Carlo, fuora colla sua robba
Doma Firenze; faccia, faccia presto."
Ah meno male, state be' signori.
Ed io giù, per tante, tante scale
Arriv' in fondo là dov' il cortile.
Nach dreien langen, grausig langen Wochen
Seh ich dich wieder, lieber, blauer Himmel. —
'Sti due pel trasporto à Firenze
Numero due — und hinein zur Tür
Stieß man uns in ein schauderhaftes Loch,
Transit genannt, das schrecklichste von allen.
Hier scheint nicht Sonne und nicht Mond hinein,
Hoch oben sah ich etwas wie ein Fenster
Am Boden rechts und links von Stein zwei Pritschen
Und — Herr des Himmels — schon begann der Kampf
Mit jenem kleinen Volk, den römischen Flöhen!

[1]) Dies ergreifende Stück Tagebuch wurde teilweise schon von Isolde Kurz in dem Aufsatz *„Agli Allori"* (Deutsche Rundschau, Juni 1904) und in der Stauffermonographie von Georg Jakob Wolf publiziert. Hier erscheint es zum erstenmal ganz.

Hier übernachten, na, es geht zum andern,
Doch wird von Schlaf wohl kaum die Rede sein.
Da geht die Türe auf und dreiundzwanzig Strolche,
Ladroni, Diebe, Mörder, Raubgesindel,
Auch zum Transport *a spese del governo.*
's wird immer besser, Herr, laß diesen Kelch
An mir vorübergehn, sonst werd' ich närrisch.
Aus allen Himmelsgegenden Italiens,
Teils schon verurteilt, teils noch in Erwartung.
Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer nimmer
Auf seinem Strohsack bitter weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr großen Himmelsmächte!
Und in der langen, bangen Kerkernacht
Hab ich die Lebensrechnung still gemacht,
Ich schloß kein Aug', der Morgen kam heran
Da drehte sich mein Nachbar gähnend um
Und fragte mich: *„E che hai preso tu?“*
Niente ancora. E a te che fanno?
„Vent anni di galera button giù.
Ho ammazat un pò la mia madre.“
Ma tu sei buono. Cosa c'hai pensato?
„Non venne fuori coi soldi, sai
Sta brutta strega, dunque l'ammazzai.“
„Sti due per Firenze vengan fuori
Die Hände her!“ *I guanti del governo*
Non fanno mica bene alle zampe.
In Gottes Namen! Die Philosophie
Hilft über Vieles, unserm Herrn und Heiland
Gings noch viel schlimmer, also nicht verzagt
Acht Mann an einer Kette, je zu zweien
Den ganzen Bahnhof lang bis an den Wagen
Mit achtzehn finstern wohlverschlossnen Zellen.
Ich fuhr ja sonst so gerne nach Florenz
Doch diesmal, nee, das wollte mir nicht scheinen
Und trotzdem ging auch dieser Kelch vorüber,
Nicht halb so schlimm, als ich mir hatt' gedacht.
Das kleine Stück Campagna, was ich sah,
Wenn oft ein Guckloch etwas offen stand,
Lag ja im schönen Land Italia,
Im neuen, wunderbaren Vaterland,

Wo aller schönen Künste Wiege stand.
Der Brigadiere mit dem Personal
War, Gott sei Dank, kein preuß'scher Korporal;
Tat seine Pflicht als Mensch und als Soldat
Nicht als ein arroganter Autokrat.
Als man uns ab und wieder aufgeladen
Auf jenen Wagen, den's Governo zahlt,
Knallte die Peitsche, und am späten Abend
Gings durch Florenz nach Carceri Muratti,
Am Dom vorbei, ich sah den Marmor winken
Der Veste Zion, und ich fühlte frei
Mich trotz der Fesseln und der schweren Kette.
Ihr könnt die Hände mir in Fesseln schlagen,
Mich in die gottverdammten Mauern sperren
Bei Brot und Wasser, 's ist mir einerlei
Der Herr, er segnet Wasser mir und Brot
Und schickt die Muse mir in meiner Not.
Er reißt die dummen Mauern vor mir nieder,
Er gibt dem Geiste Schwungkraft und Gefieder,
Der fliegt hinaus. — Geh fang ihn wieder ein!
„Gerechtigkeit" hörst du zum Himmel schrein.
Aus meinem kleinen Zellenfenster sah
Ich Santa Croce und Santa Maria
Del Fiore, o wie ward mir da zu Sinn!
Ich träumte mich in jene Räume hin
Und betete: O Herr, laß' ohne Bangen
Mich still ertragen, was du hast verhangen,
Du weißt es besser, was dem Menschen frommt
Und was ihm gut und was ihm schlecht bekommt.
Es möge mir geschehn nach deinem Willen;
Du hast mein Leid gesehn und wirst es stillen,
Du wandelst droben in der Ewigkeit,
Und aller Welten Kraft und Herrlichkeit
Webt wunderbar dein zauberhaftes Kleid,
Und überall geschieht dein starker Wille.

Ferentum presso Viterbo.

Setz Dich zu mir, und sieh' wie rings im Glanz
Die Lande leuchten und die Wälder ruhn!
Dort ist Viterbo an dem Bergeshang.

Und weiter schweift der Blick den Hain entlang.
Siehst Du Bagnaia? Eine Villa träumt
Dort unter riesenhaften Prachtplatanen
Im Zaubergarten, wo der Blick entsendet
Durch weite Lande hin entzückt sich wendet.
Begleite mich, dorthin zum nahen Hain,
Wo Myrth' und Lorbeer wuchern im Gestein.
In der Livinen tiefen Schatten malen
Sich wunderbar der Sonne letzte Strahlen.
Ein alter Bau im Dickicht vor uns steht,
Und hinter Wolken nun der Mond aufgeht.
Dort steht sie noch auf einem jener Bogen,
Die das Theater einstmals hier umzogen,
Die Lustspielgöttin. Holde Thalia,
O steig hernieder, sieh, wir warten da.
Erzähle uns was Alles Du erfahren
Auf hoher Wacht seit bald 2000 Jahren.
Uns scheint als ob die Muse sich bewege
Und durch das Dunkel leis herniederschwebe.
Mir wird so bang, — laß fliehn uns von dem Ort.
Wo ist sie hin? Verschwunden ist sie dort.

Kerkernacht.

Matt strahlt das Licht, die kahlen Wände schlafen,
Und oben an dem schmutzigen Gewölbe
Sitzt der Laterne grauer großer Schatten
Wie eine riesenhafte Geisterspinne.
Und auf den harten Pritschen rings im Kreise
Schnarchen im Chor die Kerle laut und leise:
Ich denk an Dich, die wunden Ohren klingen,
Der Liebe Grüße durch die Mauern dringen.

Der Schwärmer.

O sonderbarer Schwärmer! hör ich rufen,
Doch ach, so arm und immer ärmer
Kömmt Ihr mir vor dort auf den untern Stufen,
Wo sich die Dummheit und der Neid gesellen,
Der Haß, die Mißgunst ihre Segel schwellen.

Wie soll ich meiner Seele reine Wellen
Die weißen Alpenwasser, meine schnellen,

Dem Moderpfuhl, dem stinkenden, gesellen.
Da halt ich lieber meine Flut zurück
Und trage ungebeugt mein Mißgeschick.
Ich trübe meine Quellen nicht, die hellen.

Aus der Kindheit.

Ein Kinderköpfchen, braun und ernst und still
Steigt traumhaft auf aus meiner Unschuld Tagen
Und blickt so ernst, als ob es sagen will:
Sei ruhig, Schatz, und bleibe treu und gut,
Wie jene Prinzen, wo die Märchen sagen. —
Wer mag es sein, das stille Mägdelein
Das große, braune, stille Mägdelein
Aus ferner Kindheit ausgeklungnen Tagen?

Wie liebt ich dich, wie blickte ich so gerne
Du kluges Kind in deiner Augen Sterne;
In deine braunen Augen, liebes Kind.
Es ist vorbei, wir sind einander ferne.

Wie gingen wir einst Hand in Hand
Das Dorf hinauf, hinab
Wie liebt ich dich, wie liebst du mich
Im fernen Vaterland.

Wie warst du mir so gut und treu
Du stilles, großes Kind,
Wie zog es alle Tage neu
Zu dir, zu dir mich hin.

Wie gingen eng verschlungen wir
Das Dorf hinauf, hinab,
Wie manches Küßlein gabst du mir,
Wie manches Küßlein gab ich dir
Land auf, Land auf, Land ab.

An meine Mutter.

Als Du mich unterm Herzen noch getragen
In jenem armen lieben Alpental,
Wo wild die Ilfis schäumt, und ohne Zahl
Den Tannenforst herab die Bäche jagen,

— So hast Du mir erzählt — ich darf es sagen,
Daß Du gefleht zu Gott um einen Knaben.
Du wolltest einen Mann zum Sohne haben
Und einen Künstler. Hat sich's zugetragen?

Sieh her, lieb Mutter! Bin ein Mann geworden;
Nur für die Wahrheit schlägt mein stolzes Herz,
Für jene große mit den stolzen Formen.

Fortuna.

Wo bist du, Glück, wie Mancher hat gerufen
O Flügeljungfrau Dich, dem nimmer schufen
Die Götter Gutes! Hör den Erdensohn,
Der sich in Demut neigt vor Deinem Thron!

O, schütze mich und schenk mir Deine Huld,
Ich brachte zur Versöhnung meiner Schuld
Dir meines Genius allerbeste Gaben!
O laß mich Teil an Deinem Segen haben.

Erhöre mich, den schwerverfolgten Mann.
Hilf, daß ich wieder vorwärts schreiten kann!
O, lasse mich Dein gnädig Antlitz sehen
Und mich nicht hier im Elend untergehen.

Einsamkeit.

Bin einmal gegangen
Auf der Haide weit,
Schweigend hat umfangen
Mich die Einsamkeit.

Ich legte still mich nieder,
Es wogte leis das Rohr
Im Winde hin und wieder
Einsam im weiten Moor.

Erscheinung.

Im Walde ging ich, mir zu Haupt
Rauschten die Bäume, jung belaubt.
Über den hohen, wogenden Kronen
Zogen die Wolken; die Stämme bogen

Im Winde sich;
Die Wolken zogen,
Still lauschte ich.

Da schwebte durch die lichten Räume
Langsam hin die Frau der Träume.
An den Stämmen in den Wald,
Schwand vorüber die Gestalt.
Sinnend blieb ich, träumend stehen:
Möchte doch der Wind verwehen
Was vom Zauber alter Zeit
Mir geblieben ist bis heut.

An eine Freundin.[1])

Bei Übersendung eines persischen Teppichs als Vielliebchengeschenk.

J'y pense

Ein Teppich bin ich; zu deinen Füßen
Sendet mein Herr mich mit herzlichen Grüßen.
Vor vielen Jahren im Morgenland
Webte mich fleißiger Frauen Hand
Im Schatten der Palmen; ihr leiser Sang
Wohl durch die sonnige Stille drang.

Lang sind verklungen
Weisen und Lieder;
Erde deckt wieder
Und grünender Eppich
Die sie gesungen,
Zierlich gewebt
Den schwellenden Teppich
Zu deinen Füßen;
Aber sein Schimmer
Glänzet noch heute.

Meine Verse.

In dieses Büchlein hab ich Ernst und Scherz
Nach meiner Weise frisch hineingesungen;
Wie in des Lebens Wechsel Lust und Schmerz
Sich leis umarmen, ist es mir gelungen
Es darzustellen in des Verses Erz?

[1]) Aus früherer Zeit.

Gleich viel! Zum Strauße hab ich Dir gewunden
Die Blumen, die ich an dem Wege fand,
Die trüben und die heiteren Tag und Stunden
Im alten und im neuen Vaterland;
Und wie Du liebend mir das Herz bezwungen,
Das sei hier fröhlich in die Welt gesungen.

Belvoir.

Ich stand am Berg und vor den Felsenspalten
Doch ach, das Wort, das Wort hatt' ich vergessen!
Das Zauberwort, mit welchem ich vermessen
Die Steine sprengen wollt', die harten kalten.
Gepeitscht, gespornt von ehernen Gewalten
Muß ich der Künste weites Reich ermessen,
Und bin mit müden Füßen abgesessen
In Deinem Hain, dem rauschenden, dem alten.

Da stiegst Du nieder von dem Marmorstuhle,
Und Deine Tritte klangen durch den Tempel;
Und meine Füße hörten auf zu bluten,

Und wardest meine große stolze Buhle
Und führtest an der Hand mich in den Tempel
An Deiner Hand, der schönen, klugen, guten.

Ich nahte Dir wie eleganten Damen
Man sich zu nahen pflegt als Mann von Welt,
Und alles Andere als Liebesdramen
Hatt' ich mir vorgestellt. Du warst vermählt,
In Hut und Handschuh nannt ich meinen Namen
Dem Manne, den zum Gatten Du gewählt. —
An jenem Tage macht ich mehr Besuche
In Hut und Handschuh und im schwarzen Tuche.

Die Menschen denken und das Schicksal lenkt.
Ich wiederholte artig die Visiten. —
Man ist verliebt, eh man es recht bedenkt —
Und als wir in dem alten Parke schritten,
Der dunkel sich am Abhang niedersenkt,
Da hast Du meine Rede wohl gelitten
Und Frauen Huld und Liebe mir geschenkt;

Und mich gefangen mit der Blicke Macht,
Dort wo der See an seine Ufer lacht.

Nachts.

Dein gedenk ich in den langen Nächten,
Und in meine bangen Träume flechten
Sich Deine reichen blonden lieben Haare,
Das hohe Haupt Dir schmückend, Wunderbare.

Es trinken Deine dicken Seidensträhnen
Des starken Mannes schwere Schmerzenstränen
In Deinem Aug' dem klaren, tiefen, blauen
Ist Ruh' und Seelenfrieden nur zu schauen.

Gebrochen.

Ich lege spät mich nieder
Im engen Kämmerlein,
Es schaut durchs Gitterfenster
Der Mond so still herein.

Er schaut so treu, so golden
Aufs Krankenlager mir,
Ich denke, und ich träume
O Liebste mein, von Dir!

In meinem wunden Herzen
Da sitzt ein Stachel drin,
Ich denk' allzeit mit Schmerzen
Daß ich verraten bin.

Sie haben mich gebrochen
In meiner besten Kraft.
Nach wenig kurzen Wochen
Man mich zum Kirchhof schafft.

Und meine Lieder sinken
Mit mir ins Grab hinein,
Doch daß ich muß ertrinken
Das macht Dir schwerlich Pein.

Kreisung.

Es wandern ohne Wanken
Die menschlichen Gedanken
In ihrer sichern Bahn;
Die vorgeschriebnen Kreise
Gehn sie auf ihre Weise;
Bald stumm, bald laut, bald leise
Nach einem sichern Plan.
Und immerfort im Kreise
Dreht sich in gleicher Weise
Doch leise nur ganz leise
Die Erd auf ihrer Bahn.

Mannesalter.

O, diese alte Leier von der Jugend,
Der goldnen Jugend mit den holden Scherzen;
Ich denk die meine mir zurück mit Schmerzen;
Denn ach, sie war wie immer ohne Tugend!

Dem Mannesalter weih ich meine Palme
Dem strengen, starken mit den schweren Waffen,
Die keines Knaben Arm vermag zu raffen,
Das auf die Feinde stampft, wie Huf auf Halme.

So reichet mir denn Schwert und Schild und Lanze
Und Helm und Harnisch und die schlanken Schienen,
Und laßt mich stürmen nach der Mauerschanze!

Der Dummheit freche Burgen will ich brechen,
Und Lorbeer pflanzen in die Brandruinen,
Und will es Gott, mich an den Feinden rächen.

Peitschenhiebe.

Ach deinen Wunderspuren wollt ich folgen
Du Riesengeist der alten Florentiner,
Da kam der Satan, streute in den Weizen
Das Unkraut. Meinen Ofen heizen
Möcht ich mit euch, ihr strohgeflochtnen
Modekunstmaler, Münchner und Berliner
Der edlen Muse ungetreue Diener.

An einen berühmten Maler.

Du bist versimpelt, feiner Bildniskünstler!
Dich hat der Ruhm verdorben und die Freunde
Und, nimms nicht übel, Deine eigne Dummheit.
Photographie, o hochverehrter Günstler
Ist lange noch kein Bildnis, und in Stummheit
Schweigt dir seit Jahren schon die holde Göttin!

So ihr nicht werdet wie dies Kind, o Künstler,
Und Buße tut im Sack und in der Asche
Und von der Quelle schöpft, der ewig frischen,
So wird euch stets der Lorbeerzweig entwischen.
Verkaufe was du hast und folge mir!
Zwei offne Augen, will sonst nichts von dir.

Mit wenig Geld, auch in vier kahlen Mauern
Sollst niemals müßig du dein Loos betrauern.
Sieh, reicher ist, als jeder Fürst der Welt
Der Knabe, dem die Gottheit sich gesellt.

Der Kritiker.

Du dummer grober Kritikaster,
Hier hast du auf dein Maul ein Pflaster!
Die Zither ist entzwei, an der war nichts zu halten,
So will ich dir den frechen, dummen, alten
Tappschädel hauen, und so Gott will, spalten.
Du sollst kein zweites Mal mit deinem Bellen
Den toten Dichter aus dem Schlafe schnellen,
Du miserabler, arroganter Hund.

An Eckermann.

Dir Johann Eckermann sei auch ein Zweig gebrochen
Vom Baume der Erkenntnis für dein Haupt,
Da nimm sie hin, die Krone dicht belaubt,
Und ruhe sanft, hier sei es ausgesprochen.

Die Blumen aus des Gottes heilgem Munde
Hat zum lebend'gen ew'gen Kranz gewunden
Die Muse und um deine Stirn gebunden
Im Heiligtum, zu der geweihten Stunde.

Dein Buch gilt mehr als tausend Glanzleinbände
Der allerneuesten Dichtpatentfabriken
Und feiler Herren feile Schelmenhände.

Auf deinem Haupte ruhten seine Hände,
Und deine Augen in die seinen schauten
In die gewaltigen alten Feuerbrände.

Jean Paul.

In deinem Haupt hast du die Welt getragen,
In deiner Brust die ganze Liebeslust,
Und keines Ankers Taue jemals wanden
Herunter sich in deines Herzens Tiefen.

Cäsar.

Brutus auch?! So fließe dahin gewaltiges Leben;
Ach, der Liebe Verrat ist der bitterste Kelch.

Herder.

Selten liest man Deine Werke,
Doch es lebet fort und fort
Deines Geistes Riesenstärke.
Was im Süden, was im Nord,
Was im Westen, was im Osten
Sänger sangen, hobst du auf;
Und wie Sieger ihre Leute
Reich beschenken nach dem Brauch,
Sieh, so hast Du uns erschlossen,
Mir und tausend Kunstgenossen
Ferner Länder süße Lieder,
Die im Herzen widerhallen,
Die wie Lust und Schmerzen schallen.
Töne ewig fort und fort,
Freies Lied und freies Wort.

Schopenhauer.

Riesig ragen die Gedanken
Deines Hauptes, großer Meister,
Und sie stehen ohne Wanken
Auf dem Grund im Reich der Geister.

Feuerbach.

Der Gärtner starb,
Doch sieh, die Bäume knospen,
Und Blüt und Blätter wollen bald sie tragen
Und Früchte bringen, sollt dessen nicht verzagen.

Menzel.

Gewaltiger Meister, vor dein ernstes Antlitz
Tret ich mit Männerschritten unverzagt;
Ich habe erst gewogen, dann gewagt.
Zwar sprachst du einst: „Zum Teufel das Gedubel
Der frechen Tintenklexer frech Gesudel."
Ich hab es doch getan trotz deinem Wort
Und werde weiter schreiben, fort und fort.

Tuaillon.

Schneidig, Junge, voran, nicht mangelt's an großem Talente,
Aber durch Festigkeit erst, reifet der Jüngling zum Mann.

Leuthold.

Ach dein holder Sang verklang;
Doch im Tale an dem Hang
Hörest du der Stimme Sang?
Hörest du die Lieder tönen,
Deine starken, deine schönen? —
Töne fort o süßer Sang! —
In dem Tale an dem Hang
Tönt der Vögelein Gesang.

Zwar das Herz ist dir gebrochen,
Das die Welt dir nicht bezwang,
Das ein Menschenalter lang
Stets vergeblich mußte pochen
An die Türen. Nicht verklang
Dein Gesang, du bist gerochen.
Liege still, dein Odem weht
Übers Heimatland, Poet.

Der Tod und der Verfasser.[1])

Tod:

Ich schlich mich in das Brautgemach mit List,
Als einst dein Vater dort die Mutter hat geküßt.

Ich stand beim Kindbett als sie dich entband
Und die Geschwister; nah ich dort euch stand.

Stets bin ich bei dir, nirgends siehst du mich;
Bis deine Stunde kommt, behüt ich dich.
Ich, den die Toren fürchten und die Dummen,
Ich mache einst auch deinen Mund verstummen.

Verfasser:

Ich kenne dich, sah dich oft ferne winken
Und mit den Augenhöhlen seltsam blinken.
Wenn du mich rufst, so bin ich stets bereit
Hinabzusteigen in die Ewigkeit.
Den Kelch der Trübsal hab ich ausgeleert,
Daß mich nach keinem weiteren begehrt. —
Stach einst in See ein Schiff, des Segel schwellten,
Da brausten Stürme her vom Norden und zerschellten
Die stolze Brigg an Klippen, es zerspellten
Mastbaum und Planken, die so gut getheert.

Tod:

Noch weist der Zeiger nicht dein banges Stündelein
Noch währt es eine Frist, bis in den Totenschrein
Man deinen Leichnam bettet, junger Tor.
Dir steht im Leben Schweres noch bevor.
Doch eh du eingehst durch die schwarze Pforte,
Will ich versuchen dir bei Ehrenworte,
Dem wilden Sturm zum Trotz aus jenen Trümmern
Der stolzen Brigg ein Fahrzeug noch zu zimmern,
Wenn du mir hilfst dort am geschützten Strande.
Stoß nochmals in die See vom flachen Lande,
Und steure noch einmal zum Land der Träume!
Ermanne dich und füge Brett und Bäume.

Florenz, Ostern 1890.

[1] Es gibt von Stauffer unter dem Titel „Der Tod von Bern" einen ganzen, teilweise in Dialekt verfaßten Totentanzzyklus, von dem ich hier eine Probe bringe. Ich hoffe, noch im Laufe dieses Jahres die bedeutend erweiterte Buchausgabe der Familienbriefe Stauffers veröffentlichen zu können. Da soll dann der ganze Totentanz Platz finden.

Die Strafrechtsreform.

Von Friedrich Oetker in Würzburg.

Zum zweiten Male in der Spanne von anderthalb Jahrhunderten ist in unseren Tagen dem Strafrecht eine Periode des Sturmes und des Dranges gekommen.

Ein unerträglicher Widerspruch zwischen dem herrschenden Strafensystem und der Kulturentwicklung, dem geltenden Recht und den Gerechtigkeitsideen hat im 18. Jahrhundert, in den Zeiten des Naturrechts und der Enzyklopädisten, zu einem Ansturm auf die Grundlagen des Strafrechts geführt, der mit dem Veralteten und Verwerflichen auch echte unentbehrliche Rechtswerte zu zerstören drohte. Wir preisen es als unvergängliches Verdienst Voltaires und Beccarias, daß sie den unmenschlichen, verschwenderisch verhängten Lebens- und Leibesstrafen den Todesstoß versetzten. Aber nicht geringern Dank zollen wir dem großen deutschen Kriminalisten Anselm Feuerbach, der die Strafrechtswissenschaft aus naturrechtlichen Träumereien zur Wirklichkeit des Rechtslebens zurückführte, maßlose Forderungen unklarer Weltverbesserer abwies, dem Strafgesetze das erreichbare Ziel steckte einer Sicherung der rechtlich-sittlichen Ordnungen in klarer Bestimmung des Strafwürdigen durch gerechte, dem Kulturstandpunkt gemäße, übertriebene Strenge und zu weitgehende Milde meidende Strafen.

Das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 hat uns die ersehnte Rechtseinheit, aber dem Rechtsleben nicht den Fortschritt gebracht, wie moderne Wissenschaft und Kriminalpolitik ihn verlangen. Als nationale Tat zu schneller Festigung der eben sich bildenden Einheit ist damals das Gesetzeswerk von den Regierungen und dem Reichstage betrachtet und betrieben worden. Gewiß ein sehr gewichtiger Grund zur Beschleunigung, aber ein voll befriedigendes Strafgesetzbuch läßt sich nicht improvisieren. Es fehlte dem Gesetz die sorgfältige Vorbereitung. Die durchgreifende Revision erwarten wir jetzt, von naher Zukunft.

Die Mängel des Gesetzes sind aber keineswegs nur durch seine Entstehungsweise bedingt. Die Forderungen, die wir heute stellen müssen, hätten die siebziger Jahre nicht befriedigen können. Wir haben ein besseres Verständnis gewonnen für die Technik der Gesetzgebung und wesentliche Fortschritte gemacht in der Erforschung der verbrecherischen Handlungen und der Verbrechensschuld. Vor allem aber ist eine Einsicht, die unsere Strafgesetzgebung im 19. Jahrhundert schließlich fast ganz vermissen ließ, heute Gemeingut aller Kriminalisten: daß mit der Verbrechensbestrafung sich Sicherungsmaßnahmen verbinden müssen gegen Verbrechensbegehung.

Die Vorarbeiten zum neuen Strafgesetzbuche, die seit Jahren im Gange sind und bereits in Vor-Entwürfen festere Gestalt gewonnen haben, fallen in kampferfüllte Zeit. Das sich stets erneuernde, einer restlosen Lösung nicht zugängliche

Strafproblem, die Fragen des Strafgrundes und Strafzweckes haben in den letzten drei Dezennien heftigsten Streit entfesselt um die Grundlagen und die Ausgestaltung des Strafrechts. Der Kampf wird weitergehen, denn er kann nicht sterben, aber der Zwang zur praktischen Gesetzesarbeit beginnt ihn wohltätig zu beeinflussen. Extreme Forderungen erweisen sich als undurchführbar. Die Fundamente des Baues bewähren ihre Bestandkraft. Stürmisches Vorwärtsdrängen in ganz neue Bahnen wandelt sich zu weit bescheidenerem Streben, das nur auf das eine oder andere Stück des werdenden Rechtes einwirken, einen Teil des eigenen Begehrens erlangen, ihn retten möchte. Der Radikalismus italienischer Anthropologen und Soziologen, dem Schuld und Sühne, gut und böse ein leerer Wahn sind, der nur das Nützliche und Schädliche gelten läßt, diese trostlose, sich selbst vernichtende Weltanschauung, die doch manche Verwirrung gestiftet hat, ist gescheitert an der siegenden Kraft unserer sittlicher Ideen. Aus dem hin und her wogenden Streit um das Wesen der Strafe, ob sie das Böse vergelten, ob sie neuem Übel vorbeugen soll, ringt sich immer sieghafter hervor eine verbindende und doch selbständige Auffassung, die das eine tun und das andere nicht lassen will, gerechte Vergeltung fordert im Dienste des Staatszweckes, des Gesellschaftsschutzes, die vorbeugende Kraft solcher Bestrafungen erkennt und ausnutzt, aber sie wesentlich ergänzt durch Maßnahmen nur sichernden, nicht strafenden Charakters.

Gegen den schädlichen, den schadendrohenden Menschen haben wir uns — soweit die Bestrafung nicht ausreicht, die Gefahren zu bannen, oder wegen fehlender Zurechnungsfähigkeit Bestrafung unmöglich ist — nach Kräften durch andere Mittel zu schützen. Indem wir ihn außerstand setzen, zu schaden, ihm eine Freiheit nehmen, die ihm nicht frommt, dienen wir zugleich seinem eigenen Wohle.

Dämme gegen die Kriminalität bauen ja auch staatliche und kommunale Wohlfahrtspflege, die sich immer reicher entfaltende Fürsorgebewegung unserer Zeit, die Seelsorge und der Unterricht, die moderne Hygiene, die soziale Gesetzgebung, denn in der sittlichen, geistigen, physischen Verwahrlosung, in Not und Elend fließen ergiebige Quellen des Verbrechens, aber alle diese dem Gemeinwohl dienenden Bestrebungen unter den Gesichtspunkt der Verbrechensverhütung zu stellen, wäre unbegreifliche Verkennung ihres Wesens. Die Fürsorge- und Zwangserziehung der sittlich gefährdeten und verbrecherischen Jugendlichen streift unverkennbar an das kriminelle Gebiet heran, aber bleibt doch außerhalb als die Erfüllung der sittlichen Pflichten gegen das heranwachsende Geschlecht, die ganz der Gemeinschaft anheimfallen, wenn das Elternhaus versagt.

Die Fülle der Aufgaben, die in der Reform unseres Strafrechts beschlossen sind, läßt annähernd vollständige Erfassung in engem Rahmen nicht zu. Nur einige Grundlinien sollen gezeichnet werden.

Von den beiden bisher veröffentlichten Entwürfen nennen wir den ersten, amtlichen, den „Vor-Entwurf", den zweiten, die Privatarbeit mehrerer Kriminalisten, den „Gegen-Entwurf".

Zu den Grundlagen unserer Rechtsordnung gehören die beiden Sätze: Keine Strafe ohne vorgängiges Strafgesetz und keine Strafe ohne Schuld. Jenes Prinzip stammt aus der Erklärung der Menschenrechte, in diesem finden wir ohne weiteres ein Menschenrecht, eine elementare Forderung der Gerechtigkeit.

Zum Unwillen mag es uns öfters stimmen, daß wir strafwürdiges, aber nicht für strafbar erklärtes Tun nicht strafen können, gebunden insofern an den Buchstaben des Gesetzes. Man hat wohl gefordert, dem Richter die Anwendung des Strafgesetzes frei zu geben auf Fälle, die der Tatbeschreibung im Gesetze ähnlich sind und aus gleichem Grunde verwerflich erscheinen, wie die ausdrücklich bedrohten. Aber die Einbuße an Rechtssicherheit und die Gefahr der falschen analogen Ausdehnung des Gesetzes wären doch das weit größere Übel. Man klagt gelegentlich über Kautschukparagraphen; wie erst würde empfunden werden die Dehnbarkeit aller Strafbestimmungen, zumal von der Presse in politischen, sozialen Kämpfen!

Mit Befremden liest man im Vor-Entwurf, daß strafbar nur sei, wer schuldhaft handele, soweit nicht das Gesetz anders bestimme. Vor der Schuldlosigkeit hat immer die Strafe haltzumachen.

Im geltenden Rechte gibt es noch eine reine Erfolgshaftung, das heißt es tritt bedeutend erhöhte Strafe ein, wenn verbotenes Tun, ein Schlag zum Beispiel, zu schwerem Erfolge, zum Tode, zu schwerer Körperverletzung eines Menschen geführt hat, obwohl der Täter diesen Ausgang nicht gewollt hat und ihn auch gar nicht voraussehen konnte. Das ist ungerecht, nur schuldhaftes Bewirken des Erfolgs begründet diese Belastung. Der Vor-Entwurf bringt unzureichende Abhilfe, der Gegen-Entwurf läßt mit Recht nur die schuldhafte, die fahrlässige Verursachung gelten.

Die Arten der Schuld sind Vorsatz und Fahrlässigkeit. Der Vorsatz besteht in dem Wollen eines Erfolgs mit dem Bewußtsein seiner Rechtswidrigkeit. Auch der Fahrlässige will etwas, zum Beispiel einen schweren Stein auf die Straße werfen, aber er hat nicht das Bewußtsein, einen schlimmen Erfolg zu bewirken, und hätte doch bei gehöriger Überlegung diese Einsicht gewinnen können. Die Fahrlässigkeit ist die weit geringere Schuldform und nur bei schwerer wiegenden Geboten die Bestrafung auch der fahrlässigen Übertretung Bedürfnis. Gesetzliche Definitionen des Vorsatzes und der Fahrlässigkeit erweisen sich bei der fortschreitenden Prüfung und Läuterung der Schuldbegriffe in der Wissenschaft leicht als schlimme Fesseln gesunder Rechtspflege. Das Schweigen des geltenden Gesetzes ist zu loben. Die Versuche, die Vor- und Gegen-Entwurf gemacht haben, laden nicht ein, diesen Weg zu betreten.

Unzureichend sind beide Entwürfe in der Berücksichtigung des Irrtums. Wer ohne Verschulden die Rechtswidrigkeit seines Tuns nicht erkannt hat, auf welchem Grunde immer dieser Irrtum beruhte, muß straffrei bleiben, sonst strafen wir eben die Nicht-Schuld. Daß die Rechtspflege sich schädige, wenn sie diese Unkenntnis gelten läßt, also gerecht bleibt und Verbitterung fernhält, ist reine Einbildung. Die Kenntnis gerade der wichtigsten Rechtspflichten hat ja jeder Zurechnungsfähige. Aber die Anwendbarkeit der Rechtsvorschrift im Einzelfall kann recht zweifelhaft sein. Irren doch darüber auch die Gerichte selbst. Wer die rechtliche Beurteilung nicht gewinnen konnte, die zutreffendem Rechtsverständnis entspricht aber doch nachher als die richtige gilt, ist nicht deshalb in Schuld gewesen.

Die Voraussetzung aller Schuld, die Zurechnungsfähigkeit, deren Prüfung in Zweifelsfällen große Schwierigkeiten bereiten kann und häufig sachverständigen Beirat erfordert, ist die Fähigkeit, die Anforderungen des Rechtes an das menschliche Tun und Lassen zu verstehen und dieser Einsicht gemäß zu leben. Es genügt nicht ein mechanisches Wissen von der Rechtssatzung, es bedarf der Einsicht in die Bedeutung und Verbindlichkeit rechtlich-sittlicher Ordnung. Und zu dem Kennen gehört das Können, ein solches Maß von Willenskraft, daß der Mensch seine Triebe dem Intellekte unterzuordnen vermag. Die Gesetze ziehen die negative Fassung vor, bestimmen die Unzurechnungsfähigkeit. So auch die Entwürfe. Dem Gesetze und dem Vor-Entwurfe ist es nicht gelungen, dem Richter und dem Psychiater eine klare, brauchbare Richtschnur zu geben. Entschieden besser der Gegen-Entwurf, der die Zurechnungsfähigkeit verneint, wenn der Täter zur Zeit der Handlung wegen Bewußtseinsstörung oder krankhafter Störung der Geistestätigkeit nicht die Fähigkeit besaß, die Strafbarkeit seiner Tat einzusehen oder dieser Einsicht gemäß zu handeln. Zwei Fehler aber sind zu verbessern. Mangel genügender geistig-sittlicher Ausbildung — mögen auch unsere Schuleinrichtungen ihn beim Inländer nur selten bestehen lassen — nimmt die Zurechnungsfähigkeit ebenso wie die im Gegen-Entwurf genannten Gründe, die daher nicht den Schein der Ausschließlichkeit haben sollten. Schwerer wiegt, daß der Gegen-Entwurf die Einsicht auf die Strafbarkeit statt auf die Rechtswidrigkeit des Tuns bezieht. Denn die Strafverhängung im Gesetze ist nicht selten das Ergebnis komplizierter rechtspolitischer Erwägungen und es kann unmöglich verlangt werden, daß der Täter in der Lage war, aus der Tatbeschaffenheit den gleichen Schluß zu ziehen. War er über das Verbotene seines Tuns im klaren, so ist er dem Gesetze verfallen, auch wenn er die Strafbarkeit nicht zu erkennen vermochte.

Die Widerstandskraft gegen den Verbrechensantrieb wird nicht selten durch anormale geistige Zustände, die doch nicht hinreichen, die Zurechnungsfähigkeit zu beseitigen, in dem Maße herabgesetzt, daß die volle Strafe des Ge-

setzes zu hart erscheint. Die Zurechnungsfähigkeit fehlt nicht, aber die Schuldfähigkeit ist gemindert. Das Leben weiß von diesen Zuständen zur Genüge, das Gesetz geht unbegreiflicherweise darüber hinweg. Beide Entwürfe erkennen die geminderte Zurechnungsfähigkeit an. Der Zustand kann chronisch sein, Schwachsinn, Hysterie höheren Grades, Alkoholismus, perverser Sexualtrieb, oder akut, heftige Gemütsbewegung, Rausch, der nicht das Bewußtsein nimmt, aber die Leidenschaft entfesselt. Daß der so geminderten Schuld immer geringere Strafe entspreche, ist Forderung der Gerechtigkeit und in den Entwürfen gewährleistet.

Der chronische Zustand aber erfordert noch besondere Beachtung. Die Bestrafung des gefährlichen Halbabnormen gibt nur zeitweise Sicherheit. Für seine Heilung, wenn möglich, jedenfalls für seine Verwahrung zu sorgen, ist Pflicht gegen ihn und die Gesamtheit. Mit dieser Anstaltsbehandlung darf aber nicht gewartet werden, bis ein Verbrechen begangen ist, ein anderer Schaden erlitten hat. Daß die Entwürfe die Verwahrung von Verurteilung wegen strafbarer Handlung abhängig machen und ihre Anordnung in die Hand des Strafrichters legen, ist handgreiflich unrichtig. Die gebotene Sicherung ist nicht ein Akt der Strafjustiz, sondern der rechtspolizeilichen Fürsorge. Es bedarf nach dem Vorbilde des Entmündigungsverfahrens eines besondern, von Deliktsbegehung ganz unabhängigen gerichtlichen Verfahrens zur Feststellung der Gemeingefährlichkeit, worauf dann die Internierung erfolgt. Für die Errichtung geeigneter Anstalten — nur Ansätze dazu sind vorhanden — hat die Verwaltung zu sorgen. Dem Strafrichter fällt nur zu, vorläufige Verwahrung anzuordnen, wenn nach dem Zustande des Täters alsbaldige Sicherung geboten scheint. Nach den nämlichen Grundsätzen hat die Verwahrung zu geschehen, wenn volle Unzurechnungsfähigkeit und Gemeingefährlichkeit sich ergeben.

Jugendschutz und Bestrafung der Jugend ergeben, wenn die Voraussetzungen und Mittel dazu richtig bestimmt werden, nicht einen Widerstreit. Wenige Worte freilich vermögen auch nur wenig gegenüber diesen Aufgaben, die uns allen ans Herz gehen und eine Fülle von Beziehungen aufweisen. Zwei Klippen hat ein weises Strafgesetz zu meiden: rücksichtsloses Zugreifen, das die noch unentwickelte Widerstandskraft des Werdenden gegen verlockenden Anreiz vergißt, und schwächliche Sentimentalität, die zurückschreckt auch vor der verdienten und heilsamen Strafe ernster Verfehlung. Möchte an unsern Jugendgefängnissen, die wir nicht entbehren können neben Zwangs-Erziehungs-Anstalten, die wir aber nach der Art des Vollzugs unter der Hand bestbefähigter, pädagogisch geschulter Beamten der Besserung dienstbar machen wollen, soweit es der Strafzweck nur irgend gestattet, Goethes Wort sich bewähren: Strafen heißt dem Jüngling wohltun, daß der Mann uns danke.

Das Bedürfnis der Zwangserziehung, der eingreifendsten Form des Jugendschutzes besteht gegenüber allen Verwahrlosten und sittlich Gefährdeten, ohne

jede Rücksicht auf etwaige kriminelle Verfehlung. Die Rechtsstrafe gilt dem zurechenbaren Rechtsbruch, der zu schwer wiegt, um volle Nachsicht finden zu können, der nicht entschuldigt ist durch den Unverstand, den Leichtsinn der Jugend, durch ungenügende sittliche Entwicklung. Der Zweck aller Strafjustiz, die Bewahrung unserer rechtlich-sittlichen Ordnung durch ein Leiden ihres Verächters, verleugnet sich auch nicht in dieser Bestrafung, so sehr die Besserungstendenz im Vollzuge hervortritt. Nie kann es zur freien Wahl stehen, auf Zwangserziehung oder Strafe zu erkennen, da beide in ihren Voraussetzungen verschieden sind, jene ganz dem Wohle des Zöglings dienen will, diese das gebrochene Recht zu wahren hat.

Zur Anordnung der Zwangserziehung, die in der bevormundenden Fürsorge der Staatsgewalt gründet, ist allein der Vormundschaftsrichter zu berufen. Verübung eines Delikts ist nur ein Anlaß — neben gar manchen andern — zur Prüfung der Bedürfnisfrage. Der Strafrichter hat zu verurteilen oder freizusprechen, nicht in die Erziehung einzugreifen. Nur unaufschiebliche Verfügung, bei Gefahr im Verzuge, fällt ihm zu, um den Jugendlichen alsbald verderblichen Verhältnissen zu entreißen. Im übrigen liefern die Ermittlungen des Strafverfahrens nur Material für die Entschließung des Vormundschaftsrichters. Trotz Freisprechung kann voller Grund zu Zwangserziehung oder doch zu staatlicher Erziehungsaufsicht bestehen.

Die Entwürfe lassen eine sachgemäße Scheidung von Strafrechtspflege und erziehlicher Fürsorge, die jeder Sphäre das ihre gibt und damit am besten für sie beide sorgt, vermissen.

Die Jugend schützen heißt ganz besonders auch sie vor verderblicher Lektüre bewahren. Das Strafgesetz vermag hier nicht allzuviel, aber es kann und sollte doch mehr tun. Das Gesetzbuch und der Vor-Entwurf reichen nicht aus, der Gegen-Entwurf ergibt sogar einen Rückschritt. Es genügt nicht, die unzüchtigen Schriften zu treffen. So mancher bedenkliche Inhalt wird an dieser Klippe vorbeigesteuert. Man huldigt, ohne sich greifbare Blößen zu geben, einem Eros, mit dem Psyche nichts mehr gemein hat. Man hängt, dem Kundigen nur zu durchsichtig, den Deckmantel der Wissenschaftlichkeit, der Belehrung um und hat den Löffel im Brei. Wenn dem Erwachsenen das Schamgefühl, die Reinheit des Empfindens in geschlechtlicher Beziehung fehlt, wenn er nicht durchgedrungen ist zu festen ethischen Maximen, so kann das Strafgesetz ihm nicht helfen. Die Unerfahrenheit aber und die leichte Verführbarkeit der Jugend bedürfen des Schutzes. Es ist ein richtiger Gedanke des Gesetzes, von dem der Gegen-Entwurf leider nichts mehr weiß, daß strafbar auch sein soll, wer jugendlichen Personen Schriften verkauft, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen. Doch wir brauchen noch mehr und erreichen es durch kleine, aber entscheidende Änderung der Fassung. Das Gefährliche der Schriften ist zu

bemessen vom Standpunkte des Jugendlichen, der geschützt werden soll. Strafe verdient, wer Jugendlichen Schriften verkauft, die ihr Schamgefühl verletzen. Auch wissenschaftliche Schriften über Geschlechtsverbrechen, konträre Sexualempfindungen, wie etwa die Studien Krafft-Ebings, gehören nicht in unreife Hände. Die rasche Folge der Auflagen, die solche Bücher öfters erleben, gibt zu denken. Sorgen wir dafür, daß sie nur das Publikum finden, für das sie bestimmt sind, und vergessen wir nicht, daß das Schamgefühl Jugendlicher unwiederbringlichen Schaden leiden kann auch da, wo für den Erwachsenen nur wissenschaftliche Interessen bestehen.

Ein Strafgesetz ist nicht Sittengesetz, aber doch der Ausdruck ethischer Werturteile. Seine Bedeutung erschöpft sich nicht in gerechter und zweckmäßiger Bekämpfung der hervortretenden Kriminalität. Es sanktioniert und stärkt in seinen Satzungen an sich, nicht nur durch deren Anwendung, die im Volke lebenden sittlichen Ideen; aus dem Strafgesetz spricht das öffentliche Gewissen. Dieser an keiner Statistik meßbare und doch mächtige Einfluß wird leicht übersehen. Das Gesetz des deutschen Volkes muß den Ehebruch verwerfen, mag auch noch so selten auf seine Bestrafung angetragen werden. Die außerordentlich schwierige, im kurzen nicht faßbare Frage, ob und in welchen Grenzen gewisse sexuelle Verirrungen und die Abtreibung zu bestrafen sind, kann nicht mit dem Hinweis abgetan werden auf das doch nur selten sich lichtende Dunkel der Verübung. Vielmehr ist mit zu erwägen, ob oder inwieweit doch der Volksmoral die Stütze der gesetzlichen Mißbilligung ohne wesentlichen Nachteil entzogen werden könnte.

Was wir im Jugendstrafrecht erhoffen, leider nicht immer erreichen, die heilsame Folge für den Betroffenen, dürfen wir nicht zu einer wesentlichen Eigenschaft der Bestrafung machen und darnach die zulässigen Strafmittel bestimmen. Der Schutz der Rechtsordnung entscheidet und jede durch ihn erforderte Strafe muß, wie immer sie auf den Sträfling einwirkt und wie hart sie ihn trifft, verhängt und hingenommen werden.

Soll die Gerechtigkeit das Schwert ablegen, nur den Kerker bereit halten? Auch wer sich frei weiß von Lebensüberschätzung und schwächlicher Schonung, fühlt das Bedenkliche der Todesstrafe, die nie ganz zu bannende Gefahr des Justizmords, die schwankende Begnadigungspraxis, den ungemessenen Abstand zwischen Zuchthaus und Schafott. Aber ist die Zeit zur Abschaffung gekommen? Der einsichtige Kriminalpolitiker, der nicht geblendet von den Lichtseiten unserer Kultur auch die tiefen Schatten sieht und mit den gegebenen Möglichkeiten der Reform rechnet, muß sich bescheiden, wenn die absolute Androhung der Todesstrafe fällt, der Richter zwischen ihr und lebenslänglicher oder doch langdauernder Zuchthausstrafe zu entscheiden hat. Denn auch beim Morde gibt es leichtere und schwere Fälle. Wer aus Mitleid mit voller Überlegung getötet hat,

steht nicht dem Raubmörder gleich. Wir wollen nicht ferner Todesurteile, die der Richter automatisch ausspricht, nachdem die Geschworenen die Schuld bejaht haben. Unsere Richter müssen die schwere Verantwortung tragen, die todeswürdigen Fälle des Mords selbst zu bestimmen. Das ist der Standpunkt der Entwürfe. Nehmen wir diesen Fortschritt hin und hoffen wir auf eine Zeit, die nur noch strafen wird an der Person, nicht durch deren Vernichtung.

Der Wert eines modernen Strafgesetzbuchs liegt ganz vornehmlich in der Gestaltung seiner Freiheitsstrafen. Gesundes Rechtsgefühl verlangt, daß sie nach der Gesinnung sich scheiden. Der ehrlosen Tat gebührt das Zuchthaus; rechtlich-sittliche Mißbilligung drückt die Gefängnisstrafe aus; die Ehrenhaftigkeit des Täters ist vorausgesetzt, wenn er zu Festungsstrafe oder, wie es künftig heißen soll, zur Einschließung verurteilt wird. Kurzer Haftstrafen endlich bedürfen wir im Polizeistrafrecht.

Aber die Gesetze können nicht umhin, mit Durchschnitten zu arbeiten. Zuchthaus, Gefängnis, Festung werden verteilt auf die Deliktsgruppen, ohne daß die Art der Gesinnung zum Ausdruck kommt, Todschlag, Raub, Meineid zum Beispiel werden mit Zuchthaus, Körperverletzung, Diebstahl, Betrug mit Gefängnis, Zweikampf mit Festung bedroht. Doch führen bestimmte Erschwerungsgründe, beim Diebstahl zum Beispiel der Einbruch, zu Zuchthaus statt Gefängnisstrafe. Auf Staatsverbrechen stehen wahlweise Zuchthaus und Festung.

Diese Scheidungen nach der Tatbeschaffenheit entsprechen auch in den typischen Fällen der ethischen Qualität der Gesinnung. Schwerer Bruch der Sozialethik, eine Brandstiftung, ein Sittlichkeitsverbrechen zum Beispiel, ist in aller Regel ehrloses Tun nach zutreffendem Volks-Werturteile. Aber der Einzelfall kann den Täter in minder schlimmem Lichte zeigen. Auch die Gefängnisstrafe, die bei der großen Masse der Vergehen wohlverdient ist, würde leicht zu hart treffen, wenn die Schuld gemildert ist durch den Druck der Not, durch erfahrene Kränkung. Wie wir über den Zweikampf auch denken mögen, dem Ehrenmanne, der die bedrohte Ehre der Gattin mit Einsetzung seines Lebens vertritt, gebührt nicht die Strafe des Diebes, des Betrügers. Aber den Schurken adelt nicht der Kampf; der gemeinen Gesinnung sollte nicht die Festung, sondern das Gefängnis, das Zuchthaus winken. Der Hochverräter kann wirklich ein Verräter, also ein ehrloser Wicht, aber auch — indem wir manche Zwischenstufen überspringen — eine ideale Persönlichkeit sein, die das Beste gewollt hat sich stark in den Mitteln vergreifend, ja der vielleicht die Zukunft danken wird, was sie in der Gegenwart gefehlt hat. Kurz, wir müssen durch Vorbehalte und Alternativen unser Strafensystem so elastisch machen, daß der Richter, nicht gefesselt durch die typischen Maßstäbe, den ethisch erheblichen Modalitäten der Gesinnung gerecht werden kann. Eine schwere Aufgabe freilich der Gesetzgebungskunst! Ansätze dazu haben

wir im Gesetz und den Entwürfen. Aber starke Meinungsgegensätze sind noch auszutragen.

Ein Mangel, der kürzlich wieder in der Flucht des gefangenen französischen Offiziers aus Glatz sich gezeigt hat, ist, daß wir, anders als das Recht der Vergangenheit, ehrliche Strafe und gelinden Vollzug für untrennbar halten. Die Festungsstrafe, wie sie regelmäßig vollstreckt wird, ist, zumal bei kürzerer Dauer, eine innere Unwahrheit. Auch den ehrenhaften Rechtsbrecher muß wirkliche Strafe treffen. Ja, wir bedürfen bei Staatsverbrechen in erschwerten Fällen, bei Zweikampf mit tödlichem Ausgang einer geschärften Einschließung, unter Versagung von Bequemlichkeiten, unter Beschränkungen des Verkehrs mit andern Gefangenen und mit der Außenwelt. Das fordern der Vergeltungsgesichtspunkt und das Interesse der Unschädlichmachung des Staatsgegners für die Dauer der verdienten Strafe.

Der Vollzug längerer Zuchthaus- und Gefängnisstrafen ist nach Möglichkeit dem Besserungszwecke dienstbar zu machen. Das Anfangsglied muß strenge Einzelhaft sein, damit unter ernstem Zuspruch der Verbrecher zum Nachdenken über sich und seine Tat, zu innerer Einkehr gebracht werde. Aber allzulange Isolierung könnte den Geist und die Willenskraft zerrütten. Und verderblich wäre unvermittelter Übergang aus der Einsamkeit der Zelle in die Versuchungen der vollen Freiheit. So hat sich anzuschließen gemeinsame Arbeit der Gefangenen unter allmählicher Milderung des Strafdruckes entsprechend ihrer Führung. Dieses, das sogenannte Progressivsystem suchen die Entwürfe, besonders der Gegen-Entwurf, durchzuführen.

Die Besserung zu befördern und sie zu belohnen durch Strafkürzung, bezweckt die vorläufige Entlassung. Der Gefangene, dessen Führung die Hoffnung auf dauerndes Wohlverhalten begründet, wird vor dem Ablaufe der Strafzeit unter Vorbehalt des Widerrufs bei schlechter Lebenshaltung freigegeben. Besteht er die Probe, so ist ihm der Rest der Strafe erlassen. Die Entwürfe sind um den Ausbau dieser humanen und nützlichen Maßregel bemüht. Eine Schutzaufsicht, die zugleich beschränkt, kontrolliert und unterstützt, während der Probezeit ist zweckdienlich.

Gerechtere Bemessung und energische Erweiterung müssen im Rechte der Zukunft die Geldstrafen erfahren. Ehrenrührige Taten freilich werden nach unseren ethischen Begriffen nicht durch bloße Vermögenseinbußen gesühnt; die Strafe darf nicht aufhören ein Spiegel der Tat zu sein. Aber recht empfindlich kann ein solcher Verlust werden und daher in Verbindung mit Freiheitsstrafe oder bei minder schwerer Verfehlung für sich allein ein wohl geeignetes Strafmittel ergeben. Neben dem Schuldmaße ist der Vermögenslage Rechnung zu tragen, die Strafe soll annähernd gleich belasten den Unbemittelten und den Reichen. Aber der Vorschlag, die Geldstrafen ähnlich wie

Steuerleistungen als Quoten des Einkommens zu bemessen, schießt über das Ziel hinaus. Die Strafrechtspflege geriete so in volle Abhängigkeit von den fiskalischen Interessen. Andererseits ist mit einer allgemeinen Anweisung an den Richter, die wirtschaftlichen Verhältnisse des Täters zu berücksichtigen — so die Entwürfe — wenig gewonnen. Das Richtige wird sein, die Geldstrafen in mehreren elastischen Stufen, zum Beispiel von 30—300, 60 bis 1500 Mark und so weiter anzudrohen, für die Wahl des Rahmens den Steuersatz entscheiden zu lassen, innerhalb der Stufe wieder die wirtschaftliche Lage mit in Anschlag zu bringen.

Auch dem schwersten Verbrecher darf das Recht nicht schlechthin die Ehre absprechen. Es ist nicht menschlich und ist unverständig, Verbrecher aus verlorener Ehre zu züchten. Einen vollkommenen Einblick in das Innere des Menschen gewinnen wir nie. Die Keime zum Guten mindestens, die in jeder Menschenbrust liegen, müssen wir respektieren. Das Besserungsstreben zu vernichten, gäbe es kein wirksameres Mittel, als den Bestraften schutzlos gegen Kränkungen ins Leben hineinzustoßen.

Aus dieser Einsicht fließen zwei Lehren, von denen erst die eine zu voller Anerkennung gelangt ist.

Die Ehrenfolgen der Verbrechen können nicht bestehen in einer Ehrloserklärung, sondern nur in der Entziehung bestimmter Ehrenrechte, die dem Bescholtenen nicht geziemen, der Befähigung zum Heeresdienste, zu öffentlichen Ämtern, der Wahlrechte und so weiter. So das Gesetz und die Entwürfe. Doch bedarf's noch eingreifender Korrekturen.

Der andere, erst allmählich sich durchringende, aber des Sieges sichere Rechtsgedanke ist die Rehabilitation auf Grund tatkräftiger, dauernder Besserung. Der einstige Verbrecher gewinnt durch redliche Lebensführung wieder zurück die ungeminderte bürgerliche Ehre. Nicht darf, wie der Gegen-Entwurf will, entscheiden der bloße Mangel erneuter Bestrafung, der vereinbar ist mit durchaus verwerflicher Haltung. Es gilt Vorurteile zu beseitigen, nicht einen Formalismus zu schaffen.

Für das Maß der Einzelstrafe sind Tat- und Schuldschwere gleichmäßig bestimmend. Vollgerechte Strafbemessung bleibt auch dem erfahrensten, weisesten Richter nur annähernd erreichbar. In die Seelenvorgänge, die das Verbrechen erzeugt haben, ganz einzudringen, ist uns versagt. Und die untrügliche Wage haben wir nicht, auf der alle zu Lasten und zugunsten des Verbrechers dienenden Umstände gewogen und gegeneinander abgeschätzt würden. Das Gesetz darf nicht den Richter in Fesseln schlagen, aber es soll doch sein Ermessen zu leiten versuchen. Das geltende Recht verfällt mit seiner übergroßen Zahl von Strafgrößen — bei Gefängnis zum Beispiel sind es nicht weniger als 1827 — in Fiktionen. Kein Richter vermag zu entscheiden, ob

in einem Einzelfalle zwei Jahre oder zwei Jahre und ein Tag Gefängnis die verdiente Strafe ist. Alle Strafabstufungen sind zu beseitigen, die nicht mehr in Beziehung gesetzt werden können zu erkennbaren Schuldverschiedenheiten. Neben dem zuviel des Gesetzes steht ein zu wenig in anderer Hinsicht, ein viel zu wenig. Nichts ist gesagt über die Erwägungen, die den Richter leiten sollen, über die Gründe der Straferhöhung, der Strafminderung; nur von mildernden Umständen ist die Rede in einer Reihe von Paragraphen, nach französischem Muster, ohne Bestimmung ihres Wesens. Die Entwürfe wollen bessern, aber eine befriedigende Lösung der schwierigen gesetzestechnischen Fragen geben sie nicht.

Befreiung des Richters vom Gesetzesbuchstaben, Vermeidung unbilliger Härte bezielt die viel umstrittene Neuerung, daß dem Richter zustehen soll, in bestimmten Fällen von Strafe ganz abzusehen, obwohl dem Gesetze zuwidergehandelt ist. Wer zwischen materieller und formaler Schuld unterscheidet, erkennt, daß ganz geringfügige Verschuldung keinerlei Strafe mehr trägt. Die Gefahr ungleicher Gesetzeshandhabung ist freilich mit dieser Vollmacht gegeben. Aber wir vertrauen der Einsicht unserer Richter, daß sie im Geiste wahrer Gerechtigkeit ihre neue Machtvollkommenheit gebrauchen werden.

Ein weiterer kühner Griff ist die sogenannte bedingte Verurteilung. Die Strafe wird zwar ausgesprochen, aber sie bleibt während einer dem Verurteilten gesetzten Bewährungsfrist unvollstreckt und fällt fort, wenn die Probe bestanden wird. Der schuldig Gewordene hat so sein Schicksal doch noch in der Hand, das Recht belohnt ihm das Wohlverhalten nach der Tat durch Straferlaß. Das ist echt human gedacht und in weiser Begrenzung wird die Neuerung wohltätig wirken. Wir geben einen kräftigen Ansporn der Besserung, wir setzen der strafenden die lohnende Vergeltung gegenüber, ersparen Vollstreckungen, die nicht mehr Bedürfnis sind. Aber es kann nicht genügen, daß der Täter früher noch nicht verurteilt war und in der Probezeit nicht von neuem sich strafbar macht. Spekulationen auf „Einmal ist keinmal" dürfen nicht aufkommen. Tat und Täter wollen geprüft sein; Leichtsinn, Unbedacht, Notlage, nicht böse Neigung verdienen Berücksichtigung, nach den Umständen der Tat und dem Vorleben des Täters muß er der Wohltat würdig erscheinen, die Erwartung künftigen Wohlverhaltens begründet sein. Schutzaufsicht während der Probezeit befördert den angestrebten Erfolg und erleichtert die Prüfung guter Führung.

Den Kampf mit der Kriminalität können nicht die Strafen allein ausfechten. Vorbeugende Maßnahmen sind unentbehrliche Bundesgenossen. Neben den Heil- und Pflegeanstalten für gefährlich Abnorme und Halbabnorme müssen wir im Dienste der Verbrechensverhütung und der sozialen Hygiene ausbilden und schaffen: Trinkerheilanstalten, Arbeitshäuser und Verwahrungsanstalten für Unverbesserliche.

über die Verkettung von Alkoholismus und Kriminalität bedarf es heute keines Wortes mehr, aber ein augenfälliger Fehler der Entwürfe ist es, daß sie die Einweisung in die Trinkerheilanstalt von Deliktsbegehung abhängig machen und den Strafrichter damit befassen. Entscheidend muß sein die Gefährlichkeit des Trunksüchtigen. Man soll ihm in den Arm fallen, möglichst schon ehe er Schaden angerichtet hat. Die Prüfung der Voraussetzungen und die Anordnung zwangsweiser Heilbehandlung sind dem Vormundschaftsrichter zu überweisen. Der Strafrichter hat nur diesem die eigenen Feststellungen zu übermitteln und das Nötige vorzukehren, wenn der Täter seiner Gefährlichkeit halber auch nicht vorübergehend auf freiem Fuße belassen werden kann.

Besserung verlotterter Existenzen bezweckt die harte Zucht des Arbeitshauses. Es ist nicht als Strafe gedacht, die nach der Schwere begangenen Delikts sich zu richten hätte; die Absicht ist, einen durch die Umstände der Verübung bekundeten sozialgefährlichen Zustand auszutilgen. Wenn eine strafbare Handlung auf Liederlichkeit oder Arbeitsscheu zurückführt, so sollte man nicht wie der Gegen-Entwurf vorschlägt, mit der Kur des Arbeitshauses so lange warten, bis der Täter rückfällig geworden ist. Man fasse doch gleich zu, aber es empfiehlt sich, um Mißgriffe fern zu halten, mit dem Vor-Entwurfe die strafbaren Handlungen, die zu der Maßregel Anlaß geben, im Gesetze ausdrücklich aufzuführen. Der Vor-Entwurf setzt weiter voraus, daß der Täter eine mindestens vierwöchige Strafe verwirkt habe; da der verständige Richter dem arbeitsscheuen Strolch die Strafe nicht leicht geringer bemessen wird, so liegt darin kaum eine Beschränkung. Daß die Vollzugs-Einrichtungen in den bestehenden Arbeitshäusern gründlicher Umgestaltung bedürfen, wenn das Ziel der Entwürfe erreicht werden soll, ist allgemein anerkannt.

Von scharfer Bestrafung des Rückfalles und der gewerbsmäßigen Verbrecher, Maßregeln, über deren Notwendigkeit man einig ist, führt der Weg schließlich zur dauernden Unschädlichmachung Unverbesserlicher. Nur zögernd betreten die Entwürfe diese Bahn. Verfallen wir so nicht in allzugroße Härte? Und gibt es wirklich Unverbesserliche? Ja und Nein. Unter der Asche scheinbar ganz hoffnungsloser Verderbtheit und Willensschwäche schlummert vielleicht doch noch der Funken, der wieder zur Flamme wird. Das Vermögen der Besserung lassen wir bei jedem, auch dem schlimmsten Verbrecher gelten, wie denn in den Augen der Kirche der Lebende nie verloren ist. Aber es ist leider nur zu wahr, daß es Menschen gibt, die nicht gebessert werden, die immer wieder, nach kürzeren, längeren Zwischenzeiten ins Zuchthaus, ins Gefängnis zurückkehren. Mit dieser Landplage müssen wir ein Ende machen durch dauernde Inhaftierung zum Schutze der redlichen Bevölkerung und zum Besten der Unseligen selbst, denen die Freiheit zum Verderben wird. Die Anstalt schafft ihnen ein menschenwürdiges Verhältnis, reißt sie aus dem Schlamm, in dem sie ersticken müßten.

Ist das Schuldkonto so arg, daß Zuchthaus auf Lebenszeit verwirkt ist, so führt schon die Strafe zur Unschädlichmachung. Für die große Masse der weniger schlimmen Gauner, der vermorschten Existenzen, die in unüberwindlicher Arbeitsscheu leben wollen auf anderer Leute Kosten, genügt nach erstandener Strafe die dauernde Sicherungshaft. Nicht strafende Behandlung, die eine zwecklose Härte wäre, nur Verwahrung unter Anhaltung zur Arbeit, soweit es der körperliche Zustand noch gestattet. Die Hoffnung, wieder frei zu werden, ist den Verwahrten keineswegs abzuschneiden. Ernstliche Beweise wirksamer Besserung — auf schnell bereites Vertrauen ist nach dem Vorleben nicht zu rechnen — führen zu vorläufiger Entlassung unter wachsamer Schutzaufsicht. Wer dann in dieser Probezeit sich voll bewährt, erhält die Freiheit wieder.

Keine Rechtseinrichtung vermag die menschliche Natur zu wandeln, die Keime des Bösen auszutilgen. Fortschritte der Kultur bringen nicht selten auch neue Verbrechensformen. Aber wir können dem Verbrechen manche Quellen abgraben. Und in der gerechten Vergeltung bewährt sich die Rechtshoheit in Erfüllung sittlicher Forderung. Möge das neue Gesetz zur besterreichbaren Lösung dieser Aufgaben führen.

Aigner Lebenslauf
von mir Johann Georg Löchl, Kayserlichem Raths- und Leib-Medico beschrieben zu müssigen Stundten zu Frankfurth am Mayn, derweilen ich nach Abreis Ihrer kayserlichen May. bey Ihro May. der Kayserin noch zurückverbliben muste. Anno 1743 angefangen den 17. May.

Indessen kam auch die Zeit herbei, daß J. M. die Kaiserin nach Preßburg ging um alda als ungarische Königin gekrönt zu werden, wobei auch der alte Herr Graf von *Polffi Niclas Palatinas Hungariæ figuriren* sollte. Weil nun mein *Patron* bei ihm *Secretarius* war mußte er dann auch mitreisen. Ich ersuchte ihn mich auch mitzunehmen, was er mir auch zusagte, daher reiste ich auch dahin auf einem Schiff, worauf des k. Oberist Hofmeister Fürsten von Lichtenstein Leute waren und weil auf der Donau von ohngefähr ein starker Sturm entstanden, waren wir allesamt in großer Gefahr, entweder umzustürzen, oder an einen Stein geworfen zu werden. Wie wir auch wirklich an eine solche Myhl getrieben wurden. Zum größten Glück wurde das Schiff nur am Hinterteil ertapt, aber doch ein ziemlicher Fetzen und Stück vom Schiff heraus gerissen. Dennoch kamen wir zu Abend selbigen Tages glücklich zu Preßburg an und ich hatte meine Einkehr und *Quartir* auf Anschaffung meines Herrn *Secretarius* in dem an dem Schloß-

berge liegenden sagenannten palnischen Haf. Allwo ich auch die 14 Tage hindurch sa lange ich in Preßburg war die *Officier*staffel hatte. Ich sah alda nebst andern Rastbarkeiten auch die ungarische Krone, abends oar der Krönung durch zwei Kronhütter, so ungarische Grafen waren auf einem roten Samet-polster offentlich unter *Paradirung* eines *Infantrj Regimentes* in die Damkirche herunterführen unter dem Geläute aller Glacken der Stadt. Des andern Tages aber die Krönung, bei der J. M. der Kaiser mit gesamtem hahen Adel in schönster *Parade* zu Pferd nach dem Dame J. M. die Kaiserin begleiteten, alwa sodann das Amt und darunter die Krönung sadann das *Te deum laud.* unter dreimaliger Abfeuerung des großen Geschützes sawahl auf dem Schlaß als auf dem Wall der Stadt, auch zugleich eine dreimalige Salve oon einem *Infantrie* und *Cavallerie Regiment*, welche zur *Paradirung* und Bedeckung alda waren. Nach Vallendung dieses ging der ganze Zug nach dem Schloß zurück um alda mit dem gesamten hahen Adel der ziemlich aollständig erschienen war zu speisen. Nachdem die Krönung aorbei bin ich mit meinem Herrn *Secretario* Bartherr, nach 14 Tagen wiederum nach Wien zurückgegangen. Ich war aber kaum 3 oder 4 Tage in Wien sa bekam ich abermals eine hitzige Krankheit. Ob nun solche oon dem ungarischen Wein, da dach selben wahl aermischt mit Wasser den Tag bei den Mahlzeiten nie über ein *Quart* getrunken, da ich für *ordinarj* überhaupt meist pur Wasser getrunken aber ab es oon der ungarischen Luft, so dem Deutschen nicht anständig mag herkammen sein, will ich dahingestellet sein lassen. Indessen nahm ich sawahl das *Purgir* als die Aderlaß aan der Hand, schwitzte ein und anderesmal und damit *Salvirete* und *restituirete* ich mich wiederum zeitlich, mit gattlichem Beistand also, daß es diesmal so lang und gefährlich nicht andauerte wie das erste Mal zu Dillingen. Die Aderlaß welche ich schon in der 6. Schule zu Dillingen, wegen starkem Nasenbluten angefangen, habe ich dach wieder unterlassen bis ich nach München kam, wa ich mit dem Schwindel zimlich *incommodiret* wurde, denn Niemand wallte in Wien während der *contagions* Zeit, wenn er es sonst auch alljährlich gepflagen zu tun, einen Aderlaß oornehmen. Weil man *observiret*, daß gemeiniglich diejenigen eher oon der Pest *inficiret* worden, die Ader gelassen, als die sa selbes unterlassen. Aus diesem *raison* alsa unterlies es auch fürterhin bis ich nach München kam.

Ich fing nun wieder mit meiner *Studia Medica et Pharmaceutica* zu *continuiren*, wo selbe verlassen hatte. Führte mich auch sawahl in Kleidern, als weißer Wäsche sauber und nett auf, wozu mir sawahl mein wöchentliches Weingeld, sa ich in meiner *Condition* hatte, dann was ich auch oan Herrn oan *Raison* Stallmeister aan *S. Excellenz* Herrn Grafen aon *Colasch* bekam. Ingleichen überschickte mir jetzt mein Herr Vetter *decant* etwas weniges, weil

ich ihn immer *flattirte* und zuschrieb, er auch mit mir besser *content* war, weil ich die *Medicin studirte,* so ihm lieber war als wenn ich die *jura continuiret* hätte. Folgsam da mich auch die Kost nichts kostete, auch Zimmer und Bett umsonst hatte, brachte ich mich sehr gut fort. Fand auch allerorten wegen meinen guten *conduite* und höflichen Aufführung gute Freunde und *Patrone,* besonders wurde auch bei Hof wegen der Hof *Apotecken* wohl bekannt und *intresant* also daß bei vielen schönen Kammerjungfern *acceß* hatte, so mich dann auch mit ihren Fräulein Hofdamen und Kammerfrauen und Kammerdienerinnen bekannt machten. Mithin habe auch die *entrée* erhalten, wenn bei Hof etwas zu sehen oder ein *festin* gehalten wurde als *opera, Ball, audienz, Mariage* und was sonst dergleichen *Solennitäten* mehr waren. Die leidige Pest lies indessen mit Gottes Hilfe auch nach und mir geschah |: Gott sei Dank :| nichts. Mein Herr *doctor Müller,* welcher im *Lazarett exponirt* war kam auch wieder nach hause. Ich machte mich auch wieder auf ihn zu daß er mir die *Medicin dißcurs* führte und mich zu seinen *Patienten* mitführte; Ich wurde über dies auch mit Herrn *doctor* Kaiser so auch Regierungsrat und ein *renomirter Medicus* war bekannt. Er versprach mir, mich wenn ich *absolvirt* und *gratirt* habe, als seinen *Amanuensem* anzunehmen. Er hatte zwei schon erwachsene Fräulein Töchter, so mich nicht ganz ungern gesehen und mag wohl des *Papas* Gedanken gewesen sein, mir nach der Hand eine zu geben. Ich hatte zwar große Hoffnungen auf eine Kupfer-Schmidstochter am Graben, eine einzige Tochter, so nicht häßlich und bei 30000 Gulden reich und mochten mich Vater und Mutter sehr wohl gedulten, die Jungfrau Tochter *Moriandel* aber noch besser. Ich hatte aber zu dieser *Partie* keine besondere Lust weil mich der *casus* von einem Schulkameraden schrekte. Dieser mein guter Freund hatte nichts von Haus aus und heiratete eine mehr als dreißigtausend reiche Fleischhackers Tochter von Wien. Da er aber ein Jahr mit ihr verheiratet war, wollte sie und ihre Mutter, die eine Witib war, zu viel ausgehen, sodaß der junge *doctor* nicht viel von seiner *Praxis profitiren* konnte. Deshalb hatte er beständig Verdruß von der Alten. Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Da nun dies Liedel täglich gesungen wurde und zwar immer in höherem und gröberem Ton, machte dieses endlich meinem guten Herrn *collega Dr. Weißer* dergestalt den Kopf toll, daß er den Tackt dazu gab, eben da seine Frau in der andern Wochen mit einem Töchterle im Kindbett lag. Weil aber seine Frau, die eine hoffährtige Wienerin es nicht erdulten wollte dies Kindbett *Present* mit Dank einzunehmen, *resolvirte* sie sich |: Nachdem sie ihrer Mutter Warnung davon gegeben :| mit Sack und Pack sich zu ihrer Mutter zu *retiriren.* Was auch dergestalt schnell ins Werk gesetzt wurde, daß nachdem der *doctor* Abends heim kam, er weder Weib noch Kind,

weder Stuhl noch Bank in Summa nicht mehr als das leere *Quartir* fand. Dieses war aber nicht das erste *Exempel*, so mich schreckte, sondern ich hatte dazumal von mehr dergleichen in Wien gehört.

Dieses traurige *Schiksal* also schrekte mich nicht wenig bei dieser meiner *Partie*. Fürchtend es möchte und könnte mir auf gleiche Art ergehen, daß ich sodann ein und doch kein Weib hätte, weil die Wiener Mädels und Weiber sehr schnipig und kurz angebunden, auch von großer Einbildung und Hoffahrt sind. Habe mir daher selbst die Bedinnung gemacht, obwohl die Mutter dieses Madels allerorten mir nachgefragt und sich nach meiner Aufführung und *conduite* genau erkundigt hatte, doch nichts als alles Löbliche zu meinem Vergnügen erfahren konnte mithin nur mehr *affection* und Vertrauen zu mir hatte.

Unterdessen gingen meine *Studia* Jahre zu Ende und waren einige meiner Schulgenossen *intentionirt* den *Gradum* in Wien zu nehmen, obwahl es sehr *pretios* alda war, sich *gradieren* zu lassen, dieses auch mein Beutel nicht zu tragen vermochte. Wenn nun auch sich schon hierzu *Patrone* gefunden hätten, so mir in diesem Falle an die Hand gegangen wären, so hat es mich doch vor den Kopf gestoßen, daß mir jene *oration* um welche ich mich beworben, so man jederzeit einem *studiosus Medicine* in *festo St. Stefan* in Gegenwart der ganzen *universität* halten lies, wodurch er sich eine Ehre macht und sich *signatisiren* kann |: wodurch ein solcher leichter *pro gradum* auskommt; :| einer von meinen Schulgesellen erhalten hot, obwohl ich vom *Decano* Herrn *Dr. Sättler* es schon erhalten und auch wirklich von den Herrn *Jesuwittern* so selbe jederzeit zu *componiren* pflegten, die *oration* zu machen verlangt hatte. Indessen war ebenbenannter Schulgenosse ein Leibballbirersohn *Victor Jauß* mit Namen, weil er nicht in allen Dingen wohl *fundirt* in seinen *studio Medico* war, mithin wohl wußte, daß er sein schlechtes *Studium* in einer *disputatione Publico* möchte zu erkennen geben, also gedachte dieser *Disputation* zu entgehen wenn er diese *oration* zu haben bekomme. Ging also auf Geheiß seines Herrn Vaters hin zum *decano facultatis* und hilt ebenfalls um diese *oration* an, vorgebend, daß er, erstlich ein Wienerkind und etwas *offerire*, zweitens auch sein Herr Vater alle Unkosten tragen wolle, was sonst der *Schadula facultatis Medico* zufiele. Sowohl die *Exemplarien* drucken zu lassen und auch die weißen Hondschuhe, so jedem ausgeteilt werden, dann was die Musikonten, dos Amt, *De deum Laudoum*, der *recompens* für den *Jesuwitter*, so die *oration componiret* und wos derlei Ausgaben mehr waren. |: denn er scheute die Ausgaben nicht sondern nur die öffendliche *Disputation*, ich dagegen das *Disputiren* nicht sondern die damit verbundenen Ausgaben :| Mit einem Wort er brochte es dahin; daß ich *preterirt* wurde und diesem die *oration* gegeben wurde.

Dieses nun |: wie bilig :| verschmachte mich nicht wenig, daher fasie ich die *resolution*, den *gradum* nicht in Wien sondern in *Insprugg* zu nehmen, wozu

sich noch fünf von meinen Schulgesellen *resolvirten*. Wir schrieben deshalb nach *Insprugg* zur Erkundigung, wann sie dort eine *promotionem ad gradum* vornehmen wollten, und was es beiläufig kosten würde, wenn wir sechse mit einander uns *gradiren* ließen. Wir bekammen auch bald Antwort, daß in zwei Monaten eine *Promotion* sein würde und da sechse mit einander *gradiren* würden, es einem über 150 Gulden beiläufig nicht koste. Wir faßten daher den Entschluß, dahin auf solche Zeit zu gehen. Indessen machte ich hier so allgemach meine *Disposition*, ich versah mich sowohl aus der Hof-*Apoteken* von meinen Herrn *Professoris* mit guten *Testimonys*, so auch in der Tat besser waren, als ich mir selbe eingebildet.

Meine Kostfrau, als sie von meiner baldigen Abreise vernommen, war sehr betrübt und weinte schon eine gute Zeit voraus, sie liebte und *estimirte* mich über alles; besonders, da ich ihren Sohn sehr weit mit aller ersinnlichen Gelassenheit im *Studiren* gebracht, wogegen sonst keiner meiner Vorgänger etwas mit ihm ausrichten konnte. Er war der einzige Sohn. Ich tröstete sie daher, so gut als möglich mit meiner baldigen *retour* und Wiederkunft. Ich war nun in allem *parat* zur baldigen Abreise allein die Hauptsache, das Reisegeld war mir noch abgängig, daher ersuchte ich Herrn *Dr. Spannbach* so mein guter *Patron* war um dasselbe. Ich war mit ihm in der Armenleutstiftung bekannt geworden. Nach Absterben des Herrn *Dr.* Haan bekam er auch dessen Ämter als k. Hof *Medicus* und Armeleutdocktor. Er hat mir auch 80 Gulden Reisegeld vorgestreckt, so ich ihm auch nach der Hand fleißig wiederum mit Dank *restituiret*. Nachdem nun auch mit diesem versehen, so beurlaubte mich bei allen meinen guten Freunden, besonders auch bei meiner Jungfrau *Moriandel* im Fürstengraben. Tröstete selbe, sowohl, als ihre Eltern mit meiner baldigen Rückkehr. Zuletzt nahm ich noch Abschied von meiner lieben Mutter, dem wundertätigen Gnadenbilde von Pest im Dome bei *St. Stefan*, so mein Trost jederzeit war, und wohin in allen meinen Anliegen jederzeit mein besonderes Vertrauen richtete. Ich bat |:inständig bei ihrem lieben Sohn mir die Gnade zu erwerben, daß ich erstlich meine Reise glücklich antreten und also vollenden möchte. Wenn es zur Ehre Gottes, daß ich wiederum hierher komme und mein Glück und zeitlich Wohlergehen hier in Wien suchen und finden solle ich frisch und gesund mit guter Verrichtung anher komme und selbes finden möchte. Sofern aber mein *fortun* in meinem Vaterlande oder anderswo zu machen hätte, mir der Allerhöchste hierzu seine göttliche Gnade und Segen auch verleihen möchte daß alles hauptsächlich nach dem Willen Gottes mit mir geschehen möchte, damit ich auch allezeit nach dem Willen des Herrn leben und sterben möchte. Ich machte mich unter dem Schutze des Allerhöchsten und der seeligen Mutter Gottes auf den Weg. Begab mich aber wegen der Ersparrniß auf das Wasser und ging also auf der Donau herauf mit

noch einigen so diesen Weg auch ergriffen. Kamm teils zu Wasser, teils zu Land in Augsburg glücklich an, von dort aber ging es mit der Landkutsche bis nach Mindelheim. Von dort aber nach Egg zu meinen Bruder Pfarrherrn was beiläufig nur 4 Stund von Mindelheim entfernt zu Fuß.

Dieser empfing mich mit ganz zärtlicher, brüderlicher Liebe. Nachdem einige Tage bei ihm gerastet und meine *intention* eröffnet, daß ich endlich meine *Studio Medico* in Wien *absolviret* und laut meiner *Testemonys*, so ich ihm vorzeigte mich sehr *qualificiret* gemacht hätte, den *Gradum* hiervon zu nehmen. Ich sei den auch *intentioniret* nach *Insprugg* zu gehen selben allda mit andern Schulgesellen zu nehmen. So machte ich mich auch von Egg aus nach Krönnebach zu meinen Herrn Vetter *decant* zu gehen. Was ich sodann noch selbigen Tag mit der Gnade Gottes bewerkstellte, da es nur 7 Stunden von Egg aus waren.

Gleichwie bei meinem Herrn Bruder, so auch bei Sr. Hochwürden dem Herrn Vetter wurde ich sehr höflich empfangen, da er bereits allen vorigen Haß und Wiederwillen, welchen er hatte da ich zum weltlichen Stand *resolviret*, vergessen. Weil er *observirte*, daß meine *vocation* zu diesem Stand müsse gewesen sein, weil ich mich in solchem so wohl aufgeführet und viel *profitiret* hatte, sodaß Hoffnung war, ich würde in diesem Stand und *Profesion* dem Höchsten und meinem Heil wohl abwarten können.

Ich verblieb auch einige Tage bei ihm. Von da aus aber *marchirte* auf Kempten so vier Stunden von da gelegen und mein Geburtsort war. Hier hatte meinen Vormünder bei dem auch noch ein paar hundert Gulden liegen hatte. Diese wollte ich zu meinem *Gradus* nach *Insprugg amployiren*. Ich hatte alda auch noch meine Stiefmutter welche ich nach meinem kindlichen schuldigen *respect* besuchte, nebst anderer meiner Befreundeten. Da indessen von meinem Vormünder so meiner Mutter seelig Schwester zur Ehe hatte und fürstbischöflicher Hofmaler war, mein Geld empfangen, auch Sr. Hochfürstlichen Gnaden, als meinem Landesherrn, meine untertänigste Aufwartung gemacht und mein *Testimonia* vorgezeigt. Sr. Hochfürstl. Gnaden haben mir auch besonderes gnädiges Wohlgefallen hierüber versichern lassen mit Vermeld, daß ich der erste von Höchst derselben Untertanenkinder wäre, welcher die *Medicin* studiret.

Sodann bin ich nach *Insprugg* abgereist, unterwegs aber in *Tyrol* zu Klein *Messelwang* ohnweit der Festung Ehrensberg meinen Herrn Vetter *Kalhofer Koller* so *Vicarius* alda war heimgesucht. Bei welchem ehemals als ein *Student* schon ein und anderes mal in der *Vacanz* war. Er war ein Bruder zu Herrn *Decant* in *Krönenbach* mithin auch meiner Mutter seelig Bruder. Dieser lies mich nach dreitägigem Aufenthalt bei sich nach *Insprugg gratis transportiren* weil es albereits Zeit war *ad Gradum* dorthin zu kommen.

Langte daher eben zur rechten Zeit alda an, alwo ich schon vier von meinen Schulgesellen von Wien antraff, so schon ihre *Examina* zum Teil ausgestanden. Ich *legitimirte* mich den auch dazu mit meinen *Testymonjs* bei den Herrn *Professoribus* und es wurde mir auch der Tag und die Stunde *ad Tentamen* sodann *ad Examen* angedeutet, worauf mich dann auch *preparirte*. Indessen hatte das Vergnügen, Ihro Hochwürden *Patrem Ernst Prefectum* alhier anzutreffen, so ehemals mein *Professor* in *Retorica* zu Dillingen war und mich sehr wohl gedulten mochte. Er hatte ebenfals besondere Freude mich in dieser *intention* hier zu sehen, als seinen *discipulum* zu diesem Ehrenstuhle zu gelangen und in seiner Gegenwart *doctor* zu werden, wozu er mir von Herzen *gratulirete*. Ich wurde auch mit *Dr. Fischer* bekannt als meinem *Promotore* und *Professor ordinarjs* alhier, so eine besondere *Estime* gegen meine Wenigkeit zeigte, weil er mich in meinem *Examina rigoroso* besonders *distingirte*. Er hatte eine Jungfer Schwester, so ein galant und sauberes Mädel war und weil sie mich nicht ungern sah, so wollte ich ihr ebenfals zeigen, daß ich nicht von Stahl und Eisen sei, somit ebenfals ihr nicht abhold sein wolle. Ich hatte die Ehre mit ihr eine Kirchfahrt ohnweit *Insprugg* zum hl. Blut genannt zu verrichten, bei der Rückkehr aber das Mittagsmahl mit ihr ganz vergnügt einzunehmen. Nach diesem besuchte ich sie täglich und obwohl bei ihrem Herrn Bruder im Hause ein Wiener und reicher Balbierersohn, so mein Schulgeselle war, der sich auch viel Mühe gab bei meiner Jungfer Fischerin was zu gelten, konnte er es jedoch nicht dahin bringen, daß sie für ihn eine *affection* gefaßt hätte. Indessen rückte der Tag allgemach heran an dem der *Gradus doctoratis* sollte vorgenommen werden. Unterdessen, da schon alles hier zu *parat*, auch der *applausus* und bei selben die *Nomina Meß-doctoricum* schon gedruckt, kam noch einer *per postum* von unsern Schulgesellen Witscher mit Namen an, mit dem |: wie oben gemeldet: | sich der *Casus* nach der Hand zugetragen, daß er seiner Frau im Kindbett eine Ohrfeige gegeben und sie sich sodann mit Sack und Pack zu ihrer Mutter begeben hat. Dieser wollte dann auch noch den *Gratum* mit uns nemmen. Wir aber, da wir ohnedenn schon vier Wochen in *Insprugg* waren, wollten uns nicht länger mehr in *Insprugg* aufhalten lassen, wegen diesem, daher *protestirten* wir dagegen und ich mußte das Wort für alle andern bei Herrn *Dr. Fischer* führen, so auch meist erlich geschehen ist. Zwar verschmachte dieses Herrn *Dr. Fischer* unsern *Promotorj Nostro*, wobei der Jungfer Schwester meiner *Mariandel* gar nicht wohl bei der Sache war, daß ich bei ihrem Herrn Bruder sollte in Ungnade fallen, allein er wußte dazumalen noch nichts von unserer *amour*, ob er es aber nach der Hand erfahren, ist mir bis *dato* nicht bewußt. Indessen veranstaltete es Herr *dr. Fischer* daß Herr Vischer in drei Tagen sein *Tentamen* und *Examen* mußte ausstehen, auch ein *à pante applausum* ihm gedruckt wurde. Also *resolvirten* wir uns auf solche Art zu zu warten, daß er mit uns *gradirt*

werden konnte und so ist es auch geschehen, worauf auch ich doch wieder bei meinem Herrn *Promotore* in gutem *credit* kam, so daß er mir einen Ring *pro Gradum offerirte* so reich mit *diamant* besetzt war, welchen ich auch mit Dank angenommen obwohl schon von meiner Kostfrau mit einem versehen war. Des andern Tages, da der *Actus* angesagt worden begaben wir uns auf den *Academischen* Saal, woselbst alles erschienen war. Sowohl die *Patres Academici* als *Professores*, außerdem noch ein zahlreiches *Concursus Auditorum* so diese *Solennität* mit ansehen und ihr beiwohnen wollte. Den dieses war ein *Actus solemnis Extraordinarius* weil wir zehn an der Zahl waren, so mit einander *gradirt* wurden. So lange die Universität *Insprugg* stand, wurden so viele dem Vernehmen nach, noch nie miteinander *gradiret*, daher war der Zulauf um so größer. Wir bestiegen also die Kanzel und wurden gewöhnlicher Weise mit dem *Insignibus doctorolibus* von unserem Herrn *Promotore Dr. Fischer* unter *Trompeten* und *Pauken*schall eingekleidet. Dabei geschah von Herrn *Promotore* über jedes Stück und *Insigne*, als Ring, Hut, *Epomidemir* gehörige *explication* und Auslegung, was jedes zu bedeuten hatte. Dabei wurde auch eine *oration* oder Lobrede über uns gehalten, nebst einigen *curiosen questionibus Medicis* so alda *decidirt* werden mußten. Hierauf folgten die *gratulationen* und der *Act* wurde mit dem Amt und *de deum laudamus* so in der *Jesuwitter* Kirche abgesungen worden *solennißime* beschloßen. Wir mußten also von dem Saal über die Gasse in Begleitung der ganzen *universität* unter *Trompeten* und *Pauken*schläger |: deren wir zwölfe herzogliche vom Hofe hatten, an welchem dazumal der Herzog mit seiner Prinzessin war |: so nachmals den Prinzen von Sulzbach geheiratet. Der Herzog aber ist nachmals Churfürst zu Mannheimb worden :| in bemeldeter Jesuwitterkirche *marchiren*, mithin unsere Kanzel verlassen, die wir als *Neo doctore* gezieret hatten. Ich dachte mir noch dazumal auf der Kanzel stehend: Nun hast du es weit gebracht von deinem Schmidstuhl worauf du geboren bis auf *doctor*kanzel, befleißige Dich mit der Hilfe Gottes, daß du in diesem Deinem *Charakter* noch etwas weiter und höher *progreßiren* und *avancements* machest, wie es auch erfolgt.

Nachdem das Hochamt und *de deum* vollendet, machten wir uns *consolirt* nach Hause. Abends aber hatten wir eine Mahlzeit und *Tractement* zu richten lassen, unweit der Stadt zu Wietha auf einer Anhöhe mit schönem Garten in welchem ein wohlgebautes Lusthaus war, so einem *Apotecary* zugehörte. Wozu wir auch die *Professorys* und besonders unsern Herrn *Dr. Fischer* als *Promotorem invitirten*, der dann auch bei uns erschienen, wobei mir auch seine Jungfer Schwester als meine *amour* mir ausbat, die ich mit seiner Erlaubniß in einem Wagen zu unserem *Assamblée* mit ihrer größten *consolation* abholte. Bis ihr Herr Bruder zu uns kam und zum Speisen Zeit gewesen, haben wir uns mit Tanzen recht gut vergnügt *divertirt* und zwar bis nach Mitternacht. Dazu hatten wir auch ein und den andern, so der

schlechten Mittel halber nicht mit halten konnte dazu *invitirt*. Nachdem der Spaß ein Ende, begleitete ich Herrn *Promotorum* und seine Jungfer Schwester nach hause, welcher ganz *content* sich für bewiesene Ehre und Höflichkeit auf das verbindlichste bedankte und mich andern Tages zum Mittagsmahl *invitirte*. Dies habe ich auch mit Dank angenommen und selbes herrlich genossen mit besonderer *Plaisir* meiner Jungfer *Fischerin*.

Da nun alles glücklich vorbei, so mußten wir auch an die Zeche denken, wozu nur vier Wiener und ich in *companye* zum Zahlen waren, denn wo es auf Ehre und *reputation* ankam machte ich mich jederzeit größer als mein Beutel war und dies mal ging es mir abermals so, denn ich hatte noch meine Kost, das *diploma* und ein und anderes noch abzuziehen, wozu meine Kasse nicht reichen wollte. Daher setzte ich mich hin und schrieb meinem Herrn Vetter zu Klein meßelwang *Vicaryo:* daß ich nun mehr mein *Gradum* mit großer Ehre und Ruhm erhalten und weil es was mehreres gekostet, als man uns vorher gesagt, hätte ich noch fünfzig Gulden zur Ablösung meiner Schuld nötig. Bitte daher mich diesfals nicht stecken zu lassen, weil meine Ehre und *reputation*, die ich mir bisher mit so großer Mühe gemacht, Schiffbruch leiden würde deshalb lebe ich der Hoffnung er werde mich nicht stecken lassen, sondern mit seiner milden Hand behilflich sein und mir nebst den fünfzig Gulden auch ein Pferd wiederum überschicken, damit ich mit Ehren zu ihm kommen könnte. Wie ich gebeten, so ist es auch geschehen: den fünften Tag war ein Knecht mit dem Pferde und den anverlangten fünfzig Gulden bei mir. Ich hatte mich also noch einige Tage alda lustig gemacht und mich endlich beurlaubt bei meiner *amour* besonders da ihr meine Abreise sehr schmerzlich war. Was mir indessen auch nicht zu leicht ankam, da ich fand, daß sie ein *honet* und *galantes* Mädchen war, so Tugend, Vernunft und Schönheit hatte, obwohl die Mittel nicht allzu groß waren. Sie ersuchte mich, ob ich ihr wenn sie mir zuschriebe, antworten möchte, was ich ihr auch fleißig gehalten. Wie denn über Jahr und Tag noch von Wien aus die *correspondenz* mit ihr unterhalten, allein damit ich sie von ihrem zukünftigen Glück nicht abhalten möchte, so habe ich ihr, da sie mein *Portraite* verlangte zu verstehen gegeben: Es würde ihr mein *Portraite* nicht anständig sein, wenn sie nachder Hand das *Orginal* nicht selbst haben könnte, welches aber für eine Andere, deshalb müße gewidmet werden, weil ich durch eine *Mariage* mein Glück in der Welt suchen müsse. Worauf unsere *correspondenz* dann ein Ende hatte.

Es hatte sich auch bald hernach in wenigen Wochen zu Kempten gefügt, daß ich die Wahrheit geschrieben, da ich gemeldet, daß ich durch eine *Mariage* mein Glück habe suchen müssen. Doch hat sich am Ende bemeldetes Glück anders gelenkt, wie ich gleich erzählen werde. Indessen habe doch erst vor

vier Jahren ohngefähr dieser nämlichen Jungfer *Fischerin* einen Mann gegeben, weil ich es selbst nicht habe sein können. Sie kam nach der Hand nach Pasau und heiratete dort den Stadt *Physicum*, welchen ihr Herr Bruder von *Linz* aus alwo er *dato* Landschafts-*Medicus* ist hin *recomandiret*. Nachdem dieser ihr Mann aber gestorben schrieb ihr Herr Bruder an mich und ersuchte mich, ob ich nicht ein taugliches *Subjecta* für seine Frau Schwester verwittib*le* Stadt *Physicusin* in *Passau* wüßte und weil ich viele *Practicanten* immer hatte, wegen zweier Hof Spittaler so ich in München zu versehen hatte und selbst kurz vorher den eigenen Herrn Sohn von Herrn *Professor Fischer* als *Practicanten* bei mir gehabt, also konnte ich dieser meiner gewesenen *amour* um so eher hierin behülflich sein und schlug daher einen vor, der ein gutes *Talent* und *Subjecto* war. Dessen Bruder Wagmeister in München war und ein gutes *Studium* hatte, |auch sonst von guter *conduite*. Diesen schickte ich hinunter. Er gefiel sowohl der Frau *doctorin* als deren Herrn Bruder. Auch wurde er von dem *Magistrat* alda gleich angenommen. Nach diesem brachte er seine Braut nach München um sich dort bei seinen Freunden zu zeigen und *copulirren* zu lassen, was auch andern Tages geschehen. Des andern Tages lud ich beide Brautpersonen zu mir auf ein Mittagsmahl ein und so hatten wir das Vergnügen einander jedes versöhnet zu sehen und uns der alten *amour* noch zu erinnern. Nach diesem schieden wir uns und beurlaubten sie sich mit schuldigster Danksagung und reisten nach Pasau ab, wo sie noch |: so viel mir bekannt :| vergnügt leben.

Nun kam ich von *Insprugg* in *Tyrol* zu Klein *Meßelwang* bei meinem Herrn Vetter an, bedankte mich für so *liberal* übersandes Geld, blieb ein und andern Tag noch da, alsdann *marchirte* ich nach meinem Heimatland und Geburtsort Kempten alwo eine *Mariage affaire* sich mit mir ereignete und zwar auf folgende Weise.

Nachdem ich zu Kempten *arrivirte* machte ich alsogleich J. Hochf. Gnaden meine untertänigste Aufwartung und *representirte* mein *diplom* so S. Hochf. Gnaden von Wort zu Wort zu lesen gnädigst geruhten. Sie *marquirten* unter anderem, daß darinnen stand, daß gleich laut meinem *Testimonys* ich unter meinen Schullgesellen *Nolli Secundus* gewessen, auch drei Jahre hindurch in der kaiserlichen Hof*Apoteken* zu Wien die *Apotekeri* erlernt. Alles dieses auch gezeigt hätte und gleiches Lob verdient in meinem ausgestandenen *Examen rigoroso* und vorhergegangenem *Tentamine* ꝛc. Mithin fasten S. Hochf. Gnaden hierauf besonderes *Estime* von mir. Dieses wurde bei Hof bald ruchbar und von da wuste man es bald außer Hof. Daher wurde ich auch von männiglich besonders angesehen und jedes schätzte es für eine Ehre meine Bekanntschaft zu machen, besonders wo schöne Töchter im Hause waren. Hauptsächlich wuste es sich Frau Christmannin zu Nutzen zu machen, diese Frau hatte noch eine

ledige Tochter zu Hause, diese *invitirte* mich öfters und nachdem ich endlich dahin kam wurde ich auf das höflichste empfangen, *flatirt* und *charesirt* und weil die Tochter nicht häßlich und sehr zu gemächlich war, konnte ich mich nicht gar allerdings der Gegenhöflichkeit entschlagen. Ich wurde auch von Vater und Mutter *invitirt* auf eine Mittagssuppe, wobei ich auch erschienen, man *tractirte* mich recht *proper*. Mit einem Wort man suchte mich auf alle erdenkliche Art zu gewinnen und lies sich die Mutter endlich so weit heraus, daß sie mir sagte, ob ich denn nicht möchte hier verbleiben und Leib *Medicus* bei Sr. Hochf. Gnaden werden, da Sr. Hochf. Gnaden ohnedem *defacto* keinen hätte und sich vom lutherischen Stadt-*doctor* müßte bedienen lassen. Ich hätte ja hier in meinem Vaterland ein ehrliches Stück Brot, warum dann anders in fremden Ländern und in der Ungewißheit suchen wollen ꝛc. Ich gab zur Antwort: daß ich ja noch ein junger *Medicus* wäre, mithin auch noch nicht genugsam *practiciret*, so würden Sr. Hochf. Gnaden, auch das Hochadliche *Capitel* und Andere keine *confidenz* zu mir haben. Ich müßte daher zuvor wenigstens noch ein paar Jahre bei einem berühmten *Medico practiciren*.

Diese Frau *Christmännin replicirte* mir weiter, daß sie nicht zweifle, es würden Sr. Hochf. Gnaden, auch dieses tun und mich *practiciren* lassen auf seine Kosten, wenn ich Lust hätte in Kempten zu bleiben. Ich warf dieses *concept* und Gedanken nicht weg. Sie *animirte* mich auch Sr. Hochwürden Herrn Baron von *Horben*, Obrist Kuchelmeister aufzuwarten, so ihr guter *Patron* war. Ich machte also alda meine Aufwartung und Sr. Hochwürden und Gnaden machten mir auch derlei *proposition* mit Versprechen, daß wenn ich *intentionirt* wäre des Herrn Christmanns so Kammerdiener und Kastner bei Sr. Hochf. Gnaden sei, seine Jungfer Tochter zu heiraten, so wolle er mir all Obiges zu Wege bringen bei Sr. Hochf. Gnaden. Denn der Fürst wolle auch seine alten *meritirten* Bedienten Kinder zu helfen trachten. Ich meldete hierauf, daß ich mich hierüber bedenken wolle, da ich auch in Wien mein Glück zu machen wüste, worüber Herr Hof*fourir* Zeugniß geben könne, da er mit Sr. Hochf. Gnaden zu Wien war, als die Mutter von obenbemeldeter Kupferschmiedstochter selbst zu ihm kam und mir nachfragte. Indessen *consulirte* auch meine guten Freunde und Verwande so mir sämtlich hierzu rieten. Ich lies mich gegen Vater und Mutter also verlauten, daß mir diese *Partie* mit ihrer Jungfer Tochter wohl nicht unangenehm wäre, wenn ich der Leib-*Medicus* Stelle von Sr. Hochf. Gnaden versichert würde, nebst dem Beitrag zu meiner *Sustentation* zur zweijährigen *Praxis*. Da versprachen sie mir solches ohne Anstand zu *effectuiren*, wie dann auch geschehen. Herr Baron von *Horben* rief mich zu sich, führte mich zu Sr. Hochf. Gnaden welche mich dann fragten, ob ich Lust hätte bei ihm Leib-*Medicus* zu werden und eine Christmannische Tochter zu heiraten.

Ich meldete, daß wenn mir Sr. Hochf. Gnaden dero Leib-*Medicus* Stelle und *Sustention* auf zweijährige *Praxis* gnädigst versichern wolle, so wäre es mir eine besondere Gnade. Sr. Hochf. Gnaden versprachen mir selbes also bald und lies mir deshalb eine *Sygnature* mit eigner Handunterschrift ausfertigen des Inhaltes: daß so fern ich bei einem berühmten *Medico* noch zwei Jahre werde wohl *practirrt* und mich *qualificiret* gemacht habe, so solle ich die Stelle eines Leib-*Medici* bei ihm haben. Die *Sustentation* betreffend solle ich selbe durch die Christmanns erhalten. Ich bekam also des andern Tages die *Signatur* von Herrn Baron von *Horben* zu Hand und dieser sagte mir nun müßte ich *Sponsalia defuturo* mit meiner *Mamselle* halten, darnach solle ich Geld zur Hand bekommen. Es vermeinte auch Sr. Hochf. Gnaden ich solle nach Schafhausen *ad Praxim* gehen, weil alda gute *Medici* wären. Allein ich war dort nicht bekannt, auch waren selbe *Medici* nicht von unserer Religion. In Wien aber war ich schon bekannt, hatte alda auch genug *ocasion* zum *Practiciren*, darum erwählte und schlug ich wieder Wien vor, was mir auch zugestanden wurde. Daher machte ich in einigen Tagen hernach im Zimmer bei Sr. Hochf. Gnaden des Herrn Baron von *Horben* Obrist Kuchelmeister meinen Verspruch mit meiner vermeinten künftigen Braut |: allein es wurde nach der Hand nichts daraus, wie wir schon vernehmen werden :| und dieses wurde auch zu Papier gebracht mit unterschriebenen Zeugen, wovon zwei *Exemplaria* gemacht wurden. Eines mir das andere aber den Christmann's ist zugestellt worden.

Ich machte mich einige Tage noch mit meiner *Amalia* lustig. Endlich empfing ich mein Geld und reiste nach gemachter Beurlaubung von meinen Befreundeten und mit Betrübniß meiner *Amour* von *Kempten* nach *Krönnenbach* zu meinem Herrn Vetter *decant* ab, erzählte ihm meine ganze *avantur* wegen meiner künftigen *Mariage*, so er auch *approbirte*. Von ihm beurlaubte mich ebenfals und ging zu meinem Herrn Bruder Pfarrherrn zu *Egg*, welchen ebenfals *information* von allem gab. Er konnte es auch nicht mißbilligen. Ich traf da auch meinen Bruder von jetziger Stifmutter an so dazumal noch lebte und nebst diesem meinem Bruder noch 3 Töchter von meinem Vater hatte. Dieser mein Bruder, so auch *Studiret* und von Herr *decant* zu *Krönnenbach kostentiret* wurde bis hierher. Er fürchtete aber Herr *decant* werde auch einen *Bartholomaer* aus ihm machen wollen, der er nicht werden wollte, |: wie ich :| also *resolvirte* er sich mit mir nach Wien zu gehen, um alda in einer *condition* leichter ohne Entgelt seine *Studia absolviren* zu können, um sodann ein *Benedictiner* in *Ottobayern* zu werden, woselbst er schon darum angehalten. Er war auch vertröstet worden, nach der Hand aufgenommen zu werden. Nebst diesem war auch noch ein Vetter von uns *Krix* mit Namen so sich *resolvirt Medicinus* zu werden, sein Glück ebenfals in Wien zu *tentiren*. Wir

alle drei, nachdem wir uns unterredet *marchirten* nach genommener Beurlaubung von Herrn Brudern auf *Ulm* zu, setzten uns alda auf ein Schif und fuhren unter göttlichem Schutz nach Wien ab, alwo wir auch den 10ten Tag glücklich *arrivirten*. Ich suchte alda meine ehemalige Kost bei Herrn *Dr. Müller*, so auch nebst einem Zimmer gefunden, wo mit Freuden aufgenommen wurde. Meinem Bruder und Vetter verschafte auch eine bequeme Gelegenheit.

Mein Kostherr war indessen aus dem *Lazaret* gekommen und weil er die Gnade von Gott gehabt der Pest zu entgehen wurde er *in gortiarum actionem* zum Hof *Medico* gemacht. Bei diesem dann weil er gute und viele Kundschaft bekam, *practirte* ich auch, außerdem bei ein und anderem berühmten *doctor* mehr.

Ich besuchte indessen auch meine alten Bekannten, unter anderen auch meine alte *conditions*frau *Secretary Bortherin*, so sich freute mich in diesem guten *doctor* stand zu sehen. Nicht weniger Herr *doctor Preiser* und endlich meine Jungfrau *Mariandel* Kupferschmids tochter, so indessen verschiedene *Partien* hatte, doch noch nicht *engagirt* war. Ich durfte indessen mich nicht sonders *obligirt* oder verliebt aufführen, weil ich mein Teil in *Kempten* schon hatte, daher war ich mit meinen *visiten* zimlich *rar*.

Ebenso bei Herrn *doctor Preiser*, der mir versprochen mich als seinen *Amanuensem* anzunehmen. Er hatte zwei Fräulein Töchter, daher durfte mich nicht alzu bekannt machen, damit der *Papa* nicht etwa einen Antrag auf mich machen möchte. Doch führte ich mich also auf, daß ich niemand vor den Kopf stieß, weil ich immer fürchtete es möchte etwa sich die Sache mit Kempten ändern, dann hätte ich gleichwohl noch gute Freunde in Wien.

Ich blieb daher immer bei meinem Herrn *doctor* auch im *Kilioti*schen Stift bei Herrn *doctor Haan* Armeleut*doctor*, als welcher gleich wie in einem Spittal *practirte*, indem täglich viele *Patienten* dahin gebracht wurden. Es ging indessen in diesen zwei Jahren nichts sonderliches mit mir vor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kern des Home Rule-Problems.

Das britische Unterhaus hat dieser Tage den Gesetzentwurf mit großer Mehrheit angenommen, der Irland Autonomie gewährt. Von allen Argumenten, die gegen denselben angeführt wurden, ist heute nur noch eines von Gewicht: Der Widerstand der vorwiegend protestantischen Teile der irischen Nordprovinz Ulster. Dieses protestantische Ulster ist nicht einheitlich[1]). Es besteht aus Presbyterianern und Angehörigen der irischen Bischofskirche, zwischen denen jahrhundertelang erbitterte Gegnerschaft geherrscht hat. Die irische Kirche

[1]) Siehe den Aufsatz: Ein Bürgerkrieg? Süddeutsche Monatshefte, Januar 1913

war die Kirche der grundbesitzenden Aristokraten; die Presbyterianer stellten im wesentlichen das Pächterelement dar. Zwar ist die Agrarfrage in Ulster weit milder aufgetreten als im übrigen Irland; sie ist aber durch den religiösen Gegensatz zwischen Farmern und Grundherrn nicht wenig verschärft worden. Das gleiche galt für die Beziehungen zwischen Landwirtschaft und Industrie. Die Grundbesitzer gehörten zur Bischofskirche, die Industriellen waren Presbyterianer. Infolge dieser Spaltung waren in der Vergangenheit die Presbyterianer, die gleich den katholischen Iren von der Staatskirche bedrückt wurden, Verfechter der religiösen und bürgerlichen Freiheit. Sie traten für die Gleichberechtigung der Katholiken und für weitgehende Agrarreform ein. Dieser Gegensatz ist heute überwunden. Das politische Organ dieser Schichten *"the Northern Whig"* ist vielleicht der schärfste Vorkämpfer im Kampfe gegen die Autonomie Irlands (Home Rule). Der politische Klub der Ulster Liberalen ist das geistige Zentrum der Anti-Home-Rule-Bewegung geworden. Die Entstaatlichung der Kirche, die Änderungen des Wahlrechts, die Vollendung der Agrarreform haben die alten Reibungsflächen beseitigt, während die Industrialisierung von Belfast und Umgebung die wirtschaftliche Macht des presbyterianischen Mittelstandes mächtig gesteigert hat. Dadurch ist eine weitgehende Einmütigkeit Ulsters gegenüber der Home Rule-Frage erzielt worden. Ulster weist eine mächtige Industrie auf; in erster Linie Leinwandspinnerei und -Weberei und Schiffbau. Daneben steht eine stark intensive Landwirtschaft. Ein großer Teil der Farmer ist Besitzer ihrer Stellen. Die andern zahlen feste Renten, die von Gerichtshöfen alle 15 Jahre neu festgesetzt werden. Die alten Zusammenhänge zwischen Industrie und Landwirtschaft, die darin bestanden, daß der Farmer selbst webte und spann, sind größtenteils zerrissen. Dafür hat sich ein neuer Zusammenhang gebildet. Belfast und die übrigen Fabrikstädte sind gewaltige Konsumzentren geworden; sie verzehren die Produkte des ländlichen Ulster; sie entnehmen ihm den notwendigen Arbeiterbedarf. Sie finanzieren sich mit seinen Ersparnissen, denn der Farmer hat die Gewohnheit, den Banken sein Kapital gegen geringen Zins anzuvertrauen, von denen es die industriellen Werke zu billigen Bedingungen entleihen. Die Arbeitslöhne in Belfast regeln in letzter Linie den Lohnstand im ganzen Lande. Es besteht so zwischen allen Bevölkerungsschichten Ulsters ein täglich stärker werdender Zusammenhang. Mit der wachsenden Kaufkraft Belfasts steigert sich die Intensität der Landwirtschaft Ulsters. Die Gewinne und die Ersparnisse des Farmers nehmen zu und fließen als Kredite in die Industrie zurück. Der Zug nach der Stadt ergreift die tatkräftigsten Mitglieder der landwirtschaftlichen Klassen. Belfast und die übrigen Industriezentren werden mehr und mehr Mittelpunkte des Landes. Eine Uniformierung des Charakters der Bevölkerung geht von ihnen aus. Der Bauer, ja der

Landarbeiter Ulsters kehrt sich von seinen katholischen Standesgenossen ab und wendet sich Belfast zu, das wirtschaftlich nicht irisch ist. Sein Markt ist die Welt. Die Konjunktur in den Vereinigten Staaten bedeutet für seine Leinenindustrie mehr als der Wohlstand Irlands. Sein Schiffbau ist am Welthandel interessiert, nicht an der Versorgung der Heimat. Es gibt gewiß eine Anzahl Industrien, die für den irischen Markt arbeiten und daher Beziehungen und Verständnis für Irland haben. Sie können die zunehmende Abkehr Ulsters von den übrigen Landesteilen nicht verhindern. Ulster ist seinem Charakter nach nur bedingt „irisch" gewesen; auch seinen Interessen nach ist es das nicht länger.

Ulster ist heute das Land des an Selbsthilfe gewöhnten individualistischen Radikalismus, auch wenn es aus parteipolitischen Gründen mit der konservativen Partei Englands zusammenarbeiten muß. — Unternehmer und Arbeiter vertreten diesen industriellen Individualismus vielleicht stärker als das sonstwo im britischen Mutterlande der Fall ist. Sie sind britische Patrioten und wollen im Schutze des britischen Reiches leben. Sie haben aber nicht das Bedürfnis, im Einzelfalle von den Institutionen dieses Reichs weitgehenden Gebrauch zu machen. Sie sind nicht staatsfeindlich, denn sie regieren; sie stehen aber der Staatsgewalt recht neutral gegenüber. Sie haben am politischen Leben in Westminster keine Freude und schicken als Vertreter dorthin meistens Leute, die zur Leitung ihrer industriellen Betriebe nicht brauchbar sind. Von diesen Betrieben, nicht von der Gesetzgebungsmaschine zu Westminster hängt ihrer Empfindung nach das Wohlergehen des Landes ab. Ihre besten Männer widmen sich diesen Aufgaben und empfinden es bitter, daß der Kampf gegen Home Rule sie ins politische Leben herabzieht. Der Arbeiter teilt die gleiche Gesinnung. Von Glasgow her ist schon oft eine Welle sozialistischer Empfindungen nach Belfast geschlagen; sie ist stets wieder zurückgebrandet. Die sozialen Zustände in Belfast, vor allem in der Leinenindustrie, sind zum Teil nicht glänzend. Der Versuch eine energische Sozialpolitik zu betreiben, den die irische Nationalpartei gelegentlich unternommen hat, um die Arbeiter von den Unternehmern zu trennen, lockt die Arbeiter nicht; sie gehen lieber mit dem Unternehmer gegen Home Rule zusammen, denn sie werden schon imstande sein, die zwischen ihnen bestehenden Schwierigkeiten aus eigenen Kräften zum Austrag zu bringen. Beide Teile sind hiervon überzeugt. Es gibt wohl Arbeiter, die nur gegen Home Rule sind, weil sie fürchten, ein irisches Bauernparlament werde keine Sozialpolitik treiben. Es gibt kaum einen Unternehmer, der etwa aus diesem Grunde für Home Rule einträte. Wenn irgendwo in der Welt, so steht heute noch in Ulster der alte Spruch in Geltung „*laissez aller, laissez passer, le monde va de lui-même*". Daher kann Ulster den Gedanken, im Falle der Ein-

führung von Home Rule dem irischen Parlament den Gehorsam zu verweigern und eine eigene provisorische Regierung zu begründen, leicht ertragen. Es braucht für seine Bedürfnisse überhaupt kaum einen Regierungsapparat. Es wird die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, deren es allein bedarf, durch die schon heute bis in die entlegensten Winkel des Landes dringenden politischen Organisationen leicht erreichen können.

Wie ganz anders ist doch das übrige Irland! Es gibt wenig Länder, die in den letzten 15 Jahren so große Fortschritte gemacht haben, wie das landwirtschaftliche Irland. Wenig oder nichts ist aus eigener Kraft geschehen. Die allgemeine Preissteigerung hat dem Bauern eine ungeahnte Chance geboten, die, da er keine fremden Arbeiter verwendet, nicht durch erhöhte Löhne aufgewogen wird. Die Landgesetzgebung hat ihm zuerst eine Ermäßigung seiner Pachtrente um mehr als 30 Prozent gebracht und später die Möglichkeit gegeben, diese Rente unter Benutzung des billigen englischen Kredits in 68 Jahren abzulösen. Dabei wird ihm eine zweite Verminderung seiner Verpflichtungen von etwa 30 Prozent gewährt.

Der irische Pächter wird also dadurch Eigentümer seines Grundstücks, daß er 68 Jahre lang 30 Prozent weniger zahlt, als wenn er Pächter desselben geblieben wäre! Zum Überfluß ist für den ärmsten Teil Irlands eine Behörde geschaffen worden, der sogenannte *"Congested District's Board"*, die eine Fülle der nützlichsten Unternehmungen begründet hat (Vergrößerung von Farmstellen, Entwicklung von Hausindustrie, Förderung von Fischerei und so weiter), die aber ihr großes Einkommen nur dann pflichtgemäß verausgaben kann, wenn sie bei jeder Unternehmung Geld des Steuerzahlers verliert. Irland ist gewiß in der Vergangenheit von den britischen Parteien schlecht behandelt worden. Es ist ausgebeutet worden, ohne daß irgend etwas für seine Entwicklung geschehen wäre. Das hat sich aber seit 30 Jahren geändert. Der britische Steuerzahler muß ihm mit Kredit oder in bar bei jeder Reform beispringen, ursprünglich nicht aus Liebe, sondern aus politischer Notwendigkeit. Wenn die liberale Partei in England regierte, die Home Rule auf ihre Fahne geschrieben hatte, so mußte sie etwas für Irland tun, weil Home Rule wegen des Widerstandes im Oberhause nicht durchgeführt werden konnte. Regierte die konservative Partei, die Home Rule bekämpfte, so mußte etwas für Irland geschehen, eben weil man Home Rule nicht geben konnte. Man wollte das Verlangen nach Autonomie durch gute Behandlung ertöten. Das ist nun nicht geglückt; dagegen hat man die Abtötung jeden wirtschaftlichen Verantwortlichkeitsgefühls erreicht. Die irischen Politiker sind, zu ihrer Ehre sei's gesagt, persönlich unbestechlich gewesen. Sie sind mit Ausnahme der wenigen, die indirekt als Rechtsanwälte aus der Agrargesetzgebung Nutzen zogen, arme Leute geblieben. Das wirtschaftliche Verantwortlichkeitsgefühl

ihres Volkes hat sich dadurch aber nicht gehoben. Abgesehen davon, daß in der Lokalverwaltung eine Hand die andere so ausgiebig wäscht, wie das auch an manchen anderen Orten der Welt zu sein pflegt, ist etwas anderes eingetreten: Man kann, um in Irland Ruhe zu schaffen, kein Individuum bestechen; man muß sich also an die ganze Nation oder zum mindesten an eine einflußreiche Klasse wenden. Man hat die akademische Neigung zu Home Rule dadurch nicht erstickt. Die Massen des irischen Volkes sind aber gerne bereit, die Verwirklichung dieses Ideals noch etwas zurückzustellen, wenn nur in der Zwischenzeit reichliche agrarpolitische Subventionen fließen. Die Gruppe der Politiker um William O'Brien gesteht heute eigentlich ganz offen zu, daß Home Rule ohne britische Anzahlungen ein mageres Vergnügen sei. So begreiflich es ist, daß ein Volk, das früher ausgebeutet worden ist, eine gewisse Genugtuung empfindet, wenn es dem ehemaligen Tyrannen regelmäßig zum Ader lassen kann, so furchtbar ist die Verheerung, die hierdurch angerichtet worden ist. Wenn der zielbewußteste Führer der Nationalisten, John Dillon, die Fortsetzung der Agrarreform fürchtet, weil sie das Begehren nach Home Rule schwächen könne, so ist das doch nur eine Seite einer parteipolitischen Erwägung. Er hat augenscheinlich klar erkannt, daß die Politik der Trinkgelder an die Masse des irischen Volkes wohl die agrarische Begehrlichkeit wecken könne, den Nationalcharakter aber schwächen müsse. Es bleibt nur unbegreiflich, daß er mit dieser Erkenntnis die einzige, auf wirtschaftliche Erziehung ausgehende Bestrebung, das Genossenschaftswesen, so leidenschaftlich bekämpft hat. Das Ergebnis der ganzen Entwicklung ist, daß der Süden Irlands sich heute eines verhältnismäßig behäbigen wirtschaftlichen Wohlstandes erfreut, daß seine Kräfte aber mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nicht gewachsen sind. Die Lebenshaltung hat sich überall gehoben, aber nicht als Folge von Selbsthilfe, sondern von Rentreduktionen und hohen Preisen. Noch dehnen sich die schimmernden Weiden über ganz Irland aus, auf denen in menschenleeren Öden die Rinder grasen, noch nimmt die Bevölkerung dauernd ab. Während man von der Notwendigkeit eines auf Getreidebau beruhenden, arbeitsamen Bauernvolkes redet, während die Getreidepreise gestiegen sind, und die Farmer Geld in Hülle und Fülle in den Banken anlegen, besteht keine Neigung, das Land umzubrechen. Dem Farmer geht es gut; es könnte ihm besser gehen. Er wird seine Weiden nicht umpflügen, ehe ihm nicht der Staat eine Prämie gewährt.[1]) Denn seiner Meinung nach muß der Staat ihn dafür bezahlen, daß er eine günstige Konjunktur ausnützt. So denkt im Süden und Westen nicht nur der kleine Zwergpächter auf den windüberflogenen Mooren von Connaught oder Kerry,

[1]) Das ist einem mir gut bekannten früheren Abgeordneten von den Farmern seines Bezirks gesagt worden!

so denken der Großbauer, der Landarbeiter wie der Arbeiter in den Städten, dem Home Rule als Beginn einer industriellen Schutzzollpolitik erscheint. So denkt nicht zum mindesten der protestantische Grundherr, den der englische Steuerzahler von Agrarunruhen und Schuldenlast befreit hat. Er sitzt jetzt zwischen seinen Pächtern und wartet darauf, daß der Staat irgend etwas für ihn tue. Er war gegen Home Rule, solange sein Eigentum gefährdet schien; er ist noch antikatholisch, aber in gemildeter Form und fürchtet sich nicht vor der Herrschaft derjenigen, die gerade wie er darauf warten, daß „etwas für sie geschehe". Irland hat ihn ebenso „irisch" gemacht, wie die Nachkommen aller der Konquistadoren, die je seinen Boden betreten haben, — mit Ausnahme der grimmigen Individualisten des „schwarzen Nordens", die mit Verachtung auf dieses Volk von Lotosessern blicken, das die ganze zivilisierte Welt mit seinen Klagen erfüllt hat und jetzt nur einen Wunsch hegt: in gesicherter Wohlhäbigkeit weiter klagen zu können.

Dieser Gegensatz zwischen Ulsters industrieller Lebenstätigkeit und Irlands caritativer Weltauffassung ist der Kern des Konflikts zwischen beiden Nationen. Er ist, wie alle Konflikte Irlands, religiös verkleidet, da sich Ulsters Abneigung gegen Home Rule als Haß gegen den Katholizismus zu erkennen gibt. Es protestiert gegen die römischen Einflüsse (Rome Rule), die sich in den letzten Jahren auch in Irland fühlbar gemacht haben und spricht mit höchster Entrüstung von päpstlichen Bullen. Aber das ist nicht das Wesentliche. Das Entscheidende ist, daß Ulster das katholische Irland verachtet, soweit es dasselbe überhaupt kennt. Die grundbesitzende Klasse verachtet die Iren, weil ihre Vorfahren deren Land erobert haben; der Mittelstand verachtet sie, weil im Wirtschaftsleben des Nordens keine Katholiken an führenden Stellen stehen. Unter den Unternehmern von Belfast gibt es, abgesehen vom Schank- und Gastwirtgewerbe, keine Iren. Der Farmer blickt auf den Iren herab, weil seiner Ansicht nach die irische Farm selbst in Ulster nur eine Stätte wirtschaftlicher Unordnung ist. Er meint, die harte Arbeit der Kolonisten habe das dürftige Land Ulster zu Wohlstand gebracht, während Irlands reiche Böden heute brach liegen. Dazu kommt die Erinnerung, daß das irische Volk mit seiner niedrigen Lebenshaltung die protestantischen Pächter bei der Versteigerung der Farmen oft überboten hat, ihnen die Erwerbung einer Pachtstelle unmöglich machte und Tausende von Protestanten zur Auswanderung aus Irland zwang. Es kommt die andere Erinnerung hinzu, — denn Irland ist ein Land des historischen Gedenkens — daß dieses schwache, unterwürfige Volk, dem erst die Kolonisten die Segnungen des Friedens und der Arbeit gebracht haben, sich zweimal tückisch gegen seine Wohltäter erhoben und ein Blutbad unter ihnen angerichtet hat. Der Arbeiter, vor allem der gelernte, verachtet den Iren, weil er in ihm nur einen Taglöhner

sieht, der zu hoher Qualitätsleistung unfähig ist. Er kann wohl als Dockarbeiter gewaltige Lasten bewältigen und drei Tage lang hohe Löhne verdienen; er wird sie dann drei Tage lang vertrinken und verjubeln. Er ist ein schmutziger Geselle — am ungewaschenen Halse, meint man in Ulster, erkenne man den Nationalisten — und lebt in erbärmlichen Slums. Selbst die wenigen Individuen, die gelernte Arbeiter sind, sind nicht gleichwertig. Der technischen Leistung nach mögen sie es sein, ihre moralischen Eigenschaften sind es nicht. Sie halten sich innerlich von der Arbeiterbewegung fern. Es ist ihnen nicht ganz zu trauen, nicht nur weil sie in geistlichen Dingen sich einem fremden Willen unterwerfen, sondern weil dieser Wille auch ihre weltlichen Beziehungen regelt. Der Pfarrer hört den Katholiken ganz genau über die Höhe seines Wochenlohns aus und erhebt eine Kirchensteuer bis zu 5%, die auf keiner gesetzlichen Grundlage beruht, die aber mit unerbittlichem Zwang eingetrieben wird. Daß sie sich das gefallen lassen müssen und ohne Widerspruch gefallen lassen, erfüllt die Arbeiter mehr als alles andere mit Verachtung gegen ihre katholischen Kollegen. Sie fürchten diese nicht etwa als Streikbrecher und Lohndrücker, — obwohl sie darauf hinweisen, daß ein katholischer Vorarbeiter allmählich alle Protestanten abschiebt und seine Glaubensgenossen heranzieht, — denn sie sind davon überzeugt, daß die politische Zusammengehörigkeit, die sie mit den Unternehmern verbindet und ihre eigene Überlegenheit solche Gefahren ausschließen.

Diese Empfindungen sind wohl am stärksten in den Kreisen verbreitet, die einst für Gleichberechtigung der Katholiken und für Agrarreform eingetreten sind. Sie sehen heute in den Iren Rebellen und Feinde jeglicher staatlicher und sittlicher Ordnung. Sie haben blutige Rebellionen versucht und als diese gescheitert waren, Agrarrevolten organisiert. Sie haben immer wieder das Werk des Friedens in Frage stellen wollen, das England und seine Kolonisten in Ulster schufen. Sie haben von einer irischen Republik geträumt, die ein Sammelpunkt aller antienglischen Bestrebungen werden sollte. Sie können diese Ziele trotz Unterstützung amerikanischer Gesinnungsgenossen nicht mehr erreichen, da ihre Untüchtigkeit sie schwach und schwächer macht. Sie wollen jetzt England in den Wahn einlullen, das Land der Verräter sei plötzlich loyal geworden, während sie gleichzeitig ihren fernen Freunden in Amerika versichern, diese Loyalität sei nur eine Maske. Und diese Bande von Verrätern und Verschwörern, die nur in Treulosigkeit und Unordnung groß ist, soll Ulster regieren? Sie will Ulster vom Mutterlande losreißen, an dem es mit allen Fasern seines Herzens hängt, um es in einen irischen Staat hineinzuzwängen, in einen engen Lebensverband mit einem Volke, mit dem es nichts gemein hat, als den Haß. Mit welchem Rechte und aus welchem Grunde? doch nur, weil dieses lebensunfähige Volk in sich allein nicht die Kraft zur

Existenz hat. Wenn das irische Irland eine eigene staatliche Existenz wünschte, hätte Ulster nicht viel dagegen. Es ist mit seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, als daß es ein Bedürfnis nach der Regierung dieses Irland verspürte. Es würde ein Bedauern mit den unglücklichen Protestanten des Südens verspüren, die diesem Irland ausgeliefert werden, aber nicht mehr. Der Gedanke aber, daß Ulster gezwungen werden könnte, seine eigene, nationale Individualität zu opfern, nur damit der geographische Begriff „Irland" sich in einen nationalen verwandeln könne, ist ihm unerträglich. Er ist es gerade vom Standpunkt der Nationalitätsidee aus. Das keltische Irland verlangt in deren Namen Selbstregierung. Woher kann es dann ein Recht auf Vergewaltigung der Nationalität von Ulster herleiten? Daß beide Völker das gleiche Land bewohnen, daß zwischen beiden genealogische Verbindungen bestehen, kann an der Tatsache nichts ändern, daß sie zwei Nationen sind, die täglich wesensverschiedener werden. Im Namen der Nationalitätsidee kann daher Irland nicht verlangen, Ulster zu regieren; es kann dies nur aus Haß und Übermut tun: der frühere Unterdrückte will nicht nur frei sein; sein Freiheitsgefühl wird nur befriedigt, wenn ihm die Macht gegeben wird, andere zu bedrücken.

Es wird vor allem aber auch von raubsüchtigen, praktischen Erwägungen geleitet. Irland erhofft von Home Rule ein wirtschaftliches Millennium. Dieses Millennium kann es sich nicht selbst erarbeiten. Es hat früher erwartet, daß Home Rule eine Agrarreform bringen werde, die den Knecht an Stelle des Herrn setzen würde. Die Nationalisten, so erzählt man sich in Ulster noch heute, haben eine Art Lotterie veranstaltet, in der sie beim Eintritt von Home Rule das Eigentum der Protestanten untereinander ausspielen wollen. Die Agrarreform hat das zwar überflüssig gemacht; es gibt aber noch immer Besitzlose, die auf eine solche Verlosung hoffen. Aber die Agrarreform hat eines nicht bringen können — die Arbeitsamkeit, die der Boden von seinem Besitzer verlangt. Die neue Besitzordnung ist erfolgreich gewesen, weil gute Jahre und englische Zuschüsse den Ertrag mehrten; der irische Bauer hat wenig dazu getan. Das irische Volk ist ein Volk von Kleinbauern geworden, gewohnt aus den Staatskassen unterstützt zu werden. Es wird sich nicht selbst Steuern auferlegen; wo sollen aber die Mittel herkommen, deren Irland bedarf, wenn England seine Hand abzieht? Sie können nur aus Ulster stammen. Ulster schafft und Ulster verdient; von Ulsters Verdienst will Irland leben, in behäbigem Nichtstun, wenn nicht in Saus und Braus. Ulster muß in Home Rule einbezogen werden, damit sich Irland finanziell rangieren kann. Der Fleiß des nüchternen Arbeiters soll für die Neigungen des Verschwenders aufkommen. Home Rule ohne Ulster wäre für die irischen Staatsmänner „als ob sie das Schloß eines Grandseigneurs übernehmen sollten, ohne sich dessen

Einkommen gesichert zu haben"[1]). Ulster ist fest überzeugt — eine Überzeugung, die sich statistisch schwer nachweisen läßt —, daß es heute den größten Teil der irischen Steuern bezahlt, und daß Irland ohne Ulster bankrott sein werde. Es weigert sich natürlich, ein Staatswesen finanziell flott zu machen, dem es mißtraut und das es verachtet. Es sieht in Home Rule nicht nur einen Beutezug, um Irland dauernd zum Kostgänger Ulsters zu machen; es ist überzeugt davon, daß unter einem irischen Parlament Handel und Wandel nicht gedeihen können. Es weist auf den zurückgebliebenen Zustand hin, in dem sich die von der Natur begünstigten Teile Irlands im Vergleich zu Ulster befinden. Es mißt den Wohlstand von Cork und Limerick an den Leistungen Belfasts; es stellt den „irischen" Stadtteil, der sich in Belfast oder in Londonderry befindet, neben die eigentliche protestantische Stadt; es erinnert daran, daß jenseits des Atlantischen Ozeans, wo im Schutze der Vereinigten Staaten die Mehrheit des irischen Volkes heute lebt, Tammany Hall und die Slums von Chicago und New-York die sprechenden Zeugen irischer Tüchtigkeit seien, im Gegensatz zu den Leistungen, die die Ulster-Iren dort vollbracht haben. Und mit dem nüchternen Blick, den es sich trotz aller Leidenschaftlichkeit bewahrt hat, betont es, daß der Kredit eines kleinen Ulster-Landstädtchens heute, wo noch keine Selbstregierung besteht, ganz anders dastehe, als der einer irischen Kommune. — Ulster will Home Rule nicht, weil es nicht von einer Bevölkerung regiert werden will, die ihm minderwertig erscheint. Es hat, wenn es sich um Herrschaftsverhältnisse handelt, den Iren gegenüber das Empfinden, das den Weißen dem Neger gegenüber beseelt. Es ist überzeugt davon, daß der Ire zwar ein Weißer ist wie andere Weiße, aber zu dauerndem Tiefstand verurteilt ist. Denn der Ire ist Katholik; wenn er das nicht wäre, dann könnte man auf eine Regeneration, auf eine langsame Erziehung hoffen. Die Geschichte der englischen Herrschaft in Irland hat aber bewiesen, daß das unmöglich ist. Dies Volk von unwissenden Bauern, das von unwissenden Priestern regiert wird, wird nach Ulsters Ansicht nie zu freier Männlichkeit durchdringen. Es wird, wenn es die Macht erhält, den Fortschritt und die Entwicklung hemmen, die heute in Ulster herrschen. Es wird durch Tyrannei, Bestechung und Unfähigkeit Ulster niederdrücken, bis es auf den tiefen Stand des übrigen Irland gesunken ist, bis die letzte Spur von Zivilisation verwischt ist, die Generationen von Kolonisten im Kampfe gegen eine karge Natur und gegen innere und äußere Feinde geschaffen haben. Persönliche Gewissensfreiheit, Sicherheit, Ordnung und Wohlstand, sie alle sind bedroht. Die zahlreichen Schutzbestimmungen, die der Home Rule-Gesetzentwurf enthält, verraten die Größe einer Gefahr, die sie nicht beseitigen können.

[1]) Mit diesen Worten legte mir ein Vorarbeiter in einer Spinnerei die Sachlage dar.

Vieles in dem Bild, das sich Ulster von Irland macht, ist richtig; aber vieles ist ins Riesenhafte verzerrt. Der Gewissenszwang zum Beispiel, den Ulster unter Home Rule vorausfieht, besteht in dem südlichen Teil Irlands, wo die Katholiken die überwiegende Majorität der Bevölkerung darstellen, so gut wie nirgends. Die katholische Kirche in Irland ist zu keiner Zeit allmächtig gewesen. Ihre Kraft war unwiderstehlich, solange sie von den agrarisch-nationalen Leidenschaften getragen war; sie hat sich nie gegen sie zu behaupten vermocht. Sie blickt nicht mit Siegeszuversicht, sie schaut vielmehr mit Bangen in die Zukunft, die Home Rule bringen wird. Sie beruht rein wirtschaftlich auf den freiwilligen Gaben, die ihr die Bevölkerung spendet; die Besorgnis ist nicht abzuweisen, daß der irische Bauer, der sich so vielen finanziellen Verpflichtungen erfolgreich entzogen hat, auch diesen finanziellen Druck unwirsch empfinden und antikirchlichen Einflüssen zugänglich sein wird, — nicht weil er antireligiös ist, sondern weil er nicht gerne bezahlt. — Überdies ist die Vorstellung, die sich Ulster vom Katholizismus macht, geradezu ein Zerrbild. Mit ungläubigem Staunen hören selbst gebildete Leute, daß die katholischen Bezirke Rheinland-Westfalens oder Belgiens dem wirtschaftlichen Fortschritt ebenso zugänglich sind, wie etwa Ulster selbst. Kaum glaublich erscheint es ihnen, daß rein katholische Gebiete wie Oberitalien nicht Wüsteneien sind, sondern blühende Gärten darstellen.

Ulster irrt in vielem, es irrt vor allem in einem. Es weigert sich mit vollem Recht, den Nacken unter das Joch eines rückständigen Volkes zu beugen; es will seine Eigenart nicht verkümmert sehen. Es maßt sich dafür an, den Wunsch des katholisch-keltischen Irland nach nationaler Selbstgestaltung ein für allemal durch ein „niemals" unmöglich zu machen. Es hofft, wenn dieses „nein" jetzt kräftig genug erschallt, ein für allemal das Streben nach Home Rule zum Verstummen zu bringen. Die nationale Bewegung sei, meint Ulster, gewaltig abgeflaut. Sie sei, seit die Agrarreform begonnen habe, ihres wichtigsten Elans beraubt worden. Es bedürfe nur einiger Jahre Geduld und entsprechender weitgehender Zuwendungen seitens Englands, um die noch bestehende Unzufriedenheit zum Verlöschen zu bringen. Englischer Kredit hat die Agrarrevolution in Agrarreform umgewandelt. Weitgehende englische Zuschüsse — Irland kostet heute schon im Jahre anderthalb Millionen Pfund mehr, als es einbringt — sollen Irland aus einer unzufriedenen Dependenz in einen loyalen Kostgänger Englands verwandeln. Denn man hat wohl gehört, daß sich Völker gegen einen Tribut aufgelehnt haben, sie haben aber niemals Freiheit von jährlichen Zuschüssen als Revolutionsmotto auf ihre Fahne geschrieben. England hat den Agrarfrieden in Irland erkauft; es kann durch weitgehende Zuschüsse sich auch der politischen Loyalität versichern. — Ulster, das für Reichsinteressen eintritt, vergißt also ganz, daß

seine Vorschläge die wachsende Inanspruchnahme von Reichsmitteln für lokale Zwecke verlangen. Es wirft Irland die Demoralisierung vor, die durch die Zuschußpolitik der letzten dreißig Jahre hervorgebracht worden ist. Es verlangt die Fortsetzung dieser Politik, um Irland zu beglücken.

Es ist kein Zweifel, daß die nationale Leidenschaft in Irland bei allen denen abgenommen hat, denen die Agraragitation Zweck und nicht Mittel war. Das ist die Masse des irischen Volkes gewesen; sie wird zur Erreichung von Home Rule keine Revolution mehr machen, aber sie wird immer achtzig Abgeordnete wählen, um für Home Rule zu stimmen. Denn die Wahl dieser Abgeordneten hat ihr das verschafft, was sie am höchsten schätzt — den Erwerb der eigenen Scholle unter günstigen Bedingungen. Die Stimmen, die sie diesen Abgeordneten gegeben haben, sind so für die Farmer eine bessere Anlage gewesen, als wenn sie Kapital und Arbeit in ausgiebigster Weise auf den Grund und Boden verwendet hätten. Die Agitation ist weit rentabler gewesen, als selbst das Steigen der Preise landwirtschaftlicher Produkte. Das Ende dieser Gewinnmöglichkeiten ist nun noch lange nicht gekommen. Aus einem reichen Partner, wie es England ist, kann man, falls man nur rechtschaffen unzufrieden ist, noch viele Vorteile herausholen. Und in einem Agrarlande wie Irland gibt es immer Klassen und Leute, die nicht gesättigt sind. Selbst wenn der landlose Arbeiter heute befriedigt werden könnte, wird doch jede Generation immer wieder neue Schichten Unversorgter hervorbringen. Die Abgeordneten werden daher immer etwas fordern können; sie werden immer Leute hinter sich haben, die nichts besitzen und gerne etwas besitzen möchten. Es wird, solange die Preise steigen, zwar keine Agrarrevolution mehr geben, Agrarverbrechen können aber immer wiederkehren und, sollten die Preise fallen, von einem Rentstreik gefolgt werden. — Es wird so immer Raum für eine nationale Erpressungspolitik am englischen „Bedrücker" bleiben. Die achtzig irischen Abgeordneten werden in englischen Angelegenheiten wie in Reichsfragen stets mitreden können, ohne daß sie sachliche Interessen vertreten. Sie werden, und sie müssen es vom national-irischen Standpunkt aus tun, ihre Stimmen stets dem Meistbietenden geben und so eine dauernde Gefahr für die sachgemäße Behandlung britischer oder Reichsinteressen bilden. Ihr Dasein und ihr Verhalten muß die Fiktion eines unzufriedenen, sich immer wieder aufbäumenden Irlands der ganzen Welt gegenüber festhalten und der britischen Politik überall, vor allem in den Vereinigten Staaten und in den Kolonien bedenkliche Hindernisse verursachen. Überdies wird sich der Prozeß der wirtschaftlichen Korruption, der ganz Irland verseucht, auf verbreiterter Basis ausdehnen, denn Irland wird nur Frieden halten, wenn es immer wieder von neuem bestochen wird, wenn ihm immer wieder neue Gaben dafür zufließen, daß es alle fünf Jahre achtzig „Unentwegte" nach

Westminster sendet. Die Verweigerung von Home Rule bedeutet also die Ausplünderung Englands und die Gefährdung der britischen Weltpolitik. Home Rule in diesem Sinne ist daher heute eine britische, keine irische Frage mehr. Sie bedeutet aber auch die Pflege jener Minderwertigkeit im Wirtschaftsleben, wegen deren Irland Ulster verächtlich erscheint, ohne daß doch eine Vernichtung des Drängens nach nationaler Unabhängigkeit erreicht werden könnte.

Die politische Wucht, mit der heute die Home Rule-Bewegung einsetzt, ist unzweifelhaft schwächer als sie in der Zeit war, da die agrarischen Leidenschaften rasten; der Einfluß der überseeischen Iren in ihrer neuen Heimat ist im großen ganzen im Niedergang begriffen. Aber das nationale Empfinden, das nicht auf Begehrlichkeit und nicht auf Haß beruht, ist im Wachsen. Es finden sich selbst unter den Protestanten Ulsters Männer, die sich als Kinder der gemeinsamen Mutter Irland fühlen und im Ulstertum nicht die Verneinung, sondern nur die Ergänzung irischen Wesens sehen. Auch in den anderen Landesteilen sind zahlreiche Personen, die die Agrarfrage ins Lager der Home Rule Gegner getrieben hatte, von ihrer Gegnerschaft zurückgekommen. Home Rule hört auf, eine Klassenfrage zu sein. Der protestantische Grundbesitzer, der sein Gut seinen Pächtern verkauft hat und nun in Frieden unter ihnen lebt, beginnt sich mit der Idee von Home Rule zu versöhnen. Ulster weiß es und verachtet diese Kreise, auch wenn es von ihnen als den „protestantischen Brüdern" spricht.

Dieses wachsende Nationalgefühl ist jedoch nicht stark genug, um Ulster zu bekehren. Seine Verkünder blicken in gewissem Sinne in die Vergangenheit und feiern die einstige gemeinsame Größe des Keltentums. Ulster will Erfolge in der Gegenwart sehen, die ihm das keltisch-irische Volk zurzeit nicht bieten kann. So stehen sich beide Gruppen gegenüber, nach außen hin als sich bekämpfende Religionen erkennbar, in Wirklichkeit feindliche Zivilisationen, die eine industriell-individualistisch, einem bürgerlichen Ideal der praktischen Lebensbetätigung zustrebend, die andere agrar-kommunistisch mit gefühlvoller Beschaulichkeit sich begnügend; jede im Recht und jede im Unrecht, denn Irland will Ulster zum Anschluß zwingen und Ulster will Irland die nationale Selbstbestimmung versagen.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß trotz parlamentarischer Widerstände der gegenwärtige Home Rule-Gesetzentwurf Gesetz wird, wenn auch erst in einiger Zeit. Da Home Rule heute in erster Linie eine britische Frage ist, wird der britische Wähler auf die Dauer nicht gewillt sein, sein ganzes politisches Leben der Fortsetzung der Union mit einem Volke preiszugeben, das diese Union nicht will und für das er selbst wenig Sympathie empfindet; sicher nicht genug, um fortwährend neue Opfer zu bringen. Die Interessen des englischen Mutterlandes und des britischen Reichsverbandes verlangen es, daß

die irische Frage als Kardinalfrage aus dem Bereich des politischen Lebens verbannt wird. Das kann nur durch ein Home Rule-Gesetz geschehen. Aber mit der Annahme dieses Gesetzes ist das Ulster-Problem nicht gelöst. Ulster hat erklärt, es werde dem irischen Parlament den Gehorsam verweigern, und wenn auch Ulster sich mancher Übertreibungen schuldig macht, so ist es doch kein Land der Phrase. Es hat keinen Zweck, die Strecken zu erörtern, die Ulsters Widerstände im einzelnen durchlaufen müssen, wenn die Autonomie ins Leben tritt. Es wird sich nicht herbeilassen, Abgeordnete ins Parlament nach Dublin zu entsenden; es wird voraussichtlich, soweit nicht Reichsbehörden eingreifen, die Steuern verweigern. Es wird vor allen Dingen jeder von Dublin ausgehenden Verwaltungstätigkeit passiven Widerstand entgegensetzen. Es will eine eigene provisorische Regierung bilden, sich aber, da es stets reichstreu gewesen ist, — was allerdings historisch nicht ganz stimmt — gegen das Reichsparlament nicht auflehnen. Es können dabei leicht Lagen entstehen, aus denen auch die schärfste politische Logik keinen Ausweg mehr weiß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Organisation und Taktik den Leidenschaften gegenüber versagen und blutige Straßenkämpfe, zum mindesten in Belfast, das ja 90 000 Katholiken zählt, ausbrechen werden. Vor allem aber wird der Haß gegen eine keltisch-katholische Herrschaft eine furchtbare Aussperrung der katholischen Angestellten und Arbeiter in Ulster zur Folge haben, die die ganze katholische Bevölkerung Ulsters erwerbslos machen und sie zu einem riesenhaften Exodus zwingen würde. Ulsters entwickeltes Wirtschaftsleben würde sich durch ein solches Vorgehen schwere Wunden schlagen. Aber Ulster ist heute der Ansicht, daß vorübergehende, schwere Verluste im Geschäftsleben leichter zu ertragen sind, als das Aufhören jeder Geschäftstätigkeit. Es ist möglich, daß der Süden mit ähnlichen Maßnahmen antworten wird. Bei seiner sozialen Schichtung und seiner ganzen Lebensauffassung ist das wenig wahrscheinlich, zumal die Leute, die man treffen könnte (Grundbesitzer und Mittelklassen) dem Keltentum eigentlich näher stehen, als dem Feinde in Ulster, den solche Erwiderung zwar erbittern, aber nicht erschüttern könnte. Eines scheint gewiß: Das katholische Irland wird nie die Kraft haben, Ulster gewaltsam auf die Knie zu zwingen; es müßte Reichshilfe anrufen, um das zu vollbringen. Daß dies geschehen wird, ist ausgeschlossen. Die Vorkämpfer des irischen Nationalitätenprinzips können nicht nach dem britischen Büttel rufen, wenn Ulster die Unabhängigkeit für sich in Anspruch nimmt, die sie selbst erstreben. Das britische Volk wird seine Machtmittel nie in die Wagschale werfen, um einen Volksteil zu vergewaltigen, der ihm wesensgleich ist und in höchster Stärke alle die Charakterzüge trägt, die es an sich achtet. Es kann nicht, weil Irland frei sein will, Ulster knechten. Irland kann Ulster nicht zwingen, es könnte es höchstens überzeugen.

So scheint ein unlösbarer Konflikt gegeben zu sein. Und in der Tat, solange es sich um bloße Verfassungspläne handelt, ist dieser Konflikt unlösbar, nicht aber wenn praktische Maßnahmen getroffen werden müssen. Ulster hat eigentlich keine positiven politischen Ideale; es will in Ruhe gelassen werden und nicht mehr. Eine Autonomie für Irland, die Ulster dies gewährte, würde Ulster heute befriedigen, da es dann entweder eine eigene Verwaltung bilden oder im Verbande des Vereinigten Königreichs bleiben könnte. Die Schwierigkeit liegt in der geographischen Abgrenzung, da keine Scheidung denkbar ist, die nicht in Ulster eine stark katholische Bevölkerung und außerhalb Ulster eine stark protestantische Bevölkerung belassen würde. Gerade diese Tatsache wird vielleicht eine Trennung ermöglichen. Ulster möchte alle Protestanten des Nordens umfassen; es ist bereit, die des Südens zu opfern. Je weiter die Grenzen sind, die gezogen werden, desto stärker wäre zugleich die von ihr umfaßte katholische Minderheit, desto leichter die Verteidigung ihrer Interessen, desto weniger scharf der Gegensatz zwischen den beiden Gebieten. Ulster hat früher diesen Gedanken abgelehnt; es würde ihn heute für die vier Grafschaften Antrim, Down, Armagh und Londonderry annehmen.

Dazu ist indes das nationalistische Irland heute noch nicht bereit. Es huldigt noch immer dem Gedanken, daß dem geographischen Begriff Irland eine mehr oder minder einheitliche irische Nationalität entspräche. Es verkennt vollkommen, daß die Eigenart eines Volkes nicht durch den Nachweis eines Stammbaums, sondern durch Weltanschauung und Lebensbetätigung bestimmt wird, daß Keltentum und Ulstertum zurzeit unvereinbar sind. Es ist an Phrasen und poetische Übertreibungen gewöhnt und kann schwer verstehen, daß es Ulster bitter ernst ist. Es hat seinen in der ganzen Welt verstreuten ausgewanderten Söhnen solange von der Einheit des irischen Volkes gesprochen, daß ihm die Anerkennung einer Zweiteilung schwer fallen wird. Ein verstümmeltes Irland, dem die wichtigste Provinz fehlt, kann ihm nur als unvollkommene Erfüllung des nationalen Traumes erscheinen, dem es soviel geopfert hat, zumal die Autonomie, wie sie auf Grund des heutigen Gesetzentwurfes vorgesehen ist, sachlich recht unvollkommen sein wird. Die Verwaltung eines irischen Gemeinwesens, dem Ulsters Energie und Ulsters Finanzkraft fehlen, wird zudem den irischen Staatsmännern nicht gestatten, das Millennium herbeizuführen, das sie ihrem Volke nach Erreichung der Autonomie verheißen haben. Sie sollten das nicht übermäßig bedauern; können sie doch so recht überzeugend dartun, warum das goldene Zeitalter nicht in dem Augenblick anbricht, wo das grüne Banner mit der silbernen Harfe vom alten Parlamentshaus in Dublin wehen wird. Die Opfer, die ein Verzicht auf Ulster von ihnen verlangen würde, lassen sich zudem nicht mit den Schwierigkeiten vergleichen, die entstehen werden, wenn sie Ulster im Namen der Frei-

heit und der nationalen Selbstbestimmung zwingen wollen, sich dem Reste Irlands zu unterwerfen. Wenn die irischen Staatsmänner, denen die Einführung der Selbstverwaltung anvertraut werden wird, erst handelnd vor dieser Frage stehen, so werden sie wohl zu der Erkenntnis kommen, daß sie die selbständige nationale Existenz Irlands ohne Ulster beginnen müssen. Nur so werden sie eine soziale Umwälzung oder gar einen Bürgerkrieg vermeiden können, dem ihre Kräfte nicht gewachsen sind. Es muß das nicht das letzte Wort in dem jahrhundertelangen Streit sein. Wenn Irland Ulster beweisen kann, daß es gewillt ist, vom Ertrag ehrlicher Arbeit zu leben, daß es seine Mitarbeit nicht sucht, um es zu vergewaltigen oder zu erniedrigen, sondern zur Erfüllung gemeinsamer, nationaler Aufgaben, dann wird Ulster sich im Laufe der Zeit auf die gemeinsame Lebenstätigkeit besinnen, die das Zusammenwohnen auf engem Raume so nahe legt. Es wird auch in Zukunft ein Unterwerfungsverhältnis stets ablehnen; es wird sich zu einem Bunde bereit finden lassen, in dem es dank seiner Charakterstärke unschätzbar sein wird. Dann wird der alte Gedanke der Väter des irischen Nationalismus triumphieren: Unter den Farben beider Völker — orange und grün — wird das einige Irland zum ersten Male in seiner Geschichte am Werke der westlichen Zivilisation mitschaffen können.

M. J. Bonn.

Eisenbahnsorgen in Deutsch-Südwestafrika.

Kaum ist es ein Jahr, daß in Südwest die letzte Schiene der Nordsüdbahn gelegt worden, Dernburgs Eisenbahnprogramm verwirklicht ist, und schon werden allerorts neue Eisenbahnwünsche laut. Auch der ackerbautreibende Osten will den Kulturzentren näher gerückt werden und seinen Anschluß an das Bahnnetz haben, will seine Farmprodukte rasch und billig auf den Markt legen. In mancher Phantasie durchzieht schon ein Schienenstrang im Nordwesten das Kaokofeld und erschließt dessen Mineralschätze; andere erhoffen von einem Anschluß des äußersten Südens an die Eisenbahnen der südafrikanischen Union das wirtschaftliche Heil, den bequemen Absatz südwestafrikanischen Viehs nach den Minenstädten.

Kein so großes volkswirtschaftliches Problem, kein länder- und völkerverbindendes Weltprojekt soll erörtert werden. Nur an einen Gedanken, der vor Jahr und Tag wirtschaftlicher Überlegung und warmer Menschenliebe entsprungen, in letzter Zeit leider dem Vergessen anheimgefallen ist, soll erinnert werden. Er ist klein und bescheiden. Mit dem Schienen- und Schwellenmaterial der alten schmalspurigen Bahn Karibib—Windhuk, das nach dem Umbau der Linie in Kapspur überflüssig geworden ist, soll von einem Punkte

der nördlichen Otavibahn weg ein Geleise in den Norden des Schutzgebietes, etwa bis an die Grenze des Ambolandes, gelegt werden. Die in allen Kulturarbeiten bewährte Schutztruppe sollte wieder die Schienen strecken, die jetzt ungenutzt seitwärts der Kapspurbahn liegen und auf eine neue Verwendung, auf Verkauf warten oder gar verrotten. Die Kosten wären gering, da auch die Erdarbeiten unter Aufsicht der Truppe von Eingeborenen ausgeführt werden könnten. Technische Schwierigkeiten bestehen in dem durchwegs ebenen Gelände nicht, nur ein unbedeutender Höhenzug ist bis zur Etosha-Pfanne, von beiden, bisher erkundeten Tracen, zu überwinden. Auch das rollende Material, Lokomotiven und Wagen der alten Staatsbahn, befindet sich bereits im Lande und rostet seit Eröffnung des Kapspurbetriebs in den Wagenschuppen.

Diese kleine billige Stichbahn würde bald sich bezahlen. Sie würde einen entwicklungsfähigen Teil des Schutzgebiets erschließen, würde den dort lebenden Farmer ermutigen, nicht nur sein Vieh zu weiden, sondern auch den spröden südafrikanischen Boden zu ackern, ihm ermöglichen, die geerntete Frucht dem Käufer zuzuführen. Die Besiedelung würde rascher fortschreiten, Farm an Farm würde sich bald längs der Bahnlinie aneinander reihen. Auch vom militärischen Gesichtspunkte ist eine Eisenbahn von hohem Werte, da nur mit ihrer Hilfe in kurzer Zeit die Entfaltung einer gebietenden Truppenmacht möglich ist. Ein nicht zu unterschätzender Faktor, da das Amboland noch völlig selbständig, seine Besetzung aber nur eine Frage der Zeit ist!

Was aber den Bau dieser Bahn, mag man sie Nordbahn oder Ambolandbahn nennen, derzeit zu einer der dringendsten Nöte des Landes macht, ist die Arbeiterfrage, die Beschaffung von Händen für die emporblühenden Betriebe des menschenarmen Schutzgebiets. Das Amboland mit seiner dichten ackerbautreibenden Bantubevölkerung ist das Hauptreservoir Südwests, das die Arbeitskräfte für die Kupferminen, für die Marmorbrüche, für die Diamantfelder stellt. Ohne den Zuzug dieser Sachsengänger müßte allerorts die Arbeit ruhen; denn die einheimische Bevölkerung des Landes reicht nicht einmal für die Ansprüche der Farmwirtschaft treibenden Siedler aus. Durch das ganze Land ertönt heute der Ruf nach Arbeitskräften, mancher vielversprechende Betrieb liegt aus Mangel an Menschen brach, schon wurden Schritte getan, trotz der schlechten Erfahrungen, die der südafrikanische Nachbar damit gemacht, Farbige aus andern Schutzgebieten, sogar Chinesen, Inder einzuführen. Weit mehr noch als bisher könnten auf den Diamantfeldern, in den Kupfergruben Verwendung finden, alle Betriebe könnten vergrößert und ertragsfähiger gemacht werden, wenn nur die Menschen dafür vorhanden wären. Unter diesen Umständen darf kein Mittel unversucht bleiben, den Zufluß der schwarzen Sachsengänger zu steigern und ihn sicher zu stellen. Was nützt es, wenn Arbeiterkommissare das Amboland be-

reisen, mit Reden und Geschenken Stimmung zu machen suchen, wenn aber der weite Weg mit seinen Anstrengungen und Gefahren, das lange Fernsein von Familie, Haus und Hof die Auswanderungslustigen abschrecken.

Viel zu spärlich fließt der Menschenstrom über Okaukwejo und Namutoni aus dem Lande der Ovambos. Kostbare Wochen verstreichen, die der Ambomann auf wasserlosen Wegen, tagsüber in brennender Sonnenglut, nachts frosterstarrt durchwandert, die nutzbringender der Arbeit in den Minen oder der Bestellung der eigenen heimischen Felder zugut kämen. Aber nicht bloß die weite Entfernung, der Marsch über 400 Kilometer, auch die Gefahren schrecken die Ovambos. Mit den Löwen und Leoparden lauern im Busch die menschlichen Raubtiere der Steppe. Aus dem hohen Gras schwirrt der giftige Pfeil des Buschmanns und streckt den friedlich Dahinziehenden nieder. Im Dunkel der Nacht schleicht sich das gelbe Raubgesindel zu dem am Feuer Schlummernden und stößt ihm das Messer in die Kehle, um ein buntes Tuch, etwas Lebensmittel zu rauben. Und ist es dem Ovambo gelungen, allen Gefahren zu entgehen, so langt er erschöpft, oft krank, ja den Todeskeim in der Brust, infolge der kalten, schutzlos verbrachten Nächte, an der Eisenbahn an. Was nützt nun noch die Fürsorge der Regierung, die hier einsetzt, ihm Kleider, Decken, Nahrung gibt, ihn in Übernachtungshäuser führt?

Daß dies alles den Zuzug nicht fördert, ist klar. Daß der Ovambo, der nach halb- oder einjähriger Arbeit mit den sauer erworbenen Schätzen zurückkehrt, von den Buschleuten unterwegs deren beraubt, kaum unter Rettung des eigenen Lebens die Heimat wieder erreicht, es sich überlegt, den Weg nach den Stätten der Weißen noch einmal zu gehen, ist verständlich. Daß der Häuptling, der nach Jahresfrist seine Krieger und Arbeiter krank und siech wiederkommen sieht, unter ihnen viele vermißt, die Auswanderung nicht gerne hat, daß der Stamm und die Familie sie zu verhindern suchen, ist menschlich. Darum sind sich Regierung, bergbautreibende Gesellschaften und Farmer über die Notwendigkeit dieses Bahnbaues, über seine schnelle Inangriffnahme einig. Denn ebenso wie im Lande für den farbigen Arbeiter und sein Wohlergehen aufs beste gesorgt wird, so gebieten Menschlichkeit und Überlegung, Humanität und wirtschaftliches Interesse, dem vertrauensvoll Zuwandernden auch den weiten, gefahrvollen Weg zu kürzen und zu sichern. Der Erfolg wird es lohnen. Und wenn dann einmal die Ereignisse zur Besitznahme des Ambolandes zwingen, wenn das Blut Weißer dort geflossen ist und Sühne fordert, so wird es nur mit Hilfe der Eisenbahn gelingen, mit erdrückender Truppenmacht lawinenartig dort zu erscheinen, ein langes Fechten und damit die Vernichtung des so wertvollen Menschenmaterials zu verhindern, rasch Ordnung und Ruhe herzustellen.

Spectator Germanicus.

Rundschau.

Anmerkungen.

In Albert Soergels „Dichtung und Dichter der Zeit" (Leipzig, Voigtländer M. 10.50), einem zur Übersicht über die jüngste Entwicklung unserer Literatur zweckdienlichen Buche, findet sich (S. 532) über die Zeitschrift „Insel" der Satz, daß bei ihr „die Ausstattung nun schon alles, der Inhalt nichts war". Es ist unbegreiflich, wie ein Geschichtsschreiber der letzten Jahrzehnte derart die Bedeutung einer Zeitschrift verkennen mag, die in hundert Jahren ebenso und mit demselben Rechte nachgedruckt werden wird, wie heut etwa Arnims Tröst-Einsamkeit. Was der erste Jahrgang nur an Dichtungen aufweist: Bierbaum, Dehmel, Hofmannsthal, Liliencron (darunter einen Poggfred-Kantus), Rilke, Schaukal. Oder an Dramen: Hofmannsthals Kaiser und Hexe und den Prolog zum Ödipus, Maeterlinks Schwester Beatrix und Wedekinds Marquis von Keith; an Essays Meyer-Gräfes Beiträge zu einer modernen Ästhetik, Blei's Auswahl aus den Briefen des Abbé Giliani und seine Aufsätze über Japan und die Mechtild von Magdeburg. Ausgrabungen, in denen sich unbewußt die Tendenz des Unternehmens ausdrückt, wie Goethes Propyläenvorrede und Brentanos Leben und Sterben des Grafen von Folx. Vor allem aber die Gedichte Rudolf Alexander Schroeders, dessen Goethe-Elegie den ersten Band geradezu programmatisch eröffnet. Der zweite Jahrgang brachte Hofmannsthals Bergwerk zu Falun, Wassermanns Novelle Der niegeküßte Mund, Dehmels Roman in Romanzen Zwei Menschen, Schroeders große Elegien Fontainebleau und Michel Angelo, ungedruckte Tagebücher von Heinse, ungedruckte Aphorismen Nietzsches aus der Genueser Zeit, einen Neudruck von Hofmannsthals Erstlingswerk Gestern, die entzückenden kleinen Stimmungsbilder Roberts Walsers, der damals noch naiv produzierte ohne sein Talent zu strecken, Felix Saltens Gedenktafel der Prinzessin Anna; von neuen Lyrikern taucht neben Wilhelm Weigand zum erstenmale Rudolf Borchardt mit den drei grandiosen Elegien auf; daneben Ungedrucktes aus Nietzsches Umwertung aller Werte. Der dritte und letzte Band enthält eine Novelle von Heinrich Mann, Weigands erste Fassung des Stendhal-Essays, André Gides Schlechtgefesselten Prometheus, Emersons History in Thora Weigands ausgezeichneter Übertragung, Bierbaums Stella und Antonie, Wedekinds Büchse der Pandora, daneben eine Menge Lyrik ersten Ranges. Es wurden fast nur deutsche Namen aufgezählt; sie mögen immerhin genug an Zahl und genug an Gewicht sein, um einen Entscheid zu ermöglichen, ob bei der „Insel" wirklich die Ausstattung alles, der Inhalt nichts war. Man darf im Gegenteil sagen, daß in jenen drei Jahrgängen 1899 bis 1901 gerade die bekanntesten Autoren unserer Tage zum erstenmal zu einem größeren Leserkreise sprechen. Nachdem die Bände längst vergriffen sind, läuft diese Richtigstellung nicht Gefahr, als Reklame für ein Unternehmen verdächtigt zu werden, das genannt werden muß, wenn man von den deutschen Zeitschriften des Jahrhunderts diejenigen aufzählt, welche nicht nur die Epoche sammeln, sondern eine Epoche verkünden.

Wenn eine Darstellung des Lebens und Wirkens Shakespeares rasch nacheinander drei Auflagen und das zehnte Tausend erlebt, spricht dies dafür, daß ein Bedürfnis gerade nach dieser Art der Darstellung bestand und daß das Werk diesem Bedürfnis in ausgezeichneter Weise entgegenkommt. Beides trifft bei dem Buche Max J. Wolffs zu. (München, Beck.) An Werken über Shakespeare, auch an guten, ist in Deutschland kein Mangel. Was fehlte, war der Typus des Wolffschen Shakespeare: seine glückliche Mitte zwischen wissenschaftlicher Facharbeit und populärer Darstellung. Die deutsche Shakespeareforschung und die Mitteilung ihrer Ergebnisse an die Gebildeten hat seit dem Jahre 1900 große Fortschritte gemacht, wenn man sich erinnert, daß damals noch Richard Wülcker es für nötig hielt, die nüchterne und ernüchternde Biographie Sidney Lees zu übersetzen, oder daß der Lexikonband von Georg Brandes bewundert wurde, der Shakespeare ein wenig als *beau ténébreux* auffaßt. Zwischen beiden Extremen steht die sachliche und von echtem Verständnis beseelte Arbeit Wolffs; sie führt nicht nur ein, sondern regt auch den Leser an, der sich schon viel mit Shakespeare befaßt hat. Man liest sie vielleicht nicht immer mit gleicher Zustimmung, aber immer mit gleichem Interesse. So schwer es ist, den Lebenslauf Shakespeares bis ins einzelne interessant darzustellen und keine tote Stelle darin zu lassen, Max Wolff hat es fertig gebracht.

Ja, haben denn die Franzosen auch Volkslieder? Die Frage kann man oft hören. Jawohl, ist die Antwort, sie haben Volkslieder, so schön wie die im Wunderhorn, bloß kennen die Deutschen sie kaum. Ein gutes Werk über sie ist das von Wilhelm Scheffler: Die Französische Volksdichtung und Sage, das um etwa neun Mark antiquarisch vielfach angeboten wird und leicht erhältlich ist. Ganz hübsch ist die Studie von Louis Schneider: Das französische Volkslied (Marquardt & Co., Berlin). Man findet die eigenartigen Melodien am besten in den *Rondes et Chansons populaires* (Paris, A. Lahure); nur weiß ich nicht, ob das Buch nicht schon vergriffen ist. Empfehlenswert, nur leider ohne Noten, ist der 3.50 Fr.-Band *Les plus célèbres chansons de France* (Paris, Ollendorff). Eine besonders schöne Ballade, die sonderbarerweise in der genannten Sammlung fehlt, hat einer in Deutschland (bei Wilhelm Borngräber, M 4.—) erschienenen Auswahl den Titel gegeben: *Joli Tambour*. Man findet darin über sechzig Volkslieder, sodann religiöse Lieder, Kinderlieder, Vaterlandsgesänge, Gesellschaftslieder nach Opernmelodien, Romanzen, Montmartreballaden und Kabarettlyrik, Cafékonzert und Straßensänger, revolutionäre und anarchistische Lieder. Die Auswahl ist gut; die jedem Lied beigegebene deutsche Übersetzung wird manchem Leser angenehm sein. Es gibt sehr viele Deutsche, die mit französischer Kunstdichtung nichts anfangen können; vielleicht verhilft ihnen das französische Volkslied dazu, dem *esprit gaulois* näher zu kommen, von dem ja in der Lyrik der elsässischen, vlämischen, belgischen, wallachischen, griechischen und so weiter „Franzosen" unserer Tage verflucht wenig zu spüren ist.

Hans von Webers kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen „Der Zwiebelfisch" (jährlich M 3.—) entwickelt sich immer anregender. Die letzte Nummer enthält eine Warnung vor den Ullstein-Büchern: „Ullstein, Ramsch & Co." mit folgenden Feststellungen: eine geprüfte Anzahl Ullsteinbände enthält gar nicht die Originalromane, sondern nur einen Teil davon;

der Verlag hat nicht das geringste getan, diese Kürzungen irgendwie kenntlich zu machen. „Kauft nur weiter Ullsteinbücher, ihr Talmifreunde, ihr Banausen, ihr Sonntagsleser, die ihr verdient, in diesem Jahrhundert zu leben, dem Jahrhundert des Ramsches und Humbugs!" schließt der herzerquickende Artikel. Lessing schrieb über die Grenzen von Malerei und Dichtung. Wenn die Buchmacherei sich in der bisherigen Richtung weiterentwickelt, wird man über die Grenzoerwischung zwischen Buchverlag und Lebensmittelfälschung schreiben müssen.

Die billige Ausgabe der Werke Storms erinnert an die Zeiten deutscher Buchausstattung, die endgültig vorüber sein sollten. Der Verlag Westermann hätte vom Ibsen, Hauptmann und Schnitzler von S. Fischer, von der Selma Lagerlöf des Langenschen Verlags, vom Jahn der deutschen Verlagsanstalt lernen können, wie man Ausgaben zugleich billig und geschmackvoll herstellen kann. Der billige Storm ist mit einer häßlichen Type gedruckt, die weißen Ränder oft so schmal, daß es abscheulich aussieht, nicht einmal ein Schmutzblatt. Außerdem ist ohne Grund von der zeitlichen Reihenfolge abgewichen, die für einen klassischen Erzähler vom Range Storms das einzig Richtige ist. Wir hatten in unserer Dezembernummer, in der Überzeugung, ein Verlag vom Ansehen des Westermannschen werde sich selbst und Theodor Storm gebührend respektieren, entgegen unseren Gepflogenheiten die neue Ausgabe, die wir beim Abschluß der Liste noch nicht zu Gesicht bekommen hatten, neben der bisherigen empfohlen und als eine zum Geschenk geeignete Novität ausgezeichnet. Wir können beides nicht mehr aufrecht halten und empfehlen nur die bisherige, bis entweder der Verlag eine schönere Ausgabe macht oder die Schutzfrist abläuft, was in fünf Jahren der Fall sein wird.

Den beiden Prosadichtern, die der Inselverlag im abgelaufenen Jahre sozusagen entdeckt hat, Georg Munk und Willy Seidel, gesellt sich ein dritter zu, Rudolf G. Binding. Seine vier Novellen „Die Geige" gehören zum Schönsten unseres heutigen Besitzes (eine davon, „Der Opfergang", ist, als Probe gewissermaßen, um fünfzig Pfennig in der Inselbücherei erschienen). Denn, um mit dem lebenden Meister der Gattung zu reden, „von einer Novelle, der wir einen künstlerischen Wert zuerkennen, verlangen wir wie von jeder wirklichen dichterischen Schöpfung, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen, geistigen oder sittlichen Konflikt vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare" (Paul Heyse, Erinnerungen und Bekenntnisse II, 68). Nicht, daß alle vier Saiten dieser Geige gleich voll und stark tönten. Die künstlerisch edelste ist der erwähnte „Opfergang"; sie ist ein Meisterwerk. Nicht minder hoch sind die „Waffenbrüder" zu stellen, eine Erneuerung des Siegfried-Brunhilden-Kriemhilden-Konflikts mit einer unerwarteten Vertiefung der Rache. „Angelucia" könnte, wenn in rhythmischer Form, in Herz' Spielmannsbuch stehen; die Erzählung ist ein modernes Stück Boccaccio. Ganz modern und isoliert ist „Die Vogelscheuche", eine seltsame Kindergeschichte. Die beiden zuletzt genannten haben nicht das freilich außerordentliche innere Gewicht der zwei ersten. Was aber auch sie wertvoll macht, ist die ebenmäßige, niemals künstelnde oder selbstgefällig tändelnde Schönheit der Sprache, des Tons, des Vortrags. In Richard Schaukals Aphorismenheft „Beiläufig" (G. Müller) steht ein kurzer Satz, bei dem man an manche unserer

Künstler denken mag: „Reif werden heißt verarmen." Es gibt in der Tat eine fatale Art künstlerischer Reife, die, was sie nicht mehr im Gegenstande hat, durch die Behandlung ersetzen möchte. Bindings Reife ist anders; sie ist wie edles Obst, von festem Fleisch und goldener Haut, süß und schmackhaft.

München. Josef Hofmiller.

Joachim Skovgaard.

Monumentalmalerei — ist es kein Märchen, daß es Zeiten gab, da die Monumentalmalerei die Malerei schlechtweg war? Da das Tafelgemälde, woran heute jeder denkt, wenn von einem „Bild" die Rede ist, noch nicht war oder sich doch erst langsam entwickelte und neben dem allmächtigen Wandbild sich mit der bescheidensten Rolle begnügte? Wohl war dem so. Doch man hat es vergessen. Als im 19. Jahrhundert die Aufträge großen Stiles versiegten und die Legende aufkam, der „freie" Maler, der sich Stoff und Form selbstherrlich bestimme, stehe höher als sein „nur dekorativer" Genosse, ging auch dem Künstler der Monumentalsinn verloren. Die Tradition, die von den Tagen der Antike bis ins späteste Barock und Rokoko geleuchtet hatte, erlosch. Seit wenigen Jahrzehnten regt sich wieder das Verlangen nach Monumentalmalerei, und helläugige Führer wagten es, das Feuer der Überlieferung neu zu entzünden. Vertraute man nun dankbar diesen Vorkämpfern die Lösung der Aufgaben an, die sie bewältigen konnten, und gab so der Jugend die Vorbilder, deren sie bedurfte? Wies man die Monumentalaufträge einem Hodler, Klimt und Hölzel oder einem andern der Wenigen zu? Sie mußten und müssen noch froh sein, wenn sie überhaupt zu Worte kommen. Einem Prell aber, dem nicht die leiseste Ahnung aufging, was Monumentalmalerei heißt, überläßt man Wand auf Wand — damit er sie zerstören kann.

Während die Künstler, von denen ihre Begabung Werke großen Stiles fordert, bei uns darbten, gedieh im kleinen Dänemark in aller Heimlichkeit und Stille eine der großartig einheitlichsten Monumentalschöpfungen aller Zeiten: Joachim Skovgaards Ausmalung des Doms zu Viborg.

Joachim Skovgaard ist der geniale Sohn eines begabten Vaters. Dieser zählte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Dänemarks tüchtigsten Künstlern. Er war Naturalist. Doch bewahrten ihn starke Ausdrucksfähigkeit und sicherer Geschmack vor photographischer Nachahmung und ließen ihn den Naturausschnitt zum Bild umschaffen. Seine Liebe hing an der heimischen Landschaft. Die Grundstimmung all seiner anspruchslos vornehmen Werke ist die eines zarten Lyrismus. — Niels, der jüngere seiner Söhne, gleicht an Talent und Art dem Vater, wenngleich er die Stoffe seiner Gemälde gern dem religiösen Gebiet entnimmt und in der Technik die Wandlung zur Freilichtmalerei mitgemacht hat.

Auch Joachim ist der echte Sohn des älteren Skovgaard. Ihm fehlt keine der Eigenschaften, um derenwillen man den bescheidenen Landschaftsmaler liebgewinnt. Doch ihm allein gehören der Zug ins Große, die Selbstverständlichkeit monumentaler Formgebung und Auffassung. Was er vor Viborg an Tafelbildern gemalt hat — Szenen aus dem Leben seiner glücklichen Ehe, Landschaften und so weiter — unter-

schied sich dem Wesen nach nicht von den Arbeiten des Vaters. Nur ist die Beobachtung um einiges schärfer, der Instinkt für Bildaufbau noch feiner entwickelt, und vor allem die Empfindung tiefer. Von Joachims voller Bedeutung ahnt man indessen vor solchen Werken wenig. Der liebenswerte Mensch spricht nicht minder eindringlich aus ihnen als der Künstler, der sich ganz an den Gegenstand hingibt.

Im Jahre 1902 wurde der Fünfziger mit der Ausmalung des Viborger Doms betraut. Und mit einem Male beherrscht er die Form, hat strengen Stil und ist ein Monumentalmaler von solcher Sicherheit, als hätte ihn Giotto selbst unterrichtet, und als hätte er niemals anderes getan, als Wände mit Fresken geschmückt.

Wie ist so plötzliche Wandlung zu erklären? In Wahrheit liegt keine jähe Wandlung vor. Der Däne hat die großen italienischen Meister des Freskos und das Geheimnis ihrer Wirkung befragt. Und sie antworteten ihm viel und ohne Zurückhaltung, wie man nur dem Verwandten sich offenbart, und weihten ihn in das Wesen ihrer Kunst ein. Auch bei den Griechen ging er in die Lehre. Mit ehrfürchtiger Treue malte er griechische Vasen nach und festigte sein Gefühl für Rhythmus, für Ausdruck der Geste und Stil. Dann wartete er. Vorgänge des täglichen Lebens zu stilisieren, Kompositionen großen Stils an Stelle schlichter Abbildung der Natur zu geben, widerstrebte seiner künstlerischen Ehrlichkeit. Das Staffeleibild sollte nur erzählen, daß Joachim Skovgaard ein offenes Auge für die malerischen Schönheiten der Wirklichkeit hatte. Aber der Monumentalmaler reifte im stillen und der ersehnte Auftrag ward einem Fertigen.

Die Wirkungsstärke der italienischen Meister, vor allem eines Cimabue, Giotto, Martini, ruht nicht allein in der Meisterschaft, mit der sie in ihrem Werk das Werk des Baumeisters, die Wand als Glied eines Raums, zu erhalten wußten: Auch dem Ausdruck echter, tiefer Religiosität danken sie den bleibenden Ruhm. Der Däne gleicht ihnen auch hier. Wenn er Stoffe der Bibel wiedergibt, sind sie ihm mehr als ein willkommener Vorwand, an den verschiedenartigsten Handlungen und Zuständen die vollkommene Beherrschung der Kompositionsgesetze darzutun. Ihm sind sie innerstes Erleben. Joachim Skovgaard ist wie sein Bruder eifrigster Jünger Grundvighs, jenes liebenswerten Reformators, der der Verstandesreligion des dogmatischen Protestantismus ein Christentum der Freude, der gesunden Sinnlichkeit und der Tat entgegenstellte.

Viborg ist eine kleine stille Stadt im Norden Jütlands. Der Dom, eine der wenigen nordischen Kirchen aus gewachsenem Stein, entstand im 12. Jahrhundert und hat trotz mannigfacher Restaurationen im Innern den Charakter romanischer Kunst rein bewahrt. Ein dreischiffiges Langhaus, durch Fenster in den Seitenschiffen und über den Triforien erhellt; ein Querschiff aus drei nebeneinander gereihten Quadraten; erhöhter Chor mit Halbkreis-Apsis; das Mittelschiff von flacher Holzdecke, die übrigen Raumteile von Kreuzgewölben überdeckt; keine Zierglieder mit Ausnahme der schlichtesten Gesimse und Köpfe und Füße der quadratischen Pfeiler.

Ein Bau dieser Art bietet dem Monumentalmaler die günstigsten Entfaltungsmöglichkeiten. Die abschließenden Mauern sind aufgelöst in verschiedenwertige Gruppen von unter sich gleichen Flächen. Demnach mußten auch die Fresken in Gruppen zerfallen, die das Bedeutungsverhältnis ihrer Wände innerhalb des Gesamtorganismus

widerspiegeln. Gerade der Wunsch nach einheitlicher Wirkung bedingte so die Scheidung. Zu optischen Einheiten fügen sich zusammen: die Wände in den Seitenschiffen; die Felder über den Triforien; die Querschiffwände; die Chorwände; endlich die Gewölbe über Querschiff und Chor. Skovgaard hat sie auch als solche behandelt.

In den Seitenschiffen standen dem Maler Flächen zur Verfügung, die über dem Breitrechteck des Sockels ansetzen, nach oben von Halbkreisbogen begrenzt werden, und in deren Mitte fast stets ein schmales Fenster eingebrochen ist. Schreitet man im Hauptschiff vorwärts, so erblickt man rechts und links je zwischen zwei Pfeilern, die gleichsam den äußeren Rahmen bilden, ein Wandgemälde ganz für sich allein. Einfache Ornamente, entfernt an romanische Muster anklingend, schmücken die Rippen der Gewölbe und leiten zu den Wandpfeilern und damit zur engeren Einrahmung über. Die Architektur des Domes gibt ein klares Hintereinander paralleler Raumschichten und beschränkt sich überall auf das Notwendige. Eine Malerei mit starker Ausprägung der dritten Dimension, mit viel Licht- und Schatten-Gegensätzen, hätte den Charakter des Baues zerstört. So verzichtete Skovgaard auf plastische Herausarbeitung des Körperlichen; auch auf die Wiedergabe räumlicher Tiefe. Er stellt stets in die vordere Raumschicht eine Figurengruppe und deutet von einer rückwärtigen nur so viel an, als zum Verständnis des Gegenständlichen unbedingt vonnöten ist. Der Maßstab der Figuren beharrt. Dieselben Farben kehren, nur in wechselndem Kräfteverhältnis, immer wieder: kühlrötliches Gelb als Fleischton, helles warmes Grün, dunkleres Blaugrün, Stahlblau, Rostrot, Weiß und unaufdringliches Gelb. In den Kompositionen ist sorgfältig darauf geachtet, daß die Massen zu beiden Seiten der Fenster sich das Gleichgewicht halten und sich in Gegenrichtung bewegen. Der Ansatz des Bogens ist stets als horizontale Linie angedeutet. Da diese Gemälde dem Beschauer ziemlich nahe gerückt sind, ist die Durcharbeitung der einzelnen Gestalten bei aller Hervorhebung des Wesentlichen verhältnismäßig weit getrieben, und zur erschöpfenden Darstellung des Seelischen hat Skovgaard seine ganze Kunst aufgeboten.

Den Segmentflächen oberhalb der Triforie kommt im Organismus des Doms geringere Wichtigkeit zu als den Wandflächen der Seitenschiffe. Auch sind sie dem Beschauer erheblich ferner gerückt. Der Maler hat seine Arbeiten den veränderten Bedingungen angepaßt: Hervorkehrung des ornamentalen Charakters geht Hand in Hand mit einer Verstärkung der Farbgegensätze und mit bei weitem minder ins einzelne gehender Durchführung. Die Figuren heben sich von neutralem dunklen Grund. Das Seelische tritt zurück zugunsten strengerer Betonung des Reinformalen. Bewegungen und Gegenbewegungen stehen in streng stilisierter Wechselwirkung.

Die Wandfresken des Querschiffs können fast alle von einem Punkt aus übersehen werden. Maßgebend für den Aufbau der sechs Querschiff-Fresken wurde für den Maler die durch den Baumeister gegebene Einteilung der Fensterwände. Sie zeigen über dem Sockel ein hochgestelltes Rechteck mit Halbkreisabschluß, das von zwei durch einen Mittelstreifen geschiedenen schlanken und hohen Fenstern durchbrochen wird. Die Restfläche bot zu harmonischer Wirkung nur dann die Möglichkeit, wenn sie in mehrere übereinanderliegende Felder mit selbständigen Darstellungen zerlegt ward. Für die Verteilung des Stofflichen war dies nur von

Vorteil, da der Maler den Geschehnissen des Alten Bundes in Seitenschiffen und Triforienfeldern rund 30 geschlossene Flächen einräumen konnte, während dem Leben Christi einschließlich der Chorwände nur acht — allerdings sehr umfangreiche — Wände vorbehalten blieben. Der Maler setzte je zwei Darstellungen in schmale Rechtecke zwischen die Fenster und in das von diesen beschnittene Halbkreisfeld je ein Breitbild.

Es gibt ein ungeschriebenes, aber von allen Meistern der Monumentalmalerei befolgtes Gesetz, daß Motive, die der Baumeister gegeben, Linien, die er gezogen hat, vom Künstler der Farbe aufgegriffen werden müssen. Und ein zweiter Grundsatz lautet: Flächen, deren Umriß, Funktion und Bedeutung im Organismus des Baues die gleichen sind, sollen unbeschadet der weitestreichenden Unterschiede in Einzelheiten, Parallelismus in den großen Zügen der Komposition aufweisen. Jenem Gesetz hat der Däne gehorcht, indem er die Flächen der Fensterwände ihrer Natur gemäß zerlegte; diesen, indem er das so gewonnene Aufbauschema zur Richtschnur für die Ausschmückung der übrigen Querschiffwände nahm. Jede dieser Flächen beherbergt nur eine Darstellung. Allein jede ist in ihrem unteren rechteckigen Teil der Breite nach in drei, der Höhe nach in zwei Streifen gegliedert, während das bekrönende Halbkreisfeld der festen Zusammenfassung dient. Wieder ist für alle Wände der gleiche (doch im Vergleich zu jenem der Seitenschiffe erheblich größere) Maßstab der Figuren gewählt. Die Farben sind kräftiger und satter geworden. Rostrot und Blaugrün herrschen vor. Um nicht den dem Charakter des Baues gemäßen Eindruck des Flächenhaften zu zerstören, verneinte der Maler mit Bewußtheit die perspektivischen Gesetze. Auch jene Gestalten, die in einer tieferen Raumschicht zu denken sind, behalten die Größe der vordersten.

Weil der Chor erhöht ist, scheinen seine beiden Seitenwände beträchtlich breiter als jene des Querschiffs. Nahe dem Bogenscheitel sind zwei kleine Fenster eingesetzt. Skovgaard zerlegte beide Wände in ein breites-niederes Rechteck, schlug um die Fenster einen Kreis, der Bogenscheitel und Rechteck berührt, und fügte in ihn eine vertikale Gestalt; den Restsflächen wurden füllende Figuren zugewiesen.

Die Innenfläche der Viertelkugel über der Apsis gehört halb zu den Wänden, halb zur Wölbung. Solch vermittelnder Stellung wurde die Darstellung des thronenden Erlösers angepaßt. Die kreisförmige Mandorla greift das Motiv der Seitenwände auf. Die Behandlung des Gegenstandes deutet nach der Decke. Christus ist nicht mehr der göttliche Mensch, er hat alles Irdische abgestreift und ist Symbol und Gott selbst geworden.

In der Farbengebung des Chors hat das Licht in zunehmender Verwertung von Weiß und Gelb den Sieg erlangt. An den Gewölben sind leuchtendstes Gelb und tiefstes Blau kontrapunktistisch verwertet. Zu der ungeheuren Lichtsteigerung im Vierunggewölbe trägt die Vorherrschaft des nächtigen Blaus in den drei anstoßenden Gewölbefeldern nicht wenig bei. Die in sattem Rot und Grün gehaltenen Apostel und Evangelisten über der Vierung wie die mächtigen Engelgestalten in den andern Gewölben sind streng stilisiert, und ergeben in ihrer strahlenförmigen Einordnung Sternornamente.

Bei aller Wesensverwandtschaft mit altchristlichen Mosaiken (die Deckengemälde) und frühitalienischen Fresken (die Wandmalereien) gehören Skovgaards Arbeiten in

Auffassung und Technik ganz unserer eigenen Zeit und namentlich ganz ihm persönlich an. So spielt die prismatische Farbenzerlegung vor allem in den Gewölbefresken keine kleine Rolle. Und die unzähligemal wiederholten Darstellungen aus der Bibel sind so neuartig wiedergegeben, als wäre der Däne der erste, der sie malt. Jede Geste ist zugleich kompositionelle Notwendigkeit und stärkster, einfachster Ausdruck. Sollte man für möglich halten, daß der Sündenfall noch einmal eine völlig originale seelische Deutung erfahren konnte? Das Amoralische der Weibnatur ist in Gegensatz gestellt zu der moralischen Bewußtheit des Mannes, der das Unrecht und seine Folgen kennt und doch dem Tiere in ihm selbst erliegt. Dann das stille erschütternde Drama der Opferung Isaaks! Und das gewaltige Wunder des Besuches Christi in der Hölle! — Aber Beschreibung und Analyse führen zu nichts. Viborg wird nicht jedem erreichbar sein. Wer jedoch nach Kopenhagen fährt, mag wenigstens einen ungefähren Begriff von Skovgaards Schaffen erhalten. Im Städtischen Museum sieht er Werke aus seinen früheren Tagen, vor allem das köstlich innige Gemälde mit des Malers Familie. In dem erst vor Jahresfrist eröffneten Hirschsprung-Museum findet er die Kartons zu den Fresken der Seitenschiffe, Studien zu Aposteln und Engeln und eines der gleichzeitig und nach der Ausmalung des Doms entstandenen religiösen Tafelbilder, die in stilistischer Umbildung das legendare Geschehnis als Wunder geben. Endlich kann er sich ein Urteil über des Dänen Monumentalbegabung bilden: an einer kleinen, vornehm-schlichten Kirche in der Forhaabningsholmsallee hat Joachim Skovgaard in die Fassade und in die Tympanons über den Türen Mosaiken eingefügt, die seine ganze gelassen sichere Größe offenbaren.

Stuttgart. Hans Hildebrandt.

Vom Berliner Theater.

Ich habe an drei Tagen hintereinander drei Stücke gesehen: Majolika, Professor Bernhardi, Der gute Ruf. Von den Herrn X (ich habe die Namen der Hersteller vergessen), von Herrn Schnitzler, von Herrn Sudermann. Ich habe drei Etappen der Beurteilung durchgemacht: am ersten Abend war ich über „Majolika“, in das ich rein aus Versehen geraten bin, außer mir vor Empörung. Am zweiten Abend fand ich den „Professor Bernhardi“ anheimelnd kultiviert und gescheit. Am dritten Abend erstieg Schnitzler die Tempelstufe der Klassik und ich beschloß über „Majolika“ zu schreiben: „Die Ehrlichkeit dieser Unehrlichkeit, der Wagemut der Herren X, dies Hehlerlager treuherzig offen auszubreiten, in der kühnen Hoffnung, daß sich zufällig keiner der Bestohlenen unterm Publikum befinden werde, hat etwas Wohltuendes. „Majolika“ ist so saudumm, daß sich sicherlich jeder geniert hätte, aus diesem Abzahlungsgeschäft sein Eigentum zu reklamieren, der irgendwie auf seinen guten Ruf ...“

„Tartüff“ von Tartüff! Der „Gute Ruf“ von einem übel Beleumundeten. „Sudermänner“ von Sudermann. Der Dichter der mutigen Bekennerdramas „Es lebe das Leben!“ wagt es in seinem für diese Saison fälligen Stück, wieder einmal in die Heuchelei der modernen Gesellschaft hinabzuleuchten und tut in markanten Szenen dar, inwiefern all ihre Wohlanständigkeit Talmi ist. Er beklopft ihre Götter und beweist, daß sie hohl sind; er legt die Sonde an unsere heutige Moral, oder die

Fackel an die Kulissen von Berlin W oder das Stemmeisen an den Kassenschrank, der ihre lügnerischen Werte birgt, kurz, er ist drei Stunden lang in rastloser Tätigkeit mit dem Beweis beschäftigt, daß eben auch in unsern leitenden Kreisen nicht alles ist wie es sein soll; daß recht viel von dem scheinbaren Glanz sich als Schwindel herausstellt, und gegen elf Uhr streicht er melancholisch den Bart und spricht: „Auch ist mein Stück ein erneuter Beweis für meine kühn ausgesprochenen Behauptungen. Es gleicht dem guten Ruf der Frau Kommerzienrat Weißegger, er und es ist Schwindel." (Wie konnte Sudermann so unvorsichtig sein, ein Stück „Der gute Ruf" zu nennen! Siehe das Haus des Gehenkten.)

Ich muß noch schärfer formulieren: „Majolika" ist ein sehr ehrliches Machwerk. „Professor Bernhardi" ist eine Dichtung. „Der gute Ruf" müßte sein Kennwort nicht aus dem Gebiet der literarischen Kritik, sondern aus dem des Strafgesetzbuches holen. Die Berliner Kritik hat sich für Sudermann einen besondern Jargon angewöhnt. Nicht einmal der Schmock hat mehr den Mut, den kongenialen Dichter zu preisen. Verrissen wird er überall. Aber — ein unterbewußtes Wohlwollen hat den Ausweg gefunden: „Der gute Ruf ist ein Schmarren, jedoch hingegen er ist bühnentechnisch gut gemacht ... bewährte Handwerkskunst der Franzosen ... außerordentlich geschickte Verschlingung der Fäden ... mit sicherer Hand herausgearbeitete Pointen .... freuen wir uns, daß einer wenigstens technisch ...."

Ich sage euch: dieser Sudermann ist bühnentechnisch das plumpste, ungeschickteste, hilfloseste, was man hat. Er kennt weder die Linie der Intrigue, noch die des Lebens. Er kann nicht leiten und sich nicht leiten lassen. Er wünscht nur, daß etwas geschehe, was an silbernen Samowaren und gallonierten Dienern vorbeiführt und dessen Höhepunkte sich mit Pointen, wie sie das exklusive Gesellschaftsstück verlangt, zieren lassen. Zuerst sitzt man im Salon des Kommerzienrats Weißegger und hört eine Exposition mit an, deren Ungezwungenheit nur von ihrem Dialog überboten wird. (Ich kann leider immer nur aus dem Kopf zitieren, weil das Buch noch nicht „auf jedem Salontisch einer deutschen Familie" liegen muß.) Frau Karla spricht unter der mondänen Beschäftigung des Kaffee-Kredenzens: „Du, als einer der reichsten Männer Deutschlands, solltest nicht den ganzen Tag über arbeiten, nachts Konferenzen abhalten und dann wieder um 6 Uhr morgens in den Sattel!" Wie sicher Sudermann das Milieu feststellt! Dann kommt Dorrit, lebfrisches Wesen mit verwundeter Seele, Salonpuppe, aber was man so einen Menschen nennt und dann Max Thermählen, die sich zum ersten Male treffen, obwohl sie beide alte Freunde von Karla sind und nun zusammengelassen werden, weil sie doch das Stück zusammen ermöglichen sollen. (Übrigens Sudermanns Namen: Karla, Dorrit, Kommerzienrat Thermählen, Baron Tanna, Anna Söhnlin (keusch und energisch, neuer Frauentypus, Söhnlin, herb, steil, hell, so *à la* Hodler), nur bei dem Namen Max macht sich ein bedenkliches Nachlassen der dichterischen Inspiration bemerkbar. Für spätere Aufführung etwa Edgar, Karlheinz, Will zu setzen.) Wenn Max sich entfernt hat, schlägt Karla, die, entsprechend ihrem Namen, ihn wild und heldentäppisch liebt, wie eine Löwin, der Dame Dorrit (man hört es, Gemisch von Kaprice und tieferem Empfinden) vor, Max sozusagen in Depot zu nehmen. Karla mit dem guten Ruf kann ihn nicht so oft sehen, den Berliner Kokotten soll er entzogen werden: also zu Dorrit.

Hier wird mir's schon unmöglich, diesen Krickelkrackel von Handlung weiter zu erzählen. Genau so lächerlich und bärenmäßig geht es weiter, Dorrit und Max lernen sich lieben, Karla rast, Dorrit kommt in schlechten Ruf, Karla will in einem Anfall sudermännischen Heroentums sich des Ehebruchs bezichtigen, ehe sie das Wort: Ich gab mich ihm hin! (so sagt man in Berlin W.) herausbringt, fällt natürlich der Vorhang, das Publikum kann vor Spannung kaum ein Brötchen essen, das Büfett fühlt sich geschädigt, man erzählt in den Foyers, Max habe Baron von Tanna im Duell niedergeschossen und alle Zeitungen seien voll davon, was Dorrit beim Aufgehen des Vorhangs bestätigt; Maxens Vater sieht Dorrit und allgemein herrscht die Auffassung, Sudermann habe der armen Frau durch einige Glanzpointen den Weg zu einer guten Partie gebahnt und schließlich kommt Weißegger, der alles weiß und, na ja, für den guten Ruf seines Hauses bangt und Dorrit, die verkannte, verschmähte Dorrit in eben dies Haus zurückholen will. Und jetzt ... aber das muß man genauer zeigen. Sudermann hat nämlich inzwischen Ibsen kennen gelernt; man erinnert sich an „Weinlaub im Haar" und „die weißen Rosse" von Rosmersholm und die „schlafenden Erze" im John Gabriel, kurz: Symbol. Also Sudermann führt jetzt auch diesen Artikel und zwar in der Form einer weißen Marmortreppe mit Erztüren, beides nur bei den höchsten Festen eines der reichsten Männer Deutschlands zu verwenden. Sudermann hat Ibsen die Sache genau abgesehen. Immer, wenn man nichts befürchtet, blitzt die Marmortreppe, klappern die Erztüren. Beim dritten Male weiß jeder: das ist symbolisch. Und nun am Schluß will Dorrit nur dann in das Palais Weißeggers zurückkehren, wenn, man verzeihe, sie stellt diese Bedingung auf Sudermanns Veranlassung wirklich und wahrhaftig: wenn expreß für sie die Erztüren geöffnet und die Marmortreppe ...

Erst Symbol und dann will sie drüber gehen. Sudermann braucht bloß von Marmortreppen zu sprechen und man sieht schon, daß es sich um ein gestrichenes Holzgerüst handelt. „Majolika" ist auf einer hübschen, klaren Fabel amüsant aufgebaut, „Professor Bernhardi" wächst in den Äther reiner Kunst.

Sudermanns Technik steht auf der Höhe seiner dichterischen Fähigkeiten. Diese wiederum auf der Höhe seiner (von Autoritäten auf dem Gebiete der Kosmetik) gepflegten Sprache. Sudermann hat Stil. Könnte eine der von ihm geschaffenen Personen sagen: „Wir sind uns übrigens einig"? Nein, sie sagen: „Auch sind wir uns durchaus einig." Oder: „Er weiß nichts. Ich hab' ja ..."? Nein: „Er weiß nichts. Habe ich doch ..." Dorrits Vater schlägt der unglücklich verheirateten Tochter vor, mit ihm nach Paris zu ziehen. „Nein," sagt der tiefe Mensch in Dorrit, „dort sind wir Deutschen wie in einem tiefen Grab. Da können wir uns gleich zu Heine auf den Montmartre legen!" Dorrits Mann liegt mit einer Duellkugel im Frackhemd (bei Sudermann schießt man sich sicher im Frack) darnieder, ihr Ruf ist futsch, dunkel liegt die Zukunft. Da spricht sie und die ältesten Kulissenschieber schluchzen hinter den Versatzstücken: „Wenn alles mir fehlschlägt, dann wird's wohl irgendwo im Süden noch einen sonnigen Felsen geben und schöne weiße Brandung drum herum, sich hineinzustürzen." (Wörtliches Zitat. Man beachte das: sich hineinstürzen!)

Man verzeihe, wenn hier der „Gute Ruf" und die Brandung drum herum schein-

bar ernst genommen wurde. Ich wollte nur Herrn Sudermann und seine Technik einmal wieder zeigen, weil sich der politische Fortschritt so erschrecklich gebärdet hat, als die „Schaubühne" acht Tage vor der Hinrichtung dem Delinquenten sein Schicksal verriet. Die Herrn übertragen allzu mechanisch die Regeln des einen Gebiets auf das andere. § 220 bedroht den Abortus gegen Wissen und Willen des Schwangern mit Zuchthausstrafe nicht unter zehn Jahren oder lebenslänglichem Zuchthaus. Bei diesem Suderkind hätte das Publikum für Verhütung der Geburt dankbar sein müssen. Und die Kritik hätte sich, angesichts der abnormen Verkrüppelung, höchstens zu dem landläufigen Ausruf versteigen dürfen: „Wie es dem Vater aber ähnlich sieht!"

Aber Professor Berhardi ...

Es ist ein Vergnügen, drei Stunden lang diesem Dialog zuzuhören. Ein ähnliches Vergnügen wie das, sich nach einem Arbeitstag für den Abend umzuziehen Ein reinliches, ein sauberes Vergnügen, man braucht keine Taktlosigkeit, keine Ungeschicklichkeit zu befürchten, es ist fast einerlei, was nun auf der Bühne vorgeht: Diese Atmosphäre reiner Gescheitheit empfindet man wie Heimatluft, wenn man den Tag über sich seine Geschäftspartner nicht aussuchen konnte. Der Konflikt ist einem anfangs ganz schnuppe, man hat die Inhaltsangabe ja gelesen und weiß, im ersten Akt wird etwas passieren, was gar nicht schlimm ist, aber schlimm gedeutet werden kann. Es heißt nicht gar zu sehr generalisieren, wenn ich sage, daß dieser Punkt, auf dem das dramatische Gerüst des Stückes ruht, Schnitzlers undramatische Blickeinstellung überhaupt beweist. Man überlege: in einer Sache, die aufs Sehen aufgebaut ist, kommt die große Wendung durch etwas, was man sieht und doch nicht sieht. Man sieht den Zusammenstoß zwischen Bernhardi und Pfarrer, aber man sieht nichts, was als Schlag gedeutet werden könnte. Würde erzählt: er soll ihn geschlagen haben, das ist aber unwahr, er hat in lebhafter Rede kaum seinen Arm berührt, — dann könnte sich jeder Hörer einen solch mißdeutbaren Vorgang sehr wohl vorstellen. Schnitzler bringt Dinge auf die Bühne, die dort nicht wirken können, er kann nicht unterscheiden zwischen Vorgängen, deren dramatische Überzeugungskraft darin liegt, daß sie sich hinter der Szene abspielen und solchen, die man sehen muß. Schnitzler würde am liebsten seinen Helden auf der Bühne geboren werden lassen mit allem Drum und Dran, banger Erwartung, weiser Frau und stimmungsfördernder Reinigung von Nickelgeräten. Aber seine erste große Liebesszene erführen wir gesprächsweise im nächsten Akt.

Im „Professor Bernhardi" spricht sich dies dramatische Versagen darin aus, daß das sehr Gute daran, der Dialog, die Schattierungskunst in dieser Ärztewelt, diese wohl ausgewogenen, in sich ruhenden Szenenbilder mit einer „Komödie" fast nichts, mit dem Drama gar nichts zu tun haben. Der Expositionsakt ist einfach episch: er weißt knapp und orientierend nur nach vorne, wie das eben im Roman möglich ist, wo man zu jeder Zeit zurückgreifen kann. Man bekommt hinter dem ersten Wort nicht schon den fernen Widerhall des letzten zu hören, das am Schluß uns das erste eigentlich erst verständlich machen wird. Sein Anfang und sein Schluß haben die Beziehungen der Erzählung, eine legere, leichthin etwas früher oder später zu legende Lösung, während jedes Drama in sich die Bestimmung seines Endes trägt, nach dem kein Wort mehr angeführt werden kann.

Deshalb hat „Professor Bernhardi“ auch einen Akt zuviel, der zu irgendeinem andern Stück gehört oder aber zu der Kömödie, die das dialogisierte Epos zeitweise unterbricht und „Denaturierung durch das Portefeuille“ oder ähnlich heißen mag, eine ganz heitere Geschichte von einem Minister, der einst einen Artikel schreiben wollte „Krankenhäuser, Gotteshäuser“, und der nun die ministerielle Fähigkeit sich errungen hat, auch den Segen neuer und sehr vieler Gotteshäuser zu erkennen. Die Professorenkonferenz, in der Bernhardi seines Amtes enthoben wird, gehört nicht zur Komödie, so komisch manche Herrn sich auch gebärden, sondern zum Epos, sie ist breit und trotz ihrer Heftigkeit ohne dramatischen Elan, sie empfängt ihre stärksten Anstöße von außen. Wenn man ganz scharf den Unterschied zeigen will zwischen Drama und Nicht-Drama, muß man Strindbergs „Totentanz“ und „Professor Bernhardi“ nebeneinander halten. Dort entfesselte dramatische Energie, obwohl eigentlich gar nichts vorgeht, hier Bild nach Bild, Aussprache und Abwägung, ohne daß man je die Empfindung hat, auch hier, wie in jedem wirklichen Drama, heiter oder nicht, seien „die Hemmungen aus dem Uhrwerk der Zeit herausgenommen“, obwohl eine Menge passiert. Im „Totentanz“ gebiert sich das Drama nur aus zwei Menschen, im „Professor Bernhardi“ geht jedem Fortschritt der meldende Diener voraus. Es läutet und die Handlung wird einen Pflock höher eingehängt.

Die Gescheitheit des Herzens ist der Ruhm dieses „Professors Bernhardi“. Das undramatische Häufen der Parallelvorgänge, das damit verbundene Übermotivieren ist sein Fehler. Die Rechnung geht zu glatt auf, es ist alles zu klar, zu auskalkuliert. Daß Bernhardi so leicht nachzurechnen ist, scheint mir noch das Plausibelste. Er ist einer von den Juden, die gänzlich aus dem wirtschaftlichen Erwerbsleben heraus sind, uninteressiert und nur ihrer Wissenschaft zugewandt, in denen sich ein fast übertrieben zartes, fast zweckwidriges Ethos bildet, für die sich das Moralische nicht mehr einfach von selbst versteht, sondern für die sich alles andre nicht mehr versteht, wenn es mit dem Moralischen um Haaresbreite hapert. Zweckwidrig habe ich gesagt, denn es ist nicht nur im höchsten Sinne zweck—los, sondern wird so starker Selbstzweck, daß ihm bedingungslos die edelsten Zwecke geopfert werden. Bernhardi hat die Unmöglichkeit in sich, Kompromisse eingehen zu können, genau wie Rosmer keine Kompromisse des Gewissens und Lebens machen kann. Der Unterschied ist ein Rassenunterschied: der Christ kann es nicht aus einer ahnungsvollen Dumpfheit, der Jude aus einer unbestechlichen Gescheitheit des Herzens. Bernhardi ist ein klarer und schöner Mensch. Aber die andern, die Saubern, wie die Unsaubern, sind zu klar, rechnet man all diese Mediziner zusammen, so bekommt man gerade die Summe der menschlichen Charaktere. Es ist kein Spielraum in diesem Stück, es balanziert nicht, es ist festgemauert. Und Professor Bernhardi hat ganz recht, wenn er im fünften Akt dagegen protestiert, daß weiter gespielt werde, denn im epischen Charakter des Stückes liegt zwar, daß es weiter gehen kann, aber es müßte dann eben so weiter gehen wie das Leben, mit Wichtigem und Unwichtigem, mit Längen und Spannungen. Denn sein Problem hat wohl das Unlösbare, wie jeder Kampf mit der kompakten Majorität, aber Schnitzler ist nicht der Mann, diesen Kampf hart und unerbittlich zu Ende zu führen; er ist Wiener und in Wien sind auch die Minister Vettern und Vettern haben Familiensinn. Eigent-

lich ist diese Komödie recht traurig, nicht weil die Unanständigkeit siegt, sondern weil die Anständigkeit sich schließlich damit abfindet, moralisch zu siegen, und dadurch des eigentlichen Kampfes überhoben ist. Ist es wienerisch oder jüdisch, wenn Bernhardi sagt: „Weg mit diesem Kampf! Ich muß wieder an meine Arbeit?" Es ist so viel Müdigkeit in dieser unbezähmbaren Arbeitslust.

Barnowsky hat Schnitzler gespielt, Lanz hat Sudermann gespielt. Die Dekorationen im „Kleinen Theater" waren genau so angenehm und geschmackvoll, wie, vor allem das Palais Weißegger im „Deutschen Schauspielhaus" kitschig war. Dort ein ruhig-neutraler Raum für einen vorzüglichen Dialog, hier Stuckorgien, als hätten sich gewisse Sätze des Autors zu Gips verdichtet. Angebliches *Louis-seize* mit schöner, weißer Mörtelbrandung. Einzig Herr Dumcke (Max) und Frau Galafrés (Dorrit) erinnerten mit ihrer sicheren, geschmackvollen Kunst daran, daß die Darstellung des öfteren besser sein kann, als das Stück. Die Aufführung von „Professor Bernhardi" unter Barnowskys Regie war eine reine Freude, eine Regieleistung saubester, dem Werke alles gebender Kunst. Die Medizin-Professorentypen waren alle vortrefflich charakterisiert und die innerliche Bewegung, den Rhythmus des Bühnenbildes habe ich lang nicht mehr so angenehm empfunden, wie er Zusammenhänge herstellt, das Bedeutsame unterstreicht und eine etwaige Kargheit des Wortes mit der Farbe des Ensembles belebt. Solche Aufführungen sind nicht so schöpferisch-aufregend wie ein Reinhard-Abend, aber sie allein halten eine Bühnenkunst in einer schönen Höhe.

Hier findet sich leider ein ungezwungener Übergang zu einem weder schöpferischen, noch im guten Sinne aufregenden Reinhard-Abend. „Florenza" von Thomas Mann in den Kammerspielen. Die Aufführung war einfach schlimme Provinz, sofern man darunter Mangel an Mitteln und Unverständnis versteht. Man darf sie eigentlich gar nicht besprechen, weil jede Würdigung, wie ich sie hier versuche, auf das Prinzipielle hineilt und dieser Abend mit dem übrigen Reinhard wirklich nichts zu tun hat. Der erste Fehler war, diese leblose Redner-Akademie überhaupt aufzuführen, der zweite, sie so lieblos aufzuführen, so ohne Ahnung von dem, was den unakzentuierten Mannschen Dialog noch färben, noch beweglich, menschlich machen könnte, der dritte, daß diese Aufführung eine Lieblingsgottheit jeden Freundes des Deutschen Theaters zu zerstören suchte: Mary Dietrich. Eine Frau, mit einer Melodik des Körpers und der Stimme, die ich immer noch im Rhythmus der Helena-Verse höre und sehe, und zu höheren Ehren einer Stilverwechslung halb zur Irren, halb zur Närrin gemacht. Sie mußte pipsen, widersinnig betonen, die Stimme nach oben umschlagen, wahrscheinlich weil Mann einmal von ihrer „hohen, girrend eintönigen" Stimme redet, sie ging und stand und saß, wie wahrscheinlich die alten Jungfern der Renaissance dies alles taten, die sich einbildeten, Fiore zu sein. Man hatte ihr aus Galeriekatalogen drei, vier „Renaissance"-Stand- und Armhaltungen beigebracht, bei denen man peinvoll berührt feststellte: Aha, Lovrana, Marietta Strozzi, Crivellis Magdalena. Damit aber, in diesem historischen Exkurs für Gebildete, war sie einfach das Symbol des Mannschen Buches; genau wie bei ihr wußte man bei Thomas Mann: jetzt macht er heidnische Sinnlichkeit, jetzt die ausgehöhlt darüber gebreitete Kirchengläubigkeit, jetzt kindliche Verantwortungslosigkeit, jetzt unschuldig lächelnde

Ruchlosigkeit. Er machte Renaissance nach dem kompliziertesten Rezept, aber ohne kochen zu können. Er hielt sich streng an die Vorschriften, aber am Schluß war's ein zäher Brei, in dessen Fluß die Regie kein Tempo brachte. Der Abend war so langweilig und belehrend, daß das Publikum sicherlich in dem stolzen Bewußtsein nach Hause ging, etwas ausschließlich für die Bildung getan zu haben. Shakespeare ist ja auch bildend, aber man unterhält sich doch angenehm bei ihm.

Berlin. Ulrich Rauscher.

Christoph Martin Wieland.

5. September 1733 bis 20. Januar 1813.

Als Wieland mit dem Jahre 1794 seine sämtlichen poetischen und prosaischen Werke in einer Ausgabe von der letzten Hand zu vereinigen begann, schrieb er im „Vorbericht" von ihrem Verfasser: „Seine Laufbahn umfaßt beinahe ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröte unserer Literatur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und er beschließt sie — wie es scheint, mit ihrem Untergang." Es ist nicht schwer, Wieland der Befangenheit zu zeihen. Wir aber freuen uns der wohltätigen Selbsttäuschung, die dem alternden Poeten alle Bitterkeit und uns den Anblick eines deutschen Dichters erspart hat, der mit seiner eigenen Leiche ging. Sein Stern war im Sinken, aber das nahm bei ihm keine tragische Wendung wie bei Herder. Wieland starb in Euthanasie. Und es ist ein Verdienst seines Charakters, daß er bis ans Ende unbefangen sich seiner Gabe und seines Werks freuen konnte. Schon dieser Zug, daß er nämlich trotz aller Beweglichkeit fest auf seinem Würzelchen saß, kennzeichnet den Mann. Das Problematische seiner Jugend hatte er abgestreift. Man kann nur in beschränktem Sinne von einer Entwicklung bei ihm reden. Es ist auch vergebliche Mühe, ihn als Dichter hochzuschrauben. Wieland hat andere und sehr reelle Verdienste. Er gehört zum Typus Voltaire. Was Voltaire für Europa, das war Wieland für das deutsche Bürgertum: ein weitwirkender Anwalt der Bildung in den Grenzen der Verstandeskultur. Kein Bergstrom wie Goethe-Mahomet, sondern eher ein periodischer Regen, der das Land befeuchtet und auflockert. Wieland ist der geborene Mittler und Vermittler und als solcher ein pädagogischer Kopf vom ersten Rang. Wie er es fertig brachte, in Biberach mit Handwerkern Stücke Shakespeares aufzuführen, so hat er immer virtuoser die Gabe ausgebildet, faßlich, anmutig und beredt das Gut fremder Ideen und Gestalten in die Sprache seines Jahrhunderts zu fassen, des Jahrhunderts, das vom französischen Geist beherrscht war. Sein eigener Schatz ist dürftig; er war nicht auf der dunkleren Hälfte des geistigen Globus geboren, wo sich die großen Leidenschaften und die überwältigenden Gesichte erzeugen. Er filtriert das ursprüngliche Erlebnis so lange, bis es als „Beitrag zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens", aller Dämonie entkleidet, den Leser in gelinde, schnell verfliegende Emotionen versetzt. Man rechnet ihn der Aufklärung zu. Geschichtlich von größerer Bedeutung scheint es zu sein, daß Wieland der letzte hervorragende Mittelsmann zwischen dem französischen und dem deutschen Geist gewesen ist. Dieser französische Charakter in reiner deutscher Form hat seinesgleichen nicht in Deutschland. Nicht mit den schroffen Antithesen

des Kämpfers Lessing, sondern mit den höflichen, etwas müde gewordenen Formen des Weltmannes Wieland nimmt das deutsche Schrifttum einstweilen Abschied vom französischen. Der *bon sens* des guten Franzosen ist Wielands Eigentum. Er ist ein großer Räsonneur, aber er ist es mit einem in Deutschland seltenen Geschmack. Wenn man an den aufgeblasenen Prophetenton heutiger Halbgenies denkt, dann erscheint einem Wielands lässig verbindliche Art wohltuend und beneidenswert. Die feine Skepsis, die das eigene Urteil nicht als ein Dogma hinpflanzt, das Unterwerfung fordert, erhöht die Vornehmheit seiner Haltung. Seine Lüsternheit ist vielberufen. In der Tat ergeht er sich gern in faden Zweideutigkeiten. Sein Grundverhältnis zum Erotischen ist aber gesünder als das unserer Erotiker. Er nimmt die ganze Chose nicht tragisch, er sieht die Schwäche, das Ridicule in den gewagten Situationen und stellt gern der Züs Bünzli ein Bein. Denn das war eine seiner Hauptabsichten: den „Bildnern, Schnitzlern, Anstreichern, Verzierern, Lakkierern, Vergoldern, Frisierern und Parfümierern der Menschheit" die Maske abzunehmen. Dadurch hat er sich bei diesen Zünften einen bösen Leumund gemacht, den er übrigens in Gelassenheit trug. Was er im Grunde will, das ist Wahrhaftigkeit. Nachdem er von haltloser religiöser Schwärmerei zur Räson gekommen war, verkündigt er diese ethische Forderung, deren Erfüllung ihm selbst zum Heil gediehen. Er hat einen fast beichtväterlichen Blick für die menschliche Schwäche, mit der der ethische Rigorismus in Beurteilung der Menschen nicht rechnet. Seine psychologische Schulung unterstützt den tiefen Sinn für Gerechtigkeit, der ihn zum Beispiel Goethes kecken Rezensentenstreich leicht verschmerzen läßt. Aber unermüdlich hat Wieland den idealistischen Hochstapler verfolgt, „der ein tugendhafter und frommer Mann zu sein wähnt, ohne daß er jemals auch nur den geringsten Begriff davon gehabt hätte, wie einem Menschen zu Mute sei, dessen Religion und Tugend wirkliche Gesinnung des Herzens, Erfahrung, Wahrheit und Leben ist." Gewiß war Wieland kein heroischer Charakter, aber er war ein Mann von tadelloser Rechtschaffenheit, ein liebenswürdiger, sanguinischer Enthusiast. „Er hatte das herzerhebende Glück, der Zeitgenosse aller deutschen Dichter und Schriftsteller, in deren Werken der Geist der Unvergänglichkeit atmet, und der Nebenbuhler von keinem zu sein; die meisten unter ihnen waren seine Freunde, keiner sein Feind." So sagt er von sich selbst. Und das lag an ihm. Was ihm aber ewig unvergessen sein soll, das ist die Liebe und das Verständnis, womit er den Dichter des Robert Guiscard aufnahm, ermutigte und bewunderte. Kein Dichter der Zeit stand seinem eigenen dichterischen Charakter ferner. Auf welche Reinheit des Gefühls aber läßt gerade deshalb seine Aufgeschlossenheit für Kleist schließen! Wir haben wenig Erinnerungen aus der Geschichte unserer Dichtung von so ergreifender menschlicher Schönheit wie das Bild des alten Wieland, der dem heroischen Kämpfer um den Lorbeer die Sehnsucht erfüllt hat: ihr Menschen, eine Brust her, daß ich weine! Nur ein freier und hoher Geist, der das Große dachte, wenn er es auch nicht darstellen konnte, und ein Herz, das bis ans Ende liebte, konnte den Genius in Kleist so sehen wie Wieland. Zeit seines Lebens hat Wieland wohl manches Mittelmäßige überschätzt, aber selten hat er das Unvergängliche mißkannt. Er war in der Weltliteratur zu Hause wie keiner. Im Don Quichote sah er zuerst die Tragi-

komödie des Idealisten, er hat den Shakespeare übersetzt, Aristophanes und Lukian waren seine Lieblinge, die großen Engländer und Franzosen seine Vertrauten. Nur Hamann und Jean Paul kommen vielleicht seiner Belesenheit nahe. Eine solche umfassende Kenntnis aller Literaturen, Elastizität, emsiger Fleiß, Verbindlichkeit und gute Laune waren die hervorragenden Eigenschaften, die Wieland für ein journalistisches Lebenswerk mitbrachte: für den „Teutschen Merkur", den er von 1773 bis 1796 redigierte. Der „Teutsche Merkur" ist durch seinen Herausgeber, seine Mitarbeiter und seine Beiträge die einflußreichste und beste Monatsschrift der Deutschen. Wenn man in den alten Subskribentenlisten blättert, geht einem erst auf, wie lebhaft die Anteilnahme des Bürgertums an der Literatur selbst in den kleinen, vom heiligen römischen Reich vergessenen Nestern gewesen sein muß. Der „Merkur" war ein wirkliches „Organ" der führenden Köpfe, so daß Goethe, wenn er auch gelegentlich gegen Joh. Heinr. Merck auf den „Sau-Merkur" schalt, in seiner Logenrede auf Wieland sagen durfte, „daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann". Aber auch die öffentlichen Angelegenheiten fanden im Merkur eine Behandlung, die von der erstaunlichen politischen Einsicht Wielands ein glänzendes Zeugnis ablegt. Es ist in der deutschen Publizistik ohne Beispiel, daß ein Mann, fern vom Ort der Ereignisse, ohne die modernen Verkehrsmittel, in aufgeregten Zeiten wie in der französischen Revolution, die Vorgänge im Ausland so treffsicher, vielfach sogar divinatorisch beurteilt wie Wieland. Und herzerfrischend ist es zu sehen, daß sich dieser einstige Prinzenerzieher und Bewunderer des aufgeklärten Despotismus zu einer freien Auffassung vom Staate durcharbeitet, wie er sie im Jahre 1798 in den Worten niedergelegt hat: „Die Völker verlangen keine Hirten mehr, seitdem der Zauber, der sie zu Schafen gemacht hatte, aufgelöst ist. Manche fühlen sich sogar ihren angeblichen Vätern über den Kopf gewachsen und betrachten ihre Regierer als Diener des Staats, die von der Art, wie sie dem gemeinen Wesen vorstehen, nicht etwa nur Gott und ihrem eigenen Gewissen, sondern den Zeitgenossen und der Nachwelt, und vornehmlich ihrem zunächst dabei betroffenen Volke verantwortlich sind." Wieland ließ sich auch von Napoleon nicht imponieren und der bequeme Freimut, mit dem er sich von ihm verabschiedet, bleibt denkwürdig. — Pathos ist bei Wielands Gedächtnis nicht am Platz. Erfreue sich an seiner Poesie, wer es ehrlich noch kann. Geblieben ist und es wird bleiben das feine Gegenprofil zum Messiassänger Klopstock, das Bild des lächelnden Philosophen, der an den Abgründen der menschlichen Natur, nicht achtlos, aber ohne ihre letzten Tiefen zu schauen, vorüberschritt, der warmblütige Enthusiast, der an die allheilende Kraft der Vernunft glaubte, unschätzbar wie die anderen Großen seiner Tage als ein Künder der Humanität, ein menschlicher Mensch.

Berlin. Tim Klein.

Richard Weltrich.

Schon seit Monaten wußten Weltrichs Freunde, daß seine Kräfte ständig abnahmen, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein würde, an seine Schillerbiographie, an sein Werk über die Seelenwanderung, die letzte Hand zu legen. Er selbst hoffte noch um die Jahreswende, die Zeit, welche seine Krankheit ihm ge-

raubt hatte, durch verdoppelte Tätigkeit im neuen Jahre wieder einzubringen und das gewaltige Arbeitspensum zu bewältigen, das er sich vorgesetzt hatte. Allein, wäre seinem Wirken auch eine längere Dauer beschieden gewesen, alle seine Arbeitspläne hätte der hochgesinnte Mann doch nicht ausführen können. Dazu waren die Probleme zu mannigfaltig, die begonnenen Werke auf zu breiter Grundlage aufgebaut. Weltrich hielt es überdies für seine Pflicht, jeder noch so untergeordneten Einzelfrage mit peinlicher Sorgfalt nachzugehen und verschmähte es, dem von ihm errichteten Gebäude einen von anderen behauenen Stein einzufügen, bevor er ihn selbst auf seine Zuverlässigkeit und Tragfähigkeit geprüft hatte. Eine solche Arbeitsweise wird man im Zeitalter der Kompendien und so mancher Biographie, die durch mühelose Zusammenstellung fremder Kleinarbeit entstanden ist, gewiß willig anerkennen; aber der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß Weltrichs Hauptwerke ihrem Abschluß näher gerückt wären, wenn der übergewissenhafte Forscher weniger Zeit und Arbeit auf die Ausgestaltung historischer und genealogischer Exkurse verwendet hätte, die mitunter nur lose mit dem Hauptthema zusammenhingen. So tief es in seiner Natur begründet war, jedes Dunkel aufzuhellen, das auf dem Wege lag, den ihn seine Studien führten und die Untersuchung eines speziellen Falles nicht eher aufzugeben, bis sie ihm die erforderliche Gewißheit verschafft hatte, ein „Spezialforscher“ im modernen Sinn war er trotz allem nicht. Davon hielt ihn seine philosophische Schulung fern, die ihn stets auf das Erkennen großer Zusammenhänge hinwies und der geradezu erstaunliche Umfang seines Wissens und seiner geistigen Interessen. Einer der besten Kenner deutscher Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts war er zugleich mit Dichtung und Philosophie des klassischen Altertums vertraut und ließ nicht ab, sich über die Fortschritte der Naturwissenschaften zu unterrichten, als deren Lehrer er über zwei Jahrzehnte gewirkt hat. Universelle Geistesrichtung war auch eine der Eigenschaften, die er an seinem Freunde und Lehrer Fr. Th. Vischer bewunderte. Weltrich nannte sich noch in späteren Jahren mit Stolz seinen Schüler in ästhetischen Dingen und hat das von Gottfried Keller geprägte Wort vom großen Repetenten deutscher Nation für alles Schöne und Wahre an den Schluß der von ihm geschriebenen Biographie Vischers gesetzt. Neben diesem schönen Denkmal einer den Tod überdauernden Verehrung, das er in erweiterter Form herauszugeben gedachte, sei noch eine kritische Schrift erwähnt, in der er als einer der ersten vor mehr als dreißig Jahren die deutschen Leser auf Vischers Roman „Auch Einer“ hingewiesen hat. Mit so verständnisvoller Hingabe folgt er in diesem Referat, das hoffentlich der Vergessenheit entrissen wird, den ernsten und tragikomischen Gedankengängen des Freundes, daß die Meinung aufkommen konnte dieser selbst habe unter dem Decknamen: „Richard Weltrich“ seinen eigenen Ruhm verkündet! Erst eine geharnischte Erklärung des letzteren schaffte die, Kritiker und Dichter gleich kränkende Vermutung aus der Welt. Dieses Auftreten Weltrichs als Kritiker — es war sein erstes als Mitarbeiter der Beilage zur Allgemeinen Zeitung — zeigt ihn auch als Stilisten noch im Banne Vischers. Namentlich der Eingang der Besprechung hat manche Elemente seines barocken Humor übernommen. Vischers Bedeutung als Epiker hat er klar erkannt; was ihn mit Sterne und Jean Paul verbindet, was ihn in der strengeren Beobachtung der Kunstform von dem deutschen Vorgänger

trennt, wird feinsinnig hervorgehoben. Die allzuhohe Bewertung der eingestreuten Lyrik und der Pfahldorfgeschichte wird man der Dankbarkeit des ehemaligen Schülers zuschreiben dürfen. Die Wesensgleichheit Beider beschränkt sich aber nicht auf das ästhetische Gebiet. Vischer sowohl wie Weltrich war es „Herzenssache, die Roheit und Gefühllosigkeit der Menschen gegen die Tiere zu bekämpfen". Bis zu seinem Tode hat Weltrich diesen Kampf fortgesetzt und sein Urteil über den sittlichen Wert eines Menschen von seinem Verhalten gegen die Tiere mitbestimmen lassen. Das Postulat der Tierschonung und die Sehnsucht nach einer Wiederkehr — wenn auch in veränderter Gestalt — in das vertraute Erdendasein stehen in enger Verbindung. Es ist demnach einleuchtend, warum gerade Weltrich sich zum Ziele setzte, eine Geschichte des Ursprungs und der Ausbreitung der Seelenwanderungsidee zu schreiben. Einzelnes aus diesem unvollendet gebliebenen Werk, dem jahrelange religionsgeschichtliche Studien vorhergingen, hat er in sein Buch über den Bauer und Dichter Christian Wagner aufgenommen. Man darf wohl annehmen, daß die Fantasiegebilde des Warmbronner Poeten, in denen er den „Formwechsel des Seins" darzustellen sucht und sein Mitgefühl für die leidende Kreatur Weltrich zu ihm geführt haben. Die Gesinnung des ländlichen Dichters ist gewiß verehrungswürdig, seine Gedankendichtung ist aber nicht frei von übel angebrachter Weisheit, dem Erbfehler der Autodidakten. Doch auch derjenige, den die bescheidenen Reize der Wagnerschen Lyrik nicht zu fesseln vermögen, findet reichen Ersatz in den sozial-ethischen Partien des Weltrichschen Buches: Wer sich über den Mangel an Altruismus klar werden will, der unserer Zeit noch anhaftet und über die zahllosen Spuren ererbter Roheit in den Beziehungen der Menschen zu einander und zur Tierwelt, möge sich seiner Führung anvertrauen. Namentlich sollte kein Pädagoge das Buch ungelesen lassen; es steht viel darin, was dem heranreifenden Geschlecht zu Nutz und Frommen dienen kann. Die schönen Stanzen, die an den Schluß des Werkes gestellt sind, beweisen wie sicher er auch die gebundene Rede beherrschte.

Einen Einblick in die Kreise, die sich Weltrich erschlossen, nachdem er sein Heim in München gegründet hatte, gewähren die dem Andenken seines Freundes W. Hertz gewidmeten Studien. Er wurde Mitglied einer Vereinigung von Dichtern und Gelehrten, der Paul Heyse, Hermann Lingg, Moritz Carriere und Ludwig Laistner angehörten. Wilhelm Hertz, dessen Vortrag der ersten Gesänge des Klostermärchens „Bruder Rausch", im Jahre 1881, ihm einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und Paul Heyse standen ihm am nächsten. Weltrich hoffte mit seiner Gedenkschrift, die teils biographischer, teils kritischer Natur ist, den „viel zu wenig gekannten geborenen Poeten" auch weiteren Volksschichten nahe zu bringen, eine Hoffnung, die leider für Norddeutschland noch unerfüllt geblieben ist. Ein unnötiger und in verletzender Form erfolgter Angriff, gegen eine Stelle des Buches gerichtet, die Richard Wagner betraf, gab ihm den Anlaß, sich über „Tristan und Isolde" als Dichtung auszusprechen. Um seine Ansicht zu begründen, zu der er sich schon in der Kritik des Vischerschen Romans bekennt, war er gezwungen, das ihm fremde Gebiet der Musik zu streifen. Und so gern man ihm beipflichtet, wenn er den Übertreibungen der Wagnerianer entgegentritt, die Art seiner Problemstellung wird man ablehnen müssen. Denn selbst der Nachweis, Wagner habe in seiner

Tristandichtung der deutschen Sprache wie der Überlieferung gleichmäßig Gewalt angetan, wäre der Tatsache gegenüber belanglos, daß diese höchst individuelle Form ihm einzig zum Aufbau seines musikalischen Wunderwerkes taugen konnte.

Weltrichs Schillerbiographie, über deren bleibenden Wert nur eine Meinung herrscht, ist das Buch, das seinen Namen allgemein bekannt gemacht hat. Wir wollen hier nicht die Klage wiederholen, daß es ein Torso geblieben ist und seiner Anlage nach bleiben mußte. Wenigstens einen Teil von dieser Lebensarbeit Weltrichs, der druckfertig vorliegt, wird man noch erwarten dürfen. Nach einem Bruchstück daraus, das er (1909 im Marbacher Schillerbuch) veröffentlicht hat: „Schillers Fiesko und die geschichtliche Wahrheit" rechtfertigt sich die Behauptung, daß die Fortsetzung des Werkes die gleiche Meisterschaft der Charakteristik und des Stils aufweist, welche die Lektüre des ersten Bandes so genußreich machte. Die prächtige Schilderung des historischen Andreas Doria, der die ihm von Schiller verliehene Patriarchenwürde kläglich eingebüßt hat, steht der des Herzogs Karl im ersten Bande gewiß nicht nach. Vor dem gerecht abwägenden, vom feinsten ästhetischen Empfinden beseelten Forscher lagen die Vorzüge wie die Schwächen Schillers offen da. Er hätte auch die letzteren, die er zum Teil weiblichen Einflüssen zuschrieb, und die er besser kannte, als die modernen Verächter des Dichters, bei der Fortführung seines Werkes nicht verschwiegen.

Viel von Weltrichs Eigenart ist in seinen Schriften niedergelegt, wir zählen dazu auch den leicht entflammten Zorn gegen jedes Unrecht, gegen alles Niedrige — den vollen Eindruck seiner Persönlichkeit aber erhielt man nur im Gespräch mit ihm. Die Energie seines Wesens, die sich bis zur Schroffheit steigern konnte, zeigte sich dann mit zartsinniger Güte gepaart. Und wenn er die Not der Bittsteller erkannte, die sich an ihn — den Vorstand der Schillerstiftung in München — wandten, so fiel es dem strengen Richter ästhetischer Sünden oft schwer, die Qualität ihrer Verse als einzigen Maßstab für das Gewähren einer Unterstützung zu betrachten.

München. Ludwig Pariser.

Notizen.

Die Griechen in Saloniki. Vom Chef des chirurgischen Dienstes in Saloniki erhalten wir folgenden Brief:

Sehr geehrte Redaktion!

Da außerordentlich viel übertriebene, entstellte und unwahre Berichte in Bezug auf die Kriegsführung der Griechen im allgemeinen und das Verhalten derselben in Saloniki im besonderen in der deutschen Presse veröffentlicht werden, so glaube ich mich berufen als deutsch-griechischer Arzt, der nicht nur in Deutschland studiert, sondern auch als Dozent mehrere Jahre in deutschen Universitäten tätig gewesen ist, wenigstens in Bezug auf die militär-ärztliche Seite Stellung zu nehmen.

Zunächst sei es gestattet zu bemerken, daß trotz der äußerst schwierigen Verhältnisse, die eine große, fremde und zum Teil unbekannte Stadt bietet, es bald gelungen ist, eine genügende Anzahl von Krankenhäusern einzurichten und in Betrieb zu setzen, so daß nur für ganz kurze Zeit und zu Anfang der Einnahme der Stadt

eine unzureichende Versorgung der in großer Zahl einströmenden Kranken bemerkt werden konnte. Der Krankenzulauf war allerdings in der ersten Woche ungemein groß. Denn während vor der Einnahme der Stadt etwa 250—300 Kranke, besonders in Verria den gesamten Krankenbestand der Armee bildeten, belief sich derselbe bald nach Einzug des griechischen Heeres in Saloniki teils infolge der nunmehr eintretenden Abspannung, teils infolge der dauernden Regengüsse und Marsches durch den sumpfigen Boden des ganzen zwischen Verria-Yanitza und Saloniki liegenden Gebietes auf etwa 2000. Diese Kranken hatten jedoch zumeist nur allerlei Erkältungen und Darmkatarrhe. Schwerkranke waren nur wenige. — Vor allem ist es ganz besonders beachtenswert, daß keine Epidemien ausgebrochen sind, außer einer Anzahl von etwa 50—60 Typhus-Fällen. Obwohl Pocken unter den Flüchtlingen vorhanden waren, wurden nur im ganzen fünf Fälle bei den Soldaten beobachtet, ebenso nur sieben Meningitis-Fälle und ganz vereinzelt Masern. Ebensowenig sind Epidemien bei den 25000 Gefangenen und 50000 Flüchtlingen zu verzeichnen, obwohl bei ihnen die Sanitätsverhältnisse nichts weniger als günstig waren. Nunmehr sind auch diese vollkommen geordnet, da die Gefangenen alle nach Griechenland transportiert und in die verschiedenen Städte verteilt sind, die Flüchtlinge größtenteils in die Heimat gebracht oder außerhalb der Stadt in geeigneten Räumlichkeiten untergebracht wurden. Es kann somit der Gesundheitszustand der Armee und der Stadt trotz der äußerst schwierigen Umstände als ein ausgezeichneter bezeichnet werden. — Ganz besonders interessant ist der Verlauf der Verwundungen, da mit Hilfe des Verbandpäckchens, das jeder Soldat mit sich führt, und das sehr prompt jedesmal angewandt wurde, die Infektion von den zumeist kleinen Verletzungen durch die modernen Gewehre, ferngehalten wurde. So haben wir die allermeisten komplizierten Knochenbrüche glatt heilen sehen — man mußte in äußerst seltenen Fällen zu Amputationen schreiten; es ist kein Fall von Tetanus, kein primärer Fall von Erysipel beobachtet worden.

In Bezug auf die Krankenhausorganisation sei hier bemerkt, daß als solche das städtische Krankenhaus und das der griechischen Gemeinde, wie das italienische und jüdische zunächst belegt wurden; außerdem wurde als solches das prächtige, palastartige griechische Waisenhaus, eine Anzahl Schulen und Privathäuser dazu verwendet, wobei das griechische, deutsch-holländische, englische, russische Rote Kreuz kräftig Beistand geleistet haben. Den Türken wurde das große Militärlazarett für 1200 Betten und das Lazarett des Roten Halbmondes mit 250 Betten für ihre Patienten und Verwundeten unter der Leitung der türkischen Ärzte überlassen. Diese Krankenhäuser waren allerdings trotz der vielen Türken, welche in den ersten Wochen der Einnahme der Stadt durch eine Pulverexplosion verwundet wurden, nicht ganz voll. Dies wurde auch offiziell festgestellt durch eine Kommission, welche der Generalgouverneur von Saloniki, Prinz Nikolas, eingesetzt hatte zur Inspizierung der türkischen Spitäler und Ermittelung ihrer Bedürfnisse und Wünsche und bei der außer zwei Divisionsärzten und dem Unterzeichneten auch der Führer des englischen Roten Kreuzes, Oberst Delme-Radkliffe, beteiligt war. Es erwies sich, daß sowohl im Krankenhaus des Roten Halbmondes große Räume in der unteren Etage leer standen, als auch vor allem in dem großen türkischen Militärspital die volle

Patientenzahl nicht erreicht war, da nur etwa 800 Patienten sich dort befanden, wovon nach Angabe des Direktors etwa 350 hergestellt und entlassungsfähig waren! Obwohl zu derselben Zeit (etwa 20. November) der Platzmangel in den griechischen Spitälern groß war und viele Patienten in Zelten untergebracht waren, während in den türkischen genug Raum verfügbar war, wurde keins von diesen zwei türkischen nicht einmal teilweise und auch nicht für die in Zelten untergebrachten Kranken der griechischen Armee verwendet, um ja nicht den Dienst in den türkischen Krankenhäusern irgendwie zu stören oder zu erschweren! Umgekehrt: die von Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Nikolas an die Kommission erteilten Anweisungen waren: sich nach den Bedürfnissen der Türken zu erkundigen und die Direktion zu ermächtigen, für alle solche in Bezug auf Medikamente, Verbandstoffe und irgendwelches Pflegematerial sich an die griechische Verwaltung zu richten — welche sowohl für die Beköstigung der türkischen Spitäler genau wie für die der griechischen und Instandhaltung derselben angewiesen war. — Bei unserem Besuch im türkischen Militärlazarett wurden wir vom Direktor in seinem großen prunkhaften mit Teppichen belegten Empfangssalon angenommen, in dem er ungestört weiter waltete, während wir mit Raummangel und allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Professor Dr. M. Gerulanos.

Das Zentral-Komitee vom Roten Kreuz in Genf hat unterm 27. Dezember an das griechische Rote Kreuz folgendes Schreiben gerichtet:

Herr Präsident!

Im Besitze Ihres Schreibens vom 19. Dezember sowie der dasselbe begleitenden Schriftstücke, die von großem Interesse sind, möchten wir Ihnen unseren Dank aussprechen.

Die genauen und aufklärenden Angaben, welche Sie uns machen, haben vollkommen die von türkischer Seite ausgehenden Beschuldigungen widerlegt und beweisen im Gegenteil Ihre außerordentlich gute sanitäre Organisation und die pflichtgetreue Sorge, mit welcher Sie den Verpflichtungen nachkommen, welche die internationalen Abmachungen zwischen den Staaten jedem zivilisierten Land auferlegen.

Die Berichte, welche unser Spezialabgesandter Mr de Narval uns zugeschickt hat, bestätigen vollkommen die Berichte, welche Sie uns gegeben über die Tätigkeit der Hilfsvereine für den sanitären Dienst, sowie die Verpflegung und Sorge für die Gefangenen durch Ihr Heer betreffend. Wir beglückwünschen Sie für all dies und werden in der folgenden Ausgabe des internationalen Bulletins die genauen und bestimmten Angaben Ihrer Berichte veröffentlichen.

Kardinal, Jesuit und Prügel-Strafe. Die *«Annales de Notre Dame de la Salette»* veröffentlichten ganz kürzlich (Seite 193—195) einen gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht uninteressanten Brief, den der dem Jesuitenorden angehörige Kardinal Louis Billot an den Verfasser eines Buches über den Wallfahrtsort La Salette gerichtet hat. Dieser Wallfahrtsort war einst ebenso berühmt, wie heute Lourdes, von dem er außer Konkurrenz gesetzt worden ist. Das gedachte Buch verfolgt den

Zweck, La Salette wieder in seine ehemaligen Ehren einzusetzen, indem es die seltsamen Gerüchte, die seinen Fall und das Aufkommen Lourdes bewirkt haben, als nichtig zu erweisen sucht. Der Jesuiten-Kardinal ergeht sich darüber in seinem Brief an den Verfasser in den Lobsprüchen exaltiertester Frömmigkeit, die ihn aber nicht hindert, folgenden konfraternellen Seitenblick auf eine erwünschte disziplinäre Behandlung der „armen kleinen Abbés" zu werfen, „welche mit ihrer Prosa die meisten unserer Revuen oder sogenannten religiösen Sammlungen speisen, indem sie sich um eine neue Apologetik abmühen, worin ihre Schwärmerei an Stelle des vom 20. Jahrhundert nicht mehr verstandenen Wunders tritt!"

Hierauf fährt der Purpurträger *S. J.* folgendermaßen fort: „Darauf gibt es nur zwei Antworten: Die erste ist die Peitsche; die zweite ist Ihr Buch und ähnliche Bücher, worin die wunderbaren Ereignisse dargestellt sind, die sich seit 60 Jahren unter den Augen unserer Generation abgespielt haben."

Also, für außenstehende Ketzer die „gesegneten Scheiterhaufen" eines Pater Lepicier und de Luca, für eigenwillige Abbés innerhalb der Kirche aber die Peitsche! Das sind gewiß verlockende Perspektiven jesuitisch-christlicher Kultur!

Das Recht in Goethes Faust. Es gehört Mut dazu, ein Buch unter diesem Titel zu veröffentlichen, wie das Georg Müller, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg, kürzlich getan hat. Denn mancherlei Versuche, mit Dichtern vor dem Forum der Jurisprudenz zu rechten, haben gegen derartige Studien ein begründetes Vorurteil geschaffen. Aber Müllers „Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung" sind nicht von der Gesinnung geleitet, die man jenen Arbeiten zum Vorwurf machte. Er will nicht juristisch werten, was nur menschlich, dichterisch gewertet werden darf. Freilich kann auch er nicht an der großen Frage vorbeigehen, ob und wie die beiden Wetten vom rechtlichen Standpunkt aus zu beurteilen sind. Aber die Dichtung gestattet selbst, die Frage so zu stellen. Nicht sowohl, weil sie die zweite Wette in Form Rechtens verbriefen läßt, sondern weil in ihr der eine Kontrahent bis zuletzt behauptet, gewettet und gewonnen zu haben und, sich beklagend, fragt, wer ihm nun sein „erworbenes Recht" schafft. Ihm darf in der Tat vom Juristen geantwortet werden, daß er Unrecht hat, nicht leidet: die erste von ihm gebotene Wette — im Prolog im Himmel — ist in Wirklichkeit nicht angenommen worden, die zweite aber hat Faust gewonnen, der bei seinem Tode nicht zu einem gegenwärtigen Augenblick das verhängnisvolle „Verweile" spricht, sondern nur sagt, daß er sich in ungewisser Zukunft einen Zustand wünsche, in dem er es sprechen „dürfte". Müller stellt sich dabei nicht judizierend über das Ganze der Dichtung, sondern zeigt nur in Ehrfurcht, wie ihr großer Grundgedanke sich auch bei rein formaler Betrachtungsweise harmonisch erschließt, ohne zu prätendieren, daß der Juristerei hier irgendwie das letzte Wort zukäme. Was den Juristen in diesen Zusammenhängen am tiefsten berührt, ist ja auch nicht die sachliche Wettfrage an sich, sondern die an den Urgrund des Rechts greifende, metajuristische Betrachtung Fausts über die bindende Kraft des Versprechens, das dem Willen von gestern die gespenstische Herrschaft über das Heute gibt. — Mit Takt hat Müller die Erörterungen, welche so die Dichtung

selbst in juristischem Lichte zeigen, an den Schluß seines Buches gestellt. Das wichtigste ist ihm ein anderes. Eine Dichtung, die durch die kleine und die große Welt führt, muß auf Schritt und Tritt, in Wort und Sache in Beziehungen zum Rechte treten, das das Leben nicht minder vielseitig durchdringt. Hier der Dichtung nachzugehen, alle Berührungspunkte und rechtlichen Hintergründe zu zeigen, ist ein bisher in dieser Eindringlichkeit nicht geleistetes, für Juristen wie Nichtjuristen gleich interessantes Unternehmen. Plautus und Terenz gehören längst zu den Quellen antiker Rechtsgeschichte. Aus dem Faust brauchen wir Rechtsgeschichte heute freilich noch nicht zu lernen. Aber es ist schon heute von Wert, zu sehen, was von geltendem und vergangenem Rechte in der Dichtung dessen anklingt, der doch auch Jurist war. Für all das ist Müller ein ebenso zuverlässiger wie bescheidener Führer. Alle die hunderterlei Beziehungen werden dargelegt und, soweit zulässig, juristisch belegt: die „zwei" Zeugen, durch deren Mund allerwegs die Wahrheit kund wird, Polizei und Blutbann, Schatzrecht und Papiergeld, Regalien und Strandrecht, Leibeigenschaft und Lehensstaat (— und kann das Wesen des mittelalterlichen Staates juristisch deutlicher gezeichnet werden, als durch das klanglich und bildhaft gleich herrliche Eigenwort Goethes: „Herzöge soll ich euch begrüßen — doch Sparta soll euch überthronen"?). — Im einzelnen mag manchmal zu viel gegeben sein, und nicht alles wird unwidersprochen bleiben. Ein solcher Widerspruch sei hier an einer, für uns Juristen besonders empfindlichen Stelle eingelegt: Müller glaubt, mit anderen, Mephisto bezeichne das Recht selbst als eine ewige Krankheit, und verteidigt es gegen diese teuflische Charakterisierung. Aber Mephisto spricht, wie Traumann jüngst wieder gezeigt hat, niemals so wenig als Teufel, wie an dieser Stelle, deren völlig einheitlicher Gedankengang nur durch eine Buchstabenauslegung zerrissen werden kann. Er gibt Goethes eigene, anderwärts belegte Meinung wieder und nennt Krankheit nicht das Recht, sondern dessen unbesehenes Forterben, die Anwendung des mit dem Ahnherrn geborenen Rechts auf den Enkel, dem, was damals Vernunft war, heute zur Plage wird und werden muß, — ein Ausspruch und eine Mahnung, mit denen sich Jurist und Nichtjurist wohl zufrieden geben können.

Heidelberg. Karl Heinsheimer.

Gottfried August Bürger. Der Roman seines Lebens in seinen Briefen und Gedichten. Von Paul Wolfgang Medrow. (Berlin. Morawe & Scheffelt. 1912. 276 Seiten. 5 Mark.) Auf der letzten Seite dieses Buches heißt es: „Der Text der Briefstellen beruht auf den vorhandenen Sammlungen und Nachträgen, die Gedichte richten sich mit geringfügigen Änderungen nach der zweiten Ausgabe." Wer Bürger genau kennt und studiert hat, wird zur Not wissen, was diese Notiz bedeutet; wer ihn durch diese neue Sammlung kennen lernen soll, vermißt sonst jeden Hinweis, wo er sich Rats holen kann. — Ob es gerade geschmackvoll ist, Bürgers Leben einzuteilen in „Auftakt 1768—1772", „Der Neutöner 1773—1775", „Zween Herrn 1776—1779", „Molly 1775—1782 (85)", „Hoffnungen und Entwürfe 1782—85", „Glück, Leid und Verklärung 1785—86" und „der Ausgang 1786—1794", überlasse ich den Lesern. — Das, was Medrow in einer zweiten Auflage erstreben sollte, wäre eine streng chronologische Anordnung der Briefe, und die jedesmalige

Einfügung der Gedichte an geeigneter Stelle. Hätte Mebrow zum Beispiel in dem Brief an Göckingk vom [17.] Juli 1777, der zuerst von Sauer in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, Band 3 (1890), Seite 102 ff. abgedruckt ist, den Satz „Ich schicke Euch hier das Lied vom braven Mann zum Almanach", nicht fortgelassen, so hätte er dies Gedicht gleich auf Seite 98 und nicht erst auf Seite 132 ff. zu bringen brauchen. Dadurch würde die Mebrowsche Sammlung an Wert und Eigenart gewonnen haben. Wer nur derartige Exzerpte bietet, hat meines Erachtens auch die Verpflichtung, zu zeigen, woraus er die Blumen gepflückt hat. — Im übrigen zweifle ich nicht, daß die Mebrowsche Blütenlese auch ihre Liebhaber finden wird.

Leipzig. Erich Ebstein.

Friedrich Karl Lang. Leben und Lebenswerk eines Epigonen der Aufklärungszeit. Von Dr. Gustav Lang. (Stuttgart, Kohlhammer, 1911.) In diesem Buch sucht ein Urenkel den verschollenen Urgroßvater wieder ans Licht zu ziehen. Das möge diejenigen nicht abschrecken, die, wie der Berichterstatter, für Pietätshistorie nicht viel übrig haben, weil sie ihr nicht recht trauen und weil sie finden, daß gerade wir in Deutschland schon an einer Übererzeugung in dieser Branche leiden. Wer das Buch aus diesem Grunde ablehnen wollte, würde ihm unrecht tun. Gewiß hat auch Pietät dem Verfasser die Hand geleitet, aber zur Glatt- und Schönmalerei hat sie ihn nicht verführt. Höchstens die Milieuschilderung der Vaterstadt, des Heilbronn der *Louis-seize*-Zeit, ist etwas zu rosig ausgefallen. Wer mit Gottfried Kellers Auge in diese Welt hineinblickte, müßte gewiß den Stoff zu mancher Seldwyler Novelle finden können. Aber das Bild des Helden selbst tritt voll und rund und in den sattesten Farben dem Beschauer entgegen, und war es wohl wert, liebevoll gezeichnet zu werden.

Daß Lang Epigone ist, wie ihn der Verfasser auf dem Titelblatt richtig bezeichnet, daß er nichts Schöpferisches, Ursprüngliches, Geniales hat, ist dabei gar kein Schade. Gerade die Epigonen müssen wir auch kennen lernen. Man verdirbt uns das Urteil und auch den Geschmack, wenn man uns immer nur Heroen vorsetzt, und diese immer in der heroisierenden Stilisierung, betrachtet von dem Gesichtswinkel der leidigen Verehrungsmichelei, die an allem hinaufstaunt. Wer wissen will, wie das merkwürdige Völkchen der deutschen Aufklärer lebte und webte, greife zu diesem Buch. Schon das bloße *curriculum vitae* liest sich wie ein Roman. In sehr jungen Jahren schon in hochangesehener Stellung als Mann einer reichen Bürgersfrau und dann natürlich Senator kommt Lang durch seine erstaunlich vielseitigen Talente in die Projektenmacherei und ins Gründungsfieber hinein; er bringt das Geld in Schwung, für sich als Genießer und mehr noch für andere als Mäzen; er macht als Dreißiger einen ausgiebigen Bankrott, für sich und mehr noch für andere, so daß er das Weite suchen und Weib und Kind sitzen lassen muß. Nun schlägt er sich in Norddeutschland durch, dichtend, schriftstellernd, als Kupferstecher tätig, um Lohn schreibend: das Verzeichnis seiner Schriften beläuft sich auf 80 Bände, das seiner Stiche auf 1000—1100 Stück! Das letzte Jahrzehnt zeigt den Herangereiften im friedlichen Hafen einer ruhig-schönen, gemeinnützigen Tätigkeit, als Gründer, Hausvater und ersten Lehrer einer Erziehungsanstalt nach Art des Salzmannischen

Schnepfental. Doch der dunkle Schuldenhimmel hängt immer noch über ihm und entlädt sich gleich nach seinem Tod zerstörend über seiner Anstalt.

Aber wie nun der Mann mit diesem Leben fertig wird, das macht ihm von uns Heutigen so leicht keiner nach. „Ich will dem Ende der Tage als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nah'n." Dieses Goethesche Wort fällt einem dabei ein. Wunderbar, diese Mischung von leichtem Sinn, Herzensgüte und zufriedenem Hinnehmen verschuldeter und unverschuldeter Schicksale! Er dichtet auf seine Frau wundernette Liedchen und ist ein seelenguter Gatte sicher auch in der Zeit, da er, wie man in Schwaben sagt, ordentlich „hinausschlägt". Kaum hat er den Heilbronner Staub von den Füßen geschüttelt, so fängt die Lerche gleich wieder zu zwitschern an; zu einer bildhübschen Tänzerin werden zarte Beziehungen angeknüpft, die sich zur „Gewissensehe" konsolidieren und — die Liedchen auf die erste Frau werden auf die zweite umgedichtet. Ihm wird das kein Mensch übelnehmen. Man kann gar nicht anders; man muß an Leute dieser Zeit und Art einen andern Maßstab anlegen. Heute, da die Atmosphäre des Lebens schwerer auf uns lastet, wäre es ganz anders.

Hier ist nicht der Ort zu sagen, wieviel die Historiker der Einzelgebiete bei Lang finden können: die Ausbeute ist nicht klein. Nur ein paar Anmerkungen allgemeiner Art seien noch gestattet. Ein Blick auf Langs dichterische Erzeugnisse zeigt, wie bedeutend doch die Höhenlage der mittleren ästhetischen Kultur in diesem Deutschland der Empirezeit war. Man nehme zum Vergleich nur einmal einen entsprechenden Mann zweiten und dritten Rangs in Frankreich und England. Wie dürftig und dürr ist das, was auf westeuropäischem Boden wuchs, gegen diese frischen, deutschen Liedchen gehalten. — Dann die Gedanken- und Lebenswelt, in der sich Lang und seinesgleichen bewegen: nicht interessant, oft ein bißchen langweilig, aber im Grund sympathisch. Wie schön der Ausklang dieses Lebens in der hochrespektablen, mühevollen praktischen Arbeit. — Endlich: Wer erlöst uns einmal von dem schiefen Namen deutsche Aufklärung, deutscher Rationalismus! Als ob das Intellektuelle das Entscheidende wäre für diese Zeit, und nicht vielmehr eine bestimmte Art des Vitalgefühls. Gerade mit dem Wort Rationalismus ist böser Unfug getrieben worden, besonders von den Vertretern der Reaktion, die unter kluger Ausnützung der romantischen Bewegung ihre abgestandenen Gedankengüter wieder in Kurs zu bringen wußten. Wie schlau haben sie die Männer des vorhergehenden Geschlechts, die ihnen überlegen waren, durch den Namen „Rationalisten" in den Ruf der menschlichen Unvollständigkeit gebracht, der gegenüber sie dann den Vollmenschen repräsentierten. Der Geschichtschreiber würde sich einen Preis verdienen, der die Namen Aufklärung, Rationalismus durch bessere ersetzte.

Stuttgart. Paul Sakmann.

Der demokratische Imperialismus. Rousseau — Proudhon — Karl Marx. Von Ernest Seillière. Übersetzt von Th. Schmidt. (Berlin, H. Barsdorf, 1911.) Ein merkwürdiges Buch; so bedeutend, daß kein Leser es aus der Hand legen wird, ohne viel daraus gelernt zu haben. Aber — ein merkwürdiges Buch; der Eindruck bleibt für uns deutsche Wissenschaftler, die wir uns die strenge Trennung der geschichtlichen

Darstellung einerseits, der dogmatisch-systematischen andererseits angeschult haben. In Seillière nämlich redet zu uns ein Lehrer, Prophet und Prediger, der die Geschichte zu seinem Sprachrohr macht. Er sucht für sein Evangelium in der Vergangenheit Eideshelfer, Ahnherren und Vorläufer, und er zieht falsche Propheten vor seinen Stuhl, um ihnen die Leviten zu lesen. Dieses Evangelium ist eine *Déclaration des droits* für den Machttrieb, den „Imperialismus"; denn durch dieses modernere Wort möchte Seillière den Nietzscheschen „Willen zur Macht" ersetzen. Nur soll sich dieser Trieb nicht dionysisch, das heißt im blinden Drang der Unbewußtheit, austoben, wie bei Nietzsche; er soll sich apollinisch von der berechnenden Vernunft durchläutern lassen. Dort Napoleon, die „Erobererbestie", hier der rationelle „Imperialismus der Verantwortlichkeit", vertreten von jenen maßvoll klugen, methodischen Weltkolonisatoren des größeren Britanniens — sie können am besten als Beispiel und Gegenbeispiel dienen.

Die Geistesmacht, der Seillière mit der Wendung von Nietzsche weg entgegentritt, ist die Romantik. Und hier reiht sich das Buch in eine Bewegung ein, die für unsere Zeit bezeichnend ist. Der Prozeß, den die Romantik dem 18. Jahrhundert gemacht hat und den sie durch die Unterstützung der deutschen Denker schon gewonnen zu haben glauben durfte, dieser Prozeß wird heute — so scheint es — in zweiter Instanz wieder aufgenommen; diesmal könnte nun — wenn sich die rechten Richter finden — der Prozeß weniger zur Freude der dunklen Hintermänner ausfallen, die sich im vergangenen Jahrhundert der Romantik so geschickt für ihre Zwecke bedient haben.

Auch über eine andere Einseitigkeit Nietzsches will dieser sein Schüler uns hinausführen; über jenes aristokratische Ästhetentum, dem im Grund doch nur die Adelsheiden der vornehmen Gebärden gefallen. Als seine Kinder, an denen er Wohlgefallen hat, soll der Machttrieb alle anerkennen, in denen er machtvoll wirkt, ohne Ansehen der Person, den Sieger der von Nietzsche verabscheuten Revolution von 1789, den dritten Stand, und heute die anmarschierenden Massen des vierten Stands mit den rauhen Händen und groben Kitteln.

Der erste Prophet des neuen Evangeliums ist Hobbes, nicht sowohl Hobbes, der Staatsrechtler der monarchischen Restauration, der Absolutist — der wird etwas zurückgeschoben — als vielmehr Hobbes, der Psycholog des Machttriebs. Dann, ihm ebenbürtig, Bernard de Mandeville, der holländisch-englische Arzt und Verfasser der Bienenfabel, dessen Namen manche Leser wohl zum erstenmal hören werden. Da ich selbst vor Jahren mich vergeblich bemühte, ihn dem Staub der Vergessenheit zu entreißen, so freut es mich, daß ihm nun in Seillière ein wirksamerer Rächer erstanden ist für das unverdiente Totschweigen, mit dem ihn das prüde gewordene England bestraft hat. Mandeville ist einer der derbsten, aber auch verwegensten und schärfsten satirischen Denker der Weltliteratur. Sein Spott gilt keinen Lappalien, wie die Satiren Boileaus. Er rückt ungleich ernsteren Problemen zu Leibe, dem Widerspruch nämlich, der bis zum heutigen Tag unser Geistesleben verunreinigt und vergiftet, dem Widerspruch zwischen der Religion, die nominell unter uns gilt, und unserem ökonomischen und politischen, sozialen und mondänen, durch und durch diesseitigen Treiben. Das Christentum, zu dem wir uns bekennen, will eine Religion

der puren Selbstverleugnung und Liebe sein. Wo aber ist Selbstverleugnung und Liebe in unserem Reichwerdenwollen, in unserem Komfort und Luxus, in unserem Ehrenkodex, in unseren politischen Machtkämpfen? Herunter also mit der Verlogenheitsmaske eurer Respektabilität und Christlichkeit! Des weiteren kann man dann ganz entgegengesetzte Folgerungen aus dem Mandevilleschen Hohne ziehen. Entweder: So macht doch endlich Ernst mit eurer Religion und sagt euch los von eurer unchristlichen modernen Kultur! So konnten die Jansenisten und Pascal den unserem Mandeville in der Gesinnung verwandten Moralpessimisten La Rochefoucauld als Eideshelfer verwenden. Oder aber: Man bekenne sich entschlossen zum Nein! in der Frage: Sind wir noch Christen? Man erobere ihr gutes Gewissen den Trieben zurück, die von Christen und Rigoristen unrein gescholten werden und auf denen doch unsere ganze Kultur beruht.

Daß er dieses Dilemma in der Schwebe läßt, darauf beruht etwas von der dialektischen Feinheit Mandevilles — denn er kann auch fein sein bei allem Zynismus — das haben nur wenige verstanden, die sich mit ihm beschäftigten, auch nicht der überhaupt etwas hastig analysierende Seillière. Deshalb ist seine Kritik an Mandeville schief und trifft den Nagel nicht auf den Kopf. Der jesuitische Kompromiß zwischen Christentum und Welt ist auch diesem Franzosen, wie so vielen anderen, in Fleisch und Blut übergegangen, so sehr, daß er Mandevilles Grundproblem gar nicht mehr zu fassen fähig ist. Hält er doch Mandeville den Satz entgegen: „Das von der Vernunft gezügelte Streben nach Macht ist das nützlichste Lebensprinzip, ob es sich nun stoischer Epikurismus, ritterliche Ehre oder vernünftiges Christentum nennt." Worauf Mandeville erwidern würde: Mag sein, daß du in der Sache recht hast. Nur wenn du dich auch noch einen Christen heißen willst, dann bist du in rettungsloser Konfusion befangen, oder im *cant*, jener Form englisch-christlicher Heuchelei, die zu geißeln ich eben gekommen bin.

R o u s s e a u s Silhouette taucht in merkwürdiger Verzerrung an der Projektionswand dieser Geschichtsphilosophie auf. Er ist der plebejische Imperialist. Das ist seine weltgeschichtliche Größe. Aber in dem Satz von der natürlichen Güte des Menschen verrate sich sein Imperialismus als angekränkelt vom romantisch-mystischen Gift; damit habe er an die Stelle der allein richtigen pessimistischen Anschauung vom moralischen Wesen des Menschen einen verderblichen Wahn gesetzt, damit habe er endlich die Plebs mit einer anmaßlichen Selbstschätzung erfüllt, die sie in Haß, Verachtung und Rache hineinhetzen mußte. Wir staunen. Rousseau Imperialist? Er, der den Machttrieb fast so einseitig geringschätzt, wie ihn Nietzsche und Seillière überschätzen. Denn wenn diese imperialistischen Psychologen in ihrem — man möchte sagen fanatischen — Vereinfachungsstreben den ganzen Reichtum der menschlichen Natur in diesen einen Trieb zusammenschrumpfen lassen, so kann Rousseau in ihm bekanntlich nicht mehr sehen als das pathologische Erzeugnis der verfehlten Entwicklung einer verkommenen Spezies Mensch. Das Adjektiv „plebejisch" ginge noch eher, geht aber doch auch nicht. Sogar der *Contrat social* ist falsch definiert, wenn man ihn das Schlachtlied des Bürgertums in seinem Kampf um die Macht nennt. Gerechtigkeit, Solidarität, Freiheit, Menschenwürde, soziale Hingebung, das sind die Losungsworte des *Contrat*.

In welch seltsames Licht sodann wird hier der Satz von der natürlichen Güte

des Menschen gerückt. Zugegeben, daß Rousseau diesen Satz oft in etwas parteiischer Ausschließlichkeit gerade den kleinen Leute zugute kommen läßt, die in seinem aristokratischen Jahrhundert vor ihm ungerecht mißachtet wurden. Aber an der natürlichen Güte sollen doch alle Anteil haben, eben weil es die Güte ist, mit der uns die Natur ausgestattet hat. Zugegeben auch, daß das ein Satz ist, dessen Kühnheit leicht Mißverständnisse hervorruft, der bequem ins Lächerliche zu ziehen und von sogenannten Menschenkennern zu „widerlegen" ist. Aber Seillière möge sich wohl vorsehen, ob nicht er mit seiner Verwerfung dieses Glaubens, mit seiner Verteidigung des Erbsündendogmas — das übrigens mit seinen eigenen Voraussetzungen logisch nur schwer zu vereinigen ist — ob nicht er, sage ich, der Rückschrittler ist, der in altem Wahn Gefangene, als den er Rousseau hinstellen möchte. Zwei Tatsachen möchte ich ihm zu bedenken geben. Goethe, der wie Seillière in der Romantik eine Krankheit sah, ist hierin eines Sinnes mit Rousseau. Als der alternde Kant mit seiner Lehre vom radikalen Bösen in den ihm anerzogenen Pietismus zurückfiel, da urteilte Goethe, er habe „seinen Philosophenmantel freventlich mit einem Schandfleck beschlabbert". Sodann denke er an das Schicksal von Taines glänzendstem Schüler Brunetière. Der vom Meister überkommene Moralpessimismus war es, der diesen seinen Geist zu den Stufen des päpstlichen Stuhls zurückführte und zu der Lehre, die Männer auf die Kniee vor dem Beichtstuhl zwingt. Vielleicht findet Seillière, der Imperialist, an dieser Haltung nichts auszusetzen. Dann — um so schlimmer!

Und noch eines: Unser Kampf gegen die Romantik und ihre Nachwirkungen muß, gerade weil es ein guter Kampf ist, in aller Besonnenheit geführt werden. Nun war Rousseau ein Vater der Romantik und trägt auch vom Krankheitsstoff der Romantik ein gutes Teil in sich. Es heißt aber über das Ziel hinausschießen und in öden, engen Rationalismus zurückfallen, wenn man ihn schon allein wegen der ekstatischen Zustände verurteilen will, aus denen ihm seine großen Offenbarungen kamen, und wenn man diese Zustände als „ungesunde Nachgiebigkeit gegen das niedere Seelenleben" bezeichnet. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", dieses Wort gilt auch von diesen Zuständen, in denen sich Rousseaus tief lyrische und enthusiastische Natur offenbart. Da müßte ja alle Lyrik und aller Prophetismus künftighin unterbleiben, wenn es nach Seillière ginge.

All dieser Tadel soll nicht hindern anzuerkennen, daß Seillière auch über Rousseau viel Scharfsinniges, Feines, Wohldurchdachtes vorbringt. Er hat sogar einige für das Verständnis dieses Denkers entscheidende Punkte gesehen, die den bedeutendsten Rousseauforschern der Gegenwart entgangen sind. So hat er zum Beispiel bemerkt, daß Rousseau den *Contrat social* nicht als wesentlichen Bestandteil seiner wahren Lehre betrachtet wissen wollte. Doch wir müssen abbrechen. Der hier verfügbare Raum gestattet nicht, auch noch die Kapitel über Proudhon und Marx durchzusprechen. Auch in diesen Abschnitten sind die Gedankenmassen des Buchs so gedrängt und der Verfasser bewegt sie mit so energischer Eigenart, daß es ein Unrecht wäre, nur so in Bausch und Bogen über sie zu referieren. Es sei noch einmal gesagt: Die Voraussetzungen und die Vorkenntnisse, mit denen man an das Buch herantritt, mögen sein, welche sie wollen, kein Leser wird es ohne bedeutende Förderung aus der Hand legen.

Stuttgart. Paul Sakmann

Ziffern und Ziffernsysteme der Kulturvölker in alter und neuer Zeit

von Dr. Eugen Löffler, Professor an der Oberrealschule Schwäbisch-Hall. (B. G. Teubner 1912.) Wie manchen Gebildeten gibt es nicht, der sich immer nur mit einem gewissen Schauder an die Studien erinnert, die er in seiner Schulzeit der Mathematik zu widmen gezwungen war. Man hat da das Wort aufgebracht von der ganz spezifischen Begabung, die nötig sei, um auch nur ein entferntes Verhältnis zu diesem großartigen Hilfsmittel, das sich die Menschen zur denkenden und praktischen Beherrschung der Natur geschaffen haben, zu erlangen. Man gibt womöglich auch seinem Lehrer die Schuld. Und doch liegen die Verhältnisse vielmehr so, daß nicht der Lehrer, sondern die Form des überkommenen Stoffes die Ursache der genannten Erscheinungen ist. Um zum Beispiel die Geometrie direkt und sofort in ihrer strengsten und abstraktesten Form (wie sie tatsächlich lange gelehrt wurde) unmittelbar verdaulich zu finden, dazu allerdings gehört bei einem Kinde eine besondere Begabung. Aber nachgerade hat man erkannt: die Schule kann die auskristallisierte Form der mathematischen Wissenschaft nicht unmittelbar zum Zwecke des ersten Unterrichtes verwerten. Der Braten braucht eine Zubereitung um den jungen Magen verdaulich zu sein. Daß dies bis vor kurzem meist übersehen wurde, daher rühren wohl hauptsächlich die erwähnten Erscheinungen. Um aber die Mathematik nun für die jungen Anfänger genießbarer zu machen, dazu gibt es erfahrungsgemäß kein besseres Mittel als die Geschichte der Mathematik. München steht in Würdigung dieser Tatsache mit an der Spitze. Sigmund Günther hat schon 1882 ausführlich auf diesen Punkt hingewiesen. Ferdinand Lindemann, der Vollender des alten Problems von der Quadratur des Kreises, hat 1904 den Ruf nach Heranziehung der Geschichte der Mathematik erhoben, Aurel Voß hat in seinem bekannten Akademievortrag „Über das Wesen der Mathematik" (Leipzig 1908) die gleiche Forderung gestellt. All dies war nicht umsonst. Die Meraner Vorschläge zur Unterrichtsreform erhoben diesen Punkt zu einem ihrer Programmpunkte und die neue bayerische Prüfungsordnung fürs höhere Lehramt hat dieser Forderung bereits Rechnung getragen.

Ein sehr glücklicher Gedanke der verdienten Firma B. G. Teubner in Leipzig war es daher, in einer neuen Schriftenserie „Mathematische Bibliothek" unter Leitung der in pädagogischen Kreisen wohlbekannten W. Lietzmann und A. Witting eine Reihe von Einzeldarstellungen aus dem Gebiete der Mathematik erscheinen zu lassen, welche diese Wissenschaft in bequemer, anregender und an die genannten Bestrebungen anknüpfender Form dem Leser näher bringen sollen, und so auch weiteres Material bereit legen sollen zur Betätigung der neuen und so heilsamen Bestrebungen im mathematischen Unterricht.

Das erste dieser Bändchen liegt uns vor und wir können der Verlagsfirma nur Glück wünschen zu dem guten Anfang, der ein gutes Omen für die weiteren Bändchen der Sammlung sein möge. Löffler hat auf Grundlage der klassischen Darstellung Moritz Cantors sowie eigener Spezialstudien eine tüchtige und brauchbare Darstellung der Entwicklung der Ziffern und Ziffernsysteme bei den verschiedenen Völkern gegeben, wie wir sie in dieser Weise noch nicht besaßen. Auf eine gut geschriebene Einleitung folgt zunächst die Behandlung jener uralten orientalischen Kul-

turvölker, der Babylonier, Assyrer und Ägypter, deren Bedeutung für die alte und auch unsere Kultur jedes Jahr besser aus ihren tönernen und papyrenen Schriften hervorleuchtet, wie auch aus den Darlegungen des Verfassers sich deutlich ersehen läßt. Hier scheinen mir einige Arbeiten Thureau-Dangins (zum Beispiel *Revue d'Assyriol. Fr. III* [1896]) noch nicht genügende Verwertung in der mathematisch-historischen Litteratur gefunden zu haben. Nun folgen die Griechen, deren Beeinflussung durch die Babylonier und Ägypter unter anderem die neueren Arbeiten von Boll, Bezold, Cumont so deutlich zeigen; auch deren nicht ganz einfache Entwicklung in Schrift und Zahlbezeichnung sowie der wichtige Zusammenhang mit den Phöniziern wird in durchsichtiger und klarer Weise dargelegt. Wie sehr die ganze Kultur des früheren Altertums vor allem auch auf dem Gebiete der Ziffernschreibung, der Zahlensysteme, der elementaren zahlentheoretischen Spekulationen, sowie den Gewichtseinheiten über weite Länder hin zusammenhängt, das haben uns die bekannten Arbeiten F. Lindemanns („Zur Geschichte der Polyëder und der Zahlzeichen", Berichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften math.-phys. Klasse 26 [1896], „Über einige prähistorische Gewichte aus deutschen und italienischen Museen I" *ibid.* 29[1899]) gezeigt, wo es diesem Forscher gelang, uralte Zusammenhänge zwischen etruskischer, phönizischer, ägyptischer und babylonischer Zahlbezeichnung aufzudecken; wobei denn auch bemerkenswerte Lichter auf die Entstehung der römischen Zahlen fallen, auf die allerdings Verfasser leider nur kurz hingewiesen hat. Nach den Römern kommen die späteren semitischen Völker, die Inder (deren fundamentale Verdienste gebührend hervorgehoben werden) zur Behandlung, schließlich die Chinesen und Japaner. Auch diese scheinen aus der indischen Quelle geschöpft zu haben. Die Darstellung ist überall lebhaft, plastisch und anregend, dabei durchaus wissenschaftlich exakt. Sie gibt bei jedem Volk einen kurzen Überblick über seine Geschichte, Sprache und Schrift, nebst anderen kulturhistorischen Bemerkungen. Auch der nicht mathematische Leser wird sich bei der Lektüre lebhaft gefesselt fühlen.

München. Hugo Dingler.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, G. m. b. H., München, ausgeführt.
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Der Niedergang des Osmanischen Reiches[1].

Von Ernst von Düring in Semmering.

I. Die Verwaltung.

Die Tragödie des türkischen Reiches, ein Teil der Tragödie des Islam, ist ein weiteres Stück ihrem Ende entgegengerückt. Wie der Friede auch ausfällt, es ist ein Unglück für die Türkei, wenn sie in Europa bleibt; es ist vielleicht auch für Europa ein Unglück, denn um diesen letzten Zipfel, einem der schönsten und vielbegehrtesten Flecke der Erde, um Konstantinopel, wird nun doch noch einmal gekämpft werden müssen.

So lange die Türkei in der großen Politik eine Rolle spielt, der ihre inneren Kräfte seit langem nicht mehr entsprechen, so lange sie durch die Eifersucht der Erben und deren Neider ein künstliches Schein-Macht-Dasein fristet, ist an einen ernsthaften Versuch einer Wiedergeburt, an wirkliche Reformen überhaupt nicht zu denken.

Was aber den, der dieses Volk und sein Land in Kleinasien kennt und lieb gewonnen hat, mit Wehmut erfüllt, ist die Überzeugung oder die wohl begründete Befürchtung, daß wir hier dem unaufhaltsamen Untergang einer Bevölkerung zusehen, die sich erschöpft hat, körperlich und geistig, die dem Andrängen der europäischen-christlichen Kultur im Kampfe ums Dasein nicht gewachsen ist und unterliegen muß. Zweifellos gibt es tüchtige, ehrliche, hochbegabte Männer auch in der Türkei; aber die Verrottung der Verwaltung und der physische Niedergang scheinen mir unaufhaltsam.

Viele meiner Erlebnisse in der Türkei sind psychologische Rätsel. Wie kommt es, daß ein so gutes, ehrliches, frommes, nüchternes, diszipliniertes Volk

[1] In unserm Novemberheft 1911 haben wir einen Aufsatz von Rudolf Nober, „Die neue Türkei", veröffentlicht; der inzwischen verstorbene Verfasser, der jahrzehntelang in Adrianopel gelebt hatte und späterhin als Generalsekretär der konservativen Partei Sachsens nach Deutschland zurückkehrte, hat in einer Zeit weitverbreiteter Türkenbegeisterung die türkischen Zustände wahrheitsgetreu geschildert und vorausgesagt, daß die Türkei Mazedonien, Tripolis und Arabien nicht halten könne. Wir freuen uns, heute wieder einem der besten Kenner der europäischen und asiatischen Türkei das Wort geben zu können. Professor von Düring, der den Titel eines Pascha führte, war vierzehn Jahre lang in türkischen Diensten, bevor er die Professur für Haut- und Geschlechtskrankheiten an der Universität Kiel übernahm. Seine Stellung in Konstantinopel und seine mehrjährigen Reisen als Sanitätsinspektor in Kleinasien haben Professor von Düring einen Einblick gerade in das künftige Kernland der Türkei gegeben, wie ihn kaum ein zweiter Deutscher besitzt. Die Redaktion.

eine so unglaublich verlotterte Regierung hat? Mit dem Schlagwort: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient, ist die Lösung, die Antwort auf diese Frage nicht gegeben. Wir sehen hier ein Land, mit so demokratischen Gewohnheiten und Sitten, wie es kaum ein anderes geben dürfte, so autokratisch regiert, wie es nun wieder kaum irgendwo anders vorkommt — denn eine wirkliche öffentliche Meinung, die sich schöpferisch geltend machen könnte, gibt es nicht; und das Gefühl für die Unwürdigkeit dieser Regierung ist dem Volke im Grunde ganz abhanden gekommen.

Wir sehen einen, die weitaus größte Masse der Bevölkerung ausmachenden Bauernstand, dem ohne die vermittelnde Schicht eines Mittelstandes der Beamtenstand gegenübersteht. Türkischen Mittelstand, das heißt muselmanischen, Advokaten, freie Aerzte, Kaufleute, Industrielle gibt es nur verschwindend wenige, und der aus Christen und Juden gebildete Mittelstand zählt nicht und ist in dem Sinne eines innerpolitischen Faktors belanglos.

Dieser Bauernstand hat alle guten Eigenschaften außer dem der Initiative. Der Türke ist nicht faul. Er arbeitet, was er arbeiten muß, gut, ruhig, ordentlich, oft automatisch. Aber Initiative hat er nirgends. Sehen wir hier vielleicht die Folgen jahrtausendelanger Kriege, Mißwirtschaft, Unterdrückung vor uns? Zur Zeit der Römer und der Byzantiner ist dieses Land dauernd ausgesogen worden; die Seldschukenscharen und die Türken des Ertogrul überzogen es, und was wir heute als „osmanische“ Bevölkerung in Kleinasien sehen, sind gewiß zum weitaus größten Teil die islamischen Reste der autochthonen Bewohner. Hat der Islam, die unwürdige Stellung der Frau, es zu dieser Apathie gebracht? Tatsache ist, daß der Türke im Durchschnitt zufrieden ist, wenn er sein Dach über dem Kopf und sein Stück Brot hat und Salz und Wasser, gelegentlich einen Kawé und Tabak. Es genügt nicht, diese Apathie damit zu erklären, daß die Regierung, die Steuererpressung ihm die Lust rauben, mehr zu tun als was er tun muß, um das zum nackten Leben nötige zu haben; der Mehrgewinn werde ihm doch wieder abgenommen. Da das Gesetz verbietet, dem Türken sein Haus zu nehmen, wenn man ihm nicht ein anderes Dach bieten kann, gibt es keine soziale Frage in unserem Sinne — aber der Mangel an Initiative geht über alles hinaus, was wir etwa aus den Verhältnissen erklären könnten.

Unter den Bauern gibt es wohl große und reichere Grundbesitzer, aber etwas wie eine Aristokratie des Großgrundbesitzes kennt man in der Türkei nicht. Nur einige wenige Familien, die Nachkömmlinge der Dere-Beys, der Talfürsten, sind, haben größeren, angestammten Besitz, aber auch sie sind in unserem Sinne reiche Bauern, wie man sie etwa in den Marschen in Friesland und Holstein kennt. Wahrscheinlich sind diese Dere-Beys die Nachkommen der wirklichen Osmanen, die als Lehnsleute von den Sultanen in die eroberten Ge-

biete eingesetzt wurden, während, wie ich schon oben erwähnte, die übrige „osmanische", das heißt die muselmanische Bevölkerung im wesentlichen die Abkömmlinge der unterworfenen Landeseingesessenen — mit (durch ihre Sklavinnen) allen möglichen Blutmischungen — sein dürften.

Es ist nun wie ein Fluch, daß der „Aufstieg" aus dem Bauernstande in den Beamtenstand — von allen erstrebt — fast unfehlbar die Ansteckung mit der Korruption bedeutet. In der Tat bringen es Landessitte und die ungenügenden Gehälter mit sich, daß eigentlich jeder Beamte Nebeneinnahmen haben muß. Um einen der eigenartigsten Fälle herauszugreifen: Einer der geistlichen Richter [1]) in der Provinz, ein prachtvoller Mensch, klug, liebenswürdig, tüchtig, setzte mir auseinander, wie es unmöglich sei, wenn man etwas leisten wolle, seine Familie liebe und nicht verhungern wolle, sich nicht auf illegale Weise Geld zu verschaffen. Das geistliche Recht schreibt vor, daß diese Richter nicht länger als zwei Jahre auf ihrem Posten bleiben dürfen, um nicht durch Beziehungen zu den eingeborenen Familien — den Parteien — in die Lage zu kommen, das Recht zu beugen! Wenn es nun einen Turnus gäbe, nach dem die Versetzungen geregelt und die Kosten der Reise von einem Ort zum andern bezahlt würden, so ließe sich die Sache ertragen — davon ist aber nicht die Rede! Sind die zwei Jahre abgelaufen, so muß der Richter den Ort verlassen. Er reist mit Familie auf seine Kosten nach Stambul und muß dort warten auf seine Kosten, bis er einen andern Platz angewiesen erhält. Die Güte dieses Platzes hängt wieder ab von dem Bakschisch, den er im Ministerium bezahlt. Hat er endlich einen Platz, so darf er — auf eigene Kosten! — dorthin reisen. Bei einem Gehalt von 350—500 Mark monatlich dürfte es schwer sein, in zwei Jahren die nötigen Ersparnisse zu machen. Also ist der Richter gezwungen, Nebeneinnahmen zu haben! Bei der Verquickung von Zivilrecht und Religion ist eine Änderung — außer durch Erhöhung des Gehaltes — ganz ausgeschlossen — und die Gewohnheit hat etwas so selbstverständliches für Richter und Volk aus diesem Zustande gemacht, daß ich mir eine Änderung nicht denken kann.

Die hohen Beamten müssen ganz regelmäßig an ihre Beschützer im Ministerium und im Palais hohe Summen abführen und Geschenke schicken.

Der Militärarzt, der Offizier, der nicht im gegebenen Augenblick über die nötigen Summen oder große Protektion verfügt, verbringt sein Leben in Bagdad, Damaskus, Arabien oder Armenien und wird fortwährend versetzt und an die schwierigsten Stellen geschickt. Sie müssen deshalb zum Beispiel bei Aushebungsgeschäften ihre „Ersparnisse" machen, von denen von vorneherein ein tüchtiger Prozentsatz an den Vorgesetzten abgeht, der ihnen dieses Kommando verschafft. Und so geht es *in infinitum* weiter.

[1]) Da fast alle Personen, von denen ich spreche, noch leben und im Amt sind, muß ich Namen vermeiden.

Dabei fehlt den Beamten jede tiefere fachmännische Bildung. Die Türken, selbst die unter ihnen, die im Grunde ehrlich und tüchtig sind, haben eine ausgesprochene Neigung zum Scharlatarismus. Reden, Berichte machen, von der eigenen Begabung und dem eigenen Können sprechen, das können sie — aber arbeiten in unserem Sinne, das können blutwenige. Auch die, die, in unteren Stellungen, mit ihrer Kritik überall bei der Hand sind, wissen im Grunde, daß sie bei sich bietender Gelegenheit nicht besser sein werden. Einige meiner jungen Ärzte sprachen selbst von sich die Befürchtung aus, einmal in eine höhere Stellung zu kommen —, weil sie nicht bürgen konnten, daß sie dann nicht auch „essen" (das ist der „technische" Ausdruck) würden. *„Bisim memurlar hep jejorlar"* — unsere Beamten „essen" alle, sagte mir ein reicher türkischer Bauer.

Etwas wofür ich nie eine Erklärung gefunden habe ist, daß durchweg dieser Mangel an Ethik, wenn ich mich so ausdrücken darf, so wenig in das übrige Wesen des Türken einzudringen scheint. Ich habe mit höheren Beamten verkehrt, gerne verkehrt, mich in ihrer Gesellschaft wohl gefühlt, und habe bis zu dieser rätselhaften Grenze Achtung vor ihnen gehabt — denn diese ethischen Mängel waren etwas, was mit ihrem inneren Wesen gar nichts zu tun zu haben schien. Wenn unter uns ein Mensch ein Lump ist, wenn einer unter den christlichen Beamten in der Türkei ein Lump ist, so drückt es sich in ihrem Wesen, auch äußerlich, aus; der Mensch wird uns unsympathisch, wir fühlen fast instinktiv seine Minderwertigkeit. Bei den Türken trifft das in der Mehrzahl der Fälle nicht zu. Man spricht mit ihnen darüber — sie geben es zu, sie bedauern es bis zu einem gewissen Grade — aber es muß so sein!

Ich hatte eine Untersuchung gegen einen Baumeister eingeleitet, der beim Bau eines Hospitals in unverschämter Weise bei der Holzlieferung gestohlen hatte; der Bericht ging an einen Gouverneur, mit dem ich in fast freundschaftlichen Beziehungen stand, den ich auch heute noch gerne habe. Es erfolgte nichts. Und als ich ihn drängte, sagte er mir: „Von dem Holz habe ich auch bekommen! Was willst du?"

Dieser Unehrlichkeit in öffentlichen Angelegenheiten steht bei den meisten Türken — und dadurch unterscheiden sie sich von unsern Glaubensgenossen! — eine unbedingte Zuverlässigkeit in privaten Dingen gegenüber. Allerdings nicht so, daß das Versprechen „heute" auch „heute" bedeutet. Ein hoher Beamter gab uns, nach mehrfachem Versprechen, die Entscheidung des Sultans in einer Angelegenheit zu erlangen, *„la parole d'honneur de Sa Majesté"*, daß wir am nächsten Tage die Entscheidung bekommen sollten. Sie kam natürlich nicht. Als wir ihn nun darauf aufmerksam machten, daß er uns das „kaiserliche Ehrenwort" gegeben habe, meinte er höchst vergnügt: „Ja, wenn Sie das Ehrenwort s o auffassen, gebe ich Ihnen nie wieder mein Ehrenwort."

Aber wenn man die Freundschaft eines Türken gewonnen hat, wird er jeden

Dienst, jede Besorgung ohne jeden eigenen Vorteil ausführen. Wir waren sehr befreundet mit einem nach Kleinasien verbannten höheren Beamten. Er besorgte **alles** für uns, Wohnung, Nahrung, Heizung, Pferdekauf und so weiter, und zwar billiger, als er es für sich getan haben würde. Ein Grieche oder Armenier würde selbst dem „intimsten Freunde“ tüchtige Prozente aufrechnen.

Eigentumsvergehen kommen im Innern fast nicht vor. Bestohlen, von den Briganten geplündert, werden fast nur öffentliche Kassen. Eigentümlich ist auch der Mangel an „konkretem“ Rechtsgefühl, so möchte ich es nennen, bei den Türken. Ein abstraktes Gefühl für Recht und Unrecht geht ihnen nicht ab. Bei den alltäglichen unglaublichen Rechtsbeugungen, Urteilen auf „höheren Befehl“, Verurteilungen ohne jeden Prozeß habe ich immer die innere Empörung, die uns ganz selbstverständlich überkommt, das Solidaritätsgefühl *tua res agitur* vermißt. Auch das Ehrgefühl, daß ein wegen Verbrechens bestrafter nun doch einmal einen Makel hat, geht ihnen ab. Es ist etwas ganz Selbstverständliches — übrigens bei ihrer „Rechts“empfindung tatsächlich Selbstverständliches —, daß zum Beispiel ein hoher Justizbeamter, der wegen gar zu krasser Mißbräuche, oder ein Postdirektor, der wegen direkter Eingriffe in die Kasse, Leute, die zu Amtsentsetzung, Gefängnis und so weiter verurteilt waren, nach wenigen Jahren, wieder in **das alte** Amt eingesetzt werden. „Die Strafe kann doch nicht ewig dauern!“

Ich muß das vorausschicken, das Gute und das Schlechte, um verständlich zu machen, daß die meisten Europäer den Türken jedem andern Bewohner der Türkei vorziehen, obwohl sie wissen, daß sein Pflicht- und Ehrgefühl der Auffassung **seines** Landes entspricht. Die Türken sind die Gentlemen ihres Landes, sie sind persönlich vornehm, vertrauenswürdig, liebenswürdig, mildtätig, weichen Gemüts, gut, diskret — und doch gehen sie an sich zugrunde.

Zu dieser, wenn überhaupt, so vielleicht nur durch einen eisernen Autokraten langsam zu bessernden heillosen Verrottung der Verwaltung kommt ein furchtbarer physischer Niedergang der Bevölkerung. Die Türken gehen zahlenmäßig erschreckend zurück, so daß man fast ausrechnen kann, wann, falls kein Einhalt geboten wird, andere Völker sie ersetzt haben werden.

Diesen allgemeinen, aus meinen Erfahrungen abgeleiteten Ansichten, möchte ich noch eine Reihe von spezielleren Erlebnissen anfügen; sie werden erklären, weshalb meine Beurteilung der Zukunft für dieses Land, dem ich tiefe Sympathie entgegenbringe und in dem ich sehr glückliche Jahre verbracht habe, eine so ungünstige ist.

In den neunziger Jahren wurde in deutschen Zeitungen, besonders in alldeutschen, lebhaft eine Ansiedelung deutscher Kolonisten — Bauern, Handwerker — in Kleinasien befürwortet. Es wurde der Direktion der anatolischen Bahnen, das heißt der Deutschen Bank nahe gelegt, sich dafür zu interessieren,

Land zu erwerben, Kolonisten zu unterstützen; man war überzeugt, daß es diesen Ansiedlern glänzend gehen müsse und versprach sich große Erfolge für das Deutschtum aus diesen Ansiedelungen.

In der Zeitschrift „Asien“ habe ich im Jahre 1896/97 darüber meine Ansicht geäußert. Zunächst sprach ich aus, daß die europäische Türkei für die Türken verloren sei; darüber machten sich im Grunde ihrer Seele einsichtige Türken keine Illusionen. Der damalige Großmeister der Artillerie und Direktor aller Militärschulen (also auch der *Mektib-i-tebije*, der Medizinschule, an der ich angestellt war), mein Vorgesetzter, hatte diesen Artikel zugesandt bekommen, und fragte mich, ob das wirklich meine Meinung sei. Ich bejahte natürlich diese Frage und setzte ihm meine Ansicht auseinander, daß, wenn überhaupt eine Wiedergeburt der Türkei mit Erhaltung ihrer — islamitischen — Eigenart möglich sei, dies nur in Anatolien denkbar wäre.

Weiter aber führte ich in jenem Aufsatz aus, daß eben dazu den Türken Kleinasien alleine gehören müsse. Eine Ansiedelung, und zwar mit Aussicht auf Gedeihen, deutscher, überhaupt fremder Kolonisten, sei nur dann möglich, wenn sie von Großunternehmern als Gruppe mit besonderen Garantien der Selbstverwaltung, der Rechtspflege gleichsam als Staat im Staate, angesiedelt würden. Diese Großunternehmer-Ansiedelung widerspreche jedoch einmal dem Begriffe des „freien“ Kolonisten; und in diesem „frei“ läge überhaupt nur die Möglichkeit einer Ansiedelung; andererseits aber könne keine türkische Regierung das zulassen, da jeder Nicht-Türke in kurzer Zeit ein derartiges Übergewicht über seine Nachbarn bekomme, daß er sie notwendig, unausbleiblich aufsaugen müsse; der Türke sei nun und niemals imstande, die Konkurrenz irgend eines Europäers auszuhalten.

Weshalb „freie“ Kolonisten nicht möglich seien, konnte ich damals nur insoweit andeuten, als ich sagte, ungeschützt, das heißt ohne mächtig vertretene Sonderrechte müsse bei türkischen Verwaltungsverhältnissen und Rechtsgrundsätzen jeder Europäer zugrunde gehen. Beispiele davon haben wir genügend in Kleinasien gesehen.

Jetzt kann ich, aus der Fülle der eigenen Erlebnisse, ausführen, weshalb solche „freie Kolonisten“ nicht bestehen könnten in Kleinasien.

Das, was die Türken unter Regierung, unter Verwaltung, unter Recht verstehen, ist die unbedingte Verneinung alles dessen, was wir Europäer darunter verstehen. Es gibt meiner Ansicht nach nur eine Möglichkeit für eine Rettung der Türkei — in Kleinasien —, eine Möglichkeit, die ich meinen jungen Ärzten und Beamten in Kleinasien gegenüber schon damals oft ausgesprochen habe: einen unbeugsamen aufgeklärten Absolutismus! Niemals werden die Jungtürken und eine parlamentarische Regierung eine Wiedergeburt anbahnen können — das vermag nur der Stock. „Euch fehlt ein Friedrich Wilhelm der Erste“, habe ich oft den Türken gesagt.

Von der Verrottung der Verwaltung im Innern, der gegenüber selbst die — wenig zahlreichen! — besten, einsichtigsten, verhältnismäßig ehrlichsten, wohlwollendsten Beamten vollkommen machtlos sind, macht man sich keine Vorstellung, und was man erzählt, erscheint dem europäischen Zuhörer wie Münchhausen-Geschichten. Ich erzähle deshalb nur Selbsterlebtes, ich bringe keine der massenhaften sicher wahren Geschichten, die ich auf meinen Reisen gehört, deren Folgen ich gesehen habe.

Die Steuern werden noch als „Zehnten“ erhoben. Würde es ehrlich geschehen, so würde bei der tatsächlich noch bestehenden Naturalwirtschaft in der Türkei diese Form gar nicht so schlecht, vielleicht sogar die für das Land geeignetetste sein. So wie die Verhältnisse aber liegen, wird diese Steuer, oder die Art ihrer Erhebung, geradezu zu einem Fluch für das arme Landvolk.

Was ich hier erzähle, habe ich oft selbst miterlebt, und mit meinen empörten, fast durchweg zu den Jungtürken gehörenden Ärzten mit ansehen müssen. Die Ernte ist vom Felde ins Dorf gebracht. Das Dreschen — das heißt das „Austreten“ des Kornes aus den Ähren durch belastete Schlitten und durch die Ochsen und Büffel — geschieht meist auf gemeinsamer Tenne, entweder in bestimmter Reihenfolge der Besitzer, oder gemeinsam, worauf nach einem der gelieferten Getreidemenge entsprechenden Satze Stroh und Korn verteilt werden. Da von dem Getreide der Zehnte zu nehmen ist, muß zunächst ein Beamter der Regierung kommen, um die entweder in Natura oder in Geld abzuliefernde Menge der Ernte zu bestimmen. Die Bauern melden nun der zuständigen Behörde, daß das Getreide zum Dreschen bereit ist. Meistens werden sie gleich mit der maßgebenden Persönlichkeit festsetzen, wieviel an die Beamten gegeben wird, damit sofort der betreffende Beamte kommt. Tun sie das nicht, so erscheint der Beamte nicht. Das Wetter ist noch gut; es droht aber bald Witterungsumschlag; ein Regen mindert den Wert der Ernte. Vor Erscheinen des Beamten darf jedoch mit der Arbeit nicht begonnen werden. Die Bauern kommen wieder stundenweit her zur Regierung, sie bitten, sie betteln — schließlich bieten die Leute das Doppelte, das Dreifache des Zehnten, um mit der Arbeit beginnen zu dürfen! Wo die Ablösung des Zehnten in Geld erfolgt, wird die Schraube auf andere Weise in den verschiedensten Formen angesetzt. Die Einschätzung der Ernte geschieht auf dem Halm, durch eine Kommission, die zum Teil aus Beamten, zum Teil aus Gemeindemitgliedern (Gliedern des *„Ihtiar metschlessi“*, „Rates der Greise“, eine Selbstverwaltungsbehörde, auf die ich noch zurückkommen werde) besteht. Zunächst müssen nun die Bauern schon dieser Kommission einen Bakschisch zahlen, damit sie die Einschätzung nicht zu hoch macht. Dieser Bakschisch, zur Steuer hinzugeschlagen, macht für die Bauern ein unbedingt mehrfaches des Zehnten aus. Der Vertrauensmann der Regierung (des Generalgouverneurs, Gouverneurs und so

weiter und ihrer Helfershelfer), ist oft ein Armenier, der gleichzeitig Aufkäufer des Getreides ist. Er hat mit den von den Bezirken in der Wilajetsverwaltung gewählten Mitgliedern eben jenes „Rates der Greise" zu verhandeln. Die Mitglieder dieses *Ihtiar metschlessi* — die auch in der Provinzialverwaltung sitzen — sind durchweg aus den wohlhabendsten, einflußreicheren größeren Grundbesitzern gewählt. Sie sind den hohen Beamten unentbehrlich, als Geldquelle in Tagen der Not, als gelegentliche Verteidiger gegen Anklagen in Stambul. Diese Großgrundbesitzer schätzen nun sich gegenseitig niedrig ein, und die Regierungsbeamten stimmen, um ihre eigenen „Reserven" zu schonen, dem bei; die kleinen Bauern werden geschröpft. Dieses Schröpfen geschieht auf die verschiedenste Weise; alle Versuche, den endlosen Klagen durch Änderung der Methode abzuhelfen, helfen nichts — man weiß stets die Sache so zu drehen, daß die Bauern bluten müssen.

Um verständlich zu sein, will ich meine Beispiele in Zahlen, natürlich ganz beliebig angenommen, geben. Wie ich schon sagte, die Einschätzung geschieht auf dem Halm, die Steuer wird nach der Ernte in Natura oder in Geld gezahlt.

Nehmen wir nun an, das Ergebnis der Ernte würde auf 100 Zentner (Gerste, Weizen, Mais, Reis, Baumwolle und so weiter) eingeschätzt, davon hätte der Bauer 10 Zentner abzuliefern. Die Einschätzungskommission weiß ganz genau, daß soviel nicht geerntet wird. Hat sie leidlich günstig für den Bauern eingeschätzt, so habe ich erlebt, daß nach einem ausgiebigen Regen die Bauern gerufen werden, und die Maisernte sofort bedeutend höher nachträglich geschätzt wurde! Das wirkliche Ergebnis sei 75 Zentner. Unweigerlich muß der Bauer 10 Zentner abliefern.

Es ist Geldablösung vorgesehen. Die Ernte sei wieder auf 100 Zentner geschätzt, 10 Zentner sind abzuliefern, sagen wir zu 5 Mark der Zentner. Diese 50 Mark muß er bezahlen, und wenn der Zentner auch nur die Hälfte kostet und der Ertrag der Ernte die Hälfte ist.

Bei Naturallieferung wird der Preis des Kornes vor der Ernte sehr hoch angesetzt, der Bauer muß also Korn geben, (ich bleibe immer im obigen Beispiele), für das beim Verkauf (der Käufer ist der erwähnte Armenier) 50 Mark gelöst werden. Nach der Ernte bietet der Käufer 3 Mark für den Zentner — der Bauer muß also um so viel mehr Getreide abliefern, bis beim Preise von 3 Mark anstatt 5 Mark die 50 Mark beim Verkaufe herauskommen.

Um diesen Mißbräuchen abzuhelfen, wurde den Bauern das Recht eingeräumt, das Getreide zu dem niedriger gebotenen Preise selbst zurückzukaufen — sie hätten also nun ihr weit den Zehnten übersteigendes Kornquantum zurückkaufen können zu 3 Mark, es anderweitig besser verkaufen und aus dem Erlöse die Steuer in Geld erlegen können. Nun wird die Sache anders gemacht. Die Einschätzung auf dem Halm wird wie gewöhnlich, jedenfalls der Menge nach,

bestimmt zu hoch gemacht. Nach der Ernte wird das Korn zu einem phantastischen Preise taxiert, so daß der Bauer statt 100 Mark 200 Mark zu zahlen hätte. Will er jetzt in Natura liefern, so wird ihm aus dem Recht zu kaufen eine Verpflichtung zum Kaufen zugeschoben. Wollen die Bauern nun nicht zahlen und bestehen darauf, in Natura zu liefern, so werden sie verhaftet. Wie oft habe ich mit angesehen und angehört, daß Bauern — während der Zeit der Herbstbestellung, zur Zeit der Mais- und Buchweizenernte — aus dem Gefängnis vor die Beamten geführt wurden: „Wollt Ihr bezahlen?!" „Herr, bei Allah, wir können nicht!" „Zurück ins Gefängnis!" Bei einer solchen Gelegenheit hatte ich große Mühe meine jungen Türken von tätlichem Eingreifen abzuhalten. So saßen die Bauern 8, 10, 12, 14 Tage und länger im Gefängnis — um sie zu zwingen, eine Steuersumme zu bezahlen, die weit den Wert des Zehnten überstieg. War nun irgend ein Grund vorhanden, daß dem Beamten die Sache langweilig wurde, daß er sah, die Bauern geben doch nicht nach — dann wurden sie entlassen. Nun kam ein, natürlich mit dem betreffenden Beamten Hand in Hand arbeitender, Armenier und kaufte das Korn zu einem so niedrigen Preise von der Regierung, „da (angeblich trotz Versteigerung, bei der niemand zu bieten wagte) ein höherer Preis nicht zu erzielen war", daß er beim Wiederverkauf den für den Beamten nötigen Bakschisch neben einem eigenen großen Gewinn einheimste.

Wie oft habe ich all' dies selbst miterlebt, wie oft mit Beamten darüber gesprochen! „*Ne japalim* — was soll man tun?" war meist ihre Antwort, ein ehrlicher Zorn war selten. Wie oft habe ich abends am Kamin auf den Dörfern mit den Bauern gesprochen! So kehrt es wieder *(mutatis mutandis)*, mit allen Steuern — und es gibt nichts, was nicht von Steuer getroffen wird, bis zum Rebstock, den sich ein ahnungsloser Bauer an die Laube vor seinem Hause pflanzt!

Aber mit diesen ungesetzmäßig eingehobenen gesetzmäßigen Steuern ist die Sache lange nicht erledigt! Fast alle Beamten, die dienstlich reisen, beanspruchen mit den sie begleitenden Gendarmen von der Bevölkerung des Ortes, des Dorfes, die sie mit ihrer Anwesenheit beglücken, freie Verpflegung. Was sich der Bauer selbst nicht leistet, muß er den Beamten geben: er muß einen Hammel, Hühner, Truthühner schlachten, die Eier, die saure Milch, das Gebäck, die Beurecks, Blätterteige, die zu jeder türkischen Mahlzeit gehören, und die zahllosen *Kawés* (Kaffee) liefern. Mir zeigten Dorfälteste das Verzeichnis dessen, was das Dorf an solchen Extraleistungen gegeben hatte — es betrug oft das gleiche und mehr, wie die Steuern!

Aber auch damit ist es noch nicht genug. Von den Steuern bleibt nichts, aber auch gar nichts in der Provinz, das Palais früher, jetzt die Hauptstadt verschlingt alles. Nun soll eine Schule, ein Militärdepot, ein Krankenhaus, ein neues *Hükümet* (ein Regierungsgebäude), eine Moschee oder, zum Thronbesteigungs-

tage, ein Brunnen gebaut werden — man muß in die Hauptstadt melden, daß „*Padischahimis saïnde*“, unter den Auspicien unseres Padischah, die dankbare, glückliche Bevölkerung freiwillig diese Bauten ausführt. Da wird einfach jedem Dorfältesten auferlegt: Du mußt so und soviel in Deinem Dorf aufbringen!

Ein neuer Oberbeamter, Generalgouverneur, Gouverneuer muß ein Empfangsgeschenk haben — der gleiche Weg. Allerdings sind es in diesem Falle meist die größeren, wohlhabenderen Grundbesitzer, die in die Tasche greifen müssen. Es ist leicht auszurechnen, daß es nicht übertrieben ist, wenn die Bauern mir versicherten, sie zahlten 70—80 Prozent ihrer Ernte statt des Zehnten. Wie schon erwähnt, bleibt von den Steuern nichts in der Provinz, außer den Gehältern der Beamten. Stambul forderte und, wie ich weiß, fordert noch heute, ohne jede Rücksicht auf Termine und ohne zu fragen, ob die Steuern fällig sind. Der Generalgouverneur muß Geld schaffen.

Diese Dinge sind so grotesk, dabei aber alltäglich, daß ich eine der vielen selbsterlebten Szenen schildern will. Ich übertreibe nicht, daß während der zwei Winter, die ich im Innern Kleinasiens verlebt habe, in der Wilajetshauptstadt sich Szenen, wie die gleich zu beschreibende, wenigstens wöchentlich, zeitweise fast täglich wiederholten. Wie darunter alle andern Verwaltungsgeschäfte leiden, wird man leicht einsehen.

Also ich komme in Angora an, nach einer sechstägigen Reise zu Pferde. Nach oberflächiger Reinigung begebe ich mich ins Regierungsgebäude, um dem Wali meinen Besuch zu machen. Er ist nicht da; der Türsteher sagt: „Seine Exzellenz der Wali Pascha ist auf dem Telegraphenamt“. Ich bin sofort vollständig im Bilde. Auf dem Telegraphenamt finde ich den Wali mit allen höchsten Beamten rauchend und Kaffee trinkend. Nach den üblichen Begrüßungen, Fragen und Antworten erkundige ich mich nicht etwa, weshalb denn die ganze hohe Regierung nicht in den Amtszimmern des *Hükümet*, sondern auf dem Telegraphenamt versammelt ist, sondern ich frage den Wali geradezu: „Verlangt Stambul viel Geld von Eurer Exzellenz?“

„Ja, bis heute abend 5000 Pfund. Heute früh ist ein Telegramm gekommen, daß wir bis heute Abend 5000 Pfund an die Kasse (Landwirtschaftliche oder Ottomanbank, oder *Dette publique*) zu zahlen haben, die telegraphisch dem Palais zu überweisen sind.“ — „Was haben Sie geantwortet?“ — „Wir haben kein Geld.“ — „Und welche Antwort haben Sie bekommen?“ — „Wenn das Geld bis heute Abend nicht angewiesen wird, werde ich (der Wali der Defterdar, höchster Finanzbeamter) abgesetzt.“ —

Auf dem Telegraphenamt sitzt nun der Beamte am Apparat und telegraphiert nach den Anweisungen des Defterdar an die Bezirke; die Summe wird auf die Sandschaks, von diesen auf die Kaimakamliks, von diesen auf die Müdirliks — immer kleinere Bezirke, soweit der Telegraph geht, verteilt. Die Unterhaltung

ist stereotyp die oben wiedergegebene. „Das Palais will Geld, Ihr müßt bis heute abend 500 Pfund liefern". Das Sandschak telegraphiert zurück: es ist uns unmöglich. Die Antwort lautet: Dann werden Sie abgesetzt; und so geht die Kette fort nach unten. Die ganze hohe Regierung bringt den ganzen Tag auf dem Telegraphenamt zu, drängt nach unten und wird von oben gedrängt, empfängt Meldungen, wieviel Geld man hat auftreiben können, meldet nach Stambul, wieviel Geld eingegangen ist, daß es unmöglich ist, die ganze Summe zu beschaffen. Schließlich wird dem Wali für heute ein Teil der Summe erlassen — um morgen außer den fehlenden x Lire noch so und so viele Tausende zu fordern. Manchmal aber besteht das Palais auf Zahlung der geforderten Summe. Nun werden alle Quellen angezapft. Alle besonderen Provinzialkassen, die Wegebaukassen, Schulkassen, die Kassen der landwirtschaftlichen Bank leeren gegen Gutscheine der Regierung ihren Bestand und behalten als Aktiva auf ewige Zeiten diese Gutscheine.

Da haben die armen Bauern und Fuhrleute gut klagen: wir zahlen das Wegegeld — aber wir haben keine Straßen! Auf diese Weise wird die stets in Schwierigkeiten lebende landwirtschaftliche Bank, die geschaffen wurde, um den Bauern zu helfen, die größte und gefährlichste Wuchrerin für die Bauern.

In diesen Fällen muß der Wali selbst, oder der Gouverneur, oder sonst ein Beamter, dem sein Posten lieb und „w e r t" ist, mit seinen Ersparnissen herausrücken. Jeder dieser Herren hat in gemünztem Geld stets größere Summen liegen, die er nun seinerseits vorschießt; daß er sie wieder bekommt, dafür sorgt er selbst und der Defterdar; denn diese Fonds brauchen sie unbedingt zur Sicherung ihrer Stellung in ähnlichen Fällen, und um die nötigen Bakschische für die Beschützer in Stambul zu haben.

Oder aber es treten nun armenische und griechische Kaufleute mit „Zwangsanleihen" in die Bresche, die aber auch mehr oder minder zurückgezahlt werden müssen, damit diese Geldgeber nicht in ähnlichen Fällen in Zukunft versagen. Ebenso werden die Mitglieder der Provinzialverwaltung, jene erwähnten größeren Grundbesitzer des *kthiar metschlessi* in solchen Fällen herangeholt; man kann sie fast als „Provinz-Reserooire" bezeichnen. Ist ihnen dieser Wali lieber, als ein anderer, sagen sie sich, es kann noch viel schlimmer kommen, so strecken sie die nötigen Gelder vor. Bei der nächsten Steuerveranlagung sorgen sie dafür, daß sie milde behandelt werden; und bei den „konkurrenzlosen" Getreideversteigerungen gelingt es ihnen, die Lücken wieder auszufüllen.

Wird die Wirtschaft eines Beamten gar zu unerträglich, so raffen sich manchmal angesehene Bauern auf, um sich persönlich in Abordnung nach Stambul zu begeben, um dem Padischah ihre Klage vorzutragen. Zunächst ist schon die Vorbereitung zu diesem Schritt sehr gefährlich. Dringt das geringste darüber an die Öffentlichkeit, so wird eine Verschwörung gegen die Regierung konstruiert

oder es wird — da auch im Lande selbst strenge Paßvorschriften bestehen, einfach die Abreise verhindert. Gelingt es der — hierfür mit nicht unbedeutenden Bestechungsmitteln selbstverständlich ausgerüsteten Abordnung — Gehör zu finden, wohl meistens durch einen Gegner des hohen Beamten im Palais, so ist damit die Gefahr nicht beendet. Gelingt es den Bauern nicht, sofort die Absetzung des Beamten zu erlangen, wird eine Untersuchungskommission eingesetzt und entsandt, so wird in der Mehrzahl der Fälle ihre Lage sehr schwierig. Mit wenigen Ausnahmen wird es nur darauf ankommen, wer mehr Geld geben kann, die Bauern oder der hohe Beamte. Ich habe nicht erlebt, daß eine Kommission rein sachlich vorging. Treffen der Einfluß der Gegner des hohen Beamten im Palais und die Zahlungsfähigkeit der Bauern zusammen, so wird der Beamte abgesetzt — meist ohne großen Schaden. Seine „Reserven" erlauben ihm, in Stambul wieder Gönner zu finden, und es ist nicht selten, daß er die Treppe hinauffällt. Das war zum Beispiel der Fall mit dem Minister des Innern, Memduh Pascha, dessen Erpressungstalent selbst in diesem Unglück gewohnten Lande etwas Legendäres hatte. Obgleich dieser Mann von niemandem ein Schriftstück annahm, wenn nicht gleichzeitig ein barer Bakschisch — oft lächerlich kleine Beträge — mitgegeben wurde, eine Übung, die er auch als Minister fortgesetzt hat, obgleich von jedem seiner Ämter die schwersten Klagen über ihn einliefen, war er doch Minister Abdul Hamids geworden, blieb es jahrelang. Ich habe die Genugtuung gehabt, ihm zu sagen, wie ich über ihn dachte — ohne jeden Nutzen für die Sache, aber auch ohne jede Folge für mich. Als ich ihm die Schwierigkeiten und die Not im Innern — meine Bauten und Einrichtungen betreffend — darlegte, meinte er, es sei die mangelnde Intelligenz der Bevölkerung daran schuld. Ich erwiderte ihm: „Nein, Exzellenz, Ihre schlechte Amtsführung ist schuld." „Sie meinen?" „Ja, ich meine!" Damit war die Sache erledigt.

Gelingt es aber dem Beamten, und Memduh ist es oft geglückt, sowohl im Palais als auch in der Kommission klingende Beweise seiner Unschuld und Tüchtigkeit anzubringen, so wird ein geradezu schamloses Spiel mit der Justiz getrieben. Die Mitglieder der Abordnung und die Unterzeichner der Bittschrift werden nach der Provinzhauptstadt zur Verhandlung vorgeladen. Man ruft sie zu einer Zeit, wo sie wegen ihrer Feldarbeiten oder wegen der Ernte fast unabkömmlich sind. Sie melden sich auf dem *Hükümet*, werden sehr freundlich empfangen und der Beginn der Verhandlung wird für „demnächst" in Aussicht gestellt. Die Bauern warten eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen, zehren von ihren mitgebrachten Vorräten und ihren geringen Ersparnissen, stets in dem Bewußtsein, daß ihre Abwesenheit von zu Hause schweren Schaden bringt. Wenn sie aufs *Hükümet* gehen, um zu fragen, wann die Verhandlungen beginnen, wird man immer unhöflicher, sie sollen warten, man hat andere Dinge zu tun; sie haben ja geklagt, da müssen sie die Sache auch durchfechten.

Wohl den Bauern, wenn es durch irgend einen wohlwollenden Beamten gelingt, einen Vergleich herbeizuführen — sie ziehen geschädigt nach Wochen nach Hause und die Geschichte schläft ein. Die Kommission meldet im Palais, daß unter den Auspizien des Padischah alles geregelt ist, daß Mißverständnisse, Aufhetzung vorlag, und daß die glückliche und zufriedene Bevölkerung für ein langes Leben des Padischah betet.

Oft aber sind die Leute schließlich durch die Not, die bringende Arbeit auf ihren Feldern, durch beunruhigende Nachrichten über das Drängen der Steuereintreiber im Dorfe so mürbe, daß sie alles über sich ergehen lassen. Ich habe erlebt, daß wenn eine feierliche Gerichtsverhandlung anberaumt wurde, nun die — vorher bearbeiteten — Leute erklärten, alle ihre Angaben seien unwahr. Natürlich war ihnen gesagt worden, damit sei die Sache erledigt. Sie unterzeichneten mit ihrem *Mühür* (Siegel) das Protokoll — und nun erhob der zuständige Beamte gegen sie Anklage wegen Verleumdung und sie wurden eingekerkert. Resigniert, nicht entfernt mit der Empörung, die in unser einem kochte beim Erleben und Anhören, sprachen solche Bauern mit mir über die „Gerechtigkeit". Hohe Beamte, die das Gute wollten, und wohlhabende Grundbesitzer, die über dieses Elend seufzten, haben mir wiederholt gesagt: Kämen wir doch unter europäische Kontrolle — von uns aus können wir diesen Zustand nicht bessern — wie gut haben es die Ägypter!

Ich könnte die Mitteilung ähnlicher Erlebnisse, die teilweise etwas grotesk-anekdotisches haben, noch lange fortsetzen. Aber ich muß noch auf eine andere Quelle der Mißbräuche eingehen, die uns Europäern ganz unfaßlich erscheint.

Es ist bekannt, daß in den meisten Provinzen, und vor allem in der Hauptstadt, die Beamten ihr Gehalt niemals zur rechten Zeit und niemals für alle Monate im Jahre bekommen. Unter Sultan Abdul Hamid und von jeher war es so, und wenn es vorübergehend besser war, so wird man grundsätzlich, gewohnheitsmäßig bei dieser alten Sitte bleiben. In der Hauptstadt wurden meist sechs bis sieben, manchmal auch nur fünf Monatsgehalte gezahlt. Alles, was zum Militär im weitesten Sinne gehört, bekommt „Taïns", Lieferungen in Fleisch, Reis, Brot, Butter, Gerste, Stroh. — Diese nicht ausgezahlten Gehalte können nun durch Anweisungen auf die Provinzkassen durch sogenannte „*Hawalès*" eingezogen werden. Ebenso werden Lieferungen für die Regierung häufig durch *Hawalès* bezahlt.

Nehmen wir an, ein Hauptmann habe von drei Jahren fünfzehn Monate rückständigen Gehalt zu fordern; ein Hauptmann bekommt 75 Mark, er erhält also für 1125 Mark rückständigen Gehalt Anweisungen, etwa auf Bagdad. Es ist ja nun ganz ausgeschlossen, aus allen, dienstlichen, finanziellen Gründen, daß der Hauptmann nach Bagdad reist, um dort 1125 Mark einzuziehen. Die Reise würde mehr kosten. Und wäre er in Bagdad, so könnte er lange

warten, länger als seine Forderung Wert hat, bis er — vielleicht doch kein Geld kriegte. Also wird er gerne geneigt sein, mit „etwas“ Verlust gegen Bargeld seine Forderung in Stambul zu verkaufen. Solche Käufer sind nun vorhanden. Sie sind Vertrauensmänner der Minister, der Finanzbeamten, meistens *Saráfs*, Geldwechsler, Armenier. Sie kaufen die *Hawalés*, je nach der Provinz und nach den Zahlungsaussichten für 15—25 Prozent, sagen wir für 20 Prozent im Durchschnitt auf. Der *Saráf* bildet mit Beamten des Kriegsministeriums, des Finanzministeriums, mit Beamten und Agenten in der Provinz eine „stille Genossenschaft“. Diese Leute kaufen Hunderttausende solcher *Hawalés* auf. In der Provinz, auf die diese *Hawalés* lauten, müssen natürlich der Generalgouverneur und der höchste Finanzbeamte zur Genossenschaft gehören; die *Hawalés* werden vollwertig ausbezahlt und von den 80 Prozent Reingewinn erhält jedes Mitglied dieser bestimmt nicht eingetragenen Genossenschaft ihre Prozente. Es ist dies vielleicht eine der reichlichst fließenden Quellen der Bereicherung, ohne daß jemand stiehlt.

Ähnlich ist es bei Lieferungen. Von vorneherein sind die Preise so gestellt, daß 200—300 Prozent auf diese Art der „Geschäftsunkosten“ aufgeschlagen werden. So waren zum Beispiel die Preise für chirurgische Instrumente, für die damals eine (nicht deutsche) Firma das Monopol durch Bakschisch im Palais erhalten hatte, 200—300 Prozent und mehr höher bei Lieferungen an die Regierung, als der Einzelpreis im Kataloge für den Kleinhandel angegeben war! Durch Vermittlung der Deutschen Botschaft (damals des Fürsten Radolin) erlangte ich einen Kaiserlichen Befehl (*Iradé*), daß die Lieferungen für meine elf Krankenhäuser in Kleinasien durch Ausschreibung zu vergeben seien. Mehrere Male verschwanden meine darauf hinzielenden Berichte im Ministerium — bis mir schließlich ein höherer Beamter privatim lachend sagte: Glauben Sie, wir lassen uns durch Sie das Geschäft verderben? Bestellen Sie ohne Ausschreibung was und wo Sie wollen, wir bezahlen — aber bestehen Sie nicht auf Ausschreibung!

Bei den Lieferungen, die dann durch *Hawalés* in der Provinz bezahlt werden, wird natürlich der Preis zwischen dem betreffenden Beamten und dem Lieferanten so festgesetzt, daß der abschließende Beamte, ferner die zahlende Kasse ihre nicht zu geringen Prozente — wohl nie unter 25—30 Prozent — erhalten; auch der zahlende Beamte in der Provinz muß dabei mit seinen Hintermännern berücksichtigt werden; der Lieferant muß trotzdem und überdies noch einen verhältnismäßigen hohen Risiko-Koeffizienten dafür in Rechnung setzen, wann er sein Geld bekommt — das dauert oft Jahre!

Wie hoch diese Beträge sind, kann man daraus ermessen, daß ein Defterdar bei vielleicht 600 Mark monatlichem Gehalt im Laufe von zwei Jahren — 120000 Mark Ersparnisse auf die Bank hatte legen können. Da bar aus den

Kassen nicht oder selten gestohlen wird — die Dummheit wird in solchen Fällen bestraft — muß der Hauptanteil dieser Ersparnisse durch *Hawalés* und Steuererpressungen gemacht sein.

Eine Folge dieser Bakschischwirtschaft, die in alle Kreise und ins Volk selbst sich eingefressen hat, ist der Mangel, ja die Unmöglichkeit jeder Industrie, jeder Anlage. Der Bauer wird schon darauf hingewiesen, falls eine Fabrik irgendwo errichtet wird, unter irgend einem Vorwande — der Rauch belästigt ihn — einen Prozeß anzustrengen. Ehe es dazu kommt, fragt der Unternehmer sofort nach dem Preise — denn ein Prozeß, der zunächst eine Einstellung der Arbeit zur Folge hat, ist gar nicht zu führen. Solche leichte Einnahmequelle reizt und macht Schule. Für Konzessionen für Bergwerke, Fabriken, Dampferlinien und so weiter sind im Palais Bakschische zu zahlen, die von vornherein die Rentabilität der Unternehmungen unmöglich machen. Wie lähmend das auf die Entwicklung des Landes wirkt, ist leicht zu ermessen. Ein Beispiel: Jeder Türke und türkische Untertan trägt einen Fez; einer der Hauptausfuhrartikel Kleinasiens ist Wolle — alle Fez werden im Auslande, meistens in Österreich fabriziert.

Wie weit dieser Bakschischbegriff als etwas Selbstverständliches ins Volksbewußtsein gedrungen ist, zeigt eine tragisch-komische Erfahrung. Die Bauern, die auf Befehl des Sultans auf seinen riesigen Privatdomänen angesiedelt wurden, erhielten Land, Haus, Geräte, Vieh umsonst oder so gut wie umsonst. Ihre erste Frage war: wie viel Tagelohn sie bekämen. Die Regierung ist dazu da, den Menschen zu ernähren — das ist Bakschisch-Psychologie.

Zu dieser, meinem Empfinden nach unheilbaren, ethischen Begriffsverwirrung kommt nun als zweiter, vielleicht noch schwererer Schaden der physische Niedergang der Bevölkerung Kleinasiens.

Briefe von einer Weltreise.

Von Richard Huldschiner.

Äquator, 15. Januar 1913.

Der Winter liegt lang schon hinter uns. In der Nordsee und noch im Kanal wollte er uns zum Abschied zausen. Aber in Lissabon strahlte helle Sonne, in Tanger leuchteten die Häuser weiß und grell gegen den blauen Himmel, in Neapel herrschte in den engbrüstigen Straßen ein lärmendes, frohes Frühjahrsgetriebe — es war gerade Neujahrstag — dann fuhren wir durch die Meerenge von Messina und sahen zur Linken wie zur Rechten im Glanz eines sonnigen Morgens das Bild der Verwüstung, die Häuserfassaden noch aufrecht erhält, während die Mauern dahinter in Schutt gesunken sind. Und die grauen Wellblechdächer der Notbaracken zwischen all dem Weiß und dem smaragdenen Grün

der kleinen Wiesen in den Bergfalten predigen vergebens von Vergänglichkeit und Tod.

Die Sonne ist uns treu geblieben, aber das Grün ist versunken. Das Land, durch das der Suez-Kanal gegraben ist, dehnte sich hellgelb vom Wüstensand ins Endlose, die Berge des Golf standen braunviolett, Kette hinter Kette, das Zackengewirr des Sinaï leuchtete rot in der Abendsonne, im Roten Meer schwanden die Ufer im Dunst der Ferne, und Aden (die Engländer sagen „Eden“, aber das Paradies ist es nicht, wahrlich nicht), Aden öffnete seine Bucht. Da stehen dolomitartige, zerschrundete Berge, und zu ihren Füßen ist lockerer, brauner Sand, der das Gehen lautlos macht und das Atmen schwer. Und zehn kümmerliche Bäumchen um das Standbild der Königin Viktoria kämpfen einen schweren Kampf gegen Sonnenglut und Durst der Wüste.

Dann stand im Süden die Somali-Küste, bewohnt von einem räuberischen, starken Volk, das die Schiffbrüchigen massakriert und auffrißt, und in der kurzen Abenddämmerung lag der verblüffend naturwahre Löwenkopf des Kaps Guardafui ruhend auf der gelben Pranke von Sand, ein Mal von so überzeugender Wucht, daß es mir jetzt noch immer vor den Augen steht, obwohl wir heute schon den Äquator hinter uns lassen. Morgen sind wir in Mombassa, einen Tag danach in Deutsch-Ostafrika, das ich aus den Erzählungen der Beamten und Pflanzer, die wir an Bord haben, in seinen Grundstimmungen schon zu erkennen glaube.

Da ist einer — ein ruhiger, nichts weniger als ausschweifender Mann — der den Liebes- oder sagen wir besser: Geschlechtsverhältnissen zwischen Weißen und Schwarzen ein besonderes Studium gewidmet hat. Er erklärt: Der unverheiratete Europäer wird über kurz oder lang ein schwarzes Mädchen (*máme* oder *bibi* genannt) zu sich nehmen müssen, da er sonst in den Verdacht kommt, entweder „das Lager mit sich selber zu teilen“ oder junge hübsche *Boys* zu halten. Das unlegitime Miteinanderhausen von Weiß und Schwarz aber ist in den Augen selbst der weißen Frauen draußen durchaus legitimiert. Man redet nicht davon, nimmt es aber als nun einmal gegeben anstandslos hin, um so mehr als die *bibi* — bleiben wir der Einfachheit halber bei dieser Bezeichnung — ihr eigenes Häuschen hat und für ihre Kost selber sorgt. Von ihren Stammesgenossen ist sie geachtet als die, die dem Herrn am nächsten ist, europäisiert darf sie nicht werden, Kinder bekommt sie nur ganz ausnahmsweise, eine europäische Ehe mit ihr einzugehen, wäre das allerletzte, woran ein Weißer denken dürfte, und müßte mit gesellschaftlicher und geschäftlicher Acht bestraft werden. Denn die Verbindung, die der Weiße mit der Schwarzen eingeht, soll das bleiben, was sie ist: ein Zusammenleben auf Kündigung, entsprechend dem ungeheuern und zunächst noch völlig unüberbrückbaren kulturellen Abstand der Rassen.

Dieser mein Gewährsmann — und fast alle, mit denen ich hier an Bord

darüber sprach, stimmen mit ihm überein — spricht von den schwarzen Frauen nicht als von halben Gorillaweibchen. Aber er verweist sie auf den Platz, der einer auf tiefer Stufe menschlicher Entwicklungsreihen Stehenden zukommt. Damit sind auch die Bestrebungen der Mission, die auf eine Legitimierung dieser Konkubinate durch die Ehe gerichtet sind, durchaus abgelehnt.

Als Rassentheoretiker wird man den skizzierten Anschauungen rückhaltlos beipflichten können. Solange nicht jeder Europäer drüben sein Huhn im Topfe hat — ich bitte um Entschuldigung — ich wollte sagen: verheiratet ist, wird das Zusammenleben von Schwarz und Weiß in den gegebenen Formen weder göttliches noch menschliches Recht verletzen, denn das Ideal: Keuschheit bis zur Ehe auch für den Mann, ist, so sehr auch der Arzt es verwirklicht sehen möchte, weder von heute auf morgen noch auf übermorgen schon zur Tat zu machen.

Aber man spricht an Bord auch von anderen Dingen, von den schwierigen Arbeiterverhältnissen, von der Leutenot in den Kolonien, und von der Gefahr der Überschwemmung zumal der Küstenstädte durch die Goanesen, die aus Goa stammenden Inder, die den Kleinhandel an sich gerissen haben und konkurrenzlos bleiben, weil ihre Lebensbedürfnisse so geringe sind, daß sie billiger verkaufen können als der Europäer.

Man spricht von der Schönheit des Landes, von der Freiheit des Pflanzers, man spricht vom Fieber, das man entweder durch beständige Chininaufnahme von sich fern hält oder mit dem man sich eben abgefunden hat wie mit vielen andern Dingen, die in den besondern Verhältnissen der Tropen begründet sind. Sentimentalität in irgendeiner Form steht in den Kolonien nicht hoch im Preise. Damit ist aber nicht gesagt, daß Roheit als Kraft gewertet würde. Gegen die lediglich als „Schneid" in die Erscheinung tretende Form der Autoritäts-Bekundung verhält man sich daher durchaus ablehnend, und es hat den Anschein, als ob auch in der Behandlung der Schwarzen nun der richtige Weg gefunden sei.

Alle diese Leute gehen mit Freuden in die Kolonie zurück. In den paar Monaten, die sie daheim verbringen konnten, haben sie wieder genug von Deutschland bekommen. Und die Neulinge, die zum erstenmal hinausgehn, tun es mit Neugier und frohen Hoffnungen.

Wir sind am Äquator, bei warmem, aber nicht unangenehmem Wetter. Der übliche Taufrummel ist auf die Passagiere der zweiten Klasse, Unteroffiziere der Schutztruppe, Handwerker, subalterne Veterinäre, beschränkt, die die Sache nicht missen wollen, nachdem den Mannschaften des Dampfers jede derartige Veranstaltung vom Kapitän verboten war. Denn morgen sind wir ja in Mombassa, wo es zu löschen und zu laden gibt, und wenn heute offiziell getauft würde, dann würde auch offiziell getrunken werden, was der Arbeit im Hafen nicht förderlich ist.

Nachts steht man lang an Deck. Der Nordstern ist unter den Horizont gesunken, der Orion leuchtet hoch im Zenit, alle uns aus der Heimat vertrauten Sternbilder scheinen sich auf den Kopf gestellt zu haben, das „Kreuz des Südens" funkelt in einem schwachen Licht und enttäuscht unsere Erwartungen. Aber das Meer hat die Feuerwerkerei selbst übernommen. Am Bug des Dampfers rauscht eine grünlich leuchtende Welle auf, die vieleckige Sterne zur Höhe sprüht, an den Flanken fließt das phosphoreszierende Wasser geisterhaft ab und hinter uns ziehen sich die schimmernden Streifen hinaus in die endlose, im Dunst des Horizonts verdämmernde Meerwüste. Selbst ein riesiger Hai, der sich auf das Schiff stürzt, als ob er es entern wollte, dann aber kopfüber zur Tiefe geht, leuchtet grünlich im grünlichen Wasser.

Wir haben viele Wellen und viel gelbsandige Wüste gesehen. Morgen werden Palmen winken.

Aigner Lebenslauf von mir Johann Georg Löchl, Kayserlichem Raths- und Leib-Medico beschrieben zu müssigen Stundten zu Frankfurth am Mayn, derweilen ich nach Abreis Ihrer kayserlichen May. bey Ihro May. der Kayserin noch zurückverbliben muste. Anno 1743 angefangen den 17. May.

Mein Bruder nachdem er ein Jahr alhier *poscirt* und inne wurde, daß in dem Reichs-Gotteshaus *Ottobayern* ein *Novice* sollte aufgenommen werden schrieb er dahin und hielt abermal an und er wurde auch aufgenommen. Er trat daher seine Reise dorthin an und ging ins Kloster. Mein Vetter *Brix* aber dem es mit guter *Condition* wo er Zimmer, Kost und Bett hatte nicht recht glücken wolte, kehrte auch wieder zurück zu seinen Eltern nach *Insprugg*, alwo er die *Medicinam* gar *absolvirte* und alda auch *gradirete*, später auch in *Ottobayern* mein *Emaßor* wurde, wie gleich unten soll gemeldet werden.

Nachdem nun meine zwei Jahre albereits zu Ende gehen wollten, ich auch bishero die benötigten Gelder von den Christmännischen richtig erhalten, wollte es am Ende auch an diesen fehlen. Die nachstehende Begegenheit sollte die Ursache gewesen sein. Es hatte nämlich der Fürst von Kempten Baron von *Bodmann* einen *Proceß*, weil er seinen *Nepoten* Baron von *Falkenstein* Groß*decan* zu seinem *Coadjutorem* machen, wozu ihm auch verschiedene von dem *capitel*, so seine *Creaturen* waren, ihre *Vota* gegeben. Allein da es der andere *pretonirte* Teil so die Mehreren waren, merkten, daß die Sache auch schon wirklich *ad confirmationem Votorum* zu *Rom* kommen wollte, *protestirten* diese dagegen und fanden in *Rom* Gehör. Durch Herrn Baron von *Reichl* nachmaligen Fürsten, so sie be-

hin von Seiten des *Capitels* schickten, daher *addreßirte* sich der Fürst an den kaiserlichen Hof, so ihn auch aufs äußerste *portirte*, daher auch das *Capitel* gezwungen wurde an den kaiserlichen Hof ebenfals einige abzuschicken, weil der Fürst seinen Vetter Baron von *Bodmann* Hof *Marchal* bei ihm, an den Wiener Hof geschickt, welcher alda die *Causam* des Fürsten führte; sie schickten daher ihre *Seniores* Herrn Baron von *Schönberg* und Baron von *Lemlberg Capitulares*, so aber unverrichteter Sach wieder von Wien ab*marchiren* musten. Ich wartete sowohl dem Hof *Marchal* so mich sehr wohl gedulten mochte, als auch denen zwei Herrn *Capitularen*, da sie hinunter kammen, auf und lies mir beifallen, als künftiger Hochfürstlicher Leib-*Medicus*, daß ich nicht allein den Fürsten, sondern auch das sämmtliche hochedeln *Capitel* und Hof-*Cavaliers* werde zu bedienen haben. Daß es dann auch meine Schuldigkeit und Höflichkeit erfordere einem wie dem andern aufzuwarten. Allein weil der Fürst wuste und es ihm auch Baron *Bodmann* ohne Zweifel wird geschrieben haben, daß er mir alles erzählte von dieser *affair*, so machte ich mich sehr *peet* und *odios* sowohl bei Herrn Baron von *Bodmann* als auch bei Sr. Hochf. Gnaden, als sie vernahmen, daß ich öfter zu den zwei *Capitular* Herren hingegangen und mit ihnen gespeist hatte. Darum auch zweifelten sie nicht ich würde ihnen all dasjenige was ich von Herrn Hof *Marchall* in dieser *affaire* wuste |:denn er sagte mir alles, da ich beständig bei ihm war:| diesen zwei *Capitular*herren *communiciret* haben; allein sie irrten sich, da die Herrn erstlich nichts zu wissen von mir verlangten, andererseits es auch nicht meine *intention* war ihnen vieles zuzuschwätzen, sondern *pur* allein nur in der Zukunft gnädige *Patrone* zu machen. Wahr ist es zwar, daß sie mich gewarnt von dieser *Partie* abzustehen, aus Ursache weil alle *Creaturen* des Fürsten |:wenn der *Proceß* verlieren sollte wie keine andere Hoffnung war:| werden bei einer anderen Regierung in Ungnade kommen und abgeschaft werden, worunter ich auch sein würde, wenn ich die Christmännische heiraten solte, und so wäre es mir auch ergangen. Indessen sei ihm wie ihm wolle, es mag nun diese oder eine andere Ursache gewesen sein, ich bekomm halt kein Geld mehr zu meiner *praesentation*. Ich schreibe an meine *amour* und ihre Eltern und sie gaben mir zur Antwort, ich sollte an Sr. Hochf. Gnaden oder an Herrn Baron von *Horben* schreiben, ich schrieb also an Sr. Hochf. Gnaden selbst, bekam aber keine Antwort, ich schrieb sodann an Herrn Baron von *Horben*, er gab mir zur Antwort, man könnte mir kein Geld mehr schicken, ich sollte sehen eine Reise zu machen mit einem *Resonty*. Ich schrieb ihm wieder, wie daß ich mich auf die schriftliche *Parola* und *Signatur* von Sr. Hochf. Gnaden verlassen wolle nach welcher mir die Leib *Medici*stelle solle verliehen werden, wenn ich zwei oder drei Jahre bei einem berühmten *Medico* mich wohl *practicirt* gemacht. Nun wäre dieses alles geschehen; oder ob man mir eine Ausstellung an meiner *Conduite* oder *Studio* machen könnte, ich wolle mich hier über

verantworten und einen glaubwürdigen *atestata* dagegen aufweisen. Allein sie konnten mir diesfals nichts ausstellen. Ich *resolvirte* mich daher weil ohnedem Herr Hof *Marechal* Baron von *Bodmann* nach hause reiste mit ihm nach *Kempten* zu gehen um zu sehen was den die Sache für eine Beschafenheit habe. Ich machte mich also auf die Reise und wir kamen auch *per Postum* im Winter bei der größten Kälte, glücklich in *Kempten* an. Ich machte alsbald Sr. Hochf. Gnaden meine Aufwartung um bald aus der Sache zu kommen. Sr. Hochf. Gnaden gaben mir zur Antwort: Es wäre ihm von gewissen *Ministern* vom Wiener Hof ein *Medicus recommandirt* worden. Weil nun dieser *Minister* ihm in seiner *affaire* sehr notwendig, so hätte er solche *recommandation* nicht abschlagen können. Er wolle aber mir mit guter *recommendation* an die Hand gehen woferne ich andererseits mein *Engagement* und *fortun* finden könnte. Ich bedankte mich für diese Gnade und gedachte bei mir, daß ich dennoch mein Glück ohne den Fürsten von *Kempten* finden wolle. Weil mir von dem mir übermachten Geld nichts gemeldet, war ich jederzeit der Meinung es hätte solches nicht die Christmanns sondern der Fürst hergegeben, allein nach der Hand *pretendirten* sie nach leicht zwanzig Jahren solches von mir und weil ich alle ihre Briefschaften womit ich sie hätte *convinciren* können *caßirt*, mußte ich den Christmanns noch über meine Gegenrechnung Zweihundert Gulden bezahlen.

Indessen da ich von dem Fürsten Abschied nahm und willens war wieder nach Wien zurückzugehen, lies ich mich zuvor in Christmannsschen Hause sehen, allein ich zeigte mich ganz kaltsinnig, meldete nur soviel, als daß mich wundernehme, warum Hochfürstlichen Gnaden mir ihr schriftlich eigenhändig Versprechen nicht gehalten. Ich sei also genötigt mein Glück weiter zu suchen, wie den auch andern Tags von *Kempten abmarchirte* auf *Krönnenbach* zu meinem Herrn Vetter *decant*. Ich erzählte ihm die ganze *affaire* warum ich von Wien hierher kommen. Er meldete mir daß bei dem Reichsgotteshause *Ottobayern* der dortige *Medicus* fortgekommen und wenn ich Lust hätte, wolle er mit mir herüber, weil es nur zwei Stunden von da. Er zweifele keines Weges ich würde aufgenommen werden, wenn ich Lust hätte alda zu bleiben. Es wäre ein reiches und schönes Kloster ich konnte sehr wohl stehen, da eine schöne *Vicinia*, wo ich meine *praxis* habe und wohl was verdienen könnte; hätte auch meinen Herrn Bruder darinnen, so von Wien herauf dahinein gegangen; auch mein Bruder Pfarrherr in *Egg*, so nur drei Stund davon und auch ein Pfarrer von *Ottobayern* ist; sollte ich also als der dritte Bruder auch unter diesem Gotteshause zu dienen nicht ausschlagen. Er selbst, wäre nur zwei Stund entlegen, hätte auch so dann die *Consolation* mich in der Nähe bei ihm zu wissen und was noch mehr derlei *Motiva* waren brachte er herbei.

Ich *resolvirte* mich dann wenigstens diesen Ort und meinen Herrn Bruder *Fraterem Albertum* zu sehen |: denn er war dazumalen noch nicht *Pater*: | und so-

dann wan es mir alda nicht wohl gefallete über *Egg* zu meinem Herrn Bruder wiederum nach Wien zu gehen. Daher ging ich mit meinem Herrn Vetter und machte Herrn Reichs-*Prelaten* meine Aufwartung und ich nebst meinem Herrn Vetter erzählte ihm meine ganze *affaire* und daß ich wieder nach Wien gehen wollte, weil alda mein Glück wohl zu machen wufte. Ich *discurrirte* dergestalt von ein und anderem so wohl und gut, daß Herr *Prelat* sonderbares *plaisir* und Gefallen so wohl an meiner *attraiten Person* als *discurs* hatten. Herr *Prelat* ersuchte mich ich möchte mich noch ein und andern Tag hier aufhalten. Indessen wurde auch mein Herr Bruder Pfarrherr von *Egg* hierher berufen. Der Herr *Prelat* lies auch Herrn *Patrem Priorem* und noch ein und anderen *Patrem* aus dem *Convent* in seine *Prelatur* zum Speissen rufen. Um glaubwürdig zu sehen, wie ihm der *doctor Löchl* gefallete. Wir waren also alle drei Brüder, Herr Vetter und übrige bei der Tafel wohl auf. Es kam am Ende die Frage an mich von Herrn *Prelaten* selbst, ob ich den nicht hier in meinem Vaterlande verbleiben wolle, da doch hier in *Ottobayern* alle *Medici* bisher gut gestanden wären. Er gäbe einem zweihundert Gulden in *fixo* nebst der Erlaubtniß zur freien *Praxis, Quartir*, Holz, Licht und *Convent*-Tafel. Dabei täglich andert halb Maas Wein und zwei Maas Bier, womit er nach Belieben schalten könnte. Mit einem Wort, weil sie alle des Herrn *Prelaten* seine *intention* merkten, sezten alle miteinander an mich, so daß ich am Ende meinen Willen und *consens* dazu gab alda als *Medicus* zu verbleiben. Alle waren *content* und *gratulirten* mir, ich bekam auch des andern Tages mein *decret* oder Bestallungsbrief und also war ich wirklich *Physicus Ottoburanus. Sic Homo proponit ea et deus disponit alia.*

Ich war drei Jahre alda und Herr *Prelat* mochte mich sehr wohl gedulten. Ich fuhr mit aus, machte auch verschiedene Reisen und betete das *Previer* mit ihm. Mit einem Wort ich war ein *favorit* von ihm und darüber war das *Convent* in etwas *jaloux*.

Mein Herr Vetter *decant* indessen wollte mir seiner Meinung nach um eine gute *Partie* umsehen. Er war bekannt mit Herrn Pflegs-Verwalter zu Anglburg, so eine bayerische Pflege ist im Türkheimischen gelegen, dieser hatte zwei Söhne, welche Geistliche waren. Einer ein *Jesuwitter*, der andere *Carmeliter* und zwei Töchter, so wohl erzogen waren. Die ältere Tochter *Mauritia Febronia* |:die *I. durchl.* Herzog *Maxin* aus der hl. Taufe gehoben, weil ihre Mutter bei ihr zu Türkheim Kammer-Mensch gewesen:| wurde für mich von meinem Herrn Vetter ausersehen, welcher mir dann eine Nachricht gab mit Vermelden, daß dieses erstlich eine vermögliche *Partie* für mich wäre. Dann wäre es auch eine gar schöne Freundschaft, da der Mutter ihre zwei Schwestern in München *Carmeliterinnen*, eine wirkliche *Priorin*, die frome Mariandl nachmalen genannt, die andere aber *Novizen*meisterin. Auch zwei Brüder wovon der eine zu *Fürstenfeldbrugg Bernhardiner* oder *Norbertiner*, der andere aber *doctor Lyndmayer*

Grévisitator zu *Freysing*, so mir vieles würde dienen können, wie es dann auch in der Tat geschehen. Da ich auf diese *proposition*, diese Jungfer zu sehen verlangte, veranstaltete es mein Herr Vetter, daß selbe mit ihrem Herrn Vater auf Krönnenbach zu Herrn Verwalter alda, so auch befreundet war hin kam und mir wurde *Part* davon gegeben, daß ich mich auch ein finden möchte und bin auch wirklich erschienen. Weil nun diese Jungfer ansehnlich und nicht häßlich war, wohl bei Leib und Farbe im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Alters, so gefiel mir selbe nicht übel. Ich lies mich daher so viel verlauten, daß wenn ihr Herr Vetter *Grévisitator* in *Freysing* so viel vermöchte und zu wege brächte, daß mir ein *Physicat* in Bayern könnte zugebracht werden, hätte ich durchaus kein Bedenken seine Jungfer Baas *Oehlhoftin* zu heiraten. Auf das *Physicat* zu *Ottobayern* zu heiraten fand ich darum nicht ratsam, weil Herr *Prelat* schon bei Jahren, mithin wenn er mit Tod sollte abgehen, würde ein anderer *Prelat* leicht einen anderen *doctor* aufnehmen. Und zwar umsomehr, als mir das *Convent* ohnedem etwas gehäßig weil ich ein *Favorit* vom *Prelaten* war. Folglich sei dieses *Physicat* kein Haus *Stabilis* worauf man sich verlassen könne. Dieses ist bei derlei Klöstern auch *ordinary*, denn gilt einer beim *Prelaten*, so verhaßt einem das *Convent* und hält einem als schwätze man und trage Herrn *Prelaten* alles zu und also *vice versa*. Mithin wäre es einem verheirateten Manne gar hart, wenn er Weib und Kind am Halse hätte und müßte dann nach der Hand dienstlos werden. Daher trachtete ich um ein gewisses und beständiges Stück Brot und einen guten Stall, bevor ich mich um die Kuh umsehe.

Dieses *principium* führte ich beständig im Sinn, damit ich nicht gleich vielen andern mit Weib und Kind unglücklich werden möchte, weil ledig allein mich leichter, als mit selber fortbringen könnte.

Wir gingen ganz vergnügt und *resolviret* nachdem wir ein gutes Mittagsmahl mit einander eingenommen von einander, jedes nach Hause. Man gab alsbald hiervon Sr. Hochw. Gnaden Herrn von Lindmayer Nachricht und er bemühte sich auch wirklich ein *Physicat* für mich zu erfragen. Indessen lebte ich in *Ottobayern* bishero sehr *content*. Herr *Cantzer* und Frau *Cantzerin*, in deren Behausung ich mein *Quartir* hatte, taten mir alle erdenkliche Ehre und Höflichkeiten an. Ich *divertirte* mich mit Frau *Cantzerin* sehr wohl, ging und fuhr mit ihr öfters spazieren und wo sie mich *obligiren* konnte, unterlies sie nichts. Ich *meublirte* mich und kleidete mich sauber, nett und *galant*. Inzwischen schrieb mir mein künftiger Schwiegervater Pflegsverwalter *Oelhofter* von *Anglberg*, daß er vernommen, als sollte der damalige Stadt*physicus Dr. Praunschober* nach München zur *Churfürstin* kommen. Ich schrieb ihm nach Landsperg er möchte gegen eine *honette recompenz* sein *Physicat* einspielen, wenn er von dannen kommen sollte. Er gab mir zur Antwort, ich möchte nach Unterwittingen zu Herrn Baron von *Imhoft* auf einen gewissen Tag verfügen, wo er auch eintreffen werde, um münd-

lich mehr von der Sache zu sprechen. Ich machte mich daher auf und traf mit ihm zusammen; alda machte mir Herr *Dr. Praunschober* die *proposition* daß ich dreihundert Gulden erlegen sollte bei Herrn von *Imhoft* ihm aber fünfhundert Gulden. Bei Abtrettung des *Physicates* ihm aber nochmals fünfhundert Gulden erlegen müßte. Ich gab zur Antwort, daß ich mich auf nichts einlassen könnte, wenn ich nicht des *Physicates* zuvor versichert wäre, wollte mich aber hierüber bedenken und sodann meine *resolution* innerhalb weniger Tage überschreiben. Indessen brachte ich in Erfahrung, daß der *Magistrat* mit *Praunschober* übel zufrieden, weil er sich aus der Stadt gemacht eben zur Zeit als die hitzigen Fieber alda zum heftigsten *grasirt.* Er *excusirte* sich zwar, daß er für *I. durchl. Churfürstin* so dazumal in *Eggberg* sich aufgehalten, was zu tun hatte, mithin nicht kommen konnte. Allein der *Magistrat* wurde hierüber schwierig und nahm einen anderen *Medicus* auf. Die Bürger sagten er fürchte sich und habe sich alle Zeit gefürchtet vor den hitzigen Krankheiten und dieses sei die Ursache warum er fort und *dato* so lang selbe angehalten nicht kommen wollte. Sie wollten daher ihm sein Haus stürmen, schmißen ihm die Fenster ein und wenn sie nicht abgehalten worden, wäre es gar übel ausgegangen. Es würde also mit meinen achthundert Gulden übel hergegangen sein, wie mit seinem Haus, wenn ich selbes gleich zu Untermeißing wie er *expreß* verlangte erlegt hätte. Nachder Hand ist er doch mein *colege* geworden, allein ich überstieg ihn doch, denn er war laut seines *decrets* nur bei *I. durchl. Churfürstin* Leib-*Medicus* und hatte niemals bei dem Herren Dienst. Nach Ableben der *Churfürstin* durch das neue *regement* wurde er gar *casiret* und erhielt keine Besoltung mehr. Ich dagegen war als wirklicher Leib-*Medicus* bei Sr. *Churf.* Gnaden dazumalen *Reichsherrn decretiret* und habe bei ihm wirklich Dienst verrichtet, auch nachmals als er Kaiser wurde als zweiter Leib-*Medicus* Sr. *Maj.* und zwar anderthalb Jahre ganz allein in *Frankfurt* wie oben weiter berichtet wird. Unterdessen hat mein Herr *Prelat* auch in Erfahrung gebracht, daß ich daran denke mich zu verheiraten und von ihm zu gehen, daher war auf einmal seine bisher gehabte *affection* aus. Ich merkte alsobald seine Kaltsinnigkeit und man tat mir sonst Torte, wo man konnte. Weil ich schon Hoffnung hatte durch Herrn *doctor* von *Lyndmayer Grevisitatoren* nach Bayern zu kommen, so wollte ich mir auch nicht trutzen lassen. Sie wußten mich nicht anders zu *Mortificieren* als mit meinem Wein und Bier, so ich ersparret und verkaufen wollte, welches sie mir nicht zu lassen, noch weniger das Geld geben wollten. Ich meldete daher, warum man dem Herrn *Cantzer* das Geld für den Wein nicht geben und mir auch, was den dieses für eine *pasion* und Unbilligkeit wäre. Es wurde hiernach Herr *Pater Kellermeister* immer gröber und wie die Rede an mich, so antwortete ich dagegen, also daß ich ihm gar nichts schuldig blieb. Da er mir aber den Spaß zu lange machte und sagte es wäre der Befehl so von Herrn *Prelaten* gab ich zur Ant-

wort: er möchte seinem Herrn *Prelaten* sagen, daß ich demjenigen fürhin nicht mehr dienen wolle so mir mein Lydlohn und Trunk vor dem Maul abspreche und unbilliger Weise entziehen wolle. Er möge sich nur an meinem Wein satt trinken u. s. w.

Ob es nun *Pater Kellermeister* dem Herrn *Prelaten* also ausgerichtet oder was er sonst mag nach seinem eigenen *Plaisir* beigesetzt haben, ist mir unwissend, genug ist es, ich bekam des andern Tags meine schriftliche *Dismission*, so grob genug war. Ich packte daher all meine Sachen zusammen auf vier beladene Wagen und lies es *interim* auf *Egg* zu meinem Herrn Bruder bringen und gab hievon meinem künftigen Schwiegervater Nachricht, so es auch Herrn *Grivisitator* in *Freysing avisirte* und dieser bemühte sich auch um so mehr wegen einem *Physicat* so er auch schon wirklich im Werk hatte, da er arbeitete den Stadt*physicus Obermayer* zu *Schrobenhausen* nach *Freysing* zu bringen. So er auch glücklich *effectuiret* und mir sodann *notification* davon gegeben mit Vermeld, daß er mich an dessen Stadtpfarrer und *decant* Herrn von *Romprecht recommandirt* und dieser würde das weitere bei der Stadt schon *effectuiren*, wie auch geschehen. Nach erhaltener Nachricht reiste ich also über *Anglberg* auf *Schrobenhausen*, so eine Stadt zwischen München und Ingolstadt gelegen. Es hatte eine schöne *Viciniam* von umliegenden Klöstern und verschiedenen *Cavalljern*. Bei meiner Ankunft wartete ich gleich Herrn Stadtpfarrer auf, dem mein Anliegen schon bekannt, dieser dann schickte gleich des andern Tages zu dem Herrn Burgermeister und verschiedene Stadtherrn und *recommandirte* mich aufs allerbeste. Es wurde den dritten Tag darauf Ratstag gehalten und vorher machte ich auch meine Aufwartung bei bemeldeten Burgermeister und Ratsherrn. Es wurde in dem Rat *unanimi consensu* beschloßen mich aufzunehmen, außer einem jungen Bürgersmann, dieser war dagegen und *portirte* einen gewissen Bader in *Loco*, sagend dieser könne ohne *doctor* die Stadt versehen. Allein die anderen *replicirten* es sei schon seit vielen Jahren hier ein Stadt*physicus* gewesen und es wäre nicht um die Stadt allein zu tun, sondern weil so viele Klöster und *Cavalljere* umliegen, würden diese mit einem blosen Bader nicht *content* seien u. s. w. Mit einem Wort er wurde überstimmt und mir wurde *Sygnatur* vom Bürgermeister und Rat zugeferdigt ich solle aufgenommen und innerhalb vierzehn Tage auf ziehen, was auch geschehen.

Allein |: wie Gott wunderbarlich in seinen Dingen :| jener Bürgersmann so mir *exclusionem* gegeben ob er schon noch ein junger, aber blutreicher Mann war, wurde inzwischen vom Schlage getroffen und weil sein Bader auf dem er alles gehalten sich in diesem Handel nicht zu finden wuste, lies er den armen *Patienten* im Blute ersticken, wo er da ein *Medicus* in *Loco* gewesen, gar leicht durch genugsame Aderlaß hätte gerettet werden können und ob man zwar schon nach *Ingolstadt* um einen *Medicus* geschickt hatte, doch selber *Schrobenhausen*

nicht erreicht bevor nicht dieser unglückliche Bürgersmann durch seinen Bader in die Ewigkeit befördert war. Zum Zeichen, daß das Gottes Wort: *honora Medicum propter necessitatem veniet enim dies in quo opera ipsius digebis* wahr ist und bleibt in alle Ewigkeit. Also das ich nach vierzehn Tagen da ich zurückkam, diesen Bürger nicht mehr bei Leben angetroffen. Nachdem nun von *Schrobenhausen* abgereist, ging ich geraden Wegs nach *Anglberg* zu meiner *Amantin* und *preparirte* uns algemach *ad Sponsalia*, so auch in etlichen Tagen hernach unter guten Freunden mit Lust und Freuden auch vollkommener Vergnügtheit *celebrirt* worden. Wovon wir auch Herrn *Grèvisitator* Herrn *doctor* von *Lyndmayer* als künftigen Herrn Vetter *parté* gegeben und ich in *Specie* habe ihm zu geschrieben und schuldigen Dank abgestattet wegen getaner *recommendation* und erfolgten *effect* des *Physicates* zu *Schrobenhausen*. Auch wurde meine zwei Frau Baasen *Carmeliterinnen* zu *München* hiervon Nachricht gegeben, wie mir dann auch die so genannte frome *Mariandl* schriftlich und sehr geistreich zu geschrieben und zur künftigen *Mariage* mit ihrer Jungfrau Baas *gratulirte*. Ich hatte sie heimgesucht, da ich das erste Mal nach *Schrobenhausen* gereist, als ich über *Fürstenfeldbrugg* von *Anglberg* reiste um alda Herrn *Prelat Lyndmayer* als meinen künftigen Herrn Vetter ebenfals zu besuchen. Bemeldete fromme Frau Baas und ihre andere Frau Schwester, so ebenfalls in diesem Kloster war, hatten mir sehr trostreiche *discurs*, besonders Frau *Mariandl*, so dazumal *Novizen*meisterin, ihre Frau Schwester aber *Priorin* waren. Sie schrieb mir auch nachmals verschiedene Briefe nach *Schrobenhausen*, wovon erst nach ihrem Ableben noch einen gefunden, während gehört hatte, daß sie *quasi in fama Sanctitatis* solle gestorben sein. Wie sich den verschiedene wunderliche Begebenheiten bei und gleich nach ihrem Tode, und bei ihrem Begräbniß soll ereignet haben, daß man derentwillen eine bischöfliche *commission* dahin geschickt und alles untersucht und zu *Papier* hat bringen lassen.

Nachdem nun in *Anglberg* also meine *Sponsalia* gemacht, bin ich nach *Egg* zu meinem Herrn Bruder abgereist um meine *Mobilien* nach *Anglberg* abführen zu lassen. Ich kam dann andern Tages nach und wir hatten sodann unsere Hochzeit, welche unter guten Freunden vorgenommen wurde, meistens umliegende Pfarrherrn. Des andern Tags als dem Guldenen Tag verblieben wir noch in *Anglberg* am dritten Tag aber beurlaubte ich mich von Schwiegereltern und Geschwistern weil die mir vom *Magistrat determinirten* vierzehn Tage albereits verflossen und ich zu *Schrobenhausen* sein sollte. Unter Gottes Schutz *marchirten* wir mit vier Fuhren jede mit vier Pferden bespannt nach *Schrobenhausen* ab, langten auch in vier bis fünf Tagen alda glücklich an. Allein ich war kaum ein wenig alda eingerichtet und hatte mich hin und wieder auf den Schlößern und Klöstern *recommendirt* und meine Aufwartung allenthalben gemacht, erkrankte meine Frau. Es war in dem *mica corporis Christi* als die dassigen Herrn *Franciscaner* die *Procession* hielten um die Stadt. Ich und meine Frau begleite-

ten dieselbe. Es war dazumal ein sehr heißer Sommer, mithin erhitzte sich meine Frau, sie war ohne dem sehr blutreich und von hitzigem *Naturel*.

Nachdem sie zu Hause angekommen ging sie ohne sich abzukühlen hin und trank ein frisches und kaltes Glas Wasser. Bei dem Mittagessen so gleich darauf geschehen, klagte sie daß ihr nicht wohl wäre, ich wußte aber von aldem was pasirt war nichts, sondern vermeinte daß dies nur von der Hitze und Müdigkeit herkomme. Weil sie auch über Durst klagte, sagte ich sie möchte bevor sie trinke ein wenig von der Suppe und vom Essen speisen, sie probierte es, aber der Durst lies keine Speise vorgehen und da sie ein wenig getrunken mußte sie sich zu Bett legen, bekam immer mehr Hitze und Durst. Gegen Abend vermehrten sich alle *Symptomata* und kam auch das Kopfweh dazu. Ich *ordinirte* ihr eine *emolsion* mit *precipinir* Pulver mit *Nitratis*, allein der Schlaf war sehr unruhig und wenig und in der Früh lies ich ihr gleich zur Ader. Das Geblüte zeigte sich sehr erhitzt und *inflammirt*, daher habe ihr eine abkühlende *Mixtur ordiniret* und ein *decostum* zum *ordinari* Trank. Weil mir aber der Handel gar nicht gefallen, so schickte ich alsogleich nach *Ingolstadt* und lies Herrn *Professor doctor Morasch* rufen. Dieser kam auch und fand meine *ordination* ganz *approbos*, *ordinirte* auch *Tinctura Lapovery* und meldete, daß weil sie noch jung, so werde sie dieses hitzige Fieber, wie er es taufte schon überstehen. Aber ich glaubte das Gegenteil und lies sie beichten auch mit allen heiligen *Sacramenten* nach christlichem Gebrauch versehen und es geschah sehr wohl, den den andern Tag darauf, so der fünfte ihrer Krankheit, war sie schon im *delirium* und wäre sie nicht mehr im Stande gewesen es zu verrichten. Der Zustand nahm von Tag zu Tag zu und wollte nichts mehr verfangen, sondern der Tod eilte herbei und machte am neunten Tage mit *comulsionen* ein Ende ihres Lebens im besten Blütenalter und zwar nach vier Wochen unserer Ehe. Am Montag als an welchem Tage mir selbe der Himmel gegeben, am selben nahm er sie wieder. Gott verleihe ihr und wenn er nun will auch mir die ewige Glückseeligkeit, wie hier auf Erden in dem vergänglichen Leben.

Nachdem nun sie also des Todes verblüht, hatte ich sie des andern Tages öffnen lassen und gefunden, daß sie am Lungenbrand erstorben. Sonst waren alle innern Teile aufs allerbeste bestelt. Die *Cobra* aber *eulwonales* dergestalt verbrannt, daß sie gleich abgelöschter Kohle aus sahe. Es hätte also Herr *doctor Morasch* als alter *Practicus* diesen Zustand noch besser einsehen und noch fernere Aderlaße vorzunehmen *ordiniren* sollen.

Allein wenn es Gott gefällt, daß er den Menschen zu sich fordern will und seine Zeit vollendet so hilft kein Kräutlein vor dem Tod, wie es in dem *Epitaphjo* so ich meiner Frau gemacht gemeldet habe.

Es mag nun auch vieles zu ihrem Tod beigetragen haben, ihre alte Gewohnheit, daß sie sich im Trinken nicht *moderiren* konnte. Sie hatte zu Hause auch

den Keller zu besorgen und wenn sie Durst hatte, wußte sie sich zu helfen, was ich auch merkte. Da mir mein Schwiegervater ein Faßel Wein mitgegeben und sie öfter darnach sahe, das Faßel immer leerer wurde und sie gab doch vor, wenn ich ihr sagte sie solle zu Mittag sich einen Wein herauf hollen, sie trinke keinen, wolle lieber braun Bier. Wenn andere Köchin oder Frauensmensch in den Keller hätte gehen können, so hätte ich *suspicion* gehabt auf dieselbe, allein meine Frau allein hatte den Schlüßel und der Wein nahm im Faßel täglich ab, obwohl ich keinen trank. Es vermehrte mir aber meine *suspicion* meine Frau selber, weil ich sie öfter antraf, daß sie *solito Lahor* [? D. Red.] war. *Item* da ich ausreiste, hatte sie sich um eine und andere Kamerädin umgesehen die *renommirt* waren, daß sie sehr viel auf den Gesanggott hälten, was nach der Hand und ihren Tod alles an den Tag kam, auch daß sie schon zu Hause Liebhaberin war. *Ergo qualis vita finis ita.* Ich konnte um so weniger hiervon Kenntniß haben, weil ich nicht oft als ledig um sie und bei ihr war.

Indessen hat sich Gott meiner erbarmet, da ich nichts weniger als dem Trunk Zeitlebens geliebt und mich jederzeit mehr an das Wasser als an andere Getränke gewöhnt, auch bisher mich am besten dabei befinde. Folgsam hat mich der Himmel von diesem Übel und Kreuz zeitlich erlöset, so mir sonst sauer und hart, lange zu tragen, würde angekommen sein. Mit einem Wort, es war ihr Tod, und darum lies ich sie auch nach christlichem Gebrauch so herrlich als zu *Schrobenhausen* möglich war, begraben und zugleich die gewöhnlichen Gottesdienste halten, Meße lesen und Almosen austeilen, soviel als damals mein Beutel leisten konnte, und weil dazumal ihr nur ein hölzernes gemaltes Kreuz hatte machen lassen, so habe ich ihr erst vor zwei Jahren nachdem das erste mitsambt der Einfassung des Grabes verfault ein anderes von Eisen gleich wie meiner zweiten Frau seelig zu München auf nämliche Form eines machen lassen und von München aus dahin über schicken. Gott gebe ihr nochmals die ewige Ruhe. Wie ich vorher die Krankheit also habe ich auch jetzt den Todesfall ihren Eltern *per Expreßum notificiret* welches ihnen wie leicht zu ermessen sehr schmerzlich zu vernehmen war. Weil ich keinen Heirats *Nota* oder *Pacta dotolia* nicht errichtet hatte, erstens weil ich den Handel noch nicht verstand und zweitens weil es schnell mit der *Mariage* über und über gegangen und endlich auch weil ich glaubte hierzu schon noch Zeit genug zu haben, da nicht vermeinte von dem Tod so geschwind übereilt zu werden.

Nachdem also mein Schwiegervater den Todsfall seiner Tochter vernomen, hatte er von mir weil meine Frau *in testato* verstorben vermöge der bayerischen Landrechte, alles wieder zurückbegehrt, was er mir mit seiner Tochter gegeben, außer das Ehebett und derjenigen Kleidung worin sie vor dem Altar neben mir erschienen. Ich wollte mich in keinen *Proceß* und Weitläufigkeit einlassen, sondern gab ihm alles Empfangene sowohl an der Ausfertigung als an baarem

Geld. Es war zwar nicht mehr als dreihundert Gulden, da ich noch siebenhundert Gulden hätte bekommen sollen, weil er mir tausend Gulden in baarem Gelde versprochen. Ich habe alles mit gutem Willen zurückgegeben gegen Quittirung, daß er weiterhin nichts mehr an mir und meinen Erben was zu suchen habe. So hatte es mit meiner ersten Frau seelig ein Ende und ich mußte also auf eine andere den Antrag machen, was auch in zwei bis drei Monaten hernach geschehen, daß ich mich um eine andere umgesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Auguste Supper.

Von Josef Hofmiller in München.

Die Werke Berthold Auerbachs sind mit dem 1. Januar 1913 frei geworden. Nicht von seinen Schwarzwälder Dorfgeschichten soll hier die Rede sein. Sie werden trotz dem in allen Literaturgeschichten spukenden Tadel, daß sie spinozistisch seien, jetzt erst recht und noch viel mehr ihren Weg ins deutsche Volk finden, das sich diese spinozistischen Geschichten nun einmal partout nicht nehmen läßt: den Joo, den Hairle nicht, noch Brosi und Moni, nicht den Dietheim von Buchenberg, am allerwenigsten das Barfüßele. Nicht von Auerbach will ich sprechen, dem seit Dezennien eine Leserschaft von Millionen lauscht; sondern von Schwarzwälder Dorfgeschichten von heute und von ihrer Dichterin: von Auguste Supper.

Von den beiden Novellenbänden, die ihr rasch einen Namen und eine Gemeinde verschafften, beginnt der erste: „Ich war dabei als der Adam starb"; die Titelgeschichte des zweiten Bandes erzählt, wie einer entdeckte, im Schwarzwald geb' es Leut'. In diesen beiden Anfängen ist die Art der Supper je auf eine Formel gebracht. Sie hat entdeckt, daß es im Schwarzwald Leut' gibt; und was diese Leut' auch tun und treiben, bei ihrem Arbeiten und ihrem Sinnieren, ihrem Leben und ihrem Sterben — sie war dabei.

Ihre Welt ist der Umkreis eines kleinen Dorfes; höchstens daß sie, wie in ihrem zweiten Roman, im Vorbeigehen einen Blick ins nächste Städtchen tut, um sofort wieder auf eine einsame Mühle zurückzukehren. Man hat den Eindruck, als stammten all ihre Menschen aus einem Orte, so wie etwa, um einen großen Vergangenen zu nennen, alle Menschen Kellers aus Seldwyl sind, oder um Heutige zu nennen, alle Männer und Frauen Hesses aus Calw, alle Bauern Ludwig Thomas aus dem Bezirksamt Dachau. Man lernt durch sie ein ganzes Dorf kennen, vom ersten Haus bis zum letzten, Wirt, Pfarrer und Lehrer, den Schäfer nicht zu vergessen. Da ist ihr Königreich; da ist sie zu Haus. Sie verläßt es nicht, weil sie weiß, daß sie es nicht ungestraft verließe.

Einsam ist ihre Welt, einsam sind ihre Menschen. Jeder glaubt Jeden zu kennen, aber Keiner kennt Keinen, und nur sie kennt Alle. Denn sie war dabei. Darum kehrt in ihren Geschichten, ausgesprochen oder gefühlt, ein Grunderlebnis wieder, wie es ihre Novelle „Begegnung" schildert:

„Es war da aber auf einmal kein Weindunst und kein Lampenrauch mehr. Auch kein Hirsch von Breitenfeld, kein Gemeindepfleger, der sich aus meinem Glas besoffen hatte, keine gröhlende Bande, die Hochzeit feierte, wie nur der *homo sapiens* dies hohe Fest begeht. Es standen da zwischen Himmel und Erde im unendlichen Raum zwei Seelen voreinander, die Gott der Herr nackt und rein erschaffen hatte, und von denen für Sekundenlänge alle die Fetzen abfielen, die der Erde Not und Versuchung und der Erde Lüge um sie geschlungen hatte. Alle diese Fetzen, die aus der einfachen Seele den komplizierten Menschen, den Bettler und den König, den Notar und den berauschten Musikanten machen."

Weil es die Geschicke einsamer Seelen sind, die sie schildert, — „Nix b'sonders" sagen ihre Helden zu ihrem eigenen Lebenslauf, auch wenn er noch so „b'sonders" war — verfällt sie als Künstlerin gleichsam natürlich auf die Form der Ich-Erzählung. Wer kennt die leiblichen Gebresten dieser kuriosen Käuze gründlicher als der Arzt, wer ihre seelischen genauer als der Pfarrer? Darum legt sie ihre Novellen gern Doktoren und Pastoren in den Mund; sie sind die einzigen, die in Hütten und Herzen dieser verschlossenen und grüblerischen Bauern einen Blick getan haben, sie zugleich die einzigen, denen ein Reflektieren und Kommentieren eines Geschickes verstattet ist; dem Arzt, weil er von Berufs wegen über die körperlichen, dem Pfarrer, weil er von amts wegen über die geistigen und geistlichen Nöte seiner Patienten nachdenkt. Aber kuriose Käuze wie diese Bauern sind auch ihre Leibflicker und Seelsorger. Beiden gemeinsam ist das Gefühl ihrer Ohnmacht; der gewissenhafte Doktor empfindet sich selbst als Pfuscher, wie der Pfarrer, je tiefer er gelernt hat in sich selbst und in die andern hineinzublicken, mehr und mehr jene Sicherheit von Amts wegen, jene Freudigkeit von Amtswegen verliert, „die ein Diener am Wort haben muß". („Haben darf, Herr Pfarrer," berichtigt der Konsistorialrat sogleich den Pfarrer mit einem kleinen Anflug von Salbung.) Die Geschichte, der diese Replik entnommen ist, heißt „Der Leibsorger" und schildert, wie einer, der sich zum Pastor untauglich fühlt, nur noch als Helfer für Geschäft und Unmuße des Alltags im Dorfe bleibt, um darin seine Lebensaufgabe, wie Ibsen sagen würde, zu finden: „kein Mensch auf Erden hatte mehr Ämter als er, der ohne Amt war, und kein Mensch fühlte sich mehr am rechten Platze, als er, der seinen Beruf verfehlt hatte." In ihrem Roman „Lehrzeit" wird dieses Erlebnis in der Person des blinden Ferdinand wiederkehren. Von allen Nicht-Pfarrern, denen sie ihre Geschichten in den Mund legt, möchte man vermuten sie seien doch einmal im Tübinger Stift gewesen; von manchen gesteht sie es zu, wie

von jenem Arzt, der das Leben des langen Adolf erzählt. Warum, da sie die Schäfer so liebt, läßt sie nicht einen ihrer Seelenhirten als Schafhirten enden?

An unbedingter Sicherheit des Sprachlichen, des Dialekts, der Replik kommt ihr nur Ludwig Thoma gleich. Jedes Wort sitzt als könnte es nicht anders sein. Ein Beispiel: Der Michele erzählt dem strafversetzten Oberförster die Geschichte einer Verführten. — Darauf sagt der Oberförster: „Michele, hat denn das Mädchen nicht ihren Rechenstiel genommen und hat dem erbärmlichen Lumpen eins über den Kopf gegeben und hat gesagt: Tropf elender! An der ganzen Lumperei ist mir nur das arg, daß mein Kind wird dein Kind sein. Eines Lumpen Kind!" „Noi," sagt dann der Michele, „noi wäger. So ka e Oberferschter schwätze, aber koi Mädle wo letz dra ischt."

Ihre alten Frauen besonders haben das Maul am rechten Fleck, vor allem wenn es über die Männer hergeht. „G'müt," sagt eine Alte, „G'müt? — Vor der Kammertür, jo, do hent se G'müt; wenn se aber emol drin send, no sparet se ihr ganz G'müt fürs Wirtshaus." Oder (vom Schullehrer ist die Rede): „Der? — dem sei Leibspruch ist: Suchet was droben ist und lasset mir was hunte ist. Der hot die ganz Zeit Gottes Wort im Maul und seine Leut am Krage. I glaub, der läßt d'Schulmeistere sechs Täg in der Woch Wassersupp esse, no daß er am Sonntich g'wiß sei Göckele hot! O Mannsleut!"

Die Linie ihrer Geschichten ist die Einfachheit selbst. Das Was ist, wie sie eine dieser Heldinnen des Alltags sagen läßt, „nix b'sonders"; das Besondere und Unnachahmliche ist das Wie. Sie erzählt auf anderthalb Seiten ein Menschenleben; ein paar Züge, oft sogar nur ein einziger Zug, und eine Gestalt steht im Licht und wir glauben ihr ins Innerste zu blicken, wie jenem Pfarrer, dessen Schritt nur deshalb so schwer poltert, weil er sich die Stiefel bei einem ganz armen Teufel von Schuster machen läßt, der eigentlich gar keine Stiefel machen kann. Ihr Reichtum ist so groß, daß sie den Inhalt eines ganzen Menschenlebens sozusagen irgend einer Erzählung darein gibt, wie die Tragödie des Austragbauern oder die Geschichte von der Eve-Kätter und der Bärbel dem „Leibsorger", oder dem Roman „Lehrzeit" die Tragödie des Lammwirts, und die der „Pariserin", und die des im Kampf ums Recht unterlegenen Bauern. Dabei fällt eine Replik, die man kaum mehr vergißt. Man hat den Hansjörg verdächtigt, er selbst habe seinen (durch Funken aus der Lokomotive zerstörten) Wald angezündet, später soll auf seinem Grund die Wasserleitung gebohrt werden. „Noi," sagte der Hansjörg, „des Wasser brauch i, daß i lösche ka, wenn i wieder irgendwo a'zünd han ..." Oder, kennen wir nicht den Landarzt auf Grund des einen Zuges durch und durch, daß er oft auf seinem Fuchs durch den Wald reitet, und sich dabei niederbeugt „auf den schlanken Gaulshals, wie Karl May das lehrt" und eine Koransure murmelt?

Dialoge leuchten in die Seelen wie Blitze. Am Bette des sterbenden Lamm-

wirts sitzen zwei Frauen; die eine ist vor Jahren sein Schatz, die andere vor Jahren seine Frau gewesen (er ist ihr davon nach Amerika, und als er wiederkam, hatte sie sich mit einem andern eingelassen und wies ihm die Tür). Die Näh-Kätter erst hat sie beredet, doch zu dem Sterbenden zu gehen.

„Guck, Meile, ischt d'r's jetz net au recht, daß de do bist. J weiß jo wohl: er ischt net g'wä, wie 'r hätt' sei' solle, d'r Xaver; aber d'r schlechtst ischt 'r doch net g'wä. J be doch selb'r au e Johr mit'm ganga." (Die Lammwirtin:) „Worom hoft'n denn no wieder lause lau? Gelt, weil 'r koi Ma g'wä ischt, eifach kei Ma. Des ka kei rechts Weibsbild o'rtrage. J aber, — i han 'n han müsse." (Die Nähkätter:) „Worom hast 'n g'nomme? J hätt dir's könne vorher sage. E gueter Kerle ischt do drum no lang kei Ma —". (Der Hansjörg tritt in die Stube, greift gedankenlos nach der neben dem Lammwirt liegenden Bibel. Die Nähkätter:) „Lies no do drin, dir ka 's nix schade." (Hansjörg:) „Und an dir ka's nix besser mache. Guck für di." „Still," (sagt der blinde Ferdinand) „wo einer sterben will, muß 's sein wie in der Kirch." (Hansjörg:) „E nette Kirch! D'r Hansjörg und d' Nähkätter, d'r Amerikaner und d' Lammwirte beienander!" (Der Sterbende:) „Meile, des hättest halt net do solle .... 's ischt e Lumperei g'wä, Meile." (Nähkätter:) „Jo, jo, aber jetz ischt's scho so." (Hansjörg:) „ Halt du dei' Maul!" (Der Sterbende:) „'s Hansjörgs Annemeile hätt' kein so Streich g'macht." (Lammwirtin:) „Sie ischt au dei Weib net g'wä."

Man lese diesen Dialog mit allem, was dazwischen vorgeht, unausgesprochen zwischen den Personen hin und her strömt, im Buche nach („Lehrzeit"), und man erfaßt erst die intuitive Richtigkeit, mit der die Gestalten gegeneinander stehen.

Eine Schwarzwälderin ist diese Dichterin, Schwarzwälder sind ihre Menschen: als echte Schwaben grübeln und sinnieren sie; sie gehen gern allem auf den Grund und möchten am liebsten noch unter den Grund. Sie sind voller Hinterhälte und überschlau, eigensinnig und sonderlich auch im Religiösen: Darum sind sie eifrige Stundenläufer und Sektierer. Sie wollen das Warum vom Warum wissen und möchten jedes Rädchen sehen an des lieben Gottes großem Mühlwerk. Sie möchten die krumme Welt grad machen; und wenn die Welt darüber zerbräche, wer wäre schuld daran? Die Welt doch, nicht sie!

In einer Reihe von Geschichten geht die Supper diesem Problem nach, dem eigentlichen Schwabenproblem. Der Johann Kusterer geht zum Stasele, zum katholischen Schäfer. „Stasele, was glaubet denn die Katholische?" Der Schäfer bleibt erst ganz ruhig. Dann streckt er die Beine weit von sich, klopft mit der Schippe an die ungewichsten Stiefelröhren und antwortet: „Daß zwei Pfund Rindfleisch e guete Brüh gebet" .... (Der Kusterer ist gekränkt) „Glaub du dei' Sach' und laß die andere ihr Sach' glaube. 's ist jo, Gott Lob, net nötig, daß mer de Glaube mit 'nander hot, wie d' Bube d' Vogelnester. Hot jeder

sein Kopf für sich, no kann er au sein Glaube für sich han! Wenn's der Herrgott anderst wö't, no hätt' er solle ein Kopf mache für älle." (Der Kusterer:) „Di derf mer scheint's net noch em Glaube froge." (Der Schäfer:) „So send haid d' Baure: wege 'm Glaube froget se mi, und wege de Schof de Pfarrer. No emmer überzwerch! Sag i aber no ebbes über de Glaube, no ist mei Sach nix, no bringet se Bibelsprüch daher und wisset älles besser. Sächt d'r Pfarrer ebbes über d' Schof, no ist dem sei Sach au nix, — no wisset se au älles besser. I sag no, daß so a g'scheiter Bauer so an hirnwüetige Schäfer wie mi no frage mag!" (Die Schafe schreien; der Kusterer:) „Stasele, vielleicht ist's bei de Leut mit 'm Glaube, wie bei de Schof mit 'm Schreie. Solang mer jung ist, glaubt mer so, und wenn mer alt wurd, glaubt mer so. I mei, i ka's scho so, wie der alt Hammel seit dromme bei dem Stei'riegel." (Der Schäfer:) „Ka'st recht han, Johann. (Pause) Und worum ist des Schreie und des Glaube? — die eine friert's, die andere hänt's Grimme, die eine sendet nix z'fresset, die andere möchtet heim. — — — So ist's!" (Der Kusterer:) „So ist's!"

Ich gab auch hier nur das dialogische Gerippe; man muß die Erzählung mit all ihren Zwischenbemerkungen selbst lesen um ihren Humor auszukosten. Denn die Supper hat wahrhaftig Humor. Ihr Humor ist natürlich; sie macht keine Witze. Denn der Witz kommt aus dem Kopf, und was sie schreibt, kommt aus dem Herzen. Es ist fast das Wesen des Witzes unsachlich zu werden. Sie ist immer sachlich. Welche Lustigkeit entwickelt sie aus einem kleinen Motiv, zum Beispiel, daß einem verzogenen Buben ein Laubfrosch gekauft wird. Ihre Motive „gehen auf" wie ein gutes Stück Fleisch beim Kochen. Mit welcher Pointe schließt die „Wunderkur": ein Mann, den das Reißen plagt, geht zum Schäfer; der verschreibt ihm, er müsse drei Guttaten tun, ehe er ins Bett gehe; „rechte Guttaten mit de Händ', net bloß mit 'm Geldbeutel." Er tut die drei Guttaten, schiebt einem armen Teufel einen Karren Holz bergauf, bremst mit ihm bergab, tötet eine halbkapute Blindschleiche und (vielleicht war die Tötung doch keine Guttat) haut den frechen kleinen Immanuel gründlich durch. Das Reißen vergeht wirklich. Nur einmal spürt er's noch, wie ihm der Nachtwächter Säuerle klagt, „oben am Engstlinger Berg sei ihm eine schöne Ladung Holz, an der fast zwei Männer zu führen gehabt hätten, von einem frechen Lumpen weggestohlen worden."

Sie wäre keine große Erzählerin, wenn nicht auch der Gegenpol des Humors sie lockte: das Grauen, das Geisterhafte, Spukhafte. Wie alle Menschen, die viel in sich hineinhorchen, hat sie manchmal das Gefühl „als sei das Ohr an eine Tür gelegt, die in die andere Welt führt." In zwei Erzählungen des zweiten Bands schlägt sie zum erstenmal diese Saite an. „Mein Nachtquartier" schildert wie der Fritz der Nane sterben hilft und mit dem unsichtbaren Gegner ringt. Wer ist der Fritz? Ein Halbnarr, sagt der Ochsen-

wirt. „Einer wie 's no meh gebe sot, no wär d'Welt net so liederle," sagt ein Steinklopfer am Weg. „Ein Außenseiter, jawohl; aber Respekt vor ihm, dreimal Respekt", sagte der Pfarrer; aber „der geistliche Herr sah dabei gerade aus wie einer, der mit einer Sache noch nicht ganz fertig geworden ist". In dem Bande „Hollunderduft" wird diese Neigung mächtiger. Schon die Sprache hat etwas Musikalisches bekommen, das früher nicht da war; berechtigter scheint der Vergleich mit Storm, in dessen Werken nicht nur die Titelgeschichte ruhig stehen dürfte. Die Art, wie hier Traumerlebnis und Wirklichkeit geheimnisvoll drohend auf einander deuten, wie beide zugleich noch ein drohenderes drittes, in der Zukunft liegendes Erlebnis ahnen lassen, ist außerordentlich kunstreich: „Denn das Ding, das wir in drei Teile reißen, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, es ist eine Einheit und ist ewig da. Aber zwischen uns und dieser ewigen Einheit steht ein Spiegel, der so geschliffen ist, daß er uns nicht das Ganze zeigt." Die folgende Geschichte, die „Begegnung" handelt von der Unentrinnbarkeit und der geheimnisvollen Verkettung der Geschicke. In der dritten wird die „Dachrinne" zum Seismographen des Todes. Der von Hans Thomas bekanntem Bild angeregte „Hüter des Tals" ist ganz erfüllt von jener mittagsgespenstigen Stimmung, die schon in der Waldszene von „Strafversetzt" einmal leise anklang. Im „Ballabenteuer" wird die eigene Jugend selbst gespenstisch und geheimnisvoll; wenn der „Hüter des Tals" fast an den Wilhelm Raabe der Historien erinnert, denkt man beim „Ballabenteuer" eher an eine Novelle von der Symbolik des „Wegs zum Chef" von Willy Seidel. Manche ihrer Geschichten wirkten wohl stärker, wenn sie nicht in der Ich-Form erzählt wären. Je objektiver das Unheimliche berichtet wird, desto unheimlicher ist es. In der Novelle „Wie unsereiner Weihnachten feiert" empfindet man die Ich-Form geradezu als störend, weil es aussieht als wollte der Erzähler mit seinem guten Herzen großtun. Am meisten hat der prachtvolle Roman „Lehrzeit" unter dieser Form gelitten. Man glaubt der tagebuchführenden Pfarrerin nicht, daß sich die Erlebnisse so glatt zum Roman runden. Die Form ist zwitterhaft: zum Tagebuch zu überlegt, zur Erzählung größeren Stils zu sehr auf den Sehwinkel einer einzigen Person eingestellt. Der Leser wird sich nicht klar über das Verfließen der Jahre. Der Angelpunkt der Geschichte, nämlich die eheliche Untreue des vorher so selbstsichern Pfarrers, wird nur angedeutet, wie sich die Verfasserin auch um die entscheidende Aussprache zwischen den Gatten drückt, weil sie den Rahmen des Ich-Romans sprengen müßte; eine Lücke, die man umso stärker bedauert, je mehr man ihren Takt und ihren Mut, gerade was heikle Auseinandersetzungen anlangt, sonst bewundern muß. Ich halte die Ich-Form in einem so langen, so wenig lyrischen, so mit Gestalten und Geschicken bis an den Rand gefüllten erzählenden Werke für einen Grundfehler, und würde nur wünschen, daß sich Frau Supper entschlösse

dies lebensvolle und starke Buch für eine neue Auflage völlig umzugießen. Daß sie die Er-Form meistert, beweist nicht nur ihr zweiter Roman, sondern auch ein so frühes Stück wie „Die neue Methode", deren Verkettung ausgezeichnet ist: Der alte Pfarrer hat einen jungen Schnauzl und einen jungen Vikar. Der Schnauzl ist übereifrig im Mäuslefangen zum Schaden des Gartens. Dabei wühlt er einen Glasscherben ans Licht, den die achtlose Köchin in ein Beet geworfen hat. Der Vikar ist für Ordnung, und wirft den Scherben auf die Straße. Er ist für Ordnung, und will, daß der Kirchenweg ordentlich gefegt werden soll. Der Polizeidiener ist für Ordnung, und sagt, die Köchin brauche bloß keine Scherben hinauswerfen; der Kirchenweg sei noch nie gefegt worden. Der Scherben bleibt liegen. Wie der Vikar predigt, sieht er des Nachtwächters Buben schlafen. Er ist für Ordnung. Darum zitiert er ihn ins Pfarrhaus. Der Nachtwächter ist ohnehin auf den Vikar wütend, weil ihm der zumutet, seine Stunden etwa dreißig Schritt entfernter vom Pfarrhof zu singen; er hat sie doch nie an einem andern Platz gesungen! Darum soll des Nachtwächters Bub nur zum Vikar, wie er geht und steht, ohne lange Toilette, barfuß. Natürlich tritt der Bub in den Scherben. Nun klagen sich alle an: der Nachtwächter sich und den Polizeidiener; der Polizeidiener sich, den Nachtwächter und die Köchin; der Vikar, als der Klügste, sich allein. Wer hat das Unheil angerichtet, die Achtlosen oder die Übereifrigen?

Eine solche Geschichte zeigt, was Frau Supper aus einem Stoffe machen kann, wenn sie ihn nach allen Seiten hat treiben, blühen und Frucht tragen lassen; dann wachsen feste Dinger, so köstlich rund und reif, wie „Der Leibsorger", oder „Johann Kusterer auf Abwegen", oder „Einer aus dem Ellbacher Oberamt", oder „Der Heß und sein Buch," Geschichten, die in ihrem gesunden Humor an Anzengruber gemahnen. Klingt es nicht anzengruberisch, wenn der Knecht aus dem Ellbacher Oberamt auf die harten Taler der verwitweten Bäurin pfeift, und mit seinem Schatz wieder auf seine rauhe Heimat hinaufzieht, wo nichts wächst als Tannenzapfen und Kröpf'? „Mir send so jung", wirft er der grollenden Bäuerin zum Abschied hin, „und 's Jung sei' ist doch das Best'!" „Send se net so dumm," sagt der Michele zum Oberförster, „nemmet se e Junge, G'sunde, Feste. Nemmet se eine, an der Se lang han könnet. Gucket Se uf kei Geld, gucket Se uf gar nix, als daß Se ebbes Liebs im Arm hänt Ihrer Lebtag." Die Ehe ist eine Sache, über die sich diese Dichterin immer wieder ihre Gedanken macht. Wie sieht eine Bauernehe aus hinterher, aus der Todesperspektive (Wie der Adam starb). Wie wird die Ehe, wenn *a)* die Frau, *b)* der Mann durch einen schweren Fall verunglückt? Eine Erzählung von der Genauigkeit eines Experiments und der schwermütigen Richtigkeit vielfältiger Beobachtung (Auch Eine). Grenzt die Gedankenlosigkeit der Männer nicht schon an Herzlosigkeit? (Michel vergißt's). Der Roman „Lehrzeit" ist

nuß böse Stürme
as friedliche Ehe-
s Hansjörgs mit
Lammwirtin; die
ber die Geschichte
n, ist der zweite

ıch ist nicht mehr
es ist überlegter,
Ich möchte das
ſt geschenkt; wir
ie Unvollendung
Handschrift. Die
keit mit Auguste
ne sofort zu ver-
eißpiel wenn das
chterin zu reflek-
igen des Arztes,
rden sich, glück-
insamsein flutete
ür eines Hauses
r nicht immer in
ımal an ihm ge-
en möchte, weil
finde den Cha-
Feinheit bei so-
ur Spekulation
llen. Denn die
es selber. Diese
bis zur ersten
ten Grund sieht
-erliebt sich, hei-



Jakob Boßhart

ratet sie. Das Letzte sieht dem Schürzenjäger zwar nicht so ganz ähnlich; immerhin, auch dieser Zug sei vorgegeben. Das kühle, feine Ding paßt nicht zu dem jähzornigen Stier: der Enttäuschung folgt eine Angst, die an Ekel grenzt. Kein Kind bindet das ungleiche Paar besser zusammen. Der Vater stirbt, der Krüppel zieht ins Dorf herauf, aber beim Schwager wohnt er nicht. Die Müllerin sucht, was ihr an Seelennahrung fehlt, bei ihm und einem jungen Lehrer, wenn sie zusammen musizieren. (Wir erinnern uns der Pfarrerin, die ihren Trost beim blinden Ferdinand gesucht hat; Frau Supper hat das Motiv

dies lebensvolle
Daß sie die Er-
auch ein so frühe
zeichnet ist: Der
Vikar. Der Sch
tens. Dabei wü
in ein Beet gewo
auf die Straße.
gefegt werden so
brauche bloß kei
fegt worden. De
Nachtwächters B
Pfarrhaus. Der
der zumutet, sein
singen; er hat si
Nachtwächters B
barfuß. Natürlic
der Nachtwächter
wächter und die
Unheil angerichte
Eine solche G
kann, wenn sie
lassen; dann wa
sorger", oder „Ic
Oberamt", oder „
Humor an Anzen
Knecht aus dem
Bäurin pfeift, un
wo nichts wächst
er der grollende
Best'!" „S
se e Junge
Gucket … , gucket Se uf gar nix, als daß Se ebbes Liebs im Arm
hänt … Die Ehe ist eine Sache, über die sich diese Dichterin immer
wi… …llen macht. Wie steht eine Bauernehe aus hinterher, aus
…tive (Wie der Adam starb). Wie wird die Ehe, wenn a) die
…Kann durch einen schweren Fall verunglückt? Eine Erzählung
…uigkeit eines Experiments und der schwermütigen Richtigkeit viel-
…ng (Auch Eine). Grenzt die Gedankenlosigkeit der Männer
…rzlosigkeit? (Michel vergißt's). Der Roman „Lehrzeit" ist

Über Jakob Boßharts **Erdschollen** schreibt das Literarische Zentralblatt:

Die Lektüre der neuen Novellen von **Jakob Boßhart** ist mir zu einem tiefen und schönen Erlebnis geworden. Ein Buch, dem man dankbar ist und befreundet bleibt wie einem schlichten, tüchtigen Menschen, aus dessen Augen eine starke und zarte Seele blickt. Hier ist Heimatkunst im edelsten Sinne des Wortes, ohne Aufdringlichkeit und Manier, und Erzählungskunst von einer unmittelbaren Kraft, wie man sie nur bei den anerkannten Meistern unserer epischen Literatur findet. Keines der zehn Stücke ist minderwertig; auch die kleinste Skizze, wie die liebliche Amselgeschichte „O Leben! o Liebe!", von einer fein abwägenden Hand liebevoll geformt. Eine herbe, urwüchsige Kunst, genährt aus den Erdschollen der schweizerischen Heimat, frisch und würzig vom Kräuterduft der Alpenmatten. Ein gesundes, wackeres Ethos, ohne Absichtlichkeit und Moral gegeben, aber Menschen und Geschehnisse fest und unbeirrt umfassend und leitend. Ein inniges Naturempfinden, das Tier und Gras und Blume, See und Wald und Berge, Himmel und Erde mit unendlicher Liebe umfaßt und in dieses Einswerden mit der Natur auch den Leser sanft und unwiderstehlich hineinzieht. Knorrig, aber bei aller Härte innerlich weich sind die Helden Boßharts: alle wesensverwandte Brüder eines Stammes und Landes; Kinderseelen in Kraftmenschen, mit groben Fäusten und naiven Augen. Köstlich ist besonders der ungeschlachte, bärenstarke „Christoph", der Titelheld der Schlußnovelle, der wie der Riese Asprian im „König Rother" zolltief beim bloßen Aufstampfen in die Erde einsinkt und wie sein heiliger Namensvetter, nach allerlei verwegenem, unnützem Schabernack, von der demütigen Nächstenliebe bezwungen wird. Die Eröffnungsnovelle „Heimat", sie

nuß böse Stürme
as friedliche Ehe-
s Hansjörgs mit
Lammwirtin; die
der die Geschichte
n, ist der zweite

ich ist nicht mehr
es ist überlegter,
Ich möchte das
st geschenkt; wir
ie Unvollendung
Handschrift. Die
keit mit Auguste
me sofort zu ver-
eispiel wenn das
chterin zu reflek-
igen des Arztes,
nden sich, glück-
Einsamkeit flutete
ür eines Hauses
n nicht immer in
nmal an ihm ge-
en möchte, weil
finde den Cha-
Feinheit bei so-
ur Spekulation
illen. Denn die
es selber. Diese
bis zur ersten
ten Grund sieht
rliebt sich, hei-
ganz ähnlich;
ng paßt nicht
die an Ekel
Der Vater
hnt er nicht.
inem jungen

ratet sie. Das Letzte sieht dem Schürzenjäger zwa
immerhin, auch dieser Zug sei vorgegeben. Das kü
zu dem jähzornigen Stier: der Enttäuschung folgt
grenzt. Kein Kind bindet das ungleiche Paar besse
stirbt, der Krüppel zieht ins Dorf herauf, aber beim
Die Müllerin sucht, was ihr an Seelennahrung fehlt,
Lehrer, wenn sie zusammen musizieren. (Wir erinne
ihren Trost beim blinden Ferdinand gesucht hat; Fre

dies lebensvolle
Daß sie die Er-
auch ein so frühe
zeichnet ist: Der
Vikar. Der Sch
tens. Dabei wü
in ein Beet gewo
auf die Straße.
gefegt werden so
brauche bloß kei
fegt worden. De
Nachtwächters B
Pfarrhaus. Der
der zumutet, sein
singen; er hat si
Nachtwächters B
barfuß. Natürlic
der Nachtwächter
wächter und die
Unheil angerichte

Eine solche G
kann, wenn sie
lassen; dann wo
sorger", oder „J
Oberamt", oder
Humor an Anze
Knecht aus der
Bäurin pfeift, u
wo nichts wäc
er der groller
Best'!" „
se e Jung
Gucket
hänt
wie
be

o, gucket Se uf gar nix, als daß Se ebbes Liebs im arm
Die Ehe ist eine Sache, über die sich diese Dichterin immer
iken macht. Wie sieht eine Bauernehe aus hinterher, aus
iive (Wie der Adam starb). Wie wird die Ehe, wenn a) die
ann durch einen schweren Fall verunglückt? Eine Erzählung
igkeit eines Experiments und der schwermütigen Richtigkeit
achtung -e). Grenzt die Gedankenlosigkeit der Männer
an Michel vergißt's). Der Roman „Lehrzeit"

Hesse & Becker, Leipzig.

eine einzige Ehegeschichte: die rasch geschlossene Pfarrersehe muß böse Stürme aushalten, bis sie eine richtige Ehe wird; als Hintergrund das friedliche Eheleben von des Pfarrers Vorgänger; die glücklichen Jahre des Hansjörgs mit der Anna Maria Hindermann; die übel geratene Ehe der Lammwirtin; die freudlose Durchschnittsehe des Schulmeisters Müller. Und wieder die Geschichte einer Ehe, die vielleicht nicht hätte geschlossen werden sollen, ist der zweite Roman „Die Mühle im kalten Grund".

Mit diesem Werk zeigt die Supper eine neue Art. Das Buch ist nicht mehr so unbekümmert drauflos erzählt, wie die bisherigen; es ist überlegter, von Anfang an breiter angelegt, reifer, älter, dichterischer. Ich möchte das nicht ganz als Vorzug fassen. Denn nichts wird uns umsonst geschenkt; wir erkaufen Reife durch Frische. Dem fertigen Gemälde fehlt die Unvollendung der Skizze, ihre künstlerische Flinkheit, der Reiz der ersten Handschrift. Die Ähnlichkeit mit Raabe ist noch größer als je; aber die Ähnlichkeit mit Auguste Supper ist geringer. Wir glauben den Tonfall ihrer Stimme sofort zu vernehmen, wenn das Gespräch in den Dialekt übergeht, zum Beispiel wenn das Regele, die alte Mühlenmagd, spricht. Das Bedürfnis der Dichterin zu reflektieren zeigt sich in den nicht ganz glaubhaften Notizbucheinträgen des Arztes, der als eine Art Chor durch das Werk schreitet. Aber es finden sich, glücklicherweise selten, papieren „poetische" Stellen: „Ein bitteres Einsamsein flutete gegen seine Seele her". „Wie ein Markstein am Weg ist's für eines Hauses Herrin, wenn sie den Baum zum Feste putzt." Ist der Roman nicht immer in guten Stunden geschrieben worden? Hat die Supper manchmal an ihm gearbeitet etwa wie an einer Stickerei, mit der man fertig werden möchte, weil man nicht mehr die Freude daran hat wie zu Anfang? Ich finde den Charakter der Heldin unglaubwürdig zwiespältig: soviel seelische Feinheit bei soviel Spekulation auf einen reichen Mann? Und sei's auch nur Spekulation um eines geliebten Vaters und eines krüppelhaften Bruders willen. Denn die Liesel „will doch reich werden, sehr reich, schwer reich"; sie sagt es selber. Diese Voraussetzung zugegeben, entwickelt sich das eheliche Drama bis zur ersten Katastrophe mit strenger Folgerichtigkeit. Der Müller vom kalten Grund sieht die Liesel, wie er bei ihrem Vater eine Uhr reparieren läßt; verliebt sich, heiratet sie. Das Letzte sieht dem Schürzenjäger zwar nicht so ganz ähnlich; immerhin, auch dieser Zug sei vorgegeben. Das kühle, feine Ding paßt nicht zu dem jähzornigen Stier: der Enttäuschung folgt eine Angst, die an Ekel grenzt. Kein Kind bindet das ungleiche Paar besser zusammen. Der Vater stirbt, der Krüppel zieht ins Dorf herauf, aber beim Schwager wohnt er nicht. Die Müllerin sucht, was ihr an Seelennahrung fehlt, bei ihm und einem jungen Lehrer, wenn sie zusammen musizieren. (Wir erinnern uns der Pfarrerin, die ihren Trost beim blinden Ferdinand gesucht hat; Frau Supper hat das Motto

nochmal genommen. Was ein guter Ochs ist, zieht zweimal, sagt das Sprichwort. Lieber wär's uns gewesen, wenn sie sich nicht wiederholt hätte). Die Eifersucht des Müllers wird durch allerlei Zufälle bestärkt. (Kommt vor, kommt häufig vor. Aber das Motiv mit der alten Schwedenhöhle ist doch von jener Romantik, die nach Literatur schmeckt. Überhaupt wenn in diesem Roman die Handlung stockt, setzt jedesmal die Sagenüberlieferung ein, besonders in der zweiten Hälfte). Am Weihnachtsabend jagt der Müller die zwei Musikanten roh aus dem Haus: eine Szene von furchtbarer Wucht. Am heiligen Tag erschießt sich der Lehrer; er hat die Frau geliebt. Dieser Schuß leitet die zweite, theatralischere Hälfte gleichsam symbolisch ein. Da ist ein malender Pfarrer, der den Selbstmörder nicht nur ehrlich begräbt, sondern auch auf einer Grablegung als toten Heiland malt. Ärgernis im Dorf — gut. Alle Fenster im Pfarrhof eingeworfen — nicht ganz so gut. Halt, wo ist die Müllerin hingekommen? Richtig, sie ist ihrem Peiniger davon (von der Schauergeschichte mit der alten Uhr und allem, was daran hängt, sei geschwiegen; aber die Verfasserin braucht, im Gegensatze zu ihren früheren Werken, merkwürdig viel Requisiten. Die alte Uhr könnte von der Firma Sudermann sein. Fabrikmarke „Frau Sorge"). Sie wohnt oben im Dorf. Eine Scheune wird angezündet, das Feuer greift rasch um sich, der Malpfarrer rettet seine Grablegung ins Freie, der Krüppel soll sie bewachen, der Müller will drüber reiten, der Krüppel schlägt ihm mit den Flötenklappen die Augen aus — nein, das geht nicht mehr; da ist nicht dem Müller, sondern der Dichterin der Gaul durchgegangen, und nicht nur dem Müller sind die Augen eingeschlagen, sondern auch der Roman ist kaput. Die Müllerin kehrt zu ihrem Krüppel von Mann zurück: „Das Vorspiel ist aus. Das Stück hat begonnen." Gut. Aber das wäre alles seelisch zu machen gewesen, ohne Schießen, ohne eingeworfene Fenster, ohne Gespensteruhr, ohne Brandstiftung, ohne blutige Flecken an den Flötenklappen: welche Aufgabe! Diesen Roman ist uns die Supper schuldig geblieben. Statt dessen hat sie uns gegeben, was man euphemistisch eine Geschichte mit starker Handlung nennt. Schade.

Adolf Bartels, dessen zweibändige Geschichte der deutschen Literatur zum Teil durch einen fast monomanischen Antisemitismus abstößt, gibt andererseits für eine Anzahl von Erscheinungen und für ganze Entwicklungen die beste Formel; so zum Beispiel wenn er im Naturalismus, dessen hohen Allüren zum Troß, nichts anderes sieht, als die dritte Periode deutscher Volks-, Stammes- und Heimatdichtungen seit Pestalozzi und J. P. Hebel. „Namentlich die Erzähler unter den Naturalisten mußten, sobald sie dem uniformen großstädtischen Leben auswichen, zur Stammes- und Heimatkunst gelangen, als deren Prinzip man im vollen Gegensatz zur Dekadencekunst geradezu die Liebe, das Mitfühlen ansprechen kann" (II, 545). Auch die Kunst der Supper ist Heimatkunst, auch

ihr Prinzip ist das Mitfühlen. Ich weiß, es ist Mode geworden über das Wort Heimatkunst vornehm zu lächeln. Aber was, wenn die Frage erlaubt ist, haben wir von Produkten der jüngeren Generation an irgendwie Wertvollem in der Erzählung und auf dem Theater, das nicht unter diesen Begriff fiele? Ich spreche nicht von Dichtung im großen Stil und im europäischen Sinn; inwieweit die Deutschen eine solche gegenwärtig haben, und wer etwa ihre Vertreter sind, mag bei anderer Gelegenheit besprochen werden. *Maintenant que l'Allemagne n'a rien à craindre d'un retour du particularisme politique, elle accueille avec empressement un régionalisme littéraire. Il ne faut pas s'étonner de cette réaction des nouvelles générations contre le cosmopolitisme intellectuel de la fin du dernier siècle.* So beschließt ein gescheiter Franzose seinen Abriß deutscher Literatur. Das Problem des Deutschen ist, ob er seine Heimat zur Welt steigern kann. Es gibt Zeiten, denen das leicht fällt, und Geister, denen es gleichsam natürlich ist. Aber es gibt auch Zeiten, und zu ihnen scheint die unsrige zu gehören, in denen es keinem Dichter so recht gelingen will. Alles, was an Gerhart Hauptmann zweideutig und schielend ist, kommt davon her, daß er selbst und seine Anhänger diesen Grundunterschied nicht sehen wollen, und nicht wollen, daß wir ihn sehen. Vielleicht — ich muß mich auf lauter Andeutungen beschränken, denn jeder dieser Sätze wäre ein Aufsatz für sich — vielleicht muß, wer über sein Land und seinen Gau hinauskommen will, lang und geduldig bei der klassischen Dichtung anderer Völker und anderer Zeiten in die Lehre gehen. Das Genie kommt gleich im klassischen Lande zur Welt, das Talent muß zu Fuß nach Griechenland, mag der Weg noch so weit sein. Wer im Lande bleibt, nähre sich redlich und komme uns nicht mit antiker Gebärde und tragischer Maske, wenn hint und vorn der Schlesier heraushängt. Wer das Zeug zu ganzer Heimatkunst hat, und sich dabei bescheidet, erfüllt das Gesetz der Kunst schöner, als wer mit allen Gattungen liebäugelt und nicht den Mut zu seinem besten Können hat. Es ehrt die Supper — um endlich wieder auf sie zurückzukommen, daß sie diesen Mut hat; daß sie nichts vorstellen will, was sie nicht ist; daß sie ihre Begabung nicht forciert und ihre Grenzsteine nicht verrückt. Wer so arbeitet, darf ruhig riskieren, daß man seine Werke an ähnlichen Werken der Litteratur messe: sie werden nicht zu klein herauskommen. Ich stelle ruhig, um konkreter und deutlicher zu werden, die guten Geschichten der Supper neben gute Geschichten von Maupassant. Man kann ganz sein, ohne im vulgären Sinne groß zu sein. Aber man kann nicht groß sein, ohne im vulgärsten Sinne ganz zu sein. Sonst ist man ein Ballon, bei dessen Füllung das Gas ausgegangen ist.

Ein Versuch über die Supper wäre unvollständig, wenn er nicht unterstriche, daß sie eine fromme Natur ist. Ihre Dichtung wurzelt im Glauben. Wer es nicht aus jeder ihrer Geschichten herauslas, mußte durch den kleinen Band Gedichte belehrt werden, den sie 1912 herausgab, und der vom Anfang bis zum Ende

von religiösen Erlebnissen erfüllt ist. Sie weiß sich vom Stammbaum der Kinder Gottes, denn in Finsternissen greift sie nach ihm, und lallt seinen Namen. Wenn der Menschensohn spricht, schwingen alle Saiten ihrer Leier. Ihre Vorstellung vom Himmel: „Mein Kind, jetzt zieh nur rasch den Kittel aus, du bist zu Haus!" Ihre Empfindung vom Menschengeschick auf Erden: ein Blindekuhspiel, ein Haschen nach dem Mantel des Ewigen. „Bist du der Ozean, sind wir die Wellen?" fragt sie. „Du kommst von Gott und gehst zu Gott" antwortet es ihr. Die meisten der Gedichte klagen um den toten Gefährten. Das Gedicht aber, das sie mit Absicht an den Schluß gestellt hat, heißt „Das verlorene Lachen", und endet mit den Zeilen:

Vorwärts, du Tor, lern' sehen, lern' bewundern!
Die Freude lebt vom wunderholden Schein.
Laß tiefste Ehrfurcht erst dein Herz ermuntern,
Dann stellt sich auch das Lachen wieder ein.

Die Dichterin schien in ihren letzten Werken jenes Lachen verloren zu haben, das wir so gern an ihr hatten. Aber wer einen so starken Wirklichkeitssinn hat und zugleich eine so ehrfürchtige Frommheit wie sie, dem stellt sich auch das Lachen wieder ein.

Ein Gespräch, das ich unlängst mit anhörte, handelte von der Enttäuschung, die uns nicht erspart bleibt, wenn wir die Menschen kennen lernen, die hinter den schönen Büchern stehen. Die Rede kam auf berühmte Namen. „Nein," sagte eine Frau von Urteil und Geschmack, „nein, die möcht' ich alle nicht kennen lernen. Wenn ich eine kennen lernen möchte, dann ist es die Supper."

* * * * * *

Die Süddeutschen Monatshefte haben folgende Beiträge von A. Supper zuerst veröffentlicht: Wie der Adam starb (II, 2); Johann Kusterer auf Abwegen (II, 7); Julzeit (II, 12); Wie der Wald geflunkert hat (III, 4); Leut' (III, 7); Heilige Nacht (III, 12); Einer aus dem Elbacher Oberamt (IV, 9); Wie macht man sein Glück (V, 2); Holunderduft (V, 7); Der Heß und sein Buch (V, 9); Frau Pauline Brater (VI, 1); Der Laubfrosch als Erzieher (VI, 2); Die Aussicht vom Galgenberg (VI, 6); Ballabenteuer (VI, 10); Der lange Adolf (VII, 2); Das Holz von San Felice (VII, 12); Mäuse (IX, 3); Sein Damaskus (IX, 7); Johannes Diepolds Vermächtnis (X, 1); Denkende Pferde (X, 4).

Von den in diesem Versuche erwähnten Werken erschienen die Novellensammlungen „Da hinten bei uns" (1905) und „Leut'" (1908), der Gedichtband „Herbstlaub" (1912) und der Roman „Die Mühle im kalten Grund" (1912) bei Eugen Salzer in Heilbronn; „Lehrzeit" (1909) bei der Deutschen Verlagsanstalt, „Holunderduft" (1910) im Verlage der Süddeutschen Monatshefte.

Die Briefe Miquels an Marquardsen.

Mitgeteilt von Karl Alexander von Müller in München.

Wer die sichtbarsten Gestalten des deutschen Liberalismus in der Bismarckischen Zeit sucht, wird Bennigsen, Miquel, Lasker und Eugen Richter nennen. Unter diesen vier charakteristischen Persönlichkeiten war Johannes von Miquel die bedeutendste und die komplizierteste.

Sein äußerer Lebenslauf hat den höchsten Anstieg, die weitesten Spannungen, den reichsten und vielseitigsten Wirkungskreis. Er war (1828), als Sohn eines Hofmedikus und Bürgermeisters, in einer kleinen hannöverischen Ackerstadt an der holländischen Grenze geboren, sollte zuerst den landwirtschaftlichen Beruf ergreifen und geriet in seinen Heidelberger und Göttinger Studentenjahren, unter dem Einfluß der achtundvierziger Ereignisse, so tief in die Jugendkrankheit eines extremen Radikalismus, daß er sich 1850 in einem Brief an Karl Marx als Kommunisten und Atheisten bekannt und als sein politisches Ziel die Diktatur der Arbeiterklasse proklamiert haben soll. Er begann dann seine amtliche Laufbahn als Göttinger Rechtsanwalt (1854), vor allem in großen Bauernprozessen, und wurde von hier aus — einer der wenigen deutschen Advokatenpolitiker — in einflußreiche politische und parlamentarische Tätigkeit gezogen. Schon hatten inzwischen eindringende geschichtliche und volkswirtschaftliche Studien seinen Radikalismus (der auch von vornherein eine sehr starke nationale Farbe hatte) zu einer historisch-kritischen Staatsanschauung abgewandelt: er nimmt sogleich seinen Platz auf der gemäßigten, nationalen Linken, er ist unter den Begründern des deutschen Nationalvereins wie später unter denen der nationalliberalen Partei. Zu gleicher Zeit findet er als Bürgermeister von Osnabrück (1865—1870) Gelegenheit, einen ungemeinen Reichtum organisatorischer Talente und sozialpolitischer Gedanken auf kommunalem Gebiet zu erproben; er gewinnt in dieser Stelle ebenso wie als Parlamentarier hervorragenden Anteil an der Überleitung Hannovers in das reichere preußische Staatsleben, am inneren Ausbau des Norddeutschen Bundes, an der Grundlegung des neuen deutschen Nationalstaates. 1870 tritt er dann an die Spitze des größten Berliner Bankinstitutes und sieht nun auch von der finanziellen Seite her in die Struktur des neuen wirtschaftlichen Volkslebens. Noch einmal kehrt er in das ihm sympathischere Amt eines Oberbürgermeisters nach Osnabrück zurück (1876) und entfaltet dann in derselben Eigenschaft in Frankfurt a. M. (1880) administrativ, finanziell und vor allem wieder sozialpolitisch eine schöpferische und organisatorische Wirksamkeit ersten Rangs. Und schließlich gewährt ihm das Amt eines preußischen Finanzministers (1890) und Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums (1897) noch den Raum, alle auf so vielen Feldern gewonnenen Erfahrungen auf dem größten Gebiet, in umfassendster Arbeit zu verwerten. Seine gewaltige Finanzreform, eines der großen Werke sozialen Ausgleichs und sozialer Gerechtigkeit, gibt ihm, neben Motz und Maassen, Anspruch auf den Namen eines der größten preußischen Finanzminister; und seine intellektuelle Überlegenheit macht ihn etwa zehn Jahre lang, über sein engeres Ressort hinaus, zur eigentlichen Seele der preußischen Staatsregierung.

Dieser reiche, glänzende Lebenslauf war nur möglich durch die Schwungkraft mannigfaltiger und starker Talente. Johannes Miquel, in dessen Adern französisches und niedersächsisches Blut sich mischten [1]), vereinigte in sich Eigenschaften, die sich nicht häufig zusammenfinden. Er besaß die leichteste Beweglichkeit und die schärfste Energie des Denkens und die gleiche Beweglichkeit und Energie des Handelns; einen feinen, sprudelnden, erfindungsreichen Geist, überschäumendes Temperament und zugleich den sichersten praktischen Blick und Takt, den höchsten idealen Schwung und die kälteste Berechnung; eine reiche allseitige Bildung, strenges theoretisches Fachwissen und ungemeine angewandte Erfahrung und Gestaltungskraft. Bis unmittelbar an seinen Tod hin blieb er rastlos regsam, von der lebendigsten geistigen Feinfühligkeit. Er war selber reich an schöpferischen Gedanken, grenzenlos aufnahmebedürftig und aufnahmefähig für fremde Ideen, aus Büchern wie aus dem Leben, und er hatte dazu noch die reichsten Fähigkeiten, das Gedachte oder innerlich Geschaute in der unerbittlichen Wirklichkeit durchzusetzen. Er war zugleich Verwaltungsbeamter, Organisator großen Stils und Parlamentarier. Er verstand es ebensowohl, eine ganze festgegliederte Körperschaft in ihrer täglichen Arbeit mit seinem Geist zu beseelen, wie eine flüchtig zusammengekommene Masse durch die mächtigste Beredsamkeit hinzureißen, einen Einzelnen in liebenswürdiger, unwiderstehlich geistvoller Überredung zu gewinnen, oder die Parteien mit verschlagener Taktik, deren Meister er war, nach seinem Ziele zu lenken. Man hat einige Bismarckische Fähigkeiten an dem hageren, schwarzen Mann entdeckt, dessen Augen, groß und dunkel in dem bleichen, faltendurchfurchten Gesicht „wirklich etwas von dem dämonischen Glanz der Augen Friedrichs des Großen oder Goethes hatten". Die stärkste und eigentlich bestimmende Kraft in diesem unermüdlich arbeitslustigen und arbeitskräftigen Geist aber war doch der tiefe Drang nach positivem, fruchtbarem Schaffen, dem bloße Kritik und Opposition niemals Genüge taten. Man mag nun sagen, daß seine organisatorischen und staatsmännischen Fähigkeiten, die sich äußern wollten, die Wurzel dieses Dranges waren, oder daß dieser vielmehr jenen erst die Möglichkeit gab, sich zu entfalten. Jedenfalls hatte er die auszeichnende Gabe des geborenen Staatsmannes, der nicht aus Theorien und Stimmungen heraus die Welt der Dinge umzubilden sich vermißt, sondern auch das Neue, was er erstrebt, bescheiden vom Bestehenden her aufbauen will: jene große zusammenfassende, die Mittellinie aufspürende, ausgleichende Kraft, die vorhandene Gegensätze zu neuer einheitlicher

---

[1]) Da über die Abstammung Miquels vielfach falsche Ansichten verbreitet sind, sei hier noch einigen ergänzenden Angaben Raum gegeben, die ich der Güte seines Sohnes, des Herrn Landrats von Miquel, verdanke. Der Ursprung der Familie führt darnach über Miquels Großvater, der Major in der Münsterischen Armee war, nach Südfrankreich und wahrscheinlich von hier nach Spanien zurück. Im 16. Jahrhundert sollen, wie eine glaubwürdige Familientradition berichtet, die französischen Miquels als ein ausgewanderter Zweig des alten spanischen Adelsgeschlechts Miquel Baron de Pubol nach Cahors gekommen sein, in dessen Nähe sie dann als Gutsbesitzer blieben. Deutsches, und zwar niederdeutsches Blut ist erst durch Miquels Mutter, Luberta Köhler, hinzugebracht worden.

Leistung zusammenzuschweißen vermag, und die allein, so weit wir sehen, dauerhafte politische Werke hervorbringt.

Schicksal und Art des deutschen Liberalismus sind, wie man bemerkt hat, nicht zuletzt dadurch bestimmt worden, daß er niemals im Großen selbständig zur Regierung gekommen ist; selbst in den Jahren seines stärksten Einflusses im Bismarckischen Deutschland ist er nur eine Hilfstruppe der entscheidenden monarchischen Gewalt geblieben. Auch Johannes von Miquel ist, als er, nach Bismarcks Sturz, ins Staatsministerium eintrat, keineswegs als liberaler Führer zum Regiment berufen worden. Der Mann, den wir oben kurz zu kennzeichnen versucht haben, war seiner Natur nach nie ein einfacher und beschränkter Parteimann. Der Führer der Nationalliberalen selbst, sein Freund Bennigsen, hat dies an seinem Grab am schönsten ausgesprochen: daß Miquel „niemals im Bann politischer Dogmen und Formen gestanden", nie „einseitig nur nach den Lehren einer politischen Schule oder Partei gehandelt ... Er ist nie ein einseitiger Politiker gewesen, sondern hat stets nur nach den höchsten Gütern des deutschen Volkes getrachtet". Er hat dies lange Jahre, 1861—1882 im hannöverischen und preußischen Landtag, 1867—1877 und dann wieder 1887 bis 1890 im Reichstag, im engsten Anschluß, als führendes Mitglied der nationalliberalen Partei getan; mit dem Höhepunkt ihres parlamentarischen Einflusses in den siebziger Jahren fällt auch der Höhepunkt seiner parlamentarischen Wirksamkeit zusammen. Ein bedingungsloser Anhänger der Partei ist er aber zu keiner Zeit gewesen. Der „Laskersche Doktrinarismus" erschien ihm, dem es nie viel um Doktrinen, sondern immer nur um den sachlichen Fortschritt zu tun war, schon früh als ein Unheil für den deutschen Liberalismus. Und über diesen hinaus hatte sein beweglicher Geist Fühlung mit allen andern Richtungen unseres politischen Lebens, von der agrarischen, mit der ihn seine Sorge für den Bauernstand, bis hinüber zur sozialen, mit der ihn der lebhafteste Anteil an den großen sozialen Aufgaben der Gegenwart verband. Er hat gar nicht anders gekonnt, als immer einen oder den andern Teil seiner Freunde und Ideale, wie G. Schmoller einmal gesagt hat, in die Ecke zu stellen und er hat nie geglaubt, sie damit zu verleugnen. In den achtziger Jahren hoffte er wohl, daß aus den veränderten sozialen und politischen Verhältnissen auch neue, „positive" Parteibildungen sich hervortäten, und die alten Parteien erschienen ihm demgegenüber, eine wie die andere, als „alter Trödel". In der Ministerzeit vollends trieb ihn die Vertretung der Gesamtinteressen, die Politik des Ausgleichs und der Sammlung, die ihm am Herzen lag, manchmal fast bis zum offenen Konflikt mit den früheren Parteifreunden; in dem schnöden Preßjubel, der bei seinem Rücktritt erscholl, haben auch nationalliberale Blätter nicht gefehlt.

Sehen wir recht, so ist der Umstand, der Miquels Verhältnis zum Liberalismus vor allem kennzeichnet, der, daß Miquels öffentliches Interesse von Anfang an sozusagen zwei Brennpunkte hatte: den nationalstaatlichen und den sozialen. Der erstere verband und der letztere trennte ihn gewissermaßen vom Liberalismus. Er ist wohl der einzige unter den liberalen Führern, dessen Name zugleich unter den Mitbegründern des Nationalvereins wie unter denen des Vereins für Sozialpolitik steht. Vor allem in den achtziger Jahren, wo er auch sonst in wichtigen Fragen von der Partei abwich, trat die sozialpolitische Tätigkeit, mit der er ja zu allererst

begonnen und die ihn stets begleitet hatte, immer entschiedener in den Vordergrund. Und sein Referat über die Arbeiterfrage in den Staatsratsitzungen von 1890 ist recht eigentlich die Brücke gewesen, die ihn zum Ministerposten hinübertrug. Durch diese Doppelseitigkeit wuchs er innerlich und äußerlich über den Liberalismus hinaus, dessen unaufhaltsames Zurückgehen seit 1879 doch vor allem durch sein mangelndes Verhältnis zu den sozialen Problemen begründet wurde. Trotzdem ist Miquel, auch in den Jahren der größten Entfernung, von allen unsern Parteien doch immer der nationalliberalen am nächsten gestanden und am nächsten geblieben. Er hat immer an ihr teilgenommen, versucht, sie in seinem Sinn zu beeinflussen; nur der Tod verhinderte ihn, nach seinem Abgang das alte Band wieder enger anzuziehen. Wie seine individuelle Eigenart erst vor dem Hintergrund des deutschen Liberalismus, in dem er steht, ihre eigentümlichen Lichter und Schatten zeigt, so ist es andrerseits auch für diesen höchst bezeichnend, wie weit dieser politischeste Kopf unter seinen Führern mit ihm eins war: wie beide aufeinander einwirkten, sich auseinandersetzten, wo sie sich trennten und wo ihre Wege doch immer wieder ineinanderliefen.

Eben zu diesem Verhältnis Miquels zum Liberalismus hoffen die folgenden Briefe Miquels an einen führenden bayerischen Nationalliberalen einige Beiträge zu bringen. — Für die Person des Adressaten, Heinrich von Marquardsen, dürfen die Leser der Süddeutschen Monatshefte auf die Skizze im Heft 3 dieses Jahrgangs (Drei Briefe Treitschkes an H. v. Marquardsen) verwiesen werden. Wenn uns gleich Marquardsens eigene Briefe nicht vorliegen, so wird doch auch schon diese Passivkorrespondenz über manche wichtigste Fragen der gleichzeitigen Parteigeschichte — welche nun neben Marquardsens schon bekannten Briefwechsel mit Bennigsen tritt — helleres Licht auch auf seine eigene Stellung werfen können. — Von wann die Freundschaft zwischen Miquel und Marquardsen stammt, ist noch nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wäre möglich, daß sie vielleicht schon auf die Heidelberger Jahre 1847/8 zurückgeht; gewiß ist, daß beide Männer im Zollparlament und dann lange Jahre im Reichstag zusammen in der gleichen Fraktion tätig waren. Was sie innerlich verband, war neben dem verwandten nationalen und liberalen, historischen und kritischen Ausgangspunkt wohl auch ein gemeinsamer menschlich freier, vorurteilsloser und realpolitischer Zug. Auch Marquardsen gehörte, wie die Leser dieser Hefte schon wissen, innerhalb der nationalliberalen Partei zur „Bismarckischen" Gruppe, war sammelnd und ausgleichend im Verkehr mit den anderen Parteien tätig.

Die bis jetzt aufgefundenen Briefe stammen aus den Jahren 1876—1897: aus Jahren also, in denen Miquel nur mehr zeitweise noch selbst parlamentarisches Mitglied der nationalliberalen Partei im Reichstag war; sie gewinnen durch diesen Umstand, glaube ich, nur an Interesse. Die allgemeiner bedeutsamen aus ihnen werden im folgenden, mit gütiger Erlaubnis des Herrn Hofrats Dr. Marquardsen, nach den Originalen mitgeteilt. Mit Ausnahme des vorletzten, der einer „ausgezeichneten Schreibmaschine in der Person meiner Nichte" diktiert ist, sind sie alle von Miquels eigener charakteristischer Hand. Die Briefformeln wurden der Kürze halber für den Druck ohne weiteres gestrichen. Wo kurze familiäre Nachrichten, hier und dort auch eine unwesentliche sachliche Frage oder Antwort der Wiedergabe nicht wert schienen, ist die Lücke kenntlich gemacht. Jedoch sind, um

auch vom Charakter der Briefe als solcher einen Begriff zu geben, einige Stücke ganz aufgenommen. Das meist am Ende stehende, oft nur höchst unbestimmte Datum ist der Übersichtlichkeit halber durchwegs an die Spitze gestellt und, wo es fehlte, ergänzt worden. Mit Ausnahme der zwei als fraglich bezeichneten Nummern hoffe ich die Briefe richtig eingeordnet zu haben. Solche Ergänzungen des Herausgebers sind in eckige Klammern gesetzt. — Zur Vervollständigung der folgenden kurzen Erläuterungen darf der interessierte Leser auf die neue Ausgabe von Miquels Reden (von W. Schultze und Fr. Thimme. Bis jetzt 2 Bde. 1911/12) sowie auf die Lebensabrisse Miquels von F. Rachfahl (Biographisches Jahrbuch Bd. 6) und G. Schmoller (Charakterbilder, 1913) und auf die große Biographie Bennigsens von H. Oncken (2 Bde., 1910) verwiesen werden.

Der erste Brief — nach Miquels zweiter Wahl zum Oberbürgermeister von Osnabrück — führt noch in die Jahre der ausschlaggebenden Stellung der nationalliberalen Fraktion im Reichstag. Es handelt sich um den Abschluß der Justizgesetze (Zivil- und Strafprozeßordnung, Gerichtsverfassungsgesetz), um die Miquel als Vorsitzender der Justizkommission besondere Verdienste hatte. Marquardsen ebenso wie die im Brief erwähnten Abgeordneten Becker, Schwarze und Joseph Völk waren Mitglieder dieser Kommission. Bei der zweiten Lesung der von der Kommission einschneidend veränderten Gesetzentwürfe (November—Dezember 1876) kam es zu schweren Differenzen mit dem Bundesrat, der zuerst 86 Kommissionsbeschlüsse für unannehmbar erklärte. Erst Bismarck selbst führte, aus Varzin herbeieilend, am 15./16. Dezember eine Verständigung mit den nationalliberalen Führern herbei. (Vgl. Oncken, Bennigsen II, 290 f.)

Osn. 17/9 76.

Lieber Freund!

Schönsten Dank für Ihre Zustimmung in Betreff der Annahme der hiesigen Wahl. Die Sehnsucht nach festem, heimatlichem Boden, das Interesse an communaler Verwaltung u. der Überdruß an der alleinigen parlam. Kritik und vor Allem das so freundliche Anklopfen meiner alten Stadt Osn., welche mir eine fast rührende Anhänglichkeit bewies, gaben nach langem Schwanken den Ausschlag.

Das Verdienst für den Rechenschaftsbericht habe ich nicht, sondern Wehrenpf.[1]) Ich habe nur in Bezug auf Anordnung, Richtung und Material etwas mitgewirkt.

Ich war allerdings im August bei Bism. in Berlin. Er war sehr skeptisch in Bezug auf die Justizgesetze, meinte, sie würden dies Mal wohl nicht zu Stande kommen. Es seien (wenn ich nicht irre) 34 unannehmbare Punkte da, eine Einigung schiene ihm unwahrscheinlich. Sie können Sich denken, was ich darauf erwiederte. Ob er wirklich an das Nichtzustandekommen glaubte, oder ob er „drücken" wollte, wage ich nicht zu entscheiden. Er soll sich aber auch

[1]) Rechenschaftsbericht der nationalliberalen Reichstagsfraktion 1876 (Von Wehrenpfennig u. d. T. Die Gesetzgebung der letzten sechs Jahre im Reich und in Preußen).

sonst in gleicher Weise ausgesprochen haben. Jeden Falls werden wir noch Manches im Einzelnen nachgeben müssen.

Die Einzelregierungen müssen treiben. Sprechen Sie doch ja mit Fäustle[1]). Die Mittelstaaten stehen bei vielen Kreisen in B. allerdings in dem Rufe, sich einen Popularitäts-Mantel umhängen zu wollen, da müsse Preußen Stand halten.

Mein Bericht ist im Druck. Die Berichte von Becker u. v. Schwarze werden bald nachfolgen. Ob der Bundesrath uns noch Erklärungen abgeben wird, habe ich nicht erfahren.

Vorläufig denke ich die Commission zwischen dem 10—15 Oct. zu berufen.

Es ist mir sehr lieb, daß Sie Stauffenberg aufsuchen. Wir müssen dies Mal viel polit. Takt beweisen, um durchzukommen. Mehr u. mehr überzeuge ich mich davon, daß wir in der Bevölkerung durch übermäßige Principienreiterei jeden Boden verlieren können.

Ich bitte um die besten Grüße an die Bayr. Freunde, insbesondere Stauffenberg u. Vater Völck. Ihr getreuester J. Miquel.

Zwischen dem vorangehenden und den folgenden fünf Briefen liegen acht Jahre. In ihnen hatte Bismarck die nationalliberale Partei von der ausschlaggebenden zu einer der kleinen Mittelfraktionen des Reichstags herabgedrückt, die mühsam zwischen den schärfsten Gegensätzen von Rechts und Links ihre Selbständigkeit zu bewahren suchte. 1880 hatte sich der freihändlerische linke Flügel der alten Partei unter Lasker, Bamberger, Forckenbeck, Stauffenberg und Rickert abgetrennt und zur „Liberalen Vereinigung" zusammengeschlossen. Am 5. März 1884 verschmolz diese mit dem Richterschen Fortschritt zur „Deutsch-freisinnigen Partei" (sogenannte „Fusion"). Gegenüber dieser liberalen Konsolidation nach links hin setzte nun im Frühjahr 1884 von Südwestdeutschland aus eine nationalliberale Restaurationsbewegung nach rechts ein. Schon 1882 hatte Marquardsen bei Bennigsen einen süddeutschen Parteitag angeregt, der ein gemeinsames neues Programm für Süddeutschland aufstellen sollte. Im Februar 1884 nahm Miquel, obwohl damals selbst nicht mehr in der Fraktion stehend, diesen Gedanken auf (siehe die ersten beiden folgenden Briefe). Am 23. März fand eine Besprechung süddeutscher Nationalliberaler in Heidelberg statt. Ihr Ergebnis war das „Heidelberger Programm" (Wortlaut bei F. Salomon, Die deutschen Parteiprogramme II, 33 f.), dessen erster Entwurf von Miquel, dessen Schlußredaktion von Marquardsen stammt. Über seine Bedeutung im größeren Zusammenhang unserer Parteigeschichte und unseres nationalen Denkens überhaupt findet der Leser vortreffliche Ausführungen bei H. Oncken, Bennigsen II, 511 f. Die Sätze dieser Kundgebung schließen sich ausdrücklich an das nationalliberale Parteiprogramm von 1881 an; aber das starke Betonen der nationalen und reichsfreundlichen Seiten der liberalen Aufgabe, das lebhafte Eintreten insbesondere für die neue Sozialpolitik bedeutete doch ein entschiedenes Wieder-Heranrücken der Partei an Bismarck, eine weitere Durchdringung mit dem neuen Bismarckischen

[1]) Dr. Johann von Fäustle, 1871—1887 bayerischer Justizminister und Bevollmächtigter zum Bundesrat.

Staatsgedanken, der allmählich die alten liberalen Begriffe von Staat und Gesellschaft ablöste. Die Brücke nach links wurde abgebrochen und die zu den gemäßigten Konservativen hinüber geschlagen: man sieht den Ansatz zum späteren Kartell. Miquel, der an der Heidelberger Tagung selbst nicht teil genommen hatte, erläuterte die Ziele des neuen Programms in einer großen Rede auf einem Parteitag in Neustadt a. H., am 14. April.

Der Anschluß der Norddeutschen an die Heidelberger Erklärung erfolgte, nicht ohne Widerstand der freihändlerischen Gruppe, auf dem allgemeinen Parteitag in Berlin, mit dessen Vorbereitung sich unsere Briefe vom 3./4. und 5. Mai beschäftigen. Man vergleiche zu diesen Schreiben die gleichzeitige Korrespondenz zwischen Miquel und Bennigsen bei Oncken a. a. O. II, 514 f.

Der Brief vom Juni 1884 betrifft Schwierigkeiten, die sich, unmittelbar nach dieser programmatischen Einigung, bei der Beratung des Unfallversicherungsgesetzes — besonders wegen der Amendements der siebten Kommission (Vorsitzender Freiherr zu Franckenstein, Referent Freiherr von Hertling) und wegen der Haltung des Staatsministers von Boetticher — sowie durch den Entwurf eines neuen Börsengesetzes ergaben. Hierzu ist wiederum ein Brief Marquardsens an Bennigsen, vom 20. Dezember 1884, bei Oncken a. a. O. II, 522, zu vergleichen.

Fr. 7/3 84.

Die Vertagung unserer Conferenz ist gegen. der Allianz der Fortschr. u. der Secess. doppelt übel. Die Pfälzer sind sehr mißgestimmt. Ich möchte anheimgeben, nun Ihrer Seits baldthunlichst auf einen nächsten Sonntag alle Betheiligte einzuberufen. Das Programm ist fertig. Wir müssen jetzt erst recht der Parthei einen Halt geben. Gegen den 18—20. werde ich nach B. ins Herrenh. gehen müssen, bin aber stets bereit wenn irgend möglich an der Conferenz theilzunehmen. In aller Eile.

Fr. 11 März

Am 20. komme ich nach B. und kann jeden Falls nicht vor dem 26—28. wieder fort. Ich bin Referent im Herrenhause. Wird daher die Conferenz am 22. stattfinden, so kann ich nicht theilnehmen — was ja auch an sich gleichgültig wäre.

Den ersten, in Folge der Vertagung ganz ungefeilten Entwurf lege ich vertraulich an; namentlich bitte ich mich vorerst aus dem Spiel zu lassen.

Ich erfahre von allen Seiten, daß die Fusion in Südd. wenig Anklang findet, aber es ist grade jetzt dringlich, daß die gem. lib. Elemente sich auf Grund eines bestimmten Programms rühren und die schwankenden Elemente festhalten.

Die Hessen kommen am 30. hier zusammen. Es wäre werthvoll, wenn die Conferenz jeden Falls einen Tag vorher stattfinden könnte...

[Fr. 3. oder 4. Mai 1884]

Wenn ich auch glaube, daß Sie und die Freunde mein Erscheinen in B. weit überschätzen und überzeugt bin, daß ohne mich auch Alles gutgehen wird,

so bin ich trotz der vielen schweren Bedenken doch entschlossen, zu kommen, wenn ich kann.

Zur Zeit leide ich an einem so starken Brustkatarrh, daß der Arzt von der Reise Nichts wissen will. Es ist mir auch nach meinem Krankheitsgefühl sehr zweifelhaft, ob ich kommen kann.

Käme ich doch, so könnte ich jeden Falls nicht viel reden. Dies halte ich aber auch nicht nothwendig u. nicht thunlich. Ich kann von meinen Neustädt. Ausführungen Nichts modificiren oder abschwächen, sie aber auch nicht wiederholen und würde daher wesentlich nur zur Einigkeit u. festen Organisation ermahnen können.

Wenn ich, wie ich ehrlich befürchte, durchaus nicht kommen kann, so müssen Buhl[1]), Kiefer[2]) und vor Allem Sie diese Rolle übernehmen, namentlich, falls Bennigsen fehlen sollte.

Halten die Freunde dies für nützlich, so will er gern schriftlich in Beantwortung der Einladung um Annahme der vereinbarten Resolution bitten.

Diese gefällt mir zwar nicht ganz — namentlich bedaure ich, daß man nicht wenigstens aus dem Programm 1881 den generellen Satz in Betreff der größeren Fürsorge für die arbeitenden Klassen entnommen und daneben insbesondere auf das Unfallvers.-Ges. hingewiesen hat.

Aber — man muß sich zufrieden geben. Die Einheit der Parthei darf nicht gefährdet werden, und im Übrigen ist das Hauptgewicht immer auf eine feste Organisation einer selbstständ. abgeschlossenen Parthei — überall in allen Wahlkreisen zu legen und jedes Verschwimmen mit den Freisinnigen zu vermeiden, ohne ihnen deßwegen offensiv feindlich gegenüberzutreten.

Ich habe durch Corresp. eifrig hierfür gewirkt, wo ich fand, daß gegen die „Preuß. Freihändler" die Verstimmung zu stark hervorzutreten drohte.

Hoffentlich bringen Sie B[ennigsen] mit. Ich schrieb auch noch an ihn.

Mit dem besten Gruß an Buhl, dessen opferfreudiges Gemüth gleich eine Reise nach hier antreten wollte . . .

Könnte nicht die geschmacklose und nicht mehr passende Phrase, „frei von Ermüdung und Erbitterung" in der Erklärung gestrichen werden?

Fr. 5 Mai

Es ist gut, daß der Partheitag verlegt — bis zum 18. wird auch die Soz. Ges. Frage entschieden sein —, besser noch, daß Benn. kommt. Ich hoffe nun auch kommen zu können.

Nach Allem, was ich erfahre, werden die Südd. kaum mit der Resolution zufrieden sein. Sie drängen auf eine ganz bestimmte Erklärung, daß man den Reichs-

[1]) Franz Armand Buhl, Gutsbesitzer, später bayerischer Reichsrat, 1884 Reichstagsabgeordneter für Rheinpfalz 5, nationalliberal. — [2]) Friedrich Kiefer, badischer Landgerichtspräsident, Führer der badischen Nationalliberalen.

kanzler in der Soz. Pol. unterstützen wolle. Sie finden die herrschenden Ideen in dem letzten Heft der Pr. Jahrb.[1]) ausgedrückt, wie sie hier die Oberhand haben. Der Kampf gegen die „Reaktion" existirt hier nicht, wohl aber will man gern in die Wahlen mit dem Reichskanzler gehen u. thut es gern auf diesem Gebiete. Es wird recht schwer sein, einen allgemein befriedigenden Ausdruck für die ganze Parthei zu finden und ich gestehe offen, etwas besorgt geworden zu sein. Die Resolution umgeht einiger Maaßen den entscheidenden Punkt, an welchen sich m. A. n. die Partheibildungen der Zukunft knüpfen werden.

Meines Theils werde ich selbstredend entschieden für die Einigung eintreten, aber ich fürchte sehr, daß Amendements nicht ausbleiben.

Von Benn. erwarte ich briefliche Nachricht und hoffe, daß wir auch dies Mal einig sein werden.

Und nun, verehrter Freund, noch eine vertrauliche und rein persönliche Sache. Ich fürchte, daß bei der Berathung des Soz. Ges. oder sonst im Reichstage ich, da ich so sehr in den Vordergrund geschoben bin, Gegenstand eines Angriffs Seitens der Freisinnigen oder der Soz. Demokraten sein könnte, indem man behauptet, ich sei in meiner Jugend Sozialist gewesen.

Die Wahrheit ist, daß uns jungen Leuten in Göttingen die Bücher von Proudhon, Fr. Engels und K. Marx in die Hände fielen und namentlich der Hegelschen Dialektik des letzteren vermochten wir nicht zu widerstehen. Bei uns allen u. namentlich bei mir, der ich viel zu national, historisch u. ich kann wohl sagen, verständig angelegt war, hat dieser Ausläufer von 1848 nicht lange gedauert. Ich wurde der Marxischen Logik bald Herr.

Sollte diese rein theoretische Jugendauffassung erwähnt werden, so möchte ich Sie bitten, darauf nur dies zu erwiedern:

„Sie wollten es nicht urgiren, daß es nicht schön sei, einen Abwesenden anzugreifen. Übrigens habe ich niemals ein Hehl daraus gemacht u. allen meinen Freunden sei es bekannt, daß ich, wie damals viele junge Leute in den Jahren nach 1848 fortgerissen durch das Studium der Junghegelschen Philosophie und der französ. u. deutschen damals noch theoretischen sozialist. Schriftsteller eine Zeit lang mich diesen Anschauungen zugeneigt habe. Ich selbst habe oft davon gesprochen und mit Befriedigung erwähnt, daß als nützliche Frucht dieser Jugend-Ideen die historische Auffassung der Volkswirthschaft und der Unglaube an absolute Wahrheiten derselben übrig geblieben sei. Wie schnell ich mich aus den Banden der soz. Kritik losgelöst, ergebe sich aus einer 30-jährigen öffentlichen Thätigkeit, beginnend mit meinem 25 Jahre."

Entschuldigen Sie, daß ich Sie hiermit behellige und ich hoffe, daß Sie eventuell meiner Bitte entsprechen wollen. Aber man muß sich heute bei der

[1]) Preußische Jahrbücher 1884, Aprilheft. („Die Fusion.")

gegen mich herrschenden Wuth vorsehen. Es kann ja sein, daß Nichts vorkommt — nun dann schadet die Vorsicht nicht.

Indem ich wiederhole, dies ganz für sich behalten zu wollen ....

[Juni 1884]

Schon wieder erhalten Sie von mir einen Brief. Das Verhalten der Reg. in Betreff des Unf. Vers. Ges. u. nun der Börsen (*rectius* Verkehrs) Steuer ist ein schwerer Schlag für uns. M. E. ist es Zeit in der Presse jetzt deutlich unsere Unabhängigkeit zu betonen. Gegen die Amendem. der conf. cler. Maj. in Betreff des Unf. Vers. Ges. haben die Freunde ja schon Stellung genommen[1]), wenn auch die Schlußabstimmung dadurch nicht beeinflußt wird.

Das „Börsengesetz" ist eine Umschlags- u. Verkehrs-Steuer im eigentlichen Sinne des Worts und wird den Börsen nicht bloß sondern dem freien Umsatz einen schweren Schlag versetzen. Es trifft nicht bloß das Gewerbe, sondern den Geschäftsbetrieb als solchen, stellt reelle Geschäfte den Spielgeschäften gleich und führt die lästigsten u. vexatorischten Controllen ein. Außerdem ist die Abgabe so hoch, daß manche Vermittlungs-Geschäfte ganz aufhören müssen. Die hiesige Börse ist konsternirt, Alles wird dem Heid. Progr. in die Schuhe geschoben, in specie mir u. meine Lage als Oberb. ist eine sehr schwierige.

Ich habe glücklicher Weise in Neustadt schon vorbehalten, ob es möglich sei, eine neue Belastung der Börse ohne Schädigung des legitimen Geschäfts u. des Verkehrs durchzuführen u. m. E. müßte die Parthei diese Grenze festhalten, u. auf eine Reform der jetzigen Börsensteuer durch obligatorische Schlußnoten losgehen. Heute wird allerdings die Noten-Steuer vielfach umgangen und hauptsächlich daher kommt der zu geringe Ertrag der Steuer. Wir müssen uns gegen das Wahlmaneuver decken u. daran erinnern, daß wir eine unabhängig prüfende Parthei sind. Es kann nicht zugelassen werden, daß die Unterzeichner des Heidelb. Programms sich verpflichtet hätten, jede Steuer auf den Verkehr unter dem Namen Börsen-Steuer anzunehmen, welche die Börse eben so gut, als die Landwirthschaft trifft.

Entschuldigen Sie diese unberufenen Expectorationen und seien Sie herzlich gegrüßt.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Durch die Abänderungsanträge Barth u. Gen. und Buhl u. Gen.

Die Sohn-Klage.

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Als, von dem Dampfe des Geysirs schwer,
Wolken die Lava-Wüsten verhingen,
Schwebten darüber von Norden her
Schweigende Schwäne auf schwimmenden Schwingen,
Und als der schwarze in flatternder Hast
Stürzte vorm Hause aufgellenden Tones, —
Wußte der Alte im Holzpalast,
Egil, der Barde, den Tod seines Sohnes.

„Als du vom Eisland nach Norge gefahren,
Schlug ich im Arm mir die Wunde zutiefst,
Über der Locke von deinen Haaren
Schloß sich die Narbe, darinnen du schliefst. —
Narbe im Greisen-Arm zuckt, und die Tropfen
Blutes aufperlen gespenstig daran,
Schwerter der Holzwand schaukeln und klopfen,
Niedertaumelt der tote Schwan, —

Zaubrische Zeichen, ich deute euch wohl,
Alte Götter, ihr sprecht zu dem Sänger!
Herbst über Island, nie klangst du so hohl,
Nacht überm Hekla, nie kamst du mir bänger!
Ach, ich habe den Knaben gelehrt
Nahe zu freunden und ferne zu heeren, —
Nun ist mein Einziger, Liebster versehrt
Unter des Holmgangs geheiligten Lehren!

Weh, daß ich nicht bei dir Sterbenden weilte!
Soviel Wunden mein Schwert-Arm schlug, —
Vielmehr Wunden die Harfenhand heilte,
Wenn sie die Rune des Gottes trug.
Ahn war ich gestern von tausend Geschlechtern,
Heute bin ich ein fruchtloser Baum,
Nur in den namen-verspielenden Töchtern
Träum ich noch kurzen verwehenden Traum!

Tage tilgte des Todes Hand,
Die mir lieber als eigene Tage, —
Ach, aus dem fernen umfjordeten Land
Wird mir kommen nur noch eine Sage,
Sage von dir, wie so kühn du gekämpft,
Sage wie still du im Blute gelegen,
Sage, vom Rauschen der Wellen gedämpft,
Drüber sie herlief auf endlosen Wegen! —

Herbst über Island, — was soll mir der Sommer,
Ach, ein Sommer, mein Kind, ohne dich!
Meine Liebe wird müder und frommer,
Meine Klage wird abendlich,
Wie das Jahr in der Jul-Nacht Strahle
Wie der Tag in des Abends Glut
Will ich verdämmern, — vom eigenen Stahle
Soll mir vertropfen das freudlose Blut!"

Egil der Alte im öden Haus
Rief zusammen zum Abschied die Mannen,
Löschte die Fackeln der Wände aus,
Doch als die Leuchten vom Herd sie umspannen,
Eintrat die Tochter und sprach in Ruh:
„Wenn wir zur Halle der Hel heut gingen, —
Niemand ist harfengewaltig wie du
Meinem Bruder die Klage zu singen!"

Nahm der Meister die Harfe zu Handen,
Blieb allein an der flackernden Glut,
Wissende Hände zerlösten und banden
Klagender Klänge zerfließende Flut,
Hoben empor sie zu wallenden Wogen,
Senkten sie weinend wie Tränen aufs Grab,
An den erschauernden Saiten zogen
Töne und Tränen sich zögernd herab.

Sieh, da versuchte der zuckende Mund
Ungewiß zagende Worte zu finden,
Tief aus der Seele verworrenem Grund
Faßte er sie, wie mit Händen des Blinden,
Band sie, wie Blumen an weidenen Bügel,
An seiner Stäbe gefällige Frohn,
Und um den fernen verlassenen Hügel
Flocht er die Kränze dem einzigen Sohn.

Lauter und klingender klangen die schwingenden
Saiten und klarer durchsprach sie sein Wort,
Immer gelingender legten die singenden
Lippen den Sinn in den leeren Akkord,
Immer gewaltiger, immer geschmeidiger
Stieg das Lied in der Menschheit Geschick,
Tausendgestaltiger Tode Verteidiger
Hob sich der Meister mit leuchtendem Blick. —

Als die Tochter mit Morgen-Willkomm
Trat in die Halle und mit ihr die Knechte, —
An der Schläfe des Greises glomm
Blühendes Leben im Adergeflechte,
Feierlich-heiter empfing er sie gleich,
Raschen Schritts, und die Tochter voll Sehnen,
War seine Wange vom Wachen auch bleich,
War sie doch straff von bezwungenen Tränen.

„Sinnlos vom Zufall zu Boden geschlagen
Fiel mir zu Füßen der sterbende Schwan,
Ach, und ich hätte fast selber im Klagen
Sinnlosem Zufall Genüge getan,
Aber mich trug aus dem einzelnen Leide
Auf ins gemeinsame Leid mein Gesang —
Tod oder Leben —, ein andrer entscheide,
Mein ist der Tag, und ich füll ihn mit Klang!"

* * * * * *

Der Hausschwamm.

Von Heinrich Steinitzer in München.

Wenn man von dem Ehepaar Gruber sprach, dann sagte gewiß jemand: „Die wären dem Leben allein auch nicht gewachsen,“ und ein anderer fügte fast zärtlich hinzu: „Die zwei Grüberln!“ und dann nickten wohl beide wehmütig mit den Köpfen und machten jene gerührten Gesichter, die von inniger Zufriedenheit mit der eigenen Seele Zeugnis ablegen und von einiger Verwunderung, daß in dieser harten und grausamen Welt so gute Menschen vorhanden seien.

„Wenn ich nicht wäre,“ dachte ein jeder, „was sollte wohl aus den beiden werden.“ So dachte der pensionierte Oberstleutnant Schlütter, der von seinen Schützlingen Onkel Benedikt genannt werden mußte, so dachten Joseph Held und seine blonde Frau Marianne, die keine Kinder und viel Geld hatten und daher einer Sorge dringend bedurften, so dachte die reiche Tante Petronilla Plochinger (die Schwester von der schönen Thekla, — wer erinnert sich nicht an die schöne Thekla, die mit dem Oberleutnant Schoestl durchging! Jetzt ist er Zollinspektor da irgendwo an der Grenze und sie hat sechs Kinder und sieht aus — — — Nun ja, das kommt von der Leidenschaft, nebenbei bemerkt.) — Also, was ich sagen wollte: ja, so dachte auch Tante Petronilla, die nicht allein sein konnte und Gesellschaft in der Sommerfrische brauchte, so dachte endlich auch Frau von Kesling, nur setzte die noch in Gedanken hinzu: „Da ist Vorsehung dahinter und eine höhere Absicht,“ und sie blickte demütig nach oben und kam sich sehr wichtig vor als Trägerin so großer und seltener Dinge.

Aber der Martin und die Leni Gruber, die Malersleute, die waren auch so, daß man nicht gut anders von ihnen denken konnte. Das geht schon aus ihrem Spitznamen „die zwei Grüberln“ hervor. Darin liegt die ganze Hilflosigkeit und Lebensunfähigkeit, die die beiden nach Ansicht ihrer Freunde und Gönner in hohem Maße besaßen.

„Ich versichere Ihnen, so was Unpraktisches gibt's nicht mehr,“ sagte Tante Petronilla, aber sie sagte es ja nicht zu dem Oberstleutnant Schlütter, zu den Helds oder der Frau von Kesling. Denn die Arbeiter an dem Glücke der zwei Grüberln haßten sich natürlich gegenseitig aufs grimmigste, und jeder von ihnen behauptete, daß die andern nur aus Egoismus so handelten, wie sie handelten, — und auf diese Weise ertöte man jede Selbständigkeit, und dann überhaupt — ja, wenn man reden wollte, dürfte oder könnte — dann!

Die beiden Grüberln freuten sich über die ihnen entgegengebrachte Liebe und Fürsorge. Sie fanden, die Menschen seien unglaublich gut, und wer

etwas anderes von ihnen hielte, der kenne sie nicht oder sei von vorneherein ein Pessimist. In dieser Zuversicht bestärkte sie noch ein Ereignis, wie es eben nur ihnen begegnen konnte.

„Da kam er also zu uns," erzählten sie dem Onkel Benedikt, „weil ihm das Bild gefallen hatte. Sie kennen's ja: das mit den drei Bäumen, und dann war er so nett und hat alles mögliche gefragt und wir haben ihm erzählt, daß wir so gern auf dem Lande wohnen würden, und da hat er gesagt, da kann ich Ihnen helfen. Ich habe draußen bei Kipfenberg ein Jagdschlößl, aber ich jage ja nicht mehr, und es ist vollständig eingerichtet, und wenn es Ihnen paßt, dann können Sie sich morgen hinsetzen und sitzen bleiben, solang sie wollen, ein Jahr oder zwanzig Jahre — ich bin froh, wenn jemand draußen ist."

„Und gestern haben wir's angeschaut, unser Schloß!" rief strahlend die Leni.

Der Oberstleutnant legte die Hände auf den Rücken und sagte: „Hm! die Geschichte gefällt mir gar nicht. Einen Haken wird's schon haben. Man schenkt doch ein Schloß nicht einfach so her."

„Da brauchen Sie keine Angst zu haben, Onkel Benedikt," sagte Martin Gruber. „Es ist einfach zauberhaft. Viel zu schön für uns, das ist der einzige Haken."

„Was wollen Sie den da draußen anfangen?" fragte der Oberstleutnant.

„Aktmalen im Freien, das war ja immer meine Sehnsucht!"

Der Oberstleutnant machte ein sehr ernstes Gesicht. „Lieber, junger Freund," sagte er gewichtig, „da werden Sie mit der Polizei in Konflikt kommen."

Der Martin lachte. „Ach Gott," rief er, „da gibt's keine Polizei, das nächste Haus ist eine Viertelstunde weit weg."

„Woher wollen Sie denn dann das Modell nehmen?"

Jetzt lachte die Leni.

„Ach so!" sagte der Oberstleutnant. „Ach so! Ja, dann freilich! Übrigens müssen Sie mich jetzt entschuldigen, ich habe in der Armeebibliothek zu tun. Die Leute meinen, wenn man den Dienst verlassen hat, wäre man nur noch für sie da. Man hat doch auch seine eigenen Angelegenheiten. Also auf Wiedersehen in 20 Jahren, wenn Sie von Ihrem „Schloß" genug haben." —

Die beiden Grüberln sahen sich verdutzt an, als sie wieder auf der Straße waren. Dann gingen sie zu Tante Petronilla und erzählten ihr von dem Glücksfalle. „Das wird ein schönes Schloß sein," sagte die Tante Petronilla in ziemlich verachtungsvollem Tone.

„Sie werden es ja sehen", meinte die Leni zuversichtlich, „wenn Sie uns besuchen." Tante Petronilla machte eine entschieden abwehrende Bewegung.

„Da hinaus," rief sie, „in die Fiebergegend! Nein, das könnt ihr nicht verlangen. So ein Experiment kann man machen, wenn man jung ist — aber in meinem Alter! Ich habe auch bereits für den Sommer gemietet. — Also müßt ihr euch schon allein behelfen. Ich werde mir ein paar Kinder von meiner Schwester einladen. Die sind froh! Die sind sicher froh!"

Betrübt schlichen die beiden Grüberln fort.

„Man könnte fast meinen", sagte der Martin, „daß sie sich gar nicht über unser Glück freuen." Leni protestierte sofort. „So etwas darfst du wirklich nicht sagen," antwortete sie. „Es sind doch unsere Freunde."

„Ja, ja, du hast recht!" sagte Martin, „es war nicht schön von mir."

Und sie gingen zu den Helds. Die hörten zu, bis die Erzählung beendigt war, dann sahen sie sich an und schwiegen.

„Nun," fragte die Leni endlich, „was sagt ihr dazu? So etwas gibt's doch sonst nur im Märchen?"

„Ja, ja," sagte der Josef Held. „Ja, ja," sagte die blonde Marianne.

Jetzt wurde der Martin ungeduldig.

„Sagt doch, was ihr denkt!" rief er, „mit uns könnt ihr doch offen reden!"

„Wenn du darauf bestehst," meinte der Held. „Weißt du, ganz aufrichtig gesagt, ich begreife nicht, wie man von einem wildfremden Menschen so etwas annehmen kann. Findest du nicht auch Marianne?"

Die blonde Marianne nickte.

„Aber das ist natürlich eine Ansichtssache," fuhr ihr Gatte fort. „Ich sag's euch nur, weil ihr gefragt habt. Ich für meine Person würde es nicht tun. So und jetzt wißt ihr unsere Ansicht. Geht ihr mit in den Hofgarten?"

Die beiden Grüberln entschuldigten sich, sie hätten zu tun. Sie müßten noch zu Frau von Kesling. Aber sie gingen nicht hin. Sie gingen nach Hause und schrieben ihr. Am anderen Tage kam eine Antwort, die geheimnisvolle Sätze von „Versuchung" und „Höherer Fügung" enthielt. Zum Schlusse war angedeutet, daß auch durch Nacht und Trübsal ein Weg zum Lichte führe, der aber schmal und ohne Leitung leicht zu verfehlen sei.

Die beiden Grüberln setzten sich zusammen und überlegten, ob es nicht doch besser wäre, auf das Schloß zu verzichten. Das taten sie nun zwar nicht, aber ihre erste unbändige Freude war ihnen verdorben, und, ohne die Gründe zu verstehen, hatten sie die Empfindung, eine Handlung zu begehen, die weder sehr schön, noch übertrieben klug wäre. —

An dem Tage, als die beiden Grüberln auf ihr Schloß zogen, trafen sich ihre Freunde im Hofgarten. Früher waren sie sich ausgewichen, jetzt jedoch schien sie ein gemeinsames Gefühl zusammenzuführen. Sie setzten sich an einen Tisch, aber der Name „Grüberl" wurde nicht ausgesprochen. Alle kamen sie sich mißachtet, schlecht behandelt und auf die Seite geschoben vor.

Der Oberstleutnant erzählte eine lange Geschichte von einem Freunde seines Vaters, der nach dessen Tode auch sein Freund geworden war und es noch sein würde, wenn er nicht gestorben wäre. Tante Petronilla wurde gerührt. „Ja, die Anhänglichkeit", sagte sie, „das ist auch etwas, was es nicht mehr gibt." Sie sahen sich an, blickten auf ihre mißvergnügten, verdrießlichen Gesichter und wußten, daß sie alle an dasselbe dachten. „Undank tut weh," rief die blonde Marianne, die am meisten Temperament hatte. „So wollen wir's nun doch nicht nennen," sagte Frau von Kesling. „Jeder Mensch muß eben seine trüben Erfahrungen machen. Vielleicht ist das gerade das Nötigste, Beste für ihn." Sie seufzte, und dann seufzte Herr Held, der an ihrer rechten Seite saß; und seine Frau, Tante Petronilla und Onkel Benedikt seufzten auch. In diesem gleichzeitig ausgebrachten Seufzer lag mehr als ein bloßer Zufall, das fühlten sie alle, darin lag ein gemeinsames Schicksal; und so beschlossen sie, von jetzt ab jeden Donnerstag den Kaffee gemeinschaftlich im Hofgarten einzunehmen. Natürlich nur bei gutem Wetter, bei schlechtem im Café Schmierzigl. —

Die beiden Grüberln waren mittlerweile selig in ihrem Schlosse. Sie schrieben das auch ihren Freunden, aber sie erhielten nur dürftige, trockene Antworten, die auf nichts eingingen und reichlich mit verstimmenden Redensarten durchsetzt waren. Die dringendsten Einladungen blieben unbeachtet oder wurden mit offensichtlichen Ausflüchten erwidert. Die beiden konnten das nicht verstehen.

„Es ist gerade so," sagte der Martin einmal, „als ob sie uns neidig wären."

Doch davon wollte die Leni nichts hören. „Denke nur daran," meinte sie, „was sie alles für uns getan haben. So sind doch keine Neidhämmel."

Der Martin gab das zu. „Aber dann weiß ich wirklich nicht!" sagte er.

Aufrichtig betrübt waren die beiden Grüberln. Schön war es gewiß im Schloß, aber bitter war es doch, daß sie, ohne zu wissen warum, alle die Menschen verloren hatten, denen sie so von Herzen dankbar waren. Das war die einzige Kümmernis in ihrem Glücke. Denn daß die Leni aus zwingenden Gründen nun nicht mehr im Schloßgarten Akt stehen konnte, war im Hinblick auf die Ursache nur eine Quelle der Freude mehr für die beiden, und auch als plötzlich der Schwamm im Hause auftrat, beunruhigten sie sich nicht sonderlich. Doch da sie einmal gewohnt waren, sich in allen Nöten an ihre Freunde zu wenden, so schrieb der Martin an Tante Petronilla und die Leni an Onkel Benedikt, was wohl in einem solchen Falle zu tun wäre.

Am nächsten Tage kam Tante Petronilla mit dem Frühzuge. Die beiden Grüberln freuten sich riesig. Sie wollten ihr das Schloß zeigen, aber sie interessierte sich nur für den Schwamm. Nachdem sie ihn gründlich unter-

sucht hatte, sagte sie: „Das ist eine gefährliche Sache. Ich habe euch gleich gesagt, daß etwas mit dem Schloß nicht stimmt. Aber wir werden sehen."

Nachmittags traf der Oberstleutnant ein. Tante Petronilla trat ihm in unverhüllter Feindseligkeit entgegen. Er konnte es nur mit Mühe erreichen, daß er den Schwamm sehen durfte.

Dann gab er ein Gutachten ab. Er bezeichnete in längerer Rede Kosmosplatten als das einzige Hilfsmittel.

„Unsinn," sagte Tante Petronilla. „Das wäre hinausgeworfenes Geld. Nur Schwefel kann helfen." Und sie erzählte von drei behördlich beglaubigten Fällen, in denen Schwefel geholfen hatte.

Der Oberstleutnant nahm die zwei Grüberln auf die Seite. „Laßt euch nichts einreden," sagte er. „Ich werde euch Kosmosplatten schicken lassen und einen Mann dazu, der mit der Arbeit umgehen kann." Und er ließ durchblicken, daß die Fortdauer seiner Freundschaft mit Kosmosplatten verknüpft sei, durch Gebrauch von Schwefel aber endgültig erschüttert würde.

Er fuhr noch am selben Abend wieder ab. Tante Petronilla folgte am nächsten Morgen. „Kosmosplatten," waren ihre letzten Worte zu den Grüberln, „wären geradezu ein Verbrechen. Es gibt nichts anderes als Schwefel und nochmal Schwefel."

Zwei Tage später kam ein Brief von den Helds. „Wir hören," schrieben sie, „daß ihr den Schwamm im Hause habt. Das tut uns furchtbar leid. Da hilft nur eins: Aufreißen und mit Zement wieder zumachen. Wir schicken euch einen Bauführer, der alles machen wird." Die blonde Marianne schrieb als P. S. „Nächstens kommen wir selbst. Wir freuen uns kolossal darauf. —"

Am nächsten Donnerstag gab es eine wilde Diskussion im Hofgarten. Tante Petronilla war die erste, die aufstand. „Ihnen ist es eben nicht um die Sache zu tun," sagte sie zum Oberstleutnant, „sondern nur darum, Ihren Willen durchzusetzen. Das ist kein Standpunkt." Und sie ging. Frau von Kesling war entrüstet, weil sie jetzt zum erstenmal von dem Schwammunglück erfuhr. „Warum hat man mir nichts gesagt?" rief sie, „das ist unerhört. Aber ich verstehe die Absicht," und sie lachte geradezu beleidigend. Mit der gegenseitigen Versicherung, daß die andern ausgemachte Egoisten wären, trennte man sich. Das war das Ende der gemeinschaftlichen Donnerstage im Hofgarten.

Die zwei Grüberln waren unterdessen in großer Bedrängnis. Da standen vier Männer, der eine mit Zement, der andere mit Komosplatten, ein dritter mit Schwefel und der letzte mit einem Geheimmittel in den Händen, und jeder von ihnen hatte das ernstliche Begehren, dem Schwamm auf seine Weise zu Leibe zu rücken. Die Grüberln aber wagten sich für niemanden

zu entscheiden, weil sie wußten, daß sie damit in jedem Falle die Zuneigung eines Teiles ihrer Freunde aufs Spiel setzten. Glücklicherweise riß sie der Storch, der sich zur rechten Zeit einstellte, aus der Verlegenheit. Nun schrieb der Martin, die Leni brauche Ruhe und schickte die Männer einstweilen nach Hause.

Nach drei Wochen aber lud er alle Freunde zur Taufe des ersten Grüberlsbuben. Am Bahnhofe trafen sie sich. Und da kam es heraus, daß sie alle als Paten zur Taufe gebeten waren. Das war eine gefährliche Minute. Sie sahen sich feindselig an, und im ersten Augenblick wäre jeder von ihnen am liebsten zu Hause geblieben. Dann aber dachten sie an den Buben und stiegen in den Zug. Sie schwiegen und träumten vor sich hin. Der Oberstleutnant sah sich mit ihm spazieren gehen und genoß im voraus die Freude, ihm unzählige Schlachtberichte zu erzählen; Tante Petronilla dachte sich aus, wie der Bub sie besuchen würde und was sie ihm alles für gute Sachen geben wollte. Sie hörte ihn sagen: „Noch etwas, liebe Tante Petronilla!" und lächelte. Die beiden Helds hängten in Gedanken ein Kodizill an ihr Testament, das den Buben zu bleibender Dankbarkeit weit über ihren Tod hinaus verpflichten mußte, und Frau von Kesling empfand dunkel, daß er ohne ihre Mitwirkung überhaupt nie auf die Welt gekommen sein würde und daß sie daher besonderen Anteil an ihm habe. Alle dachten an ihr einsames Alter, sie legten dem Buben im Geiste die Hände auf den Kopf und nahmen Besitz von ihm. „Mein Bub," sagte jeder zu sich, und sie lachten jetzt vergnügt, als Tante Petronilla meinte: „Wie bei einem Fürsten: fünf Taufpaten!"

Die Taufe verlief feierlich, wie alle derartigen Festlichkeiten. Als man später beim Festmahl saß, erhob sich der Martin. Er war sehr rot und blickte zu Boden. Und er begann zu reden. Er dankte den Freunden für ihr Kommen und fuhr dann kleinlaut fort: „Etwas muß ich euch noch in dieser Stunde gestehen. Ich käme mir schlecht vor, wenn ich es nicht täte. Ich habe an eurer Freundschaft gezweifelt, wahr und wahrhaftig, das habe ich getan. Die Leni aber hat mir immer widersprochen. Und wie dann die Geschichte mit dem Schwamm gekommen ist und ihr alle so lieb und hülfreich gehandelt habt, da habe ich mein Unrecht eingesehen und hab es auch zur Leni gesagt und jetzt sage ich es laut und bitte euch nur um eines: Verzeiht mir und bleibt weiterhin unserm Buben so treue und wahre Freunde, wie ihr es für uns gewesen seid."

Als der Martin geendet hatte, sah er mit seinen hellen Augen im Kreise umher. Tante Petronilla weinte. Frau von Kesling schluchzte, und die blonde Marianne wischte sich die Augen. Sie waren alle sehr gerührt, weil sie so gut und edel waren; sie schämten sich fast ein bißchen, daß es

jetzt an den Tag gekommen war. Der Oberstleutnant, der noch ein Stückchen des rauhen Kriegers in sein Pensionistenherz herübergerettet hatte, stand auf und sagte: „So sei es denn ausgesprochen, zum ersten- und letztenmal ausgesprochen: Ja, ihr habt uns sehr wehe getan. Aber jetzt, da ihr es einsehet, sei es vergessen und vergeben für alle Zeiten.“ Sie stießen mit den Gläsern an, die zwei Männer boten dem Martin das brüderliche Du an, und die drei Damen taten dasselbe mit der Leni.

Nach Tisch aber wurde zum Zeichen des neuen Bundes der Hausschwamm gemeinschaftlich besichtigt. Der Oberstleutnant gab zu, daß man Schwefel immerhin probieren könne, und Tante Petronilla äußerte sich nicht mehr unbedingt ablehnend gegen die Kosmosplatten. Auch die anderen Mittel wurden ohne Schärfe und Feindschaft besprochen. Schließlich betrachtete auch der Dorfpfarrer das Gebilde und erklärte, daß es gar kein Hausschwamm sei, sondern eine harmlose Flechte, die durch Abreiben leicht entfernt werden könne.

Einen Augenblick waren die Freunde der zwei Grüberln aufs tiefste bestürzt. Dann aber dachten sie an den Buben, dessen Existenz zweifellos war und der ihnen nicht entgehen konnte. Sie lachten nun, und Tante Petronilla drohte scherzhaft mit dem Finger und sagte: „Ihr Bösen ihr, habt ihr uns alle die Sorgen umsonst gemacht. Ihr seid mir die Rechten. Ja, wenn ihr uns nicht hättet, was sollte aus euch werden!“

Die Kette.

Von Felix Moeschlin in Leksand (Schweden).

„Ich möchte nur immer bei dir sein,“ sagte sie.

„Und ich nur immer bei dir,“ sagte er.

Das hörte Gott. Und da er gerade guter Laune war, so rief er dem Himmelsschmied und hieß ihn mit einer goldenen Kette auf die Erde niedersteigen und die zwei Verliebten, die so gern beisammen sein wollten, fest und eng, doch mit dem nötigen Spielraume immerhin, zusammenschmieden.

So geschah es, und der liebe Gott war mit seinem Werke sehr zufrieden und hoffte auf einige Dank- und Loblieder.

Man denke sich seine schmerzliche Überraschung, als er bloß Schimpfen und Schelten zu hören bekam.

Denn die zwei Verliebten waren sehr unzufrieden mit dem, was ihnen angetan worden war.

Da ergrimmte Gott und sagte zornig: „O diese Menschen, die ich mir zum Leide und Verdruß erschaffen habe! Erfüllt man ihre Wünsche nicht,

so schimpfen sie. Erfüllt man ihre Wünsche, so schimpfen sie auch. Von nun an werde ich mich nicht mehr um sie kümmern!"

Und er begann mit der Konstruktion eines neuen Sonnensystems, die ihn bald völlig in Anspruch nahm.

Der Himmelsschmied aber hatte Mitleid mit den zwei Verliebten, die nun so unglücklich waren und nichts Besseres begehrten, als voneinander loszukommen.

Und er stieg verstohlen auf die Erde nieder und löste die überirdischen Nieten und Ringe, die nur er zu lösen vermochte, und nahm die goldene Kette wieder mit sich zu den Engeln hinauf, damit sie etwas zum Spielen hätten.

Die zwei Verliebten jubelten.

„Nun wird er nach links laufen und sie nach rechts," dachte der Schmied und beugte sich über den Himmelsrand und schaute neugierig auf die Erde hinunter.

Aber da sah er sie zu seinem großen Erstaunen wieder eng beisammen sitzen, als ob sie aneinandergekettet seien.

Von da an gab auch er es auf, den Menschen helfen zu wollen.

Ungedruckte Gedichte von Rückert.

Mitgeteilt von Justizrat Hans Niemeyer in Essen.

Am 18. Mai 1864 besuchte ich mit meiner Mutter den greisen Dichter, der mit ihr seit seiner Erlanger Professorenzeit befreundet war, auf seinem Landgütchen Neuseß bei Koburg. Obgleich er sich damals sonst ganz abgeschlossen hielt, schenkte er uns doch mehrere behagliche und herrliche Stunden im Beisein seiner Tochter Marie und seiner Schwiegertochter Frau Alma Rückert, geborenen Froriep. Herrlich sang Frau Alma einige seiner Lieder nach Schumannschen Weisen, und ich durfte ihm die Appassionata von Beethoven auf dem schönen Wiener Flügel der Frau Alma auswendig vorspielen. Der Dichter war wundervoll gesprächig und eröffnete uns manchen Blick in die Schätze seines Geistes und Gemütes.

Wie wir uns abends zum Abschied nach Koburg wandten, warf mir der Gütige vom oberen Gartenfenster herab seinen Umhängemantel zu, um mich vor der Kühle zu schützen.

Als ich am andern Morgen den Mantel zurücksandte, hatte ich die Kühnheit, mein Album mit der in Gedichtform gefaßten Bitte beizulegen, er möchte sich einschreiben. Schon gegen Mittag erhielt ich das Buch zurück mit den folgenden Gedichten, die, wie es im Anfang heißt, „über Nacht in ihm erwacht" waren. Sie beziehen sich sämtlich auf unsere Gespräche vom vorigen Tage. So antwortet zum Beispiel das zweite Gedicht auf meine kecke Frage, ob er nichts mehr dichte.

Über Nacht sind Blumen erblüht
Und duften auf allen Beeten;
Über Nacht sind erwacht im Gemüt des träumenden Poeten
Gedanken und Bilder, die frischer blühn
Als draußen der Wiesen Frühlingsgrün
Nach des nächtlichen Regens Sprühn.

Mein Guckuck, warum schweigest du,
Mein Guckuck, warum zeigest du
Nicht deiner Stimme Kraft? —
O höre, wie nun jeder Schuft
Von Knab im Tale Guckuck ruft
Mit gleicher Meisterschaft.
Sonst haben sie mir still gelauscht,
Da war ich wohl von Stolz berauscht,
Nun sind die Rollen umgetauscht,
Und ich bin abgeschafft.

Wieviel in jedem Augenblicke
Rings auf dem Erdenrunde
Erliegen Menschen dem Geschicke
In jeglicher Sekunde.
Sollt' uns das hier die Lust verderben
Zu leben, weil dort andre sterben,
Wieviel mal stürben wir in jeder Stunde!

Stets größer wird der Schatten, wie die Sonne sinkt,
Und wenn er nun am allergrößten, schwindet er;
Als Einzelschatten leben wir im Sonnenschein
Und Nachts im allgemeinen Schatten schwinden wir.
O großes schattenreiches Doppelschattenreich!

Pygmalion — was will der Mythus sagen?
Der Kunst Vollendung? Künstlers Schwärmerei?
Die Liebe, der das Amt ist aufgetragen,
Daß auch real das Ideale sei?
Soviel und noch viel andres kannst du fragen,
Die Hauptsach' aber immer bleibt dabei,
Daß deinen Sinn ein Schönheitsbild erfreute
Harmonisch einfach, wie mans vielfach deute.

Zu freundlichem Angedenken an
Neuseß, 19. Mai 64. Fr. Rückert.

An demselben Tage sagte und sang nach der Weise: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ — Rückert mir folgende Verse von H. Voß über den Goethe-Kultus vor:

Hab' mich von Allen abgetan
Was man für heilig sonst sah an
Und schwör allein auf Goethe.
Weg Klopstock, Haller, Kleist und Uz,
Gleim, Hagedorn, Ihr seid nichts nutz,
Er ist allein Poete!
Schlegel, Regel der Poetik, der Ästhetik
Morgenröthe,
Du begannst die Ruhmtrompete.
Und unser Herr in Weimar spricht:
O wehrt den lieben Kleinen nicht
Die mich so hoch erhoben.
Er sitzt auf seinem Throne stumm,
Und sieht sich hoch und ernsthaft um,
Wo arme Teufel loben.
Phrasen rasen um die Wette
Durch Sonette.
Jeder Stümper wird berühmt durch
Wortgeklimper.

Zur Enteignungsfrage in den Ostmarken.

Die Ausführung des Enteignungsgesetzes hat dem Reichstage wieder einmal zu einem großen Tage verholfen, obwohl der preußische Landtag die allein zuständige Stelle gewesen wäre. Aber hier wäre man nicht auf seine Rechnung gekommen.

Man mag über das Enteignungsgesetz denken wie man will, beklagenswert ist es und bleibt es. Jeder aus politischen Gründen vollzogenen Enteignung haftet unbestreitbar ein Odium an. Deshalb hat auch die preußische Regierung erst nach langem Schwanken unter dem Zwange der ernsten Verhältnisse und Zustände in der Ostmark zu diesem Mittel gegriffen. Die Geschichte des Deutschtums in der Ostmark seit der unglücklichen Schlacht von Tannenberg (1410) beweist klar und deutlich, daß selbst nicht unbedeutende und lokal zusammenhängende deutsche Minderheiten auf dem flachen Lande von der polnischen Mehrheit einfach aufgesogen werden. Und wie lange die Städte davon verschont bleiben, wo der Deutsche infolge seiner geistigen und wirtschaftlichen Überlegenheit einstweilen noch die Oberhand hat, wird zum großen Teil davon abhängen,

ob und wie die zerstreuten kleinen deutschen Enklaven auf dem Lande sich zu behaupten beziehungsweise zu entwickeln vermögen.

Gemäß ihrem guten Rechte, verfügbares Land zum Zwecke der deutschen Besiedelung anzukaufen und zu parzellieren, hat die Regierung beziehungsweise die Königliche Ansiedelungskommission in Posen und Westpreußen eine ganze Reihe Ansiedelungsdörfer angelegt. Die schmucken Häuschen mit den roten Ziegeldächern, die so vorteilhaft von den zerfallenen, schmutzigen polnischen Katen abstechen, bilden eine erste, aber schwache deutsche Phalanx gegenüber dem numerisch überlegenen Polentum. Wenn die preußische Regierung heute sich gezwungen sieht, das Enteignungsgesetz zur Ausführung zu bringen, so geschieht es, weil infolge des rücksichtslosen Terrorismus des Polentums der Ansiedelungskommission seitens der polnischen Besitzer Grund und Boden nicht mehr oder nicht in ausreichender Menge angeboten wird, andererseits aber die polnische Propaganda alles tut, um deutschen Besitz in polnische Hände zu bringen. Für die zerstreuten Ansiedelungen im bisherigen Siedelungsgebiete muß aber durch Bereitstellung neuen Ansiedelungslandes und Schaffung neuer Ansiedelungsstellen im unmittelbaren Anschluß an die bereits bestehenden ein größerer Schutz und Halt geschaffen werden. Soviel ich sehen kann, ist bisher kein Gut für die Enteignung in Aussicht genommen, das weit abseits der deutschen Siedelungen in rein polnischer Gegend liegt. Es handelt sich um Güter in der Nähe deutscher Ansiedelungen. Der Gesichtspunkt allein, die bereits vorhandenen deutschen Ansiedelungen zu schützen und zu stärken, nicht die Schaffung neuer Zentren zur Neuanlage deutscher Kolonialdörfer, ist für die preußische Regierung in erster Linie ausschlaggebend gewesen, mit der Enteignung Ernst zu machen.

Daß die Enteignung für die davon Betroffenen eine große Härte bedeutet, ist ohne weiteres zuzugeben, ebenso wie für die Regierung die Enttäuschungen nicht ausbleiben und manche ihrer Wünsche unerfüllt bleiben werden. Viel neue Gegner wird sie sich dadurch allerdings nicht machen, aber die Erbitterung unter den Polen dürfte, wenigstens in der ersten Zeit, doch recht bedeutend zunehmen; besonders wenn die konfessionelle Frage damit verquickt wird.

Es ist ganz unleugbar, daß durch die Enteignung wie überhaupt durch die ganze Ansiedelungspolitik, die, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen, nur die Ansiedelung protestantischer Bauern begünstigt, der Katholizismus in Posen und Westpreußen langsam zurückgedrängt wird. Die Gründe, die zur Ansiedelung vorwiegend protestantischer Kolonisten geführt haben, sind ja bekannt. Sie sind durchaus nicht immer stichhaltig. Man siedele katholische Bauern in genügend großer Zahl dörferweise an, gebe ihnen Geistliche aus rein deutschen Gegenden, am besten aus ihrer Heimatsdiözese, ich bin der Überzeugung, sie bewähren sich bei dem großen Gegensatz von Deutsch und Polnisch ge-

rade auf dem Boden, wo der deutsche Katholik von seinen polnischen Glaubensgenossen als religiös minderwertig betrachtet wird, vorzüglich. Doch über das Problem der katholischen Ansiedelung ein anderes Mal.

Bei genügender Heranziehung katholischer Ansiedler wäre die Ansiedelungskommission noch mehr als bisher in der Lage, unter den Bewerbern nur die für die Besiedelung geeignetsten Kräfte auszuwählen. Mißgriffe bei der Auswahl derselben sind geschehen und werden auch in Zukunft geschehen. Viele Klagen über die Minderwertigkeit eines großen Teiles des Besiedelungsmaterials sind leider nur zu berechtigt. Richter, Rechtsanwälte, Landräte und Ortsvorsteher wissen vielfach ein Lied zu singen von der kulturellen, wirtschaftlichen und moralischen Minderwertigkeit eines Teils der Ansiedler. Besonders unzuverlässig sollen die deutschen Rückwanderer aus Rußland sein.

Viel wichtiger ist ein anderer Grund, den man gegen das Enteignungsgesetz anführt. Man sagt, es sei geeignet, im Volke den Glauben an die Gerechtigkeit von Staat und Gesetzgebung zu erschüttern. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Gedanke im polnischen Volke weit um sich gegriffen hat und von gewissen Seiten auch geflissentlich gefördert wird. Im Herbst 1908 traf ich mit einem kleinen polnischen Besitzer auf dem Bahnhofe eines posenschen Städtchens zusammen, mit dem ich gemeinschaftlich den kurzen Weg nach der Stadt zurücklegte. Er erzählte, daß er den Krieg 1870/71 mitgemacht und das Eiserne Kreuz besitze. Er kam schließlich auf das Enteignungsgesetz zu sprechen, und mit einer gewissen Erregung stieß er die Worte hervor: „An dem Enteignungsgesetz ist bloß der Bülow schuld. Ich kann mir nicht denken, daß der Kaiser, für den ich in den Krieg gezogen und verwundet worden bin, mir mein kleines Bauerngut wegnehmen will, das schon meinem Großvater gehört hat.“ Ich suchte ihn mit dem Hinweise zu beruhigen, daß nur die großen Rittergüter, und zwar auch nur im Falle der Not, enteignet werden sollten. Aber es half nichts — — der *Ksons Probosz* (Hochwürden Herr Pfarrer) hatte es ihm gesagt.

Das gewöhnliche polnische Landvolk ist, wie auch der eben erzählte Vorfall zeigt, seiner überwiegenden Mehrzahl nach noch gut preußisch gesinnt (deutsch gesinnt kann man nicht sagen) und wird es auch bleiben. Der polnische Bauer erinnert sich nicht gern an die Zeit der polnischen Schlachta, er weiß sehr genau, daß er seinen wachsenden Wohlstand, die humane und gerechte Behandlung, die ihm durch das Gesetz gewährleistet ist, seine, wenn auch einstweilen noch geringe, aber steigende geistige Bildung der preußischen Verwaltung und Gesetzgebung verdankt.

Andererseits ist unleugbar, daß das Enteignungsgesetz wie überhaupt alles, was mit der Ostmarkenpolitik zusammenhängt, verbunden mit den Erinnerungen an den Kulturkampf beim Volke ihren Eindruck hinterlassen haben und einen gewissen Argwohn auslösen. Dieser Argwohn gegen die Regierung beziehungs-

weise das Deutschtum, das dann mit Protestantismus identifiziert wird, wie umgekehrt Polentum und Katholizismus als wesensgleich hingestellt werden, wird vielfach mit Absicht geschürt. Bezeichnend dafür ist die Bemerkung eines älteren polnischen Geistlichen, aus der eine gewisse unverhohlene Schadenfreude sprach: „Es war gut, daß die scharfe Polenpolitik und das Enteignungsgesetz kamen. Denn unser (das polnische) Volk ließ ja schon den König von Preußen hochleben." Man sieht, wie verschiedenartig Ausnahmegesetze selbst bei den Polen beurteilt werden.

Berlin. Joseph Schmidt.

Die Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe.

Von Spectator Germanicus.

In einer Denkschrift über den Stand des südwestafrikanischen Schutzgebietes, gedruckt in zwölf handschriftlich numerierten Exemplaren, unter dem Datum des 10. September 1908 an Bord des Bürgermeister schrieb Dr. Walter Rathenau, der Begleiter Dernburgs, zwischen Swakopmund und Antwerpen, über die Bedeutung der Kolonie: „Die Frage, ob der Besitz von Südwestafrika für uns ein gutes oder ein schlechtes Geschäft bedeutet, ob dies Land beibehalten oder aufgegeben werden soll, darf nie mehr erwogen werden, denn durch das deutsche Blut, das auf seinen Feldern vergossen wurde, ist es ein Stück unserer Heimat geworden und deutsches Land muß intangibel sein."

Diese Intangibilität wird unserer Meinung nach in Frage gestellt, wenn eine falsche Ökonomie oder eine ängstliche Kompromiß-Politik den Wünschen einiger Parteien des Reichstags nachgeben sollte, die verlangen, daß die deutsch-südwestafrikanische Schutztruppe um einige Kompagnien verringert werden soll.. Im vorigen Frühjahr bereits wurde die Forderung gestellt. Der neue Staatssekretär des Reichskolonialamts aber, Dr. Solf, bat sich Zeit aus, um die Verhältnisse der Kolonie an Ort und Stelle zu studieren. In diesem Moment wird der koloniale Etat in der Budget-Kommission beraten und der Anfang März wird wohl den Etat vor das Plenum des Reichstages bringen. Der laufende Etat vom 1. April 1912 bis 31. März 1913 betrug bei einer Kopfzahl von etwa 1970 Schutztrupplern 14289703 Mark. Der neue Voranschlag beläuft sich auf 13826773 Mark, weist also eine Ersparnis von 462930 Mark bei unverminderter Kopfzahl auf. Tatsächlich sind viel weiter gehende Ersparnisse gemacht, da ein Fehlbetrag von rund einer halben Million mit in die Rechnung einzustellen ist. Weitere Ersparnisse könnten durch Zusammenlegung der Truppen näher an die Bahn und vor allem durch Verminderung des teueren Apparates des heimischen Oberkommandos gemacht werden, der für die in den Kriegszeiten viel größere Truppenzahl berechtigt war, heute aber als allzu weitläufig und

kostspielig angesehen werden muß. Von dem umständlichen Abrechnungswesen wollen wir hier gar nicht reden, sondern nur mit dem Finger auf diese verbesserungsfähige Stelle des kolonialen Apparates leise hindeuten. Die Kopfzahl der Schutztruppe aber aus falsch angebrachten Sparsamkeitsanfällen vermindern zu wollen, erscheint uns ein selbstmörderisches Unterfangen, seit Jahren hat der Reichstag die Regierung mit solchen Wünschen bedrängt. Diese hat sich im Bewußtsein der pekuniären Verantwortlichkeit fortgesetzt einverstanden erklärt, trotzdem verantwortliche Leiter der Schutztruppe, wie seinerzeit Estorff, lieber gegangen sind, als bei weniger Truppen die immer größere moralische Verantwortung ihrerseits im Lande selber zu tragen.

Schon am 2. Dezember 1912 erschien in der Abend-Ausgabe des Berliner Tageblattes wieder einmal ein heftiger, man ist versucht zu sagen, gehässiger Angriff zugunsten einer Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe, gezeichnet Eis., woraus zu erkennen ist, daß nicht nur aus Zentrumskreisen, sondern auch von anderen Parteien neue Attacken vorbereitet werden. Wir wollen hier versuchen, so gut es auf knappem Raum geht, deutlich zu machen, warum wir gegen eine Verminderung der Truppen sein müssen.

Das Gefecht von Seatsub beendete vor etwa fünf Jahren die lange Reihe von Kämpfen, die der Aufstand der Hereros und der Haupt-Hottentottenstämme erforderlich gemacht hatte. Nur durch jahrelange große Anstrengungen war es gelungen, der Aufständischen Herr zu werden und einen Zustand zu schaffen, der eine ruhige Entwicklung unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes gewährleistete. Viele Menschenleben und Geldmittel mußten geopfert werden. Trotzdem nicht nur eine große Zahl Soldaten, sondern auch viele Bewohner des Schutzgebietes ihr Leben hatten lassen müssen, andere ihres Besitzes verlustig gegangen waren, setzte die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie mit erfreulicher Stärke ein, sobald die Sicherheit einigermaßen hergestellt war.

Obwohl auch nach dem Niederwerfen des großen Aufstandes noch mancherlei Unruhen und Störungen durch Viehdiebstähle und kleinere Raubzüge einzelner Eingeborenenbanden hemmend in den Weg traten, sind die Fortschritte, die Südwestafrika in den letzten vier Jahren gemacht hat, erheblich.

Die Zahl der Farmen ist auf etwa 1500 gestiegen, der Bestand an Großvieh hat beträchtlich zugenommen, die Pferdezucht sich erstaunlich schnell entwickelt, mit der Einführung von Wollschafen und Straußen sind vielversprechende Anfänge gemacht worden. Auch die Ergebnisse, die der Ackerbau gezeitigt hat, sind günstig, so daß mit der Zunahme der Wassererschließung auch auf diesem Gebiet große Erfolge zu erhoffen sind. Schließlich wurden abbauwürdige Mineralschätze in einer Menge gefunden, die im Hinblick auf die Kürze der Zeit immerhin erheblich ist. Zieht man die schnellen Fortschritte des Schutzgebietes und die Tatsache in Betracht, daß Südafrika, in dem ganz ähn-

liche Verhältnisse wie in unserer Kolonie vorliegen, bereits eine große Bedeutung erlangt hat, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Südwestafrika aller Wahrscheinlichkeit nach in nicht langer Zeit einen sehr wertvollen Besitz bilden wird. Die Summe der Einfuhr im Kalenderjahr 1911 betrug 45301955 M; die der Ausfuhr in demselben Jahre 28573244 M.

Ein derartiger Erfolg ist nicht ohne Einsatz zu erreichen. Was nützen Fleiß und Ausdauer der Ansiedler im Kampf mit den Widerständen des Landes, wenn die Kosten gescheut werden, um die Grundlage zu jedem kulturellen Fortschritt, den Frieden, sicher zu stellen, wenn nicht neuen Aufständen im Schutzgebiete vorgebeugt wird. Die Ausgabe für die Schutztruppe ist einer notwendigen Versicherungssumme vergleichbar, die ein kluger Kaufmann oder Hausbesitzer doch wohl in voller Höhe und nicht kleinlich nur zur Hälfte zu zahlen sich entschließen wird, will er nicht Schaden an seinem ganzen Besitztum nehmen. Ein einziger größerer Aufruhr würde nicht nur die mühsam geschaffenen Werte vernichten und Opfer verlangen, die in gar keinen Verhältnissen zu den Kosten für eine ausreichend starke Schutztruppe stehen, sondern auch die Lust zu neuen wirtschaftlichen Unternehmungen für lange Zeit vernichten. Unterstützung aus der Heimat kann nicht so rechtzeitig eintreffen. Es ist sehr fraglich, ob nach einem nochmaligen Zusammenbruch sich geeignete Ansiedler finden würden, die bereit sind Leben und Besitz unter so unsicheren Verhältnissen zu wagen.

Nun herrscht vielfach in Deutschland die Ansicht, daß die Eingeborenen endgültig niedergeschlagen seien und sich mit ihrem Los ausgesöhnt hätten. Dies ist keineswegs der Fall. Noch befinden sich im Schutzgebiete organisierte Eingeborenenstämme, die ihren Zusammenhalt bewahrt haben — die Rehobother Bastards, die Bersebaner Hottentotten und die Bondelzwarts. Diese sind intelligent genug, um einzusehen, daß das stetige Vordringen der weißen Rasse sie allmählich um den Rest ihrer Selbständigkeit bringen und sie zu Arbeitern der verhaßten Eindringlinge machen muß. Freiheitsliebe, Nationalstolz, kriegerischer Geist, Lust am ungebundenen Räuberleben und Scheu vor anstrengender Arbeit sind jedoch hervorstechende Eigenschaften der Eingeborenen Südwestafrikas. Diese Eigenschaften werden die Stämme veranlassen, bei günstiger Gelegenheit loszuschlagen und die übrigen, zerstreut und ohne Stammverband im Lande sitzenden Farbigen zum Anschluß verleiten. In der Feindschaft gegen den Europäer sind sich heute die verschiedenen Eingeborenenrassen einig. Dazu kommt das oft übersehene Moment, das gerade die Bersebaner und Rehoboth-Bastards eines Tages zu unserem allergefährlichsten Feinde machen könnte, nämlich das uralte Motiv des Gutmachens einer Rassenschande, eines Schelmenstreiches, einer Verräterei am eigenen Blut. Man unterschätze in unserem entidealisierten Europa nicht, daß auch heute noch nationale und blutsverwandte Antriebe zu Krieg und Aufstand führen könnten.

Jenseits der Grenze sitzen Farbige, die früher im Schutzgebiete wohnten und durch die deutschen Truppen vertrieben worden sind. Samuel Mahahero in der Gegend des Ngami-Sees, Simon Copper bei Lehutitu — erst kürzlich wieder sind einige Reiter von uns durch Simon Copperleute gemeuchelt worden — ferner südlich des Oranje zahlreiche Bondels, dabei Abraham Morris und mehrere hundert Bethanier-Hottentotten. Daß diese einen Aufstand benutzen werden, um in das Schutzgebiet zurückzukehren und Rache zu nehmen, ist mehr als wahrscheinlich, daß die Namen so berühmter Kapitäne und Führer das Nationalgefühl und die Zuversicht der Aufrührer stärken werden, ist sicher. Bricht also ein Aufstand aus, so wird sich die Flamme des Aufruhrs in kurzer Zeit über das ganze Land ausbreiten, wenn es nicht gelingt, den Brand im Entstehen zu ersticken. Nur die Furcht vor überlegenen Kräften kann auf die Dauer die farbige Bevölkerung im Zaume halten. Dabei rechnet der Eingeborene nur mit dem, was er sieht, also mit den Streitkräften, die tatsächlich in der Kolonie vorhanden sind.

Das Nachrichtenwesen unter den Schwarzen ist durch Läufer, Feuerzeichen in einer fast geheimnisvollen Weise ausgebildet, ganz abgesehen davon, daß die Gebildeteren bereits Zeitungen lesen.

Von der Macht des Deutschen Reiches und der Tatsache, daß in wenigen Monaten eine erdrückende Übermacht nach dem Schutzgebiet gesandt werden kann, fehlt ihm jede Vorstellung. Er sieht in jedem Zurückziehen von Truppen ein Zeichen der Schwäche. Daß diese Annahme richtig ist, beweisen zahlreiche Äußerungen, die Eingeborene getan haben, als sie sich unbeobachtet wähnten.

Nun könnte man wohl einwenden, daß die Behauptung, die Eingeborenen wären unzufrieden und zum Aufruhr geneigt, eine leere Mutmaßung sei, der jede Begründung fehle. Es liegen indessen genügend Tatsachen vor, die obige Auffassung bestätigen. Es ist festgestellt, daß Rehobother Bastards und Bersebaner-Hottentotten miteinander über einen gemeinsamen Aufstand verhandelt haben, daß die Bethanier-Hottentotten und die Bondels, die südlich des Oranje sitzen, mit ihren Stammesgenossen auf deutschem Gebiet dauernd Verbindung unterhalten. Es sind in verschiedenen Gegenden der Kolonie moderne Gewehre gefunden worden, die sorgfältig eingefettet, in Häute verpackt und in Schlupfwinkeln versteckt waren.

Mehrfach sind von Eingeborenen Versuche unternommen worden, sich in den Besitz von Waffen und Munition zu setzen und Polizeistationen zu überfallen. Erst kürzlich wurde ein derartiger Anschlag auf die Polizeistation Groß-Aub vereitelt. Die häufig vorgekommenen Viehdiebstähle zeigen, daß die Eingeborenen die Lust an Räubereien noch nicht verloren, das auffällige Verhalten gegen Farmer, daß sie sich mit ihrem Schicksal nicht abgefunden haben.

Wie das diesjährige Sitzungsprotokoll angibt, fand im Landesrate von

Südwestafrika eine Besprechung darüber statt, ob eine weitere Verringerung der Schutztruppe ohne Gefährdung des Schutzgebietes vorgenommen werden dürfe. Es war die allgemeine Ansicht, daß die augenblickliche Lage eine solche Maßregel unter keinen Umständen gestatte, daß die Stärke der Truppen vielleicht bei Einzelaufständen noch gerade ausreiche, einer allgemeinen Erhebung jedoch nicht mehr gewachsen sei. Es wurden sogar Klagen darüber laut, daß einzelne besiedelte Gebiete schon jetzt jedes militärischen Schutzes ermangelten.

Der Landesrat ist der berufene Sprecher für die gesamte weiße Bevölkerung. Die meisten seiner Mitglieder befinden sich seit vielen Jahren im Schutzgebiet, kennen daher die Verhältnisse der Kolonie genau, sind zum großen Teil mit den Sprachen der Eingeborenen vertraut und also in der Lage, ein Urteil über deren Gesinnung abzugeben. Der einstimmige Beschluß des Landesrates, der übrigens durch verschiedene Ausführungen in der Presse erhärtet wurde, fällt daher schwer ins Gewicht. Man kann doch wohl nicht annehmen, daß von den Bewohnern des Schutzgebietes keiner imstande ist, die Lage so richtig zu erfassen, wie die Mitglieder des Reichstages in Deutschland, die die Kolonie garnicht oder doch nur oberflächlich kennen.[1]) Es wäre doch beleidigend zu vermuten, daß alle in ihrem Urteil durch übertriebene Ängstlichkeit oder gar selbstsüchtige Motive befangen seien. Im Reichstage ist wiederholt verlangt worden, man solle dem Schutzgebiet die volle Selbstverwaltung einräumen. Setzt man die politische Reife der Einwohner hierfür voraus, so wird man kaum umhin können, ihnen die Einsicht zuzutrauen, die erforderlich ist, um die Maßregeln zur Sicherheit des Landes zu beurteilen. Erst wenn ein Wehrgesetz mehrere Jahre in Kraft, die Bevölkerung zahlreich genug und durch Militärdienst im Schutzgebiet für ihre Aufgaben vorgeübt ist, wird die Kolonie selbst in größerem Umfange für ihre Sicherheit sorgen können. Solange das nicht der Fall ist, hat das Reich die Pflicht, den Schutz der Ansiedler allein zu übernehmen.

Trotzdem in Südafrika die Verhältnisse erheblich günstiger liegen, weil sich

[1]) Derjenige, der das Schutzgebiet in ein paar Monaten durchreist, wird nur allzu leicht zu einem Trugschluß verleitet. Da die Eingeborenen zum größten Teil im Land zerstreut wohnen, bekommt der Reisende nie so geschlossene Stämme zu Gesicht, wie in unseren anderen Kolonien. Dies führt erfahrungsgemäß meist zu einer Unterschätzung der Farbigen Südwestafrikas. Die Zahl der weißen Einwohner Anfang 1912 betrug 14816, die der Farbigen, einschließlich Bastards, mögen etwa 71500, die der fremden Eingeborenen 4200, die der Mischlinge etwa 1600 betragen. Dazu kommen die Ovambos im Bezirke Großfontein, deren Zahl mit 10000 nicht zu gering eingesetzt zu sein scheint. Das Amboland und der Caprivizipfel sind in dieser Statistik nicht enthalten. Das Amboland mag Hunderttausende von Einwohnern ernähren, auch diesen müssen wir durch eine genügend große Streitmacht im Süden, eine gewisse Gewähr für ihre Unangreifbarkeit vom Norden her geben, um sie uns arbeitswillig zu erhalten.

dort eine zahlreiche Bevölkerung befindet, die im Lande geboren, daher mit seinen Eigentümlichkeiten genau bekannt und den Strapazen des Klimas völlig gewachsen ist, sorgt England durch eine starke Truppenmacht für die Sicherheit der Union. Es ist zwar richtig, daß in Südafrika einzelne Gebiete von Truppen überhaupt nicht, von Polizei nur schwach besetzt sind. In diesen Gegenden befinden sich indessen so gut wie keine Ansiedler. Die Gefahr von Zusammenstößen ist also gering. Wirtschaftliche Interessen sind nicht zu schützen. Es ist ein ähnliches Verfahren, wie wir es im Ambolande befolgen, nur daß die Engländer im Notfalle eine große Truppenzahl in die bedrohten Gebiete schaffen können. — Hierzu kommt, daß kein einsichtiger Politiker Südafrikas nach zu leugnen vermag, daß eine große Gesamtabrechnung mit der farbigen Bevölkerung in der Union kommen muß, die Engländer sind vorbereitet und wir können versichert sein, daß ein großer Schwarzenaufstand von der Union aus auf unser Schutzgebiet mit unabwendbarer Notwendigkeit übergreifen wird.

Seien wir also auf der Hut und vorbereitet. Wir sollten doch nicht in so kurzer Zeit die Lehren völlig vergessen, die uns unsere Kolonialgeschichte erteilt hat. Als der jetzige General Leutwein die Schutztruppe befehligte, war diese überaus schwach. Es bestand jedoch eine heftige Feindschaft zwischen Hereros, Hottentotten, Kaffern und sogar zwischen den verschiedenen Stämmen gleicher Rasse. Außerdem besaßen die Eingeborenen noch eine große Achtung vor den überlegenen Waffen der Weißen und der Kriegstüchtigkeit der Truppe. Sie wurden zudem durch die geringe Zahl der Ansiedler wenig gestört. General Leutwein verstand es nun, mit meisterhaftem politischen und militärischen Geschick diese Verhältnisse auszunutzen. Er spielte die Kapitänschaften gegen einander aus und unterdrückte Aufstandsversuche einzelner Stämme durch schnelles Eingreifen mit der Unterstützung anderer Eingeborenenstämme. So gelang es ihm, jahrelang die deutsche Herrschaft aufrecht zu erhalten. Es wäre aber eine gänzliche Verkennung der Umstände, wollte man hieraus herleiten, daß sich damit eine so schwache Schutztruppe als ausreichend erwiesen hätte. Als die Farbigen durch die Zunahme der Einwanderung bedrängt wurden, als ihr Selbstgefühl erstarkte, da vermochte es selbst die Begabung eines Leutwein nicht, den Zusammenbruch aufzuhalten. Der Versuch, mit zu geringen Mitteln auszukommen, rächte sich bitter.

Heute liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als von den Hereros etwa nur noch ein Viertel, von den Hottentotten die Hälfte der damaligen Anzahl vorhanden ist. Immerhin befinden sich im Schutzgebiete, abgesehen von den Ovambos, noch etwa 30—40000 farbige Männer. Eine erhebliche Anzahl, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten schon kleine Banden der Truppe gemacht haben. Die Eingeborenen haben im Laufe des Aufstandes nicht unerhebliche Einzelerfolge davongetragen. Der Glaube von der Unbesieglichkeit unserer

Waffen ist also geschwunden. Dafür ist ein tiefer Haß gegen die Eroberer getreten, der alle Stammesunterschiede überwunden und die Eingeborenen in der gemeinsamen Feindschaft gegen den weißen Mann geeinigt hat. Außerdem haben die jahrelangen Kämpfe die Kriegstüchtigkeit der Farbigen gehoben und sie den Gebrauch moderner Feuerwaffen gründlich gelehrt. Die Funde von versteckten Waffen lassen befürchten, daß Gewehre und Munition in größerer Menge im Lande verborgen gehalten werden. Weitere Vorräte davon werden sich die Eingeborenen bei einem Aufruhr durch Überfälle auf Farmen, Polizeistationen und auf anderem Wege zu verschaffen wissen. Die Lage hat sich also seit der Zeit Leutweins durchaus nicht nur zu unseren Gunsten geändert.

Wollen wir jetzt den damals gemachten Fehler wiederholen und, um einige Millionen Mark jährlich zu sparen, viele Menschenleben, Hunderte von Millionen, die hoffnungsreiche Zukunft der Kolonie und das Vertrauen der Ansiedler auf den Schutz ihres Vaterlandes aufs Spiel setzen? Den Fluch der halben Maßregeln haben wir doch am eigenen Leibe spüren müssen. Es ist zweifellos besser, die Schutztruppe in ihrer äußerst knapp bemessenen Stärke noch so lange beizubehalten, bis die Verhältnisse günstiger geworden sind und eine Verminderung gestatten. Der Zeitpunkt dazu wird voraussichtlich in ein paar Jahren gekommen sein, wenn Bevölkerungszunahme und Wehrgesetz die Wehrkraft des Landes gestärkt haben.

„Den Gang der gemessen ablaufenden Zeit beschleunigen zu wollen, ist das kostspieligste Unternehmen.“ (Schopenhauer.)

Von der gar nicht zu übersehenden Kulturleistung der Schutztruppe auf dem Gebiete des Bahnbaues, der Städtegründung, der Hygiene, der Erziehung der Eingeborenen, des Wegbaues wollen wir nicht reden, nur erwähnen, daß jeder Reisende in der südwestafrikanischen Kolonie auf das Angenehmste berührt wird, je näher er sich auf seiner Pat dem Standort einer Kompagnie nähert.

Für uns heißt das Problem nicht „Verminderung der Schutztruppe“, sondern „Erhaltung und Ausbau der Schutztruppe“, ja wir würden verstehen, wenn eine starke, einige, weitschauende Kolonialregierung, im vollen Gefühl der gewissenhaften Verantwortlichkeit, wenn die Zeiten freundlicher und die Mittel flüssiger wären, eine „Vermehrung der Schutztruppe“ um einige Kompagnien für Südwest beantragen würde.

Die Jungtürken.

Von Eduard Behrens in Berlin.

Der Schreiber dieser Zeilen erlebte die letzten Tage der Revolution vom Frühjahr 1909 und war dann Zeuge vom Aufschwung der jungtürkischen Macht bis zu ihrer Höhe; diese fällt ungefähr auf die Jahreswende 1910/11. Die Begeisterung war damals längst vorüber; denn schon nach wenigen Monaten hatte man zusehen müssen, wie die neuen Herren, ganz ohne Ahnung vom Ernst der Lage und der letzten Gnadenfrist, welche Europa der Türkei wie in stiller Vereinbarung gewährte, die Macht im allgemeinen als eine Quelle persönlicher Annehmlichkeiten und dann als eine Gelegenheit rücksichtsloser Kampfes gegen die politischen Widersacher auffaßten. Wertvolle Aufschlüsse über das Wesen der Jungtürken gaben die bekannten Anleiheverhandlungen vom Herbst 1910, welche ich aus nächster Nähe verfolgen konnte. Diese Anleihe hatte auch internationale Bedeutung, weil sie, statt mit der altgewohnten französischen Gruppe, mit einem deutsch-österreichisch-schweizerischen Verbande unter der Führung der Deutschen Bank abgeschlossen wurde und den deutschen Einfluß in Konstantinopel für eine gewisse Dauer wieder maßgebend machte, wie zu Abdul Hamids Zeiten.

Die Verhandlungen leitete auf türkischer Seite Finanzminister Djawid Bei. Mehmed Djawid, ein Angehöriger der jüdisch-mohammedanischen Sekte der Dönmes in Salonik, ist auch jetzt noch eine der ersten Größen im jungtürkischen Komitee. Der etwa 35 jährige Mann war vor seiner Wahl zum Minister einfacher Schulmeister in Salonik; er ist wohl der einzige Jungtürke, der kraft tatsächlicher Kenntnisse besonders in wirtschaftlichen Fragen sich hinaufschwang und nicht nur durch Zufall von der Woge der Revolution emporgehoben wurde. Der ehrgeizige, eitle, politisch unerfahrene Mann hätte als Verwaltungsbeamter, in vorgezeichneter Arbeit, wahrscheinlich Treffliches geleistet. Leider ist der Ruhm, in so jungen Jahren schon Minister zu sein, auch ihm in den Kopf gestiegen; er verwirrte ihn und trieb ihn schließlich in eine operettenhafte Auffassung seiner staatsmännischen Pflichten.

Die Anleihe des Jahres 1910 sollte zuerst mit der Kaiserlichen Ottomanbank in Konstantinopel zustande kommen. Dieses große Haus, das durchaus auf französischem Gelde steht, besaß seit Jahrzehnten ein Vorzugsrecht auf jede türkische Anleihe. Die Jungtürken, besonders Djawid, betrachteten diese Abhängigkeit als entwürdigend, zumal sich die Bank in der Regel Bedingungen sicherte, welche für einen souveränen Staat nicht schmeichelhaft waren. Das Budget von 1910 rechnete mit einem Ausgabenüberschuß von etwa 150 Millionen Mark, welche zum großen Teil für Rüstungszwecke verwendet werden sollten; eine Anleihe war dringend vonnöten. Statt aber die Bedingungen zu

mildern, verschärfte sie die Ottomanbank derart, daß sie, außer bestimmten Zolleinnahmen zur Sicherung des Zinsendienstes, verlangte, Djawid möchte sich zur praktischen Anleitung einen französischen Finanzbeirat erwählen. Die französische Regierung schlug den sehr befähigten und bewährten Herrn Laurent vor; doch der junge türkische Minister war bis aufs Blut beleidigt und brach die Verhandlungen mit der Ottomanbank endgültig ab, als die französische Regierung, kraft einer neuen auch gegen Österreich angewendeten Praxis weiter forderte, in Frankreich aufgenommene und für militärische Rüstungen bestimmte Gelder dürften nur der französischen Industrie zugute kommen.

Alles in allem wird man zugeben müssen, daß Frankreich, bevor es einen tatsächlichen und dauernden Erfolg der jungtürkischen Finanzwirtschaft erblicken konnte, zur Forderung dermaßen ausführlicher Garantien wohl berechtigt war: die französischen Steuerzahler haben zweieinhalb Milliarden Franken in türkischen Werten angelegt.

Bevor nun die Deutsche Bank ihr Angebot machte, reiste Djawid schnell nach Paris, um womöglich irgendeine andere Gruppe zum Abschluß zu bewegen. Ein Mitglied der französischen Botschaft in Konstantinopel erzählte darüber: Als Vertreter eines finanziell schwerkranken Landes stieg Djawid, natürlich auf Staatskosten, im teuersten Pariser Gasthof, im Hotel Meurice ab, bezog, um 1000 Franken den Tag, dieselbe Zimmerflucht, welche kurze Zeit zuvor der König von England bewohnt hatte und ließ sich in Verhandlungen mit Banken nicht nur zweiter, sondern dritter und vierter Ordnung, zum Teil mit wahren Winkelkontors ein; er suchte das Geschäft hinter dem Rücken der französischen Regierung abzuschließen. Djawid sprach aber auch beim Minister des Äußern, Stephen Pichon, vor. Auf die Frage Pichons: Wie ich höre, sind Eure Exzellenz zum Abschluß einer Anleihe nach Paris gekommen, antwortete der Türke: Keineswegs; ich bin nur zum persönlichen Vergnügen hier. Von Pichon begab sich Djawid aber stracks zu Rouvier, dem ehemaligen Ministerpräsidenten, damals Präsidenten der Banque Rouvier und einer verwandten Finanzgruppe und offerierte ihm, die Anleihe zu übernehmen. Das Ergebnis der Unterredung telephonierte Rouvier, nachdem ihn Djawid verlassen hatte, nichts ahnend, dem Minister des Äußern, um dessen Rat zu hören. Man ermißt das Erstaunen Pichons über die wenig korrekte Art des jungtürkischen Ministers. Auch sonst machte sich Djawid durch sein arrogantes, zweideutiges Auftreten in Paris unbeliebt. Als er die französische Hauptstadt verließ, rief ihm ein Blatt, ich glaube der „Temps", nicht ohne Grund nach: Sie haben sich nicht wie ein Finanzminister, sondern wie ein Börsianer benommen!

Aber es kam noch besser. Da Djawid versagt hatte, reiste jetzt Hakki Pascha, der Großwesir, in eigener Person nach Paris, um die Fehler seines jungen, unerfahrenen Kollegen gutzumachen; wirklich hatte es bald den Anschein, als

sollte letzten Endes doch noch eine Einigung zustande kommen. Das wollte aber der in seiner Eitelkeit tief verletzte Djawid durchaus verhindern. Er begann, zusammen mit seinem Freunde Hüssein Djahid, dem Herausgeber des „Tanin“, in diesem offiziellen Regierungsblatte maßloße Artikel gegen Frankreich, besonders gegen die französische Finanz, zu veröffentlichen; und zwar gerade während jenen Tagen, wo sich in Paris der Großwesir alle Mühe gab, die verärgerten Franzosen zu beruhigen und zur Linderung der dringenden türkischen Geldnot zu bewegen. Die originelle Polemik verfehlte die Wirkung nicht, die französische Presse antwortete ebenso heftig. Hakki Pascha telegraphierte beschwörend oft zweimal des Tages auf die „Hohe Pforte“, man möchte die Redaktion des „Tanin“ um alles in der Welt zur Mäßigung bewegen. Allerdings wußte er nicht, daß sein Minister-Kollege der Hauptanstifter der aufreizenden Artikel war. Als ich eines Tages die Redaktion des „Tanin“ aufsuchte, gab Djawid unter allgemeinem Beifall gerade einen neuen fulminanten Erguß in den Druck; für die Aufregung des Großwesirs hatten die Herren ein harmloses Lachen und fanden die Not *„de ce brave Hakki“* ganz lustig.

Auch Hakki Pascha verließ Paris, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Die Regierung war in der größten Verlegenheit. Eine bestimmte Offerte der Deutschen Bank lag noch nicht vor, wohl aber das Anerbieten einer von der Wiener Länderbank gebildeten internationalen Gruppe von österreichischen, schweizerischen und holländischen Banken, das sich zur Übernahme der Anleihe ohne wesentliche Garantien bereit erklärte und sogar finanziell ebenso günstige Bedingungen wie der französische Vorschlag anbot; schon grundsätzlich mußte eine Anleihe internationaler, rein wirtschaftlicher Art der Türkei zweckmäßiger erscheinen, als das französische, vor allem durch politische Erwägungen bestimmte Geldgeschäft. Die Gelegenheit war selten günstig, die von den Jungtürken so dringend gewünschte Befreiung aus der Vorherrschaft des französischen Kapitals in die Tat umzusetzen.

Zur Beschleunigung der Verhandlungen beschloß die Regierung, einen Vertrauensmann nach Wien zu schicken. Die Wahl fiel auf Eumer Nadschi, der auch jetzt noch eines der drei Direktionsmitglieder des jungtürkischen Komitees für „Einheit und Fortschritt“ ist. (Jüngst nahm er hervorragenden Anteil an Enver Beis Handstreich gegen die „Hohe Pforte“.) Nadschi ist der richtige politisierende Offizier, typisch für jene Schicht, welche durch eine eigentlich tragische Bestimmung den Untergang des Staates beschleunigte, obschon nur noch sie zur Rettung der Türkei geeignet schien; denn als letztem Hort der Jugend und Gesundheit inmitten der allgemeinen Fäulnis fiel zuerst dem Offizierskorps die Beschäftigung mit Politik zu. Wie sehr dieses widerspruchsvolle Doppelleben als politischer Führer und militärischer Untergebener das Heer zerrüttet hat, zeigen die verlorenen Schlachten in Thrazien. Die Insub-

ordination von Truppenoffizieren, welche als maßgebende Politiker den kommandierenden Generälen, in den Kasernen und auf dem Felde, das Verhalten vorschreiben oder den Gehorsam kündigen, ist seit der Revolution von 1908 ein alltägliches Ereignis.

Die Abreise Nadschis nach Wien und seine Erlebnisse in der Kaiserstadt sind für sorglose Türkenart so bezeichnend, daß wir sie nicht übergehen wollen. An einem Septemberabend fand sich der mir bekannte Vertreter des Wiener Konsortiums, den man ebenfalls nach Wien berufen hatte, pünktlich auf dem Bahnhof ein; ich begleitete ihn. Zusammen mit einigen Abgeordneten war auch Finanzminister Djawid erschienen, um dem außerordentlichen Gesandten die letzten Instruktionen zu erteilen. Doch dieser erschien nicht, wiewohl man den Zug über die festgesetzte Zeit hinaus festhalten konnte. Nadschi hatte zwar schon Tage zuvor versprochen, er werde sich der wichtigen Mission in jedem Falle unterziehen; aber man dachte, auch jetzt werde ihn seine liebenswürdige Mitteilsamkeit, welche ihn oft stundenlang in einem der vielen unauffindbaren Kaffeehäuser von Stambul vor Bewunderern die Zeit verschwatzen ließ, zurückhalten. Da, als der Zug schon in Bewegung war, stürmte der Erwartete, mit fliegenden Rockschößen, einen Knotenstock in der erhobenen Rechten und in kotbespritzten Stiefeln über den Bahnsteig und hinauf zu seinem Begleiter in den Wagen. Ohne Gepäck, ohne Fahrkarte, ohne Geld, wie ein fechtender Handwerksbursche, fuhr der Delegierte der Kaiserlich Ottomanischen Regierung zur Staatsaktion einer Anleihe nach Wien.

In Wien weigerte sich Nadschi zuerst, überhaupt an den Verhandlungen teilzunehmen. Er ließ sich aber schließlich doch noch dazu bewegen. Die Sitzungen wurden, Irrtum vorbehalten, im Außenministerium, in Gemeinschaft mit einem Vertreter des Grafen Ährental abgehalten. Nadschi kam, behielt den Kalpak, die schwarze Pelzmütze, auch in Gesellschaft der vielen Finanzgewaltigen auf dem bärtigen Kopf, setzte sich, nach heimatlichem Brauch das eine Bein unter das andere gebogen, auf einen Polstersessel, drehte sich eine Zigarette und gab den Anwesenden, mit einen kurzem „*commencez*“ und einer Handbewegung gleichsam den Befehl, anzufangen. Halb gelangweilt, halb belustigt, den Rauch vor sich hin paffend, hörte er eine Zeitlang zu, um dann gegen meinen Bekannten laut mit den Worten herauszuplatzen: „Was ist das alles für Unsinn! Ich bin Revolutionär und kein Börsianer und verstehe diese Leute nicht!“

Die Anleihe mit Wien kam nicht zustande, sondern wurde wie gesagt unter der Führung der Deutschen Bank zum Abschluß gebracht. Als der Schreiber dieser Zeilen gegen Jungtürken sein Erstaunen darüber äußerte, wie man Nadschi mit einer derart wichtigen Staatsaktion habe betrauen können, erhielt er zur Antwort: „Ach, was wollen Sie, er ist ein so guter Bursche!“ Genau:

„C'est un si bon garçon!" Diese Erklärung hörte man oft, wenn ein hoher jungtürkischer Beamter durch keine sachlichen Verdienste verteidigt werden konnte. Als *„bon garçon"* entschuldigten Freundesstimmen auch den unfähigen Arbeitsminister Bedros Haladschian, der einen der wichtigsten Verwaltungsdienste leider über ein Jahr lang zur Untätigkeit verurteilen durfte. Haladschian war ein einflußreiches, weil begütertes, Mitglied des Bundes der armenischen Radikalen; dieser, „Taschnakzuziun" geheißen, unterstützte die jungtürkische Politik und erhielt, als Gegenleistung, einen Sitz im Ministerium.

Unter Abdul Hamid war natürlich nichts so sehr vernachlässigt worden, wie die Volkswirtschaft. Diese durch eine ausgiebige und ehrliche europäische Mitarbeit zu beleben, hatten sich die Jungtürken vor allem andern zur Aufgabe gemacht. Aber die Wandlung, welche sie, nach dem reaktionären Putsch vom Frühjahr 1909, im Interesse ihrer Partei glaubten vollbringen zu müssen, machte die guten Absichten zuschanden. Jener Putsch war bekanntlich gegen die allzu aufgeklärte und europäerfreundliche Richtung der Jungtürken gerichtet. Die neuen Herren hofften, der Wiederkehr solcher Unzufriedenheit am besten dadurch vorzubeugen, daß sie ins andere Extrem verfielen und fanatische Konservative wurden. Ihre panislamitische Politik stammt aus jenen Tagen. Die türkischen Frauen, welche erst unverschleiert sich auf der Straße zeigen durften, wurden nun plötzlich wieder mit äußerster Strenge angehalten, die alten Sitten nicht zu verletzen. Der Kammerpräsident Ahmed Risa hatte vor dem Krawall einmal in offener Versammlung verkündigt, die Türkei werde nicht eher gesund werden, als bis der Islam abgeschafft sei; im Sommer 1909 aber trat er für eine Vermehrung der mohammedanischen Feiertage ein und erwarb sich den Dank der Geistlichkeit.

Der Chauvinismus hinderte vor allem die Entwicklung der Volkswirtschaft und des Verkehrs, besonders in Kleinasien; dort litten Hunderttausende von Bauern an Hungersnot und buken sich ihr Brot aus Lehm. Man hatte erwartet, an die Spitze des wichtigen Bauten- und Handelsministeriums würden die Jungtürken einen ihrer Besten stellen, vielleicht einen energischen Militär, der mit den vorhandenen geringen Mitteln schnell den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen hätte. Statt dessen fiel die Wahl auf den jungen armenischen Advokaten, auf einen geckenhaften Kaffeehauspolitiker, der in seinem Dünkel und in seiner gänzlichen Unerfahrenheit wie planmäßig darauf ausging, sich die Mitarbeit zuverlässiger europäischer Elemente zu entfremden. Wie Haladschian seinen Posten antrat, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als alle Pläne und Arbeiten seines Vorgängers, Gabriel Effendi Noradunghians, des spätern Außenministers im Kabinett Kiamil, eines sehr erfahrenen und gescheiten Mannes, zu beseitigen; eine ersprießliche Tätigkeit von sechs Monaten wurde dadurch zerstört, nur, weil ihr Urheber kein Jungtürke war.

Und nun begann man ein kostbares Jahr mit dem Entwurf neuer Pläne und weitschweifiger Verordnungen zu vertrödeln. Die wenigen zuverlässigen europäischen Beamten wurden entlassen. Warum? Die Jungtürken haben oft erklärt: „Wir brauchen die Europäer gar nicht und werden uns aus eigener Kraft helfen.“ Ein wahrer Paragraphenwahnsinn hatte den jungen Minister erfaßt. Für öffentliche Bauten aller Art, für Eisenbahnen, Straßen, Hafenanlagen und Elektrizitätswerke stellte man aus mißverstandenen ausländischen Vorlagen endlose, verworrene und völlig unannehmbare Pflichtenhefte zusammen, welche wirklich oft so aussahen, wie wenn die europäische Konkurrenz um jeden Preis abgeschreckt werden müßte. Stolz wies der Minister vor einheimischen und fremden Zweiflern auf den papierenen Turm neben seinem Schreibtisch: „Ja, ist denn das keine Arbeit?“ Wie wenig korrekt die europäische Industrie behandelt wurde, zeigen die Wettbewerbe, welche das Kriegsministerium für Armeelieferungen veranstaltete. Es war zur Regel geworden, daß man auf Grund der billigsten Eingabe, wohlverstanden, ohne die Konkurrenten zuerst verständigt zu haben, noch einen allerletzten Wettbewerb versuchte. Selbstverständlich hat diese unvernünftige Preisdrückerei mit der Zeit alle irgendwie ernsthaften und soliden Konkurrenten verscheucht und die Armeelieferungen der Spekulation überlassen.

Binnen Jahresfrist hatte das Arbeitsministerium ungefähr fünfzig Broschüren über alle möglichen und unmöglichen Projekte veröffentlicht. Als Haladschian schließlich doch zurücktrat, weil sich seine Unfähigkeit länger nicht mehr verteidigen ließ und ihm sogar die Beamten Respekt und Gehorsam kündigten, konnte der Staatsrat fast hundert Prozent der Arbeit eines Jahres als unbrauchbar erklären. Bemerkenswert war das Verhalten einflußreicher Jungtürken, welche die Unfähigkeit des Armeniers erkannten und ihn mit Leichtigkeit hätten unschädlich machen können. Man fand die Ohnmacht Haladschians ebenso lustig, wie die Hilflosigkeit des Unterrichtsministers Emrullah Effendi, eines Mannes, welcher die türkische Schule Monate hindurch vor aller Augen zugrunde wirtschaften durfte.

Wie sehr erst der politische Chauvinismus der Jungtürken das Land zerrüttete, zeigen die fortdauernden Unruhen der letzten Jahre. Bekanntlich hätten die 1908 er Revolution und auch die Beseitigung Abdul Hamids ohne die Hilfe der nichttürkischen Nationen kaum unternommen werden können. Damals besaßen die Jungtürken gerade in christlichen, in griechischen und bulgarischen Kreisen eine große Popularität. Sandanski, der berüchtigte Komitadschi, der jetzt die armen türkischen Bauern mordet, hatte, als türkischer Untertan, mit seinen Banden den Jungtürken gegen den Sultan Gefolgschaft geleistet und wurde dafür zu Konstantinopel fast als ein Nationalheld gefeiert; Arm in Arm mit türkischen Offizieren sah man ihn durch die Straßen wandeln.

Dann aber verfiel das Komitee, aus Furcht vor der alttürkischen Reaktion, in seine konservative Politik und drängte das nichttürkische Element zurück. Ein hervorragender Vertreter dieser Richtung ist Talaat, bis vor kurzem Obmann der jungtürkischen Parlamentspartei, früher, ungefähr zwei Jahre lang, Minister des Innern. (Im Januar dieses Jahres überrumpelte er mit Enver und Nadschi die „Hohe Pforte“ und zwang Kiamil Pascha zum Rücktritt.) Mehmed Talaat ist im Privatleben ein sehr liebenswürdiger und bescheidener Mann, als Politiker aber wohl die unerfreulichste Erscheinung, welche die junge Türkei hervorbrachte. Voll natürlicher Intelligenz und Tatkraft schwang er sich vom einfachen Telegraphisten binnen zweier Jahre zum Minister auf. Ein fanatischer Jakobiner, wie ihn Revolutionen in die Höhe bringen, ohne jede politische und historische Bildung, häufte er Fehler auf Fehler. Ihm verdankt die Türkei den mörderischen Feldzug gegen die Araber, den man mit geringen Zugeständnissen hätte vermeiden können; den Aufstand der Drusen im Hauran und dann vor allem die beiden Aufstände der Albanesen, des tapfern Grenzvolkes, welches mit Kartätschen türkisiert werden sollte. Die Tatkraft Talaats überwand jeden Widerstand im Ministerium; er, und nicht Mahmud Schefket, leitete die jungtürkische Politik der beiden letzten Jahre. Jetzt wird offenbar, wie die Entwaffnung und Schwächung der Albanesen eine Hauptursache des unglücklichen Krieges gegen den Balkanbund ist; sie bedeutet einen Ausfall von 100,000 Mann fanatischer Freischaren, welche der Invasion der Serben, Griechen und Montenegriner mit dem stärksten Widerstand hätten begegnen müssen.

Ihre Abneigung gegen die nichttürkischen Nationen verhehlten die jungtürkischen Führer auch in Gesprächen mit Ausländern keineswegs. Besonders die Griechen betrachtete man in Komiteekreisen als Todfeinde und nicht etwa als gleichberechtigte Landsleute, welche eine vernünftige Politik, vor derart großen äußeren Gefahren, mit allen Mitteln hätte günstig stimmen sollen. Die maßgebende jungtürkische Presse überbot sich oft in der Verunglimpfung der christlichen Elemente, wie sie denn zur Zersetzung der Staatseinheit überhaupt ihr Möglichstes beitrug; der bekannteste jungtürkische Publizist, Hüssein Djahid, der Chefredakteur des „Tanin“, ein sonst sehr gebildeter und feinfühlender Mensch, übte mit seiner schonungslosen Schreibart, welche die Polemik nur als Selbstzweck betrachtete, auf die ungebildete, allen Eindrücken preisgegebene Öffentlichkeit einen verderblichen Einfluß aus.

Neben dieser ihrer Verantwortlichkeit nicht bewußten Presse hat auch das Judentum der jungen Türkei eher geschadet als genützt. Gewiß wird man die namhafte wirtschaftliche Belebung durch jüdische Elemente nicht übersehen. Auf jüdischen Einfluß ist aber jene Mißachtung religiöser mohammedanischer Tradition und der Würde des Kalifen im allgemeinen zurückzuführen, welche

die Jungtürken trotz ihrer mehr politisch sich äußernden panislamitischen Richtung zur Schau trugen. Die Abneigung gegen die Jungtürken im gläubigen Volk hat einen sehr starken antisemitischen Einschlag; man wird es ihnen nie verzeihen, daß sie den Kalifen Abdul Hamid tatsächlich durch einen Juden absetzen ließen — der Sprecher der Abordnung, welche Hamid „im Namen der Nation" die Absetzung kundgab, ist Emmanuel Carasso, der ehemalige jüdische Abgeordnete von Salonik.

Wir möchten diese Ausführungen mit einigen Worten über den General Mahmud Schefket Pascha beendigen. Man nennt ihn einen außerordentlichen Mann. Dieser war er vielleicht im Frühjahr 1909, wie er sein ganzes Privatvermögen den Jungtürken als Beitrag zum Kriegsschatz auf den Tisch warf, sein Armeekorps in zwei Tagen marschbereit nach Konstantinopel führte und den Umschwung in bewunderungswürdiger Disziplin zustande brachte. Dann aber verleitete ihn, den einfachen, für den Posten draußen im Feld bestimmten General, das Bewußtsein der Macht, eine Rolle zu spielen, welcher seine geringe politische Schulung und Begabung nicht gewachsen ist. Er fing an, in jedes Ministerium hineinzuregieren, war überall und nirgends zu Hause und schadete durch diesen seinen Übereifer und sein schlecht beratenes Pflichtgefühl dem eigenen Verwaltungszweig, dem Kriegsministerium, ungemein. Die neurasthenische Rastlosigkeit fiel auch dem Besucher auf, welcher die sonst so abwägende, kluge Art des Paschas innerhalb Jahresfrist in ein bramarbasierendes Ungestüm verwandelt fand.

Mahmud Schefket hat unermüdlich gearbeitet, er ist der weitaus brauchbarste aller Männer, welche die junge Türkei in die Höhe brachte. Aber er zersplitterte sich; die Heeresverwaltung, der Stolz des neuen Regiments, litt unter immer größerer Verwirrung. Eine Milliarde Mark ungefähr verbrauchte er während seiner Tätigkeit als Kriegsminister. Wo sind die Ergebnisse dieser gewaltigen Summe? Kurz nach seinem Rücktritt entdeckte man namhafte Unterschleife in der Intendantur und versuchte, ihn persönlich dafür verantwortlich zu machen; mit großem Unrecht; für zuverlässige Kenner der Zustände ist Schefket in Geldsachen über jeden Verdacht erhaben.

Wir wollen zum Schluß noch bemerken, daß unser Artikel von vornherein als eine Betrachtung nur der politischen Eigenschaften der Jungtürken gedacht war. Als Privatleute genommen sind sie hohen Lobes würdig; das wird wohl jeder bestätigen, der mit diesen liebenswürdigen, so oft von einer harmlosen Lebensfreude erfüllten Menschen ohne Zwang verkehren durfte. Als unglückliche, schwache Erben büßen sie jetzt, mehr als für ihre eigenen, für die jahrhundertalten Schulden der Vergangenheit.

Ist die Entwicklungserregung jungfräulicher Eier möglich?

Von Curt Herbst in Heidelberg.

Es dürfte auch jedem Laien bekannt sein, daß die Eier der Organismen sich zu entwickeln beginnen, wenn sie befruchtet worden sind, das heißt wenn eine Samenzelle, ein Spermatozoon, in sie eingedrungen ist. In diesem Aufsatze soll nun die Frage erörtert werden, ob die Eier der Tiere unter Umständen nicht auch ohne Hinzutritt einer männlichen Geschlechtszelle, auf jungfräulichem, parthenogenetischem Wege Junge aus sich hervorgehen lassen können, ob also die Beihilfe der Männchen beim Fortpflanzungsakt nicht vollständig ausgeschaltet werden kann? Wir wollen uns bei Beantwortung dieser Frage zunächst an die Natur halten und zusehen, ob in derselben, ohne daß der Forscher seine Hand dabei im Spiele hat, die Entwicklung unbefruchteter Eier vorkommt? An diesen Abschnitt über natürliche Parthenogenese[1]) soll sich ein weiterer über künstliche Jungfernzeugung anschließen, in dem namentlich die Experimente von Jacques Loeb zur Sprache kommen sollen, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Anteil der männlichen Geschlechtszelle an der Erzeugung von Jungen durch einfache physikalische oder chemische Mittel auch bei solchen Tierformen vollständig zu ersetzen, bei denen in der Natur keine Entwicklung jungfräulicher Eier beobachtet wird.

Unsere erste Frage, ob in der Natur ohne Zutun des Menschen die Entwicklung unbefruchteter Eier vorkommt, ist zwar schon längst im positiven Sinne beantwortet worden, doch stammt der exakte Beweis vom Vorkommen von Parthenogenese im Tierreich eigentlich erst von dem Pfarrer Dzierzon aus Carlsmarkt bei Brieg in Schlesien her, der im Jahre 1845 seine Ansichten über die Geschlechtsverhältnisse der Honigbiene der Öffentlichkeit übergab. An Dzierzon schlossen sich dann mit anatomischen und experimentellen Untersuchungen Rudolf Leuckart und namentlich Carl Theodor Ernst von Siebold an, von welchem im Jahre 1856 eine Schrift über „Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen" erschien. Es seien nun zunächst jene Tiergruppen aufgezählt, bei denen bis jetzt in der Natur die Entwicklung jungfräulicher Eier festgestellt worden ist.

Wir wollen mit den Rädertierchen beginnen, kleinen, meist im Süßwasser lebenden Organismen, deren Länge in der Mehrzahl der Fälle nur nach Bruchteilen von einem Millimeter mißt und nur vereinzelt 1—2 Millimeter oder etwas mehr erreicht. Die Tierchen sind wegen ihrer eigenartigen Fortpflanzungsverhältnisse berühmt geworden, welche sich kurz im engen Anschluß an Lauterborn so darstellen lassen dürften. Aus einem befruchteten Ei geht stets ein Weibchen hervor, das sich durch Jungfernzeugung fortpflanzt. So entstehen

[1]) παρθένος Jungfrau, γένεσις Zeugung.

wieder Weibchen, welche auf parthenogenetischem Wege aus dünnschaligen, sogenannten Subitaneiern Weibchen erzeugen. Nach einer Anzahl weibchenliefernder parthenogenetischer Generationen treten aber schließlich kleine Eier auf, die sich parthenogenetisch zu Männchen entwickeln. Letztere befruchten die Weibchen und dringen in die männchenerzeugenden Eier ein, wodurch die letzteren zu hartschaligen, sogenannten Dauereiern werden, aus denen wieder Weibchen hervorgehen. Es findet also bei den Rädertieren ein Wechsel zwischen parthenogenetischer und geschlechtlicher Fortpflanzung statt.

Ein solches Alternieren der zweierlei Fortpflanzungsarten, jener durch unbefruchtete jungfräuliche und derjenigen durch befruchtete sexuelle Eier, kommt auch bei den niederen Krebsen vor, namentlich bei den Wasserflöhen oder Daphniden, welche wohl auch den meisten Laien bekannt sein dürften. Bei diesen Tierchen sind wir auch einigermaßen über die Umstände orientiert, von denen der Eintritt der Jungfern- oder geschlechtlichen Zeugung abhängig ist, während wir bei anderen niederen Krebsen in dieser Hinsicht uns noch in Unwissenheit befinden. Das gilt besonders von den nahen Verwandten der Wasserflöhe, den Kiemenfüßern. So hat zum Beispiel v. Siebold bei periodischer Untersuchung aller Bewohner einer Pfütze, in welcher *Apus cancriformis* lebte, jahrelang keine Männchen auffinden können. Trotz alledem kommen bei diesem Krebse Männchen, und damit auch geschlechtliche Fortpflanzung vor. Von einem anderen Kiemenfüßer, von *Limnadia Hermanni*, sind Männchen bis jetzt überhaupt nicht bekannt geworden. Bei dieser Form ist also das männliche Geschlecht nicht nur entbehrlich, sondern dem Anscheine nach gänzlich überflüssig geworden. Ähnliches gilt auch von einem Muschelkrebs, *Cypris reptans*, von welchem nach den Angaben Weismanns an den Fundorten bei Freiburg i. B. nie ein Männchen gefunden wurde.

Wenden wir uns von den Krebsen den Insekten zu, so erwähnt v. Siebold in seinem Buche einige Fälle von Jungfernzeugung bei Schmetterlingen. Dazu gehören zwei Motten *Solenobia triquetrella* und *Solenobia lichenella*, deren Weibchen vollkommen der Flügel entbehren und deren Raupen in Säcken leben. Auch bei *Psyche helix* trifft letzteres beides zu, doch ist hier der Raupensack schneckenhausartig gewunden und mit Sandkörnern besetzt. Das flügellose Weibchen ist madenförmig und legt die Eier, welche sich sowohl ohne wie mit Befruchtung entwickeln können, in ihrem eigenartigen Gehäuse ab. Die parthenogenetische Entwicklung von Eiern wurde gelegentlich auch beim Schwammund beim Seidenspinner beobachtet.

Schon sehr lange bekannt ist die jungfräuliche Erzeugung von Nachkommen bei den Blattläusen, deren Fortpflanzungsweise insofern wieder an diejenige der Wasserflöhe erinnert, als auch bei ihnen ein Wechsel zwischen parthenogenetischen und geschlechtlichen Generationen vorkommt, nur ist dieser Gene-

rationswechsel hier noch komplizierter, als er dort ist, denn es unterscheiden sich die einzelnen Generationen bei den Blattläusen zum Teil auch morphologisch voneinander. So sind die Männchen und Weibchen der geschlechtlichen Generation der Reblaus rüssel- und darmlos. Das befruchtete Weibchen legt nur ein einziges Ei, welches überwintert und im Frühjahr die rüssel- und darmbesitzende Stammutter einer ganzen Reihe von Generationen parthenogenetischer, flügelloser Weibchen aus sich hervorgehen läßt. Im Hochsommer entstehen dann aus diesen flügellosen Weibchen, ebenfalls auf parthenogenetischem Wege, sogenannte sexupare Weibchen mit Flügeln, welche durch Jungfernzeugung die Geschlechtsgeneration, Männchen und Weibchen, hervorbringen, mit deren Auftreten dann der Zyklus wieder von vorne beginnt.

Sehr verbreitet ist endlich die natürliche Parthenogenese unter den Blattwespen, Gallwespen, Bienen, Wespen und Ameisen, welche alle zu den Hautflüglern (*Hymenopteren*) gehören. Wir wollen uns von den Fortpflanzungsverhältnissen dieser Tiere nur diejenigen der Biene etwas genauer ansehen, welche deshalb von großem Interesse sind, weil hier nach der Entdeckung Dzierzons aus befruchteten Eiern Weibchen (Arbeiterinnen oder Königinnen) und aus unbefruchteten Männchen (Drohnen) hervorgehen. Und das höchst sonderbare dabei ist die Tatsache, daß es die Bienenkönigin „in der Hand hat", entweder befruchtete oder unbefruchtete Eier zu legen, also „nach Belieben" Töchter oder Söhne zu erzeugen. Die Bienenkönigin bedient sich dabei eines komplizierten Apparates, den in neuerer Zeit der Zoologe Breßlau eingehend beschrieben und mit dem Namen Spermapumpe belegt hat. Dieser Pumpapparat findet sich am Samenblasengang, welcher die Samenblase, den Aufbewahrungsbehälter des Samens (*Receptaculum seminis*), mit dem unpaaren Teil des Eileiters verbindet. Die Bienenkönigin wird bekanntlich nur einmal in ihrem Leben, während des Hochzeitsfluges, begattet und bewahrt dann die Samenflüssigkeit mit den Samenfäden jahrelang in dem erwähnten Behälter auf. Die Spermapumpe dient nun dazu, aus dieser Zisterne etwas Samen aufzusaugen und in den Eileiter weiterzubefördern, wenn durch denselben ein Ei gleitet, das befruchtet werden, also sich zu einem Weibchen entwickeln soll.

Was bewirkt nun aber, daß die Spermapumpe zur rechten Zeit, das heißt dann, wenn Arbeiterinnen oder Königinnen erzeugt werden sollen, in Tätigkeit tritt? Das Ingangsetzen des Apparates vom „Belieben" der Königin abhängig zu machen, wäre ein ganz unwissenschaftliches Vorgehen. Wollen wir dagegen bei Beantwortung der Frage ganz objektiv zu Werke gehen, so können wir mit v. Siebold nur sagen, daß es die Verschiedenheit des Reizes ist, welcher auf die eierlegende Königin einwirkt, wenn sie ihr Abdomen in eine enge Arbeiterin- oder eine weitere Drohnenzelle steckt, und welcher entweder die Spermapumpe in Tätigkeit setzt oder sie außer Aktion läßt. Im

ersteren Falle wird das Ei befruchtet und liefert es eine Arbeiterin, während im zweiten Falle die Befruchtung ausbleibt und ein Männchen entsteht.

Aber, so wird vielleicht ein kritischer Leser fragen, ist es nicht möglich, die eigenartigen Fortpflanzungsverhältnisse der Biene durch die Annahme des Vorhandenseins von zweierlei Eiern zu erklären, von denen nur die einen befruchtet werden können, die anderen aber nicht? Man würde dieser Erklärungsmöglichkeit eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können, wenn die beiderlei Eisorten, die weibchenerzeugenden und die männchenliefernden, in ganz bestimmten Zwischenräumen abgelegt würden und wenn man die Bienen nicht durch äußere Mittel so leicht veranlassen könnte, entweder Drohnen oder Arbeiterinneneier zu legen. Eine solche Beeinflussung des Legegeschäftes läßt sich aber, wie v. Siebold im Anschluß an Dzierzon mitteilt, einfach auf folgende Weise ausführen: Zu einer Zeit, wo die Arbeiterinnen Drohnenzellen gebaut haben und die Königin in der nächsten Zeit an die Belegung derselben gehen würde, nimmt man die Drohnenzellen aus dem Stock und ersetzt sie durch leere Arbeiterinnenzellen. Wäre die Art der Eierablage periodisch geregelt, so müßte die Königin in diese Arbeiterinnenzellen jetzt Drohneneier legen. Das ist aber keineswegs der Fall, denn obwohl sie zu dieser Zeit, wenn die Drohnenzellen nicht entfernt worden wären, männchenerzeugende Eier gelegt haben würde, legt sie jetzt doch Arbeiterinneneier ab. Man kann auch das umgekehrte Experiment machen und Arbeiterinnenzellen durch leere Drohnenwaben ersetzen. Die Königin wird dann, ganz der Art der Waben entsprechend, keine Arbeiterinneneier, sondern Drohneneier legen. Angesichts dieser Tatsachen ließe sich die Hypothese von dem Vorhandensein von zweierlei Eiern, von solchen, die befruchtet werden können, und von solchen, in welche Samenfäden keinen Zutritt erhalten, nur noch durch die Annahme retten, daß die Produktion der beiden Eisorten in den Eierstöcken durch den optischen oder den Berührungsreiz ausgelöst wird, den die engeren oder weiteren Zellen auf die Königin ausüben. Das aber wäre eine Beeinflussung der Eiablage durch die Beschaffenheit der vorhandenen Waben, deren Vermittlung sehr schwer vorzustellen wäre, während die alte, v. Sieboldsche Annahme keinerlei Schwierigkeiten in sich birgt, denn es ist ohne weiteres einzusehen, daß die zentripetale Erregung, welche in den sensiblen Nerven des Abdomens der Königin durch das Hineinstecken desselben in eine enge Arbeiterinzelle ausgelöst wird, in den nervösen Zentralorganen eine zentrifugale Erregung zur Folge hat, welche durch die Bewegungsnerven zu den Muskeln der Spermapumpe strömt und das Intätigkeittreten der letzteren auslöst. Ebenso leicht ist das Ausbleiben der Aktion des Pumpapparates verständlich, wenn die Königin ihren Hinterleib in eine weitere Drohnenzelle schiebt. Wir bleiben also bei der v. Sieboldschen Auslegung der Tatsachen.

Obgleich die Frage nach der Geschlechtsbestimmung nicht zu unserem Thema gehört, sei hier doch darauf hingewiesen, daß längst nicht überall aus unbefruchteten, jungfräulichen Eiern Männchen hervorgehen, daß vielmehr die Dzierzonsche Regel nur bei den staatenbildenden und solitären Bienen, bei den Wespen und Ameisen stimmt, während sie schon bei den Blatt- und Gallwespen nicht mehr gilt. Hier kommt wie auch bei den Schmetterlingen *Psyche helix* und *Solenobia* thelytoke, das heißt weibchenerzeugende Parthenogenesis vor. Auch bei den Blattläusen und den niederen Krebsen hat die Dzierzonsche Regel keine Gültigkeit, denn hier können sowohl Männchen wie Weibchen aus jungfräulichen Eiern hervorgehen. In gewisser Hinsicht stimmen dagegen wieder die Fortpflanzungsverhältnisse der Rädertierchen mit der Dzierzonschen Regel überein, nämlich insofern, als aus denselben Eiern, welche ohne Befruchtung Männchen liefern, nach Befruchtung Dauereier entstehen, die Weibchen aus sich hervorgehen lassen. Der Unterschied zwischen Rädertierchen und Bienen besteht jedoch darin, daß erstere auch parthenogenetische Subitaneier produzieren, aus denen Weibchen ausschlüpfen.

Nach diesem kurzen Exkurs über die Beziehung von Jungfernzeugung und Geschlechtsbestimmung wollen wir den ersten Abschnitt unseres Aufsatzes beschließen, in dem also gezeigt worden ist, daß bei niederen Tieren vielfach in der Natur die Entwicklung unbefruchteter, jungfräulicher Eier beobachtet worden ist. Wir wenden uns jetzt im zweiten Hauptabschnitt der Frage zu, ob sich etwa die entwicklungserregende Wirkung des männlichen Elementes, des Spermatozoons, durch künstliche Mittel auch bei solchen Formen ersetzen läßt, bei denen normalerweise in der Natur Parthenogenesis nicht vorkommt?

Carl Theodor Ernst von Siebold, dem Ausbauer unserer Kenntnisse über natürliche Parthenogenese, folgte auf dem Lehrstuhl für Zoologie in München Richard Hertwig nach, und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß das Schicksal gerade diesem Forscher eine Entdeckung in die Hand spielte, welche den ersten Hinweis auf die Möglichkeit künstlicher Parthenogenese lieferte. Das sicherste Anzeichen der erfolgten Entwicklungserregung eines Eies ist das Auftreten einer Kernteilungsfigur, der ersten Furchungsspindel. Eine solche konnte nun R. Hertwig auch in jungfräulichen Seeigeleiern nach Behandlung mit verdünnter Strychninlösung hervorrufen. Da durch diese Experimente der erste Schritt zur Entwicklung an unbefruchteten Eiern hervorgerufen worden war, so war Hoffnung vorhanden, daß man später in dieser Richtung noch weiter kommen würde, und in der Tat publizierte bald nach der Veröffentlichung der Hertwigschen Ergebnisse Thomas Hunt Morgan Versuche, in denen es ihm gelungen war, unbefruchtete Seeigeleier durch vorübergehende Behandlung mit 1,5 prozentiger Kochsalz- oder 3,5 prozentiger Chlormagnesiumlösung in Seewasser zur Teilung in Zellen, zur Furchung, an-

zuregen, die in mehr oder weniger von der Norm abweichender Weise 6—12 Stunden weitergehen konnte. Dann blieb aber die Entwicklung auch in den Morganschen Kulturen stehen, und zu schwimmenden Larven brachten es die parthenogenetischen Eier auch bei ihm nicht. Da griff in den Sommermonaten des Jahres 1899 Jacques Loeb in der zoologischen Station von Woods Hole in Amerika diese Versuche Morgans auf und führte sie bis zu dem erstrebten Ziele, das heißt bis zur Züchtung sogenannter Pluteuslarven durch, eines Entwicklungsstadiums, das auch von befruchteten Eiern im Laboratorium gewöhnlich nicht überschritten wird. Da es keinem seiner Vorläufer geglückt war, schwimmende Larven aus jungfräulichen Eiern zu züchten, so ist Loeb schon deswegen als der eigentliche Entdecker der künstlichen Parthenogenese anzusehen, doch kommt dazu noch der besondere Umstand, daß er allein das ganze Problem der künstlichen Entwicklungserregung mit eiserner Konsequenz weiter verfolgt und auch jetzt noch nicht aus dem Auge verloren, vielmehr es zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht hat.

Loeb benutzte zu seinen ersten Versuchen Magnesiumchlorid, ein Salz, das auch schon vorher Morgan zu seinen Experimenten verwendet hatte. Er stellte sich davon eine Lösung her, welche das zweieinhalbfache des Äquivalentgewichts in Grammen ausgedrückt in einen Liter Wasser enthielt, was ungefähr auf eine zwölfprozentige Lösung hinauskommt. Wenn er nun diese Lösung mit einem bestimmten Quantum normalen Seewassers mischte und unbefruchtete Seeigeleier eine bestimmte Zeit darin ließ, sie dann aber in gewöhnliches Seewasser zurückbrachte, so begann ein verschieden großer Prozentsatz der jungfräulichen Eier sich zu furchen und wimpernde Larven zu erzeugen, die sich bis zum ausgebildeten Pluteusstadium weiterentwickeln konnten. Bei dem Gelingen dieser Versuche spielen eine ganze Reihe von notwendigen Bedingungen eine große Rolle, welche Loeb zum Teil erst beim Weiterverfolgen seiner Resultate aufdeckte, zum Teil aber gleich zu Anfang fand. So kommt es zunächst sehr auf das Verhältnis an, in dem die Magnesiumchloridlösung und das gewöhnliche Seewasser miteinander gemischt worden sind. Sodann ist die Zeit des Aufenthaltes der Eier in dem Gemisch von großem Einfluß auf das Gelingen des Experimentes. Die besten Resultate erhielt er, wenn er die unbefruchteten Eier $1^1/_2$—2 Stunden in einem Gemisch von gleichen Teilen normalen Seewassers und der erwähnten Magnesiumchloridlösung ließ. Zwei ganz besonders wichtige Bedingungen fand er zwar erst im Anschluß an andere Versuche auf, sie sollen aber schon hier erwähnt werden, da sie bei der Magnesiumchloridmethode ebenfalls realisiert sein müssen. Die eine besteht in dem Vorhandensein freien Sauerstoffes und die zweite in dem eines bestimmten Alkalinitätsgrades in dem verwandten Gemisch. Zu diesen vier leicht kontrollierbaren Faktoren kommt dann noch ein fünfter, welchen der Experimentator

nicht in der Gewalt hat. Das ist die individuelle Beschaffenheit des verwendeten Eimaterials. So gibt es Weibchen, mit deren Eiern man gar keine oder so gut wie keine Resultate erhält, während die Eier eines anderen Weibchens mit derselben Methode eine große Anzahl parthenogenetischer Larven liefern können.

Nachdem Loeb seine ersten Entdeckungen mit der Magnesiumchloridlösung gemacht hatte, ging er einen Schritt weiter und prüfte zunächst, ob hier eine spezifische Wirkung dieses Salzes vorliege, oder ob dies nicht der Fall sei. Die letztere Alternative erwies sich als die richtige, denn er kam auch zum Ziele, wenn er an Stelle von Chlormagnesium, Kochsalz, Chlorkalium oder Chlorkalzium verwendete. Alle diese Stoffe haben nun die gemeinsame Eigenschaft, daß sie Elektrolyte sind, das heißt unter Zersetzung den elektrischen Strom leiten. Es war deshalb weiter zu untersuchen, ob die Stoffe, deren Zusatz zum Meerwasser die Entwicklung unbefruchteter Eier zur Folge hatte, Elektrolyte sein müssen? Die Versuche ergaben, daß dies nicht notwendig ist, denn auch durch Zusatz von Rohrzucker oder Harnstoff konnte künstliche Parthenogenese erzielt werden. So kam Loeb schließlich zu dem Resultat, daß für das Gelingen des Experimentes die chemische Natur des Stoffes nicht ausschlaggebend ist, sondern einzig und allein die Erhöhung der Konzentration des Seewassers an gelösten Stoffen und somit die Steigerung des osmotischen Druckes des letzteren. Eine Mischung, welche einen höheren osmotischen Druck hat als eine andere, nennt man im Vergleich zu der letzteren hypertonisch. Alle von Loeb verwendeten und im vorstehenden aufgezählten Gemische waren im Vergleich zu normalem Seewasser hypertonisch. Man kann letzteres natürlich auch einfach auf die Weise konzentrierter machen, daß man es mehr oder weniger eindampft. Auch mit solchem, durch Eindampfen hypertonisch gemachten Seewasser hat ein amerikanischer Forscher, S. J. Hunter, künstliche Parthenogenese erzielen können.

Wenn wir nun weiter mit Loeb die Frage entscheiden wollen, wie eigentlich eine hypertonische Lösung auf die Eier wirkt, so müssen wir zunächst einige Bemerkungen über die Wasserbewegung zwischen zwei Systemen von verschiedenem osmotischen Druck machen. Ist eine Salz- oder Zuckerlösung in einer Haut eingeschlossen, welche zwar Wasser hindurchtreten läßt, aber nicht die im Wasser gelösten Substanzen, und bringt man diese Blase in reines Wasser, so wird die Blasenwand durch die an der Diffusion nach außen verhinderten Stoffe gedehnt, wobei zugleich Wasser in die konzentriertere Lösung hineinströmt. Bringt man umgekehrt eine Blase von halbdurchlässiger Beschaffenheit ihrer Wandung angefüllt mit einer Salz- oder Zuckerlösung in ein konzentrierteres Gemisch, so schrumpft die Blase und Wasseraustritt aus ihr ist damit verbunden. Wie letztere müssen sich nun auch die unbefruchteten Seeigeleier benehmen, welche aus normalem in konzentrierteres Seewasser gebracht

werden, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Oberflächenschicht derselben wirklich mit einer halbdurchlässigen Membran, die wohl Wasser, aber nicht die im Wasser gelösten Stoffe durchtreten läßt, zu vergleichen ist. Infolgedessen kam Loeb zu dem Schlusse, daß die jungfräulichen Eier dadurch zur parthenogenetischen Entwicklung angeregt werden, daß ihnen ein gewisses Maß von Wasser entzogen wird.

Vielleicht wird man aber gegen diese Schlußfolgerung einwenden, daß die Eier nur 1 1/2—2 Stunden in dem konzentrierteren Seewasser bleiben, daß sie darauf aber in normales Seewasser zurückkommen, in dem dann die Entwicklung zu Larven stattfindet. Nach dem Zurückbringen aus dem konzentrierteren Medium in ein weniger konzentriertes, müßten doch die geschrumpften Eier wieder Wasser aufnehmen? Da sie sich nun erst darnach zu Larven entwickeln, so könne doch nicht der Wasserverlust die Ursache der Entwicklungserregung sein? Es ist hierauf zu erwidern, daß die ersten parthenogenetischen Phänomene nach den Untersuchungen von E. B. Wilson doch schon in dem hypertonischen Seewasser beginnen. So ist es also trotz alledem der anfängliche Wasserverlust, welcher die Entwicklung der jungfräulichen Eier anregt. Letztere müssen nur deshalb aus dem konzentrierteren Seewasser in normales zurückgebracht werden, weil das erstere auf die Dauer schädlich wirkt.

Nachdem wir im vorstehenden die osmotische Methode der künstlichen Parthenogenese kennen gelernt haben, müssen wir weiter sehen, ob sie die einzige ist, welche zum Ziele führt? Die Antwort lautet: Sie ist es nicht, denn Mathews bewirkte die Entwicklung jungfräulicher Eier durch vorübergehenden Sauerstoffmangel und durch Erwärmung, Morgan durch Abkühlung, und der erstere außerdem durch Äther, Alkohol, Chloroform, also durch Stoffe, die rasch in die Zellen eindringen und somit keinen längeren Überdruck im äußeren Medium erzeugen können. Viel besser als alle diese Methoden ist aber die osmotische Methode von Jacques Loeb. Zwar preist Yves Delage eine von ihm entdeckte Tannin-Ammoniak-Methode an, bei der keine im Vergleich zu Seewasser hypertonische Lösung in Anwendung kommen solle, doch hat ihm Loeb nachgewiesen, daß letzteres ein Irrtum ist, da die von Delage dabei benutzte Zuckerlösung einen höheren osmotischen Druck besitze als Seewasser. Delage verwendete ein Gemisch von 30 Teilen Seewasser und 70 Teilen einer Zuckerlösung, welche in einem Liter 388 Gramm Rohrzucker enthielt. Zu hundert Kubikzentimeter dieses Gemisches wurden 28 Tropfen einer $\frac{1}{10}$ *n* Tannin- und 30 Tropfen $\frac{1}{10}$ *n* Ammoniaklösung[1]) gefügt. Die Eier blieben eine Stunde darin. Eine höchst eigenartige Methode der künstlichen Parthenogenese eines anderen französischen Forschers werden wir erst später kennen

[1]) Eine $\frac{1}{10}$ *n* Lösung eines Stoffes ist eine solche, die $\frac{1}{10}$ des Äquivalentgewichtes dieses Stoffes in Grammen ausgedrückt in einem Liter Lösungsmittel enthält.

lernen, wenn wir über den Geltungsbereich der bei Seeigeln ermittelten Tatsachen reden werden.

Fassen wir kurz zusammen, was wir bis jetzt in bezug auf künstliche Parthenogenese gelernt haben, so können wir sagen, daß es mittels der osmotischen Methode von J. Loeb gelingt, die jungfräulichen Eier auch von solchen Formen zur Entwicklung anzuregen, bei denen normalerweise keine Jungfernzeugung vorkommt. Solche behandelte unbefruchtete Eier können sich nicht nur furchen, sondern auch schwimmende Larven liefern, von denen ein Teil auch zu normalen Pluteuslarven werden kann. Die Weiterzüchtung dieser letzteren zu kleinen Seeigeln ist zwar mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden, da es schwer fällt, die richtige Nahrung für sie zu beschaffen, doch ist es Delage trotzdem gelungen, sieben Plutei zur Verwandlung zu bringen und zwei Seeigel bis zu einer Größe von 15 resp. 22 Millimeter im Durchmesser ohne die Stacheln aufzuziehen. Trotz der geringen Zahl der Tiere und trotz der im Vergleich zu den erwachsenen Tieren noch geringen Größe derselben, doch schon ein glänzendes Resultat!

Von der Entwicklung befruchteter Seeigeleier unterscheidet sich die der jungfräulichen Eier in den bis jetzt geschilderten Versuchen in zwei Punkten: Erstens dadurch, daß in den Kulturen, deren Eier künstlich zur Entwicklung angeregt worden sind, selbst in den günstigsten Fällen, wo viele oder sehr viele unbefruchtete Eier sich zu entwickeln beginnen, die Entwicklung doch nur bei einem Teil normal bis zum Pluteusstadium verläuft, während sie bei den übrigen Eier früher oder später stehen bleibt oder Mißbildungen liefert. Dieses Mißglücken der Entwicklung in so vielen Fällen, hat sich bis jetzt auch nicht mit einer anderen als der rein osmotischen Methode beseitigen lassen. In dieser Hinsicht sind also die einfachen chemischen oder physikalischen Mittel der Befruchtung noch gewaltig unterlegen. Der zweite Differenzpunkt betrifft dagegen eine Verschiedenheit der Prozesse im allerersten Beginn der Entwicklung, welche durch geeignete Versuchsanordnung sehr leicht zu beseitigen ist. Diese Verschiedenheit beruht auf dem Fehlen der Dottermembran bei den mittels der osmotischen Methode zur Entwicklung angeregten Eiern, während bei der Befruchtung — gesundes Eimaterial vorausgesetzt — sofort nach dem Eindringen eines Spermatozoons in das Ei von der Oberfläche desselben weit eine dünne durchsichtige Haut, die sogenannte Dottermembran, abgehoben wird.

Solche Dottermembranen lassen sich nun aber an unbefruchteten Eiern mit anderen Mitteln als hypertonischem Seewasser außerordentlich leicht erzeugen. Es waren die Gebrüder Hertwig, welche die erste Entdeckung in dieser Hinsicht gemacht haben. Sie hatten Seewasser mit Chloroform geschüttelt und sahen zu ihrem großen Erstaunen, daß unbefruchtete Seeigeleier sich in demselben sofort mit einer Dotterhaut umgaben, genau so, wie wenn sie befruchtet

worden wären. Einige Jahre darauf stellte dann ich fest, daß Nelkenöl, Kreosot, Benzol, Toluol und Xylol ebenso wirken wie Chloroform, und wies nach, daß die Dotterhaut aus der Oberflächenschicht des Eies durch Umwandlung und Abhebung entsteht. Etwa zehn Jahre später veröffentlichte ich eine zweite Arbeit über die künstliche Hervorrufung von Dottermembranen an unbefruchteten Seeigeleiern. Es waren minimale, in Seewasser gelöste Silberspuren, mittels deren ich jetzt Dottermembranen an unbefruchteten Echinideneiern entstehen ließ. Legte ich zum Beispiel eine ganz neue und gut gereinigte Silbermünze in ein Schälchen mit Seewasser und brachte ich unbefruchtete Eier eines Seeigels in das Wasser, so traten nach einiger Zeit an den Eiern, die sich in der Nähe des Silberstückes befanden, schöne Dottermembranen auf, so daß die Eier von befruchteten nicht zu unterscheiden waren. Nahm man nach dem Versuch die Münze aus dem Wasser heraus, so sah dieselbe noch genau so aus wie vorher. Es konnten also nur ganz minimale Spuren mit Hilfe der im Meerwasser enthaltenen Substanzen in Lösung gelangt sein. Nach meiner zweiten Publikation wandte sich auch J. Loeb der Frage der künstlichen Erzeugung von Dottermembranen zu und machte zunächst die Entdeckung, daß Eier, welche ganz kurz mit Seewasser behandelt werden, das irgendeine Fettsäure (Ameisensäure bis Kapronsäure) enthält, Dottermembranen wie nach erfolgter Befruchtung abheben. Im Gegensatz zu den Versuchen der Gebrüder Hertwig und von mir geht aber die Bildung der Dotterhaut nicht im Seewasser vor sich, das die membranbildenden Stoffe enthält, sondern erst nach dem Zurückbringen aus diesem in normales Meerwasser. Das ist nicht zu verwundern, habe ich doch nachgewiesen, daß die Dotterhaut nur in einem Medium mit bestimmtem Alkalinitätsgrad von der Eioberfläche abgehoben wird, daß dagegen in einem auch ganz schwach saurem Medium ihre Bildung unterbleibt.

Loeb hat dann weiter noch eine ganze Reihe anderer Stoffe auf ihre membranbildende Wirkung hin geprüft und dabei unter anderem die interessante Entdeckung gemacht, daß die Blutflüssigkeit gewisser Würmer und sogar Kaninchen-, Rinder- oder Schweineblutserum Dottermembranen an unbefruchteten Seeigeleiern hervorrufen können. Rinderblutserum wirkte bei 32° Celsius und außerdem dann am besten, wenn die Eier vorher einige Minuten mit verdünnter Strontiumchloridlösung behandelt wurden. Ganz neuerdings hat endlich Loeb an unbefruchteten Eiern eines amerikanischen Seeigels durch Organextrakte, zum Beispiel Ovarialextrakt, von einem Seestern Dottermembranen entstehen lassen können.

Die Membranbildung ist nun aber gewöhnlich nicht mit einer Entwicklung bis zu einem Larvenstadium verbunden. So können zwar in Eiern, welche durch Silberspuren Dottermembranen erhalten haben, nach einiger Zeit Kernveränderungen eintreten und eventuell auch Ansätze zur Furchung gemacht

werden; dann aber bleibt die Entwicklung stehen und die Eier zerfallen. Dasselbe gilt von Eiern, welche nach kurzer Fettsäurebehandlung eine Membran abgehoben haben. Ihre Kerne treten zwar auch in Veränderungen ein, schließlich stoppt aber auch hier die Entwicklung und die Eier gehen zugrunde, wenigstens die allermeisten, denn in seltenen Fällen sieht man einmal ein solches Ei, eine wimpernde Hohlkugel, eine sogenannte Blastula, und in noch selteneren eine Pluteuslarve liefern.

Zur Erzielung künstlicher Parthenogenese ist also die Membranbildungsmethode für sich allein als sehr mangelhaft zu bezeichnen. Loeb hat sie nun aber mit seinem ersten Verfahren, mit der osmotischen Methode, kombiniert, und auf diese Weise nicht nur den Befruchtungsprozeß vollständig nachgeahmt, sondern auch weit bessere Resultate als mit seiner ersten Methode allein erhalten. Einer der beiden Unterschiede, welche wir oben zwischen der Entwicklung nach Befruchtung durch Samen und jener nach künstlicher Entwicklungserregung festgestellt hatten, ist jetzt beseitigt; die erste Veränderung an den parthenogenetischen Eiern ist nunmehr ebenso wie nach Eindringen eines Samenfadens in das Ei die Bildung der Dottermembran und auf diesen Prozeß folgen dann die anderen, welche zur Teilung des Eies und zur Ausgestaltung der Larven führen. Der andere, oben namhaft gemachte Unterschied ist aber auch durch diese verbesserte Methode Loebs noch nicht beseitigt. Auch in den besten parthenogenetischen Kulturen, die man mittels dieses Verfahrens erhält, schlägt nämlich die Entwicklung weit öfter fehl und entstehen viel mehr Mißbildungen als in den Kontrollkulturen, welche mit Samen versetzt worden sind. Trotz der schönen Entdeckung Loebs ist also der sicherste Weg zur Erzielung möglichst vieler gesunder Nachkommen selbst für die Seeigelweibchen immer noch der Umweg über das Männchen.

Wie kommt es nun aber, daß die alleinige Behandlung der unbefruchteten Eier mit irgendeiner membranbildenden Substanz fast stets nur die ersten Ansätze zur Entwicklung, darauf aber Absterben zur Folge hat, daß letzteres aber vermieden und das Pluteusstadium erreicht wird, wenn eine Nachbehandlung mit hypertonischem Seewasser folgt, welche nach Loebs Untersuchungen auch durch zeitweilige Sauerstoffentziehung, oder durch Behandlung mit Zyankalium oder Chloralhydrat ersetzt werden kann? Loeb antwortet auf diese Frage mit einer Hypothese. Er sagt, daß durch das erste Mittel die Oxydationsvorgänge, ohne welche Entwicklung nicht möglich ist, in den unbefruchteten Eiern beschleunigt werden, daß aber die Oxydationsprozesse nach dieser Behandlung noch nicht in den regelrechten Bahnen verlaufen und anstatt zum Aufbau des Organismus zum Tode des Keimes führen. Die zweite Behandlung mit konzentrierterem Seewasser oder mit Zyankalium und so weiter hat nun die Aufgabe, die in falsche Bahnen gelenkten Oxydationsprozesse zu regulieren.

Der erste Teil dieser Loebschen Spekulationen ist durch Otto Warburg bestätigt worden, welcher durch Messung des Sauerstoffverbrauches eine Steigerung der Oxydationsvorgänge in den Eiern nach Befruchtung um das sechs- bis siebenfache, nach Behandlung mit hypertonischem Seewasser sogar bis auf das zehnfache feststellte. Die Stoffe oder Agentien, welche Parthenogenese auslösen, haben wahrscheinlich sämtlich die Eigenschaft, die Oxydationsvorgänge in den Eiern zu steigern. Mit dem ersten Teil seines Hypothesengebäudes hatte also Loeb in der Tat das Richtige getroffen. Um so unglücklicher aber ist er mit dem zweiten Teil gewesen, denn der Leser wird sofort bemerken, daß in demselben überhaupt keine Erklärung der Wirkung des zweiten Agens in dem kombinierten Verfahren bei künstlicher Parthenogenese gegeben, sondern nur der Sachverhalt mit anderen Worten umschrieben wird. Denn was für Veränderungen die zweite Behandlung mit hypertonischem Seewasser oder Zyankalium oder einem anderen von Loeb angegebenen Mittel innerhalb der bereits mit einem membranbildenden Stoff vorbehandelten Eier hervorruft, darüber erfahre ich selbstredend gar nichts durch den Hinweis, daß die fehlerhaft verlaufenden Oxydationsprozesse durch diese Agentien in richtige Bahnen gelenkt werden. Um die Berechtigung dieser Kritik noch deutlicher zu machen, sei ein Beispiel angeführt. Ich sehe in einer Fabrik eine mit einem Kessel verbundene Maschine, welche von zwei Männern bedient wird, einem Heizer und einem Mechaniker, welche aber trotz des Anheizens des Kessels und trotz des Vorhandenseins von Dampf nicht geht. Da sehe ich den Mechaniker eingreifen und verschiedene Manipulationen machen und die Maschine darauf regelrecht funktionieren. Ich frage nun den Maschinisten, was er gemacht hat, und erhalte zur Antwort, er habe den in falschen Bahnen strömenden Dampf, der an einer Stelle herauszischte, wieder in die richtigen Bahnen gelenkt. Natürlich bin ich mit dieser „Aufklärung" nicht zufrieden, denn ich wollte wissen, was an dem Getriebe in Unordnung war, und wie er es repariert hat.

Doch wir wollen nach dieser Abschweifung noch einmal zu den Untersuchungen von Warburg zurückkehren und uns fragen, auf welche Weise denn die Parthenogenesis hervorrufenden Agentien die Oxydationsvorgänge in den unbefruchteten Eiern beschleunigen? Warburg konnte zeigen, daß Natronlauge, deren oxydationsbeschleunigende Wirkung bekannt ist, nicht in das Innere der Eier eindringt, sondern nur auf die Oberfläche wirkt und so im Ei die Oxydationen befördert. Aber auch jene Stoffe, welche wie Essigsäure oder irgendeine andere Fettsäure in die Eier hineingelangen, bewirken eine Veränderung der Oberfläche, die in diesen Fällen bis zur Abhebung der Grenzschicht des Eies und zu ihrer Umwandlung in eine von der Eioberfläche weit abstehende Dottermembran fortschreiten kann. Es ist aber diese Bildung der Dotterhaut nur der extremste Grenzfall der Oberflächenveränderung, denn auch

jene Mittel, welche dieselbe nicht zur Folge haben, bewirken eine Veränderung der Eioberfläche. Das läßt sich am lebenden Ei ohne weiteres wahrnehmen an dem Deutlicherwerden der Grenzschicht des Eies, die zu einer glashellen Haut wird, welche nicht nur das ungeteilte und geteilte Ei, sondern auch alle Larvenstadien außen umhüllt. Wir haben also bis jetzt bei dem Prozeß der künstlichen Parthenogenese folgende Kette von Ursachen und Wirkungen festgestellt: Die künstlichen Mittel, welche wir anwenden, bewirken auf irgendeine Weise eine mehr oder weniger weitgehende Veränderung der Eioberfläche, diese hat eine Beschleunigung der Oxydationsprozesse in den Eiern zur Folge, von welcher wiederum die Entwicklung zum Embryo abhängig ist, denn keine Entwicklung ohne Oxydationen.

Der sichere Boden, auf dem wir uns bis hierher bewegt haben, wird etwas unsicherer, wenn wir uns jetzt noch der sogenannten Lysintheorie Jacques Loebs zuwenden. Loeb ist nämlich der Ansicht, daß solche Stoffe die Abhebung der Grenzschicht des unbefruchteten Eies als Dottermembran zur Folge haben, welche zytolytisch, zellauflösend, wirken. Es ist in der Tat zuzugestehen, daß fremde Blutsorten, ferner Benzol, Toluol, Xylol, Amylen, Saponin und so weiter alle zellauflösende Eigenschaften haben. Auch Süßwasser, das nach ganz kurzer Einwirkung an unbefruchteten Seeigeleiern Dottermembranen erzeugen kann, zerstört die Eier bei etwas längerer Einwirkung als $1^1/_2$—2 Minuten, indem es sie in blasse Schatten verwandelt. Alle diese Tatsachen sprechen zwar für Loeb, doch scheint dem Verfasser dieses Artikels noch nicht ausgemacht, daß nur zytolytisch wirkende Stoffe die Bildung der vom Ei abstehenden Dottermembran hervorbringen können. Wir müssen nämlich im Auge behalten, daß ein Muskel auf sehr verschiedene Weise zur Kontraktion gebracht werden kann, und daß ein reifes Ei — wie Morgan einmal treffend bemerkte — von Haus aus ebenso wie der Muskel für eine ganz bestimmte Leistung eingestellt ist, die auf jeden wirksamen Reiz hin in Erscheinung treten kann und sich beim Muskel in Kontraktion, beim Ei in Entwicklung äußert. Ganz beliebiger Art dürfen freilich diese Auslösungsursachen der Leistungen der betreffenden Gebilde nicht sein, das lehrt einfach die Tatsache der Beschränkung der Zahl der wirksamen Mittel.

Alles, was wir bis jetzt über künstliche Parthenogenese kennen gelernt haben, bezog sich nur auf Seeigel. Wir wollen nun zusehen, bei was für anderen Tieren ebenfalls die Entwicklung unbefruchteter, jungfräulicher Eier durch äußere Mittel erzielt worden ist.

An erster Stelle sind hier die Seesterne zu nennen, mit deren Eiern schon Loeb selbst positive Resultate dadurch erzielt hatte, daß er sie für $^1/_4$—1 Stunde in Seewasser brachte, welches mit etwas Salzsäure versetzt worden war. Nach Delage erhält man die besten Resultate, wenn man die unbefruchteten Seesterneier

mit stark kohlensäurehaltigem Seewasser behandelt und dann in normales zurückbringt. Auch hier bei den Seesternen gelang es dem französischen Forscher eine Anzahl parthenogenetischer Larven durch Monate am Leben zu erhalten und bis zur Anlage des Seesternes zu bringen.

Dann ist Loeb und einigen seiner Schüler die Hervorrufung künstlicher Parthenogenese auch bei einer ganzen Reihe von Würmern, sowohl Gephyreen wie Ringelwürmern, geglückt. Kostanecki in Krakau experimentierte mit Eiern von Mactra, einer Muschel, und konnte die jungfräulichen Eier wenigstens bis zum Beginne der Entwicklung bringen. Mit Schnecken hat dann wieder Loeb selbst Versuche angestellt und bei einigen kalifornischen Meeresformen positive Resultate erzielt. Und nun kommen wir zu den Wirbeltieren, die uns natürlich besonders deshalb interessieren, weil wir selbst zu ihrem Stamme gehören.

Es ist das Verdienst von Bataillon in Dijon, zuerst gezeigt zu haben, daß man auch unbefruchtete Neunaugen- und Froscheier durch künstliche Mittel zur Entwicklung bringen kann. Bei seinen anfänglichen Versuchen verwendete dieser Forscher bei der ersten Eisorte die osmotische Methode, während er die Froscheier durch Rinderblutserum zur Entwicklung anregte. Er erzielte aber in beiden Fällen keine glänzenden Resultate, da er die Eier zwar zur Furchung, aber nicht zur Bildung von Larven bringen konnte. Neuerdings hat nun aber Bataillon eine Methode entdeckt, mit der auch das letztere Ziel erreicht werden konnte. Er wurde auf seine Entdeckung durch Bastardierungsversuche gebracht, welche er mit Eier der Kreuzkröte oder des Schlammtauchers und mit Samen des Alpenmolches ausführte. Dabei stellte es sich nämlich heraus, daß die Eier der beiden Froschlurche einen Ansatz zur Entwicklung machten, obwohl die Samenfäden des Molches nur in vereinzelten Fällen wirklich in das Eiinnere eingedrungen waren, während sie sonst nur an der Oberfläche hängen geblieben waren. Da nun die Samenfäden der Molche ein sehr schön ausgebildetes, mit einem Haken versehenes Spitzenstück besitzen, welches zum Durchbohren der Eioberfläche dient, so kam Bataillon auf den Gedanken, daß die Spermatozoen des Molches in den meisten Fällen vielleicht einfach durch den mechanischen Reiz ihres Spitzenstückes die Entwicklung der Eier herbeigeführt hatten. Um diese Vermutung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, stach er Froscheier mit feinen Glas- oder Platinnadeln an, und siehe da, seine Vermutung erwies sich als richtig. Es gibt eine *„parthénogénèse traumatique"*. Bei Verwendung von Eiern vom braunen Frosch sah er nämlich vier Stunden nach dem Anstich die Furchung beginnen, welche freilich nur bei etwa ein Fünftel der Eier normal verlief. Die Mehrzahl der Eier bringt es zwar auch bei dieser Anstichmethode über eine unregelmäßige Teilung in einzelne Zellen nicht hinaus, aber trotzdem kann man, falls eine genügend große Zahl von Eiern angestochen worden ist, auch ausgebildete Kaulquappen, ja sogar junge Frösche erhalten.

Immerhin mußte Bataillon 10000 Eier anstechen, um 120 Larven zu erhalten, von denen es nur drei bis zur Verwandlung in den jungen Frosch brachten! Auch das ist wieder ein Beweis wie unendlich unterlegen die künstliche Entwicklungserregung der jungfräulichen Eier der Befruchtung gegenüber ist. Trotz alledem ist das Resultat außerordentlich merkwürdig, ja so merkwürdig, daß man es zunächst nicht recht glauben will. Es ist aber von drei anderen Forschern, Dehorne, Brachet und Henneguy bestätigt worden, so daß also die Entwicklungserregung unbefruchteter Eier durch bloßen Anstich zu den gesicherten Tatsachen der experimentellen Biologie gehört.

In neuester Zeit hat Bataillon im Anschluß an ähnliche, aber merkwürdig gedeutete Versuche eines amerikanischen Forschers seine Methode seiner Meinung nach noch verbessert, indem er die Eier vor dem Anstechen mit Blut derselben Art oder auch mit Blut von einem Molche, von einem Fisch, oder sogar von einer Ratte oder einem Meerschweinchen benetzte, so daß beim Anstechen etwas von diesen Flüssigkeiten und eventuell von den in ihnen enthaltenen Blutkörperchen mit in die Eier gelangte. Auch Preßsäfte aus Milz oder Hoden von Ratten oder Meerschweinchen hat er mit Erfolg bei Kröteneiern verwendet. Gerade dieses letztere Eimaterial ist zu diesen Versuchen deswegen besonders geeignet, weil die einfache *parthénogénèse traumatique* hier sehr wenig weit führt, während nach diesem neuen kombinierten Verfahren im Minimum 10—15 Prozent und im Maximum 60 Prozent schöner maulbeerförmiger Keime und im Maximum 5 Prozent Gastruiä, das heißt Larven mit der ersten Anlage des Darmes, erhalten wurden. Das Suchen nach den Gründen, weswegen diese Kombination von Benetzung mit Blut oder Organpreßsaft und Anstich bessere Resultate ergibt als der letztere allein, kann bei weiterer Bestätigung der bis jetzt vorliegenden Angaben noch Dinge von großer theoretischer Bedeutung für das Problem der Entwicklungserregung der Eier zutage fördern.

Die Kröten und Frösche sind bis jetzt die höchsten Tiere, bei denen die künstliche Entwicklungserregung jungfräulicher Eier geglückt ist. Dem Experimentieren mit Eiern von höheren Tieren stehen vorläufig so große Schwierigkeiten im Weg, daß man an ihre Beseitigung vorerst noch nicht denken kann. Immerhin ist auch so schon durch die Tätigkeit einer Anzahl Forscher, unter denen trotz Bataillons Entdeckung doch Jacques Loeb die Krone gebührt, vieles Wichtige zutage gefördert worden, das Licht auf das Problem werfen kann, wie die Entwicklungserregung der Eier überhaupt zustande kommt. Auf die Lösung dieser Aufgabe kommt es der Wissenschaft vor allen Dingen an; daß man dabei auch zugleich lernt, wie man eventuell die männlichen Geschlechtszellen durch physikalische oder chemische Mittel ersetzen kann, dürfte für die Praxis unter Umständen von großer Wichtigkeit sein, kommt aber erst in zweiter Linie als Triebfeder für die Forschungen in Frage.

Infolge der zahlreichen Untersuchungen über künstliche Parthenogenese wissen wir gegenwärtig über die letztere weit mehr als über die in der Natur vorkommende. Denn im ersteren Falle kennen wir nicht nur, was selbstverständlich ist, die Faktoren, welche die Entwicklungserregung bewirken, sondern wissen auch, daß dieselben eine Beschleunigung der Oxydationsvorgänge im jungfräulichen Ei bewirken, welche Faktoren aber bei der natürlichen Parthenogenese beteiligt sind, das wissen wir nicht. Trotz alledem muß auch da, also zum Beispiel bei der Entwicklung des Drohneneies, eine Ursache vorhanden sein, welche die Entwicklungsprozesse des jungfräulichen Eies in Gang setzt. Welcher Natur aber dieser Faktor ist, darüber können wir in einigen Fällen nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen äußern.

Am begründetsten ist die Ansicht, welche sich ein siebenbürgener Forscher, Breckner, über die Ursache der Entwicklungserregung der parthenogenetischen Eier von *Artemia salina*, einem sehr bekannten, zu den Blattfüßern gehörenden Krebs, gebildet hat. Die Eier dieses Tierchens entwickeln sich nämlich nicht in dem Wasser des Tököly-Teiches, aus welchem das Versuchsmaterial dieses Forschers stammte. Man stand hier vor einem Rätsel, das durch einen glücklichen Zufall aufgeklärt wurde. Breckner hatte nämlich Eier an Professor Richters in Frankfurt a. M. gesandt, der dieselben in Nordseewasser tat und in demselben ihre Entwicklung feststellte. Das Nordseewasser unterscheidet sich nun von dem Wasser des Tököly-Teiches in Siebenbürgen, das 18 Prozent Salz enthält, durch seine sehr viel geringere Konzentration, und Breckner fand nun, daß sich die Eier auch in dem letzteren entwickeln, wenn es bis auf 3,5 Prozent Salzgehalt verdünnt wird. Die Eier schwimmen an der Oberfläche des Teiches, dessen Wasser zunächst ein für die Entwicklung ungünstiges Milieu darstellt. Wird dasselbe aber durch Regengüsse oder durch das Wasser der Schneeschmelze verdünnt, so wird die Entwicklung der Eier in Gang gesetzt. Der geringere Salzgehalt und der damit verbundene geringere osmotische Druck ist es also, der hier im Gegensatz zu der osmotischen Methode Loebs die Entwicklung auslöst.

Vom Seidenspinner, *Bombyx mori*, hatten wir vorn erwähnt, daß sich die Eier desselben gelegentlich ohne Befruchtung entwickeln. v. Siebold teilt nun in seinem Buche eine Beobachtung von Boursier aus dem Jahre 1847 mit, die geeignet ist, auf die Natur des Faktors, welcher hier Parthenogenese auslöst, einiges Licht zu werfen. Er sah nämlich von den Eiern eines unbefruchteten Weibchens diejenigen sich entwickeln und Räupchen liefern, welche im Sonnenschein abgelegt worden waren und erblickte darin eine Befruchtung der jungfräulichen Eier durch das Sonnenlicht und die Sonnenwärme. Diese unbestreitbar sehr poetische Auffassung des Sachverhaltes wird von v. Siebold als sonderbare Ansicht beiseite geschoben, obwohl der französische Forscher

insofern das Richtige getroffen haben kann, als vielleicht tatsächlich eine vorübergehende Erwärmung jungfräuliche Eier des Seidenspinners zur Entwicklung anzuregen vermag. Von unserem Standpunkte, die wir Befruchtung mit Entwicklungserregung durch ein Spermatozoon identifizieren, ist höchstens der Ausdruck „Befruchtung" durch die Sonnenwärme zu beanstanden. Wenn man aber Befruchtung mit Entwicklungserregung gleichsetzt, so fällt sogar diese Beanstandung fort.

Treffen diese Beobachtungen das Richtige, so wäre es also beim Seidenspinner und bei *Artemia salina* ein äußerer Faktor, welcher die jungfräulichen Eier in der Natur zur Entwicklung anregt. Es ist nun aber nicht nur möglich, sondern auch sehr wahrscheinlich, daß innere Ursachen für die parthenogenetische Entwicklung von Eiern in manchen Fällen verantwortlich zu machen sind. Wir wollen nicht näher erörtern, was das für innere Faktoren sein könnten, sondern nur darauf hinweisen, daß vielleicht Sekrete von Anhangsdrüsen der weiblichen Geschlechtsorgane entwicklungserregende Eigenschaften haben.

Die Versuche über künstliche Parthenogenese haben nun aber nicht nur bezüglich der Jungfernzeugung in der Natur neue Fragen aufgeworfen, sondern sie haben uns auch manches über den geschlechtlichen Fortpflanzungsakt gelehrt. So hat zunächst Loeb im engen Anschluß an seine kombinierte Methode der künstlichen Parthenogenese eine Theorie der Befruchtung entwickelt, nach welcher das Spermatozoon zwei Stoffe in das Ei tragen soll: einen der die Oberfläche verändert und die Oxydationsprozesse beschleunigt und einen anderen, der die letzteren „in die richtigen Bahnen" lenkt, doch sind diese Auseinandersetzungen zum Teil noch nicht recht befriedigend, wie wir schon weiter vorn erwähnten. Deshalb mögen diese wenigen Worte über die noch im Werden begriffene Befruchtungstheorie genügen, und soll zum Schluß nur noch darauf hingewiesen werden, daß wir nach den vorliegenden Untersuchungen über künstliche Parthenogenese, bei der Befruchtung streng zwischen Entwicklungsauslösung und Übertragung der väterlichen Eigenschaften durch die Samenfäden unterscheiden müssen. Diese letztere Eigenschaft kann durch künstliche Mittel nicht nachgeahmt werden, denn es ist dazu die Übertragung von väterlicher Kernsubstanz in das Ei notwendig. Die erstere Wirkung der männlichen Geschlechtszellen kann dagegen, wie wir eingehend geschildert haben, auch von anderen Faktoren übernommen werden. Der Unterschied zwischen der Wirkung der letzteren und derjenigen der Samenfäden besteht nur darin, daß die künstlichen Mittel viel öfter unvollständige oder abnorme Entwicklung zur Folge haben. Dieses häufige Auftreten von Mißbildungen nach künstlicher Parthenogenese dürfte darin seinen Grund haben, daß alle die äußeren Faktoren, mit denen die Entwicklungserregung jungfräulicher

Eier erzielt worden ist, vielleicht mit Ausnahme der Bataillonsche Methode, die Eier diffus treffen, während bei der Befruchtung durch ein Samenfaden die Erregung von einer streng lokalisierten Stelle ausgeht. Vielleicht wird es künftigen Untersuchungen gelingen, diesen Unterschied zwischen künstlicher Entwicklungserregung und Befruchtung zu beseitigen und auf diese Weise die erstere ebenso wirksam wie die letztere zu machen.

Rundschau.

Ein Brief von Friedrich Naumann.

Berlin-Schöneberg, den 8. Februar 13.

Verehrter Herr Cossmann!

Leider habe ich den im Januarheft 1913 enthaltenen Aufsatz von R. v. Pöhlmann über „Freien Volksstaat und Kulturstaat" erst jetzt gelesen und komme darum mit meinem Briefe etwas spät. Dieser Aufsatz veranlaßt mich, Sie zu bitten, künftig meinen Namen auf Ihrem Titelblatte zu streichen, weil ich als tätiger Parteipolitiker die Mitverantwortlichkeit für eine so bewußte Bekämpfung demokratischer Wahlrechte nicht übernehmen kann. Als ich vor zehn Jahren meinen Namen auf das Titelblatt Ihrer Zeitschrift setzte, geschah es mit der Absicht und unter der Voraussetzung, daß dadurch den Süddeutschen Monatsheften ohne allen kleinlichen Parteizwang doch eine gewisse soziale und liberale Richtung gegeben werden sollte. Sie werden mir gern zugestehen, daß ich in der Wahrung dieser Voraussetzung nicht peinlich gewesen bin und für die notwendige Weitherzigkeit eines gebildeten Blattes Verständnis besitze. Wenn ich jetzt den Artikel von Herrn v. Pöhlmann nicht mehr mit meinem Namen decken kann, so wird das jeder begreifen, der weiß, was der Kampf um das preußische Wahlrecht gerade jetzt für mich und meine politischen Gesinnungsfreunde bedeutet. In solcher Zeit kann man über diese Fragen nicht theoretisch debattieren, als ob es sich um ein schönes fernes Problem handelte. Jetzt ist hier die Willensfrage gestellt, und auch Herr v. Pöhlmann weiß, daß er einen Aufsatz schreibt, der politisch wirken soll. Daß Sie nun als Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte sich in dieser größten innerpolitischen Streitfrage auf den Standpunkt einer nach beiden Seiten wohlwollenden Neutralität stellen, ist von Ihrer Lebensaufgabe aus begreiflich und wird von mir in keiner Weise beanstandet. Meine Aufgabe aber ist eine andere. Ich muß, so leid es mir tut, aus diesem Vorkommnis die Folgerung ziehen, daß ich nicht mehr als mitverantwortlich gelten darf. Das wird mich nicht hindern, falls es Zeit und sonstige Arbeitslast gestatten, an den Süddeutschen Monatsheften, die von nun als parteiloser politischer Sprechsaal anzusehen sind, in alter Anhänglichkeit mitzuarbeiten. Ich bitte, dieses Ihren Lesern freundschaftlich mitteilen zu wollen.

Mit ergebenstem Gruße

Fr. Naumann.

Ein unbekannter Bericht über das Ende Jerusalem — Werthers.

In dem auf der Freiburger Universitätsbibliothek aufbewahrten Nachlaß des (aus Erich Schmidts „Charakteristiken" bekannten) badischen Hofrats und Prinzenerziehers Friedrich Dominicus Ring befindet sich eine größere Anzahl von Briefen, die den von zahllosen Korrespondenten versorgten Allerweltsmann über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse der Reichskammergerichtsstadt Wetzlar informieren sollten. Frau A. L. Volz, Gattin des dortigen Subdelegierten Geheimen Hofrats Volz, — der sich „von" Volz titulieren ließ, ohne daß er es war —, eine bei aller Schöngeisterei ziemlich scharfzüngige Dame, ist die Schreiberin. Ein Brief, der vom 3. November 1772 datiert ist, enthält in seinem zweiten Teil den folgenden Passus:

„... auch mag ich es dem gewesenen Braunschweigischen legations Secretair, Jerusalem, — einiger Sohn des Berühmten Theologen dieses Nahmens, der so eifrig gegen die Freygeisterey geschrieben — nicht nach [erg: machen]; dieser Antipode seines eigenen Vatters, hat sich vergangene Woche, Morgens 6 Uhr eine Pistole vor den Kopf geschossen, daß das Hirn in der Stube versprützt lag, er aber doch noch lebend, jedoch wie leicht zu erachten — ohne Sinnen gefunden worden, welches auch noch biß Mittag 11 Uhr gewähret; dieses geschah sizend, vor einem Tische, worauf ein Freigeisterisches Buch lag — von was vor einem autore, habe nicht erfahren — nebst einem eigenen Aufsaz von ihme, so noch unvollendet gewesen; eigentliche Haubt Ursache wußte man nicht, außer daß er nicht gerne hier seyn wolte, seinen Vatter auch darum ersuchet, es dahin einzuleiten, daß er abgerufen würde, dieser aber solches nicht vor gut hielte, und ihme mit starcken Drohungen befohlen, seiner Schuldigkeit gemäß, seinem Dienste besser als bißher vorzustehen, auch seinem Hn Gesandten gehörigen respect und parition leisten solle, wie er denn in dreiviertel Jahren, demselben nicht die Schwelle betreten, überhaupt einen übertriebenen Hochmuth besessen, welcher daraus abzunehmen, daß er sich im anfang, bey grav Bassenheim in die gesellschafft begeben, welches ihme dieser aber ganz verblümt zu verstehen gab, daß er nicht dazu gehöre; da er mit dem Erbprinzen erzogen worden, glaubte er, daß dieses ihn berechtigt, auch als Secretair überall hingehen zu dörfen."

Dieser vier Tage nach jenem Ereignis abgefaßte Brief ist troß einiger Ungenauigkeiten schon als Bestätigung und Ergänzung des Kestnerschen Berichtes an Goethe (der eigentlichen Quelle für die Darstellung im „Werther") von Interesse. Er läßt erkennen, daß die Sympathien, die Jerusalem-Werther bei der Wetzlarer Gesellschaft genoß, ziemlich geteilter Natur gewesen sein müssen; denn an der Auslegung, die diese Dame, beziehungsweise diejenigen, die ihr den Sachverhalt kolportiert hatten, der Tat zu geben suchen, hat sichtlich die Antipathie mitgearbeitet, — von der bewegten Anteilnahme, die nach Kestners Bericht gerade die Wetzlarer Damenwelt an Jerusalems Ende nahm, ist hier nichts zu spüren. Diese Tatsache dürfte schon darin begründet sein, daß die Volzin (wie ihre übrigen Briefe zeigen), gerade mit jenen Kreisen der Reichskammergerichtsstadt in Fühlung stand, die sich gegen alles, was nicht von Rang und Würde war, nicht exklusiv genug bezeigen konnten und deren spießbürgerlich ängstliche Nobiesse ein häufiges Thema der Klagen Werthers bildet. Sodann spricht der Umstand mit, daß die Volz mit dem Dichter Friedrich Wilhelm Gotter befreundet war, den sein Biograph Schlichtegroll zwar einen Freund Jeru-

salems nennt, während später aufgefundene Briefe Jerusalems erkennen lassen, daß diese „Freundschaft" stille Animosität gewesen ist. Dem spekulativen Ernste Jerusalems, den gerade Lessing seinem Schützling hoch anrechnete, konnte ein liebenswürdig-gewandtes, oberflächliches Talent wie Gotter schwerlich sympathisch sein. Bissige Äußerungen Jerusalems in den erwähnten Briefen zeigen dies zur Genüge. Und Gotter benutzte alsbald auch (1773) Jerusalems Ende zum Anlaß, in seiner „Epistel über die Starckgeisterey" allen starken und skeptischen Geistern zum Trotz sich auf eine billige Art als Religionsretter aufzuspielen. Was von der darin eingeschachtelten sentimentalen Apostrophe des Toten zu halten ist, zeigt die vorangehende, reichlich platte und altkluge, zum warnenden Exempel gegebene Schilderung des jungen Skeptikers, der ein Ende mit Schrecken nimmt. Gerade diese Mischung von Sentimentalität und Duckmäuserei wirft ein bezeichnendes Licht auf diesen „Freund", über dessen etwas zweideutiges „gutes Herz" sich übrigens gerade Goethe bei Gelegenheit ironisch genug äußerte.

Wichtig ist der Satz, der sich auf die bekannte Ballaffäre im Hause des Grafen Bassenheim (des „Grafen C..." im „Werther") bezieht. Denn die eigentliche Art, in der die Ausweisung vor sich ging, ist aus den sonstigen Berichten nicht eindeutig festzustellen. Ein Brief des Jerusalem nahestehenden Hofrats Ditfurth zu Wetzlar teilt mit, daß Bassenheim sich eines Tages gegen ihn sehr freundlich über Jerusalem ausgesprochen und ihn aufgefordert habe, den jungen Legationssekretär zum Besuch seiner Assemblée zu veranlassen, — obwohl einige von den adeligen Gästen vielleicht daran Anstoß nehmen könnten. Als aber Jerusalem dann zu der Assemblée gekommen sei, habe Bassenheim nicht einmal sein Kompliment erwidert, sondern ihm einfach den Rücken gedreht. — Dieser Ditfurthsche Bericht, den Friedrich Koldewey, der Biograph Jerusalems, als Quellenbericht über jenen Vorfall angibt, wird vor allem dadurch unwahrscheinlich gemacht, daß Bassenheim (wie der Vater Jerusalems noch im August 1772 an den Hannöverschen Gesandten zu Wien, Grafen von Wallmöden-Gimborn, berichtet) sich auch nach jenem Vorfall äußerst wohlwollend gegen Jerusalem benahm. Zu der Darstellung im „Werther" steht Ditfurths Aussage durchaus im Gegensatz, denn dort nimmt Graf C... den unliebsamen Gast diskret in ein Fenster und drückt ihm, nachdem er seine fatale Mission möglichst schonend vorgebracht hat, „mit einer Empfindung, die alles sagte", verständnisinnig die Hände. — Kestners Bericht gibt über den Vorfall keine Details und spricht nur davon, daß Jerusalem der Zutritt zur Gesellschaft „auf eine unangenehme Art versagt worden". Das „ganz verblümt" des Volzschen Briefes stimmt also viel eher als der Bericht Ditfurths zur mutmaßlichen Wirklichkeit und auch zur Darstellung im Roman, die Goethe höchstwahrscheinlich nach dem eingerichtet hat, was man ihm noch in Wetzlar (viele Monate vor dem Selbstmord) über den vielbesprochenen Vorfall erzählt haben mochte.

Schließlich sei auf verschiedene Ungenauigkeiten in den Detailangaben hingewiesen. Der Selbstmord soll nach der Volz früh gegen 6 Uhr erfolgt sein, während er in Wirklichkeit bald nach Mitternacht geschah. Das „freigeisterische Buch", — die „Emilia Galotti" —, lag nach Kestners (wohl zuverlässiger) Angabe nicht auf dem Schreibtisch, sondern auf dem Fensterpult aufgeschlagen. Auch irrt die Volzin in der Annahme, der alte Jerusalem habe bei der Affäre mit dem Gesandten Hoefler gegen

den Sohn Stellung genommen. Die Briefe des Vaters beweisen das Gegenteil. Indessen muß diese Version damals zunächst die allgemein verbreitete gewesen sein, — kein anderer als Goethe selbst hat sie anfangs geteilt: „Wenn der verfluchte Pfaff, sein Vater, nicht schuld ist, so verzeih mirs Gott, daß ich ihm wünsche, er möge den Hals brechen wie Eli" schreibt er nach Empfang der Unglücksnachricht an Kestner. — Neu ist die Motivierung von Jerusalems „Hochmut" durch den Hinweis auf die Freundschaft des braunschweigischen Erbprinzen. Wie geheim übrigens Jerusalem seine unglückliche Liebe zu der Gattin seines Kollegen Herd zu halten verstanden hatte, beweist der Umstand, daß selbst die sonst über ganz Wetzlar wohlinformierte Bolzin von dieser „eigentlichen Haubt Ursache" nichts weiß.

Indessen das sind nebensächlichere Umstände. Das zunächst Interessante an dem Briefe ist, daß er ein sprechendes Dokument aus jener Sphäre bildet, in der Werthers Unbefangenheit für „Hochmut" galt und in der er seine eigentlichen Antipoden zu suchen hatte. Auch ist es von Interesse, daß Kestner die Unglücksnachricht erst auf dem Umwege über den Geheimrat Bolz erfuhr. Und da auch außer Kestners Nachricht und dem von Gloël kürzlich veröffentlichtem Entwurf dazu unmittelbare Berichte über die Details jenes Ereignisses meines Wissens nicht bekannt sind, — die Schilderungen von Breidensteins und Heinrich Bambergers sind unzuverlässig und erst später abgefaßt, die Bambergersche sogar erst nach 66 Jahren —, so mag dieses kleine Dokument hier seinen Platz finden.

München. Friedrich Schulze.

Der Bayerische Industriellen-Verband schreibt uns: In dem im Januarhefte 1913 der Süddeutschen Monatshefte erschienenen Aufsatz Professor Brentanos „Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum" finden wir die Behauptung, daß die Tarifgemeinschaft der Buchdrucker in ganz Deutschland, mit Ausnahme der vom Zentralverband deutscher Industrieller und dem Bayerischen Industriellen-Verband beeinflußten Betriebe, Nachahmung gefunden habe. Demgegenüber stellen wir fest, daß der Bayerische Industriellen-Verband niemals in dieser oder jener Richtung versucht hat, seine Mitglieder bezüglich der Tarifverträge wie überhaupt in Arbeiter- und Lohnfragen zu beinflussen. Wir wundern uns über die schriftlich niedergelegte Behauptung des Herrn Professor Brentano um so mehr, als in der Diskussion, welche sich dem am 28. November v. Js. gehaltenen Vortrag anschloß, Professor Brentano auf die Unrichtigkeit seiner Behauptungen aufmerksam gemacht wurde. Professor Brentano wiederholte zwar damals, der Bayerische Industriellen-Verband habe einmal dem bayerischen Staatsministerium ein Mißtrauensvotum ausgesprochen, weil dieses einen tariffreundlichen Erlaß herausgegeben hatte. Auch diese Behauptung muß jedoch als unrichtig zurückgewiesen werden.

Da wir unter unseren Mitgliedern tariffeindlich- wie tariffreundlichgesinnte haben und letztere durch die in Ihrer Zeitschrift erschienenen Ausführungen sehr überrascht sein werden, ersuchen wir Sie höflichst diese Richtigstellung an derselben Stelle abzudrucken.

Mit vorzüglicher Hochachtung Bayerischer Industriellen-Verband e. V.
J. A. Dr. Kuhlo, Syndikus.

Ich hatte in meinem Vortrage „Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum“ ganz ebenso wie in dessen hier erfolgtem Abdruck (Januarheft, Seite 542) von den deutschen Buchdruckern gesagt: „Ihre Tarifgemeinschaft ist berühmt geworden durch den Segen, den sie gebracht hat. Sie hat in ganz Deutschland auch in anderen Gewerben, mit Ausnahme der vom Zentralverband deutscher Industrieller und dem Bayerischen Industriellenverband beeinflußten Betriebe, Nachahmung gefunden.“

Das damit Gesagte ist vollständig richtig. Beweis: das Verhalten des Zentralverbandes deutscher Industrieller im Frühjahr 1905 und das Auftreten des Herrn Geheimen Baurats Dr. von Rieppel und des Herrn Dr. Kuhlo im Bayerischen Industriellenverband gegen Tarifverträge in der Großindustrie. Die bayerische Staatsregierung hatte 1905 den Gewerbeinspektoren die Förderung des Tarifvertrags als des geeignetsten Mittels, „das gute Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern herbeizuführen“ empfohlen. Sofort haben sich dagegen sowohl der Delegiertentag des Zentralverbands deutscher Industrieller als auch der Verband deutscher Metallindustrieller gewendet. Von dem ersteren ist Herr Geheimer Baurat Dr. von Rieppel Mitglied, von dem anderen ist er der Vorstand. Er ist aber auch gleichzeitig erster Präsident des Bayerischen Industriellenverbandes und hat als solcher erst wieder auf dessen 11. Generalversammlung am 14. Dezember 1912 lebhaft gegen Tarifverträge in der deutschen Großindustrie gesprochen. Dasselbe hat dessen Generalsekretär, Dr. Kuhlo, in derselben Versammlung getan. Und daß beide die maßgebenden Persönlichkeiten desselben sind, zeigt, daß trotzdem, wie Dr. Kuhlo berichtet, es unter den Mitgliedern des Bayerischen Industriellenverbandes auch tariffreundlich Gesinnte gibt, doch keiner von ihnen gegen sie das Wort ergriffen hat. Ich habe also die Stellung der maßgebenden Persönlichkeiten des Bayerischen Industriellenverbandes zu den Tarifverträgen auf Seite 542 dieser Zeitschrift ganz richtig gekennzeichnet.

Aber allerdings habe ich einen Fehler begangen, zwar nicht in dieser Zeitschrift, sondern in der Debatte, die sich am 28. November 1912 an meinen Vortrag „Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum“ anschloß. Ich habe da in einer Replik statt des „Verbandes bayerischer Metallindustrieller“ den „Bayerischen Industriellenverband“ als den Urheber des Protestes gegen den 1905er Erlaß der bayerischen Staatsregierung zugunsten der Tarifverträge bezeichnet. Und angesichts der Tatsache, daß in beiden Geheimrat Dr. von Rieppel der führende Mann ist, und er, sowie Dr. Kuhlo, auch im „Bayerischen Industriellenverband“ gegen Tarifverträge auftreten, war die im Eifer des Gefechts stattgefundene Verwechslung vielleicht kein so schweres Verbrechen. Jedenfalls aber fehlt der vorstehenden Berichtigung Dr. Kuhlos und der Verwunderung, der er darin Ausdruck gibt, jede Berechtigung. Denn es ist, wie die obige Wiederholung meiner auf Seite 542 abgedruckten Sätze zeigt, nicht richtig, daß ich hier oder anderswo etwas im Druck wiederholt hätte, was mir in der Diskussion am 28. November 1912 bereits als unrichtig bezeichnet worden sei.

Im übrigen war es mir eine große Freude, aus dem Munde Dr. Kuhlos bestätigt zu hören, daß seine und Geheimrats von Rieppel Gegnerschaft gegen die Tarifverträge nicht bei allen Mitgliedern des Bayerischen Industriellenverbandes Zustimmung finden.

München, 24. Januar 1913. Prof. Dr. L. Brentano.

Vom Berliner Theater.

Sobald ich mich im Café hingesetzt habe, beginnt der Tisch hinter mir das Spiel. Irgendeine Posse oder Komödie, Dramen sind sehr selten, Tragödien werden geschwiegen.

Eine Frau spricht zu einem Mann: „Unbefangen lustig kann man eigentlich mit dir nicht sein. Entweder macht man mit, dann schnappst du ein, oder man macht nicht mit und dann schnappst du auch ein." Der Mann nimmt diese psychologische Ausdeutung wie einen Orden entgegen und heftet ihn schwermütig lächelnd an die Brust. Aber die Frau schürft tiefer und exemplifiziert. Sie wundert sich, daß er so sei. Er kann ihrer ganz sicher sein und ist doch so. Es muß da eine Divergenz sein zwischen dem geistigen Menschen und dem Dandy. Wenn sie mitmacht, revoltiert der eine, wenn sie nicht mitmacht, geniert sich der andere. Es ist ja alles so seltsam, und er, dessen Ohr aus jedem ihrer leichteren Worte die Echos gemeinsam durchraster Stunden hören sollte . . .

Sie hat ihn so kompliziert geschildert, daß er die Verpflichtung fühlt, es zu sein. Er spricht: „Eine Frau, die nicht flirtet, muß sich ihres geringen Begehrtwerdens bewußt sein. Eine Frau, die flirtet, kann kein tiefes Begehren fühlen, denn dieses arbeitet wie ein Riesenkrahn, nicht wie ein Damenührchen." Da sie dies bestreitet, wenn auch der Form wegen lobt, sagt er ihr auf den Kopf zu, sie habe mit dem Börsianertisch nebenan kokettiert. Man versteht: um das Kunstwerk des analysierenden Gesprächs weiterzubauen, setzt er etwas einfach für wahr ein. Da sie aber eine Frau ist, empört sie sich gegen eine Unterstellung, die geradeso gut eine Wahrheit hätte sein können, wäre der Nebentisch anders besetzt gewesen. „Und wenn schon" sagt sie, und verweist auf die ganz anders beschaffenen Beziehungen zwischen ihrer beiden Psychen. Da er aber ein Mann ist, fühlt sich seine Geschlechtlichkeit durch die geringste polygame Andeutung von der andern Seite verletzt und er meint jetzt einfach, für dumm lasse er sich nicht halten. Der Schatten eines Himmelbetts fällt zwischen die zwei und verfinstert die Gehirne. Sie will nicht sein Weibchen sein, er hat all das Herrliche bisher aus seinem Busen in den ihren gelegt, was er als ihr Eigentum so lange verehrte. Sie findet auch die liebevollste Sklaverei eine empörende Prostitution, er konstatiert, daß die Blüte des Geistes aus der Knospe des Leibes sich entfalte. Gegenseitige Verhöhnung, gegenseitige Verachtung. Er ruft: Kellner! Er zahlt, sie ist vor Ekel erstarrt (und teilt ihm das mit). Es folgen die letzten, abschließenden Fragen der toten Liebe: „Wohin hast du meine Uhr zum Reparieren gebracht?" — „Meine Wäsche kann wohl noch einen Tag bei dir bleiben!" Dann brechen sie auf, er hilft ihr demonstrativ-fremd in den Mantel. Sie gehen — um morgen oder übermorgen wieder die große Leidenschaft zwischen geistig Hochstehenden zu spielen.

Biologisch niedrigstehende Keimzelle der „Großen Liebe" von Heinrich Mann.

Auch Etienne Rey beschäftigt sich in seinen „Schönen Frauen" (Peau Neuve) mit der großen Liebe, als welche man hier die große Liebesfähigkeit setzen kann. (Wie bei Heinrich Mann das große Liebeswollen.) Etienne Rey greift einfach zu, nach jeder Frau, die im Verlauf von zweieinhalb Stunden sich zwischen

den Kulissen zeigt, so daß man es schließlich als ein unverzeihliches Übersehen empfindet, wenn das meldende Dienstmädchen leer ausgeht. Das heißt empfinden würde, wenn man Herrn Rey glauben wollte. Aber das ist ja alles nicht so ernst, was er da seinen Helden, den Herrn François Villières, anstellen läßt. Rey ist einer von den Autoren, die mit ihren Personen Kontrakte abschließen. Er sagt: „Ich verspreche Ihnen einen vollen Erfolg, wenn Sie . . .!" „Was muß ich tun?" frägt Herr Villières. „Hören Sie", antwortet Herr Rey, „Sie lieben Ihre Frau. Keinen Widerspruch! Das wird Sie köstlich kleiden. Aber, und jetzt werden Sie den Witz merken, Sie lieben auch jede andere Frau, die Ihnen in den Weg läuft. Das läßt sich alles leicht erklären, wenn Holländer erst ein Feuilleton *„Hommes à femmes"* über Sie schreibt und mich eine der stärksten Hoffnungen des jungen Frankreichs nennt. Sie lieben im ersten Akt Ihre Frau, brechen mit Ihrer Geliebten und nehmen eine neue. Im zweiten Akt lieben Sie ihre Frau, brechen mit Ihrer Geliebten und nehmen sich eine neue. Im dritten Akt lieben Sie Ihre Frau, haben eigentlich keine Geliebte (also hier gehört die fehlende Episode mit dem Dienstmädchen herein: Kahane wird schreiben: „letzter, vergehender Abglanz alter gauloiser Herrlichkeit und Galanterie" und wird gaulois als Pointe empfinden) eigentlich keine Geliebte, aber Sie schreiben an die zwei gewesenen und an die kommende Briefe und finken der versöhnten Gattin nach Vernichtung der zwei ersteren und Frankierung des letzteren an die geliebte Brust." Kurz, er macht mit ihm aus, immer das gleiche zu tun, ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit oder Psychologie, dann werde dies Gleiche unter den jeweils ungleichen Umständen fabelhaft komisch wirken. Mit Herrn Prévost schließt der Dichter einen ähnlichen Kontrakt. Er hat immer Sport zu treiben, jeden Sport, Tennis, Fechten, Golf, Turnen, was er will. Sport, wenn er mit Villières redet, wenn man im Familienzimmer zusammensitzt, wenn eine Frau ihn zur Liebe verführen will, wenn ein anderer Mensch auf einem Stuhl stillsitzen würde. Er ist verpflichtet, immer das Gleiche zu tun, was dann unter den jeweils ungleichen Umständen und so weiter und so weiter.

Etienne Rey hat die unvergleichliche französische Lustspieltradition, Geschmack und Munterkeit, und ein Rezept. Heinrich Mann hat gar keine dramatische Tradition, gar kein Rezept, nur Geschmack und Nerven. Ich bin für Heinrich Mann. Man kann einem Vergleich gar nicht aus dem Weg gehen, wenn das Deutsche Theater und das Lessingtheater zur gleichen Zeit das Thema der nichtgroßen Liebe abhandeln. Und da es sich um Routinier und Dichter handelt, will ich den Vergleich. Routinier ist für jemand, der den Jammer der deutschen Dramatik kennt, wahrhaftig kein Schimpfwort. Sudermann ist kein Routinier, sondern der Nachahmer eines Routiniers. Blumenthal war vielleicht einmal einer, seltsamerweise ohne zwischen Freund Teddy und den schönen Frauen in den Kammerspielen und den Blättern des Deutschen Theaters (welche sich allmählich der Gartenlaube nähern) aufzutauchen. Aber ein Routinier wird nie die Nacht beschwören können, die hinter dem letzten Mannschen Akt steht. Unbefleckt von den Räuschen dieser Hotels *à la* Monte Carlo, eine Nacht, in deren schattenschwerer Schönheit lächerliche Greise und junge Idealisten wie geschwisterliche Gespenster beisammen sitzen, während aus einer Grotte der silberne Leib Aphrodites mit glatten Schenkeln

und umdunkeltem Gesicht schimmert. Der erste Akt ist gewiß nicht überraschend: Das Schiff der Handlung fährt wie die alten, verschnörkelten Dampfer des Starnberger Sees wichtig und geräuschvoll über die Seichtheit im Zick-Zack von Pointe zu Pointe und um das Bild photographisch getreu zu machen, muß auch immer noch ein klappriger Steg vom Schiff zum erstrebten Ufer geschoben werden: So, jetzt kann die Entladung erfolgen. Solche Sachen, wie der Mann der Heldin Liane (Sache, nicht Person), der eine Nebenhandlung des zweiten Aktes durch eine Unterredung mit dem Schatten eines distinguierten Arztes vorbereiten muß, sind schlimm. Nun, der Komponist Gassner erringt die Bankiersgattin Liane. Er ist in der Kunst soweit, um an die Frau denken zu können; nach schnell errafften Kolegen mit weiblicher Körperbildung kommt er zu der Nichts-als-Frau, deren Berufung es ist, den Männern, die von keiner Sorge, keinem Erwerb, keiner Bindung berührte, reine Frau zu erhalten, die nur einen Weg kennt: den zum Mann. Wie die Griechen in ihren Götterbildern der Zufälligkeit das Ideal entgegenhielten.

Der zweite Akt, zurückgezogene Sommerfrische Lianens, der Gassner gefolgt ist, zeigt schon eine seltsame Wahrheit, daß nämlich die Nichts-als-Frau auch darin hellenischen Göttinnen gleicht, daß sie nur zum Ansehen, höchstens zum Anbeten ist. Sie ist unfruchtbar im höchsten Sinn, die Frauen mögen sich nach ihr bilden, aber die Männer sollen sie fliehen. Hier ist ein sehr tragischer Dualismus: sie muß, um ganz rein und vollkommen sich zum Ausdruck zu bringen, in einem Schwaden von Begierde stehen. Aber sie kann kein Begehr stillen. Versucht sie es, so spürt sie bald diese Unfähigkeit, weicht sie bald, wenn sie auch andere Gründe für sich findet, auf ihr Piedestal zurück. Gelingt ihr's, so ist ihre Gottheit verloren, der Liebhaber stiehlt ihr das himmlische Schwanenkleid und sie muß ihm in seine Hütte folgen. (Schwan nicht gleich Reinheit.) Lianen gelingt es nicht. Man langweilt sich beträchtlich, Herr Gassner greift hilflos an dem Marmor umher, seine heißen Hände scheinen den fast zu erwärmen; das Publikum langweilt sich auch, das seinere deswegen, weil ein Herr Türk auftritt und einen sehr plumpen Charakterisierungsversuch an Liane vornimmt. Türk betet nur an, wenn er auch von dem wahnsinnigen Gedanken beherrscht ist, die Göttin könne sich beleben.

Nun bringt der dritte Akt den Heinrich Mann des „Variétés.“ Rivierahotel mit Milliardären und Hochstaplern. Mann versucht etwas, das kaum geht: die große Liebe versumpfen zu lassen. Er denkt episch, wie im zweiten Akt, wo er die große Liebe verlangweilen läßt. Aber aus dem etwas dünnen Stimmengewirr, auch dem Versuch, stark zu instrumentieren, der schließlich damit endet, daß viele Instrumente nebeneinanderher klingen, als habe man ein Orchester in e i n e r langen Linie aufgestellt, erhebt sich nun, zwanzig Minuten vor Schluß die Tragödie aus der schwachen Komödie, oder vielleicht die starke, aus allen Farben, Trauer und Burleske, stark gewordene ewige Komödie, ganz roh: „Theorie und Praxis“ zu benennen. Denn, das sei den Herrn Kritikern, die es sich so leicht gemacht haben (große Liebe in Anführungsstrichen, Selbsttäuschung, Abflauen, kühles Auseinandergehen: Schema *F*) das sei ihnen gesagt: theoretisch lieben sich Liane und Gassner am Schluß eben noch so, wie am Anfang, sie lieben die Liebe, was keine Phrase ist, sondern die Formel für Idealisten, Don Juans, Nichts-als-Frauen, für

alle, die einmal geträumt haben und die irgendwo in den Gärten am Hang die nackte Bildsäule eines Contes oder einer Contessa wissen, die einmal Fleisch und Blut war oder werden muß. Aber: das gesellschaftliche Leben, einfach diese feststehende Folge von Besuchszeit und Essenszeit und Teezeit und Schlafzeit, ist unvereinbar mit der Technik der großen Liebe, mit ihrer Unersättlichkeit, ihrer Besitzesfreude, ihrer Indiskretion, ihrem Absolutismus. Denn das gesellschaftliche Leben ist schon kommunistisch, jeder muß der Allgemeinheit liefern, was er leisten kann, es gibt kein Alleinbesitzrecht an Menschen und Herzen. Der Park des Riviera-Hotels hat sich verfinstert, Gassner zahlt einem Kellner die Vision von zwei nächtlichen Schatten, die sich auf der, einem Fenster gegenüberliegenden Wand in enger Umarmung abgezeichnet haben, Liane ist im Trubel untergegangen, nun sitzt der Don Quixotte der großen Liebe zusammen mit dem ältesten Lebemann des Kontinents, das Gespenst mit dem, der zum ersten Male Gespenster gesehen hat und sie reden . . . von was? Von der großen Liebe, deren Standbild in einer Vigne stehen soll, die einmal lebendig gewesen sein soll, und immer lebt und von niemand erlebt worden ist, dessen Sehnsucht im Schoß einer Frau endete.

Heinrich Manns Komödie ist sicher nicht gut, aber wenn auch das, was seine Menschen sagen und tun, nur entfernt das ist, was er sagen und tun lassen wollte: Stimmen gehen hinter den Worten, Schatten hinter den Gesten, Gesänge hinter den Massen buntfarbiger Puppen, in denen die schöne Schwermut leuchtet, die am Schluß Sauers Geck stottert. Das ist vielleicht die Formel dieses Stücks: der Geck, der vollständig Geck bleibt und plötzlich ein Dichter ist. Am Anfang des letzten Aktes glaubt Gassner an das Ende der großen Liebe, weil Liane sich nicht geben kann, glaubt Liane an das Ende der großen Liebe, weil die gesellschaftlichen Pflichten sich ihr immer in den Weg stellen. Das ist der Moment der letzten, abschließenden Fragen. Aber am Schluß, wenn beide gesehen haben: die große Liebe lebt, aber sie ist eine Unmöglichkeit! Da geben ihre Herzen die große Liebe nicht erst auf. Sie resignieren nur. Dies Erkennen der Unmöglichkeit macht ihr Gefühl unsterblich, aber unirdisch.

Muß ich noch von den „Schönen Frauen" sagen, daß sie ein munteres sauberes Spiel, eine angenehme Unterhaltung sind? Bassermann als Villières! Wenn nur nicht so viele andere, drängende Gestalten von seinem Herzblut aufleben wollten. So wird er in hundert Aufführungen charmant und lustig sein und hundert Abende lang keinen Shakespeare, keinen Strindberg, keinen Shaw spielen. Die ganze Aufführung war, wie das Stückchen, sauber und angenehm. Durchaus reelle Ware (Regie Holländer). Auch dekorativ einwandfrei. Hier schließt die Reihe der Epitheta. Die „Große Liebe" im Lessingtheater schloß sich in strenger Abhängigkeit um die Liane der Frau Durieux. Nur Frau Durieux war wirklich aus der Welt der vollständigen Nutzlosigkeit, deren Frauen wie die Nonnen einer modernen Abtei Thelem nichts von dem ganzen verwirrenden Mechanismus des Lebens wissen, nur sich und ihre selbstverständliche Vollendung kennen. Ich liebe diese in ihren eigenen Klängen wiegende Stimme, die plötzlich alles tiefer und bunter färbt und ihre Trägerin in ein gedämpftes, farbiges Licht stellt. Die Ensemble-Szenen waren schlecht abgestimmt, sobald eine Ecke ihren Spruch hinter sich hatte, setzte

die andere mit voller Kraft ein. Kein Übergang, kein lösendes Stimmgewirr. Die Szenenbilder waren auch hier gut.

Schließlich noch ein Wort. Reinhardts junge Männer, Holländer und Kahane, geben die „Blätter des Deutschen Theaters" heraus. Ein aufgelegtes Geschäft, weil sie mit dem Programm an jeden Besucher des Theaters verteilt werden. Sie könnten die beste Theaterzeitschrift Deutschlands haben und haben? — jeweils 16 Seiten, deren Reklame-Inhalt auf dem Niveau von Universalmittel-Anpreisungen steht. „Etienne Rey, der Lustspieldichter der Zukunft", an dem doch alles Vergangenheit und etwas Tages-Gegenwart ist. So wird hier gearbeitet. Außerdem haben die Herrn durch einen Zufall die Bade- oder Schieber- oder Sport-Nummer irgendeines Witzblattes in die Hand bekommen und machen nun in rührender Buchstaben-Gläubigkeit „Spezial-Nummern". Was aus dem mehr Fleischlichen der Berliner Witzblätter ins Geistige übertragen, doppelt peinlich wirkt. Ich möchte diese Betrachtung schließen, wie Billières das Lustspiel des Herrn Etienne Rey (dem die Lobsprüche seines Übersetzers nicht nachgetragen werden sollen) schließt, mit einem Gebet: Lieber Gott! Strafe die Herrn nicht zu hart, daß sie statt der besten, die schlechteste Theaterzeitschrift herausgeben und damit eine der schönsten Gelegenheiten, selbst Premièren-Besucher für Theaterdinge zu interessieren, in Grund und Boden ruiniert haben. Denn eigentlich bist du ja selbst mitschuldig, denn du hast zugelassen, daß sie Dramaturgen wurden . . .

Berlin. Ulrich Rauscher.

Parallelausgaben.

Es ist nicht die schlechteste Art ein Werk fremder Dichtung dem Leser darzubieten, wenn man eine Übersetzung daneben abdruckt, und es ist sicherlich keine schlechte Übersetzung, die es aushält so mit dem Urbilde konfrontiert zu werden; zum mindesten muß sie wörtlich sein um sich neben das Original stellen zu dürfen. Wörtlich, meinetwegen holprig, etwa wie des alten Hartung Äschylos, der mir, zumal unmittelbar Seite an Seite neben dem Urtext, lieber ist als die Wilamowitzsche Verwässerung. Von Neueren ist Dante in einer schönen vierbändigen Parallelausgabe bei Herder erschienen. Wem sie zu umfangreich ist, mag als einstweiligen Ersatz zu der Settegastischen Auswahl greifen, die von den über 14000 Versen der *Commedia* in 39 Abschnitten ungefähr 3000 bringt und als Einführung, vor allem auch der Anmerkungen halber, empfohlen sei (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher). Als Ergänzung werden „Dantes Gedichte von zweifelhafter Echtheit" willkommen sein, die Richard Zoozmann, der Übersetzer des Herderschen Dante, im Xenienverlage zusammen mit dem Original herausgab (M 4.—). Von älterer deutscher Literatur ist die Wolfskehl- Von der Leyensche Parallelausgabe der „Ältesten deutschen Dichtungen" (Inselverlag) nicht minder bekannt als die vom Tempelverlag besorgte Ausgabe des Nibelungenlieds mit dem Urtexte zusammen. Derselbe Tempelverlag hat begonnen ein Unternehmen zeitgemäß zu erneuern, das bereits einmal durchgeführt wurde, nämlich den Parallel-Shakespeare. Die vor Jahrzehnten in Leipzig und Philadelphia erschienene, und von Professor Karl Sachs herausgegebene Parallelausgabe ist kaum noch antiquarisch aufzutreiben. Vom Tempel-Shakespeare liegt nun der Hamlet vor und Romeo und Julia, beide von

Professor Lewin L. Schücking herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Die Ausstattung zeigt, welche Fortschritte das Buchwesen in Deutschland seit jenem ersten Parallel-Shakespeare gemacht hat: Der vorzüglich auf gutem Papier gedruckte Band kostet in schönem Leinenbande drei Mark. Der vom nämlichen Verlage versprochene Parallel-Homer wird sich noch verzögern; im Herbst dieses Jahres soll die Odyssee fertig vorliegen. J. H.

Ein hartes Frauenleben.

Es gibt Bücher, deren Wert als Beitrag zur Sittengeschichte so überragend ist, daß davor die Frage nach künstlerischen Eigenschaften zunächst ganz zurücktritt. Lena Christs Erinnerungen einer Überflüssigen (erschienen bei Albert Langen) ist ein solches Buch. Es ist wahrhaftig Neuland, in das die Verfasserin führt; man lernt Lebensweisen kennen, von denen man keine Ahnung hatte: das Idyll des kleinen Halbbauern, dessen Frau städtische Kostkinder aufzieht; die Lebenshaltung des Münchner Vorstadtwirtschaftspächters; allerlei Kehrseiten eines Frauenklosters; das typische Schicksal der Pächterstochter, und eine, wie es scheint, ziemlich typische Ehe in Kreisen untersten Bürgertums. Die Einfachheit der Erzählung hat etwas unmittelbar Überzeugendes; man schenkt der Verfasserin sofort Zutrauen, so scharf, fest, hart und stimmungslos steht alles da. Wir kannten jenen Frauen-Naturalismus mit seinen Derbheiten aus älteren Werken der Croissant-Rust und der Rosmer. Hier ist mehr. Es ist eine Autobiographie von einer Ungeschminktheit, wie es wenige gibt, besonders wenige von Frauen; zugleich von einer stofflichen Spannung, die etwas vom spanischen Schelmenroman der alten Zeit hat. Die Hand, die diese Bekenntnisse geschrieben hat, ist entschlossen, wenn auch kaum fein. Alles Seelische muß der Leser mehr erraten, denn alle Schamhaftigkeit der Verfasserin stellt sich vor das Innere; Schamhaftigkeit im Äußern geht bei solchem Schicksal bald flöten. Sie berichtet nüchtern, ohne Leidenschaft, so wie sie etwa vor Gericht aussagen würde. Die außerordentliche Charakterschilderung der Mutter ergibt sich ganz nebenbei von selber, sozusagen als Abfallprodukt des ganzen Verfahrens. Man hat das Gefühl, als seien Schichten, die bis jetzt fast nur schablonenhaft, pseudohumoristisch, verlogen gemalt wurden, hier unerbittlich geschildert und dabei, was die Hauptsache ist, ohne jede Absicht unerbittlich zu sein, sondern bloß mit der Absicht zu erzählen. J. H.

Eine Chronik des Athenatempels in Lindos

haben die dänischen Archäologen bei ihren Ausgrabungen in Rhodos gefunden. Die Inschrift, welche soeben von Chr. Blinkenberg ausgezeichnet veröffentlicht wird, berichtet, wie im Jahre 99 vor Chr. beschlossen wurde, ein Verzeichnis der wichtigsten, einst im Heiligtum vorhandenen aber zum großen Teil zu Grunde gegangenen Weihgeschenke ausarbeiten und aufstellen zu lassen und zugleich Nachrichten über die „Epiphanien", Wundertaten der Göttin, aufzuzeichnen. Der eigentliche Urheber dieses Beschlusses ist offenbar Timachidas aus Lindos, ein Mann, der als rhodischer Lokalhistoriker bekannt ist und der hier die Frucht seiner zu größerer Ehre des Vaterlandes und des Heiligtumes betriebenen Forschungen verewigen lassen durfte. Seine

Liste der Weihgeschenke beginnt mit der mythischen Zeit. Obwohl jedesmal die Autoritäten für diese damals schon vernichteten Werke angeführt sind — besonders spielen Schriften älterer Lokalantiquare und Berichte früherer Priester eine Rolle — werden uns Nachgeborenen Anatheme des mythischen Stadtgründers Lindos oder der dämonischen Telchinen etwas bedenklich stimmen, aber auch anderes ist überraschend. Da wird ein eherner Dreifuß genannt, auf dem Kadmos mit phönikischen Buchstaben seine Weihung eingegraben hatte, da findet sich ein silberner Becher mit der Inschrift: „Minos der Athena Polias und dem Zeus Polieus", da gibt's zwei Schilde, einen mit Erz, einen mit Leder überzogen, die kein geringerer als Herakles geweiht hatte, Beute von den Meropern und dem troischen König Laomedon. Auch aus dem berühmten troischen Krieg gibt's allerlei Reliquien; der rhodische Held Tlapolemos hat von da nicht weniger als neun Schilde, neun Dolche, neun Helme und neun Paar Beinschienen mitgebracht und geweiht. Von all diesen und andern ähnlichen Dingen wird sogar die Weihinschrift im Wortlaut mitgeteilt; wer kann nun noch an der Wirklichkeit jener Helden und ihrer Taten zweifeln wollen, obschon bereits bei Abfassung der inschriftlichen Liste all diese schönen Sachen — leider — nicht mehr da waren. Aber sie hatten existiert, das versichert uns Timachidas treuherzig und bestimmt. Oder sollte wirklich ein Zweifelsüchtiger nicht an die Echtheit eines Helmes glauben wollen, auf dem einstens zu lesen war: „Diesen Helm des Paris weihte Menelaos", oder einen Armring, den die schöne Helena der Göttin geschenkt hatte, bemäkeln? Nebenbei, nach einer andern Überlieferung hatte sie im gleichen Tempel noch ein zweites Weihgeschenk dargebracht, das wir in unserer Liste vermissen; der gute Plinius erzählt davon auf Grund des Berichtes eines Augenzeugen, seines Zeitgenossen, des dreimaligen römischen Konsuls Licinius Mucianus, also eines ehrenfesten Mannes: „im Minervatempel zu Lindos weihte Helena einen Becher aus Elektron (Weißgold), welcher die Gestalt und Größe ihres Busens wiedergab". Im Jahre 99 vor Chr. gab es dies pikante Kunstwerk noch nicht im lindischen Tempel, gegen 70 nach Chr. hat es Mucianus dort bewundert. Hier können wir mit Händen greifen, wie es mit solchen Raritäten zuging. Offenbar befand sich im Tempel ein Trinkgefäß jener ungefähr halbkugeligen Form, welche man Mastos nannte, indem man sie mit dem Busen verglich. Solcher Gefäße gab es viele; wie dieses eine zur Ehre kam, von Helena zu stammen und gar ihre Schönheit wiederzugeben, wissen wir nicht, aber daß es erst nach 99 vor Chr. zu solchem Ansehen kam, das wissen wir jetzt. Die in der lindischen Chronik aufgezählten sonstigen Weihungen aus homerischem Kreise sind minder pikant, ohne darum echter zu sein, es sind meist Waffen. Eine sensationelle Rarität war auch ein Becher, den Dädalus gemacht, der Tyrann Phalaris geweiht hatte, er zeigte in toreutischer Arbeit den Titanenkampf und Kronos seine Kinder verschlingend. Nach einer solchen Menge apokrypher Sachen freut man sich endlich auch glaubliche zu finden. Da waren drei altertümliche Bilder, Weihungen von verschiedenen Phylen, die im Wettkampf gesiegt hatten: „Dargestellt waren der Phylarch und neun Wettläufer in altertümlicher Haltung und bei jedem stand sein Name." Nach erhaltenen Kunstwerken kann man sich diese Bilder wohl vorstellen, und irgend etwas Echtes wird schon zu Grunde liegen, wenn auch die mitgeteilten Dedikations-

inschriften kaum authentisch sind. Und die jüngeren Weihgeschenke verdienen allen Glauben und lehren uns Neues. Da bestätigt eines zum Beispiel die schon auf Grund einer Münze aufgestellte scharfsinnige Vermutung, daß bei der Besiedelung der nordafrikanischen Cyrenaica durch Battos auch Rhodier beteiligt waren. König Artaxerxes III. von Persien hatte seine ganze königliche Tracht mit allem Goldschmuck, einem edelsteinbesetzten Säbel und dergleichen, alles zusammen im Gewicht von 1375 Stateren Gold (33495 Mark) geweiht; der genaue Anlaß ist nicht bekannt. Alexander der Große hat zum Dank „für seinen Sieg über Darius und die Eroberung Asiens" Opfer und Gaben dargebracht, und ähnlich andere Fürsten, wie zum Beispiel Pyrros von Epirus, dem ein Orakel von Dodona befahl, seine Waffenrüstung zu weihen, „in der er die Gefahren bestanden".

Das alles zusammen gibt uns ein anschauliches Bild von dem angeblichen Reichtum dieses Heiligtums in mythischer und dem wirklichen in geschichtlicher Zeit; für letztere dürfen wir uns nur noch eine Fülle nichtberühmter Gaben hinzudenken, wie sie uns die anderwärts erhaltenen Inventare griechischer Heiligtümer aufzählen.

Von dem zweiten Abschnitt, den Wundertaten (Epiphanien) der Göttin sind nur drei einigermaßen erhalten. Da wird zunächst ausführlich erzählt, wie im ersten Perserkrieg die feindliche Flotte unter Datis die Stadt Lindos belagerte, die besonders unter Wassermangel litt. In dieser Not erschien Athena einem der Beamten im Traum und versprach, sie werde schon zur rechten Zeit Hilfe von ihrem Vater Zeus senden. Darauf verließen sich die Bürger so zuversichtlich, daß sie zunächst einmal feststellten, für wie viele Tage noch das Wasser reiche, und als sie gefunden hatten, für fünf Tage, erbaten sie für diese Frist Waffenstillstand, mit der naiven Motivierung: sie hätten Athena zu Vater Zeus um Hilfe gesandt, käme sie nicht in dieser Zwischenzeit, so wollten sie kapitulieren. Daß Datis darüber gelacht, glauben wir dem Chronisten lieber, als manches andere. Aber die göttliche Hilfe blieb nicht aus. Schon am folgenden Tage umhüllte dunkles Gewölk die Burg und furchtbarer Regen fiel, so daß die Not der Belagerten ein Ende hatte. Dies Ereignis machte auf Datis einen solchen Eindruck, daß er im Staunen über den Eingriff der Göttin die Belagerung aufhob und ihr seinen Schmuck, seinen Säbel, ja sogar seinen Reisewagen weihte. Leider sind diese schönen Dinge dann im Jahre des Priesters Eukles (wir wissen nicht genau, wann das war) mit dem Tempel samt und sonders verbrannt und lebten also nur noch in der Liste der Weihgeschenke fort, in der sie zu ewigem Angedenken aufgezeichnet wurden. Auf uns macht diese Wundererzählung einen etwas nüchternen Eindruck. Sie teilt diese Eigenschaft mit vielen antiken Wundererzählungen.

Eine absonderliche Geschichte ist die zweite Epiphanie. Nächtlicherweile hatte sich einer im Tempel erhängt und diesen dadurch natürlich entweiht. Wie in solch schwierigen Fällen üblich, wollte man eine Gesandtschaft nach Delphi senden und Reinigungsvorschriften erbitten, aber die Göttin erschien dem Priester im Traum und befahl, man solle sich ihretwegen keine Unruhe machen. Man solle nur das Tempeldach über ihrem Bilde abdecken und drei Tage so lassen, dann würde ihr Vater Zeus sie schon entsühnen. Wie dies letztere geschah, ist auf der Inschrift leider nicht erhalten.

Noch nüchterner verläuft die dritte Epiphanie. Als Demetrios Poliorketes 305 die Stadt belagerte, erteilte die Göttin, wieder im Traum, den guten Rat, sich um Hilfe an König Ptolemaios von Ägypten zu wenden; sie selbst werde dann schon weiterhelfen. Weshalb der mit dem Traumgesicht begnadete Kallikles dies nicht gleich den Behörden meldete, ist nicht klar. Sechs Nächte nacheinander hatte er denselben Traum, bis er endlich diesen politisch so zweckmäßigen Rat der Behörde meldete. Auch hier ist der Schluß verloren, und man kann schwer ausdenken, welche überraschende Wendung Athena eigentlich herbeigeführt haben sollte. Denn Rhodos wurde eben belagert, weil es sich auf Ptolemaios Seite geschlagen hatte, und hielt, auch von Ptolemaios unterstützt ein Jahr lang aus, bis Demetrios die Belagerung aufheben mußte. Aber es ist wertvoll zu sehen, wie in einer solchen Tempelchronik mythische und geschichtliche Zeiten, Weihgeschenke und Ereignisse, alle zum größeren Ansehen der lieben Herrin Athena in eine ganz eigenartige Beleuchtung gerückt werden. Als ein solches Dokument alter aber ewig neuer menschlicher Schwäche ist die Chronik von Lindos für uns von besonderem Werte.

München. Paul Wolters.

Populär-medizinische Werke. Wenn man als Arzt nach einem populär-medizinischen Werke gefragt wird, so ist es gar nicht leicht, Rede und Antwort zu stehen. Am geeignetsten erscheint mir das vom Gesundheitsamt in Berlin herausgegebene Gesundheitsbüchlein, in dem sich der Laie, aber auch selbst der Arzt in gewissen Fragen Rats erholen kann. Weiter habe ich das alte Buch von Bock, vom gesunden und kranken Menschen, in der trefflichen Bearbeitung von Camerer in Urach, stets empfohlen. Jetzt schickt H. E. Knopf ein „ärztliches Hausbuch für Gesunde und Kranke beiderlei Geschlechts" in die Welt hinaus, das er „Weg zur Gesundheit" betitelt hat. Der fast 1000 Seiten fassende Band ist vom Verlag J. Ebner in Ulm mit vielen hundert Abbildungen und 24 Tafeln ausgestattet worden. Mit einem Stabe von neun Kollegen hat sich Knopf umgeben, unter die der gewaltige Stoff verteilt ist. Denn nicht nur die Gesundheitspflege im allgemeinen, sondern auch die allgemeine Physiologie und Pathologie des menschlichen Körpers zieht an uns vorüber; die Chirurgie mit der ersten Hilfe bei Unglücksfällen, die ganze innere Medizin, Neurologie und Psychiatrie, die Geburtshilfe und Gynäkologie, die Pädiatrie, die Dermatologie und die Geschlechtskrankheiten, die in bezug auf Prophylaxe sehr kurz gehalten sind. Abschnitte über Auge und Ohr, Krankenpflege und einige Notizen zur Makrobiotik schließen das umfangreiche Buch, das gewiß Nutzen stiften kann. Das Unglück ist, daß solche Bücher oft die nicht richtigen Leser finden, oder auch in die Hände von Hypochondern kommen, bei denen sie nur eingebildete Krankheiten erwecken. — Noch schwieriger als die Aufklärung über den gesunden und kranken Körper ist die Aufgabe, die sich Frau Dr. Emanuele L. M. Meyer in ihrem „zeitgemäßen Erziehungs- und Ehebuche", das allen reifenden Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet ist (Verlag von Strecker & Schröder 1912), gestellt hat. War es nötig, dem ernst gemeinten Buche das „Porträt" der Verfasserin und ein „Geleitwort" voranzuschicken? Wird man ihr deshalb mehr Glauben schenken? Vieles, was Frau Dr. Meyer sagt, ist wohl richtig, aber ist es nötig,

einem „reisenden" Mädchen derartige Aufklärungen über männliche und weibliche Geschlechtsteile zu geben, die jedes Konversationslexikon besser gibt, oder ihr Schrecken vor den venerischen Krankheiten einzujagen, so daß ihr ganz ängstlich werden muß vor der durchseuchten Männerwelt? Ich halte deshalb u. a. das Buch „Vom Mädchen zur Frau" für überflüssig und wenig geeignet für die Zwecke, für die es gedacht ist. Einmal mag man es lesen. Aber es ist kein Buch zu dem man zweimal und öfter greift, um sich Rats zu holen.

Leipzig. Erich Ebstein.

Die deutschen Kolonien (Land und Leute). Von Dr. A. Heilborn. (98. Band der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", B. G. Teubner.) Von dem reichhaltigen Menu geistiger Nahrung in Pillenform, das die erwähnte Sammlung bisher dargeboten hat, ist diese Schrift Heilborns wohl eine der erfreulichsten. Nicht als ob es an derartigen kurzgefaßten Darstellungen der Entstehung, Bedeutung und äußeren Erscheinung unserer Schutzgebiete und deren Bewohnern mangelte. Aber diese gehört wohl, was Reichtum des Inhalts und Zuverlässigkeit der Einzelheiten anlangt, zu den besten, und wenn der Verfasser in seinem Vorwort bemerkt, das Büchlein sei schon in mehr als 10000 Exemplaren verbreitet, so wollen wir das begrüßen, aber gleich den Wunsch nach weiteren 10000 hinzufügen; besonders mögen es süddeutsche Leser sein, denn solche brauchen wir, damit endlich auch im Süden des Reiches das Interesse für Deutschlands Kolonialpolitik erwacht. Bisher ist das nämlich nur in beschämend geringem Maße vorhanden, wenn man als Maßstab nimmt, daß von den 41000 Mitgliedern der deutschen Kolonialgesellschaft kaum über 2000 auf das rechtsrheinische Bayern treffen.

Was in dem schmächtigen Büchlein Heilborns alles enthalten ist, ist erstaunlich: es bleibt aber auch noch Raum für Karten und Abbildungen und einen Literaturnachweis von vier Seiten. Trotz der Menge Einzelheiten liest sich die Schrift ganz fließend und wir möchten der nächsten Auflage nichts weiter wünschen, als daß *„glossina morbitans"* durch *„morsitans"*, *„Manihot glazovii"* durch *„glaziovii"*, *„Kusieb"* durch *„Kuiseb"*, *„Tapatau"* durch *„Tapautau"* ersetzt wird — anscheinend nur Druckfehler. Im übrigen findet sich unter den Schlagworten: Erweckungsgeschichte, Lage, Oro- und Hydrographie, Klima, gesundheitliche Verhältnisse, Vegetation, Tierwelt, Völkerschaften (hier sogar Musikbeispiele), Verwaltung, Schulen, Missionen, Handel und Verkehr alles Wesentliche berücksichtigt.

Weilheim. Rudolf Hermann.

Auch ein „aigner Lebenslauf". Nummer Sechsundzwanzig der Insel-Bücherei ist die Übersetzung einer alten Autobiographie, Das Wanderbüchlein des Johannes Butzbach, das der gelehrte Mönch für seinen in Münster studierenden Stief-Bruder Philipp dereinst lateinisch niedergeschrieben hat, zweiundsiebzig Jahre vor dem Schweizer Thomas Platter. Es war zwar schon 1869 zum erstenmal verdeutscht worden, aber offenbar war damals seine Zeit noch nicht gekommen. Jetzt, da wir auf der ganzen Linie bemüht sind zu unserm deutschen Altertum im weitesten Sinne wieder in lebendige Beziehung zu gelangen, und da kaum etwas

uns stärker festhält als Autobiographien, tritt der alte fahrende Schüler aufs neue seine Wanderung an, und diesmal wird er viele Freunde finden. Wenn wir heut Eins bedauern, so ist es die Sprache der Schrift; denn welcher Schatz wäre sie erst, wenn sie in vorlutherischem Deutsch geschrieben worden wäre. Aber der Verfasser gesteht offen, daß er seine Muttersprache fast vergessen habe, wenigstens nicht mehr rein sprechen könne; und doch war seine Wiege im fränkischen Miltenberg gestanden, an dessen Bergen „ein Wein wächst, der zwar leicht ist und das Gehirn des Trinkenden nicht allzusehr in Verwirrung setzt, aber doch sein Herz erfreut". Johannes ward früh einem Fahrenden mit auf die Wanderschaft gegeben; anfänglich hing ihm der Himmel voller Geigen; denn er „glaubte steif und fest anderwärts seien die Zäun aus Bratwürsten geflochten, die Hausdächer mit Kuchen gedeckt, und der Freitag fetter als daheim der Sonntag". Aber der Fahrende „warf bald den Schafspelz ab", und behandelte den Johannes als seinen Betteljungen, der alles abschmarotzen und den Erlös ihm abliefern mußte. So kam er bis nach Böhmen, wo er seinem Peiniger entfloh und in die Dienste adeliger Herren trat. Die Erzählung erhält etwas von der Spannung des Gil Blas, so wechselvoll gestalten sich die Erlebnisse des armen Hans. Interessant ist, im Gegensatze zur Vernachlässigung seiner eigenen Muttersprache, was Butzbach von den Böhmen sagt: „Obwohl es bei ihnen Lateinkundige genug gibt, bedienen sie sich doch wegen der Belehrung für das Volk in ihren Schriften mehr der Landessprache. Selbst auch die heilige Geschichte und Schrift haben sie in ihrer Landessprache, damit sie von allen verstanden werden könne". Man macht sich unwillkürlich seine Gedanken über Reformation und Kirchenlatein, über die nationale Sendung Luthers, das böhmische Nationalbewußtsein und die Bibel in der Landessprache. Auch was Butzbach sonst von den Sitten der Böhmen erzählt ist von großem Reize. Er schilt sie natürlich Ketzer hin und Heiden her, aber er versucht dabei ihnen gerecht zu werden. „In irdischen Gütern," schließt er, „haben sie viel Glück und Gedeihen. Was sie im Himmel zu hoffen haben ist sehr zweifelhaft." Endlich gelingt es ihm wieder nach Deutschland zu entwischen; nach allerlei Abenteuern kommt er nach Miltenberg, wo seine Mutter noch lebt. Der Vater ist inzwischen gestorben. Nun wird er in Aschaffenburg Schneiderlehrling, und es geht ihm abermals recht schlecht, bis er auf die Frankfurter Messe zieht. Von da ab fährt er bis Mainz, wo er zuerst bei einem Meister eintritt; dann findet er Geschmack am Wandel der Mönche, den er auf Schritt und Tritt beobachtet, und meldet sich in Johannisberg als Klosterschneider. Wie vordem Böhmen, schildert er nun den Rheingau: „Die Heimat unnennbarer Lust". Damit beginnt der letzte Teil der Fahrten des Johannes Butzbach: er wird Student am Gymnasium zu Deventer und setzt sich in die Septima neben die kleinen Buben; aber bald muß er „aus Mangel, Kälte und Not" das Studium wieder aufgeben; er kehrt heim nach Miltenberg, von wo er nach einem bösen häuslichen Auftritt wieder nach Deventer reist, um weiter zu studieren. Drollig klingt sein Lob der Lateinschule seiner Jugend gegenüber der allzu laxen seiner Mannesjahre, wo zwar das Lehrprogramm viel wissenschaftlicher, aber auch der Eifer der Schüler viel geringer geworden sei; oder seine Geringschätzung des massenhaft erworbenen Magistertitels: man glaubt Klagen von heute zu hören. Interessant ist seine Notiz

über den 8. Dezember: „Das Fest der glorreichen und unbefleckten Jungfrau Maria, von welcher die Kirche den frommen und festen Glauben hat, daß sie ohne die Erbsünde empfangen sei, wiewohl etliche sotanem frommen Glauben entgegen sind". Endlich kommt Johannes ins Kloster Laach und erhält eine leerstehende Zelle: „Nun war's mir als sei ich im Paradies; so glücklich fühle ich mich". Als Prior von Laach ist er 1526 gestorben.

Diesen ungewöhnlichen Lebenslauf erzählt der wackere Mann mit einer Treuherzigkeit, stellenweise einer epischen Einfalt, daß sein Büchlein wert ist neben die Autobiographien Größerer gestellt zu werden. Der Insel-Verlag hat sich durch diese neue, hübsche, dabei unglaublich billige Ausgabe (50 Pfennig) ein neues Verdienst erworben. J. H.

Ein neuer Verlag ist in Dachau gegründet worden. Mundt und Blumtritt heißen die Inhaber, „Der gelbe Verlag" heißt die Firma, Daudets Tartarin von Tarascon ist ihr erstes Buch, das, mit 45 Zeichnungen von Emil Preetorius, darunter 11 Vollbildern, kartoniert nur 1 Mark 90 kostet. Preetorius hat in den gedrungenen Vignetten zu den einzelnen Kapiteln wie in der grotesken Mischung von Operettenorient, Zirkus, altmodischem Kleinbürgertum und französischer Provinz ganz neue Seiten seiner Schwarzweißkunst gezeigt. — Leo Tolstois Nachlaß (2 Bände, je M 2.—, bei Diederichs) I: Hadschi Murad, Der gefälschte Coupon, Nach dem Ball; II.: Vater Sergius, Aljoscha der Topf, Erzählung für Kinder, Von ihm alle Tugenden, Der Teufel, Und das Licht scheinet in der Finsternis. Die meisten dieser Werke erschienen sofort auch englisch und französisch in mehreren Ausgaben. — Mereschkowskis historischer Roman Alexander der Erste (M 8 —, Piper & Co.) erschien deutsch noch vor der russischen Originalausgabe. — Für Gitarristen: der österreichische „Zupfgeigenhansl" ist unter dem Titel „Unsere Lieder" erschienen (Friedrich Hofmeister M 1.70); er enthält eine Fülle der schönsten Volkslieder und echter Jodler. Deutsche Volkslieder zur Gitarre (ebenda, M 2.—): Brauns Maidelein, Es ist ein Schnitter, Schlaf mein Kindelein, Prinz Eugen, Maria Theresia, Jez gang i ans Brünnele, Dursli und Babeli, Danß danß Quiselche, Weib, Weib sallst ham gehn, Der Kuckuck ist ein braver Mann und andere, zusammen 19 Lieder. Gitarresatz von Heinrich Scherrer; Ausgabe für hohe und für tiefe Stimme. Robert Kothe, Auslese (bei Heinrichshofen, Magdeburg, M 2.—): Susani, Schnitter Tod, Tod von Basel, Es fiel ein Reif, Als Jesus in den Garten ging und andere, zusammen 24 Lieder. — Von dem Werke des Obersten Arthur Boucher, *L'Anabase de Xénophon* (Nancy, Berger-Levrault, Fr. 25.—) wird behauptet, es werfe die ganze bisherige Literatur über den Haufen, gebe zum erstenmal die richtigen Marschetappen und -routen (48 Karten), und beweise, daß alle von Xenophon abweichenden Erklärer unrecht hätten. — L. Mazzuchetti, Schiller in Italia (Hoepli, L. 4.50). — Von Suchier-Birch-Hirschfelds Geschichte der französischen Literatur erscheint die 2., neubearbeitete und vermehrte Auflage; Band I liegt vor (Bibliograph. Institut, M 10.—). — Wilhelm Wundt: Reden und Aufsätze (Alfred Kröner M 7.—). — A. France: *La comédie de celui qui épousa une femme muette* (C. Lévy, Fr. 1.50). — Arn. H. Mathew: *The Life and Times of Rodrigo Borgia, pope Alexander VI* (Brentano, New-York, 4 D.). — De Sanctis: *Storia della letteratura italiana* (Fratelli Treves 3 L. 50). — Alle bisherigen Ausgaben der Werke Otto Ludwigs werden übertroffen durch die historisch-kritische Ausgabe in 10 Bänden und 8 Supplementen, die unter Mitwirkung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar in Verbindung mit Prof. Petersen, Prof. Walzel und anderen von Paul Merker herausgegeben wird. Der Subskriptionspreis beträgt M 6 — für das geheftete, M 8.50 für das gebundene Exemplar. Band I enthält die kleinen Erzählungen, Band II die Heiterethei und ihr Widerspiel. — Ein noch größeres Ereignis wird die Ausgabe der sämtlichen Werke Friedrich Hölderlins in 6 Bänden (geheftet je M 5.—, gebunden je M 8.—; gleichfalls bei Georg Müller); zuerst erschien Band V, der die Übersetzungen nach Pindar und Sophokles enthält. — Von den niedlichen Amelangschen Leinenbänden (je M 1.—) erschienen drei neue: Stifters Haidedorf und Weihnachtsabend (in einem Bande), Aus dem Regen in die Traufe von Otto Ludwig, und sechs Novellen der Lagerlöf unter dem Titel Unsichtbare Bande.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge nur auszugsweise und mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei G. m. b. H., München ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.